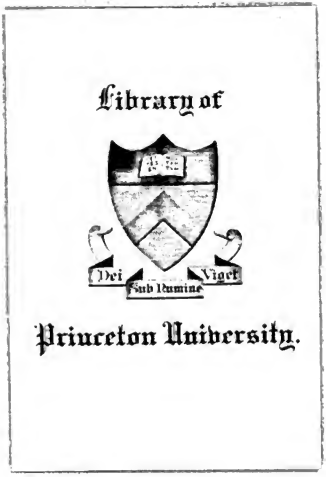
# Die Grenzboten

Digitized by Google

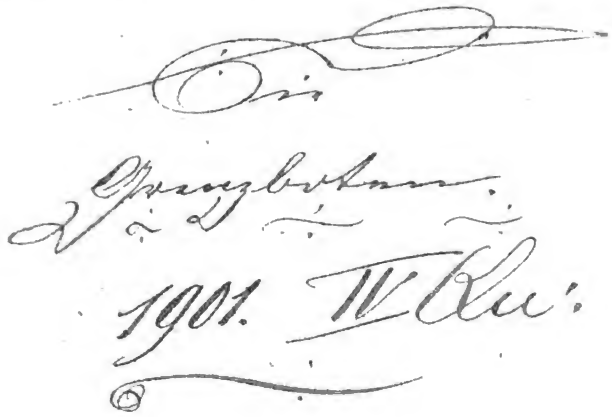
0902
.407

ANNEX LIB.




Printed in Germany.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Die

# Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

60. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1901

Digitized by Google

(RECAP)
0902
.407
Subs. 60
pt. 4
1901

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis

## Jahrgang 1901. Viertes Vierteljahr


### Politik, Kolonialwesen, Geschichte

Der Kampf um den Zolltarif. S. 1. 105. 161. 217.
Der Diktaturparagraph in Elsaß-Lothringen. Von Werner Rosenberg. S. 67.
Döllingers zweite Lebenshälfte. S. 126.
Das Reich und das Reichsland. S. 265. 318.
Die ungarischen und die böhmischen Wahlen. S. 297.
Deutschland und England. Eine Abrechnung. S. 361.
Die Haltung der Prinzessin von Preußen in den Jahren 1848 und 1849. Von G. Schuster. S. 409.
Das englische Königtum. Von Hugo Bartels. S. 457. 521.
England und Rußland. S. 469.
Voraussetzungslos. Ein ehrliches Wort im „Falle Spahn." S. 513.
König Johann von Sachsen. Zu seinem hundertsten Geburtstage. S. 546.
Moral und Politik. Von Arnold Fokke. S. 569.
Die katholische Geistlichkeit und das Polentum in Oberschlesien. Von Kurd von Strantz. S. 625.
Miquel und Bennigsen. S. 630.

### Volkswirtschaft, Verwaltung, Rechtspflege, Unterricht, Heerwesen

Zur Umgestaltung der Wasserwirtschaft. Von R. Hempel. S. 13. 72.
Gedanken zum Fall Krosigk. S. 21.
Überflüssiges Geld. S. 57. 116.
Erziehung zur Mündigkeit oder Leitung der Unmündigen? Sozialpädagogische Betrachtungen von Otto Stock. S. 174. 227.
Über das Krankenversicherungsgesetz. S. 276. 328. 374.
Disziplin und Sozialdemokratie. S. 313.
Das Heer und die Sekten. Von B. Wohlfahrt. S. 421.
Ein Stück Zukunftsstaat in Frankreich. Von Hugo Böttger. S. 427.

### Litteratur und Kunst

Der ältere jüngere Cranach. S. 33.
Die Ergebnisse der Kalevalaforschung. Von Anton Weis-Ulmenried. S. 180.
Das Neuste aus der musikalischen Völkerkunde. Von Herm. Kretzschmar. S. 245.
Absaloms Brunnen. S. 393.
Neue biographische Litteratur. S. 441.
Böcklin. S. 475.
Blau und Weiß. S. 595.
Über die Germania des Tacitus. Von F. Kuntze. S. 637.

### Verschiednes

Briefe aus Paris und Spanien von Clara Viller. S. 28.
Auf der Alm. S. 45. 90. 148. 197.
Mont St. Michel und der Michaelskultus. S. 81. 139. 189.
Baedeker. Von Friedrich Ratzel. S. 235.
Les tronçons du glaive. S. 251. 302. 349. 398.
Hellenentum und Christentum. S. 285. 338. 534. 579.
Aus der Heimat Miquels. Von Arnold Fokke. S. 383.
Briefe eines Zurückgekehrten. S. 434. 589.
Die ergötzlichen Geschichten des Bar-Hebraeus. S. 447.
Kursächsische Streifzüge. Von O. E. Schmidt. S. 489. 645.
Im Kampf ums Leben. Von Johann Skjoldborg. S. 497. 549. 600. 652.
Weihnachten vor Paris. Von Georg Stellanus. S. 610. 661.

### Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schulaltertümer. S. 54. — Ein russischer Sozialist. S. 99. — Berufsgliederung und Wirtschaftspolitik. S. 101. — Geflügelte Worte aus der Steinzeit. S. 104. — Stadtbibliotheken. S. 156. — Die heilige Reun. S. 158. — Wie gehts? S. 158. — Der deutsche Kaiser und die Stadt Berlin. S. 207. — Schäden und Mängel in unserm Fuhrwesen. S. 212. — Musik als Lebensberuf. S. 214. — Ein Beitrag zur Frage der mitteleuropäischen Zollunion. S. 262. — Die Poesie in der Türkei. S. 264. — Vom friedfertigen Russen und vom blutdürstigen Deutschen. S. 357. — Über das Fluchen. S. 359. — Ankündigung. S. 360. — Ein kleiner Sieg des Reichsgedankens. S. 407. — Kaiser, Volk und Presse. S. 453. — Nachschrift der Redaktion.


612014

Digitized by Google

S. 454. — Voraussetzungslose Forschung und Wahrhaftigkeit. S. 455. — Aufgetrutelier Brathahn. S. 509. — Theodor Roosevelt. S. 561. — Zur Universitätsfrage. Eine Zuschrift. S. 564. — Sächsische Volkskunde. S. 566. — Bunte Holzschnitte. S. 567. — Die englischen Handelskrisen. S. 620. — Praktische Musiker und Musikforscher. S. 622. — Eine Stimme für die Gymnasiallehrer aus Universitätskreisen. S. 679. — Eine Philosophie des Geldes. S. 681. — Frau Potyphar. S. 682. — Die Kopfmaße Bismarcks und Napoleons I. S. 683. — Zur Einheitsmarke. S. 684. — Der historisch-geographische Abreißkalender. S. 684.

## Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*Bar-Hebraeus, Laughable Stories. S. 447.
*Bandiz, Sophus, Absalons Brunnen. S. 395.
Benndorf, Paul, Sächsische Volkskunde. S. 566.
Bernhardi, Theod. v., Aus dem Leben. S. 446.
Bigge, W., Feldmarschall Graf Moltke. S. 443.
*Biller, Clara, Briefe aus Paris und Spanien. S. 28.
Bray-Steinburg, Graf Otto, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. S. 444.
*Burckhardt, Jakob, Griechische Kulturgeschichte. S. 534. 579.
Conrad, J., Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie. S. 159.
Ehrle, W., Geschichte und Denkmäler der Stadt Mühlberg a. E. S. 496.
*Flechsig, Eduard, Cranachstudien. S. 33.
*Floerke, Gustav, Zehn Jahre mit Böcklin. S. 476.
Friedjung, H., Benedeks nachgelassene Papiere. S. 446.
*Friedrich, J., Ignaz Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt. S. 126.
*Götz, L. K., Franz Heinrich Reusch. S. 137.
Haacke u. Kühnert, Das Tierleben der Erde. S. 568.
Hansjakob, Heinrich, Verlassene Wege. Tagebuchblätter. S. 624.
Lauffedat, La Délimitation de La Frontière Franco-Allemande. S. 509.
Lawrow, Peter, Historische Briefe. S. 99.
*Manteuffel, Otto v., Denkwürdigkeiten. S. 409.
Marshall, William, Zoologische Plaudereien. S. 624.
*Marguerite, Paul und Viktor, Les tronçons du glaive. S. 251.
Müllenhoff, Germania des Tacitus. S. 636.
Müller-Bohn, H., Kaiser Friedrich der Gütige. S. 446.
*Nägelsbach, Nachhomerische Theologie. S. 534. 579.
Novicow, Die Föderation Europas. S. 358.
Ratzel, Friedrich, Die Erde und das Leben. Band I. S. 511.
*Rohrbach, Paul, Turan und Armenien. S. 473.
*Schick, Rudolf, Tagebuchaufzeichnungen. S. 475.
Seemann, A., Der Hunger nach Kunst. S. 311.
Simmel, Georg, Philosophie des Geldes. S. 681.
Simson, Bernhard v., Eduard von Simson. S. 443.
*Stellanus, Georg, Blau und Weiß. S. 595.
Stöve, Gustav, Johann Karl Bertram Stöve, nach Briefen und persönlichen Erinnerungen. S. 444.
*Stumpf, Carl, Tonsystem und Musik der Siamesen. S. 247.
Tugan-Baranowsky, Michael von, Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England. S. 620.
Walther, K., Bismarck in der Karikatur. S. 447.
Wartenburg, Graf v., Bismarcks äußere Erscheinung in Wort und Bild. S. 446.
*Wiklund, K. B., Om Kalevala. S. 182.
Wolf, Carl, Anno dazumal und heute. Meraner Skizzen. S. 624.
Worgitzky, G., Blütengeheimnisse. S. 568.
Wuttke, Robert, Sächsische Volkskunde. S. 566.
Zernin, Gebhard, August von Göben. S. 442.

Digitized by Google

# Der Kampf um den Zolltarif

1

Der Kampf um den Zolltarif ist mit der amtlichen Veröffentlichung des „Entwurfs eines Zolltarifgesetzes mit Zolltarif für das Deutsche Reich“ am 26. Juli d. J. in eine neue Phase getreten. Die Veröffentlichung geschah unter besondern Umständen. Durch eine Pflichtwidrigkeit war ein Exemplar des Aktenstücks in die Hand von Journalisten gekommen, und wenn es auch gelungen ist, vor der vollständigen Ausbeutung des Diebstahls Beschlag darauf zu legen, haben die im Stuttgarter Beobachter gemachten Mitteilungen über die wichtigsten Agrarzollsätze maßgebenden Orts doch wohl zu der Ansicht geführt, daß die Geheimhaltung des Inhalts wahrscheinlich nicht mehr möglich und deshalb nicht mehr zweckmäßig sei. Ob man sich ohne diese Vorkommnisse in dem damaligen Stadium der Sache zur Veröffentlichung entschlossen hätte, steht dahin. Charakteristisch für die nicht normale Lage bei der Veröffentlichung war es jedenfalls, daß zugleich mit dem Erscheinen des Entwurfs im Reichs- und Staatsanzeiger eine hochoffiziöse Erklärung in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung darauf hinwies, daß das Aktenstück in der vorliegenden Form noch Abänderungen unterliegen könne, da es die Beratung und die Beschlußfassung im Bundesrat noch nicht passiert habe. Die besondre Betonung dieser Selbstverständlichkeit konnte nur den Sinn haben, daß der für die Veröffentlichung verantwortliche Beamte, d. h. der Reichskanzler, nicht als auf den Inhalt des Entwurfs in seiner vorliegenden Fassung als festgelegt angesehen sein wollte. So hat es auch die gesamte Presse, namentlich auch die agrarische, verstanden, die daraufhin wochenlang mit großem Ungestüm verlangte, der Reichskanzler oder auch die preußische Staatsregierung sollten erklären, ob denn nun der Entwurf vom 26. Juli auch wirklich die Vorlage wäre, die sie im Bundesrat zu vertreten entschlossen seien. Man mag vielleicht eine gewisse formale, bureaukratische Unklarheit an der Veröffentlichung bemängeln können, sachlich liegt es doch auf der Hand, daß der Entwurf vom 26. Juli, wenn er auch den



Digitized by Google

Beratungen des Bundesrats als Grundlage dienen soll und deshalb als Vorlage an den Bundesrat bezeichnet werden kann, irgend eine endgiltige staatsrechtliche oder auch nur moralische Bindung auf den Inhalt im einzelnen weder für das Bundespräsidium noch für das preußische Staatsministerium noch für den Reichskanzler bedeutet. Es kann keine Rede davon sein, daß diese durch besondre Umstände veranlaßte Veröffentlichung des Entwurfs, die unsers Erachtens*) Ende Juli weder notwendig noch vorauszusehen war, bei der Betonung seiner Abänderlichkeit dem Ausland gegenüber als Fehler bezeichnet werden müßte, oder daß sie die handelspolitische Lage im Innern verwirrt hätte. Eher wird sich wahrscheinlich das Gegenteil herausstellen.

Der Inhalt des Tarifs selbst, so viel er auch in der Presse besprochen ist und wird, tritt an Bedeutung vorläufig hinter den Inhalt des Tarifgesetzes zurück. Der Tarifentwurf ist als General- und Verhandlungstarif gedacht, enthält sonach keine Minimalsätze. Er zeigt durchweg außerordentlich zahlreiche und starke Erhöhungen gegen den geltenden Generaltarif und vollends gegen den Vertragstarif der neunziger Jahre. Das gilt für die achtzehn Abschnitte, die die Industriezölle behandeln, ebenso, vielleicht sogar noch mehr, als für den einen Abschnitt, der die Agrarzölle umfaßt. Haben die Väter und die Paten des Tarifentwurfs dabei eine nur annähernd den vorgeschlagnen Sätzen entsprechende Abmessung der Zollsätze auch in den neu zu verabredenden Vertragstarifen oder gar einen weitgehenden Ersatz des Vertragszollsystems — einschließlich der Meistbegünstigungsverträge — durch diesen „autonomen" Tarif beabsichtigt, so würden die vorgeschlagnen neuen Industriezölle einen noch viel schroffern Bruch mit der bisherigen Zollpolitik des Deutschen Reichs darstellen, als die vorgeschlagnen Agrarzölle einschließlich der im Tarifgesetz vorgesehenen Minimalsätze. Da der Tarifentwurf ohne jede Begründung veröffentlicht worden ist, steht die Kritik hier vor einer Frage, die noch nicht beantwortet werden kann. Überall kann ihr der Einwand entgegengehalten werden, daß diese exorbitanten Generaltarifsätze ja nur als Kompensationsobjekte für die Vertragsverhandlungen gedacht und bestimmt wären, bei der Erreichung entsprechender Zugeständnisse vom Auslande wieder zu verschwinden. Wenn man aber alles in Betracht zieht, was seit Jahren im Zusammenhang mit der Vorbereitung des neuen Zolltarifs im Reichsamt des Innern und im wirtschaftlichen Ausschuß in industriellen Kreisen gesprochen und geschrieben worden ist, und auch das, was dort neuerdings über die Sätze des Tarifentwurfs verhandelt wird, so muß es einem sehr fraglich erscheinen, ob die Industriellen selbst, nach deren Anhörung man so hohe Generaltarifsätze aufgenommen hat, diese nur oder auch nur hauptsächlich als Kompensationsobjekte vorgeschlagen haben. Es kann kaum noch ein Zweifel darüber bestehn, daß die Fragen des Reichsamts des Innern und des wirtschaftlichen Ausschusses bei den Verhandlungen mit den Vertretern der einzelnen Industriezweige thatsächlich bei diesen

*) Vergl. Heft 16 der Grenzboten vom 18. April d. J., Seite 101.

Digitized by Google

die Vorstellung wach gerufen haben, daß es sich um eine wesentliche Verschärfung der Schutzzollschranken handle, zum Zweck des Ausbaus des sogenannten „Schutzes der nationalen Arbeit" zu einem ausgesprochen merkantilistischen Hochschutzzollsystem, weit über die Tendenzen von 1879 hinaus und etwa im Sinne des französischen. Dem entspricht auch die Auffassung von den Industriezöllen des Tarifentwurfs, der man in agrarischen Kreisen vielfach begegnet, daß nämlich der Industrie ein fast noch größerer Zollschutz gegen die ausländische Konkurrenz zugewandt werden solle als der Landwirtschaft, obwohl die Landwirtschaft doch ihren Schutzanspruch auf einen anerkannten Notstand gründen könne, die deutsche Industrie dagegen am Ende einer Periode fast übermäßigen Aufschwungs stehe, also in einer der landwirtschaftlichen gerade entgegengesetzten Lage wäre. Wenn sich jetzt, nachdem an maßgebender Stelle, wie es scheint, starke Bedenken gegen den Ausbau unsrer Handelspolitik im Sinne des Hochschutzzolls ausgedrückt worden sind, die Väter und die Paten des Tarifentwurfs zu versichern beeilen, die Industriezollerhöhungen seien ja doch nur zur Bekämpfung der ausländischen Hochschutzzöllnerei vorgeschlagen, also eigentlich im Interesse einer freiern Gestaltung des internationalen Handels, so kann man das als das Aufgeben eines verhängnisvollen Irrtums mit Genugthuung begrüßen, wenn sich auch die schutzzöllnerischen Industriellen arg enttäuscht fühlen und nach dem Abschluß von Handelsverträgen, die ihren so liebenswürdig angehörten „sachverständigen" Gutachten und Wünschen nicht entsprechen, ein heilloses Geschrei erheben werden. Thatsache ist nun einmal, daß dieser Tarifentwurf von einem ganz andern Standpunkt aus vorbereitet und konzipiert ist, als er bei den Handelsvertragsverhandlungen gehandhabt werden kann und muß, wie man sich jetzt überzeugt hat. Das vor allem darf nicht vergessen werden, wenn man die Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten der Lage richtig beurteilen will.*)

Mögen sich die Konzipienten und die Vorbereiter des Tarifs selbst übrigens gedacht haben, was sie wollen, thatsächlich kann ihr Elaborat in geschickten, von richtiger handelspolitischer Einsicht und Absicht — wie wir sie von maßgebendster Stelle, Gott sei Dank, voraussetzen können — geleiteten Händen bei den bevorstehenden Vertragsverhandlungen eine im ganzen brauchbare Unterlage abgeben, ja sich nach mancher Richtung hin dabei als wertvolles Werkzeug bewähren. Wenn unser wirtschaftspolitisches Parteiwesen nicht in Doktrinarismus und Egoismus so verrannt wäre, sondern der Reichstag die Situation einfach natürlich und vernünftig zu würdigen vermöchte, könnten die parlamentarischen Beratungen und Beschlüsse über den Tarif selbst sehr kurz und glatt verlaufen, was mit Rücksicht auf die vielen Fragen, die dem Ausland gegenüber besser diskret behandelt werden, dringend zu wünschen

*) Mit berechtigtem Unwillen hat in München im Verein für Sozialpolitik am 25. September Schmoller der Schaffung dieser Lage gedacht. Die Münchner Verhandlungen konnten im übrigen hier noch nicht berücksichtigt werden. Es wird im nächsten Artikel geschehn.

Digitized by Google

wäre, natürlich aber ganz und gar nicht erwartet werden kann. Sind die Tarifsätze auch zum großen Teil — infolge des verkehrten Standpunkts der ursprünglichen Konzipienten — höher als nötig ausgefallen, so schadet das, auch abgesehen von ihrer Korrektur durch den Bundesrat, thatsächlich nicht allzuviel, da sie ja nach Bedürfnis bei den Vertragsverhandlungen herabgesetzt werden können. Wenn sie, wie das jetzt von maßgebender Stelle augenscheinlich beabsichtigt wird, hauptsächlich als ganz friedfertige, durchaus loyale und allgemein übliche Kampf- und Druckmittel zur Erlangung der nötigen Gegenkonzessionen vom Auslande verwandt werden sollen, so kann namentlich auch davon gar keine Rede sein, daß ihre Höhe das Ausland zum Widerstand provozieren müsse, zumal da von berufner Seite nachgerade oft und deutlich genug erklärt worden ist, daß man die Kontinuität der Handelsvertragspolitik aufrecht erhalten, sie aber besser ausgestalten wolle. Im Ernst ist auch das ganze Geschrei in den freihändlerischen Blättern und anderswo, daß das Ausland sich über den Tarifentwurf — immer abgesehen von dem Zolltarifgesetz — entrüstet habe, und daß es dadurch dem Abschluß neuer Verträge abgeneigt gemacht worden sei, in der Hauptsache nichts als Flunkerei. Daß gewisse ausländische Interessentenkreise ihre Presse Zeter schreien lassen, ist selbstverständlich. Aber so weit etwas über die Aufnahme des Tarifentwurfs bei den ausländischen Regierungen verlautet, ist im allgemeinen keine Spur von Erregung wahrzunehmen. Wenn kürzlich in der Nation in einem Urbanus unterzeichneten und Pro cancellario überschriebnen Artikel dem, wie es immer mehr den Anschein gewinnt, ganz kritikunfähig gewordnen Leserkreise dieses „führenden" Organs der Berliner orthodoxen Freihandelsclique die Sache so dargestellt wurde, als ob die Veröffentlichung des Tarifentwurfs vom 26. Juli durch den Reichskanzler einfach die völlige handelspolitische Isolierung Deutschlands bedeute, so ist das nur ein Beweis von der — um hämischer Giftigkeit mit unverblümter Offenheit zu dienen! — beispiellosen „Dummheit" des heutigen Parteiliberalismus im allgemeinen und von der Verlogenheit, durch die er seiner ungeschickten Agitation zuliebe die liberale Sache immer mehr diskreditieren läßt, im besondern. Es ist auch parteipolitisch der ärgste Fehler, den die freihändlerische Agitation begehn kann, daß sie jedes Verständnis für die Notwendigkeit eines harten Kampfs ableugnet, wenn wir bei den bevorstehenden Handelsvertragsverhandlungen vom Ausland liberalere Bedingungen für uns erringen wollen. Wer angesichts der zollpolitischen Haltung des Auslands dem Reich verstärkte Kampfmittel in der Form erhöhter Generaltarifsätze verweigert, ist einfach ein Narr, mit dem man nicht ernsthaft diskutieren kann. Die im Ausland herrschende Schutzzöllnerei, dieser atavistische, dekadente Neumerkantilismus, wird uns freiwillig auch nicht die geringste Erleichterung einräumen, mag auch eine liberalere Handelspolitik noch so sehr im Interesse der ausländischen Volkswirtschaft selbst liegen. Ein so unverantwortlicher Unsinn es auch ist, wenn sich deutsche Staatsmänner und wissenschaftliche Nationalökonomen zu Aposteln der neumerkantilistischen Irrlehre

Digitized by Google

machen, indem sie sagen, weil sie im Ausland herrsche, ergo müsse sie auch für uns natürlich, notwendig und vernünftig sein, so versündigt sich das deutsche Freihändlertum doch ebenso sehr an dem gesunden Kern der Doktrin, die es zu vertreten vorgiebt, wenn es gerade jetzt das Reich im Kampf gegen die Absperrungstendenzen des Auslands lähmen will und so die Leiter unsrer Politik mehr und mehr in die schon so unbequeme Abhängigkeit von unsern Hochschutzzöllnern und Merkantilisten bringt.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier erörtern, wie weit die im Kampf gegen die Absperrungstendenzen des Auslandes unentbehrlichen Kompensationen und Druckmittel gerade in hohen Industriezöllen des Generaltarifs liegen oder nicht; es muß und kann das einer spätern Betrachtung vorbehalten werden. Jedenfalls hatte Bueck Recht, wenn er in seiner Denkschrift über den Doppeltarif vom Juli vorigen Jahres sagt, darüber könne kein Zweifel bestehn, daß bei den für Deutschland und seine industrielle Produktion wichtigsten Handelsverträgen die landwirtschaftlichen Zölle den Ausschlag geben würden. Man muß bedauern, daß für absehbare Zeit an keine Ausschaltung der wichtigern Agrarschutzzölle aus der Politik langfristiger Handelsverträge*) gedacht werden kann, und daß immer wieder Kompensationsobjekte in ihnen für ausländische Zollermäßigungen, die unmittelbar der Industrie zu gute kommen, gesucht und gefunden werden müssen, aber die Thatsache kann nicht geändert werden, daß wir günstige Ausfuhrbedingungen für unsre Industrie in Rußland, Amerika und andern Staaten, auf die sie hauptsächlich rechnen muß, fast nur durch Konzessionen auf dem Gebiet der Agrarzölle zu erlangen hoffen können. Dadurch gewinnt die Abmessung dieser Zölle auch im General- und Verhandlungstarif eine besondre Bedeutung. Sie bestimmt den Wert und die Kraft des Hauptkampfmittels. Zunächst mußte deshalb dem Kampfbedürfnis entsprechend hoch gegriffen werden. Die Agrarzollsätze des Tarifentwurfs sind darum durchaus nicht ohne weiteres als übermäßig hoch zu beanstanden, am wenigsten die Zölle für die vier Hauptgetreidearten, auf die es vor allen als Kompensations- und Druckmittel ankommt. Inwieweit die zum Teil exorbitanten Erhöhungen der vorgeschlagnen Zölle für andre Produkte der Landwirtschaft als Kompensationsobjekt gedacht sind oder zu einer wesentlichen Erhöhung des Zollschutzes führen sollen, kann man vorläufig nicht entscheiden. Agrarischerseits wird natürlich das letzte angenommen oder mit bekanntem Lärm verlangt.

Der weitere Schutz ist bei den Agrarzöllen in demselben Maße wichtiger als bei den Industriezöllen, wie der Notstand der Landwirtschaft größer ist als der der Industrie. Das erkennen wir ohne weiteres an. Es gilt uns sogar als so selbstverständlich, daß diese Bedeutung der Agrarzölle von der Gesetzgebung des Reichs bei der zukünftigen Gestaltung unsrer Zollpolitik berücksichtigt wird, daß es uns von vornherein als Ungebühr erscheinen mußte, wenn die parteiagrarische Agitation der landwirtschaftlichen Bevölkerung ein-

*) Vergl. Heft 43 der Grenzboten vom 25. Oktober 1900 und Heft 2 vom 10. Januar 1901.

Digitized by Google

zureden suchte, der Kaiser und die verbündeten Regierungen könnten oder wollten sich dieser selbstverständlichen Pflicht entziehn. Im General- und Verhandlungstarif, was der Tarifentwurf vom 26. Juli sein will, konnte die Frage nach dem auch beim Abschluß neuer Handelsverträge aufrecht zu erhaltenden, zu verstärkenden oder neu zu schaffenden Zollschutz für die Landwirtschaft ebensowenig beantwortet werden wie für die Industrie. Sie kommt natürlicher- und verständigerweise erst bei der Vereinbarung von Vertragstarifen durch den Kaiser, bei der Zustimmung des Bundesrats zu ihrem Abschluß und bei der Genehmigung ihrer Giltigkeit durch den Reichstag zur Entscheidung.

Damit sind wir bei dem Punkt angelangt, um den sich der Kampf um den Zolltarif augenblicklich hauptsächlich dreht und eigentlich ausschließlich drehen sollte: bei der Frage der Festlegung von Minimalgetreidezöllen im Zolltarifgesetz. Hier haben die Vorbereiter und ursprünglichen Konzipienten des ganzen Entwurfs den Hauptfehler gemacht, der den verantwortlichen Vertreter der Reichsregierung, den Reichskanzler, in die größte Verlegenheit bringen mußte.

Der § 1 des Gesetzentwurfs lautet wörtlich:

Bei der Einfuhr der Waren in das deutsche Zollgebiet werden Zölle nach Maßgabe des nachstehenden Zolltarifs erhoben, soweit nicht für die Einfuhr aus bestimmten Ländern andre Vorschriften gelten.

Für die nachgenannten Getreidearten sollen die Zollsätze des Tarifs durch vertragsmäßige Abmachungen nicht unter die beigefügten Sätze ermäßigt werden:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Tarifstelle 1. | Roggen . . . . . | 5 | Mark für | 1 | Doppelzentner |
| „ 2. | Weizen und Spelz . | 5,50 | „ „ | 1 | „ |
| „ 3. | Gerste . . . . . | 3 | „ „ | 1 | „ |
| „ 4. | Hafer . . . . . | 5 | „ „ | 1 | „ |

Zwei Fragen haben wir bei der Beurteilung dieser Vorschrift zu erörtern: erstens die Frage nach der Abmessung der Minimalzollsätze, zweitens und hauptsächlich aber die Frage nach der Zweckmäßigkeit und Zulässigkeit der Festlegung im Tarifgesetz überhaupt.

Zunächst muß dabei die folgende Gegenüberstellung der Zollsätze des jetzt noch geltenden General- und Vertragstarifs mit den General- und Minimaltarifsätzen des Entwurfs und den vom deutschen Landwirtschaftsrat und von dem preußischen Landesökonomiekollegium nach der Veröffentlichung des Entwurfs verlangten General- und Minimalsätzen beachtet werden. Die Zollsätze sind in Mark für den Doppelzentner angegeben.

| | | Weizen | Roggen | Gerste | Hafer |
|---|---|---|---|---|---|
| Heute geltender | Generaltarif . . . . | 5 | 5 | 2,25 | 4 |
| | Vertragstarif . . . | 3,50 | 3,50 | 2 | 2,80 |
| Entwurf vom 26. Juli 1901 | Generaltarif . . . . | 6,50 | 6 | 4 | 6 |
| | Minimaltarif . . . | 5,50 | 5 | 3 | 5 |
| Deutscher Landwirtschaftsrat | Generaltarif . . . . | 7,50 | 7,50 | 7,50 | 7,50 |
| | Minimaltarif . . . | 6 | 6 | 6 | 6 |
| Preuß. Landesökonomiekollegium | Generaltarif . . . . | 9 | 9 | 7,50 | 7,50 |
| | Minimaltarif . . . | 7,50 | 7,50 | 6 | 6 |

Digitized by Google

Es ergiebt sich hieraus, daß der Entwurf sowohl gegen den geltenden Generaltarif wie in seinen Minimalsätzen gegen den geltenden Vertragstarif ganz wesentliche Erhöhungen vorschlägt. Der vorgeschlagne Minimalsatz bedeutet gegenüber dem geltenden Vertragssatz beim Weizen eine Erhöhung um 57 Prozent, beim Roggen um 43 Prozent, bei der Gerste um 50 Prozent und beim Hafer um 78 Prozent. Der vorgeschlagne Minimalzoll würde vom Durchschnittspreis der deutschen Fruchtmärkte im Jahre 1900 etwa ausmachen: beim Weizen 5,50 von 15,50 Mark; beim Roggen 5 von 14 Mark; bei der Gerste 3 von 14 Mark und beim Hafer 5 von 14 Mark. Dabei stellten sich die Großhandelspreise im Durchschnitt des Jahres 1900 für Weizen in Berlin auf 15,18, in London dagegen auf 12,65 Mark; für Roggen in Berlin auf 14,26, in Antwerpen auf 11,82 Mark; für Gerste in Leipzig auf 16, in London auf 14,04 Mark und für Hafer in Berlin auf 13,25, in London auf 12,77 und in Wien auf 9,82 Mark.

Daß diese Vorschläge des Entwurfs nicht eine ganz beträchtliche Erhöhung im Vergleich zum geltenden Zoll und die angenommnen Minimalzölle nicht eine sehr hohe Belastung der großen Mehrheit des Volks, die Getreide, Mehl oder Brot zur Menschennahrung oder zu Futterzwecken kaufen oder zukaufen muß, bedeuten, sollte niemand leugnen, der bei gesundem Verstande ist. Ob sie aber „ausreichend“ sind, den Erfolg zu sichern, den die agrarische Agitation seit Jahren den deutschen Landwirten als das gebotne Hauptziel unsrer Zollpolitik hat einreden wollen, das freilich ist eine ganz andre, und zwar eine über alles schwierige, ja thatsächlich unbeantwortbare Frage. Um so trauriger, wenn auch leider natürlich, ist es, daß gerade sie von einer gewissenlosen Parteiagitation zu besonders gehässigen und illoyalen Treibereien gemißbraucht wird.

Nachdem schon in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 9. Januar dieses Jahres Graf Bülow bei der Einbringung der letzten Kanalvorlage den Landwirten einen angemessenen gesicherten Zollschutz zugesagt hatte, beeilten sich die agrarischen Parteien, den Antrag einzubringen, das Haus der Abgeordneten wolle beschließen: „Die königliche Staatsregierung aufzufordern, mit größter Entschiedenheit darauf hinzuwirken, daß bei der bevorstehenden Neuordnung unsrer handelspolitischen Verhältnisse der Landwirtschaft ein wesentlich gesteigerter Zollschutz zu teil werde und in diesem Sinne dafür zu sorgen, daß baldigst die Vorlage des in Vorbereitung begriffnen Zolltarifs an den Reichstag erfolgt.“ In der Sitzung vom 26. Januar wurde über den Antrag verhandelt. Der erste Vertreter des Antrags, Herr von Heydebrand, ging mit dem schwersten Geschütz ins Zeug. Die deutsche Landwirtschaft, sagte er, sei treu und loyal geblieben bis auf diesen Tag. „Aber, aber — wenn ihr in dieser schweren Stunde, in der sie sich jetzt befindet, in dieser kritischen Zeit, wo sie Schutz und wirtschaftliche Unterstützung verlangen kann, die Unterstützung versagt werden sollte, dann werden diejenigen Elemente der Ordnung, diejenigen Elemente der Autorität, die in ihr, Gott sei Dank, noch die Herrschaft

Digitized by Google

haben, diese Herrschaft nicht aufrecht erhalten können." Es werde von dem Antragsteller „erwartet," daß, was insbesondre die Getreideproduktion anlange, „dieser Schutz in einem wesentlich gegen den gegenwärtigen Tarif gesteigerten Maße eintritt und auch höher ist als der Schutz, den der allgemeine Zolltarif gewährt." Es werde außerdem erwartet, „daß dieser Schutz der landwirtschaftlichen Produktion garantiert wird in einem Minimaltarif, weil nur dadurch eine absolute Sicherheit geleistet werden kann, daß auch der Schutz der nationalen landwirtschaftlichen Produktion absolut sicher gestellt ist."

Darauf hat Graf Bülow in seinem Namen nicht ein Wort, wohl aber im Namen der königlichen Staatsregierung folgendes geantwortet: „In voller Anerkennung der schwierigen Verhältnisse, in welchen sich die Landwirtschaft befindet, und von dem Wunsche beseelt, die Lage derselben wirksam zu verbessern, ist die königliche Staatsregierung entschlossen, auf die Gewährung eines ausreichenden und deshalb entsprechend zu erhöhenden Zollschutzes für landwirtschaftliche Produkte hinzuwirken." Das war nun freilich etwas mehr, als man bei der Flottenvorlage im Mai vorigen Jahres beim Bundesrat herauszupressen verstanden hatte, denn dieser hatte durch den Mund des damaligen Reichskanzlers nur erklärt: „Die verbündeten Regierungen sind zur nachdrücklichen Wahrung der Interessen der Landwirtschaft hinsichtlich des Schutzes ihrer Erzeugnisse bei der Ausgestaltung des in Vorbereitung befindlichen Zolltarifs, sowie beim Abschluß eines Handelsvertrags entschlossen." Aber daß sich Graf Bülow, der sich doch sonst nicht gerade ins Schweigen zu hüllen pflegt, am 26. Januar dieses Jahres den dringlichen Anzapfungen der Agrarier gegenüber geflissentlich auf die einfache Verlesung einer Erklärung der Staatsregierung beschränkte, sagte für jedermann deutlich genug, daß er sich auch nicht um ein Jota weiter festlegen lassen wolle, als sich die preußische Staatsregierung festgelegt habe. Aber auch diese hat sich mit keinem Wort wegen der Höhe des von ihr für „ausreichend" zu haltenden Schutzzolls gebunden, und ebensowenig dahin, daß dieser Zoll als Minimalzoll im Tarif oder im Zolltarifgesetz festgelegt werden soll. Was die Agrarier bei der Stellung ihres Antrags „erwartet" haben, ändert an dem, was die preußische Staatsregierung und Graf Bülow versprochen haben, natürlich gar nichts. Auch in der Reichstagssitzung vom 5. März — also immer noch unter dem Druck der Kanalvorlage — hat Graf Bülow gesagt: „Ich halte eine Erhöhung der Zollsätze für Getreide und insbesondre für Weizen und für Roggen unerläßlich," aber er hat auch da ausdrücklich abgelehnt, sich über das Maß der Erhöhung auszusprechen, und hat es auch nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß dieser Erhöhung eine Grenze gezogen sei durch die gebotne Rücksicht auf die Erhaltung der Leistungsfähigkeit und Exportfähigkeit unsrer Industrie und auf die Wahrung günstiger Lebensbedingungen für die deutschen Arbeiter. Und er hat dann noch wörtlich hinzugefügt: „Das aber möchte ich mit aller Entschiedenheit betonen, daß es unser Wunsch und unsre Absicht ist, auf für uns annehmbarer Basis wieder zu Tarifverträgen mit andern Staaten zu gelangen ... Unsre Produktion ist im

Digitized by Google

Interesse der Bevölkerung vielfach darauf angewiesen, für den Export zu arbeiten; sie muß deshalb so sehr als irgend möglich gegen plötzliche Erschwerungen ihres Absatzes nach dem Auslande geschützt werden." Das ist alles, aber auch rein alles, was von Zusagen des Reichskanzlers an die Agrarier in die Öffentlichkeit gedrungen ist, und, wohl gemerkt, auch alles, auf was sich die agrarische Presse thatsächlich beruft, wenn sie den Landwirten einzureden sucht, der Kanzler und die Regierung hielten die gegebnen Zusagen nicht, wenn sie die im Tarifgesetzentwurf vorläufig genannten Minimalzölle nicht noch erhöhten.

Leider haben der deutsche Landwirtschaftsrat und das preußische Landesökonomiekollegium — von andern agrarischen Interessenvertretungen ganz zu schweigen — durch ihre Forderungen diesem Geschrei willkommne Nahrung und eine scheinbar feste Unterlage gegeben. Das sei, so redet die Agitation jetzt den Leuten vor, die von der allein sachverständigen Stelle als „ausreichend" festgestellte Mindestzollhöhe, auf ihr müßten also nicht nur die Landwirte bestehn, sondern auch der Reichskanzler müsse sie bei den verbündeten Regierungen und vor allem beim Kaiser durchsetzen, oder er müsse von seinem Amt zurücktreten. Nur mit diesen „ausreichenden" Minimalzöllen könne er sein persönlich gegebnes Wort einlösen; erkenne er das nicht an, so werde er eben wortbrüchig und ein toter Mann. Davon, daß die Zusage der preußischen Staatsregierung, in der allein — leider — von „ausreichenden" Zöllen gesprochen wird, noch zur Zeit der Vollkraft des Systems Miquel und des Hochdrucks der Kanalvorlage herausgepreßt worden ist, und daß dann doch, trotz der Zusage, die Agrarier den Kanalbau mit Hohn zu Fall gebracht haben, davon sagen die Herren den deutschen Landwirten natürlich kein Wort.

Wie wenig mit dem Begriff des „ausreichenden" Getreidezolls praktisch und wissenschaftlich anzufangen ist, kann den Lesern der Grenzboten nach den wiederholten eingehenden Besprechungen, die die Getreidezollfrage hier erhalten hat, nicht zweifelhaft sein. Wir verweisen deswegen vorläufig auf das früher Gesagte, worin wir in der Hauptsache mit Professor Conrad einverstanden waren und es noch sind. Weder die statistischen Rechenkünste Dr. Dades, noch die neuste Schrift Adolph Wagners,*) noch die agrarische Beredsamkeit auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in München haben es auch nur versucht, geschweige denn fertig gebracht, die Bedenken, die Conrad gegen eine weitere Erhöhung gerade der Getreidezölle geltend macht, zu widerlegen, und zwar vor allem auch die Bedenken im Interesse der deutschen Landwirtschaft selbst. Die deutsche Landwirtschaft wird durch die voraussichtliche Steigerung der Grundpreise und der Verschuldung bei einer starken Zollerhöhung wahrscheinlich nicht finanziell gekräftigt, sondern sogar geschwächt werden. Den finanziellen Gewinn werden nur die gegenwärtigen Besitzer und von ihnen auch nur die kleine Minderheit, die Inhaber größerer Betriebe,

*) Agrar- und Industriestaat. Jena, Gustav Fischer.



Digitized by Google

haben. Und vor allem: der Notstand, den wir nicht leugnen, wird denn doch von den landwirtschaftlichen Interessenvertretungen viel zu sehr verallgemeinert und arg übertrieben. Soll die Regierung sich etwa aus Respekt vor der ostelbischen Junkerschaft, die die Führung der Opposition übernommen hat, gegen alles das blind und taub stellen? Dazu kommt nun aber doch noch die vom Reichskanzler, wie schon erwähnt, am 5. März mit Recht betonte Rücksicht auf die Lebenshaltung der Arbeiter, der sich die verbündeten Regierungen unter keinen Umständen entschlagen dürfen und entschlagen werden, mag das Geschrei der freihändlerischen Agitation über den angeblichen „Brotwucher," der in jeder Erhöhung der Getreidezölle, ja überhaupt in jedem Getreidezoll liegen soll, noch so albern und übertrieben sein. An alles das, und alles, was damit zusammenhängt, wollen wir heute nur kurz erinnern.

Muß danach aber schon die Frage nach der „ausreichenden" eigentlich in die Frage nach der unvermeidlichen und vor allem nach der „zulässigen" Getreidezollhöhe von einer das dauernde Gesamtinteresse der nationalen Volkswirtschaft ins Auge fassenden Regierung abgeändert werden, so ist es doch vollends ein starkes Stück, wenn angesichts der heutigen Weltlage und der Stellung des Reichs in ihr den verantwortlichen Leitern der Reichspolitik jetzt von den Agrariern zugemutet wird, die so dringend notwendige Ausdehnung unsrer Erwerbssphäre durch Fortsetzung und Verbesserung der deutschen Handelsvertragspolitik im Vergleich mit der Abmessung der Mindesthöhe der Getreidezölle im Zolltarifgesetz einfach und vollständig als quantité négligeable zu behandeln. Wer sich vergegenwärtigt, was der Kaiser selbst seit Jahren vor der Öffentlichkeit mit dem größten Nachdruck immer und immer wieder über die friedliche Weltpolitik Deutschlands gesagt hat, wer sich daran erinnert, wie der Reichskanzler bei seinem ersten Eintreten für die Flottenvermehrung und seitdem wiederholt in überzeugter und überzeugender Weise die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Expansion begründet hat, wer an die fast endlose Reihe von praktischen Staatsmännern und wissenschaftlichen Nationalökonomen im Deutschen Reiche denkt, die in allen Tonarten während der doppelten Flottenkampagne darin dem Kaiser und dem Kanzler zugestimmt haben, der muß es geradezu für unbegreiflich halten, wie jetzt auf der ganzen agrarischen Linie die helle Entrüstung darüber fingiert werden kann, daß dem Zustandekommen von Handelsverträgen, wie sie im Interesse unsrer Exportindustrie und unsers gesamten Auslandsgeschäfts dringend nötig sind, vom Kaiser, von den verbündeten Regierungen und auch vom Reichskanzler die allergrößte Bedeutung beigemessen wird. Das führende Blatt der Agrarier giebt jetzt für diesen Entrüstungsschwindel die bezeichnende Parole aus, indem es ausruft: „Es ist dem Reichskanzler nicht eingefallen, die Zollerhöhung nur unter der Bedingung in Aussicht zu stellen, daß Handelsverträge abgeschlossen werden können," und behauptet, jetzt werde der Landwirtschaft beigebracht, „daß alle Zusicherungen, die damals absolut und bedingungslos gemacht wurden, nur für den Fall gedacht sind und gelten sollen, daß der Abschluß von Handels-

Digitized by Google

verträgen erfolgen könne." Also „absolut" und „unbedingt" soll Graf Bülow nicht etwa nur die Getreidezollerhöhung überhaupt, sondern die „ausreichende" Erhöhung, wie sie die Agrarier „erwarten," versprochen haben. Das ist doch, auf deutsch gesagt, zunächst eine ganz außerordentliche Unverschämtheit, hinter der aber wohl noch Schlimmeres steckt, wie wir fürchten.

Daß jede Getreidezollerhöhung das Zustandekommen von Handelsverträgen unmöglich machen werde, ist eine alberne Übertreibung der freihändlerischen Agitation. Welches Maß aber diese Unmöglichkeit zur Folge haben würde, kann sich selbstverständlich nur im Laufe der Verhandlungen zwischen dem Reich und dem Ausland ergeben, vielleicht erst nach sehr langem Hin- und Herhandeln, das von allen möglichen, nicht vorauszusehenden Umständen und Einflüssen abhängt. Wie weit sich die viel gerühmte, angeblich so gründliche und vielseitige Vorbereitung des neuen Zolltarifs im Reichsamt des Innern und im wirtschaftlichen Ausschuß schon um diese Frage bekümmert hat, wissen wir nicht. Daß aber der Reichskanzler und das Auswärtige Amt sich schließlich sehr ernstlich darum kümmern mußten, ist selbstverständlich, und es wäre nur natürlich, wenn sie dabei infolge der ursprünglich nicht beabsichtigten Veröffentlichung des Tarifgesetzentwurfs mit seinen vorläufigen Mindestzollsätzen viel gelernt hätten. Nicht etwa durch die parteiischen Artikel der ausländischen Presse, sondern durch die berufs- und pflichtmäßige Arbeit unsrer Agenten im Ausland, der Botschaften, Gesandtschaften, Konsulate. Sie müßten ja keinen Schuß Pulver wert sein, wenn sie seit dem 26. Juli dem Auswärtigen Amt nicht sehr wertvolles Material zur bessern Orientierung über die Mindestzollhöhe geliefert hätten. Der Reichskanzler wird daraus als kluger Diplomat namentlich auch das eine gelernt haben, daß das letzte Wort über diese Mindesthöhe noch lange nicht so ohne weiteres gesprochen werden kann, wie er nach den bisherigen Vorarbeiten im Innern vielleicht einmal in einer schwachen Stunde anzunehmen geneigt sein mag.

Sehr zur rechten Zeit soll an höchster Stelle die Ansicht ausgesprochen worden sein, daß die Festlegung der Minimalzölle im Generaltarif überhaupt Unsinn sei, und daß auch Graf Bülow diese Überzeugung teile. Im Reichsanzeiger hat das nicht gestanden, aber die Presse aller Parteien, die Parteien selbst und alle politischen Kreise überhaupt rechnen damit als mit einer Thatsache von großer praktischer Bedeutung. Deshalb nehmen wir auch davon Notiz und freuen uns darüber von ganzem Herzen. Wie wir darüber denken, wissen die Grenzbotenleser und auch die Agrarier, die uns zwar nicht mit einem Wort widerlegt, aber um so reichlicher mit gehässigen Unterstellungen und groben Schimpfereien aufgewartet haben, weil wir vor dem Unsinn der Minimalzölle und der ganzen Doppeltarifdoktrin ernstlich gewarnt hatten.*) Hoffentlich wird das angebliche Urteil des Kaisers und die von uns immer vorausgesetzte Einsicht des Kanzlers dazu führen, daß der „Unsinn" aus dem § 1 des Zolltarif-

*) Heft 16 der Grenzboten vom 18. April 1901.

Digitized by Google

gesetzes wieder entfernt wird. Wir werden auf ihn noch zurückkommen, wobei namentlich zu untersuchen sein wird, wie er überhaupt in den Entwurf vom 26. Juli hineinkommen konnte. Heute muß noch etwas andres ins rechte Licht gerückt werden.

In den politischen Kreisen Berlins wird neuerdings die Unvermeidlichkeit des Rücktritts des Grafen Bülow mit großer Beflissenheit kolportiert, und zwar ausdrücklich in Verbindung mit der Behauptung, daß er sich durch seine den Agrariern gemachten Zusagen viel zu sehr festgelegt habe, als daß er die Politik des Kaisers dem Reichstage gegenüber vertreten könne. Der Zweck, den man damit verfolgt, liegt klar zu Tage. Nichts könnte der bekannten jungbismarckischen Fronde gerade jetzt eine so wertvolle Erhöhung ihres Prestige vor den Massen verschaffen, als ein solcher Bruch zwischen dem Kaiser und dem Kanzler. Graf Bülow soll als der vollwichtigste Zeuge ausgespielt werden gegen die Politik des Monarchen; so glauben die Herren endlich ein wirksames „Schach dem König!" bieten zu können. Der Weg ist diesem Intriguenspiel im Frühjahr dieses Jahres in einem in den Grenzboten besprochnen,*) ersichtlich von führender Stelle ausgehenden Artikel der „Hamburger Nachrichten" gewiesen worden. Unter dem Vorgeben, den Grafen Bülow vor ganz ungeheuerlichen gegen ihn geschmiedeten Ränken, die namentlich vom Zivilkabinett ausgehn sollten, zu schützen, wurde ihm damals schon dringend geraten, den etwa von dem Kaiser an ihn gerichteten Wünschen entgegen nur ja seinen den Agrariern gegebnen Versprechungen treu zu bleiben, weil er sich sonst zum toten Mann machen würde. Auf diesem Wege soll, wie es scheint, jetzt der entscheidende Vorstoß gemacht werden.

Die Berliner Demokratie, mit den Sozialdemokraten dabei ein Herz und eine Seele, ist natürlich wieder dumm genug, den junkerlichen Ränkeschmieden bereitwilligst Vorspann zu leisten. Geht doch die Spitze immer gegen den Kaiser. Die Streichung des „Unsinns" der Minimalsätze im Tarifgesetz durch den Bundesrat wäre ihnen auch schon deshalb sehr unbequem, weil sie ihnen den einzig plausibeln Grund zur Obstruktion im Reichstage raubte, von der sie im Parteiinteresse so viel erwarten. Deshalb schreien sie jetzt fast noch lauter als die Fronde: Graf Bülow hat sich gebunden auch in Bezug auf die Minimalsätze!

Wir können den Lauf des Spiels ruhig abwarten. Niemand kann zwei Herren dienen. Das ist eine sehr alte Wahrheit. Aber Graf Bülow weiß doch, Gott sei Dank, wem er zu dienen hat, der Fronde oder dem Kaiser.

*) Heft 19 und 21 vom 9. und 23. Mai.

Digitized by Google

# Zur Umgestaltung der Wasserwirtschaft

Von R. Hempel in Hannover

In einer Zeit fast atemlosen Fortschreitens ist häufig ein gewisses Anhalten, ein vorsichtiges, fast stutzendes Umschauen bemerkbar. Es ist eben natürlich, daß man von Zeit zu Zeit prüft, ob auch überall in der hastigen Eile der richtige Weg innegehalten wird. Es ringt sich dann wohl das unbehagliche Gefühl durch, daß doch vielleicht die schnelle, bisher so erfolgreiche Fahrt schließlich auf steiler Höhe hier und da in eine Sackgasse endigen könnte.

Die wissenschaftliche Forschung und die technische Erfindung, eine bedeutsame wirtschaftliche Betriebskunst und ein rastloses Verkehrswesen, dazu eine weitausgreifende Organisation haben in der kurzen Spanne von etwa hundert Jahren einen Aufschwung gebracht, wie ihn die Menschengeschichte sonst nur in einem vollen Jahrtausend zu erleben pflegte. Seit dem gewaltigen und grundstürzenden Umschwung am Anfang unsrer Zeitrechnung ist wohl niemals in so schneller Folge eine so durchgreifende Veränderung aller Grundlagen des geistigen und besonders des wirtschaftlichen Lebens der Völker vor sich gegangen, wie in dem soeben abgeschlossenen Jahrhundert. Dennoch ist vielleicht seine größte Bedeutung darin zu suchen, daß es zugleich die Wurzeln einer nicht minder großen Wirtschaftserhebung in sich entwickelt hat. Allerdings werden manche zu weit gespannte Erwartungen eines schnellen Ausgleichs der allgemeinen Verhältnisse zunächst entschieden eingeschränkt werden müssen. Die Bestrebungen zur Anbahnung einer gebesserten Wirtschaftsweise mit neuen und vollkommnern Mitteln müssen zum Teil durch strengere Erforschung der Naturgesetze näher begründet werden. Im besondern muß sich auch eine Reihe von Grundnotwendigkeiten in der Erkenntnis weiterer Kreise durchringen, und manche Anschauung, die fast zum Gesetz geworden ist, muß sich einer größern Absteckung ihrer Geltungsgrenzen anpassen lernen. So gewaltig und bewunderungswürdig z. B. die Dampfmaschine in ihrer tausendfachen gewerblichen Verwendung vor uns steht, so ist doch nicht zu verkennen, daß durch ihre einseitige Pflege eine zu große Vernachlässigung der übrigen von der Natur gegebnen motorischen Kräfte, besonders der Wasserkraft, veranlaßt worden ist. Zweifellos ist damit ferner eine gewisse Verschleuderung der durch die Kraft der Sonne in Millionen von Jahren

Digitized by Google

auf unserm Erdball aufgestapelten Kohlenenergie verbunden. Die Ansicht, daß die Dampfkraft als der einzig berufne Träger der gewerblichen und industriellen Weiterentwicklung anzusehen sei, wird sehr bald eine starke Einschränkung erleiden müssen, und zwar um so mehr, als es noch immer nicht gelungen ist, die motorische Kraft der Kohle in den Dampfmaschinen auch nur annähernd auszunützen. Nur mit einem verschwenderischen Aufwand von Brennmaterial werden die im übrigen so erstaunlichen Leistungen der Industrie erzielt, denn nur 15 bis 16 Prozent der in der Kohle gebundnen Arbeitskraft können mit den besten Dampfmaschinen wirklich nutzbar gemacht werden, während die Fallkraft des Wassers in den modernen Turbinen mit 80 bis 85 Prozent zur Wirkung kommt.

Bei der Beachtung dieser Thatsache muß es im Grunde als eine durchaus fehlerhafte Wirtschaftsmethode erscheinen, jetzt schon — wo man noch nicht gelernt hat, die Arbeitsenergie der Kohle völlig zur Verwertung zu bringen — den ganzen von der Natur geschenkten Kohlenvorrat aufzubrauchen. Vor zehn Jahren schätzte man die Gesamtstärke aller auf der ganzen Erde thätigen Dampfmaschinen auf fünfzehn bis zwanzig Millionen Pferdekräfte. Das ist aber nach weiterer Schätzung nur etwa dreißigmal so viel als die absolute Arbeitsstärke des Rheins vom Bodensee bis zum Meere, und noch nicht ganz das Doppelte der Arbeitsleistung des Niagarafalls. Wenn sich auch beide, Rhein wie Niagara, aus vielerlei Gründen niemals ganz ausnützen lassen werden, so kann man hieraus doch ermessen, welche riesenhaften Energiemengen in den ungenützten Fallkräften z. B. der gesamten Alpengewässer, mitten im Herzen des arbeitenden Europas, jahraus jahrein verloren gehn.

Man darf sagen, das kostbarste Besitztum eines Volkes ist seine Kraft, und zwar nicht nur seine moralische und geistige oder seine Verteidigungskraft, sondern ganz direkt auch sein Reichtum an nachhaltiger, vielseitiger und billiger gewerblicher und industrieller Arbeitskraft. Ein Mangel an Rohmaterialien läßt sich bei dem heutigen Stande der Verkehrsmittel von außen her durch den Austausch der Industrie- und Gewerbeerzeugnisse ausgleichen. Dagegen die wirklich schaffenden und werbenden Kräfte der Betriebsamkeit lassen sich nicht importieren, sie müssen in dem Lande, das sich dauernd im allgemeinen Wettbewerbe behaupten will, von unten herauf auf starken Wurzeln fest begründet sein. Neben einer unverweichlichten, intelligenten und fleißigen Arbeiterschaft ist z. B. in unsrer Zeit der Besitz reichlicher und gut verteilter Kohlenschätze eine unerläßliche Bedingung für die Macht eines Landes oder Erdteils. Nun sind aber einerseits die Kohlenvorräte nicht unerschöpflich, und andrerseits wird es bei weiterer Steigerung der Bedürfnisse der Industrie an bewegender Kraft sehr bald nicht mehr möglich sein, die nötigen Kohlenmengen mit den zur Verfügung stehenden menschlichen Arbeitskräften überhaupt noch zu fördern. Um welche gewaltige Vermehrung der Kohlenfördermassen es sich bei diesem stetigen Anwachsen der Industrie- und Verkehrsverhältnisse handelt,

Digitized by Google

kann man z. B. daraus ersehen, daß in Europa 1885 etwa 300 Millionen Tonnen, dagegen fünf Jahre später schon 356 Millionen Tonnen Steinkohle im Jahr ausgebeutet wurden. Das Bedürfnis nach einer derartig fortgesetzten Steigerung der Betriebsenergie wird voraussichtlich kaum jemals aufhören. Man muß sich also ernstlich die Frage vorlegen, wie es werden soll, wenn es in Zukunft und auf die Dauer nicht mehr möglich sein wird, in demselben Tempo vermehrte Menschenkräfte verfügbar zu machen, diese Kohlenmassen im Innern der Erde zu lösen. Es pocht schon jetzt das Gespenst der Arbeiternot an unsre Thüren, und jeder Ausstand der Bergarbeiter schafft empfindliche Störungen im gesamten Wirtschaftsleben. Man kann und darf sich also nicht verbergen, daß hier die Fahrt thatsächlich in einer Sackgasse zu endigen droht, und daß es hohe Zeit ist, auf die Nutzbarmachung andrer Kräfte bedacht zu sein. Denn andernfalls stünden wir an dem Tage, der aus Mangel an Arbeitern die Kohlenproduktion zum Stillstand bringt, vor dem Zusammenbruch unsers Besitztums an gewerblicher und industrieller Kraft.

Nun bedeutet aber jede Verminderung, sogar schon die Unmöglichkeit einer Steigerung der Betriebskräfte zweifellos eine Verminderung des gesamten Wohlstands. Ein derartiges Nachlassen der Betriebskräfte könnte um so empfindlicher werden, als uns in überseeischen Ländern gerade nach dieser Richtung mit der Zeit eine gefährliche Konkurrenz erstanden ist und noch weiter erstehn wird. Wenn irgendwo, so gilt es hier, beizeiten auf die richtige Erschließung und ökonomische Organisation der vorhandnen Reserven, vor allem der von der Natur frei gegebnen, gegenwärtig aber zum Teil verwilderten Wasserkräfte bedacht zu sein. Sie sind reichlich vorhanden, und sie können nutzbar gemacht werden — im Gegensatz zur Kohle — auch *ohne* die schon so oft empfohlne und mit Recht so sehr gefürchtete Heranziehung fremder Arbeiterscharen. Diese Kräfte *müssen* außerdem endlich in den Dienst gestellt werden, weil sie schon anfangen, ihre ungebändigte Macht gegen die bestehende Kultur zu kehren. Es giebt kaum einen Fluß mehr, der nicht im Frühjahr, aber auch gelegentlich im Sommer nach größern Gewitterregen, für seine Anwohner durch plötzliche und stürmische Überschwemmungen von großer Gefahr wird. Trotz ganz gewaltiger und zum größten Teile vorzüglich durchgeführter Schutzvorrichtungen, die sehr bedeutende Summen zu ihrer Errichtung und Unterhaltung brauchen, bleibt diese Gefahr nicht nur weiter bestehn, sondern wächst in immer bedrohlicherm Maße. Wenn wir uns aber fragen, wann wohl endlich dieses unheimliche Wachstum seinen Höhepunkt erreicht haben wird, so müssen wir uns leider gestehn, daß das Ende dieser Steigerung noch gar nicht abzusehen ist, und daß wir Gefahr laufen, von den ungeheuerlichen Schwankungen der Flußwasserstände allmählich erdrückt zu werden. Denn die stete Hochwasserbedrohung hat noch eine ganz besondre und nicht minder beängstigende Kehrseite: das ist der allgemeine Wassermangel, der mit Unterbrechung der kurzen Hochflutwellen den weitaus größten Teil des Jahres in früher nie dagewesener Weise herrscht. Diese Wasserverarmung unsrer Flußnetze nimmt unverkennbar zu; sie lähmt sowohl

Digitized by Google

die sämtlichen Wassertriebwerke wie auch die Binnenschiffahrt in den Sommermonaten fast gänzlich, sie zwingt die Städte, ihre Trink- und Nutzwasseranlagen von Grund aus umzugestalten, sie bringt die Wegspülung der immer mehr anschwellenden Abwässer der Fabriken ins Stocken und zieht dadurch große sanitäre Übelstände nach sich, die man — ohne unsrer blühenden chemischen Industrie störende Schranken zu setzen — auch durch Gesetz nicht wesentlich mildern kann. Der Landwirtschaft aber erwächst aus den ungeregelten Wasserverhältnissen eine doppelte Gefahr, da sie gleichermaßen unter dem plötzlichen Hochwasserandrange wie unter dem andauernden niedrigen Wasserstande der Flüsse zu leiden hat. Das eine bedroht jahraus jahrein die Kulturen aller Thalgründe — im Hügellande sowohl wie in den Niederungen — durch Dammbruch und Überschwemmung; das andre setzt durch Versagung des so sehr begehrten Riesel- und Stauwassers die meisten in ihrer Anlage häufig sehr kostspieligen Meliorationen mehr oder weniger außer Wirkung und verhindert die Anbahnung weiterer im Interesse der allgemeinen Landeskultur wünschenswerter Unternehmungen auch da, wo die übrigen natürlichen Bedingungen durchaus günstig sind.

Faßt man alle diese Thatsachen zusammen, so muß unsre Wasserwirtschaft in dreifacher Hinsicht unbefriedigend und von Grund aus verbesserungsbedürftig erscheinen. Erstens ist es notwendig, durch Wiederbelebung der Wasserkraftanlagen in großem Stil und unter Zuhilfenahme der elektrischen Kraftübertragung eine Verbilligung und Vermehrung der volkswirtschaftlichen Betriebsenergie — und zwar in möglichst dezentralisierter Form — vorzubereiten, damit wir die Konkurrenz des Weltmarkts dauernd aushalten können; zweitens müssen im allgemeinen Interesse die Hochwassergefahren eingeschränkt werden, und drittens muß mit allen Mitteln der drohenden gänzlichen Wasserverarmung unsrer Flußnetze, und zwar mit besondrer Berücksichtigung der Binnenschiffahrt, der vermehrten Abwässerspülung und der allgemeinen Landeskultur entgegengewirkt werden.

Da die staatlichen und die provinziellen Mittel — sowohl an Geld wie an Beamten — nicht ausreichen, in absehbarer Zeit eine derartige völlige Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse durchzuführen, wird es notwendig sein, unter staatlicher Leitung und mit neuen gesetzlichen sowie verwaltungstechnischen Handhaben und Garantien die an der Wiederbelebung der Wasserkräfte zunächst mitinteressierten Privatunternehmer an dem Ausbau der obern Flußläufe in möglichst weitem Umfange zu beteiligen. Dabei müssen alle Rückstauanlagen (Thalsperren) systematisch so organisiert werden, daß schädliche Hochwässer verhütet werden, und den niedrigen Wasserständen der mittlern und untern Wasserläufe abgeholfen wird.

Zu allen Zeiten hat es Völker gegeben, die durch die Kraft des Bodens, auf dem sie wirtschafteten, zu Macht und großem Reichtum gelangt sind; jedoch nicht weil dieser Boden von Haus aus eine bedeutende selbstthätige Leistungsfähigkeit hatte, sondern weil die Bewohner es verstanden, durch Fleiß und geniale Anlagen seine schlummernden Kräfte zu entwickeln und die gewonnenen

Digitized by Google

Produkte der Landwirtschaft und des Gewerbes zu verwerten. Die heute als Wüste und Steppe brachliegenden Euphratländer standen einst in hoher Blüte und verdankten sie einer ausgezeichneten Wasserverteilung, die dem fetten Alluvialboden eine ganz besondre Fruchtbarkeit verlieh. Heute liegen die ehemals weitverzweigten Kanalnetze trocken, auch die mächtigen Städte mit ihren Riesenbauten sind dahin gesunken; die jetzigen Bewohner hausen in Zelten und Hütten und verstehn weder die reichen Wassermengen des Euphrats und des Tigris wirtschaftlich zu nützen, noch durch fleißigen Ackerbau den Boden vor dem Flugsande der Wüste zu schützen. — Ägyptens einstiger auf hoher Bodenkultur beruhender Reichtum und gewaltiger Machtbereich, sowie sein gänzlicher Verfall unter türkischer Mißwirtschaft sind allbekannt; auch die griechischen Landschaften haben sicherlich früher ein reicheres Kleid getragen als heute. Einen grellen Kontrast zwischen der reichen Ergiebigkeit eines mit Intelligenz und Fleiß bewirtschafteten Bodens und der Verwilderung der daneben liegenden vernachlässigten Landstrecken zeigt das heutige Spanien. Nur soweit die künstlichen Berieselungseinrichtungen reichen, blüht hier das Land als Garten und trägt dreifache Frucht, während sich das hart angrenzende, ehedem ebenfalls gartenartige, jetzt aber aus der Bewässerung ausgeschaltete Land als verödeter Anger dehnt. So müssen die am Mittelmeer liegenden Provinzen: das östliche Andalusien, Granada, Murcia und Valencia fast allein das Volk ernähren, während die großen innern Gebiete ohne Kultur und Wald als Schafweide daliegen, und die großen Stromniederungen infolge der häufigen zerstörenden Hochfluten mit darauf folgendem verzehrendem Wassermangel ihren von Natur aus reichen Boden nicht ausnützen können. Obgleich das Land im ganzen nur dünn bevölkert ist, so ist es doch auf eine Getreideeinfuhr von außen, namentlich von Rußland her angewiesen. Die spanische Regierung — so wenig sie sonst vielleicht weitblickend und vorsorglich genannt werden kann — hat sich mit Rücksicht auf diese bedrohlichen Verhältnisse neuerdings aufgerafft und die schon aus uralter Zeit herstammenden Wassernutzungsvorschriften und -Gerichte der Mittelmeerprovinzen in ein einheitliches Gesetz zusammengefaßt und durch Bestimmungen über die Bildung neuer Wasserinteressenschaften in wertvoller Weise ergänzt. Außerdem giebt der Staat zu neuen Rückstau- und Bewässerungsunternehmungen nicht nur reichliche Zuschüsse und Darlehen, sondern er unternimmt auch selbst die Einrichtung größerer Sperrteiche zur Beschaffung der nötigen Nutzwasserreserven. Hierin liegt ein wertvolles Programm, dessen Nutzanwendung auch für andre europäische Staaten von Vorteil sein könnte. Wollte man dem aber entgegenhalten, daß die nördlichen Länder Mitteleuropas in Rücksicht auf ihre anders geregelten Niederschlagsverhältnisse auf eine solche Bewässerung nicht angewiesen seien, so wäre das bei unsern heutigen Zuständen als ein verhängnisvoller Trugschluß zu betrachten: man darf allerdings sagen, daß die südlichen Länder, die ein ausgesprochnes Winterregenklima haben, von jeher auf Bewässerung, dagegen die mittel- und nordeuropäischen Länder, in denen vor-



Digitized by Google

herrschend Sommerregen fallen, auf Entwässerung ihrer Ackerländer angewiesen waren. Demgegenüber muß aber hervorgehoben werden, daß eine nunmehr schon seit Jahrhunderten machtvoll entwickelte besondre Bodenkultur in unsern Gegenden eine sehr bedeutsame Veränderung in der Verteilung der Sommerregen hervorgerufen hat, die uns immer mehr zwingen wird, von der seit alters her geübten Bodenentwässerung abzugehn und zum Rückstauen der Regenüberschüsse und damit zu einer geregelten künstlichen Bewässerung überzulenken. Es ist mit Rücksicht auf die sich stetig vermehrende Landesbevölkerung und deren Ernährungsbedürfnis die Acker- und Gartenkultur und namentlich der Anbau von Brotfrüchten bei uns in immer größerer Ausdehnung begriffen. Während früher zwischen Waldungen und Ödland nur inselartige Ackerfeldmarken lagen, ist jetzt z. B. das ganze norddeutsche Flach- und Hügelland in ein einziges ununterbrochnes Acker- und Gartenland verwandelt, das seine Ausläufer bis weit hinein in die Thäler und bis hinauf auf die großen innern Hangebnen der Mittelgebirge erstreckt. Mit Hilfe intensivster Tiefkultur und vorzüglicher Düngung bedecken sich diese gewaltigen Flächen in den ersten Sommermonaten mit ganz enormen Fruchtmengen. Es steht nun aber fest, daß die landwirtschaftlichen Kulturgewächse, wie wir sie bauen, in der Zeit ihrer Entwicklung: Ende Mai bis Mitte Juli, bei den Hackfrüchten etwas später, täglich sehr große Mengen Wasser in sich aufnehmen und wieder verdunsten — weit mehr, als als Regen niederfällt; das fehlende wird durch den papillaren Hub aus dem Untergrunde entnommen. Ein junges Haferfeld verdunstet viermal soviel als eine freie Wasserfläche, dreimal soviel als nasser nackter Boden und fünf- bis siebenmal soviel als ein Laubwald. Daraus folgt, daß mit der durchgreifenden Veränderung der Bodenbewirtschaftung im letzten Jahrhundert und mit der Erzeugung von Massenfrüchten auch eine ungeheure Steigerung der Vegetationsverdunstung in den Frühsommermonaten eingetreten sein muß, die den von Jahrzehnt zu Jahrzehnt merklicher ins Auge fallenden Umschwung in den Sommerniederschlagsverhältnissen verursacht haben werden. Denn die gewaltigen Dunstmengen, die die endlosen Fruchtfelder an heißen Sommertagen und in schwülen Nächten aushauchen, übersättigen nach und nach die Luft und veranlassen starke Wolkenbildungen, die sich im Höhersteigen an den waldigen Berghängen abkühlen, verdichten und dann ihre Wassermengen in plötzlichen, wolkenbruchartigen Regengüssen fallen lassen. Die gewitterartigen Erscheinungen, die fast regelmäßig dabei beobachtet werden, haben ihren Grund wohl darin, daß die durch die Pflanzen aus der Erde, dem Urquell aller Elektrizität, aufsteigenden Wasserdämpfe große Elektrizitätsmengen mit emporнehmen, die dann nach einem Ausgleich mit der Erde und den Gegenwolken streben und so ihrerseits vielleicht nicht unwesentlich zur Entladung der Regenwolken beitragen. Faßt man alle diese Bedingungen und Erscheinungen zusammen, so dürfte das im letzten Jahrhundert nachweislich beobachtete Anwachsen der Gewitter und der Wolkenbrüche, sowie die Steigerung der Sommerdürren ihre Erklärung finden, wenn auch ein eigentlicher strenger Beweis für diese Annahme bei dem heutigen

Digitized by Google

Beobachtungsmaterial noch nicht erbracht werden kann. Natürlich kann man nun leider nicht mehr auf gleichmäßig ergiebige Sommerregen rechnen, wie sie früher in unsern Gegenden vorherrschten, und wie sie für die Landwirtschaft und Flußschiffahrt so notwendig sind. Denn daran kann nicht gedacht werden, etwa die heutige Betriebsweise des Landbaues einzuschränken oder gar auf das frühere Maß zurückzuschrauben. Die Aufforstung mancher abgeholzter Bergrücken und nackter Hänge muß allerdings angestrebt werden, doch darf man nicht glauben, daß damit auf die Wasserhaltung allgemein ein großer Einfluß ausgeübt würde, zumal da die zersprengt liegenden Auwälder immer mehr im Interesse der Landwirtschaft niedergelegt werden. Vielmehr wird man mit allen Mitteln der heutigen Technik und einer energischen Gesetzgebung und Verwaltungspraxis dahin streben müssen, mit künstlichen Wasserrückhaltungsanlagen, die über das ganze Land ausgedehnt werden, die Niederschlagsschwankungen auszugleichen. Zu dem Zwecke müssen in allen von der Landwirtschaft noch nicht eingenommnen Schluchten und Thälern der Gebirge und einiger Hügelgegenden, sowie auch in den tiefern Erosionsrinnen des Flachlands an geeigneten Stellen, quer hinein, hohe Sperrmauern oder Dämme eingebaut werden, hinter denen in tiefen Becken die überschüssigen Schmelz- und Regenwässer eingestaut und aus dem gefährlichen Strudel des Hochwasserandrangs zurückgehalten werden können — als wertvolle Reserve für die folgende Trockenzeit. Neben diesen großen Sammelbecken müssen die sich zwischen den Bergen und in den Forsten hinziehenden Runsen und Wildbäche durch kleinere Stauwerke so verbaut werden, daß sie in zahlreiche kleinere Stufenteiche verwandelt werden. In Zusammenhang hiermit müssen außerdem an den breitern Hängen und Flanken der Bergmassen sogenannte Horizontalgräben mit sehr geringem Gefälle gezogen und je nach der durchschnittlichen Menge der zu erwartenden Niederschläge in gleichmäßigen vertikalen Abständen so gegliedert werden, daß sie das Regenwasser mit Erfolg an zu schnellem Abschießen und an dem gefährlichen Abwaschen von Schutt- und Geröllmassen verhindern. Was den Forstkulturen räumlich durch die Horizontalgräben und Stufenteiche verloren geht, wird reichlich wiedergewonnen durch Einschränkung der jetzt auftretenden Wasserrisse und Murgänge und durch kräftigern Baumwuchs infolge besserer Durchfeuchtung des Forstbodens.

In den von der landwirtschaftlichen Kultur eingenommnen Gebieten müssen die schon ausgenutzten und brachliegenden Steinbrüche, Lehm-, Thon- und Mergelgruben, alle Ausschachtungen, nicht mehr benutzte Flachsrotten, soweit irgend möglich, mit den Grabennetzen der Feldmarken in Verbindung gesetzt und zum Einstau benutzt werden, auch dann, wenn ein Teil des Wassers infolge von Undichtigkeit der Sohle mit der Zeit versickert und als Quellwasser oder vermehrtes Grundwasser wieder zu Tage tritt. Wertlose Thalstrecken, die durch Verschlammung, Geröllandrang oder Wildwasser in ihren Erträgen unsicher sind oder überhaupt durch magern Untergrund landwirtschaftlich wenig nützen, können zu Fisch- und Berieselungsteichen ausgebaut werden. Überhaupt

Digitized by Google

sollte festgestellt werden, ob schlechte, weit abgelegne Ackerfelder bei dem herrschenden Mangel an Arbeitskräften nicht vorteilhafter als Wasserflächen zur Fischproduktion oder zeitweilig als Wiesenflächen verwandt werden könnten. In sandigen Feldmarken empfiehlt es sich, überhaupt keine Abflußgräben, sondern nur Staurinnen einzurichten, um möglichst das ganze Niederschlagswasser dem Untergrunde zuzuführen. Die fast allgemein zu steil gerichteten Grabennetze der Berg- und Hügellandfeldmarken müssen einer Revision unterzogen werden. In den Bach- und Flußniederungen können anliegende angeartige, zum Acker- oder Wiesenbau wenig geeignete Flächen zum vorübergehenden Seiteneinstau eingerichtet werden, wodurch große Wassermengen aus den Hochflutwellen abgezapft werden könnten, die sich in der Trockenzeit durch Obergräben sowohl landwirtschaftlich wie auch gewerblich nutzbar machen ließen. Nach dem Wasserablauf würden diese Seitenbecken in ihren größern Flächen voraussichtlich reichliche Grasernten bieten. Ja es dürfte zu prüfen sein, ob sich die Einrichtung solcher zeitweiligen Seitenstaubecken nicht stellenweis auch für die größern Stromniederungen empfiehlt, daß sie dort den überlasteten Stromgerinnen in der Abfuhr der Hochwassermengen zu Hilfe kommen.

Es ist hier nicht der Ort, auf weitere Einzelmaßnahmen der Wasserrückhaltung näher einzugehn; sie werden sich von selbst aufdrängen, sobald dieser wichtigen Frage erst eine allgemeinere Würdigung entgegengebracht wird. Alle diese Vorkehrungen werden aber dazu führen, daß die gegen früher so ungünstig veränderten Niederschlagsverhältnisse unsrer Gegenden ausgeglichen, und eine Gesundung der jetzt mit gänzlichem Verfall bedrohten Wasserwirtschaftsverhältnisse angebahnt werden. Freilich wird der Umschwung nicht überall so schnell erreicht werden können, wie es wünschenswert wäre; namentlich die mit den Grabensystemen der Ackerfeldmarken zusammenhängenden kleinern aber wegen ihrer breiten Ausdehnung sehr wirkungsvollen Rückhaltungsanlagen werden nur nach und nach durchgeführt werden können. Dagegen werden die Thalsperrenbauten, die meistens den unmittelbar dringenden Zwecken der Trink- und Nutzwasserversorgung, der Industrie, der Schiffahrt oder der Melioration dienen sollen, eine Milderung der Wasserstandschwankungen einleiten und den am meisten gefährdeten Überschwemmungsgebieten zugleich den ersten Schutz verschaffen können, vorausgesetzt, daß von vornherein auf eine möglichst reichliche Bemessung der Stauräume, etwa unter mäßiger Zubuße zu den Baukosten aus Staats- und Provinzialmitteln, gehalten wird.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# Gedanken zum Fall Krosigk

Der am Rittmeister von Krosigk in Gumbinnen begangne Mord wird voraussichtlich in der nächsten Zeit die Militärgerichte nochmals, und zwar wieder in öffentlicher Verhandlung beschäftigen. Es scheint unzweifelhaft zu sein, daß das Reichskriegsgericht als Revisionsinstanz das auf Mord in Verbindung mit Menterei gegen den Unteroffizier Marten lautende Urteil zweiter Instanz wird kassieren müssen, sodaß der Fall ein zweitesmal vor einem Oberkriegsgericht verhandelt werden wird. Sowohl die reichskriegsgerichtliche wie die neue oberkriegsgerichtliche Verhandlung werden voraussichtlich in die bevorstehende parlamentarische Tagung fallen. Aber auch wenn das nicht geschieht, ist eine sehr lebhafte Erörterung des Falls sicher zu erwarten. Es wird dabei an übertriebnen Angriffen, auch an ausgesprochnen Hetzreden gegen die Militärverwaltung im allgemeinen und die Militärgerichtsbarkeit im besondern, gegen die Offiziere und wohl auch gegen den obersten Kriegsherrn nicht fehlen, und leider ebensowenig an einer ganz besondern Empfänglichkeit dafür im Volk, auch in seinen gebildetern, zu objektiver Beurteilung fähigern Schichten. Vor allem werden die neuen Verhandlungen über den Fall Krosigk aber auch in den militärischen Kreisen selbst, sowohl bei den bei der Fahne stehenden, wie namentlich bei den Millionen von Unteroffizieren und Mannschaften der Reserve und der Landwehr und bei sonstigen alten „Kriegern“ neues Aufsehen und selbstverständlich auch auf die vor der Ableistung ihrer Militärpflicht stehenden jungen Leute einen lebhaften Eindruck machen. Wer Augen hat, zu sehen, und Ohren zu hören, dem muß aus allem, was er in den genannten Kreisen und Schichten des Volks schon bisher sehen und hören konnte, der furchtbare Ernst der Sache klar geworden sein, aber auch die Pflicht, für sein Teil alles zu thun, ihren verhängnisvollen Wirkungen möglichst entgegen zu treten.

Schwere Vorwürfe sind zunächst der Militärverwaltung daraus gemacht worden und werden ihr sicher im Reichstag noch gemacht werden, daß ein Mann von den unglücklichen Charakter- und Temperamenteigenschaften des ermordeten Rittmeisters solange in der Stellung eines Schwadronschefs hatte erhalten bleiben, ja überhaupt in sie gelangen können. Hierin ist dem Anschein nach allerdings gefehlt worden, denn den Vorgesetzten wie den Kameraden des Ermordeten ist die Unerträglichkeit seiner Eigenschaften schon lange bekannt gewesen, und es ist selbstverständlich ganz ausgeschlossen, daß bei pflichtmäßigem Einschreiten der dazu unmittelbar berufnen Instanzen, etwa „von oben,“ wie man zu sagen pflegt, der unfähige Offizier seines Namens wegen auf dem Platz,

Digitized by Google

auf dem er nur schaden konnte, erhalten worden wäre. Gott sei Dank herrscht, so lange es eine preußische Armee giebt, bei uns an höchster Stelle eine so rücksichtslos ernste Auffassung der militärischen Pflichten und Leistungen gerade bei der Truppe, daß es kein Chef des Militärkabinetts, kein kommandierender General und kein Regimentskommandeur ungestraft wagen könnte, wider besseres Wissen Personen zur Bestallung oder Belassung in Dienststellen bei der Truppe zu empfehlen, in denen sie — um nur vom Frieden zu reden — die Ausbildung und namentlich die Disziplin gefährden könnten. Auch in dem Falle Krosigk würden solche Verfehlungen, wenn sie festgestellt werden sollten, am allerwenigsten ungestraft bleiben.

Es giebt in der Armee, was die Ausbildung der Unteroffiziere und der Mannschaften und ihre Erziehung zur Disziplin und ihre Erhaltung darin betrifft, keine verantwortlichere Stellung als die des Kompagnie-, des Schwadrons- und des Batteriechefs. Alles kommt hier auf den Hauptmann und den Rittmeister an, von ihnen fast allein hängt es ab, ob die Leute den Dienst als Plage oder als Ehre empfinden. Wenn er seine Sache versteht und seine Pflicht thut, kann kein Stabsoffizier oder General und auch kein Leutnant allzuviel verderben, und wenn er die Leute verdirbt, dann kann niemand die Sache wieder gut machen. Da hilft eben nur möglichst schnelle Enthebung vom Dienst. Deshalb ist die Hauptmanns- und die Rittmeisterecke eigentlich immer viel wichtiger gewesen als die Majorsecke, um die so viele nicht herum kommen, und es wird nichts schaden, wenn der Fall in Gumbinnen das wieder recht zum Bewußtsein bringt. Heute ist die Erziehung zur Disziplin schwerer als vor dreißig Jahren, und deshalb auch die Aufgabe des Hauptmanns und des Rittmeisters noch wichtiger und schwieriger. Freilich wenn schon an der Hauptmannsecke soviel Verabschiedungen einträten, wie bisher an der Majorsecke, dann würde das Geschrei über die Masse jugendlicher Pensionärs erst recht laut werden. Aber da das Disziplinproblem nun einmal in der nächsten Zukunft unsrer Armee eine sehr ernste Rolle spielen wird, so wird man auch dem Hauptmannsproblem eine ernstere Beachtung schenken müssen. Jedenfalls sind so unglückliche Temperamente und Charaktere wie die des in Gumbinnen ermordeten Rittmeisters bei den Kompagnie-, Schwadrons- und Batteriechefs das allerschlimmste Gift und die allergrößte Gefahr für die Disziplin der ganzen Armee.

Der Vorwurf unbilliger Bevorzugung des Adels und wohl gar des Nepotismus überhaupt im Offizierkorps ist durch den Fall natürlich wieder sehr viel populärer aber deshalb in seiner Allgemeinheit um nichts berechtigter geworden. Wer von den verschiednen Regimentskommandeuren — sie kommen immer zunächst in Betracht —, die der unglückliche Rittmeister gehabt hat, auf seinen Namen zu viel Rücksicht genommen haben mag, können wir nicht untersuchen und noch weniger entscheiden, aber daß man einem Offizier, vollends einem Kavallerieoffizier seines Namens etwas reichlicher Zeit läßt, zur Vernunft zu kommen, etwas länger versucht, ihn durch Vermahnungen und Rügen

Digitized by Google

zur Raison zu bringen, ehe man ihm das Genick bricht, als irgend einem homo novus im Offizierrock, dessen Familie keinerlei militärische Traditionen hat, ist so sehr menschlich, daß wir es sogar für selbstverständlich halten. Es kommt eben auf das Maß an, auf das „zuviel," das hier, wie es scheint, eine beklagenswerte Rolle gespielt hat. Deshalb allgemein einen besondern Nepotismus im Offizierkorps oder auch nur die übermäßige Bevorzugung des Adels als wieder einmal erwiesen hinzustellen, ist einfach Unsinn. Wenn man mit einer gewissen Vorliebe die Söhne der Familien mit militärischen Traditionen als Offizieraspiranten annimmt — und das werden, wie die Sachen bei uns auch heute noch liegen, vorwiegend adliche sein —, so ist das nichts andres, als was in fast allen Beamtenkarrieren geschieht, und eben auch wieder selbstverständlich. Uns ist es jedenfalls viel lieber, als wenn der Geldsack den Ausschlag giebt. Die Familientradition gewährt doch unstreitig eine gewisse Garantie, so lange die Person selbst sich nicht zu bewähren Zeit gefunden hat, wie das z. B. auch in den bessern kaufmännischen Kreisen ziemlich allgemein anerkannt wird. Es muß vor allem danach gefragt werden, erstens ob der tüchtige bürgerliche Offizier durch Bevorzugung adlicher Kameraden von den Vorgesetzten im Dienst und in seinem Fortkommen benachteiligt wird, und zweitens ob er unter dem Adelsdünkel der Kameraden zu leiden hat. Beides mußte vor dreißig Jahren auf das entschiedenste bestritten werden, und es liegt auch kein Anzeichen vor, daß es jetzt wesentlich anders geworden wäre. Im allgemeinen wird denn doch sowohl der Vorgesetzte, der einen Offizier dienstlich nur deshalb bevorzugt, weil er adlich ist, wie auch der adliche Kamerad, der auf den andern nur deshalb herabsieht, weil er bürgerlich ist, von den Kameraden überhaupt, den adlichen wie den bürgerlichen, für einen Narren gehalten und entsprechend behandelt. In keiner preußischen Zivilkarriere geschieht auch nur annähernd ein so vollkommner kameradschaftlicher Ausgleich zwischen Adel und Bürgertum wie im preußischen Offizierkorps. Es gereicht das dem Bildungsstand, dem Charakter und der Intelligenz des preußischen Adels in der Armee zur allergrößten Ehre. Die bürgerlichen Offiziere — auch die Herren von der Reserve und der Landwehr, die das auch wissen müssen, nicht ausgenommen — sollten es den tendenziösen Vorwürfen gegenüber, die dem Offizierkorps immer wieder gemacht werden, für ihre Pflicht halten, für diesen vortrefflichen Geist unsrer adlichen Offiziere Zeugnis abzulegen, wo sie können. Daß in einzelnen Offizierkreisen ausnahmsweise Adelsvorurteile und Adelsnarrheiten herrschen und gepflegt werden, ändert an der Regel nichts, ebensowenig wie der Adelsdünkel im Zivilrock das Lob, das das Offizierkorps verdient, beeinträchtigen kann. Am allerwenigsten kann übrigens davon geredet werden, daß es gerade die adlichen Offiziere an humanem, rücksichtsvollem Verhalten gegen die Unteroffiziere und Mannschaften irgendwie fehlen ließen. Was aber insbesondre den Vorwurf eines schädlichen Nepotismus betrifft, so ist er in der preußischen höhern Verwaltungskarriere — vom gesamten Subalterndienst vollends ganz zu schweigen — entschieden stärker vorhanden und kann bei dem bestehenden

Digitized by Google

Instanzenwesen ungestrafter betrieben werden als beim Militär. Familienbeziehungen oder Geldbeutel spielen ja notorisch bei der Regierungslaufbahn vielfach eine bedenkliche Rolle. Noch mehr wird darüber in der akademischen Karriere geklagt, und jedenfalls mit noch größerm Recht in der großstädtischen Selbstverwaltung. Der Superlativ aber ist dort anzutreffen, wo er von Gegnern des sogenannten Militarismus am wenigsten getadelt wird, obwohl sie ihn kennen: in der Verwaltung unsrer großen Erwerbskorporationen, der Aktienunternehmungen, Großbanken u. dergl. Hier hat der Nepotismus schon schweren Schaden angerichtet und droht mit noch schwererm. Man sollte sich also lieber hüten, den Fall Krosigk wieder in dem besprochnen Sinne auszubeuten, namentlich auf parteiliberaler Seite.

Ebenso entschieden muß aber auch der bei dem Falle Krosigk gegen die Militärstrafgerichtsbarkeit erhobne Vorwurf zurückgewiesen werden, als ob ihr auch in der neuen Verfassung wegen der Teilnahme der Offiziere die Fähigkeit zu unparteiischer Rechtspflege fehle. Schon äußerlich ist das insofern falsch, als die Mitwirkung der Juristen bei den militärgerichtlichen Hauptverhandlungen mindestens ebenso stark ist wie bei den Schöffen- und Schwurgerichten. Der Vertreter der Anklage und der Leiter der Verhandlung sind Juristen, und an der Findung des Wahrspruchs nehmen Juristen teil, was bei den Schwurgerichten in der Schuldfrage nicht der Fall ist. Die Annahme, daß die Offizierrichter weniger geneigt seien, den für den Angeklagten und überhaupt für die parteilose Gerechtigkeit geltend gemachten Einfluß der juristischen Gerichtspersonen zu respektieren, als z. B. die Schöffen, ist völlig grundlos. Wer den oft übergroßen Respekt, den die Offiziere dem juristischen Sachverstand der Auditeure beim frühern Verfahren zollten, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, wird dieser Behauptung ohne weiteres beipflichten. Daß blinde, übertriebne Rücksicht auf strenge Disziplin oder gar Standesinteressen oder vollends Liebedienerei nach oben die Offizierrichter in der Regel ungünstiger beeinflussen sollten, als allerhand Vorurteile Schöffen und Geschworne beeinflussen können, ist selbst ein durch nichts zu begründendes Vorurteil. Irrtümer, andre Schwachheiten und Befangenheiten kommen überall vor, aber daß der berufsmäßig ganz besonders zu strikter Pflichterfüllung erzogne Offizier den Ernst seiner Richterpflicht weniger empfinden, weniger Achtung vor dem geschriebnen Recht haben sollte, wie der Schöffe und der Geschworne, vollends wenn die juristischen Mitrichter, wie sichs gehört, dafür eintreten, ist Unsinn. In Gumbinnen hat in derselben Sache das Kriegsgericht freigesprochen, das Oberkriegsgericht verurteilt. Sind die Offiziere des Kriegsgerichts unbefangen, die des Oberkriegsgerichts befangen gewesen? Etwa weil der Gerichtsherr Berufung eingelegt hat? Auch nicht der Schatten eines Beweises oder einer Wahrscheinlichkeit kann für diese eine geradezu ungeheuerliche Beleidigung enthaltende Annahme erbracht werden. Kein Mensch hat und darf erfahren, wie die einzelnen Richter, die juristischen und die militärischen, gestimmt haben. Der furchtbare Ernst der Sache war ihnen allen klar, sie hatten Gott zum Zeugen ihrer gewissenhaften unparteiischen Pflichterfüllung angerufen, und wir haben ihnen,

Digitized by Google

mögen wir das Urteil auch für unrichtig halten, ebenso unbedingt die Anerkennung zu gewähren, daß sie es nach bestem Wissen und Gewissen gefällt haben, wie wir das bei einem Schöffen- oder Schwurgerichtsurteil oder bei dem Wahrspruch eines nur von Juristen gebildeten Gerichtshofes zu thun ganz allgemein als unsre Pflicht betrachten. Wir schwärmen sehr wenig für das vielgerühmte Laienelement im Spruchverfahren in schweren Straffällen. Die alte Redensart ist wahr, daß der Unschuldige von Juristen, der Schuldige von Nichtjuristen abgeurteilt zu werden wünschen muß. Aber wir glauben die Gerechtigkeit noch besser in der Hand von Kriegsgerichten, die aus Offizieren und Juristen zusammengesetzt sind, gewahrt als in der Hand von Geschwornen, und wir sind von der Unentbehrlichkeit der so zusammengesetzten Spruchkollegien im Militärstrafverfahren, wie überhaupt von der besondern Militärstrafrechtspflege unter unsern heutigen Verhältnissen überzeugt. Auf keinen Fall giebt uns der Spruch des Oberkriegsgerichts in Gumbinnen die geringste Veranlassung, an der Zweckmäßigkeit der Beteiligung von Offizieren an der Urteilsfindung irgendwie zweifelhaft zu werden.

Und doch beklagen wir den Verlauf des Verfahrens in Gumbinnen auf das tiefste. Die ganze Sache ist in heilloser Weise verfahren worden, sodaß ein Ausweg, wenn nicht unerwartete Umstände eine ganz neue Wendung herbeiführen, kaum abzusehen ist. Die Schuld daran ist nicht den Offizierrichtern beizumessen, wohl aber scheinen andre zur dienstlichen Mitwirkung berufne Gerichtspersonen, wenn auch zweifellos in der besten Absicht, geradezu unbegreifliche Fehler gemacht zu haben. Aber auch diese Fehler können die Angriffe gegen die geltende Militärstrafgerichtsordnung nicht rechtfertigen.

Zunächst wird die Institution des „Gerichtsherrn“ sehr oft bemängelt. Ob man die Sache so, wie es geschehn ist, in die neue Ordnung übernehmen mußte, ist zweifelhaft, daß man den Namen übernommen hat, war, wenn nicht ein arger Fehler, eine arge Geschmacklosigkeit. Die Gerichtsherrlichkeit der Truppenkommandeure hat schon keinen Sinn mehr gehabt, seit der miles perpetuus seligen Angedenkens dem preußisch-brandenburgischen Fürsten den ersten Fahneneid geleistet hat. Es gab nur einen Kriegsherrn in Preußen und nur einen Gerichtsherrn, den König, in dessen Namen dem Soldaten ebenso wie dem Bürger Recht gesprochen wurde. Aber auch der König hatte den Militärgerichten als „Herr“ nichts zu befehlen, nur darüber zu wachen hatte er, daß sie nichts als das Gesetz, als das positive Recht gelten lassen, das aber auch überall und immer zur Geltung bringen. Auch die neue Militärstrafgerichtsordnung giebt gar keinem Zweifel Raum, daß sich die „Gerichtsherren“ des schwersten Vergehens schuldig machen würden, wenn sie auch nur versuchen wollten, ihre Dienstgewalt als Truppenkommandeur zur Beeinflussung des Wahrspruchs der Richter oder sonst zu irgend einer Beugung des positiven Rechts im Verfahren zu mißbrauchen. Es liegt jetzt eine gewisse Neigung zur Mißachtung des positiven Rechts in der Luft. Die große Wahrheit des Wortes: Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewge Krankheit fort, wird umgedeutet zum



Digitized by Google

kleinlich nörgelnden revolutionären Schlagwort, und in leichtfertiger Maſſenproduktion wetteifern die modernen Geſetzesfabrikanten, die Heiligkeit des poſitiven Rechts vollends zu ſchanden zu machen. Doppelt und dreifach haben bei ſolchen Zeitſtrömungen die Militärrechtspfleger, vor allen die ſogenannten Gerichtsherren, das Panier des Geſetzesrechts hoch und unangetaſtet zu erhalten, ſodaß bei jedermann, er ſei General oder Dragoner, auch jeder Gedanke an die Möglichkeit ſeiner Verletzbarkeit und Beugung unmöglich bleibt. Die perſönliche Meinung, ob ein neues Geſetz ſo oder anders hätte gegeben werden ſollen, darf gar nicht in Betracht kommen, am allerwenigſten bei der militäriſchen Rechtspflege.

Es gilt uns als ausgeſchloſſen, daß in Gumbinnen an irgend einer Stelle und in irgend einer Richtung wiſſentlich oder abſichtlich eine Mißachtung des poſitiven Rechts gezeigt worden ſei. Aber objektiv ſind Verſtöße gegen das Geſetz gemacht worden, die gerade in dieſem Fall auf das tiefſte beklagt werden müſſen, und für die es gerade hier, auch ſoweit ſie nur formaler Natur waren, kaum eine Entſchuldigung giebt. Auch wo der Buchſtabe des Geſetzes vielleicht eine Lücke zu zeigen ſchien, mußte alles vermieden werden, was die Unabhängigkeit der Rechtspflege irgendwie in ein ungünſtiges Licht ſetzen konnte, namentlich wo die ſo überaus heikle Zwitterſtellung des Gerichtsherrn und Truppenkommandeurs in Betracht kam. So wie der Rechtsweg beſchritten iſt, hat der Gerichtsherr ſich ſelbſt als Truppenkommandeur zu demſelben heiligen Reſpekt vor dem Gerichtsverfahren zu zwingen, den er von jedem Unteroffizier und Gemeinen verlangen muß, hat gerade der Truppenkommandeur ſich ſelbſt die größte, beſcheidenſte Reſerve aufzuerlegen. Das in Gumbinnen nur zu berechtigte dringende Verlangen nach ſchleunigem endgiltigem Abſchluß der Sache durch die Verurteilung des Thäters konnte ihn von dieſer Pflicht ebenſowenig entbinden, wie die perſönliche felſenfeſte Überzeugung von der Schuld des Angeklagten, zu der er gelangt ſein mochte. Darüber hat das Gericht zu entſcheiden, nicht der Gerichtsherr. Himmelhoch ſteht das Gericht über ſeinem „Herrn“ in dieſer, d. h. in der Hauptfrage. Wir können nur hoffen, daß, wenn in dieſer Beziehung unrichtige Anſchauungen in Gumbinnen Fehler veranlaßt haben, ſolche gerichtsherrliche Irrtümer ein für allemal unmöglich geworden ſind.

Dem Gerichtsherrn ſtehn vom Anfang des Verfahrens an juriſtiſche Rechtspfleger zur Seite: bei der Einleitung der Unterſuchung, für ihre Durchführung, bei der Erhebung der Anklage und für ihre Vertretung in der Spruchverhandlung. Das Geſetz verleiht ihnen für ihre Amtsführung dieſelbe Unabhängigkeit, wie ſie bürgerlichen Staatsanwälten und Unterſuchungsrichtern zuſteht. Es erſcheint uns mehr als unwahrſcheinlich, daß der Gerichtsherr dem begründeten Einſpruch des ihm beigegebnen Juriſten zuwider auf einer auch nur formalen Verletzung oder Vernachläſſigung des poſitiven Rechts beſtehn ſollte. Es würde die Schuld des Juriſten ſein, wenn ein ſolcher Vorgang ungeſtraft bliebe. Nach Lage der Verhältniſſe werden wir überhaupt

Digitized by Google

immer die Hauptschuld an etwa gemachten Fehlern im Zweifel den Juristen beimessen können. Es ist das von der größten Wichtigkeit. Die Angriffe gegen die Militärstrafjustiz werden hauptsächlich dadurch begründet, daß man einen unzureichenden Einfluß der juristischen Militärgerichtspersonen annimmt. Soweit es sich um den ihnen gesetzlich eingeräumten und garantierten Einfluß handelt, ist diese Behauptung falsch. Es bliebe nur die Frage, ob sie durch irgend welche äußerliche Rücksichten veranlaßt würden, von den ihnen durch das Gesetz erteilten Vollmachten keinen hinreichenden Gebrauch zu machen. Wir würden ihre Bejahung für die ärgste Beleidigung der Militärjuristen halten und müssen sie bis zum strikten Beweis im Einzelfalle ganz entschieden zurückweisen. Aber es ist doch klar, daß es dringende Pflicht aller beteiligten Stellen ist, auch hier jeden ungünstigen Schein zu vermeiden. Die Militärjuristen stehn nun einmal auf einem ganz besonders exponierten Posten. Das Vorurteil, sie seien unfähig, das Recht so zu wahren, wie sie sollten, darf unter keinen Umständen Wurzel fassen, wenn nicht die Disziplin in der Armee auf das schwerste gefährdet werden soll.

Wir wollen auf eine Kritik der Fachleistungen der Militärjuristen, die in Gumbinnen thätig waren, nicht näher eingehn. Die Presse aller Parteien hat sie schon reichlich geübt. Die verfahrne Lage selbst, in die die Sache geraten ist, ist die schärfste Kritik. Auf Grund eines fast beispiellos kläglichen Indizienmaterials hat der die Anklage vertretende Jurist in der Berufungsinstanz ein Schuldig beantragt. Aber was für ein Schuldig! Nicht des Mordes, sondern des Totschlags in Verbindung mit Meuterei, obwohl, wenn durch die Indizien überhaupt etwas bewiesen war, was doch nur Mord sein konnte, und eine Meuterei zum Zweck des Totschlags, worum es sich hier nur handeln konnte, ein Unding ist. Die ganze Welt hat so das Recht zu glauben, daß der Ankläger selbst den Schuldbeweis nicht für erbracht ansah und deshalb, da er die Freisprechung auch nicht beantragen wollte, nur das Schuldig des Totschlags beantragte, damit wenigstens die Todesstrafe vermieden würde. Das Gericht hat dann — juristisch viel korrekter — auf schuldig des Mords erkannt. Das ganze Unglück kommt her von der juristisch verkehrten Behandlung des Indizienbeweises, wofür eben wieder nur der sehr gerechtfertigte dringende Wunsch, die wie ein furchtbarer Alp auf der Schwadron, auf dem ganzen Regiment lastende Sache so bald als möglich abzuthun, eine Erklärung, wenn auch keine Entschuldigung ist. Die suggestive Wirkung der Indizienjagd hat dabei das ihre gethan. Der Indizienjäger verliert nur zu regelmäßig das klare Urteil über die objektive Bedeutung der erjagten Thatsachen und über die rein hypothetische Natur seiner Kombinationen, vollends der Routinier im Indizienfang, der Kriminalkommissar, der — man wird wohl sagen müssen: leider — auch in Gumbinnen, wie es scheint, eine sehr ausschlaggebende Rolle in der Voruntersuchung gespielt hat. Es war der ungeheure Fehler, auf so unzureichende Indizien hin ein gerichtliches Urteil zu provozieren, und ein noch größerer, die Berufungsinstanz in Anspruch zu nehmen, ohne sie vervollständigt

Digitized by Google

zu haben. Die hier zusammengebrachten Indizien hätte vor dreihundert Jahren vielleicht der nach der Carolina Recht sprechende Richter für eine „genugsame Anzeigung" gehalten, daß er auf Anwendung der „peinlichen Frage" erkannte. Ohne Geständnis des Angeklagten hätte er auf sie hin niemals auf schuldig zu erkennen gewagt. Wir haben die „peinliche Frage," d. h. Daumschraube und Streckbett, nicht mehr, und wir wollen sie nicht wieder haben. Aber noch weniger haben die Richter jetzt das Recht, auf Grund zweifelhafter Indizien ohne weiteres das Schuldig auszusprechen. Die Abschaffung der Folter hatte nicht den Zweck, den Angeschuldigten aus dem Regen unter die Traufe zu bringen.

Eine ganz unbegreifliche Thorheit ist es, wegen des Falls Krosigk und des Lärms darüber von neuem gegen die Öffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens zu eifern, wie das manche für den Ausdruck einer ganz besonders altpreußischen konservativen Gesinnung zu halten scheinen. Wir haben niemals nach der Öffentlichkeit besonders dringend verlangt, aber hauptsächlich doch deshalb, weil wir überzeugt waren, die Militärgerichte brauchten die Öffentlichkeit nicht zu scheuen. Wenn man aber nach den Gumbinner Vorgängen die Wiederabschaffung der Öffentlichkeit verlangt, so provoziert man doch geradezu die entgegengesetzte Überzeugung. Sollte in höhern Offizierskreisen eine andre Auffassung herrschen, so müßte das sehr bedauert werden.

Auch das liegt jetzt in der Luft, daß man ein ganzer Mann zu sein vermeint, wenn man die Verurteilung ohne Beweis, wenn sie im Interesse des „Ganzen" zu liegen scheint, für eine Bagatelle, ja wohl für selbstverständlich erklärt. Man spricht dann von Staatsraison. Die Blutrichter der französischen Revolution, die wir als Königsmörder verabscheuen, waren auch stolz darauf, solche ganze Männer zu sein. Man hüte sich im kleinen zu üben, was im großen fluchwürdige Unthat ist. Wie die entsetzliche Sache, von der wir hier reden, liegt, würde dem Interesse des Ganzen eine endgiltige Verurteilung ohne hinreichenden Beweis, auch wenn die Verurteilten, was Gott weiß, die Schuldigen sind, zu unabsehbar schwerem, dauerndem Schaden gereichen. β

## Briefe aus Paris und Spanien von Clara Biller

Fräulein Clara Biller, eine begabte und strebsame junge Dame, die der Tod ihren Angehörigen, einem weiten Freundeskreise und der Kunst leider zu früh entrissen hat, war im Mai 1864 von England nach Paris übergesiedelt, um sich in den Ateliers dortiger Künstler als Malerin weiter auszubilden. Sie stammte zwar, wenn wir recht verstanden haben, aus preußisch Schlesien und scheint wie die ganze sympathische und feingebildete Familie in ihrem Wesen deutsch

Digitized by Google

und eine echte Schlesierin gewesen zu sein, aber diesem vaterländischen Element hatte sich ein Zusatz von Weltbürgertum beigesellt, der ihr das Reisen und das Verweilen in der Fremde erleichterte und ihrer interessanten Persönlichkeit einen besondern Charakter aufgeprägt hatte.

Das Fremdländische war in die Familie durch Clara Billers Mutter gekommen, ein in Cadix gebornes Fräulein Bernhard y Peichler, das dort an der Familie Parodi Verwandte zum Teil genuesischen Ursprungs hatte, während dessen ältere Schwester in Wales verheiratet war, und dessen Oheim, ein Bruder von Claras Großmutter, in der Havanna lebte. Die in den Fremdenkolonien von Paris und London so wohlbekannten Namen der Frau Schwabe, der Familien Mohl, Martin und andrer bezeichnen den geselligen Kreis, dem die Billersche Familie angehörte.

Nach einem nahezu fünfjährigen, durch Ausflüge nach England und Belgien nur zeitweise unterbrochnen Aufenthalt in Paris war Clara Biller ein Jahr lang in Spanien und Portugal gereist und nach Tanger gegangen, als der deutsch-französische Krieg sie im Juli 1870 zunächst nach Paris, wo ein Teil ihrer Effekten geblieben war, zurückgerufen hatte. Ende August desselben Jahres, unmittelbar vor Sedan, war sie von da nach England zurückgekehrt, wo wir sie leider aus den Augen verlieren.

Ein Teil der von ihr während dieses mehr als sechsjährigen Zeitraums an Mitglieder ihrer Familie gerichteten Briefe ist nun dieses Jahr durch ihre Schwester, Frau Professor Wuttke-Biller, mit einem erläuternden Vorwort und einer Anzahl von Fußnoten veröffentlicht worden.*)

Wir haben Clara Biller in diesen Briefen auf ihren zum Teil recht romantischen Wandrungen begleitet und können, auch abgesehen von dem Vergnügen, das uns schon an sich das Reisen in Gesellschaft einer so gebildeten, geistreichen und witzigen Dame gewährt hat, die dabei gewonnene Ausbeute an Interessantem und Wissenswertem nur dankbar und rühmend anerkennen. Leider haben wir Clara Biller nicht persönlich gekannt und vermögen uns auch zu unserm Bedauern keines ihrer Gemälde, wenn uns solche zu Gesicht gekommen sein sollten, zu erinnern, aber das dem Bande vorgeheftete Porträt ist so beredt, und die Briefe führen einen in alles, was ihr Herz und ihren Geschmack beschäftigte, so lebhaft ein, daß man an ihren Plänen und Erlebnissen wie an etwas Eignem teilnimmt. Der Verkehr mit ihr führt einem recht zu Gemüte, wie hoch in gewissen Kreisen des deutschen Volks die geistige Bildung der Frau und deren Charaktereigenschaften stehn, und wir empfehlen das Buch denen, die es noch nicht gelesen haben, aus vollster Überzeugung als unterhaltend, anregend und, was insbesondre die darin enthaltne Schilderung spanischer Verhältnisse anlangt, als wahrhaft belehrend.

Clara Biller, deren Kompositionstalent weder nach dem, was sie über die von ihr skizzierten Entwürfe andeutet, noch nach dem uns mitgeteilten Ur-

*) Verlag von Carl Reißner, Dresden, 1901.

Digitized by Google

teile Coutures belanglos gewesen sein kann, und deren Kritik einzelner uns bekannter Kunstwerke das beste Zeugnis für ihren feinen Geschmack und ihr sichres Gefühl in Kunstsachen ablegt, dürfte, was Energie, Mut, Herzensgüte und unverwüstlichen liebenswürdigen Humor anlangt, nur selten ihresgleichen finden, und mehrere Vorkommnisse, über die sie mit der größten Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit berichtet, obwohl man sie nicht lesen kann, ohne sich zu aufrichtigster Bewundrung für die sich unterschätzende Heldin hingerissen zu fühlen, erinnern an gleichartige Züge in den Legenden heiliger Frauen.

Wie Clara Biller, worauf Frau Professor Wuttke im Vorwort hinweist, nie auf Komfort und Bequemlichkeit für sich Rücksicht genommen hat, so wurde sie auch nie müde, mit aufopfernder Hingebung an ihrer Ausbildung zu arbeiten, ihre bescheidnen Mahlzeiten mit Modellkindern zu teilen oder sie ihnen, wenn sich deren vier statt zwei einfanden, ganz zu überlassen, sich stockfremder am Wege verschmachtender Unglücklicher anzunehmen, Gefahren und Schwierigkeiten aller Art Trotz zu bieten, keinen auch nur den geringsten ihr geleisteten Dienst anders als gegen ein meist weit größeres eignes Opfer an Zeit und Mühe entgegenzunehmen, mit einem Worte ein leuchtendes Beispiel wahrer Herzensgüte und Pflichttreue zu sein. Alles, was sie Mutiges und Schweres verrichtet, scheint ihr so einfach und natürlich vorzukommen, daß sie bisweilen auch den Leser irre führt, der einen Augenblick Nachdenkens braucht, ehe er das Verdienst ihrer Handlungsweise recht und ganz zu würdigen vermag. Ihre Bilder vorteilhaft zu verkaufen war allerdings einer von Clara Billers Herzenswünschen, der, soweit die veröffentlichte Korrespondenz reicht, nur unvollkommen in Erfüllung gegangen zu sein scheint; aber es war ihr dabei nicht um persönlichen Vorteil, sondern nur darum zu thun, daß sie in der Lage zu sein wünschte, andern, namentlich „ihrem geliebten Mamachen," ihren Schwestern und deren Familien freundliche Überraschungen bereiten zu können. Der Weg zur Berühmtheit und mit ihr zu einem glänzenden Einkommen ist, das weiß jeder, für eine Malerin, die nicht mehr ganz jung ist und in der Benutzung ihrer Skizzen und ihrer Modelle noch keine vieljährige Erfahrung erlangt hat, lang, steil und beschwerlich: mit einer gewissen leidenschaftlichen Ungeduld, die in ihrer Natur gelegen zu haben scheint, wollte Clara Biller in Monaten erreichen, wozu andre Jahre gebraucht hatten, und es wäre für niemand, der ihre Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst in ihren Berichten miterlebt hat, überraschend, wenn sie ihrer elastischen, sich aber doch auf keinen allzu kräftigen Körper stützenden Natur bisweilen zu viel zugemutet hätte.

Wenn ihre Erlebnisse in Paris und die Art, wie sie diese schildert, interessant sind, so gilt das unserm Dafürhalten nach noch in erhöhtem Maße von ihrer Reise durch Spanien und einen Teil von Portugal, denn die Reisenden, die wie sie die Hotels meiden, und indem sie sich den Sitten der mittlern oder der untern bürgerlichen Klassen jedes Landes anbequemen, uns über die Lebensanschauungen und Gewohnheiten des eigentlichen Volks Aufschluß zu geben vermögen, sind selten. Ob sie in jedem einzelnen Falle

Digitized by Google

die Verhältnisse richtig zu beurteilen imstande gewesen ist, lassen wir dahingestellt: im großen und ganzen giebt sie uns von dem, was sie in Spanien gesehen, gehört und erlebt hat, ein so farbenreiches und in vielen Beziehungen so ausgeführtes Bild, daß man über ihren scharfen und richtigen Blick immer von neuem erstaunt ist. Wer die dortigen Volkszustände aus den neusten Romanen spanischer Feder auch nur einigermaßen kennt, wird mit uns darin übereinstimmen, daß sie die von unsrer Landsmännin geschilderten Zustände unter überraschend ähnlichen Zügen wiedergeben. Es kann leider nicht in Abrede gestellt werden, und gerade die besten und aufrichtigsten Katholiken werden das mit uns am schmerzlichsten fühlen, daß ein Teil dessen, was so schwer auf dem unzweifelhaft zurückgegangnen, in vielfacher Beziehung so edeln und reichbegabten spanischen Volke lastet, auf Auswüchse und Mißbräuche der Priesterherrschaft, des Klosterunfugs und einer sich in Aberglauben und leeres Formenwesen verirrenden Frömmigkeit zurückgeführt werden muß. Bettelei, Faulenzerei, Unwissenheit und Aberglaube tragen ja bekanntlich die Schuld daran, daß es mit der Macht und dem Wohlstand Spaniens von Jahr zu Jahr mehr und mehr abwärts geht: aber mit dieser Erkenntnis ist freilich wenig genug geholfen, denn wo soll unter solchen Umständen der Grund gefunden werden, auf dem sich die Säulen der Aufklärung und der Volksbildung errichten ließen? Man steht hier vor einer schwer lösbaren Frage, vor einer sich wenig hoffnungsvoll gestaltenden Aussicht in die Zukunft. Und doch bringt Clara Biller in ihren Briefen eine Menge kleiner Züge zum Vorschein, die einem den spanischen Volkscharakter, was Gefälligkeit, Patriotismus, liebenswürdiges Wesen und fromme Gesinnung anlangt, in sehr freundlichem, gefälligem Lichte zeigen: gerade für diese Züge hat das mit vielem harmlosen Humor begabte, selten zu schwarz sehende Fräulein den richtigen Blick, und sie versteht die gewonnenen Eindrücke so glücklich wiederzugeben, daß man mitunter über ihren trocknen Witz laut lachen muß.

Wir haben einige der verwegnern Geschichten, auf die sie in dem einen oder dem andern Brief schalkhaft anspielt, und die sämtlich durchaus harmloser und unverfänglicher Natur sind, schon in andern Berichten über das Buch erwähnt gefunden und überlassen es darum dem Leser, sich selbst das herauszusuchen, was ihm am spaßhaftesten vorkommt oder ihm sonst am besten zusagt. Uns hat eine überaus einfache, aus dem Leben gegriffne Szene ganz besondres Vergnügen gemacht. Es ist die, wo Clara, die auf der Fahrt zwischen La Coruña und Santjago auf der Imperiale Platz genommen hat, den Rosselenker durch ihre Unempfindlichkeit gegen die Unbilden der Witterung, Hitze, Sonnenbrand und Staub so in Erstaunen setzt, daß er seiner Verblüffung in den an den Pferdejungen gerichteten Worten Ausdruck giebt: „Die Frau ist nicht von dieser Welt.“ So kommt es dem Leser bisweilen auch vor.

Auch ein Interrogatorium, das ein Postbeamter in Pontevedra mit unsrer Reisenden anstellt, endet in sehr drolliger Weise. Nachdem sie ihn alle Natio-

Digitized by Google

nalitäten hat durchfragen lassen und ihm schließlich gesagt hat, sie sei aus Alemania, wo die Protestanten wohnten — sie ist beiläufig gesagt keineswegs blind antikatholisch —, kommt der brave, aber, wie es scheint, allzugründliche Spanier auf den Gedanken, unsre verehrte Freundin, die er für eine ganz kurze Entfernung (von Pontevedra nach Marin) „einschreiben" soll, zu fragen, ob sie Christin sei, worauf sie ihm erwidert, nein Heidin, da sie das goldne Kalb anbete. Ob der Schalterlöwe sich für diesen Spott wirklich dadurch gerächt hat, daß er eine Anzahl Geldsendungen, auf die Clara Biller wartete, mit Absicht an einen dritten Ort dirigiert hat, wo sie die Adressatin unmöglich erreichen konnten, oder ob in dieser Beziehung nur ein uns spanisch genug vorkommendes Versehen vorgelegen hat, wird uns nicht gesagt. Wäre es absichtlich geschehn, so müßte man annehmen, daß der um Fräulein Billers Seelenheil besorgte Mann die Banknoten für eine Art Heiligenbilder angesehen habe, an die sich die Anbeter des goldnen Kalbes vertrauensvoll wendeten, und daß er seiner Pflicht als Christ nachzukommen geglaubt habe, indem er einem solchen Götzendienst entgegenarbeitete.

Durch welche unglückliche Verkettung von Umständen das sonst sauber und in Bezug auf deutsche Orthographie in der Hauptsache fehlerlos gedruckte Buch dazu gekommen ist, daß es von den unglaublichsten Schnitzern wimmelt, sobald es sich um französische und spanische Ausdrücke, Phrasen und Namen handelt, vermögen wir nicht zu ergründen. Der Vortrefflichkeit der Briefe thut dieser rein formelle Mangel allerdings keinen Eintrag, aber man fragt sich doch unwillkürlich, warum Leute, die es besser wußten, es verschmäht haben, groteske Fehler wie Marquis de Villemin, St. Germain l'Auceroie, les morts de la mère, Maître Guërsin, Claude de Lorrain, St. Quen, Roucillon (für réveillon), Ecorren (für Ecouen), Maissonier, Pintoretto, Carlo Magno (in der Schlacht bei Pavia), Doña, Sennora, Olameda, Ministra (statt Nuestra) Señora del Rosario, femmes servantes (für savantes) und andre mehr auszumerzen? Über unmögliche französische Wendungen, über das einemal so, das andremal anders buchstabierte Eigennamen, über die bei den fremdsprachlichen Bezeichnungen fehlenden Accente, Bindestriche und Kommas schweigen wir uns aus; nur zweierlei möchten wir erwähnen, was das Verständnis der betreffenden Stellen sehr erschwert und einem den Gedanken besonders nahelegt, daß eine beabsichtigte letzte Durchsicht der Druckbogen infolge eines Erdbebens oder einer Sonnenfinsternis unterblieben ist.

Seite 268 berichtet Clara unter dem 8. August 1869 von La Coruña (Galicien) aus, daß sie da (wohl an demselben Tage), von Gijon kommend, nach einer schrecklichen Seereise gelandet ist. Ein Kampf, den sie mit einem Matrosen zu bestehn hat, der ihren Reisesack in eine schmutzige Gastwirtschaft zu schleppen im Begriff ist, endet für sie siegreich, und sie ermittelt mit Hilfe eines Seifensieders — also auch an der äußersten Westspitze Europas gehn einem solche rettend auf — ein Zimmer mit Bett. Trotz dieses Erfolgs und der für Zimmer und Bett verabredeten zehn Neugroschen fährt

Digitized by Google

unsre unglückliche Reisende angeblich schon um zwei Uhr nachmittags wieder ab und wohin? halb Post, halb Eisenbahn nach Gijon zurück, ohne den ihr von dort mitgegebnen köstlichen Zettel: „August in Berrigo, sein so gut, dieser Tame zu dienen, sie is eine Teitsche. Mit Gruß Ernest Winter.“ an August in Berrigo, der in La Coruña eine französische Bäckerei hat, abgegeben zu haben. Wenn man die mit den Worten: „Um zwei Uhr weiter nach Gijon“ anhebende Episode von der 268. Seite, wo sie steht, auf die 266. verpflanzt, wird alles glatt. Clara „durchquert“ dann nicht das Kantabrische Gebirge, um nach Gijon zurückzukehren, von wo sie eben nach zwanzigstündiger Seereise kam, sondern bleibt in La Coruña und macht die Bekanntschaft nicht bloß von August in Berrigo (der gute Ernest Winter hat offenbar y Berrigo gemeint), sondern auch die seiner Frau und seiner blauäugigen, blonden, aber schon kein Deutsch mehr verstehenden Kinder.

Seite 402 ist die Sache weniger einfach. Es steht auf der dritten Zeile von oben ein „Um sechs Uhr früh lief der Zug dort auf dem Bahnhof ein,“ dessen dort sich infolge einer oder zweier verloren gegangner Zeilen mit dem besten Willen auf nichts Vorhergegangnes beziehn läßt und sich wie ein unheimlicher Wegweiser nach dem Jenseits ausnehmen würde, wenn sich nicht einem von Clara ihrem Freunde Velasquez im Museo del Prado kurz nach der Ankunft des Zugs abgestatteten Morgenbesuche entnehmen ließe, daß das geheimnisvolle „dort“ nicht auf die Elysäischen Gefilde hinweist, in denen unser Geist den großen Künstler sucht, sondern auf die Hauptstadt Spaniens, die uns mit dem Eskurial das unvergängliche Erbe seines Genies bewahrt.

## Der ältere jüngere Cranach

Wer an einem lehrreichen Beispiel sehen will, welche Fortschritte die moderne Kunstwissenschaft, die jüngere Schwester der Archäologie, im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts gemacht hat, der muß die in dem letzten Jahre dieses Jahrhunderts erschienenen Cranachstudien von Eduard Flechsig zur Hand nehmen.*) Das Buch ist zunächst für die Fachgenossen des Verfassers bestimmt. Aber auch der Laie, der der Erörterung kunstwissenschaftlicher Fragen mit Anteil folgt, wird es trotz der Menge von Einzelheiten, die es bringt, mit lebhaftem Interesse an der Sache lesen und, wenn er Sinn dafür hat, auch mit wahrem Vergnügen an der Form.

*) Cranachstudien von Eduard Flechsig. Erster Teil. Mit 20 Abbildungen. Leipzig, Karl W. Hiersemann, 1900. XIII und 313 Seiten.



Digitized by Google

Flechsig ist gegenwärtig unstreitig der gründlichste Kenner der ältern sächsischen Kunst, obwohl ihn seine amtliche Stellung — er ist Beamter am herzoglichen Museum in Braunschweig — den größten Teil des Jahres von Sachsen fernhält. Aber er ist auch einer der gediegensten Forscher auf diesem Gebiete, nicht einer von denen, die sich damit begnügen, alte Hof- oder Stadtrechnungen durchzustöbern, unbekannte Künstler- und Handwerkernamen auszugraben und diese mit erhaltnen oder auch verschollnen Kunstwerken in zweifelhaften Zusammenhang zu bringen, sondern einer von denen, die die Wissenschaft wirklich fördern, indem sie in jahrelanger mühevoller methodischer Arbeit die Antwort suchen auf ungelöste Fragen der Wissenschaft. Seine Haupttätigkeit hat er seit Jahren dem Studium Cranachs gewidmet, dem Meister, von dem wir bis jetzt wohl die ungenügendste Kenntnis gehabt haben. Cranach war 1472 geboren, war also 1522 fünfzig Jahre alt. Wie viele Bilder mag er bis dahin gemalt haben! Und wie wenige sind uns bekannt! Etwa zwanzig Bilder unsrer Sammlungen sind es bis zum Jahre 1522, die unbestritten für Werke Cranachs gelten. Diesen stehn etwa dreihundert gegenüber, die jenseits seines fünfzigsten Lebensjahres fallen, natürlich nicht alles Werke seiner Hand, aber doch alle aus seiner Werkstatt hervorgegangen. So kommt es, daß die meisten Kunstfreunde nur den alternden Cranach kennen, von dem werdenden und gewordnen so gut wie nichts wissen. Und wie viel oder wie wenig von jenen dreihundert Bildern des alternden Cranach stammen denn nun wirklich von seiner Hand? Und was von andern Händen? Und von welchen Händen? An diese Fragen hat die Forschung bisher kaum gerührt.

Flechsigs Buch besteht in der Hauptsache aus drei Kapiteln. Das erste behandelt die Holzschnitte und die Kupferstiche Cranachs bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahre (1522), das zweite seine Tafelbilder aus derselben Zeit. In beiden Kapiteln ist es dem Verfasser gelungen, die bisher bekannte Reihe von Werken noch um ein paar weiter zurückliegende zu vervollständigen, in beiden ist er bemüht, sie mit Hilfe innerer und äußerer Kennzeichen — namentlich mit Hilfe einer genauen Scheidung der verschiednen Monogramme und Künstlerzeichen, deren sich Cranach bedient hat (der bekannten geflügelten Schlange in ihren verschiednen Formen) — in die richtige Reihenfolge ihrer Entstehung zu bringen und so die Stilentwicklung des Künstlers zu zeigen. Dabei hat er auch gründlich mit der Verwirrung aufgeräumt, die der gedankenlose Gebrauch der Wörter „Jugend“ und „Frühzeit“ in der Litteratur über Cranach angerichtet hat. Man scheint das Geburtsjahr Cranachs bisweilen geradezu vergessen zu haben.

Diese beiden ersten Kapitel sind aber nur Vorarbeiten zu dem dritten, dem eigentlichen Hauptkapitel des Buches, das die Überschrift trägt: „Die Pseudogrünewaldfrage und ihre Lösung,“ und das uns auch den Anlaß giebt, Flechsigs Buch hier ausführlich zu besprechen. Die sogenannte Pseudogrünewaldfrage ist es, in der sich gleichsam die ganze Geschichte der modernen Kunstwissenschaft von den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts bis zur

Digitized by Google

Gegenwart widerspiegelt. Mit dieser Frage, die eine der wichtigsten Fragen der ganzen Cranachforschung ist, hat es aber folgende Bewandtnis (wir folgen dabei selbstverständlich der Darstellung Flechsigs).

Als in den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts die Reformation in Halle eindrang, sah sich der kunstsinnige Erzbischof von Mainz und Magdeburg, der Kardinal Albrecht von Brandenburg, genötigt, auch das Kollegiatstift aufzulösen, das er 1520 in Halle ins Leben gerufen hatte, und die Stiftskirche zu schließen. Alle die kostbaren Reliquien und Kunstschätze, die er seit zwanzig Jahren in der Stiftskirche angesammelt hatte, ließ er teils nach Mainz, teils nach Aschaffenburg bringen. Er selbst zog sich in sein Mainzer Erzbistum zurück, wo er 1545 starb.

Die Gemälde nun, die von Halle nach Aschaffenburg gebracht wurden, fanden in der dortigen Stiftskirche eine neue Stätte. Als aber das Aschaffenburger Stift 1803 aufgelöst wurde, wurden sie in die Galerie des kurfürstlichen Schlosses gebracht, nur einige ließ man in der Kirche.

Aschaffenburg liegt nicht an der Heerstraße, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die deutschen Kunstforscher zogen. Deshalb blieben die Bilder zunächst fast gänzlich unbekannt. Franz Kugler kennt sie 1837 in seinem Handbuch der Geschichte der Malerei noch gar nicht, ebensowenig Nagler in den bis 1837 erschienenen Bänden seines Künstlerlexikons. In Aschaffenburg selbst galt damals ein großer Teil der Gemälde für Werke Lukas Cranachs, andre für Werke des Matthias — oder wie man ihn damals noch fälschlich nannte — Matthäus Grünewald.

Das wurde bald anders, als die fünf größten und schönsten dieser Bilder, die für Werke Grünewalds gehalten wurden, ihrem Dasein im Aschaffenburger Schloß entrissen und auf Befehl König Ludwigs, der sie wohl selbst ausgewählt hatte, in die Pinakothek nach München versetzt wurden. Bei der Eröffnung der Pinakothek am 16. Oktober 1836 waren sie zum erstenmal einem größern Kreise zugänglich. Durch das erste Verzeichnis der Gemälde der Pinakothek fanden sie als Werke Grünewalds auch in die kunstgeschichtliche Litteratur Eingang.

Der erste Forscher, der sich (1841) mit dem Schöpfer dieser Bilder näher beschäftigte, war Passavant. Ohne sich an die alte, damals in Aschaffenburg noch verbreitete Überlieferung zu halten, wonach die fünf Bilder in der Pinakothek ebenso wie die, die sich noch in Aschaffenburg befanden, wahrscheinlich alle aus der Domkirche zu Halle stammten, nahm er, wohl um den Namen, den sie trugen, besser mit den Nachrichten Sandrarts, wonach Grünewald aus Aschaffenburg stammte, in Verbindung zu bringen, ohne weiteres an, die Bilder seien in Aschaffenburg entstanden, die fünf großen Tafeln in der Pinakothek (der heilige Moritz mit dem heiligen Erasmus und als Flügelbilder dazu die Heiligen Magdalena, Lazarus, Chrysostomus und Martha) hätten den ehemaligen Hauptaltar der Stiftskirche in Aschaffenburg geschmückt, auch der noch in der Kirche befindliche heilige Valentin habe dazugehört, vielleicht auch die sechs

Digitized by Google

kleinen Altarflügel in der Aschaffenburger Schloßgalerie. Demselben Künstler wies er dann noch einige andre Bilder in Wien, Mainz, Frankfurt usw. zu. In dem Charakterbilde, das er von dem Künstler zu entwerfen suchte, wies er auf eine gewisse Verwandtschaft mit Cranach hin und schloß daraus, daß Grünewald zu Cranach „in nahem Verhältnis gestanden, vielleicht dessen Lehrer oder Mitschüler gewesen" sei. Diese Annahme, sagt er, gewinne noch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß „einige" der Aschaffenburger Bilder aus Halle stammten. „Befänden sich unter den von Halle nach Aschaffenburg geführten Gemälden einige von Grünewald, so wäre dessen Aufenthalt in dem nördlichen Deutschland erwiesen und seine Übereinstimmung mit der Behandlungsweise Cranachs leicht erklärlich."

Passavants Aufsatz bildete die Grundlage für alle weitern Forschungen über Grünewald. Bei dem Ansehen, das Passavant als Kenner genoß, hielt es niemand für nötig, zu prüfen, ob die Voraussetzungen für seine Behauptungen auch richtig seien. Aber auch der als Kenner vielleicht noch berühmtere Waagen war auf seinen Reisen durch Deutschland unabhängig von Passavant und fast zu derselben Zeit zu denselben Ergebnissen gekommen. Zu den Bildern, die er außer denen in der Pinakothek Grünewald noch zuschrieb, gehörte unter anderm der Pflockische Altar in der Annenkirche in Annaberg. Und auch er schreibt: „Ich bin fest überzeugt, in Grünewald den bisher unbekannten Lehrer des Lukas Cranach gefunden zu haben." Inzwischen hatte sich auch Passavant noch weiter mit Grünewald beschäftigt, und er schrieb ihm nun auch das große Altarwerk in der Marktkirche zu Halle zu, das bisher unter den Werken Cranachs aufgeführt worden war, meinte aber, Cranach sei an der Herstellung beteiligt gewesen. Aus der Verteilung der Arbeit aber gehe klar hervor, daß Grünewald als der Meister zu betrachten sei, bei dem das Werk bestellt worden sei, Cranach als der tüchtigste seiner Schüler und Gehilfen die zweite Stelle einnehme. Ferner wies er unter anderm auf ein Werk hin, das nach ältern schriftlichen Überlieferungen von Grünewald sein sollte, auf den aus dem Antoniterkloster in Isenheim stammenden großen Flügelaltar in der Bibliothekgalerie in Kolmar, betonte aber zugleich den auffälligen Unterschied dieses Werks von denen, die er selbst oder andre bisher Grünewald zugeschrieben hatten. Zusammengefaßt wurden die zerstreuten Forschungen Passavants und Waagens in der zweiten Auflage von Kuglers Handbuch (1847). Der Name Grünewald wurde damit den weitesten Kreisen bekannt.

Der Annahme, daß Cranach ein Schüler Grünewalds gewesen sei, trat 1851 zuerst Schuchardt, der bekannte Weimarer Cranachforscher, entgegen. Er gab die Ähnlichkeit der Werke beider zu, meinte, daß man sie ohne genaueres Studium wohl verwechseln könne, wies aber auch darauf hin, wie unwahrscheinlich es sei, daß Cranach 1529, wo der Hallische Altar entstanden ist, in seinem siebenundfünfzigsten Jahre(!), als Schüler oder Gehilfe an dem Werke eines andern gearbeitet habe, und nahm ein andres Verhältnis zwischen beiden an, etwa so, daß Grünewald und Cranach Mitschüler bei Cranachs Vater ge-

Digitized by Google

wesen seien. Auch Förster widersprach (1853) in seiner Geschichte der deutschen Kunst der Annahme, daß Cranach in dem Verhältnis eines Schülers zu Grünewald gestanden habe. Das Altarwerk in Kolmar hielt er, wie schon vor ihm Quandt und Waagen, für ein Werk des Hans Baldung Grien. Dieselbe Ansicht vertrat 1862 wieder Waagen selbst in seinem Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen, ebenso 1866 Woltmann, der bekannte Holbeinforscher. Er meinte, daß in den alten schriftlichen Nachrichten gewiß eine Verwechslung zwischen Grünewald und Grien vorliege; wer die sichern Werke Grünewalds, d. h. die Werke in der Pinakothek und den Altar in Halle kenne, der könne unmöglich die Bilder in Kolmar für Arbeiten Grünewalds halten.

Da wurde plötzlich (1873) der Glaube, den jahrzehntelang alle Kunstforscher geteilt hatten, mit unbarmherziger Hand von Woltmann selbst in seinen „Streifzügen im Elsaß" zerstört (in der Zeitschrift für bildende Kunst), indem er den Nachweis führte, daß der Altar in Kolmar thatsächlich ein Werk Grünewalds sei, daß also alle bisherigen Vorstellungen von Grünewald gänzlich falsch gewesen seien, daß der Annahme, die fünf Bilder der Pinakothek seien Werke Grünewalds, jede Spur einer Beglaubigung fehle, ja „daß der sogenannte Matthias Grünewald, wie er als ein dem Lukas Cranach im Stil nahe verwandter, doch an Geschmack und Großartigkeit überlegner Meister in unsern kunstgeschichtlichen Handbüchern erscheine, eine vollkommen mythische Figur sei." Die Frage, wem die Bilder, die man bisher für Werke Grünewalds gehalten hatte, zuzuschreiben seien, wird von Woltmann auf folgende Weise beantwortet: „Man könnte an Cranach selbst denken, dem die meisten früher zugeschrieben wurden. Doch bestehn auch wieder merkliche Verschiedenheiten zwischen ihnen und Cranachs sichern Werken. Soll man vielleicht an Cranachs Vater denken? Jedenfalls fließt in diesen Werken die eigentliche Quelle von Cranachs Kunst."

Der Nachweis Woltmanns fand die Zustimmung aller deutschen Forscher. Von nun an gab es nur noch den Grünewald, der den Altar in Kolmar gemalt hatte; dem frühern Grünewald dagegen gab man nun den Notnamen „Pseudogrünewald," der so lange gelten sollte, bis sein wirklicher Name ermittelt wäre. Otto Eisenmann war es, der 1875 diese Taufe vornahm. Sie drang aber zunächst nicht über die engen Kreise der Fachwissenschaft hinaus. Sie konnte es schon deshalb nicht, weil die Frage nur in fachwissenschaftlichen Zeitschriften erörtert wurde.

Da brachte 1874 Wilhelm Schmidt (in der Augsburger Allgemeinen Zeitung) den überraschenden Nachweis, daß thatsächlich auch eins der fünf Bilder in der Pinakothek von dem echten Grünewald gemalt sei, nur die vier andern nicht. Ohne Zweifel habe sich eine Tradition hiervon erhalten, man habe ohne weitere Prüfung auch die vier übrigen, offenbar aus Cranachs Werkstatt stammenden Bilder für Werke Grünewalds erklärt und damit „eine heillose Verwirrung angerichtet."

Woltmann benutzte jede Gelegenheit, den echten Grünewald in seine Rechte

Digitized by Google

einzusetzen und die Bilder des Pseudogrünewald als das hinzustellen, als was sie sich nun erwiesen, als Werke Cranachs selbst oder seiner Schule. Auch Eisenmann war in dieser Richtung thätig. Doch betonte gerade er wieder, daß die Bilder Cranachs und des Pseudogrünewalds trotz äußerer Ähnlichkeit doch wesentlich voneinander verschieden seien, ein Urteil, das ja schon alle frühern Forscher von Passavant und Waagen an geäußert hatten. „Es ist eine schöne Aufgabe für die künftige Forschung, sagt er (1876), auszumitteln, wer dieser Pseudogrünewald war, und in welcher Beziehung er zu dem echten Grünewald und zu Cranach stand."

Eine Antwort auf diese Frage hatten zwei Jahre später Julius Meyer und Wilhelm Bode bereit. Den Anlaß gaben zwei Bilder des Berliner Museums, die bisher Grünewald zugeschrieben worden waren. In ihrem „Beschreibenden Verzeichnis" der Gemälde dieses Museums von 1878 sagen sie, der Vergleich mit den frühesten datierten und bezeichneten Werken Cranachs mache es sehr wahrscheinlich, daß der Pseudogrünewald ein und derselbe Meister mit Cranach, und daß jene Werke Jugendarbeiten Cranachs seien. Bei dieser Verallgemeinerung spukte freilich wieder die Gedankenlosigkeit, daß Werke, die Cranach mindestens als sechsundvierzigjähriger Mann geschaffen haben müßte, als „Jugendarbeiten" bezeichnet wurden. Trotzdem verschaffte sich diese Ansicht immer mehr Geltung. Auch Woermann schloß sich ihr an in seiner Fortsetzung von Woltmanns Geschichte der Malerei.

Gegen diese Ansicht erhob aber 1881 Friedrich Niedermayer Einspruch. Er behauptete, der unbekannte Künstler habe mit Cranach nur die Malweise und gewisse Dinge in der Zeichnung gemein, aber seine Auffassung zeige einen unleugbaren Anklang an Grünewald. Dazu hatte ihn ein archivalischer Fund gebracht: er glaubte den wahren Namen des Pseudogrünewald in einem Maler Simon von Aschaffenburg ermittelt zu haben. Diesen Rückschritt vom falschen Grünewald zum echten wies Woermann überzeugend zurück. Dagegen schloß sich Janitschek (1889) in seiner Geschichte der deutschen Malerei der Vermutung Niedermayers an. Er verteilt die Werke, die von Passavant und Waagen früher Grünewald zugeschrieben worden waren, an drei Künstler: an einen Vertreter einer „Aschaffenburger Malerschule," wahrscheinlich Simon von Aschaffenburg, bei dem er ebenso Beziehungen zu Grünewald wie zu Cranach annimmt, an einen zweiten Maler der Aschaffenburger Schule, der einen noch stärkern Einfluß von Cranach erfahren habe, und endlich an Cranach selbst. Seitdem hat die Pseudogrünewaldfrage keine weitere Entwicklung durchgemacht. Eins hat sich aber doch als unumstößliche Thatsache erwiesen: eine sehr große Stilverwandtschaft der Bilder des Pseudogrünewald mit denen Cranachs.

Hier setzt nun die Untersuchung Flechsigs ein. Ehe man fragen kann, sagt er, wer der Pseudogrünewald sei, muß man erst genau wissen, in welchem Verhältnis er zu Cranach gestanden hat. Diese Frage kann nur dann beantwortet werden, wenn die Entwicklung Cranachs selbst bis zu dem Zeitpunkte, wo die Thätigkeit des Pseudogrünewald beginnt, klar erkennbar ist. Diese

Digitized by Google

Entwicklung zu zeigen ist die Aufgabe der beiden ersten Kapitel seines Buchs. In dem dritten Kapitel schlägt er dann folgendes Verfahren ein. Er teilt die sämtlichen Bilder, die sich nach sorgfältigster Sichtung als Bilder des Pseudo-grünewald haben nachweisen lassen, nach dem größern oder geringern Grade ihrer Verwandtschaft in vier (oder fünf) Gruppen ein, deren Reihenfolge zugleich im großen und ganzen der Zeitfolge der Entstehung der Bilder entsprechen soll. Er will damit nicht behaupten, daß die Bilder sämtlich genau in der Reihenfolge, wie er sie innerhalb der einzelnen Gruppen angeordnet hat, entstanden seien; er giebt die Möglichkeit zu, daß zwei Bilder, die verschiednen Gruppen angehören, der Zeit nach einander näher stehn, als zwei, die er derselben Gruppe zugeteilt hat. Die genauere Begründung dieser Gruppierung und Anordnung aber bildet wohl den glänzendsten Teil von Flechsigs Buch. Zum Teil wird sie natürlich gewonnen durch äußere chronologische Anhaltepunkte, die die Bilder selbst darbieten, zum größten Teil aber durch die genauste Betrachtung der Bilder, eine Betrachtung, die sich nicht nur auf die einzelnen Figuren, die einzelnen Körperteile der Figuren, die Köpfe, die Hände, die Tracht, die Landschaft, die Pflanzenwelt, die Architektur, sondern namentlich auch auf die Ornamentik, die Heiligenscheine, die Beischriften, endlich auch auf die Zeichnung, die Malweise, die Schattierung erstreckt. Wohl nie und nirgends sind Bilder mit solchen Augen gesehen und angesehen, so treu und gewissenhaft beschrieben worden, wie es hier geschieht. Als Probe gebe ich nur ein Stück von der Beschreibung des Pflockschen Altars in Annaberg. „Die Männer — schreibt Flechsig — haben die Stirn etwas gerunzelt, und diese feinen Fältchen, die auch quer über die Nasenwurzel gehn, sind ebenso liebevoll wiedergegeben wie die etwas angeschwollnen Äderchen an den Schläfen, wie die Adern der Hände und Füße. Die Nasen sind ziemlich lang, meist spitz, besonders im Profil und ein wenig nach auswärts gebogen. Zwischen Nase und Oberlippe vergißt der Künstler nie ein längliches Grübchen anzubringen, ein rundes findet sich gewöhnlich auch an dem kleinen, spitzen Kinn. Das macht ungefähr den Eindruck, als wäre dort ein Dattelkern, hier eine Erbse in Wachs eingedrückt. Der Maler hat eine so starke Vorliebe für dieses Grübchen, daß er bei den Männern sogar den Schnurbart nicht zusammenwachsen läßt, sondern in der Mitte der Oberlippe eine Lücke läßt. Die Oberlippe ist meist in der Mitte nach unten gezogen, der Mund oft, auch da wo die Dargestellten keine Gelegenheit zum Sprechen haben, ein wenig geöffnet, sodaß einige Zähne links und rechts sichtbar werden. Fast alle Gesichter haben ein Doppelkinn, das bald mehr, bald weniger stark ausgebildet ist. Das Ohr hat eine längliche, scharf ausgeprägte Form. Das Haar, das meist gelockt ist, ist immer mit größter Liebe behandelt, beinahe jedes Haar ist einzeln äußerst fein mit der Pinselspitze gezeichnet. Die Gesichter sind ohne Fülle, aber auch nicht mager, die der Frauen ziemlich häßlich. Die Nägel der sorgsam behandelten Finger haben eine längliche Form, sind kurz geschnitten, sodaß noch ziemlich viel Fleisch an der Spitze ist, und scharf umrissen wie die

Digitized by Google

der Zehen. Die Gewänder, namentlich die der Männer, sind meist in sehr harte Falten gelegt, auch an Stellen, wo eine Faltenbildung kaum möglich ist. Diese Falten machen meist den Eindruck, als wären sie in Erz getrieben, vor allem die öfter vorkommenden parallel von oben nach unten verlaufenden. Gewöhnlich werden diese in ihrem Verlaufe durch quer einschneidende tiefe Tüllen unterbrochen" usw.

Und noch eine Probe von der Art, wie Flechsig gearbeitet hat! Über ein Bild in der städtischen Galerie in Bamberg, „Wilibald und Walburg, verehrt von dem Bischof von Eichstätt Gabriel von Eib" schreibt er: „Solange ich die Entwicklung Cranachs noch nicht genau kannte, habe ich dieses Bild unbedenklich für eins der schönsten eigenhändigen Werke Cranachs gehalten. Als ich nun den Pflockschen Altar in Annaberg so gründlich kennen gelernt hatte, daß ich mir wohl sagen durfte, kein einziger lebender Forscher könnte mir darin gleichkommen, und ich bald darnach das Bild in Bamberg wiedersah, fingen die Zweifel an. Diese Zweifel konnte ich schließlich nur dadurch beseitigen, daß ich an einem Nachmittag in Annaberg mir noch einmal jede Form, jede Farbe, jede technische Eigentümlichkeit des Pflockschen Altars gründlich einprägte, darauf sofort nach Bamberg abreiste und am nächsten Vormittag dort das Wilibaldbild mit den mir noch ganz deutlich vor Augen stehenden Annaberger Bildern verglich. Von diesem Tage an war ich überzeugt, daß das Bamberger Bild und der Pflockschе Altar von derselben Hand gemalt seien."

Das Ergebnis seiner genauen Vergleichung aller Bilder des Pseudogrünewald ist folgendes. Wir befinden uns von Anfang an in Sachsen, in Wittenberg, in der Werkstatt Cranachs. Die vier Bildergruppen bilden eine Entwicklungsreihe, und zwar umspannen sie einen Zeitraum von etwa fünfzehn Jahren. Innerhalb dieses Zeitraums vollzieht sich die Entwicklung des Künstlers, namentlich im Anfange, so rasch, wie es nur in der Jugend, etwa vom fünfzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahre möglich ist. Das fünfzehnte Lebensjahr als Anfangspunkt künstlerischer Thätigkeit würde zwar heutzutage als eine große Ausnahme von der Regel angesehen werden, entspricht aber den künstlerischen und sozialen Verhältnissen jener Zeit, es kann sogar, die nötige Befähigung vorausgesetzt, für völlig normal gelten, besonders wenn man annehmen will, daß der Fünfzehnjährige in einer rein künstlerischen Atmosphäre aufgewachsen sei. Es ist also schon psychologisch ganz unmöglich, daß Cranach der Maler auch nur eines dieser Bilder gewesen sei. Der Künstler hat zunächst noch gar keinen eignen Stil. Er versucht das und jenes, ehe er ins rechte Fahrwasser kommt, er ahmt anfangs Cranach nach, gerät dann, wahrscheinlich auf der Wanderschaft, unter andre Einflüsse, erst allmählich wird er Herr aller künstlerischen Ausdrucksmittel, doch ist der Zeichner in ihm dem Maler immer um ein Stück voraus, auch noch in späterer Zeit beeinträchtigt die Farbe nicht selten die Wirkung seiner Bilder. Er hat endlich eine Anzahl ganz besondrer Kennzeichen, die sich nur bei ihm finden: in der Landschaft,

Digitized by Google

in der Ornamentik, in den Kleiderstoffen — er liebt die „gewässerten“ (moirierten) Stoffe —, in den Heiligenscheinen, in der Fingerhaltung usw. Kurz, alle seine Werke deuten auf einen ganz bestimmten Wittenberger Schüler Cranachs, der jahrelang zu dem Meister in den engsten Beziehungen gestanden haben muß.

Nun nimmt die Untersuchung eine überraschende Wendung. Soviele Gemälde auch von den verschiedensten Forschern dem Pseudogrünewald zugesprochen worden sind, noch niemals hat ihm ein Forscher einen Holzschnitt zugewiesen. Nur ganz beiläufig ist in den fünfziger Jahren einmal die Vermutung hingeworfen worden, doch ohne Beachtung zu finden, Matthias Grünewald habe die Zeichnungen zu den Holzschnitten des Hallischen „Heiligtumbuchs“ geliefert. In neuerer Zeit ist dieses „Heiligtumbuch,“ das 1520 im Auftrage des Kardinals Albrecht von Brandenburg nach dem Vorbilde des Wittenberger Heiligtumbuchs hergestellt wurde, und das in mehr als 230 Holzschnitten die Kleinodien und Reliquien der Hallischen Stiftskirche abbildet, wiederholt genau untersucht worden. Dabei hat sich herausgestellt, daß den größten Teil dieser Holzschnitte ein Künstler Namens Wolf Traut gezeichnet hat; wer aber sein Mitarbeiter gewesen ist, blieb zweifelhaft. Da weist nun Flechsig schlagend nach — er hat sich ein Vierteljahr mit dem seltnen Buche beschäftigt, und es haben ihm dazu zwei vollständige Exemplare zur Verfügung gestanden —, daß die kleine Zahl von Holzschnitten, die nicht von Wolf Traut herrühren, vierundvierzig an der Zahl, sämtlich von dem Pseudogrünewald gezeichnet sind. Er weist das namentlich mit Hilfe der Ornamentik nach: die in Betracht kommenden Holzschnitte sind eine wahre Musterkarte der Ornamentformen, die auf den Gemälden des Pseudogrünewald vorkommen. Wahrscheinlich war er aber nicht Trauts Mitarbeiter, sondern sein Nachfolger an der Arbeit. Traut ist jedenfalls über der Arbeit gestorben, und der Pseudogrünewald hat sie zu Ende geführt; daher der ungleiche Anteil beider.

Hieran schließt aber Flechsig noch einen weitern Nachweis, der nicht bloß für den Kunsthistoriker, sondern auch für den Bibliophilen von großem Interesse sein wird. Wer sich mit den Originaldrucken der Reformationszeit beschäftigt hat, der kennt die zahlreichen schönen Titelumrahmungen und Initialen, die sich in den zwanziger und dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts auf Leipziger und Wittenberger Drucken finden. Sie zerfallen in zwei Gruppen. Die eine Gruppe, die in den Jahren 1520 bis 1522 vorkommt, zeigt namentlich Pflanzen- und Tierformen, besonders ein eigentümlich gezacktes Blattwerk und in Verbindung damit allerhand meist humoristisch aufgefaßte menschliche Gestalten, Engelfiguren, Wappen. In der andern Gruppe, die vom Jahre 1523 an vorkommt, treten architektonische Motive in den Vordergrund, Säulen, Pfeiler, Kapitäle, Bogen usw., ohne daß deshalb die Motive der ersten Gruppe ganz verschwänden. Beiden Gruppen voran gehn noch drei Titeleinfassungen, die sich schon in den Jahren 1518 und 1519 auf Drucken des Leipziger Buchdruckers Melchior Lotter finden, darunter die hübsche Einfassung mit dem Engelkonzert, die auf den Titelblättern der neuen Weimarer Ausgabe von Luthers Werken



Digitized by Google

nachgebildet und dadurch in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Daß alle diese Titeleinfassungen nur aus Cranachs Werkstatt hervorgegangen sein können, darüber hat wohl nie ein Zweifel bestanden. Aber wie Cranach selbst zu ihnen stand, darüber hat niemand etwas zu sagen gewagt. Als Lippmann vor einigen Jahren in einem großen Prachtwerk Nachbildungen der Cranachschen Holzschnitte herausgab (vergl. die Grenzboten von 1895, IV, S. 281 f.), ließ er diese Buchverzierungen ganz beiseite. Flechsig weist nun wieder schlagend nach, daß der Zeichner aller dieser kleinen Kunstwerke niemand anders ist als der, der die vierundvierzig Holzschnitte für das Hallische Heiligtumbuch gezeichnet hat, also — der Pseudogrünewald. Und auch an diesen zeigt er dieselbe rasche Entwicklung von jugendlicher Unreife zu immer größerer Reife wie an den Gemälden.

Also ein Schüler, ein dem Meister ganz nahestehender Schüler Cranachs muß der Pseudogrünewald gewesen sein. In seiner künstlerischen Ausdrucksweise kommt er dem Meister bisweilen so nahe, daß man bei oberflächlicher Betrachtung ihrer Werke sie miteinander verwechseln könnte. Das früheste nachweisbare Gemälde, das er in der Werkstatt Cranachs schafft, die Marter des Erasmus von 1516 in der Aschaffenburger Schloßgalerie, zeigt ihn noch vollkommen unfertig, vielleicht kaum dem Knabenalter entwachsen, und diese Annahme wird durch die rasche Entwicklung, die seine Gemälde und seine Zeichnungen bis 1523 durchmachen, vollkommen bestätigt. Er muß also etwa 1500 geboren gewesen sein. Von allen Gesellen Cranachs ist er der fleißigste, sicherlich der begabteste, ja man möchte ihn genial nennen, wenn man die von ihm gezeichneten Titeleinfassungen betrachtet. Er ist der geborne Zeichner, mühelos folgen Stift und Feder den launigen Eingebungen seiner Phantasie. Aber wenn er den Pinsel ergreift, da zeigt sichs, daß die Farbe nicht seine Stärke ist. Er ist kein geborner Maler — das sagen uns fast alle Bilder seiner ersten Zeit. Wer war er aber nun?

Noch ein Schritt, und wir stehn vor der Lösung des Rätsels. Von derselben Hand, die alle die erwähnten Titeleinfassungen gezeichnet hat, giebt es auch in Holzschnitt zwei Bildnisse König Christians II. von Dänemark in architektonischer Umrahmung und mit der Jahreszahl 1523. König Christian war im April 1523 aus seinem Reiche vertrieben worden und hatte sich nach Deutschland gewandt. Im September desselben Jahres war er wiederholt bei Kurfürst Friedrich dem Weisen zu Besuch, auch in Wittenberg; in dieser Zeit müssen die beiden Bildnisse entstanden sein. Die architektonische Umrahmung des einen stimmt in der auffälligsten Weise mit der auf einer jener Titeleinfassungen überein, mit der, die 1524 auf dem Wittenberger Druck der Lutherschen Schrift „An die Rathsherren aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen" verwendet worden ist. Diese beiden Bildnisse nun tragen außer der Jahreszahl Cranachs Zeichen, die geflügelte Schlange, und man hat sie darum auch unbedenklich bisher für Zeichnungen Cranachs gehalten. Das sind sie aber auf keinen Fall, sie sind von dem

Digitized by Google

Pseudogrünewald gezeichnet! Wie kommt nun trotzdem Cranachs Malerzeichen auf die Bilder? An eine Fälschung, eine Täuschung ist doch nicht zu denken. Sollte sich denn nicht vielleicht auch auf Gemälden, die dem Pseudogrünewald zugeschrieben werden, die Cranachsche Schlange finden? Nun, auf denen, die bisher nach allgemeiner Übereinstimmung für Werke des Pseudogrünewald gegolten haben, allerdings nicht, wohl aber auf vielen, die bisher, eben wegen der Schlange, für Werke Cranachs gegolten haben, obwohl sie ganz pseudogrünewaldisch aussehen! „Und nun wird es plötzlich klar: von den Bildern, die Cranach selbst bis zu seinem fünfzigsten Jahre gemalt und mit seinem Zeichen versehen hat, führt keine Brücke zu diesen mit der Schlange bezeichneten Bildern der zwanziger Jahre. Der Stil dieser Bilder entwickelt sich unmittelbar aus dem der frühern Bilder des Pseudogrünewald, nicht Cranachs. Die ganze spätere Cranachsche Kunst, so wie sie fast ausschließlich durch die Bilder unsrer öffentlichen Sammlungen vertreten ist, steht eigentlich unter dem Zeichen des Pseudogrünewald. Cranach und der Pseudogrünewald tauschen also ihre Rollen. Hieß es sonst: Der angebliche Pseudogrünewald ist in seinen besten Werken kein andrer als Cranach, so muß es nun heißen: Der Cranach, der aus einer Menge von bezeichneten Bildern der zwanziger und der ersten dreißiger Jahre aller Welt bekannt ist, ist gar nicht Cranach, sondern der namenlose Geselle des Meisters, der Pseudogrünewald, auf der Höhe seines Schaffens." Wer ist er denn nun aber? fragen wir wieder. Wer außer Cranach war befugt, das Wappentier des Meisters als Künstlerzeichen auf seine Bilder zu setzen? Man hat immer angenommen, daß Cranach sein Zeichen auch auf solche Bilder gesetzt habe, die in seiner Werkstatt entweder ganz oder zum größten Teil von Gesellenhand ausgeführt worden sind; sie waren bei ihm bestellt, und als seine Werke verließen sie die Werkstatt, auch wenn er selbst wenig oder gar nichts daran gearbeitet hatte. Bei Gemälden wäre das ja denkbar. Aber auch bei Holzschnitten? Wenn ein Holzschnitt aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein Zeichen trägt, so sind nur zwei Fälle möglich: entweder es ist das Zeichen des Holzschneiders, oder es ist das Zeichen des erfindenden Künstlers. Es ist völlig ausgeschlossen, daß Cranach sein Zeichen auf einen Holzschnitt gesetzt hätte, den ein beliebiger Schüler von ihm erfunden hatte. Ebenso ist es völlig ausgeschlossen, daß ein beliebiger Schüler das Zeichen des Meisters verwandt habe, wenn er den Holzschnitt als sein, des Schülers, geistiges Eigentum bezeichnen wollte. That es der Pseudogrünewald, so muß er zur Führung des Zeichens ebenso befugt gewesen sein, wie der Meister selbst. Und das war er denn auch. Denn, um es endlich herauszusagen, der Pseudogrünewald bedient sich des Künstlerzeichens seines Meisters Cranach, weil es das Wappenbild der Familie Cranach ist, er bedient sich seiner mit demselben Rechte, mit dem sich später Lukas Cranach der Jüngere, des Meisters jüngerer Sohn, seiner bedient hat, denn der Pseudogrünewald ist niemand anders als des Meisters älterer Sohn — Hans Cranach!

Digitized by Google

Lukas Cranach hatte zwei Söhne. Den jüngern, der wieder Lukas hieß wie der Vater, kennt alle Welt, denn er hat später das geistige Erbe des Vaters angetreten. Der ältere Sohn Hans hat das Schicksal gehabt, vergessen zu werden, weil er in seinen besten Jahren im Auslande gestorben ist: er ging, von Ruhmbegierde getrieben, im Jahre 1537, wo er etwa siebenunddreißig Jahre alt war, nach Italien und starb nach wenigen Monaten am 9. Oktober 1537 in Bologna. Er war aber, wie aus dem lateinischen Trauergedicht hervorgeht, das Johann Stigel auf seinen Tod veröffentlichte (In immaturum obitum Johannis, Lucae filii Cranachii), ein hervorragender Künstler und hat eine reiche Thätigkeit entfaltet. Auch das bestätigt Stigel, daß er in der Technik (ars) seinen Vater nicht erreicht, dagegen in der Erfindung (ingenium) ihn übertroffen habe. Hans Cranach ist der Hauptvertreter, die eigentliche Seele der Cranachschen Kunst in den zwanziger Jahren und in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre gewesen. Die Bilderproduktion, die um die Mitte der zwanziger Jahre in der Cranachschen Werkstatt beginnt, ist ja erstaunlich. Es ist gar nicht denkbar, daß der Meister, der damals das fünfzigste Lebensjahr schon überschritten hatte, auch nur das Beste davon selbst gemalt haben sollte. Dieser Aufschwung findet aber seine natürliche Erklärung in der Thätigkeit einer jüngern Kraft, die an die Stelle des alternden Meisters tritt. „Gewiß hat Meister Lukas den Pinsel nicht ganz beiseite gelegt, aber die Pflichten und Interessen, die mit Beginn der zwanziger Jahre an ihn herantraten, verhinderten von selbst eine rein künstlerische Thätigkeit in der Art, wie er sie früher ausgeübt hatte. Nicht die Erwerbung von Apotheke und Buchhandlung und der Betrieb einer Buchdruckerei, sondern vor allem der Eintritt in den Rat der Stadt Wittenberg gab seinem Leben eine andre Richtung."

Dies in Kürze die Entdeckung Flechsigs. Wer ihre Richtigkeit ausführlich bewiesen sehen will, der nehme Flechsigs Buchs selbst zur Hand.*) Nur ein Beweis, den Flechsig an den Schluß stellt, sei hier noch kurz erwähnt, der sicherste von allen: nach dem Jahre 1537 läßt sich kein einziges Gemälde, kein einziger Holzschnitt nachweisen, worin sich der von dem Pseudogrünewald ausgebildete Stil fortsetzte. Mit dem Tode Hans Cranachs verschwindet auch der Pseudogrünewald.

Flechsigs „Cranachstudien" sind ein Muster einer methodischen wissenschaftlichen Untersuchung. Zwar sagt er selbst von seiner Entdeckung im Vorwort, sie sei „das Werk eines Augenblicks" gewesen. „Obgleich der ganze Gang der Untersuchung auf diesen einen Punkt hingedrängt hatte, kam mir doch die Lösung fast wie eine Überraschung. Ich glaubte anfangs, meine Phantasie habe mir einen Streich gespielt, und begann deshalb die ganze Frage mit

*) Eine wichtige Ergänzung dazu bildet übrigens das von demselben Verfasser bei Gelegenheit der Dresdner Cranachausstellung herausgegebne Prachtwerk: Tafelbilder Lucas Cranachs d. Ä. und seiner Werkstatt. (129 Tafeln in Lichtdruck nebst Text.) Leipzig, E. A. Seemann, 1900.

Digitized by Google

kühlem Kopf noch einmal von Fall zu Fall, Bild für Bild durchzuprüfen. Mehrere Jahre habe ich mit dieser Selbstkritik zugebracht, aber das Ergebnis blieb dasselbe: der Pseudogrünewald war Hans Cranach." Dieser „kühle Kopf," die klare, nüchterne Beweisführung, die sich niemals selber täuscht, nie ein Argument für stärker auszugeben versucht, als es wirklich ist, jeden Einwand, den ein denkender und urteilsfähiger Leser machen könnte, sich selber macht, um ihn sofort zu entkräften — sie gehen durch das ganze Buch. Sollte auch durch weitere Forschungen Flechsigs selbst oder andrer das eine oder andre Glied aus der Kette seiner Beweisführung ausgeschieden werden, die Kette als Ganzes würde dadurch nichts von ihrer Kraft und Dauerhaftigkeit verlieren. Es giebt aber auch in der Wissenschaft eine Art von sittlicher Lauterkeit, der aller Schein, alles Geflunker, alle Eitelkeit, alles Geistreichthun zuwider ist, die nur ein Ziel vor Augen hat: die Wahrheit. Auch von dieser Lauterkeit ist Flechsigs Buch erfüllt. Kein Wunder, daß er sich dessen bewußt ist und in dem Gefühl der Überlegenheit manch offnes und kräftiges Wort über Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit, Kritiklosigkeit ausspricht.

Und noch ein andres Bewußtsein hat er und darf er haben. Wo er das lateinische Trauergedicht Stigels bespricht, nennt er Schuchardts Übersetzung „eine Vergewaltigung unsrer Muttersprache" und verspricht, in dem nächsten Bande seiner „Cranachstudien," der sich namentlich mit Hans Cranach beschäftigen soll, eine Übersetzung dieses Gedichts in „wirklichem Deutsch" zu geben. So etwas kann nur einer versprechen, der weiß, was wirkliches Deutsch ist; und Flechsig weiß es, sein Buch ist vortrefflich geschrieben, in so gutem Deutsch, wie man es in fachwissenschaftlichen Werken leider nur ganz selten findet.

***

# Auf der Alm

Sie saß auf dem Bock neben dem Kutscher. Der blaue Schleier flatterte bei der raschen Fahrt an dem kecken Hütchen, das sie auf dem Blondkopf trug, und das Gewirr des goldnen Haars, das unter dem Hute hervorquoll, wehte ihr um das Gesicht und die prachtvollen Zöpfe wie ein leuchtender Schein im Sonnenglanz. Innen im offnen Wagen saß Er auf dem Vordersitz, gegenüber seiner Mutter und dem Geheimrat, der sich behaglich in die Ecke zurücklehnte, die Augen vergnügt über die wundervolle Natur rechts und links am Wege schweifen ließ und die Reisegenossen auf den und jenen ihm schon vertrauten Punkt aufmerksam machte und ihnen die Berge nannte. Die alte Dame folgte aufmerksam und mit freundlichem Gesicht seiner Unterhaltung, aber von Zeit zu Zeit warf sie verstohlen einen etwas bekümmerten Blick auf ihren Sohn, der halb zurückgewandt zu der schlanken Gestalt auf dem Bock hinaufschaute.

Digitized by Google

Er und sie waren nämlich verlobt. Sie war Hanna Laurentius, die Tochter des Geheimrats, der schon seit geraumer Zeit Witwer war. Er war Karl Müller, und seine Mutter war die Frau Nachbarin, wie sie der Geheimrat auch jetzt noch zu nennen pflegte, die Witwe des Kaufmanns Müller, dessen Geschäft nun der Sohn übernommen hatte. Sie hatten sich, solange sie lebten, gegenüber gewohnt in den alten Patrizierhäusern an der Ecke einer der Straßen, die auf den Markt mündeten; die beiden Familien hatten seit vielen Jahren in freundschaftlichem Verkehr gestanden — Geheimrats waren immer gewissermaßen Respektpersonen gewesen, denn der Geheimrat war ein gefeierter Gelehrter; aber auch Müllers waren sehr respektable Leute, deren Familie in dem schönen alten Hause seit Generationen erbeingesessen war, und Herr Müller hatte eine der angesehensten Seidenhandlungen in der alten Kaufmannsstadt, deren Handel sich über die ganze Welt ausdehnt. Die beiden Herren hatten ihren gemeinschaftlichen Stammtisch im Klub gehabt, auch mit den Damen ihr Whistkränzchen, hatten sich gegenseitig aufrichtig geachtet, Müller den Geheimrat als eine über ihm stehende wissenschaftliche Größe, der Geheimrat den verstorbnen Müller als einen tüchtigen, klugen und gebildeten Geschäftsmann, der allerhand städtische Ehrenämter verwaltete, und auch die Damen hatten im besten Einvernehmen gestanden, wenn auch die verstorbne Frau Geheimrätin — nicht herablassend, Gott bewahre! aber doch immer mit einer gewissen, der Bedeutung ihres Gatten zukommenden Reserve den Umgang mit Müllers gepflegt hatte. Dieser Familienumgang war, als sich der Geheimrat und fast zu derselben Zeit Frau Stadtrat Müller verwitwet sahen, ganz natürlich spärlicher geworden. Aber Hanna hatte einen Halt an der mütterlichen Freundin gefunden und war in den folgenden Jahren, während Karl, ihr Jugendfreund, draußen in der weiten Welt war, mehr bei der Frau Nachbarin gewesen als daheim bei dem über seinen Büchern sitzenden gelehrten Vater und dem Schreckgespenst von älterm Fräulein, das den Haushalt besorgte und das junge Mädchen bemuttern sollte. Und als dann Karl aus der Fremde zurückgekehrt war, war sie plötzlich dessen Verlobte geworden, fast zu ihrer eignen Überraschung. Und jetzt waren sie auf den Vorschlag des Geheimrats alle zusammen ins Gebirge gereist, zur Feier der Verlobung gewissermaßen. Der Geheimrat hatte seinen künftigen Schwiegersohn von jeher besonders gern gehabt, trotzdem, daß er keinen gelehrten Beruf erfaßt, sondern sich dem väterlichen Geschäft zugewandt hatte. Denn der Geheimrat gehörte zu den Leuten, die den Segen erkannten, der einen praktischen Beruf begleiten kann, trotz aller Gelehrsamkeit. Er war also zufrieden, sehr zufrieden mit diesem Bunde, den er wohl immer im stillen erwartet und gewünscht hatte, schätzte seinen künftigen Schwiegersohn und vertraute ihm die Tochter mit Freuden an.

Er war auch ein prächtiger Kerl. Groß, stark, breitschultrig und gewandt. Man sah ihm den Reserveoffizier an. Dunkelblondes Haar, militärisch geschnitten, über der klaren Stirn und den hellen Augen, gerade Nase und ein schöner, weicher Bart um den festgeschnittnen Mund. So männlich die ganze Gestalt und das energische Gesicht waren, es lag doch immer ein liebenswürdiger, gewinnender Ausdruck auf diesem, und aus den scharfen und klugen Augen blitzte der Humor.

Sie war ein so reizendes Geschöpf, wie nur eins aus einer solchen Pracht von goldnem Haargewirr herausschauen konnte. Schlank, und geschmeidig und graziös in jeder Bewegung. Sie wußte auch, daß sie schön sei, und daß der Beste durch ihren Besitz beglückt sein konnte. Die Privatdozenten und die unverheirateten außerordentlichen Professoren hatten sich um sie gerissen auf den Bällen, nicht wegen des mächtigen Vaters und Geheimrats, sondern weil sie verliebt waren wie Narren. Leute von den glänzendsten Aussichten, die von den alten Geheimräten wie ihresgleichen behandelt wurden, hatten ihr gehuldigt. Sie hätte nur ihren schlanken

Digitized by Google

kleinen Finger auszustrecken brauchen, und sie hätte ein Dutzend daran gehabt. Und da war dieser Karl Müller wieder aufgetreten. Sie hätte beinah aufgeschrieen, wie er plötzlich, wie aus der Erde hervorgewachsen, auf dem letzten Professorium vor ihr gestanden hatte. Siegreich wie ein Held hatte er ihren Arm in den seinen gelegt und sie ohne Rücksicht auf ihre wissenschaftlichen Anbeter an sich und in den Tanz gezogen, als wäre sie sein Eigentum, und sie hatte nichts machen können, obgleich ihr Inneres gegen dieses summarische Verfahren und das humoristische Blitzen in seinen Augen revoltiert hatte. Aber tanzen konnte er! Es war eine Wonne, in seinen Armen dahinzufliegen und kaum den Boden zu berühren. — Hannichen . . . — Sie sollen mich nicht so nennen! — Hannichen, doch . . . — Sie sind frech! — Hannichen, wenn Sie wüßten, wie ich mich all die Jahre in Urwäldern und unter Menschenfressern nach diesem Walzer gesehnt habe — ich fühle mich wieder jung wie in der Tanzstunde — wissen Sie noch? — Sie konnte sich nicht erwehren, ein süßer Schauer durchrieselte sie. Damals hast du noch Du zu mir gesagt, dachte sie. Ihr Herz klopfte, und sie rief: Hören Sie auf, ich kann nicht mehr. — Morgen komme ich hinüber! — Sie hatte strahlend zu ihm aufgesehen mit ihren tiefen dunkelgrauen Augen und sich dann, als sie aus der Reihe der Tanzenden zurückgetreten waren, auf die Lippen gebissen, als ihr bewußt wurde, daß sie es gethan habe. Sie war wütend über sich und über seine Keckheit gewesen, und als er später wieder auf sie zukam, hatte sie sich abgewandt und den Arm eines ehrerbietigen aber zerstreuten Philosophen genommen, mit dem sie absolut nicht in den Takt kommen konnte. Sie hatte aber noch seinen halb erstaunten, halb belustigten Blick bemerkt und war wegen des erfolglosen Tanzbemühens doppelt wütend auf ihn, den Frechling. Ja, jetzt wußte sie es, daß sie ihn haßte. Sie wußte es, als sie müde nach Hause kam und sich zu Bett legte. Sie wollte sein Gesicht nicht mehr sehen, und doch war, als die Bilder des vergangnen Festes an ihren geschlossenen Augen vorübergaukelten, alles Licht des Ballsaals um seine Gestalt versammelt. — Sie hatte ihn doch gar nicht tanzen sehen, fiel ihr ein. Wie merkwürdig! Hatte er mit keiner andern getanzt? Der Walzer tönte in ihre sich im Schlaf verwirrenden Sinne — die sehnsüchtige Stimme der Bratschen, darüber das Jubilieren der Geigen und Klarinetten — sie schwebte in seinem Arm — ach, wieder wie in der Tanzstunde! Damals war es doch wundervoll gewesen, und sie hatte jeden Walzer mit Karl Müller getanzt. Ach! Aber er war auch damals schon immer so — so herrisch — — ich kann es nicht ausstehn, du darfst nicht Hannichen sagen. . . . da war sie eingeschlafen.

Auch die ältern Leser dieser Geschichte erinnern sich der Stimmung, die auf einem Tage nach dem Balle ruht. Man ist so angenehm schwer in den Gliedern. Das Lichtgefunkel des vergangnen Abends ist noch nicht ganz erloschen; schließt man die Augen, so sieht man das bunte Treiben wieder vor sich, und man hört noch die berauschenden Klänge wie aus weiter Ferne. Und, gestehn wir es nur, man ist — ich spreche natürlich von der männlichen Jugend — noch sehnsüchtiger verliebt, als man es vor dem Balle war. Die Hände haben sich verstohlen gedrückt in der Quadrille und sich nicht gleich losgelassen, wenn man sich schon wenden und weiter chassieren mußte. Über die Achseln zurück hat man sich so heiß und frei in die Augen gesehen — man spürt es noch! Es ist eine gefährliche Situation. Man ist träumerisch und schwach — zum Verloben!

Wie junge Damen nach Bällen empfinden, darüber bin ich natürlich nicht so sicher. Hanna, von der ich es weiß, war am lichten Tage, wenn sie alles überlegte, erst recht aufgebracht auf ihn! Er soll es auch zu spüren bekommen, dachte sie, wenn er wirklich kommt! — Der Papa hatte natürlich schon längst gefrühstückt. Sie saß allein bei ihrem Kaffee, und lehnte sich dann träumerisch in ihren Stuhl

Digitized by Google

zurück. Es war eigentlich schon Besuchszeit, und vollends er konnte sich doch schon erlauben, etwas früh zu kommen. Sie wartete und wartete. Ob er doch nicht kommen würde? Aber dann schellte es plötzlich. Wahrhaftig, er ist da!

Ist der Herr Geheimrat zu Hause? tönt es auf dem Korridor. Dann ein lebhaftes Gespräch mit dem Papa nebenan. Es hat gar kein Ende. Endlich geht die Thür auf; Papa steckt den Kopf herein und ruft: Hanna! — Bist du wirklich schon auf? Hier ist Herr Müller. Er will fragen, wie es dir bekommen ist, und ob — — dem gnädigen Fräulein ein Katerfrühschoppen im Rosenthal genehm wäre, fährt eine frische Stimme fort. Es ist so schöner Sonnenschein! Das halbe Professorium macht mit. Wir haben es gestern beim Kaffee ausgemacht, als Sie schon weggeflitzt waren.

Frühschoppen! Ihr ganzer Haß verfliegt. — Ja, wenn Papa? — Er hat nichts dagegen. Im Nu ist sie angezogen und fliegt vor ihm die Treppe hinunter. Der reine Frühling ist draußen. Wie komisch, daß man gestern noch getanzt hat! sagt sie.

Die ganze Stadt sieht wie verklärt aus. Man geht sehr gesetzt durch die Straßen. Karl benimmt sich durchaus korrekt und giebt einen sehr vernünftigen und anschaulichen Bericht über die fremden Länder, die sein Fuß berührt hat, und über die wilden und die zahmen Menschen, unter denen er gelebt hat. Dann treffen sie am Rosenthalthor einen ganzen Haufen junger Leute. Man grüßt sich, schwatzt zusammen, während man noch auf andre wartet, die haben kommen wollen. Dann setzt sich der Zug in Bewegung. Erst ganz um die große Wiese! kommandiert Karl. Es ist merkwürdig, wie frei er sich unter den jungen Leuten bewegt, und wie kameradschaftlich die jungen Gelehrten, bebrillte und unbebrillte, ihm begegnen. Müller hier und Müller dort — kennen sie ihn denn alle? Von der Schule her? Und ebenso merkwürdig: die Mädchen ziehn nicht in einem Trupp voran und die jungen Herren hinter ihnen her: Karl hat ihr den Arm gereicht, sie hat zögernd die Hand hineingelegt, und auf einmal marschiert alles paarweis hintereinander her, wie gestern in der Polonaise. Draußen im Wald ist Karl wie umgewandelt, er treibt einen Possen nach dem andern wie ein großer Junge, und in dem ganzen Zuge herrscht Heiterkeit. Hanna fühlt, wie sich die Leute, denen sie begegnen, umdrehn und ihnen neugierig nachsehen. Es ist ihr nicht recht geheuer, auch heute wieder vor aller Welt und im Walde Polonaise zu tanzen an seinem Arm! Was mochten die Leute denken? Sie wagt nicht, Karl anzusehen. Dann aber wird großartiger Frühschoppen im Waldkaffee gehalten. Die Damen bekommen Schokolade und Biskuit, die Herren Bier. Kommerslieder werden gesungen, einer der Privatdozenten hält eine großartige Bierpauke, und die jungen Damen haben fast sämtlich — unerhört! — Cigaretten von den Herren angenommen; sie husten, aber rauchen doch. Schließlich muß man aber, so fidel es ist, an den Heimmarsch denken und aufbrechen. Karl zieht wieder, als verstünde es sich von selbst, ihren Arm durch den seinen, und als sie sich ein wenig sträubt, sagt er: Hannichen, seien Sie kein Frosch! — Du sollst mich nicht — fängt sie schon wieder entrüstet an, aber voll Entsetzen sieht sie zu ihm auf und dann blutrot zu Boden und ist so verwirrt, daß sie es sich gefallen läßt, daß er ihr sanft über das Kraushaar streicht. Ein Glück, daß niemand darauf achtet. In den Straßen muß er sie freigeben. Die jungen Mädchen schließen sich jetzt zusammen und gehn voran. Hier und dort schwenkt ein Teil der jungen Leute ab, und als sie die Straße zum Markt hinaufgehn, sind sie wieder fast allein. Vor Müllers Haus verabschiedet man sich von den letzten. Jetzt fragt Karl, statt gleichfalls Adieu zu sagen: Kommen Sie nicht noch einen Sprung mit zu Mutter hinauf und verklagen mich wegen meines schlechten Benehmens? Sie sieht ihn einen Augenblick zweifelnd und scheu von

Digitized by Google

der Seite an, dann eilt sie durch die Hausthür voran und hüpft die Treppe hinauf. Und wie sie zusammen in das Zimmer der Mama Müller treten, und diese mit einem seltsamen Ausdruck aufsteht und auf sie sieht, wird sie so verwirrt, daß sie der alten Frau in die Arme fliegt und heftig zu weinen beginnt. Ganz ohne Logik. Aber sie läßt es zu, daß eine breite Männertatze ihre Hand sucht und jemand selig flüstert: Hannichen!

So ungefähr hatte sich die Sache zugetragen. Es war gar kein Wunder; die Bombe war reif gewesen zum Platzen.

* * *

Und nun rollen sie sacht durch die wundervolle Welt, nachdem Verlobungsanzeigen, Besuche und alles das absolviert sind, und es schon eine ganz alte Sache geworden ist.

Rechts und links steigen die von Ahorn, Linden und Fruchtbäumen bestandnen Wiesen und Felder empor, an die sich die lustigen Gehöfte schmiegen. Darüber der dunkle Tannenwald, und über ihm silbern am tiefblauen Himmel die mächtigen Berghöhen, alles umflutet von glänzendem Licht — mit jeder Wegbiegung ein neues und überraschendes Bild — und doch diese Falte zwischen seinen Brauen, und die trotzig geschlossenen Lippen mit dem herben Zug in ihrem Gesicht, wenn sie einmal aufhört mit dem Kutscher zu plaudern? Wie der Wagen einmal über Steine holpert, hält sie sich rückwärts an der Lehne des Sitzes fest. Er sucht ihre Finger zu erhaschen, aber sie zieht sie heftig weg und fragt den Fuhrknecht nach Traudei und dem Jäger, und was der neue Pfarrer für ein Mann sei. Er aber dreht sich mißmutig zu den Alten um, zuckt mit den Achseln, als er dem fragenden Blick der Mutter begegnet, und sucht dem harmlosen Geplauder des Geheimrats zu folgen.

Ja, unser Hannichen hatte krauses Haar, und darunter saß ein sehr krauser Sinn. Schon als sie noch ein ganz kleines Kätzchen war, hatte es der viel größere Junge von Müllers zu spüren bekommen, daß ihre Pfötchen Krallen hatten. Sie hatte mit ihm kokettiert und ihm den Rücken gedreht, wie es ihr beliebte. Aber wenn sie ihm den Rücken gedreht hatte, hatte sie doch nach ihm geschielt. Und so war es gewesen, als ihre Zöpfe nicht mehr den Rücken hinunter baumelten, sondern so fest aufgesteckt waren, wie es das widerspenstige Haar zuließ. Er blieb immer gutmütig bei ihren wechselnden Launen, und wenn sie schmollte oder wie ein böses Kätzchen fauchte, machte er wenig Umstände mit ihr, lachte sie mit seinen lustigen Augen an und brachte sie doch zu dem, was sie nicht thun wollte. Immer war er ihr treuer Ritter, bei Streifzügen im Walde, beim Kahnfahren und beim Schlittschuhlaufen, überall. Dann war sie konfirmiert worden, und die Zeit war gekommen, wo man ein Kränzchen hat und sich gemessen und ablehnend gegen junge Herren verhält und doppelt wütend ist, wenn sie einem vergnügt ins Gesicht lachen und versäumen, Fräulein zu sagen. Aber zuletzt war der wonnige Winter mit der Tanzstunde gekommen — da war er reizend gewesen und ganz selbstverständlich ihr Walzerherr; sie hatten sich nicht einmal gezankt und waren wieder ganz intim geworden — und dann war er weggegangen, nach Hamburg, nach Paris, nach London und nur flüchtig einmal heimgekommen, hatte in Süddeutschland gedient, und zuletzt, als der Vater Müller schon tot war, war er noch in den Orient und über das Meer gegangen, um die Handelsbeziehungen, die das väterliche Haus dort hatte, zu befestigen und neue anzuknüpfen. Er war ja natürlich Kaufmann geworden, gleich nach dem Maturus — was hätte denn aus dem Geschäft werden sollen? — und deshalb war es vielleicht besser gewesen — —

Hatte Fräulein Hanna wirklich so gedacht? Ja sie hatte es gethan, obgleich es



Digitized by Google

ihr tief innen in ihrem Herzen wie ein Verrat vorkam an dem Jugendgespielen. Aber sie verkehrte nur in akademischen Kreisen und tanzte nur auf akademischen Bällen — es war nun einmal so, ein Jugendspiel muß ein Ende haben. Man muß vernünftig sein und seine Stellung in der Welt wahren. Manchmal sprach der Geheimrat ein Wort über den jungen Freund und auch über seinen glücklichen Beruf, der ihn zu lustigem Wagen und Gewinnen in alle Fernen führe, heraus aus den engen Grenzen, die die gelehrten Berufe so oft für den Menschen zögen und ihn dabei zum unpraktischen und beschränkten Philister machten. Sie warf dann den Kopf in den Nacken. Das war lächerlich, ein Kaufmann blieb eben doch ein Kaufmann. Freilich, wenn sie dann drüben bei der Frau Nachbarin war, und diese von ihrem fernen Sohne sprach in ihrer warmen mütterlichen Art, da wagte sich der akademische Hochmut nicht hervor, da war auch nichts von der niedrigern Atmosphäre des Kaufmanns zu spüren, es war eben die liebe mütterliche Freundin, neben der sie saß, und Karl war ja deren Junge; und Hanna hatte das Gefühl, daß er wirklich der prächtige Kerl sei, der er für die Mutter war. Da fühlte sie ehrlich, und sie sah ihn so vor sich, wie er war, als ihren allezeit treuen Jugendfreund — warum sollte sie ihn auch nicht als solchen schätzen? dachte sie. Sie wollte es gern ihr Leben lang thun. Sie würden sehr gute Freunde sein, auch wenn sie einmal ganz alte Leute wären, gerade so wie Papa und Frau Müller.

Und dann doch das wunderliche Gefühl, als die Nachricht kam, daß er gegen das Frühjahr zu heimkehren würde. Sie wußte nicht, wie sie den Kopf wenden sollte, daß Tante Müller die tiefe Röte nicht sähe, die ihr in die Wangen stieg; aber die mütterliche Freundin war so diskret, die Augen nicht von dem Brief zu erheben, den sie ihr vorlas. Wie mochte er aussehen? Das fragte sie sich hundertmal, und je näher die Zeit der Rückkehr kam, desto öfter litt sie an einem unangenehmen Herzklopfen. Es waren verwunderliche Zufälle für eine kühldenkende Jugendfreundin, die mit Vernunft ihre Stellung zu wahren beabsichtigte.

Und dann kam er ein paar Tage früher, als er erwartet war, und die Ballkatastrophe trat ein!

Sämtliche Freundinnen waren aufs äußerste überrascht. Nein Hanna, wie freu ich mich! So unerwartet! Und das alte vis à vis? Ja ja! Wer hätte es aber gedacht, daß du — der Stern am Universitätshimmel — —

Dich zu einem Kaufmann herablassen würdest! ergänzte sie sich etwas bitter. Die Freundinnen erklärten ihn ja für eine famose Erscheinung, aber Hanna fühlte es, daß sie für ihr Kränzchen schon die Frau Müller sei — die Müllern! Sie, die unter den künftigen Geheimräten hätte wählen können! — Man kann nun mit Sicherheit annehmen, daß die Freundinnen wohl im ersten Augenblick überrascht waren von der Wahl des kapriziösen Kätzchens, dem sie jeden Ehrgeiz zugetraut hätten; aber sie konnten sich doch nicht verhehlen, daß Hanna ein beneidenswertes Los gezogen habe. Denn einen prächtigern Menschen gab es gar nicht — er war im Handumdrehn mit dem ganzen Kränzchen auf du und du, und die Mädel waren stolz auf diesen ersten schönen Bräutigam, den sie alle zusammen hatten; und dann kam Hanna in ein so warmes, weiches Nest, daß es wohl wenig Mädchen gab, die nicht mit Wonne hineingeschlüpft wären. Nur Hanna selbst sah hinter jedem Busch Verräter lauern — aus der unschuldigsten Bemerkung klang ihr ein versteckter Hohn. Hatte sie einen Fehltritt begangen, als sie Karl so besinnungslos an den Hals geflogen war? Dachten die Leute, sie hätte sich an den reichen Kaufmann verkauft? Sie hatte ja nie einen Augenblick in ihrem Leben daran gedacht, daß Müllers reiche Leute seien, und sie hatte doch Karl nicht genommen, sondern er hatte ohne weiteres Besitz von ihr ergriffen — ja das hatte er! Was hätte sie denn thun sollen? Sie biß auf ihr Taschentuch, während ihr die Thränen

Digitized by Google

herunterſtrömten. Sie liebte ihn ja, ja wahrhaftig (der arme Schelm! Was wäre geworden, wenn er nur einen Tag von ihr fern geblieben wäre), aber er war es doch geweſen, der ſo ungeſtüm — uſw.

So bohrte ſie, während alle andern, Papa und Kränzchen, Mama Müller und die Mädchen, die Waſchfrau, die Plättfrau, die Gemüſefrau, kurz alle ſich freuten, den Stachel immer tiefer. Unſer Hannichen war nervös, und wenn ſie die eine Stunde voll Hingebung gegen ihren Karl war, ſo plagte ſie ihn in der nächſten mit unausſtehlichen Launen, und der gute Kerl hatte verdrießliche Stunden genug.

Papa und Mama Müller ſteckten die Köpfe zuſammen. Das Kind iſt nervös. Weiß der Kuckuck, was mit ihr iſt, aber ſie wird ja alle Tage ſchmäler — in gute Luft, ins Gebirge, ſo bald als möglich, ſowie Karl ſeine acht Wochen gedient hat, daß ſie ſich erholt und wieder munter iſt bis zur Hochzeit im Herbſt.

Der beiderſeitige alte Hausfreund, der Doktor, fühlte ihr den Puls und ſagte, während ein ganz kleiner luſtiger Zug um ſeine Mundwinkel zuckte, ja, das wäre wohl auf alle Fälle gut; der Fall wäre übrigens nicht ängſtlich: etwas Gamophobie — timor virgineus nuptialis, und es würde ſich in guter Luft ſchon geben — wozu der Geheimrat, ſowohl wegen der klaſſiſchen Bereitheit des Doktors als wegen der tröſtlichen Ausſicht zufriedengeſtellt lächelte.

Nun war man erſt ein paar Tage in München geweſen und hatte ſich alle Kotheken angeſehen, ohne daß böſe Kataſtrophen eingetreten wären — Hanna hatte aufgeſeufzt, als ſie die gute Vaterſtadt hinter ſich hatten, Karl war, durch trübe Erfahrungen gewitzigt, die Zartheit und Rückſicht ſelbſt geweſen. Und dann waren ſie den Bergen zugefahren und rollen nun endlich die ſchneeweiße Landſtraße hinauf, in Hannas liebe Ramsau, die ſchon ſeit Jahren ihre Sommerheimat geweſen war.

Der direkte Weg von Reichenhall war dem Geheimrat der ſtarken Steigung wegen nicht angenehm, man hatte deshalb den Umweg über Berchtesgaden gemacht, in dem ſchönen alten Bergſtädtchen Raſt gehalten, Schloß und Kirche, Kreuzgang und die herrliche Ausſicht auf den Göll, die Schönau und den Watzmann bewundert und iſt nun auf dem Wege zum Ziel der Reiſe.

Den Leſer wird es nicht mehr ſehr überraſchen, daß Hanna zu dem Kutſcher auf den Bock geſtiegen iſt und Eltern wie Bräutigam ſtolz den Rücken kehrt, wenn er den eigentlichen Grund auch noch nicht kennt. Der Unglückskarl hatte ſie in der Wonne über die ſchöne Gotteswelt in Reichenhall beim Ausſteigen aus dem Zug vor verſammeltem Badepublikum und ausſtrömendem Zuginhalt aus dem Wagen gehoben und auf den Mund geküßt. Sie hatte ſich ſchweigend von ihm losgemacht, war auf den ſie erwartenden Wagen zugegangen, auf deſſen Bock der Konrad grinſend den Hut gelüftet hatte, war zu ihm hinaufgeklettert, ohne ſich umzuſehen, und hatte den andern überlaſſen, ſich zu arrangieren, wie ſie wollten. Der Geheimrat war viel zu beſchäftigt mit Schirmen, Handgepäck und dem Aufladen der Koffer geweſen, als daß er etwas von dem Unglück geſehen hätte, und ſagte nur: Sieh, ſieh, auf dem Bock! Mama Müller hatte bekümmert mit dem Kopfe ſchüttelnd geflüſtert: Aber Karl, wie kannſt du nur! und dann war der Konrad mit all den gemiſchten Gefühlen, die er aufgeladen hatte, luſtig losgefahren. Vorbei an der Schule Engedei, an dem Iſſankwirtshaus, dem Brunnenhaus, immer zwiſchen grünen Matten und unter ſchattigen Bäumen.

Nun ſehen Sie, liebe Frau Nachbarin, ſagte der Geheimrat, wenn wir dieſe — Hanna, haſt du auch auf die Roßſchmiede geachtet? (Sie nickte nur, ohne ſich umzuſehen) —, wenn wir dieſe Steigung überwunden haben werden, die uns für kurze Zeit unſrer Ache entführt, kommen wir erſt in die eigentliche Ramsau, und Sie werden wieder neue Berge ſehen. Karl, was ſagſt du nun zu dem allen?

Digitized by Google

Karl war sehr entzückt. Eine Weile gingen er und der Kutscher zur Entlastung des Wagens neben diesem her. Dann ging es wieder abwärts, sie stiegen wieder auf, die Fahrt ging rasch hinab an einzelnen Gehöften vorbei um eine Wegbiegung, und man war wieder unten am Wasser. Brausend rauschte die Ache neben ihnen, ihr hellblaugrünes Wasser schäumte gegen die rötlich schimmernden Kalksteinblöcke an; hohe Ahornbäume standen rechts und links vom Wege, zwischen denen die in der Nachmittagssonne glänzenden Wiesen und heimelichen Anwesen durchblinkten. Zartgrau standen die Bergriesen vor dem leuchtenden Himmelsblau. Es war über alle Maßen schön. Wenn nur — Karl sah wieder zum Bock hinauf, aber er konnte ihr Gesicht nicht sehen, nur den blauen Schleier und das lichte Haar, die zurückwehten. Sie fuhren an einem Wirtshaus vorbei, wo über der Straße die Gäste unter hohen Ahornbäumen an Tischen saßen und ihnen neugierig nachschauten. Dann an einem Forsthause, bei einer Sägemühle, an einem zweiten Wirtshaus vorbei, und bald darauf lugte ein Zwiebelkirchturm über die Bäume. Eine Schule, die Kirche rechts über der Straße, hoch oben das Pfarrhaus, unten links dicht an der Straße ein Haus mit einem Lädchen — Hanna und der Geheimrat winkten lebhaft den Leuten zu, die in die Thür traten und ihnen Grüße zuriefen. Dann ein schönes, großes Haus mit einem Baumplatz daneben und einem Sommerhäuschen und Stallgebäude über der Straße — der Wagen hielt an der rundbogigen Thür, sie waren da! Gesinde eilte aus dem Hause; die Leute rissen die Wagenthür auf, schüttelten mit lebhaftem Willkommen den Insassen die Hände und griffen nach dem Handgepäck. In der Thür stand eine stattliche alte Frau mit großen braunen Augen, und hinter ihr lugte ein junges Mädchen hervor, das ebenso große braune Augen hatte. Das waren die Wirtin, die Frau Kofler, und ihre Tochter Agnes.

Karl war aus dem Wagen gesprungen und faßte seine Hanna, die im Begriff war, vom Bock herabzusteigen, um die Taille, hob sie lustig mit einem Schwunge herab und stellte sie auf die Füße.

Karl, wie kannst du nur! grollt sie heftig aufatmend, schon wieder empört und wendet sich von ihm ab.

Und das ist mein Schwiegersohn, und das hier ist seine Frau Mama, sagt der Geheimrat zu der Wirtin.

Ja was, ein so ein schöner Herr Bräutigam! ruft die Wirtin und giebt jedem die Hand. Angele, bring die Herrschaften in ihre Zimmer. Es ist alles bereit.

Agnes, die Tochter mit den großen braunen Augen, brachte die Gäste die gewundne steinerne Treppe hinauf, an der ein Seil entlang lief, woran man sich halten konnte. Jedes bekam sein Zimmer angewiesen, der Professor und Hanna die links von der Treppe nach der Reitalm hinaus, Frau Müller und Karl zwei nach der andern Seite, zum hohen Göll hinausschauende. Die andern beiden Stuben rechts und links, die auf die Straße hinausgingen, sollten als Wohnstuben dienen. Aus denen waren die Betten hinausgeräumt. Es war einfach aber gemütlich in den Stuben, aber Karl warf seine Sachen höchst ungemütlich auf das Sofa in seiner Schlafstube und sah kaum auf den Göll, der in rosiger Pracht in seine Fenster schaute. Hanna war ohne mit den Wimpern zu zucken an ihm vorbei in ihr Zimmer gefegt, und er war nachgerade wild geworden.

Mutter, rief er zu der offnen Thür, die in ihre Schlafkammer führte, hinüber, während er seinen Handkoffer auspackte und die Toilettengegenstände heftig auf den Waschtisch warf — das geht mir doch zu weit; ich bin entschlossen, morgen früh für etliche Tage eine Fußtour zu machen, bis Hanna sich wiedergefunden hat.

Karl, du bist auch immer zu ungestüm! sagte die Mutter sanft. Bedenke doch, daß das Kind nervös ist und der Nachsicht bedarf.

Digitized by Google

Karl wußte es, daß die Mutter anders dachte und ihn nur beruhigen wollte. Er wusch sich, daß es platschte, und bürstete sich die Haare, daß sie wie wild geworden um sein gutes Gesicht starrten.

Als sich die Reisegenossen unten in dem Salettle über der Straße versammelten, wo die Maler die schönen Bilder an die Wand gemalt hatten, und die Querriegel an den Wänden lang so über den schmalen Bänken liefen, daß es kaum möglich war, sich bequem anzulehnen, fehlte Fräulein Hanna.

Wo ist denn meine Tochter? fragte verwundert der Geheimrat.

I glaub, Fräulein Hanna ist hinübergesprungen zur Traudei, sagte die Zenz, die gekommen war, um nach den Wünschen der Herrschaften zu fragen. I hab ihr nachgerufen, aber sie hat es net gehört. Das Traudei ist droben auf der Olm.

Na ja! sagte der Geheimrat. Was giebt es denn, Zenz?

Als die Abendbrotfrage geregelt war, und Zenz die Biergläser vor die Herren gesetzt hatte — Frau Müller hatte sich Thee bestellt —, kam Hanna sehr schlechter Laune zurück. Traudei sei nicht zu Hause, sagte sie; sie sei auf der Kamerlingalpe, die ganze Freude sei ihr verdorben. Ich geh hinauf in meine Stube, fügte sie dann hinzu; ich habe Kopfschmerzen. Essen kann ich nichts. Mit kurzem Gutenachtgruß stand sie auf und ging hinaus.

In Gottes Namen! sagte Papa Laurentius resigniert. Schlafe aus!

Mama Müller sah Hanna mit hochgehobnen Augenbrauen nach und tippte nervös mit den Fingern auf den Tisch.

Karl stand auf und folgte Hanna. In der Hausflur sagte er: Hanna, ich bitte, einen Augenblick! Ich möchte dich doch einmal ernstlich fragen, was dies alles —

Sie fuhr herum und maß ihn mit feindlichem Blick. Dann kam von bebenden Lippen das große Wort, das alle Qual in sich schloß, die sie aufgespeichert in sich trug, und die sie krank gemacht hatte:

Ich kann dich nicht ertragen!

Donnerwetter! sagte Karl. Das saß, das war Tells Geschoß! — Ich will dir was sagen, mein Schatz, fuhr er fort, ich werde dir aus dem Wege gehn. Das wird dir wahrscheinlich gut thun. Morgen früh gehe ich nach Lofer, über Jettenberg, und dann — gute Besserung!

Er drehte sich um und ging aus dem Hause. Sie war doch etwas erschrocken und machte eine Bewegung, als wolle sie ihm folgen. Dann aber stieg sie die Treppe hinauf.

Mama Müller schickte ihr eine Tasse Thee und etwas zu essen hinauf, und sie hatte später auch den Trost, als sie schlafen ging, das Geschirr leer auf dem Korridortisch stehn zu sehen.

Die beiden alten Herrschaften waren von der Reise müde und gingen bald in ihre Zimmer. Auch Karl kam nicht lange nachher hinauf, aber seine Mutter hörte ihn noch immer herumgehn und kramen, als sie schon lange im Bett lag. Dann war es zwar ruhig, aber Karl war offenbar noch nicht im Bett; unter der Thür vor, durch eine Spalte, glänzte Licht in ihre Stube.

Im ganzen Hause war es längst still; Mama Müller hatte gehört, wie unten die letzten Gäste aus dem Hause gestampft waren, wie die Thür geschlossen wurde, und die Leute die Treppen hinaufgegangen waren in ihre Kammern. Immer noch glänzte das Licht durch die Thürspalte. Da hielt sie es nicht mehr aus. Sie stand auf, zog sich ihren Rock an und machte die Thür zu Karls Kammer ein wenig auf. Er hatte zwei brennende Lichte auf dem Tische stehn, saß auf dem Sofa und studierte, den Kopf in die Hand gestützt, im Baedeker. Auf dem Stuhl vor seinem Bett lag der gepackte Rucksack.

Aber Karl —

Digitized by Google

Aber Mütterchen! Warum schläfst du nicht?

Karl, ich habe die ganze Zeit Angst gehabt — du willst doch nicht wirklich —

Doch Mütterchen, laß mich nur. Es ist das allerbeste, ich gehe ein Weilchen weg; unterdes besinnt sich unser Trotzkopf. Ich mache eine schöne Fußtour, und wenn ich in acht Tagen oder so wiederkomme, wird ein Witterungsumschlag bei Hanna eingetreten sein. Es ist ganz klar, sie muß einmal Ruhe vor mir haben.

Karl war aufgestanden und kam auf die Thür zu. Mama Müller seufzte, machte die Thür etwas weiter auf und steckte den Kopf herein. Es war vielleicht wirklich das beste. Na dann reise glücklich, sagte sie, und komm gesund wieder.

Er küßte sie auf die Stirn. Nimm die Sache nicht tragisch, Mütterchen. Du wirst sehen, der Papa wird sagen, ich hätte vernünftig gehandelt, wenn er morgen erfährt, daß ich mich fortgemacht habe.

Und dann ging auch er ins Bett, und Mama Müller hörte an seinen ruhigen Atemzügen, daß er alsbald sanft eingeschlafen war.

O dieses junge Volk! dachte sie. Aber solange sie solchen Appetit haben und so gut schlafen, braucht man es wirklich nicht tragisch zu nehmen.

(Fortsetzung folgt)

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Schulaltertümer.** Fritz Anders läßt in einer seiner köstlichen Skizzen aus unserm heutigen Volksleben (Schulnöte) zwei widerharige Bauerngemeinden dadurch bändigen, daß der Schulrat auf den Vorschlag eines humorvollen Superintendenten den Pastor von Affleben zum Ortsschulinspektor von Beffleben und den Pastor von Beffleben zum Ortsschulinspektor von Affleben ernennt. Leider hat sich diese Praxis in Preußen noch nicht eingebürgert, und außerdem hat Fritz Anders bei seiner wahrheitsgetreuen Darstellung gewisser Schulnöte zweier Umstände nicht Erwähnung gethan, die die Not an vielen Orten erschweren: daß es außer den Bauern auch Rittergutsbesitzer giebt, die noch weit schwieriger zu behandeln sind, und daß die ganze Macht der preußischen Monarchie, die nach Schulrat Mayerhofer der Pastor als Ortsschulinspektor hinter sich haben soll, geteilt ist, indem nur die kleinere Hälfte davon im Schulrat steckt, die größere dagegen im Landrat, der sich allemal als Schützer der notleidenden Landwirtschaft fühlt, und dem außerdem die Lehrer als unruhige Köpfe, Aufklärer, Querulanten und zur Insubordination neigende Subjekte verdächtig und unsympathisch sind. Die Zeit, wo der Kultusminister liberalisierende Volksschullehrer als Bundesgenossen im Kulturkampfe begrüßte, hat nicht lange gedauert. Danach mag man ermessen, welche Schwierigkeiten die Durchführung des Gesetzes vom 3. März 1897 über das Diensteinkommen der Volksschullehrer zu überwinden gehabt, und in welchem Umfange man sich auf den Dörfern an die vom Gesetz gezogne untere Grenze gehalten hat.

Daß diese Gehaltsaufbesserung, wie in dem Artikel über das preußische Finanzministerium im 32. Hefte der Grenzboten gesagt wird, weder die Lehrer befriedigt noch genügenden und geeigneten Nachwuchs*) sichert, ist richtig. Doch giebt es wirk-

*) Nachträglich lese ich in Zeitungen, daß bei den ostelbischen Lehrern die Sachsengängerei einreißt: rudelweise scheiden sie aus dem preußischen Staatsdienste aus und suchen Anstellung im Königreich Sachsen, wo die Verhältnisse viel besser sind.

Digitized by Google

lich noch gute Seelen von altväterischer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit unter den Landlehrern, die mit der Höhe oder Niedrigkeit ihres Einkommens zufrieden sein würden, wenn es — wirklich und pünktlich einkäme. Aber dieses Einkommen setzt sich aus einer Menge kleiner Beträge zusammen, die unregelmäßig eingehn, oft erst eingemahnt und eingeklagt werden müssen, und die zum Teil in Naturalien bestehn. Kürzlich bot sich mir eine Gelegenheit dar, die Schulverhältnisse eines ostelbischen Dorfes kennen zu lernen und auch in den Genußzettel des Lehrers Einsicht zu nehmen. Sein auf 1011 Mark 50 Pfennige festgesetzter Grundgehalt setzt sich aus folgenden Posten zusammen: Bargehalt 500 Mark 16 Pfennige. Die 500 Mark zahlt die Regierung in Vierteljahrsraten, und diese vierteljährlichen 125 Mark sind das einzige, worauf er zum Tage rechnen kann. Die 16 Pfennige haben Dominium und Gemeinde gemeinsam aufzubringen; diese zahlt drei Viertel, also 12 Pfennige; das Dominium hat sein Viertel bis heute noch nicht gezahlt. Was soll nun der Lehrer thun? Jedes Jahr wegen der 4 Pfennige um ebensoviel Papier zu Mahnbriefen verwenden? Das wäre lächerlich. Dem Dominium die 4 Pfennige schenken? Dazu ist er seines Nachfolgers wegen nicht berechtigt, und außerdem ist so ein stillschweigender Verzicht gefährlich. Ist das Dominium um die 4 Pfennige glücklich herumgekommen, so versucht es den passiven Widerstand später bei Posten von 4 und 40 Mark. Holz und Kohlen im Gesamtwert von 119 Mark werden von der Gemeinde widerspruchslos geliefert und von den Bauern angefahren, das Holz wird von den Inliegern zerkleinert. Ferner liefert die Gemeinde 11,24 Hektoliter Roggen, die eine Hälfte im April, die andre im November, und Ende Februar 1,89 Hektoliter Hafer, das Dominium 1,89 Hektoliter Weizen in zwei Raten: am 1. Januar und am 1. Juli. Nach der Ernte erhält der Lehrer 52 Weizengarben; das Dominium liefert 10, jeder Bauer 2. Dann werden dem Lehrer 32 Kartoffelfurchen (vom Dominium 11, von jedem der 21 Bauern eine) zur Benutzung überlassen. Als Entschädigung für den Ertrag der früher üblichen Umgänge zahlt die Gemeinde zu Neujahr und Ostern zusammen 18 Mark 10 Pfennige. Endlich hat der Lehrer 2,55 Hektar Schulacker, den er verpachtet. Außerdem soll er 55 Mark 50 Pfennige Legatzinsen erhalten, wovon seine Frau 48 Mark als Lohn für die Erteilung des Industrieunterrichts zu fordern hat, der Rest als Zuschuß zum Schulheizungsgelde berechnet wird. Verwalter des Legats ist der Dominialherr. Seit einem Jahre sind die Legatzinsen nicht mehr gezahlt worden. Der Verwalter erklärt, er könne die Hypothek, in der das Legat angelegt sei, nicht finden, und die Beschwerden des Lehrers bei den zunächst zuständigen Behörden bleiben unbeantwortet; wendet er sich an eine höhere Instanz, so muß er fürchten, als Querulant ins schwarze Buch zu kommen. (Mit dem Dominialherrn korrespondiert er nicht. Er hat es nur mit der Schulkasse zu thun, in die alle ihm gebührenden Geldbeträge fließen; aber erhält die Schulkasse nichts, so zahlt sie nichts aus.) Ein paar von den Naturalleistungen, z. B. einige Kartoffelfurchen, sind — nicht auf dem gesetzlichen Wege, sondern durch privates Übereinkommen — in Geld abgelöst worden, das meiste muß der Lehrer erst durch Verkauf zu Geld machen. Die Lieferungs- und Zahlungstermine werden schlecht innegehalten.

So sieht also der Gehalt einer Klasse von preußischen Staatsbeamten aus im Jahre 1901! Können Staat und Landwirtschaft nicht mehr geben — meinetwegen! Aber die Ablösung und Konsolidierung dieser Lumpereien, die spätestens bei der Neuregelung der Gehalte durchgeführt werden mußte, hätte den Staat, die Bauern und den Dominialherrn nicht einen Pfennig gekostet. Wenn der Lehrer und seine Frau nicht Virtuosen in der Kunst des Haushaltens sind, geraten sie in Schulden. Die Herren Landräte und Regierungsräte sollen es doch einmal probieren,

Digitized by Google

bei diesem Besoldungsmodus mit dem fünf- und zehnfachen eines solchen Lehrergrundgehalts zu wirtschaften! Altertümer nehmen sich recht schön aus im Museum, aber nicht in einer modernen Einkommenordnung; und unsre hohen Behörden gehn so weit in der antiquarischen Liebhaberei, daß meinem Lehrer, als er seinen Genußzettel zur Bestätigung vorlegte, der Weizen gestrichen und „Kuchelspeise“ hineinkorrigiert worden ist, weil der Weizen das ursprüngliche Deputat an Erbsen und Hirse ersetzt, die heute auf dem betreffenden Dominium nicht mehr gebaut werden. An Lehrerwohnungen, die der zu Bessleben den Rang ablaufen, fehlt es auch nicht im Osten der Monarchie. Klagt der Lehrer und fordert er Abhilfe, so ermahnt ihn der geistliche Ortsschulinspektor zur christlichen Geduld und Demut und fügt allenfalls hinzu, das Haus habe ja dreihundert Jahre lang genügt, da werde es wohl auch noch ein weiteres Jahrhundert genügen. Sehr schön! Ich bin auch für altväterische einfache Sitten. Nur gehe ich nicht so weit, daß ich auch solche Wohnungen konservieren möchte, die nicht bloß eng, unbequem und baufällig sind, sondern in denen man die Gicht und die Schwindsucht bekommt. Und außerdem: wenn der Staat mit Lehrern zufrieden ist, die sich nach altväterischer Weise mehr mit Graben, Pflügen und Mistfahren als mit den Wissenschaften und dem Unterricht beschäftigen, die barfuß und in geflickten Röcken einhergehn, und die den Kindern nicht mehr einpauken als den kleinen Katechismus, holperiges Lesen und notdürftiges Buchstabenmalen, dann mag er immerhin diese Leute in den baufälligen Hütten lassen, die man ihnen vor zweihundert Jahren in dem damals angemessenen Stil errichtet hat, nicht als Lehrern, sondern als Küstern. Wenn er aber diese ehemaligen niedern Kirchendiener als seine Beamten in Anspruch nimmt und die jetzt üblichen Anforderungen an sie stellt, dann wird er wohl auch die jetzt übliche Besoldung in der jetzt üblichen Form zahlen und für angemessene Wohnung sorgen müssen, da Wohnungsentschädigung auf dem Dorfe meistens nicht angebracht ist. Durch seine Ansprüche an die Lehrer hat sich der Staat allerdings die Verpflichtung aufgeladen, die Lehrerbesoldungen zu zahlen. An sich finde ich es, abweichend von dem erwähnten Grenzbotenaufsatz, ungehörig und sozialistisch, wenn den Bauern die Kosten des Unterrichts ihrer Kinder auch nur teilweise abgenommen werden. Übrigens ist es mit ihrer Überlastung nicht so gar schlimm. Wie der Leser gesehen hat, beträgt die Last, die die Neuregelung der hier angezognen Gemeinde zur Aufbringung des Grundgehalts neu aufgebürdet hat, 12 Pfennige und die dem Dominium zugemuteten 4 Pfennige. Was aber die Alterszulagen betrifft, so zahlt sie von 100 bis 900 Mark der Staat, die Gemeinde nur, was sie über den Einheitssatz von 100 Mark bewilligt, und das ist in vielen Fällen Null, in den meisten übrigen Fällen wenig mehr. An jeder Schule hat jetzt der Hauptlehrer auf Anordnung der Regierung eine Schulchronik zu führen. Zu dem Bericht über die Gehaltsregulierung hat nun ein junger Lehrer bemerkt: „Die Gemeinde verpflichtet sich zu weiter nichts, als die erforderlichen Kinder zu liefern.“ Man stelle sich das Gesicht vor, das der geistliche Kreisschulinspektor gemacht haben mag, als er bei der nächsten Revision diese Bemerkung las! Übrigens sind die Bauern des Ostens im allgemeinen weder so geizig und unvernünftig, wie sie von der einen, noch so arm, wie sie von der andern Seite geschildert werden, und sie würden an vielen Orten dem Lehrer sehr wohl geben können und ganz gern geben wollen, was ihm gebührt, wenn sie nicht von Ratgebern beeinflußt würden, die die ganze Macht der preußischen Monarchie ganz anders hinter sich haben als der bedauernswerte Pastor. x

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Überflüssiges Geld

Zu immer riesigern Summen wächst der Geldbesitz an, sowohl in den Händen einzelner Erwerbender wie als Vermögen der Nationen. Ganz allgemein ist es zur herrschenden Auffassung geworden, daß jeder die Aufgabe habe, soviel wie irgend möglich Geld zu erwerben, und daß in der Erreichung dieses Ziels jeder seine Befriedigung finde. Da sollten sich die Menschen doch auch einmal die Frage vorlegen, ob es denn überhaupt möglich sei, den Geldbesitz ganz unbegrenzt zu vermehren, ob die ungeheuern Summen eines beständig zunehmenden Reichtums auch den Wert haben, auf den sie sich beziffern. Daß ein solcher Zweifel gerechtfertigt ist, zeigt sich schon bei einer nähern Betrachtung des Geldwesens. Es werden dem Erdboden Jahr für Jahr in großen Quantitäten Edelmetalle entnommen, die man münzt und Geld nennt. Verdienen die Münzen und die Gold- und Silberbarren den ihnen zugeschriebnen Geldwert? Ist es nötig und zweckmäßig, so viel Umlaufsmittel anzuschaffen, oder ist nicht vielmehr ein großer Teil der Geldmünzen und der zu ihrer Herstellung gewonnenen Metalle überflüssig?

Mit barem Gelde oder dessen Ersatzformen kann man sich alle tauschbaren Güter verschaffen, vorausgesetzt, daß sie vorhanden sind. Diese selbstverständliche Bedingung unbeachtet lassend meinen die Menschen gewöhnlich, daß schon das Geld den Reichtum ausmache. Nicht nur sucht jeder für sich soviel wie möglich davon zu erlangen, man glaubt auch, daß die Menschheit, je mehr Edelmetall gewonnen und zu Münzen verarbeitet werde, umso reicher sei. Das trifft aber durchaus nicht zu. Der Wert des Geldes in jeder seiner verschiednen Formen besteht nur darin, das legitimierte Anrecht an die vorhandnen Güter zu sein. Ob es Münzen, Wertpapiere oder Buchforderungen sind, über die einer verfügt, bleibt sich ganz gleich; wer über irgendwelche fälligen oder jederzeit einlösbaren Geldansprüche verfügt, ist ebenso kaufkräftig, als wenn er bares Geld hätte. Wenn aber mehr Anweisungen auf einen vorhandnen Vermögensbestand ausgegeben werden, wird natürlich nicht das



Digitized by Google

Besitztum wertvoller, sondern es kommt auf jeden Anteil um soviel weniger, je zahlreicher solche gleichberechtigte Anweisungen sind. Zwar wird, wenn ein einzelner oder ein einzelnes Land mehr Geld erwirbt, dadurch ihr Anrecht an den Gesamtgüterbesitz auf Erden größer, sie werden im Vergleich zu andern reicher; aber das Quantum Güter, das für jede Werteinheit vom Geldbesitz der Menschheit als Deckung vorhanden ist, verringert sich durch die Vergrößerung des Gesamtgeldbesitzes. Und wenn diese Gesamtsumme der Anrechte mehr beträgt, als es käufliche Güter dafür giebt, so können nicht alle Ansprüche des Geldes befriedigt werden, und ein Teil der Forderungsberechtigten geht leer aus.

Das Metallgeld, das dazu dient, den Tauschwert aller Güter zu bestimmen und auszudrücken, ist in gleicher Weise für alle Geldguthaben der feststehende Maßstab. Auch bei Zahlungen, die nur durch eine Übertragung von ausstehenden Forderungen erfolgen, ist die Geldsumme und deren Kaufkraft einem gleichen Betrage effektiven Metallgelds völlig gleich. Der Geldwert der Münzen ist nicht allein in ihrem Metallgehalt begründet, denn der wirkliche Nutzwert eines solchen Metalls ist weit geringer als der Nennwert der Münzen. Nur dieser gesetzlich festgelegte Nennwert verleiht den Münzen die Höhe und die Unveränderlichkeit ihres Tauschwerts, also ihre Kauf- und Zahlkraft. So lange ein Staat und sein Geldwesen gesund und vertrauenswürdig sind, kann die Kaufkraft des Geldes sich nicht allgemein — nicht gegenüber der Gesamtheit aller sonstigen Güter — ändern und abnehmen.

Ist von der einen oder der andern Art der Güter weniger vorhanden, als der Bedarf verlangt, so werden freilich höhere Preise dafür bezahlt, und man erhält also weniger davon als sonst für sein Geld. Von weit ernstlichern Folgen muß es aber sein, wenn die Gesamtansprüche des Geldbesitzes so groß sind, daß es für einen wesentlichen Teil dieser Anrechte überhaupt an einem Gegenwert an Gütern fehlt, und wenn für diesen bedeutenden Betrag, um den das Güterquantum geringer ist als die Geldansprüche, die entsprechende Gütermenge gar nicht produziert werden kann, weil dafür kein Konsum ist, weil sich nichts damit anfangen ließe, sodaß die mehr produzierten Güter, ohne einen Nutzen zu bringen, wieder zu Grunde gehn müßten. Bei einem solchen Sachverhalt wird, sobald dieser den Menschen zum Bewußtsein kommt, und wenn man dann dem Geldwesen nicht zur Gesundung verhilft, die Kaufkraft des Geldes gänzlich versagen; die großen, in Schuldpapieren bestehenden Vermögen würden sich als wertlos erweisen. Der Wert der vorhandnen Sachgüter wird durch die Höhe der Kapitalansprüche in keiner Weise beeinflußt; ihr Wert richtet sich nach den Herstellungskosten und der Verwendbarkeit der einzelnen Güter. Ein steigender Kapitalbesitz kann nicht verursachen, daß der Güterbestand eine Werterhöhung erfährt, und daß dadurch das richtige Verhältnis zwischen der Höhe der Kapitalansprüche und der den Gegenwert ausmachenden Gütermenge erhalten bliebe. Vielmehr sind die Forderungen des Kapitals, soweit sie den Tauschwert der vorhandnen Güter übersteigen, un-

Digitized by Google

gedeckt: es fehlt dafür an einem Unterpfand. Was sich steigern läßt, ist nur der imaginäre Wert der Monopolrechte (Bodenbesitz, Konzessionen usw.), die keine Sachgüter sind, bei denen man vielmehr lediglich der Absicht und der Möglichkeit, Güter zu erzeugen, einen Kredit gewährt, und in dem gesetzlichen Schutz, den diese Monopolrechte genießen, eine hinreichende Sicherheit sieht.

Das rentensuchende Kapital kann sich als Sicherheit für seine Forderungen im wesentlichen nur an die Produktionsmittel halten, also an die Anlagen und Einrichtungen, mit denen die Landwirtschaft, die Industrie und der Handel ihre Gewerbe betreiben. Außerdem sind es noch die Gebrauchs- und Verbrauchsgüter, die in der Bearbeitung oder im Handel sind, und die ebenfalls als beleihbare Objekte dienen können. Als Unterpfand für Rentenpapiere eignen sich die letztgenannten Güter ihrer beweglichen, vergänglichen Natur wegen jedoch nicht. Es ist vielmehr fast nur das Kapital, das gewerbsmäßig zu Darlehen verwandt wird, das solche Güter beleiht und den Produzenten Vorschüsse darauf giebt. Sowohl die produktiven Anlagen und Einrichtungen wie die für den Konsum bestimmten Güter müssen bei zunehmendem Gelderwerb, im gleichen Wertverhältnis und mit der Konsumfähigkeit schritthaltend, vermehrt werden und Verwendung finden. Geschieht dies nicht, so bedeutet der wachsende Geldbesitz nicht eine Vergrößerung, sondern eine Verminderung des Wohlstands der Gesamtheit. Es fehlt dann an Gütern, durch die die Ansprüche des Geldes befriedigt werden können.

Die Anschaffung barer Umlaufsmittel kann weder der gesamten Kulturmenschheit noch einem einzelnen Lande einen Vermögenszuwachs bringen, da das Münzmetall mit andern erzeugten Gütern oder mit Anrechten darauf (Anlagepapieren) bezahlt werden muß. Es ist zwecklose Verschwendung, mehr Münzen anzuschaffen, als der Verkehr solche Umlaufsmittel braucht. Die Geldmünzen nützen der Menschheit nur durch ihre Eigenschaft als Tauschmittel; es läßt sich — abgesehen davon, daß sich ihr Metallgehalt in der Industrie verwenden ließe — sonst nichts damit machen. Die Ausgabe für die Geldmünzen gehört zu den Unkosten des Güteraustauschverkehrs. Die Menschheit steigert diese von ihr aufzubringenden Unkosten unnötig, wenn sie mehr Geldmünzen herstellt, als die Vermittlung des Güteraustauschs erfordert.

Es ist jetzt vorwiegend das Gold, das als Währungsmetall Verwendung findet. Sein Preis, zu dem es gehandelt und zu dem es von den Münzstätten und den Banken übernommen wird, entspricht dem Wert, auf den die daraus geprägten Münzen lauten. Es können darum auch nur geringfügige Schwankungen seines Handelspreises vorkommen. Die Münzenbesitzer werden das Gold zu keinem billigern Preise abgeben, als wozu es zur Ausmünzung angenommen wird, und es wird auch niemand dafür mehr zahlen, da, wenn jemand Goldmetall zu gewerblichen Zwecken braucht und es nicht zu dem regulären Preise bekommen kann, er einfach Goldmünzen einschmelzen und verbrauchen wird. Ein feststehender Preis für das Goldmetall, das der Währung in den meisten Ländern jetzt zur Grundlage dient, ist auch unerläßlich. Würde

Digitized by Google

der Preis dieses Metalls im Handel schwanken, so würde damit auch der Wert der Goldmünzen, würde das Wertmaß, das diese für alle Güter und alle menschlichen Leistungen zu sein bestimmt sind, die erforderliche Beständigkeit verlieren. Um aber den Marktpreis des Goldes unveränderlich zu erhalten, ist es nötig, daß davon nicht mehr vorhanden ist und gewonnen wird, als sich zur Ausmünzung und zur gewerblichen Verarbeitung verwenden läßt. Wenn die Goldproduzenten nicht alles Gold zu dessen Münzwert unterbringen könnten, wären sie, um Abnehmer zu finden, einander zu unterbieten genötigt, und der Preis des Goldes würde sinken.

Wenn die Erfordernisse, die die Stabilität des Goldpreises ermöglichen, auch für das Silber bestünden, wenn alles produzierte Silber jederzeit zu einem feststehenden Preise Absatz fände, so müßte auch der Silberpreis stabil bleiben; es würde dann weder der Preis für das Gold noch für das Silber nennenswert schwanken und darum auch das zwischen beiden bestehende Wertverhältnis sich gleich bleiben. Es könnte somit eine Doppelwährung ohne Nachteil bestehn, falls die Länder, die sich dazu vereinigen und eine feste Wertrelation vereinbaren sollten, alles, was von diesen beiden Metallen nicht zur gewerblichen Verarbeitung benutzt wird, als Münzmetall aufzunehmen imstande wären. Das ist aber nicht möglich, sodaß also auch eine solche Doppelwährung nicht durchführbar ist. Was an Gold vorhanden ist und produziert wird, beträgt schon weit mehr, als zu monetären und zu gewerblichen Zwecken erforderlich ist. Noch beträchtlicher und ausdehnungsfähiger ist die Produktion des Silbers. Beides, das Gold und das Silber, zusammen als Währungsmetall zu benutzen, die Preise beider Medalle festzusetzen und den Produzenten jedes Quantum, das sie zu fördern vermögen, zu diesem Monopolpreise abzukaufen, ist ganz undurchführbar. Das Gold und das Silber würden in noch immer größern Quantitäten gewonnen werden, wenn die Produzenten immer lohnenden Absatz dafür fänden. Der Bedarf nach metallnen Umlaufsmitteln im Weltverkehr wird hingegen eher geringer, weil sich das Verfahren der Geldübertragung mittels einfacher Verrechnung immer weiter entwickelt und ausdehnt. Wollte man auch das Silber als Währungsmetall verwenden und auch ihm, wie dem Golde, das Recht der freien Prägung einräumen oder wieder verleihen, so würde eine unsinnige Überschwemmung mit Silbermünzen eintreten, und die wachsende Übermenge der produzierten Gold- und Silbermetalle müßte in kurzer Zeit zu ganz unhaltbaren Zuständen im Geldwesen führen.

Als mit der Goldwährung die freie Prägung des Silbers eingestellt wurde, war es unvermeidlich, daß das Silber im Preise fiel. Es hatte seinen bevorrechtigten Wert als Münzmetall eingebüßt, es war wieder zur einfachen Ware geworden, deren Preis durch die im Vergleich zum Bedarf beträchtlich stärkere und zudem rasch anwachsende Produktion immer weiter zurückging. Von diesem Preisrückgang war dann die natürliche Folge, daß sich in gleicher Weise der Wert der daraus hergestellten Münzen verminderte. Da nach dem

Digitized by Google

Marktpreis des Silbers der Wert dieser Münzen jetzt geringer war als ihr Nennwert, da jetzt für diesen Nennwert ein sehr viel größeres Quantum Silber, als die Münzen enthielten, zu kaufen war, so wurde das Silbergeld zu einer unterwertigen Münze. Soweit es noch in den Goldwährungsländern vorhanden ist und nicht zu den Scheidemünzen gehört, kann es mit dem Betrage, um den sein Metallwert geringer als sein Nennwert ist, nur noch dem Kreditgeld zugezählt werden.

Wenn ein Land zur Goldwährung übergeht, macht sich so lange eine Nachfrage nach Gold bemerkbar, bis dieses Metall in genügender Menge herangezogen ist und den Platz der bisherigen Kurantmünzen eingenommen hat. Im übrigen ist das vorhandne Gold nebst den Scheidemünzen mehr als ausreichend, dem Verkehr genügend Tauschmittel darzubieten. Ein Mangel daran macht sich nirgends fühlbar, trotzdem daß ungefähr die Hälfte der Goldmünzen gar nicht in den allgemeinen Kreislauf des Verkehrs gelangt, sondern in den Banken liegt, sowie, um Zahlungen für den Großverkehr zu vermitteln, zwischen allen fünf Erdteilen hin und her gesandt wird. Für den Großverkehr würde aber bares Geld fast völlig entbehrlich sein, da die Wechsel-, Check- und Giroeinrichtungen und das Verrechnungsverfahren den Geldaustausch genügend zu besorgen imstande sind. Es ist in der Regel nur als ein Mißbrauch der Barmittel anzusehen, wo dies nicht geschieht.

Sollte man der Meinung sein, daß es einer größern Menge Goldmünzen bedürfe, wenn man für den Fall einer eintretenden Krisis vor Verlusten geschützt sein will, so ist das eine unnötige Besorgnis. Es wird auch bei einer Geldkrisis hauptsächlich darauf ankommen, ob in einem Lande die Banken und die großen Handelshäuser im Besitz genügender Guthaben sind. Wenn dies der Fall ist, kann dadurch, daß die Banken nicht imstande sein sollten, sämtliche fälligen Forderungen sogleich in barem Gelde auszuzahlen, eine Krisis kaum verschärft werden. Ein Land, das genügend Geldguthaben hat, kann leicht auch in kritischen Zeiten genügend Geldmünzen heranziehn oder umlaufsfähige, wertbeständige Ersatzmittel dafür beschaffen. Sollten aber wirklich einmal mit einem zeitweiligen Mangel an hinreichenden Barmitteln irgend welche Nachteile verknüpft sein, so kann das doch keine Rolle spielen, im Vergleich zu dem dauernden Verlust, der entsteht, wenn fortwährend mehr als nötig Goldmetall angeschafft wird und unnötig große Barsummen zinszehrend in den Bankgewölben liegen. Dem Besitz disponibeln baren Geldes ist ein nennenswert höherer Betrag sicherer Forderungen unter allen Umständen, auch im Fall eines Kriegs, vorzuziehn; während einem Lande, wenn es zwar über eine große Summe Barmittel verfügen, dagegen einen ähnlich großen Betrag schuldig sein sollte, auch sein Metallgeld nichts nützt, da es dies dann zur Tilgung seiner fälligen Schulden braucht.

Auf die Preisbildung bei den Waren ist es ohne Einfluß, ob eine größere oder geringere Summe baren Geldes vorhanden ist. Nachdem ein Edelmetall zur Münze geworden ist, ist es keine Ware mehr, die im Preise fällt, wenn

Digitized by Google

durch vermehrte Produktion das Angebot die Nachfrage übersteigt. Das bare Geld besitzt seinen festgesetzten Wert, auf den es lautet; seine Vermehrung kann nicht verursachen, daß seine Kaufkraft abnimmt, oder anders ausgedrückt, daß die Waren, die man mit ihm kaufen will, teurer werden. Ebensowenig kann eine Vermehrung der Umlaufsmittel die Waren billiger oder zugänglicher machen oder den Konsum steigern. Vielleicht meint man, sobald mehr Geld vorhanden sei, könne deswegen auch mehr gekauft werden. Das ist aber nicht richtig, da das Geld, das im Verkehr ist, oder ein Anspruch darauf, erst von den einzelnen Menschen durch ihre Leistungen erworben werden muß, ehe sie es auszugeben und etwas dafür zu kaufen vermögen. Es kann immer nur darauf ankommen, eine wie große Geldsumme zu Ausgaben verfügbar und im Besitz der Konsumentenkreise ist, auf die die betreffenden Waren, um Absatz zu finden, vorzugsweise angewiesen sind. Das Geld, das jemand hat, läßt sich auch immer nur einmal ausgeben; von weit größerer Bedeutung als ein augenblicklicher Geldbesitz in den Händen der Konsumenten ist die Gelegenheit, das Geld, das ausgegeben wird, durch die erwerblichen Leistungen fortgesetzt wiederzuerlangen. Sind die in Frage kommenden Konsumenten durch größern Erwerb kaufkräftiger geworden, so steigt die Nachfrage nach den Waren und damit auch ihr Preis, für den immer das jeweilige Verhältnis zwischen Produktion und Bedarf maßgebend ist. Man muß teuer bezahlen, was man nötig braucht, und wovon nur verhältnismäßig wenig zu haben ist. Überwiegt alsdann durch den Wettbewerb und die stärkere Produktion das Angebot, so werden die Preise zurückgehn.

Ob Geld billig oder teuer ist, äußert sich darin, welcher Zinsfuß für Darlehen, Wechseldiskontierungen usw. zu zahlen ist, und hängt davon ab, ob in einem Verkehrsbezirk augenblicklich die Gesamtsumme der zu leistenden Zahlungen oder der Gesamtbetrag der fälligen Forderungen größer ist, ob also die betreffenden Erwerbskreise Geld brauchen oder für solches Verwendung suchen. In dem Maße, wie dieses Verhältnis schwankt und rasch wechselt, muß auch der billige und der teure Geldstand fortwährend abwechseln und variieren. Zwar ist demgemäß auch für die zu Produktionszwecken nötigen Kapitalien ein bald höherer, bald niedrigerer Zinsfuß zu zahlen, aber diese Ausgabe macht in der Regel nur einen geringfügigen Teil der gesamten Produktionskosten einer Ware aus und wird nur selten von merkbarem Einfluß auf den Preis sein. Auf alle Fälle trägt an einer Geldverteuerung, durch die unter Umständen auch die Waren verteuert werden können, nicht etwa ein Mangel an Umlaufsmitteln die Schuld. Die Ursache wird immer darin liegen, daß im Verhältnis zu dem Bedarf von Kapitalien nicht genügend Geldguthaben verfügbar sind.

Wenn größere Zahlungen nach dem Ausland anstatt in Wechseln oder dergleichen in bar geleistet werden, so geschieht dies, weil es des augenblicklichen ungünstigen Wechselkurses wegen vorteilhafter ist. Dieser Kurs richtet sich hauptsächlich danach, ob zur Zeit mehr Rimessen nach einem auswärtigen

Digitized by Google

Lande zu machen oder von dort zu erwarten sind. Ist starke Nachfrage nach Wechseln auf einen ausländischen Handelsplatz, so wird dafür ein höherer Kurs bezahlt werden müssen, und wenn gegenüber einem andern Lande mit Goldwährung dieser Kurs eine gewisse Höhe — den sogenannten Goldpunkt — erreicht, so stellt es sich billiger, die Unkosten der Übersendung effektiven Goldes aufzuwenden, anstatt Wechsel in der ausländischen Valuta zur Zahlung zu benutzen. Soll es aber für die dabei in Frage kommenden großen Summen nicht an dem nötigen Golde fehlen, so muß dieses vorher angesammelt werden. Das ist jedoch mit Zinsverlust verknüpft, und der Kursgewinn wird mehr oder weniger aufgewogen, wenn ein Teil des Goldes eine Zeit lang unbenutzt im Bankgewölbe hat liegen müssen. Es ist darum auch ausgeschlossen, daß sich die Banken freiwillig dazu verstehn sollten, Gold in größern Summen aufzunehmen, als es der Bedarf nach Umlaufsmitteln erheischt. Sie werden nicht die Zinsen für das zur Anschaffung des Goldes nötige Kapital verlieren wollen, lediglich in der Hoffnung, durch einen baldigen Kursgewinn schadlos gehalten zu werden. Daß dennoch eine Ansammlung größerer Goldbeträge möglich ist, liegt an den gesetzlichen Bestimmungen, wonach die großen Zentralbanken Goldbarren zu einem feststehenden Kurse gegen ihre Noten eintauschen müssen, und wonach auch den übrigen Zettelbanken die Verpflichtung auferlegt ist, zur Deckung eines Teils ihrer emittierten Noten eine bestimmte Summe Metallgeldes in Vorrat zu haben.

In Deutschland ist die Reichsbank verpflichtet, alles Gold in Barren, das ihr angeboten wird, zum Kurse von 1392 Mark für ein Pfund fein zu kaufen. Ferner müssen sämtliche Zettelbanken für mindestens ein Drittel des Betrags ihrer jeweilig ausgegebnen Noten bares Geld (einschließlich Barren usw.) im Tresor haben. Auch darf jede Bank nur bis zu einem festgesetzten Höchstbetrage Noten ohne Metalldeckung ausgeben, oder sie hat für die überschießende Summe eine Notensteuer von 5 Prozent für das Jahr zu zahlen. Für die Reichsbank betrug im Jahre 1899 dieses steuerfreie Kontingent 293,4 Millionen Mark; statt dessen sind durchschnittlich etwa 1142 Millionen Mark Reichsbanknoten im Verkehr gewesen. Die steuerfreie Grenze wurde somit um etwa 849 Millionen überschritten, und dementsprechend belief sich — zur Vermeidung der Notensteuer — der Metallbestand der Reichsbank auf durchschnittlich 825 Millionen. In solchem Maße in den Banken aller Länder Gold anzuhäufen, ist ebenso unzweckmäßig wie entbehrlich. Zur Sicherung der Inhaber der umlaufenden Banknoten ist ein solcher Goldschatz nicht nötig. Die Zahlungsfähigkeit der Zettelbanken wird durch die Behörden überwacht; die Banken haben z. B. ihren Status wöchentlich zu veröffentlichen, und ihnen sind in Bezug auf ihren Geschäftsbetrieb Beschränkungen auferlegt. Mit der Möglichkeit, daß die Inhaber der Banknoten plötzlich in großen Summen die Einlösung gegen bares Geld fordern könnten, braucht nicht gerechnet zu werden. Die Banknoten sind ein spezielles, für einen Teil des Geldverkehrs besonders geeignetes Zahlungsmittel, das nur dafür Verwendung findet. Sie gelangen

Digitized by Google

vorzugsweise in größern Appoints zur Ausgabe und haben den Zweck, größere Geldsummen bequem bei sich führen oder versenden zu können. Die Banknoten kommen somit in weit weniger Hände als die umlaufenden Geldmünzen. Die verhältnismäßig geringe Anzahl der Inhaber von Banknoten würde, wenn sie dagegen die in den Banken reservierten Hunderte von Millionen in Gold ausbezahlt erhielte (der dabei eingeschlossenen großen Menge ungemünzten Barrengolds gar nicht zu gedenken), nichts andres damit machen können, als das Metallgeld wieder nach dieser oder jener Bank zu bringen, um Wertpapiere dafür einzutauschen, oder um über das dadurch erlangte Guthaben anderweitig verfügen zu können. Sollte man es aber dennoch als wünschenswert erachten, daß die Banken für die von ihnen emittierten Noten ein spezielles Unterpfand zu hinterlegen hätten, so wäre es doch viel zweckmäßiger, anstatt baren Geldes die Hinterlegung von Staatspapieren in angemessenem Betrage vorzuschreiben, wie dies zum Teil in den Vereinigten Staaten geschieht. Das Gold hat vor den Banknoten und vor sonstigem Papiergeld nichts voraus als den Gebrauchswert, den es als Metall hat. Obgleich dieser Metallwert weit geringer ist als der Nennwert der Goldmünzen, bürgt der Staat, der die Münzen geprägt hat, für den Wert, auf den sie lauten. Bezüglich der noch unausgemünzten Barren fehlt es hingegen an irgend einer derartigen Garantie. Sollte plötzlich die Prägung von Goldmünzen eingeschränkt werden, sodaß die Goldbarren nicht mehr zum bisherigen Preise verwertet werden könnten, so könnten die Besitzer der Barren gegen niemand Regreß nehmen. Darum sind auch die Staatspapiere, für die zu ihrem vollen Betrage das Nationalvermögen haftet, eine bessere Deckung als die Goldreserven.

Wenn die Banken mindestens eine ebenso große Summe ihrer Noten ausgegeben haben, wie ihr Barschatz beträgt, so erleiden sie durch diesen Metallvorrat keinen Zinsverlust, und ihr Zinsgewinn beginnt, sobald der Notenumlauf größer als der Barbestand ist. Erst wenn die steuerfreie Grenze der Notenausgabe von einer von ihnen überschritten sein sollte, hat diese für den mehr emittierten Notenbetrag eine Zinsabgabe (Notensteuer) an den Staat zu entrichten. Dagegen erwächst den Banken noch ein weiterer Nutzen, wenn sie bei geeigneter Gelegenheit ihren Goldvorrat zu Zahlungen nach dem Ausland zu verwenden und dadurch Kursgewinne zu erübrigen vermögen. Eine Notwendigkeit, die Goldreserven in dieser Weise zu benutzen, liegt jedoch durchaus nicht vor. Wenn eine Bank ihr Gold hergiebt und es ins Ausland sendet, erhält sie die Kaufkraft, die dieses Gold repräsentiert, von ihren Auftraggebern in der Form von Geldsurrogaten oder von Geldguthaben. Besäße jemand, der eine größere Summe nach dem Ausland zu zahlen hat, keine Güterwerte oder Anrechte auf solche Werte in gleicher Höhe, so würde ihm die Bank auch nicht ihr Gold zur Verfügung stellen. Dieses Goldes bedarf es aber überhaupt nicht, wenn man andre Wertobjekte hat, die man ebensowohl zur Bezahlung von Schulden wie zur Erlangung von Guthaben im Ausland benutzen könnte. Das Gold, das ins Ausland gesandt wird, besteht vorzugsweise in Goldbarren,

Digitized by Google

die — ebenso wie etwaige fremde Goldmünzen — der Empfänger dann bei nächster günstiger Konjunktur wieder nach einem andern Lande senden wird. Nur in dem Fall, daß auch Goldmünzen des Empfangslandes unter einer solchen Goldsendung sein sollten, könnten diese Münzen ganz oder teilweise in den Verkehr gelangen. Im ganzen genommen sind derartige Rimessen keineswegs als eine Zuführung von Umlaufsmitteln anzusehen. Das Gold soll dabei nicht als kursierende Münze dem Verkehr dienen, sondern nur in seiner Eigenschaft als Goldmetall, als Ware, Geldguthaben an dem Handelsplatz, wohin es gesandt wird, entstehn lassen. Das Gold, das nicht in der Industrie verarbeitet wird, ist aber eine Ware, die sich nicht wie jede andre verbrauchen läßt; sie kann nur dadurch verwertet werden, daß sie, als Geld oder als Geldmaterial, immer wieder an einen andern weitergegeben wird.

Wer eine Zahlung in barem Gelde empfängt, hat erst dann einen Nutzen davon, wenn er für das Geld etwas kauft oder etwas schon vorher Gekauftes damit bezahlt, oder wenn er das Geld zinstragend anlegt. Zu diesem allem ist aber bares Geld im Großverkehr gar nicht nötig, vielmehr sind Anweisungen oder ist eine einfache Verrechnung viel zweckmäßiger zur Leistung solcher Zahlungen und zu deren Weiterverwertung. Das ist natürlich um so mehr der Fall bei so großen Summen, wie die Banken sie in Goldmetall von Land zu Land senden. Der Grund für die Übersendung effektiven Goldes liegt auch nicht etwa darin, daß die großen Zentralbanken der verschiednen Länder einander nicht für hinreichend sicher hielten. Es würde jeder von ihnen völlig genügen, wenn eine andre ihr die betreffende Geldsumme gutschriebe, sodaß sie nach Belieben darüber verfügen könnte. Ein solches Verfahren gewährt mindestens ebenso große Sicherheit, als wenn z. B. das Gold auf dem Seetransport wäre, wo im Fall eines Verlustes die Assekuradeurs einzutreten hätten. Die massenhaften Goldaustausche finden nur darin ihre Erklärung, daß die Banken ihre Goldreserven, zu denen sie gesetzlich verpflichtet sind, möglichst auszunutzen trachten, und daß sie durch geschicktes Manövrieren und Spekulieren mit dem Golde — soweit sie dieses nicht zur Notendeckung brauchen — Kursgewinne zu erzielen wissen. Wenn nach einem andern Lande mit Goldwährung eine Zahlung zu leisten ist, muß der Empfänger das effektive Gold zu dem allgemeinen Münzmaterialpreise in Zahlung annehmen, auch wenn seine Forderung, zu dem augenblicklichen Wechselkurs umgerechnet, eine größere Summe ausländischen Geldes ergeben würde. Ein solcher Kursgewinn ist aber nicht als Erwerb oder Ersparnis in wirtschaftlichem Sinne anzusehen; vielmehr verursacht die Versendung des Goldes Kosten, und es sind Zeit- und Zinsverlust durch die Transportdauer damit verbunden, auch muß das Transportrisiko gelaufen werden. Wenn sich trotz dieser Unkosten durch die ersparte Kursdifferenz ein Vorteil ergiebt, so steht einem solchen Gewinn des Zahlenden immer derselbe Verlust des Zahlungsempfängers gegenüber. Da die Banken der verschiednen Länder bald Geld nach dem Ausland zu zahlen, bald von dort zu empfangen haben, so trifft ein solcher Nutzen oder ein solcher Nachteil bald



Digitized by Google

das eine, bald das andre Land, wobei es keinen Unterschied macht, von welchem Lande das Gold ursprünglich angekauft, und wo es ausgemünzt worden ist. Die wirtschaftlichen Gemeinschaften haben deshalb auch keine Veranlassung, auf ihre Kosten die großen Goldvorräte anzuschaffen.

Um den Wechselkurs — also den Preis, zu dem die Valuta eines Landes im Ausland käuflich oder verwertbar ist — zu regulieren und übertriebne Schwankungen dieses Kurses zu verhindern, bedarf es keiner Goldreserven und keiner Versendung größerer Summen davon ins Ausland. Der Wechselkurs hängt eng mit den Preisen für die Waren zusammen, die im Auslandverkehr gehandelt werden, und läßt sich als ein Teil dieser Warenpreise ansehen. Ebenso wie die Konkurrenz der Preisbildung der Waren im Weltverkehr Schranken setzt, verhindert sie auch Extravaganzen in der Gestaltung der Wechselkurse. Durch einen zu hohen Wechselkurs wird ein Land ebensowohl konkurrenzunfähig wie durch einen zu hohen Preis seiner Waren. Wenn nach dem Abschluß eines Geschäfts der Wechselkurs steigt oder fällt, ist dadurch der Kontrahent begünstigt oder benachteiligt, der eine ausländische Valuta zu empfangen oder zu zahlen hat. Sobald die fremde Valuta steigt, braucht ein inländischer Käufer mehr Landesmünze zur Bezahlung, während in solchem Fall ein inländischer Verkäufer für seine Fordrung an das Ausland eine größere Summe Landesmünze erhält. Fällt hingegen der Kurs, so wird dementsprechend die Ausgabe des Käufers geringer, und ebenso der Erlös des Verkäufers. Dieses Risiko wird natürlich bei der Kalkulation der Warenpreise mit in Rechnung gezogen. Wenn z. B. ein Käufer ein solches Risiko nicht laufen will, so kann der Preis auch in der Valuta seines Landes festgesetzt werden; er wird dann aber einen etwas höhern Preis zahlen müssen. Im übrigen ist jedes Land teils Geldzahler, teils Geldempfänger, wird also, wenn es auf der einen Seite den Vorteil eines günstigen Wechselkurses genießt, dadurch auf der andern Seite eine Einbuße erleiden. Außerdem ist hinsichtlich des Wechselkurses kein Land ausschließlich auf ein andres, zu dem es in Handelsbeziehungen steht, angewiesen; denn die Zahlungen brauchen nicht von dem Land des Käufers direkt nach dem Land des Verkäufers zu erfolgen, sondern man kann sich auch der Vermittlung eines dritten Landes bedienen, wenn die Wechselkurse mit diesem augenblicklich vorteilhafter sind.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# Der Diktaturparagraph in Elſaß-Lothringen

Von Werner Roſenberg

Noch iſt kein Fürſt ſo hochgefürſtet,
So auserwählt kein irdſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden,
So viel, ſo wenig ihm gefällt.

Ludwig Uhland, 1817

Seit einem Menſchenalter verlangt die öffentliche Meinung im Reichslande mit ſeltner Einmütigkeit die Aufhebung des § 10 des elſaß-lothringiſchen Geſetzes vom 30. Dezember 1871, des berühmten „Diktaturparagraphen," der dem Statthalter die Ermächtigung erteilt, bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit alle nach ſeiner Anſicht nötigen Maßregeln zur Abwendung der Gefahr zu treffen. Jeder Politiker, der ſich um ein Mandat zum Reichstag oder zum Landesausſchuß bewirbt, ſtellt an die Spitze ſeines Wahlprogramms die Verſicherung, daß er ein Feind des Diktaturparagraphen ſei und für deſſen Abſchaffung ſtimmen werde. In jeder Seſſion des Reichstags und des Landesausſchuſſes führen die Abgeordneten des Reichslands Beſchwerde darüber, daß Elſaß-Lothringen noch immer unter dem „eiſernen Joche" der Diktatur ſeufze, daß noch immer das „Damoklesſchwert" des Diktaturparagraphen über ihren Häuptern ſchwebe, daß der „Kautſchukparagraph," der ſeinesgleichen in keiner Geſetzgebung habe, noch zu allem gebraucht oder vielmehr mißbraucht werden könne, daß das „Scheuſal in der Geſetzgebung" noch weiter exiſtiere. Als ceterum censeo folgt ſodann jedesmal der Ruf nach Aufhebung des Diktaturparagraphen. Der Antrag Winterer und Genoſſen auf formelle Beſeitigung des Paragraphen, der im Jahre 1874 zum erſtenmal geſtellt wurde und ſeitdem alljährlich wiederkehrt, hat ſchon ſein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum im Reichstag gefeiert. Die Agitation für Abſchaffung des § 10 ſteht ſo ſehr im Vordergrunde des öffentlichen Lebens in Elſaß-Lothringen, daß alle andern, mindeſtens ebenſo wichtigen Fragen — Reform der innern Verwaltung, der Verwaltungsgerichtsbarkeit, des Vereins- und Verſammlungsrechts, der Gemeindeſteuern, der Armenpflege uſw. — darüber vollſtändig vernachläſſigt und in den Hintergrund gedrängt werden. Die ganze Unzufriedenheit mit den beſtehenden Zuſtänden konzentriert ſich in dem Streben nach der Beſeitigung

Digitized by Google

einer einzigen Gesetzesbestimmung. Von der Aufhebung des Diktaturparagraphen wird eine neue Ära des Glückes und der Freiheit erwartet, die Licht und Luft, Leben und Bewegung in das angeblich unterdrückte und geknechtete Land bringen soll, die mit einem Schlage aus unfreien „Heloten" freie Spartaner, aus „Kettenhunden" Menschen machen soll.

Was ist nun der Grund für diese starke und einmütige Volksbewegung? Was ist geschehn, daß alle Parteien eines ganzen Landes — Franzosen und Deutsche, Katholiken und Protestanten, Klerikale, Liberale und Sozialdemokraten — sich unter einer Fahne versammelt haben und mit vereinten Kräften ein gemeinsames Ziel erstreben? Welche Opfer muß der Diktaturparagraph schon gefordert haben, daß er so viel Haß und Erbitterung hervorrufen konnte!

Auf diese Fragen erhalten wir die überraschende Antwort, daß im Laufe von dreißig Jahren im ganzen sieben Deutsche — darunter zwei altdeutsche Sozialdemokraten — aus Elsaß-Lothringen ausgewiesen und neun unbedeutende Lokalblätter unterdrückt worden sind. Die letzte Ausweisung ist im Jahre 1887 geschehn; die letzte Unterdrückung von Zeitungen ist im Jahre 1897 erfolgt. Diese wenigen Fälle, die zum größten Teil schon einer entfernten Vergangenheit angehören, reichen allein nicht aus, die Stärke und Nachhaltigkeit der gegen den Diktaturparagraphen gerichteten Agitation zu erklären. Die Unpopularität des Paragraphen beruht weniger auf dem, was geschehn ist, als auf dem, was möglicherweise geschehn konnte und noch geschehn kann. Nicht die praktische Handhabung, sondern die theoretische Bedeutung des Diktaturparagraphen ist es, was die Elsaß-Lothringer in Aufregung versetzt. Nach der im Reichslande herrschenden Ansicht, die sogar in juristische Lehrbücher Eingang gefunden hat, soll § 10 des Gesetzes vom 30. Dezember 1871 dem Statthalter eine unbegrenzte Gewalt verleihen. Weder Landesgesetze noch Reichsgesetze, ja nicht einmal die Reichsverfassung sollen eine Schranke für seine Machtvollkommenheit sein. Der Statthalter soll berechtigt sein, durch einfache Verfügung jeden Bewohner von Elsaß-Lothringen seines Vermögens zu berauben, ihn auf unbestimmte Zeit oder auf Lebenszeit einzusperren, ja sogar ihn köpfen, hängen oder erschießen zu lassen. Wenn Uhland seinen „Nachruf" nicht schon im Jahre 1817, sondern zwei Menschenalter später gedichtet hätte, so hätte er nach Ansicht der Elsaß-Lothringer singen müssen: „Es ist ein Fürst so hochgefürstet usw." Dieser Fürst, der auf Grund des Diktaturparagraphen angeblich den Reichtum alles Rechtes in den Händen hält, soll nicht etwa der Kaiser sein, sondern ein Unterthan, ein abhängiger, jederzeit absetzbarer Beamter: der Oberpräsident von Elsaß-Lothringen und sein Rechtsnachfolger, der kaiserliche Statthalter!

Die herrschende Auslegung des Diktaturparagraphen beruht auf einem merkwürdigen Mißverständnis, auf einer interessanten Verwechslung deutscher und französischer Rechtsbegriffe, auf der irrtümlichen Gleichstellung einer harmlosen preußischen Einrichtung mit einer der schlimmsten und gefährlichsten Institutionen des napoleonischen Polizeistaats.

Digitized by Google

In Wirklichkeit ist der Diktaturparagraph nichts weiter als eine fast wörtliche Nachbildung des § 11 der Instruktion für die preußischen Oberpräsidenten vom 30. Dezember 1825. Diese Bestimmung enthielt eine generelle Ermächtigung für die preußischen Oberpräsidenten, in dringenden Fällen die Polizeimaßregeln zu treffen, die zur Kompetenz der ihnen vorgesetzten Staatsorgane — der Minister und des Königs — gehörten. Diese Vollmacht der Oberpräsidenten hat viele Jahrzehnte lang in Preußen bestanden, ohne daß jemals die geringste Klage über ihren Gebrauch oder Mißbrauch laut geworden wäre. Als nun 1871 auch im Reichslande ein Oberpräsident eingesetzt wurde, war die Bedeutung dieser Behörde, der Umfang ihrer Befugnisse und die Art ihrer Wirksamkeit sowohl der einheimischen Bevölkerung als einem großen Teil der süddeutschen Beamtenschaft völlig unbekannt. Infolgedessen wurde § 10 des Gesetzes vom 30. Dezember 1871 nicht im Sinne des preußischen Verwaltungsrechts, sondern im Sinne des bisherigen französischen Staatsrechts ausgelegt. Die Befugnis, polizeiliche Maßregeln zu treffen, die § 10 dem Oberpräsidenten übertrug, wurde identifiziert mit der Befugnis, mesures de haute police oder actes de gouvernement vorzunehmen, die das frühere französische Staatsrecht dem Inhaber der vollziehenden Gewalt beilegte.

In Frankreich, dem klassischen Lande der Staatsstreiche und der Revolutionen, ist der rechtliche Zusammenhang zwischen der bestehenden Verfassung und den frühern Verfassungen wiederholt durch einen gewaltsamen Umsturz der gesamten Staatsordnung zerstört worden. Um nun trotz dieser Verfassungsbrüche den Schein einer legitimen Rechtsordnung theoretisch aufrecht zu erhalten, sind die französischen Juristen auf die geniale Idee gekommen, den Rechtsbruch selbst zu einem Rechtsinstitut zu erheben und in eine juristische Formel zu bringen. Dieses Rechtsinstitut, bei dem kraft einer Fiktion rechtswidrige Handlungen als rechtmäßige betrachtet werden, ist das schon erwähnte Institut der actes de gouvernement. Wenn der Inhaber der vollziehenden Gewalt eine politische Maßregel (acte politique) trifft, die mit dem Gesetz in Widerspruch steht, so kann die Gesetzwidrigkeit dieser Maßregel weder vor den Zivilgerichten noch vor den Strafgerichten noch vor den Verwaltungsgerichten geltend gemacht werden. Die Volksvertretung ist allein befugt, eine politische Maßregel des Inhabers der vollziehenden Gewalt als gesetzwidrig anzufechten. Zur Zeit des zweiten Kaiserreichs hatte nur der Senat das Recht, einen acte de gouvernement für verfassungswidrig zu erklären, und die Mitglieder dieses Senats wurden sämtlich von Napoleon III. ernannt! Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese Theorie jeder starken Regierung eine ungeheure Macht gewährt. Eine starke Regierung kann, unbekümmert um den Widerspruch des Parlaments, durch das Mittel der actes de gouvernement die Rechte der Staatsbürger und das Verfassungsrecht des Landes verletzen!

In Deutschland nun ist diese ganze Lehre unbekannt. Wenn der Statthalter durch einen acte de gouvernement in die Zuständigkeit der Militärbehörden eingreifen wollte, so würde er zweifellos nicht bloß bei den militä-

Digitized by Google

rischen Kommandobehörden, sondern auch bei den militärischen Verwaltungsbehörden und bei den Kriegsgerichten den größten Widerstand finden. Was von der Militärverwaltung gilt, gilt auch von der Reichseisenbahnverwaltung und den übrigen Zweigen der unmittelbaren Reichsverwaltung; was von den Kriegsgerichten gilt, gilt auch von den Zivilgerichten. Der Statthalter ist in seiner Eigenschaft als Minister für Elsaß-Lothringen — ebenso wie der frühere Oberpräsident — den Vorschriften des Reichsbeamtengesetzes unterworfen, das auch auf die reichsländischen Beamten Anwendung findet. § 13 des Gesetzes bestimmt: „Jeder Reichsbeamte ist für die Gesetzmäßigkeit seiner amtlichen Handlungen verantwortlich." Eine Vermögenskonfiskation, Freiheitsentziehung oder Hinrichtung, die mit den bestehenden Reichs- oder Landesgesetzen in Widerspruch steht, ist gesetzwidrig und enthält den Thatbestand einer strafbaren Handlung. Ein Beamter, der bei der Ausführung einer strafbaren Handlung mitwirkt, setzt sich krimineller Verfolgung und zivilrechtlicher Haftung aus. Von einer schrankenlosen Gewalt des Statthalters kann also keine Rede sein.

In einem Artikel der Grenzboten ist versucht worden, den Diktaturparagraphen vom Standpunkt des deutschen Staatsrechts aus zu rechtfertigen. Es wird gesagt, § 10 des Gesetzes vom 30. Dezember 1871 enthalte nur eine „gesetzliche Formulierung des auch im Reich und in den Einzelstaaten bestehenden Staatsnotrechts."*) Dieses Staatsnotrecht sei eine nur wenigen bekannte, wenn auch rechtlich feststehende „Vernunftwahrheit"; die prinzipielle Sanktion des Staatsnotrechts, die im Diktaturparagraphen enthalten sei, habe sich als eine „Schutzwehr ordnungsmäßiger Freiheit" erwiesen; der genannte Paragraph sei ein „Vorzug, den Elsaß-Lothringen vor den andern deutschen Ländern habe." Aber der Statthalter hat gar nicht die Gewalt des Diktaturparagraphen in seiner Eigenschaft als stellvertretendes Staatsoberhaupt. Die Befugnisse, die der Statthalter als Stellvertreter des Kaisers auszuüben hat, beruhen nicht unmittelbar auf dem Gesetz, sondern nur mittelbar; sie werden erst durch einen besondern Willensakt des Kaisers begründet. Es hängt ganz von dem Ermessen des Kaisers ab, ob er überhaupt einen Teil seiner Befugnisse dem Statthalter übertragen will, und in welchem Umfange er dies thun will. Erfolgt die Delegation, so ist sie eine rein persönliche, sie muß bei jedem Wechsel in der Person des Statthalters und bei jedem Regierungsantritt eines neuen Kaisers wiederholt werden.**) Die Befugnisse dagegen, die der Statthalter auf Grund des Diktaturparagraphen auszuüben hat, beruhen unmittelbar auf dem Gesetz, ebenso wie die Befugnisse, die der Statthalter als Minister für Elsaß-Lothringen auszuüben hat. Es findet sich auch in keiner Verfassung eine Vorschrift, daß die Ausübung des Staatsnotrechts an Stelle des Staats-

*) Nr. 8 der Grenzboten vom 25. Februar 1897, Seite 380. 374 ff.

**) Vgl. die kaiserlichen Verordnungen vom 23. Juli 1879, 28. September 1885, 15. März 1888, 20. Juni 1888, 11. Dezember 1889, 14. März 1893 und 5. November 1894, die sämtlich im Reichsgesetzblatt veröffentlicht sind.

Digitized by Google

oberhaupts einem Unterthan, einem abhängigen und absetzbaren Beamten zustehn solle. Endlich ist die Form der Ausübung des Staatsnotrechts in Elsaß-Lothringen schon durch Reichsgesetze in erschöpfender Weise geregelt. Nach Artikel 68 der Reichsverfassung kann der Kaiser jeden Teil des Bundesgebiets in Kriegszustand erklären, und nach dem Reichsgesetz vom 30. Mai 1892 über die Vorbereitung des Kriegszustands in Elsaß-Lothringen kann der oberste Militärbefehlshaber eines Orts oder Landesteils die vollziehende Gewalt in seinem Bezirk übernehmen. Neben der Militärdiktatur, d. h. der Konzentration der gesamten Staatsgewalt in den Händen von Militärpersonen, die durch Anwendung der genannten Reichsgesetze begründet werden kann, bleibt für eine Zivildiktatur, für eine Konzentration der gesamten Staatsgewalt in den Händen eines Zivilbeamten kein Raum.

Durch einen Rechtsirrtum der Elsaß-Lothringer sowie mancher altdeutschen Juristen und Politiker sind also der Oberpräsident und der Statthalter in der öffentlichen Meinung mit einer Allmacht ausgestattet worden, die sie thatsächlich niemals gehabt und niemals ausgeübt haben. Mit einem ungeheuern Aufwand von Lungenkraft und Druckerschwärze sind die Elsaß-Lothringer dreißig Jahre lang gegen ein Schreckgespenst zu Felde gezogen, das nur in ihrer Phantasie gelebt hat! Das Verhalten der Elsaß-Lothringer in der Frage des Diktaturparagraphen ist ein schlagender Beweis für die Richtigkeit des von Treitschke aufgestellten Satzes, daß die öffentliche Meinung ganzer Generationen über die wichtigsten politischen Streitfragen im Irrtum sein kann. Ein einziger Mann unter den eingebornen Elsaß-Lothringern hat bis jetzt den Mut gehabt, gegen den allgemeinen Strom zu schwimmen und auf die maßlosen Übertreibungen hinzuweisen, die bei der Agitation gegen den Diktaturparagraphen üblich geworden sind. Der Abgeordnete North hat in der Reichstagssitzung vom 13. Juni 1879 seinen Landsleuten zugerufen, die Opfer, die die französischen Ausnahmegesetze vom 8. Dezember 1851 und 7. Februar 1858 gefordert hätten, seien zu Tausenden in Cayenne und Lambessa gestorben; die Opfer dagegen, die der Diktaturparagraph gekostet habe, seien noch alle am Leben!

Auch der Staatssekretär von Puttkamer hat wiederholt im Landesausschuß erklärt, die Regierung nehme auf Grund des § 10 gar keine unbeschränkte Gewalt in Anspruch; die Bezeichnung „Diktaturparagraph" sei unrichtig und irreführend; der fragliche Paragraph gewähre dem Statthalter nur gewisse polizeiliche Befugnisse. Diese Belehrungen haben nichts genützt. Die öffentliche Meinung im Reichslande hält mit Zähigkeit an der hergebrachten Vorstellung fest, daß der Statthalter auf Grund des Diktaturparagraphen eine schrankenlose Macht habe. Durch vielfache Wiederholung ist dieser Satz ein unerschütterliches Dogma geworden, gegen das Vernunftgründe überhaupt nichts mehr auszurichten vermögen.

Die Agitation gegen den Diktaturparagraphen ist also vom formellen Standpunkt aus gerechtfertigt, soweit sie Beschränkungen beseitigen will, die auf den Gebieten der Preßfreiheit und der Freizügigkeit noch heute in Elsaß-

Digitized by Google

Lothringen bestehn; sie ist ungerechtfertigt, soweit sie andre Beschränkungen der persönlichen Freiheit beseitigen will, die niemals geltend gemacht worden sind und niemals vorhanden gewesen sind.

# Zur Umgestaltung der Wasserwirtschaft

Von R. Hempel in Hannover

(Schluß)

Wenn man von manchen Seiten unter Hinweis auf Damm- und Mauerbrüche in Amerika, die öfters auch mit zahlreichen Menschenopfern verbunden gewesen sind, vor der Ausführung von Thalsperrbauten gewarnt hat, so kann festgestellt werden, daß diese Bedenken auf Unkenntnis der Verhältnisse beruhen. In Deutschland werden sehr strenge Anforderungen gestellt sowohl an die konstruktive Bemessung der Sperrkörper und ihrer Nebenanlagen, an ihre sichere Fundamentierung und seitliche Einbindung, als auch an die standsichere Grundrißführung, ausreichende Freiflut und tadellose Güte des Baumaterials. Eine eingehende staatliche Beaufsichtigung der Bauausführung sorgt dafür, daß diesen Anforderungen in allen Fällen auch vollständig Genüge geleistet wird. Dagegen begnügt sich die amerikanische Staatsaufsicht mit viel geringern Sicherheiten bei der Genehmigung von Thalsperrbauten. Zudem scheint die Bearbeitung und Ausführung der Projekte dort nicht immer in sachkundiger Hand zu liegen. Mangel an gelernten Handwerkern und hohe Löhne haben dort dazu geführt, am Mauerwerk zu sparen und dafür Erd- und Betondämme zu bevorzugen.*) Während man in Frankreich und Deutschland z. B. Erddämme nur bis zu Stauhöhen von 10, höchstens 15 Metern verwendet, baut man in Amerika solche von 30 Metern Höhe; während man bei den europäischen Sperrmauern durchweg die bogenförmig gegen das Wasser gerichtete Grundrißform anwendet, führte man in Amerika die Sperrkörper nicht selten ganz geradlinig oder im Zickzack durch das Thal. Auch in der Auswahl und der Behandlung des Baumaterials ist man in Amerika von den vorsichtigen deutsch-französischen Regeln stark abgewichen, z. B. sind zu einer bedeutenden Dammschüttung in Kalifornien Felstrümmer mit einer eingebauten betonierten Blechwand als Wasserdichtung verwandt worden. Die Sperrmauer im Bärenthal in Kalifornien führte man bei einer Höhe von 14 Metern mit einer Dicke von rund

*) Ziegler, Thalsperrenbau, Berlin 1900, und C. Borchardts Übersicht von 450 Stauweihern in verschiednen Ländern.

Digitized by Google

1 Meter in der Krone und 2 Metern dicht über dem Fundament aus, während z. B. die dem deutsch-französischen Normalprofil entsprechende Remscheider Thalsperrmauer 14 Meter unterhalb der Krone eine Dicke von 10 Metern aufweist.

Es ist außerdem nicht sicher, ob die amerikanischen Sperrkörper, nachdem sie dem Betriebe übergeben sind, immer einer genügend aufmerksamen und sachverständigen Beaufsichtigung unterliegen. Alle diese Gründe haben schließlich an einigen Stellen zu beklagenswerten Katastrophen geführt, wie sie übrigens auch der amerikanische Eisenbahnbetrieb öfters aufweist. Damit ist also keineswegs gesagt, daß überall solche Unglücksfälle zu befürchten seien. Die spanischen Thalsperren haben in ihrer einfachen aber soliden Bauart durchweg siegreich die Jahrhunderte überdauert, trotzdem daß das Land nicht einmal erdbebenfrei war. Keineswegs dürfen überängstliche Befürchtungen dieser Art von der durchaus notwendigen und dringenden Beschaffung großer Rückstaubecken im Interesse der allgemeinen Volkswirtschaft abschrecken.

Daß der volkswirtschaftliche Wert der Thalsperranlagen bei richtiger Organisation höchst bedeutsam sein muß, dürfte nach der vorausgegangnen Schilderung der stetig wachsenden Gefahr der Wasserverarmung, der steigenden Hochwasserbedrohung und der notwendigen Erschließung neuer dezentralisierter und billiger Betriebskräfte wohl kaum noch einem Zweifel unterliegen. Dennoch sei hier beispielsweise darauf hingewiesen, welche vielseitigen Dienste die Thalsperrbauten in andern Ländern heute schon leisten. In Indien, Algier und den schon erwähnten spanischen Mittelmeerprovinzen bilden sie das Fundament des Landwirtschaftsbetriebes. Frankreich unterhält sein großes, zum Teil schon aus dem siebzehnten Jahrhundert stammendes Kanalnetz durch Thalsperrwasser. Im Gebiete der Scheitelhaltungen des Süd- und des Zentrumkanals, des Burgunder, des Rhein-Rhône-, Rhein-Marne- und Marne-Saônekanals, des Bretagner Kanals sind zahlreiche Thalsperren teilweise mit ganz bedeutenden Stauinhalten errichtet worden, die in den trocknen Sommerzeiten das Schleusenwasser liefern. Englands Riesenstädte werden zum großen Teil durch Thalsperren mit Trink- und Nutzwasser versehen, die öfters durch Druckrohrleitungen von 40 bis 70 Kilometern Länge der Stadt zugeführt werden. Amerika, unser gefährlichster Industrie- und Handelskonkurrent, ist in der neusten Zeit vielleicht von allen Ländern am meisten bestrebt, sich die Vorteile großer Thalsperreinrichtungen nutzbar zu machen, und zwar sowohl für Wasserversorgung der Städte, als auch für industrielle und Schiffahrtzwecke.

Deutschland hat bis jetzt nur kleinere Anlagen dieser Art aufzuweisen. Die ältesten von ihnen dienten und dienen heute noch dem oberharzer und dem oberfächsischen Bergbau. In richtiger Erkenntnis der bedeutenden mechanischen Arbeitskraft des fallenden Wassers sammelten die Bergverwaltungen bei Klausthal im Harz und bei Freiberg auf der Nordabdachung des Erzgebirges in zahlreichen kleinern Sperrteichen, zum Teil mit Hilfe ausgedehnter Sammelgrabennetze, die überschüssigen Niederschlagwasser und machten sie für den Berg- und Pochbetrieb nutzbar, lange bevor an die Dampfmaschine gedacht wurde.



Digitized by Google

So entstanden schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert der bekannte Oberteich, der Hirschler-, der Wiesenbecker- und der Prinzenteich neben einer Reihe andrer im Harz; die Großhartmannsdorfer, Tännigbacher, Erzengler, Kurprinzen-Zechen-, Hütten- und Saydaer Teiche in Sachsen, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch um einige Anlagen vergrößert wurden. Es sind durchweg Erddämme mit Mauerdichtungen zur Thalabsperrung verwandt worden, und zwar von 6 bis 20 Metern Höhe.

In neuerer Zeit wurden in den Reichslanden unter deutscher Verwaltung, insbesondre unter der Leitung des Ministerialrats Fecht in Straßburg, in den Vogesen neun Sperrteiche mit einem Gesamtstauinhalt von etwa 10 Millionen Kubikmetern im Interesse der Landwirtschaft und zur Verstärkung von Triebwerken errichtet. Hier sind die Sperrkörper zum Teil schon massiv aus Mauerwerk und bis zu einer Bauhöhe von 28 Metern in neuer Konstruktion ausgeführt. Namentlich auf Anregung und unter unmittelbarer Leitung des Professors A. Intze in Aachen sind sodann in Westfalen im Gebiet der Wupper und im Rheinland auf genossenschaftlichem Wege eine Reihe größerer und kleinerer Sperrteiche mit einem Gesamtfassungsraume von 10 bis 11 Millionen Kubikmetern ausgeführt worden, die sämtlich massiv sind und die heute anerkannte mustergiltige Konstruktion aufweisen. Sie dienen sowohl der städtischen Wasserversorgung als auch den verschiedensten Kraftzwecken. Der Trinkwasserversorgung allein dienen in Deutschland außerdem eine modern eingerichtete Thalsperranlage bei Chemnitz in Sachsen und eine Gruppe älterer Erddammsperren bei Königsberg in Preußen.

Diese alten und neuen Anfänge einer Wasserrückstauwirtschaft auf deutschem Boden sind gewiß sehr lehrreich und interessant; es ist aber unbedingt notwendig, daß wir nicht in diesen Anfängen stecken bleiben. Auch das bisherige langsame Tempo der Weiterentwicklung des Thalsperrbaues dürfen wir uns nicht länger erlauben, da England und Frankreich uns schon sehr weit voraus sind, und Amerika im Begriff steht, diese sowie Deutschland durch Riesenbauten in großer Zahl weit zu überflügeln. Der Stauinhalt sämtlicher Thalsperren alter und neuer Konstruktion in Deutschland wird nur ungefähr 50 Millionen Kubikmeter umfassen. Dagegen beträgt der nutzbare Inhalt einzelner Staubecken in Frankreich 15 bis 20 Millionen Kubikmeter, in Algier bis 30,*) in Spanien bis 53, in England bis 54 Millionen Kubikmeter. Amerika hat im Bärenthal in Kalifornien ein Thalsperrbecken von 50 Millionen Kubikmetern Stauinhalt; der sogenannte Neue Crotondamm, der zur Wasserversorgung von New-York dient, staut über 100 Millionen Kubikmeter Wasser zurück; zusammen bestehn für die Wasserversorgung dieser Stadt elf Becken mit einem Gesamtfassungsraum von 284 Millionen Kubikmetern. Der Crystal Springs-Behälter bei San Francisco umfaßt 121 Millionen Kubikmeter. In Aussicht genommen ist daneben oberhalb Clinton ein Thalsperrbecken im Nashuafluſſe von 238 Millionen Kubikmetern

*) Geplant ist eine neue Sperre von 72 Millionen Kubikmeter Inhalt.

Digitized by Google

Stauinhalt,*) das täglich 420000 Kubikmeter Trink- und Nutzwasser nach dem 124 Kilometer entfernt liegenden Boston liefern soll. Bei Minneapolis im Mississippithal ist durch künstlichen Aufstau von vier Seen durch Erd- und Holzdämme eine Staureserve von 2440 Millionen Kubikmetern geschaffen, durch die die Schiffahrttiefe des gewaltigen Mississippi um 0,3 Meter zur Zeit des Sommerniedrigwassers vermehrt wird. So viel bekannt, sind ganz bedeutende und zahlreiche Projekte im Gange. Dabei hat Amerika an sich schon sehr gewaltige natürliche Wasserkraftquellen, vor allen den Niagara, der seine ungeheuern Wassermengen in einem einzigen Absturze 40 Meter tief niederfallen läßt und damit eine Kraftleistung von etwa 12 Millionen Pferdestärken bietet. Diese ist bis jetzt allerdings nur zu einem kleinen Teile gewerblich nutzbar gemacht, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß mit Hilfe der elektrischen Kraftübertragung künftig ein viel bedeutenderer Prozentsatz der Industrie zugänglich gemacht wird. Zudem repräsentiert der Niagarafall noch nicht die ganze Kraftleistung der die vier großen Seen in Terrassenstufen durchlaufenden Wassermassen. Denn der Gesamthöhenunterschied der Wasserspiegel des Ontario- und des Eriesees beträgt nicht 40, sondern 99 Meter; und zwischen dem Erie- und dem Obern See sind nochmals 10 oder 11 Meter Gefälle vorhanden. Bei den ungeheuern Wassermassen, die hier in Frage kommen, bedeutet dieses Gefälle eine geradezu erdrückende Triebkraft. Gelingt es den Amerikanern, in der Organisation dieser und der übrigen geradezu unermeßlichen Wassermassen in aller Stille einen Vorsprung vor der Alten Welt zu gewinnen, so dürfte das sehr bedeutsame Folgen in der internationalen Konkurrenz nach sich ziehn, die besonders für Deutschland schwer ins Gewicht fallen können.

Deutschland, das an großen und unmittelbaren Wasserkräften nicht so reich ist wie Amerika oder Norwegen oder die Schweiz, kann nur durch umfassendste Organisation seines gesamten Wasserablaufs, besonders in den Quellgebieten, Großes zu erreichen hoffen, dann aber allerdings mit dem Vorteil einer allgemein günstigen Verteilung über das ganze Land, mit Ausnahme der eigentlichen Flachgebiete. Die der Ostsee vorgelagerten Hochebnen in Ost- und Westpreußen und in Pommern entsenden zahlreiche Flüsse nach dem Meere, die bei ihrem Austritt aus dem Oberland ins Unterland tief eingeschnittne Rinnen bilden, die vielfach zur Einrichtung von Thalsperrbecken geeignet sind, und denen bedeutende Wassermengen zur Verfügung stehn, besonders wenn auf der Hochebne für entsprechende Ausgleichteiche genügend gesorgt wird. Die Hügelgegenden in der obern Lausitz, in Thüringen, im Vorharz und an der mittlern Weser bieten in ihren Thälern zahlreiche Gelegenheiten zur Anlage kleinerer und mittlerer Staubecken und zu deren unmittelbaren Nutzbarmachung für landwirtschaftliche und gewerbliche Zwecke. Die vielfach sehr tief eingeschnittnen Thäler und Schluchten des niederrheinisch-westfälischen

*) Vergl. die Inauguralrede des derzeitigen Rektors der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien, Professor Adolf Friedrich.

Digitized by Google

Berglands und des Harzes sind ganz besonders geeignet zur Aufsperrung bedeutender Wassermassen in Gruppen von Thalsperrteichen mit großem Stauinhalt und zur Erzeugung umfangreicher elektrischer Betriebskräfte. Vermöge der Lage dieser Werke in der Nähe der industriereichsten Gegenden des Reichs und am Rande der intensivsten landwirtschaftlichen Kulturgebiete, auf die die erzeugte Betriebskraft in einem Radius von 30 bis 50 Kilometern ausgestrahlt werden kann, würde ihnen ein ungemein wirkungsvoller wirtschaftlicher Einfluß gesichert sein. Ähnlich günstige Verhältnisse liegen in den thüringisch-sächsischen Gebirgen, in Schlesien und in den gesamten mitteldeutschen Gebirgsgruppen vor, ganz besonders aber in dem regenreichen, auf drei Seiten von den blühendsten und gewerbreichsten Landschaften umgebnen Schwarzwald, in den Vogesen, im Bayrischen und im Böhmerwalde. Dabei ist es sehr wesentlich, daß der geologische Aufbau dieser Gebirge fast überall sehr fundamentsicher ist, und daß sich geeignetes Baumaterial meistens an Ort und Stelle oder in nächster Nähe bietet. Die unterhalb der Sperrstellen zur Verfügung stehenden Flußgefälle ermöglichen eine oft wiederholte Ausnützung der Sperrwässer; die Niederschläge in den hinterliegenden Hochgebieten sind so reichlich, daß eine mehrfache Füllung der Sammelbecken im Jahre gesichert ist. Die Natur bietet in den gleitenden Wassermassen dieser Gebirge gewaltige Arbeitskräfte, die uns in regelloser Entfesselung mit den mannigfachsten Zerstörungen bedrohen, geregelt aber ein vorzügliches Mittel zur weitern Hebung unsrer Gewerbe sein könnten. Deutschland steht im Begriff, seine Wasserstraßen auszubauen und Kanäle für den mächtig anwachsenden Verkehr durch das Land zu ziehn. Diesen Unternehmungen, besonders aber dem weitern Ausbau der Hauptkanallinien durch Stich- und Nebenkanäle, werden die Wasserrückstananlagen der obern Flußgebiete in der vorteilhaftesten Weise zu Hilfe kommen. Nicht minder sind die Wassersammelanlagen berufen, die dringend notwendige Einrichtung einer mehr technisch-modernen Betriebsart in der Landwirtschaft, im großen und im kleinen, zu erleichtern und zu beschleunigen, womit zugleich in vielen Gegenden dem immer mehr um sich greifenden Arbeitermangel wirksam entgegengetreten werden muß.

Wie überall, so ist auch in Deutschland dem Wasser, sowohl dem fließenden wie auch dem ruhenden, von jeher eine besondre Wichtigkeit für das Wirtschaftsleben beigelegt worden. Einige dreißig Wassergesetze der verschiednen Einzelstaaten und eine große Zahl von nebenhergehenden Verordnungen für beschränktere Geltungsbereiche sind der Beweis hierfür. Leider entbehrt dieser Reichtum an gesetzgeberischen Leistungen der Einheit, und zwar sowohl in formeller wie auch in materieller Hinsicht; z. B. wird die Frage des Eigentums der Anlieger am Bette des nicht schiffbaren Flusses in Braunschweig, Hessen und Oldenburg (auch in Österreich) ganz bestimmt verneint, in Bayern, Sachsen-Altenburg und Reuß j. L. dagegen ausdrücklich bejaht, während sie in Baden, Sachsen-Meiningen, Waldeck, Anhalt-Köthen, Bremen mehr oder weniger offen gelassen wird. In Preußen besteht nach dieser Richtung noch ein Unterschied

Digitized by Google

der Auffassung in den Gebieten des altpreußischen Rechts und des Code civile. Dem entsprechend ist auch das Recht der Benutzung des Wassers dieser Flüsse in den einzelnen Staatengebieten zum Teil verschieden, zum Teil unbestimmt. In einigen Staaten sind die wasserrechtlichen Grundsätze überhaupt nicht besonders kodifiziert. Solange es sich bei den wasserwirtschaftlichen Unternehmungen nur um Vorflutbeschaffung oder um Trockenlegung von Seen und toten Flußarmen, sowie um geringfügige Aufstauungen für Mühlen und engbegrenzte Bewässerungen handelte, ist die Zersplitterung der Wassergesetzgebung wohl nicht so stark empfunden worden wie heute. Auch die Unsicherheit in der Geltung der einzelnen wasserrechtlichen Bestimmungen mag früher wenig hervorgetreten sein, weil die Wasserläufe noch einen gleichmäßig reichlichen Wasserbestand boten, der sowohl für die landwirtschaftliche wie auch für die gewerbliche Nutzung genügte. Später trat dann mit der Ausbreitung des Dampfbetriebes auf allen Gebieten der gewerblichen Produktion eine gewisse Gleichgiltigkeit gegenüber den Wasserkraftanlagen ein, die infolge der Unbeständigkeit der Wasserlieferung der Flüsse in der Mehrzahl nicht mehr konkurrenzfähig waren. Wahrscheinlich aus diesen Gründen ruhte die Wassergesetzgebung von der Mitte des vergangnen Jahrhunderts ab längere Zeit. Erst das wachsende Bedürfnis der Landwirtschaft an Berieselungswasser für größere Grundstückverbände gab den Anstoß zu erneuter gesetzlicher Regelung, die die Rechtsgrundsätze für die Bildung von Wassergenossenschaften zum Zwecke der Landeskultur zusammenfaßte und ergänzte. In der neusten Zeit drängen gleichermaßen Industrie und Landwirtschaft, Hygiene und Binnenschiffahrt auf eine Umgestaltung der gesamten Wassergesetzgebung. Bei einer derartigen Zerrissenheit und zum Teil Rückständigkeit der Gesetzgebung ist es natürlich sehr schwer, die gestellten Aufgaben eines allgemeinen, durchgreifenden Wasserrückstaus durchzuführen.

Was zunächst die Frage der wichtigen Thalsperrbecken betrifft, so wird sie im Sinne der voraufgegangnen Ausführungen, d. h. in einer die allgemeine Wasserhaltung wirklich nachhaltig beeinflussenden Weise nur durch ein energisches Zusammenwirken von Staat, Provinz und Privatunternehmung gelöst werden können. Staat und Provinz werden, wie jetzt in Schlesien, die Ausführung der notwendigsten Rückstaubecken dort in die Hand nehmen, wo die Schäden der Überschwemmungen so groß sind, daß sie eine allgemeine Gefahr für Gut und Leben größerer Bevölkerungsteile mit sich bringen, wo es also zuvörderst auf Verhütung gefährlichster Hochwasserbedrohungen ankommt. Ferner vielleicht da, wo es sich um die Beschaffung des notwendigsten Betriebswassers für die Hauptschiffahrtsstraßen handelt. Die Thalsperrbecken dagegen, die für Schaffung neuer Betriebskräfte, für die Aufschließung und Förderung entlegner Gebirgsgegenden durch elektrische Bahnen, für die Speisung von Stich- und Nebenkanälen, für Trink- und Nutzwasserversorgungen und zur Verbesserung der Abwässerspülung der chemischen Industrien nötig sind, werden unter staatlicher Aufsicht den zunächst Beteiligten zur Ausführung überlassen bleiben

Digitized by Google

müssen. Es liegt nun der Gedanke nahe, die Errichtung solcher Nutzwasserbecken von Fall zu Fall durch Zusammenschließung der Beteiligten zu freien oder Zwangsgenossenschaften anzustreben. Man hat nach dieser Richtung z. B. einige Vorgänge in den schon erwähnten in Rheinland und Westfalen in den letzten zehn Jahren entstandnen Thalsperranlagen, zu deren Erleichterung unterm 19. Mai 1891, zunächst für die Wupper, ein Sondergesetz im Anschluß an das preußische Wassergenossenschaftsgesetz vom 1. April 1879 erlassen wurde. Dieses Gesetz ist später durch ein besondres Gesetz unverändert auf einzelne weitere Flußgebiete übertragen worden. Es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob sich dieses Sondergesetz in seiner Verallgemeinerung überall bewähren würde. Ein sehr wesentlicher Umstand ist darin durchaus nicht zureichend berücksichtigt worden, nämlich die Finanzierbarkeit der Genossenschaftsunternehmungen. Wohl mag die Erkenntnis der Verbesserungsfähigkeit eines Wasserlaufs bei allen Anliegern durchgedrungen sein und sie für die Bildung einer Genossenschaft zur Anlegung und Nutzbarmachung größerer Rückstauwerke geneigt machen, die Ausführung kann aber doch ganz unmöglich sein, weil den Ufer- und Triebwerkbesitzern in der Regel größere Finanzmittel fast gänzlich fehlen. Die hier in Frage kommenden Unternehmungen beanspruchen schon in der Vorbereitung große Summen, die zunächst unverzinst bleiben. Die schließliche Durchführung der genehmigten Projekte erfordert aber noch viel größere Kapitalien, die sich meistens auf mehrere Millionen Mark belaufen, und die regelmäßig auf mehrere Jahre während des Baus und der Einrichtung der Betriebsanlagen gleichfalls zinslos sind. Um über die Schwierigkeiten der Geldbeschaffung hinwegzukommen, erscheint es unumgänglich, die Aufnahme finanzkräftiger Bau- und Betriebsgesellschaften in die Genossenschaften zu erlauben.*)

Die Wassergenossenschaftsgesetze und auch das preußische Sondergesetz vom 19. Mai 1891 sehen einen Beitrittszwang gegen widersprechende Eigentümer der bei dem Unternehmen zu beteiligenden gewerblichen Anlagen vor; es könnte deshalb eingewandt werden, daß durch die Zulassung von Aktiengesellschaften als Genossen insofern Härten entstehn würden, als die rechnungsmäßig auf diese Gesellschaften entfallenden Vorteile die der einzelnen mitbeteiligten Mühlen und sonstigen Triebwerke bei weitem übersteigen würden, und daß somit der Einfluß dieser durch den der Gesellschaft zu sehr eingeengt würde. Dieser Einwurf ist gewiß der größten Beachtung wert. Allerdings ist nach dieser Richtung hin eine nicht zu unterschätzende Sicherheit dadurch geboten, daß jede Genossenschaft nur auf ein wohl erwognes, amtlich eingehend geprüftes Statut begründet werden kann, worin der Beteiligungsmaßstab und das Stimmverhältnis klar vereinbart sein müssen, und das zugleich einen genauen Bau- und

*) Vergl. den vom Verfasser im Jahre 1897 bearbeiteten Gesetzentwurf wegen Abänderung und Ergänzung des preußischen Gesetzes betreffend Bildung von Wassergenossenschaften nebst Begründung.

Digitized by Google

Wirtschaftsplan enthält, dessen Einhaltung einer strengen staatlichen Aufsicht unterworfen ist. Auch der Weg der Beschwerde und des Antrags auf Änderung der Genossenschaftsregister ist vorweg geregelt. In dem Statut der Wupperthalsperrengenossenschaft ist die Mehrheit für Änderungsanträge nicht nur nach dem Umfange der Beitragspflicht, sondern auch nach der Zahl der beteiligten gewerblichen Anlagen festgesetzt. Unter Berücksichtigung dieser Bestimmungen dürfte eine Gefahr für die kleinern Werkbesitzer durch die Zulassung von Aktien- und Kommanditgesellschaften wohl kaum, wenigstens nicht allgemein entstehn. Andernfalls aber könnte den Schwierigkeiten der Zulassung von Gesellschaften vielleicht dadurch begegnet werden, daß man auf den Zwang des Beitritts zur Genossenschaft verzichtet. Der Wirkung der Genossenschaftsgesetze würde damit wahrscheinlich kein Abbruch geschehn, wenn dafür der Eintritt finanzkräftiger Gesellschaften eingetauscht würde, und wenn der Zwang der Beitragsleistung für die von dritten nachweislich aus den Genossenschaftsanlagen gezognen Vorteile, sowie die Enteignungsberechtigung und zwangsweise die Erlaubnis von Vorarbeiten auf den in Frage kommenden Grundstücken erhalten blieben.

Nach dieser Richtung erscheint auch ein Vorschlag des Königlichen Bauinspektors Ziegler in Klausthal in der Zeitschrift für Gewässerkunde beachtenswert; es wird hier die Abfindung der durch das Unternehmen in ihren Betrieben etwa Geschädigten und die Bildung freier Genossenschaften unter Aufnahme eines kapitalkräftigen Unternehmers angeregt. Der Unternehmer soll die Vorarbeiten liefern und den Antrag stellen. Die Stimmzahl und die Entschädigungsansprüche der einzelnen Triebwerke sollen nach dem Geldwerte ihres bisherigen Nutzens am Wasserlaufe amtlich abgeschätzt werden. Hiernach soll ihnen die Beteiligung am Anlagekapital des Unternehmens freigestellt sein. Wer also das Übergewicht der Aktiengesellschaft fürchtet, kann sich nach der Befriedigung seiner Entschädigungsansprüche von dem Unternehmen fern halten. Es wird aber auch für diese Genossenschaften das Recht der Enteignung der zur Durchführung des Unternehmens nötigen Grundstücke und die nachträgliche Erhebung von Beiträgen für Vorteile verlangt, die nachweislich von andern aus den Anlagen gezogen werden.

Es ist wahrscheinlich, daß bei der Aufnahme der vorgetragnen Ergänzungsvorschläge die genossenschaftliche Organisation der Wasserrückstauunternehmungen ganz allgemein die beste Aussicht auf Erfolg bietet, und es empfiehlt sich, baldmöglichst in allen Einzelstaaten des Reichs derartig revidierte und auf dasselbe Ziel gehende Gesetze für die Bildung von Wassergenossenschaften zur Anlegung, Benutzung und Unterhaltung von Sammelbecken für gewerbliche und wasserwirtschaftliche Anlagen, für Wasserversorgungs-, Beleuchtungs- und Fischereizwecke zu erlassen.

Ein großes Hindernis für die Anlegung vorteilhafter Rückstauwerke macht vielfach die planlose Verbauung der Hochthäler durch Siedlungen aus, die nur wenig einträglich sind und zweckmäßiger an andrer Stelle stehn könnten. Häufig

Digitized by Google

wird auch bei Eisenbahn- und Chausseebauten in solchen Thälern wenig Rücksicht auf die Aufgaben des Flutrückstaues genommen, freilich nicht mit Absicht, sondern weil diese Frage bis jetzt überhaupt nicht beachtet worden ist. Es wäre zu wünschen, daß derartige Verbauungen in Zukunft möglichst verhindert würden. Das würde möglich sein, ohne daß man der weitern wirtschaftlichen Erschließung der Gebirgsgegenden irgendwie hindernd in den Weg träte, wenn durch sachverständige Kommissionen die Thäler geprüft würden, und wenn von Fall zu Fall bei den Anträgen auf Siedlungsgenehmigungen und bei der Planfeststellung von Chaussee- und Bahnprojekten die Zwecke der allgemeinen Landeskultur berücksichtigt würden. Ein Vorgang nach dieser Richtung ist z. B. der § 47 des schlesischen Hochwassergesetzes vom 3. Juli 1900.

Die neben den Thalsperrbecken hier in Anregung gebrachte durchgreifende und planmäßige Anlegung von Horizontalgräben in Verbindung mit kleinern Stufenteichen in den Runsen und Wildbächen der Gebirgsforsten wird hauptsächlich eine Aufgabe der Staats- und Kommunalforstverwaltungen sein. Ihrer Durchführung stehn weder gesetzliche noch technische Schwierigkeiten im Wege. Soweit solche Anlagen aber in Privat- oder Genossenschaftsforsten errichtet werden sollten, würden allerdings neue Gesetze in Kraft treten müssen, denen vielleicht die Bestimmungen des Gesetzes wegen der „Schutzmaßregeln im Quellgebiete der linksseitigen Zuflüsse der Oder in der Provinz Schlesien vom 16. September 1899“ und die damit gemachten Erfahrungen zu Grunde gelegt werden könnten.

Die Revision der Grabennetze in den Berg- und Hügellandfeldmarken wegen einer weniger beschleunigten Abschickung und wegen Einstauung des Tagewassers neben kleinern Meliorationsunternehmungen würde voraussichtlich eine vorteilhafte Aufgabe der Auseinandersetzungsbehörden sein. Es bedarf hierzu eines besondern Gesetzes und dessen möglichst einheitlicher Handhabung, sowie lokaler Kommissionen mit eingehender Kenntnis der Abflußverhältnisse und aller Meliorations- und Wirtschaftsbedürfnisse der ihnen unterstellten Landbezirke.

Dringend notwendig erscheint es außerdem, für die einzelnen Gebirgs-, Hügel- und Flachlandgegenden ein eingehenderes Studium des Abflußvorgangs der Niederschläge in Angriff zu nehmen. In den meteorologischen Sammelstellen der einzelnen Staaten sind seit den letzten Jahrzehnten die Niederschlagsbeobachtungen einer großen Anzahl von Regenstationen gesammelt worden. Diese Beobachtungsergebnisse sind sehr wertvoll. Es würde eine dankbare Aufgabe sein, sie mit den gleichfalls seit langen Jahren an den mittlern und kleinern Flüssen gemachten Pegelbeobachtungen dadurch zu verbinden, daß an geeigneten Pegelstationen für alle Wasserhöhen die mittlern Durchflußgeschwindigkeiten und die Profilinhalte gemessen und danach für alle Pegelstände die entsprechenden Abflußmengen in der Sekunde festgestellt würden.

Hieraus ergäbe sich ein doppelter, für die Beurteilung und Vergleichung der einzelnen Abflußvorgänge ungemein wichtiger Gewinn. Zunächst könnte

Digitized by Google

durch Gegenüberstellung der Niederschlagsmengen, die nach den Ergebnissen der Regenmessungen jeweilig gefallen sind, und der gleich darauf am Pegel thatsächlich abgeflossenen Wassermengen die unmittelbare Wasserabfuhr der verschiednen Regengebiete nach vieljährigen Beobachtungsdurchschnitten endlich in Prozenten des Niederschlags genauer festgestellt werden. Zur Zeit mangelt es fast gänzlich an diesen wichtigen Feststellungen, und der Fehlschlag so manches Meliorationsunternehmens wird nicht zum wenigsten auf diesen Mangel zurückgeführt werden müssen. Sodann dürfte ein weiterer wichtiger Vorteil darin liegen, daß nach den Wassermengenbestimmungen der einzelnen Pegelstände sogleich eine viel schärfere Vergleichung der Flutwellen der einzelnen Flußnetze untereinander im allgemeinen und im einzelnen ermöglicht würde. Da, wo sich mehrere Flüsse oberhalb eines Überschwemmungs- oder Meliorationsgebiets vereinigen, wäre man imstande, von vornherein mit großer Sicherheit und ohne kostspielige und zeitraubende Messungen festzustellen, welcher Fluß die eigentliche Schadenwelle zu bringen pflegt oder der hauptsächlichste Träger der Melioration werden kann. Das Finanzbild des Unternehmens bietet dadurch von Anfang an die für alle Vorverhandlungen so wichtige annähernde Sicherheit und Beschränkung auf das notwendige Maß.

Es empfiehlt sich, diese sowie alle weitern hydrographisch-meteorologischen Feststellungen besondern Zentralstellen zu möglichst einheitlicher Leitung und Verarbeitung zu übertragen.

Mögen diese Vorschläge dazu mitwirken, der Gefahren des Hochwassers einerseits, der Wasserverarmung andrerseits allmählich Herr zu werden und dabei neue billige Betriebskräfte für die allgemeine Volkswirtschaft zu erschließen.

# Mont St. Michel und der Michaelskultus

Geheimnisvoll heißt es in einem Pilgerliede des Mittelalters:

Wer Sanct Michel suchen will,
Der muß ins Meere gän;

und ein andres aus der Rheingegend meldet noch gewissenhafter von dem Heiligen: „Drei Meilen im Meeresgrund ist er gesessen.“ Es kann darunter nur der Schutzherr des normännischen Mont St. Michel verstanden sein, der selbst wie ein Geheimnis in dem Winkel zwischen der Bretagne und der Halbinsel Cotentin aus dem Meere emporragt. Ganz eigentümliche Verhältnisse herrschen an dieser Küste infolge der außerordentlichen



Digitized by Google

regelmäßigen Fluthöhen, der höchsten Europas, denen nur die im englischen Golf von Bristol gleichkommen. Wie in der romantischen felsenumgrenzten Bucht von St. Malo, so beträgt in der flacher auslaufenden Bai von Cancale oder St. Michel der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser gegen 15 Meter. Schroffe Gegensätze sind die Folge. An derselben Stelle, wo stolze Dampfer den Verkehr vermittelten, sucht wenig Stunden später bei St. Malo der Fischer den tangbewachsenen felsigen Meeresboden nach zahlreichen Muscheln, Krebsen und Polypen ab; bei St. Michel überrascht die reißende Schnelligkeit, mit der sich, dem Auge deutlich sichtbar, die Gezeiten umsetzen. In der flachen Bai weicht das Wasser zur Ebbezeit 15 Kilometer weit nördlich vom Berge zurück, bringt aber zur Flutzeit um ebensoviel darüber hinaus nach Süden in die Bucht von Sélune vor. Der vom Wasser in sechs Stunden zurückgelegte Weg beträgt also 30 Kilometer, die mittlere Geschwindigkeit 5 Kilometer in der Stunde, die sich jedoch bei Wind aus derselben Richtung gewaltig steigern kann. Dann, wenn der sogenannte mascaret oder die barre zur Springflut wird, nahen die Wogen nicht nur mit der Schnelligkeit eines rüstigen Wandrers, sondern mit der eines galoppierenden Pferdes. Wehe dem, der sich beim Muschelfang oder bei lockender Wandrung auf dem feinen kalkigen Sande des Watts verspätet hat! Schon die gewöhnliche Flut rückt schneller vor, als er auf dem durchweichten Boden zurückweichen könnte. Und zahlreich sind hier von jeher die Opfer des Meeres gewesen.

Aus diesem breiten, zweimal täglich überfluteten Küstenstreifen erhebt sich beherrschend der Granitfels des Mont St. Michel. Auch er gehört somit halb dem Meere, halb dem Lande an. Ehe Aufschüttungen und ein 1500 Meter langer chaussierter Damm ihn seit 1879 dauernd mit dem Lande verbanden, wurde er zweimal täglich zur unnahbaren Insel, und zweimal täglich landfest war er über den Meeresgrund trocknen Fußes zu erreichen. Wie ein Naturwunder erschien so der Berg, und erscheint er noch heute, wenn er bald über blauen Fluten, bald über grünlichgelben, feuchtschimmernden Sandflächen zwischen den Pappeln des Wegs dem ihm nahenden entgegenleuchtet, schon von fern deutlich sichtbar und doch in dem eigentümlich zarten, blauvioletten Dunst des Sommers wie verschleiert und unerreichbar gleich einer Fata Morgana. Und steht man vor ihm, so bannt den Blick der trotzige Hüter des Thals, die Seiten umpanzert mit starken Mauern und Türmen, das Haupt gekrönt mit der „Merveille," der Abtei. Natur und Kunst, innig verschmolzen, machten diese Klosterfestung zu dem merkwürdigsten Bauwerk Nordfrankreichs, dem, wie in einem frühern Artikel dieser Zeitschrift über Mont St. Michel schon hervorgehoben worden ist,*) in Deutschland kaum die Marienburg zur Seite gesetzt werden kann. Seine Bedeutung rechtfertigt wohl ein genaueres Eingehn auf die Geschichte des Bergs und die Entwicklung des Michaelskultus überhaupt, sowie auf die Einzelheiten des Baus.

*) S. Nr. 16 vom 18. April 1901.

Digitized by Google

1

Der gewaltige, wie von Riesenfaust ins Meer geschleuderte Fels in seiner wechselvollen Umgebung mußte frühzeitig die Phantasie der Umwohner beschäftigen. Bei dem großen Feuchtigkeitsgehalt der Luft — das nahe Avranches weist die bedeutendste jährliche Regenhöhe von Frankreich auf — überzog sich der Berg bald mit Grün. Er wurde zu einem abgeschiednen Hain. So kann wohl ein historischer Kern der Sage zu Grunde liegen, Druiden hätten auf dem Berge „Tumba“ — das ist sein frühester Name — im dunkeln Hain ein Heiligtum gehabt.

In historisches Licht tritt er aber erst um 380 bei der Erwähnung der Kämpfe Theodosius des Großen mit dem Usurpator Maximus. Als Grenzpunkte des der spätern Bretagne entsprechenden Gebiets, wo dessen britische Söldner angesiedelt worden waren, werden da Nantes, das westliche Vorgebirge der Bretagne und stagnum quod est super verticem montis Jovis angegeben, also kein See und kein Sumpf, sondern ein durch Austreten des Meers oder eines Flusses entstandnes Gewässer in der Nachbarschaft eines steilen Jupiterbergs. Zweifellos können das nur die Watten am Fuße des Mont St. Michel sein. Die keltischen Götter hatten dem Jupiter weichen müssen; er seinerseits machte nach dem endgiltigen Siege des Christentums dem Christengotte Platz. Wie so häufig im Orient werden sich auch hier zunächst Christen, die das Unglück und die Ausschweifungen der Welt fliehn wollten, auf diese von der Welt losgelöste Felseninsel geflüchtet haben, um sich einem bedürfnislosen, beschaulichen Leben hingeben zu können. Leben aber mußten sie von den frutti di mare, den zahlreichen Muscheln der Sandbänke, die noch heute das wesentlichste Nahrungsmittel der armen Bevölkerung bilden, denn anbaufähiges Land gab es auf dem Felsen nur wenig. Andre Hilfsquellen bot den Mönchen erst die Erhebung der Stätte zum Wallfahrtsort im Anfang des achten Jahrhunderts. Wem anders aber konnte der Berg des Jupiter geweiht werden als dem heiligen Michael, der als Führer der himmlischen Heerscharen an so vielen Stellen in romanischen und germanischen Landen Rechtsnachfolger des Jupiter und des Thor geworden ist?

Schon lange bestand der Michaelskultus bei den Griechen. Er hat wahrscheinlich seinen Ursprung in einem heidnischen Lokaldienst aus der Umgegend von Kolossä und Laodicea, deren Bewohner schon der Apostel Paulus vor abergläubischem Dienst der Engel warnt. Aber vergeblich, denn gerade das Konzil von Laodicea 363 wendet sich scharf gegen den Engeldienst und nennt die Anrufung der Engel einen heimlichen Götzendienst, und der Bischof Theodoret um 450 erwähnt zahlreiche Kapellen des Erzengels Michael in jener Gegend. Ungefähr gleichzeitig erhoben sich am Ausgang des Bosporus Kirchen des Michael an sturmumbrauster Stätte. Bezeichnenderweise erscheint hier schon der Engel in doppelter Art, als Schirmherr in periculo maris und infolge der Bestrebung der Kirche, heidnische Gottheiten umzudeuten, als Nach-

Digitized by Google

folger eines heidnischen Gottes, dessen Tempel vorher dort gestanden hatte, wahrscheinlich des Asklepios. Denn gleichwie dieser seinen Gläubigen weissagend im Traum erschien, gab hier Michael den Hilfesuchenden ärztlichen Rat, während sie schliefen. Die später maßgebende Form erhielt der Michaelsdienst wieder in Kolossä, oder wie es damals genannt wurde Chonä. Der Erzengel war hier selbst als Feuersäule unter Donner und Blitz niedergefahren, um die Kapelle des Einsiedlers Archippus vor der Wut der Heiden und den andrängenden Wassermassen zu schützen. „Durch diese persönliche Offenbarung und sein persönliches Eingreifen in den Gang der Natur" wurde er damals zum wichtigsten Heiligen des griechischen Volks, der 6. September zur Erinnerung an das Wunder von Chonä ein Hauptfesttag der griechischen Kirche. In den byzantinischen Darstellungen des Weltgerichts hat Michael in der Regel seinen Platz in der Mitte des Bildes unter dem Weltenrichter, dessen Spruch er vollzieht. Erst später drängt ihn der heilige Georg zurück, dessen Kapellen jetzt neben denen der Panagia fast alle hochragenden Punkte im Ägeischen Meere krönen, und dessen Aufnahme in das russische Wappen zur Folge hatte, daß er auf den Kopeken noch heute seinen Drachenkampf fortsetzt.

Im Abendlande, das sich anfänglich gegen jeden Engelsdienst ablehnend verhalten hatte, ging der Michaelskultus vom griechischen Unteritalien aus. Der einsame ins Meer hinausragende Sporn des Monte Gargano war für die apulischen Hirten und Bauern als Wolkensammler, für die Seefahrer als Sturmkap von Bedeutung. Hier hatten gewiß schon die Heiden zum Donnergott gefleht, hierhin verlegte die Legende den Sitz des schirmenden Oberhaupts der himmlischen Scharen. Sie hat sich während der Kämpfe zwischen Griechen und Langobarden im Anfang des siebenten Jahrhunderts ausgebildet und in Anlehnung an die Legende von Chonä nach der Mitte des Jahrhunderts feste Gestalt gewonnen.

Dort, heißt es, ließ Michael durch den verirrten Leitstier einer Herde den Eingang zu einer bis dahin unbekannten Höhle finden und hüten. Die gegen den Stier gerichteten Pfeile prallten auf die Verfolger zurück. In Person bezeichnete er endlich dem Bischof von Siponto diese Grotte als seinen Wohnsitz auf Erden und weihte sie dazu durch den Abdruck seiner Fußspur. Die Bewohner des Bezirks aber, ebenso wie die langobardischen Beneventaner nahm er bald unter seinen besondern Schutz und half ihnen mit Donner und Blitz gegen die heidnischen griechischen Neapolitaner. So erhält Michael in dieser Legende einen neuen wichtigen Zug, den eines nationalen Vorkämpfers der Langobarden. Überhaupt tritt sein Kultus in Süditalien seltsamerweise zunächst in scharfen Gegensatz gegen die griechischen Nachbarn, von denen er doch erst stammte. Durch nationale oder politische Gegensätze wird er auch später in seiner Ausdehnung nicht behindert. Schnell aber wird der Erzengel als Volksbeschützer und Volksheiliger allen Langobarden, auch denen Norditaliens, vertraut. Heiligtümer erstehn ihm allerorten in Städten und besonders gern

Digitized by Google

auf waldigen Bergesgipfeln, wo man sich ihm näher glaubte. In Benevent, Monza und Pavia fanden die Krönungen mit Vorliebe in den Michaelskirchen statt. Sogar in dem griechisch gebliebnen Teil Unteritaliens wird von Gargano aus der Kultus neu belebt und auf dem mons aureus bei Sorrento (Monte Sant' Angelo) ein viel besuchtes Heiligtum geschaffen. Noch heute findet sich in ganz Italien unzähligemal der Name St. Angelo für Klöster, Kirchen, Landgüter, ja sogar Dörfer und Städte. Immer ist darunter St. Michael zu verstehn. Auch die altbeliebten Vornamen Michele und Angelo weisen auf die weite Verbreitung des Michaelsdienstes hin. Der gesamte Engelkultus erscheint durch den des Erzengels Michael absorbiert.

Schließlich konnte sich auch die römische Kirche dieser Strömung nicht entziehn, trotzdem daß sie mit den Langobarden in bitterster politischer Feindschaft lebte. Bonifazius III. oder IV. nahm den Michaelskultus in Rom selbst auf. Der Bau einer dem Erzengel geweihten Krypta in dem Kastell St. Angelo — der Engelsburg — ist als ein Konkurrenzunternehmen gegenüber dem berühmten Wallfahrtsort der Langobarden, dem Ausgangspunkt der ganzen lebhaften religiösen Bewegung, anzusehen. Das Michaelsfest am 8. Mai und besonders am 29. September wurde eingeführt oder allgemein anerkannt. Seitdem wuchs der Pilgereifer außerhalb Italiens, während in Italien selbst der Dienst des Engels seit dem elften Jahrhundert allmählich zurücktritt. Von allen Seiten strömten Wallfahrer aller Nationen nach Italien. Bernhard, ein Benediktinermönch des neunten Jahrhunderts, nennt außer den Stätten des heiligen Landes und Rom, der heiligen Stadt, in seinem Itinerar nur noch Michaelskirchen als Wanderziele der Pilger: den Gargano, den goldnen Berg und die Felseninsel St. Michel an der normännischen Küste.

Mont St. Michel wurde in bewußter Nachahmung des Monte Gargano zum Wallfahrtsort erhoben. Bischof Autpert von Avranches weihte ihn am 16. Oktober 709 unter der Regierung, vielleicht unter der Begünstigung des Königs Childebert III., der ihn bald besucht haben soll. Der heilige Michael war dem Bischof dreimal im Traum erschienen mit der Weisung, auf dem Berge nach dem Muster des Gargano ein Heiligtum zu gründen. Zum Zeugnis der Wahrheit hatte er dem Ungläubigen mit dem Finger ein Loch in den Schädel gedrückt. So die Legende. Autpert war klug genug zu erkennen, daß er durch geschickte Benutzung des Michaelskultus, der gerade damals vom Gargano aus seine größte Ausdehnung in Italien gewann, seiner Diözese Bedeutung und Glanz verleihen könne. Einige Mönche wurden nach dem Gargano geschickt und erhielten dort ein Stück von dem Grottenfelsen und einen Teil der roten Altardecke, die der Engel selbst aufgebreitet haben sollte. Der rote Lappen wurde später gern als ein Stück vom Purpurmantel des Erzengels angesehen. Erzählungen von der besondern Fürsorge des Erzengels und von wunderbaren Heilungen durch diese Reliquien wurden allerorts verbreitet und zogen schon 710 zahlreiche Pilger an. Von Anfang an erhielt dieses Heiligtum den Namen in periculo maris zum Unterschied von andern

Digitized by Google

Michaelskirchen. Der geheimnisvolle Zauber der Örtlichkeit, die gefahrvolle Lage inmitten der überraschend ansteigenden Fluten und die unsichern beweglichen Sandbänke verstärkten den wunderbaren Eindruck. Der Erzengel selbst staute am Michaelsfest die Wogen zurück, daß zwischen den Wassermauern die Pilger zum Heiligtum gelangen könnten.

Sie gehen mit trocknen Füßen
Wohl durch den Meeresgrund.

Mehrere Brände zerstörten die Kirche; geräumige Neubauten, auch zur Aufnahme der Pilger, machten sich nötig. Als der Mönch Bernhard den Wallfahrtsort im Jahre 870 besuchte, bot dieser gewiß einen stattlichen Anblick. Seine Geschicke interessierten damals sogar belgische Geschichtschreiber.

Unter den schwachen letzten Karolingern brachte es das ausgebildete Feudalsystem mit sich, daß fortdauernd Bürgerkrieg herrschte. Die verwüstenden Einfälle der Normannen vermehrten die Unsicherheit. Ein Punkt, der als natürliche Festung gelten konnte, mußte friedlichen Mönchen doppelt erwünscht sein. Aber auch die Normannen strebten nach seinem Besitz. In dem Vertrage von Saint Clair sur Epte 912 erzwang Herzog Rollo die Abtretung des Gebiets zwischen dem Flüßchen Epte und „dem Meer über den Mont St. Michel hinaus," wie ausdrücklich ausgemacht wurde. Zum Glück für das Kloster kam es dadurch unter die Herrschaft der mächtigsten Vasallen der Krone und des begabten normännischen Volksstamms, der dank der glücklichen Mischung der verschiednen Stämme bald die Führung in der ritterlichen Zivilisation übernahm. Einmal heimisch geworden bedeckten die Normannen in anderthalb Jahrhunderten das Land mit großartigen Schlössern und reichen Kirchen und bedachten die Geistlichkeit in richtiger Erkenntnis ihrer Bedeutung mit zahlreichen Schenkungen. Die Benennung der ersten Glocke des Berges „Rollon," die bestimmt war, mit mächtigem Klang die Vasallen von den nahen Ufern zusammenzurufen, zeugt von der dankbaren Gesinnung der Mönche gegen diesen ersten normännischen Herzog. Seine Nachfolger bewiesen dem Berge fortdauernd ihre Gunst. Epochemachend wurde das Jahr 966, wo Richard I. ohne Furcht das Kloster dem Benediktinerorden übergab und zugleich mit dem Bau der Abtei begann, deren Grundmauern sich bis heute erhalten haben. Häufig kamen die Herzöge dahin zu Festen und Besuchen, denn alle diese kriegerischen Herren waren darauf bedacht, sich die Hilfe des Herrn der himmlischen Heerscharen durch Privilegien und reiche Schenkungen an seinen Wohnsitz hier auf Erden zu sichern.

Von der Normandie aus fand im elften Jahrhundert der Michaelskult auch in England Eingang, als Eduard der Bekenner 1042 von dort aus den Thron bestieg. Angeblich nach einer Erscheinung des Erzengels wurde in völliger Anlehnung an das normännische Heiligtum und unter ganz ähnlichen Verhältnissen auf einem hohen Felsen der flachen Mounts Bai an der Küste von Cornwallis die Benediktinerabtei St. Michaels Mount begründet. Wilhelm

Digitized by Google

der Eroberer verband sie aber schon bald danach mit dem Mutterkloster, das ihm für seinen Eroberungszug sechs Schiffe gestellt hatte. Und dies blieb auch unter den folgenden englischen Königen normännischen Geschlechts das verehrte Hauptheiligtum. Seine Blüte beginnt unter der langen Verwaltung des Abts Robert von Thorigny oder Du Mont (1154 bis 1186). Vor allem herrscht rege Bauthätigkeit, ermöglicht durch reiches Einkommen. Glanzvoll verlief im Jahre 1158 der Besuch der Könige von Frankreich und England, Ludwigs VII. und Heinrichs III., sowie des Kardinals Roland unmittelbar vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl als Alexander III. (1159). Der Chronist berichtet erstaunt, daß die hohen Herren im Refektorium ihre Mahlzeit mit den Mönchen hielten.

Je mehr sich die Gegensätze zwischen den Herrschern beider Länder verschärften, desto mehr wuchs die politische und strategische Bedeutung des Platzes, der schon während der Kämpfe zwischen den Herzögen der Normandie und der Bretagne befestigt worden war. Endlich gelangte 1203 in den Kämpfen zwischen Philipp August II. und Johann ohne Land die Normandie und damit der Mont St. Michel an die französische Krone. Da bei der Einnahme durch die Bretonen die Abtei ein Raub der Flammen geworden war, begann sofort der Neubau und die Errichtung von Befestigungswerken unter dem Abt Jourdain um 1210. In deren Schutz und unter der dauernden Gunst der französischen Könige erfreute sich das Kloster einer mehr als hundertjährigen Friedens- und Glanzperiode. Die Bauthätigkeit fand einen gewissen Abschluß durch Vollendung der Merveille bis zum Kreuzgang in den Jahren 1215 bis 1228. Die Päpste bekundeten ihr Wohlwollen durch zahlreiche Indulgenzen und Bestätigungen, die Könige durch Besuche und Privilegien. Für die wirtschaftliche Entwicklung war die Gründung zweier jährlicher Messen wichtig (am Dienstag nach Ostern und am 8. September).

Daß aber zugleich die geistigen Interessen nicht vernachlässigt wurden, beweisen die schönen Manuskripte aus diesen Jahrhunderten, wissenschaftliche Ausarbeitungen und chronikalische Aufzeichnungen. Die Aufstellung von Statuten zwecks Entsendung von Mönchen zum Studium nach Paris (1337) läßt erkennen, daß man sich der modernsten Bildungsmittel der Zeit bediente.

Während dieser Zeit entwickelte sich in Frankreich der Kult des Erzengels mehr und mehr zum Nationalkult, je mehr sein Sitz an Ansehen wuchs. Bis Ludwig XIII. das Königreich unter den Schutz einer Höhern, der heiligen Jungfrau, stellte, galt St. Michael als Verteidiger Frankreichs. Zahlreich sind deshalb die Michaelskirchen und Michaelsberge, und zwar hauptsächlich im Norden Frankreichs. Hier erwachte in dem hundertjährigen Kampfe gegen England erst eigentlich das französische Nationalgefühl, denn nur die Liebe zu dem schönen Vaterland zitterte durch, wenn im Rolandslied die heimkehrenden Helden beim ersten Blick auf die fruchtbaren Gefilde des Adour gerührt die Heimat als „das süße Frankreich" begrüßten. Jetzt aber, als bei Crécy 1346 die Blüte der französischen Ritterschaft den Pfeilen der englischen Bogenschützen erlegen,

Digitized by Google

als König Johann zehn Jahre später bei Maupertuis gefangen und dann nach London geführt worden war, als die Engländer fast alle Küsten von Calais bis Bayonne besetzt hielten und in den schönsten Provinzen Frankreichs als Herren schalteten — erst da kam allmählich allen Söhnen der douce France das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit zum Bewußtsein. Instinktiv fühlte man, daß Frankreich untergehn oder sich der Umklammerung erwehren müsse. In der Bretagne begann der Widerstand. Das wellige, von tief einschneidenden Flüssen und Bächen durchfurchte Hügelland, wo nach alter Sitte die meisten Äcker mit Erdwällen oder Hecken umgeben sind, eignete sich gleich den Heiden und Wäldern der Nachbarprovinzen Maine und Anjou vortrefflich zum Parteigängerkrieg. Der Vorläufer der Jeanne Darc in dem Befreiungskampf der Franzosen, Bertrand du Guesclin, organisierte ihn. Durch Überrumpelung und Erstürmung einzelner Schlösser vertrieb er die Engländer fast völlig aus diesen Landschaften und ging dann, zum Kapitän von Pontorson und Mont St. Michel ernannt, in der Normandie gegen sie vor. Noch zeigt man unterhalb der Abtei das bescheidne Haus seiner Frau, Madame Tiphaigne Raguenel la douce fée.

In dem folgenden Kampfe wurde das Hauptheiligtum des heiligen Michael das Bollwerk der Normandie. Inzwischen hatte nämlich der König von Frankreich die Vasallen von dreizehn Lehen unter die Kapitänerie des Berges gestellt. Trotzdem gingen anfangs die Engländer bei ihrem erneuten Vordringen schonend vor, denn päpstliche Exkommunikation stand auf die Beschädigung des Heiligtums. Es wurde den Kämpfenden mehrfach die Achtung „für einen so heiligen Ort" eingeschärft, „daß er nicht die Beute der Flammen werden sollte." Bald ließen sie so zarte Rücksichten beiseite. Dreimal belagerten sie ihn. Um ihn zu bezwingen, verschanzten sie sich 1419 auf dem 2,5 Kilometer entfernten niedrigen Felsen Tombelaine, wo einst Philipp August ein Fort zum Schutze des Klosters hatte errichten lassen, und begannen eine regelrechte Blockade, Beschießung und Sturmangriffe. Der Berg aber verdiente sich den Namen des mons virgo, den ihm spätere Annalisten beilegen. Er konnte nicht genommen werden. Die hartnäckige Verteidigung unter Louis D'Estouteville in den Jahren 1424 bis 1427 und die Zurückweisung des stärksten Sturmangriffs durch seine hundertneunzehn Ritter, deren Namen zum Gedächtnis in Stein gegraben wurden, sind ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Klosterfestung. Aber erst 1449 zogen sich die Engländer aus der Umgebung des Berges zurück, den sie nur noch einmal, 1474, bedrohten.

Noch erinnern an diese glanzvolle Episode zwei gewaltige eiserne Bombarden von mehr als 3 Meter Länge, die die Engländer hatten zurücklassen müssen, die „Michelettes." Sie begrüßen den Ankömmling am Eingang der Stadt, geschützt durch ein Gitter, weil andenkenwütige englische Reisende Stücke von „ihren" Kanonen mit Eifer und Erfolg losgesplittert haben sollen.

Welchen begeisternden Eindruck aber die Verteidigung in ganz Frankreich machte, ergiebt sich am besten daraus, daß sich bald darauf Jeanne Darc für

Digitized by Google

ihre Mission auf eine dreifache Weisung des Erzengels Michael berief, „ihrem König zu Hilfe zu eilen."

Der Höhepunkt ist erreicht. Nach der Befreiung Frankreichs durch die Jungfrau hat der Berg seine aktive Rolle ausgespielt. Die Periode der ritterlichen Kämpfe geht zu Ende mit der Einrichtung des ersten stehenden Heeres durch Karl VII. Der politisch kluge Ludwig XI. leitet zur modernen Zeit über. Er stützt sich auf das Bürgertum gegen den Großadel und befestigt die neu gewonnene Einheit durch besonnene Verwaltungs- und Finanzmaßregeln. Wie wenn er seine ideale Mission erfüllt hätte, erscheint der Erzengel den Gläubigen um 1452 auf dem Kirchturm des Berges. Wollte er als Nationalheiliger Abschied nehmen?

Dafür erhob ihn Ludwig XI. zum höfischen Heiligen, indem er am 1. August 1469 den Orden des St. Michael für Verdienste um die Person des Königs stiftete. Die Devise immensi tremor Oceani am schwarzen Bande erinnerte an den Beinamen au péril de la mer. Glänzende Kapitelversammlungen wurden mehrfach in der Folgezeit abgehalten. Eine der glänzendsten veranstaltete Franz I. bei seinem Besuche des Bergs im Jahre 1516. Wohl unter dem Eindruck, den der kunstliebende Monarch dort empfangen hatte, erteilte er Raphael den Auftrag zu dem berühmten Bilde, das — 1518 gemalt — heute im Louvre eine Zierde des Saals der Meisterwerke, das salon Carré ist. Wohl wird hier der beschwingte Engel, der Satan zu Boden tritt und zum letzten Stoß mit der Lanze ausholt, als Gleichnis der siegreichen Kirche im Kampf mit der Ketzerei aufgefaßt, doch weist der duftigblaue Ton, auf den das ganze Gemälde bis zu den blau und goldig schimmernden Flügelfedern des Engels gestimmt ist, und die blaue, felsige, weit ins Meer hinausragende Halbinsel, die der Engel von Satans Herrschaft befreit, deutlich zugleich auf die lokale Beziehung zu seinem Hauptheiligtum am Meere hin, um das er nach einer alten Legende mit dem Teufel gekämpft haben soll. Noch öfter ist in spätern Bildern seine Gestalt als Symbol der die Häresie niederzwingenden Kirche verwandt worden. Seltsam berührt es in diesem Zusammenhang, daß Karl IX., der König der Pariser Bluthochzeit, der letzte französische König war, der im Jahre 1561 zwölfjährig den Berg besuchte. Selten suchten ihn später noch Prinzen als Sehenswürdigkeit auf.

(Fortsetzung folgt)



Digitized by Google

# Auf der Alm

(Fortsetzung)

Aber Hanna schlief doch nicht. Ärger über ihren Zornesausbruch und Angst vor den Folgen, dann wieder sich aufbäumender Trotz wechselten in ihrem Innern und quälten sie. Sie warf sich unruhig auf ihrem Bett hin und her; sie fühlte es, daß sie unartig gewesen sei, kindisch unartig. Aber es machte nur, daß sich ihr Trotz an diesem Gefühl immer neu aufrichtete. Wie hochmütig hatte er gesagt: Ich werde dir aus dem Wege gehn — mein Schatz!!! Sie machte in Gedanken drei Ausrufungszeichen hinter das Wort, dessen Ton sie gebissen hatte wie eine Natter.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe und saß aufrecht im Bett: ein leuchtender Gedanke war ihr aufgegangen. Sie kicherte in ihrer Freude. Das wäre famos! Warte, wir wollen sehen, wer zuerst aufsteht! Ganz vergnügt war sie über ihren Einfall. Sie huschelte sich in ihre Decke und schlief darüber ein, daß sie ihren Plan ausdachte.

Aber sie war auch früh, ganz früh wieder wach, wie sie es sich vorgenommen hatte. Das konnte sie, sie konnte immer zu der Stunde aufwachen, zu der sie wollte.

Hurtig wusch sie sich und zog sich an. Dann schrieb sie flüchtig einen Zettel, steckte ihn in ein Couvert, klebte es zu und adressierte es an Mama Müller. Die wird natürlich zuerst unten sein, dachte sie. Darauf schürzte sie ihr Kleid hoch, schnallte einen Riemen um, in den sie ihren Shawl hängte, nahm den Regenschirm als Stock, schlüpfte aus der Kammer und leise die Treppe hinunter. Sie trat in das Gastzimmer, legte den Brief auf den Tisch, nahm aus dem Körbchen, das noch auf dem Tische stand, ein paar Brötchen und steckte sie in die Tasche. Dann ging sie leise wieder hinaus.

Der Schlüssel steckte innen in der Hausthür. Gott sei Dank! Sie schloß auf, öffnete die Thür und eilte hinaus. Die Berge lohten im Frühlicht, als sie aus der Thür huschte. Im Thal lag noch die Dämmerung, und zarte weiße Nebel schlichen durch die dunkeln Tannenwälder an den Bergen in die Höhe. Die Häuser sahen aus, als schlummerten sie noch, nur daß hie und da schon ein leichter Rauch aus den Schloten aufstieg; alles war still, nur die Ache rauschte mit starkem Ton zu ihr herüber. Leichten Fußes eilte sie vorwärts. Ach wie wohlthuend war diese Frische, wie belebend wirkte sie auf die Sinne. Alle Schatten der Nacht wichen von ihr; sie hatte nur das eine Gefühl, frei zu sein wie ein Vogel, und sie freute sich unbändig auf das Traudei.

Bald war sie an den letzten Häusern vorbei, über die Tobelbrücke, und ging durch den taufrischen Wald. Über den Gräsern zwischen den moosbewachsenen grauen Steinblöcken lag der Tau wie ein weißer Schleier. Bald begann er aber zu funkeln und zu blitzen — die Sonne war hinter ihr über die Berge heraufgekommen, und es wurde lichter und lichter, und ringsum begann das Vogelgezwitscher. Als sie am

Digitized by Google

Dilettantenwinkel vorbeikam, regte sich schon Leben in dem Hause, und als sie dann die Straße am Berg hinauf ging, umflutete sie heller Sonnenschein. Das Steigen ermüdete sie gar nicht; ihre Glieder waren wie gestählt, und sie jubelte laut auf, als sie aus dem Walde heraustrat, und der See funkelnd im Licht vor ihr lag, das alte liebe Mühlsturzhorn mit seiner einzigen krummen Linie drüben im Morgenlicht leuchtend ragte, und der Hochkalter noch dunkel und ernst zur Linken zum Wasser herabstieg, das beide in seiner klaren Flut spiegelte. Einen Augenblick setzte sie sich auf die Bank am Ende des Sees und weidete sich an dem herrlichen Bilde. Dann eilte sie weiter. Als sie den See hinter sich hatte, überlegte sie einen Augenblick, ob sie in dem alten Gasthof auf eine Tasse Kaffee warten sollte, aber sie fühlte eigentlich noch kein Bedürfnis, holte ihr Brot aus der Tasche, knabberte es und schritt kräftig weiter durch das ebne Thal und seinen Tannenwald. Dann kam der Aufstieg zu dem Hirschbichl hinauf. Jetzt mußte sie doch langsamer gehn, die Wärme machte sich auch schon fühlbar. Und je weiter sie kam, desto mehr war das der Fall. Sie mußte sich endlich einmal hinsetzen an einer schattigen Stelle und ein wenig ausruhn. Und wie sie dasaß und den Kopf in die Hand stützte, mußte sie daran denken, was die unten wohl machten und zu ihrem Davonlaufen gesagt hätten. Ach, der Vater wußte ja, daß ihr nichts passieren könnte, und würde Mama Müller schon beruhigen. Und er? Ein wenig zuckte es um ihre Mundwinkel. Ach er war wohl längst über die Reichenhaller Straße nach Loser. Vielleicht schon lange, ehe die andern aufgestanden waren. Er hatte es wahrscheinlich ebenso gemacht wie sie. Und jetzt wanderte er drüben hinter den Bergen einsam die heiße Straße, geradeso wie sie hier. Und wie dachte er wohl an sie? Auch so zornig wie sie an ihn? Ach nein, sie war ja gar nicht mehr zornig; wie gut hätten sie jetzt zusammen hier hinaufsteigen können, fröhlich und guter Dinge, es wäre herrlich gewesen — wieder zuckte es bedenklich um ihren Mund. Wenn er nur nicht so gräßlich hochmütig und gewaltthätig wäre! Und ihre Miene zog sich schon wieder kraus. Plötzlich fuhr sie zusammen. Die Straße herab knirschte und knarrte ein Wagen. Sie trat tiefer in den Schatten zurück und wartete. Wie lange mochte sie hier in Gedanken gesessen haben? Sie hatte nicht acht darauf gegeben. Die Sonne war schon hoch heraufgestiegen, und die Straße glänzte weiß in ihrem blendenden Schein. Endlich kam der Wagen vorbei. Es waren Holzstämme, die auf zwei Paar Räder geladen waren. Der Fuhrmann, ein junger Bursch, ging pfeifend neben den Pferden her und schwenkte gleichgiltig die Peitsche in der Hand, sein Pfeifen manchmal mit einem Zuruf an die Pferde unterbrechend. Als er mit seiner Last vorüber und um die Wegbiegung verschwunden war, trat sie wieder vor und auf die Straße hinaus. Es ging auch wieder besser vorwärts als vorhin, trotz der Hitze, nur fing sie an, gewaltigen Appetit zu verspüren. Das Mühlsturzhorn hatte sich allmählich in seine groteske Kette aufgelöst, und die Felsen schimmerten silbern im Vormittagslicht auf sie herab. Endlich lagen die Hirschbichlhäuser vor ihr. Nun waren sie bald erreicht — sie war doch froh, als sie in das kühle Wirtshaus kam und sich hinter den Tisch setzen konnte. Ein Kaffee war bald gemacht und schmeckte zu hartem Weißbrot und weichen Eiern mit frischer Butter prächtig. Lange Rast brauchte sie nicht, als sie sich gestärkt hatte. Jetzt ging es hinauf zur Alm! Die Grenzjäger waren aus dem Zollhaus herausgetreten, als sie vorübereilte, grüßten galant und strichen sich die Schnurrbärte, während sie ihr nachschauten.

Es hatte sich ein kühlender Wind aufgemacht, der die Vormittagshitze weniger empfindlich machte, als sie den Wald hinter sich hatte und die Matten hinanstieg; der Schirm war aber doch angenehm. Was würde das Traudei für Augen machen! Der Gedanke gab ihr Flügel, und sie spürte es kaum, daß sie bergan

Digitized by Google

ging. Und dann schimmerten die Hütten zu ihr herüber. Sie eilte vorwärts, blieb, als sie näher herangekommen war, stehn, legte die Hand hinter den Kopf wie eine Eingeborne und fing jubelnd an zu jodeln. Einen Augenblick später trat eine Mädchengestalt aus der vordersten Sennhütte und jodelte zurück — ja, der Jodler war immer ihr Zeichen gewesen. Dann legte das Mädchen drüben die Hand über die Augen und sah wartend zu ihr herüber. Sie hielt aber ihren Schirm so, daß ihr Gesicht verborgen war, erst als sie ganz nahe herangekommen war, senkte sie ihn und sah strahlend zu dem Traudei in der Thür hinüber.

Ja mein Gott! schrie dieses und stürzte ihr entgegen. Jesfasmariajoseph! Die Hanna, die Hanna! Einen Augenblick darauf lagen sie sich in den Armen und sahen sich lachend in die Augen, die alle vier einen feuchten Schimmer bekamen.

Und dann ging ein gegenseitiges Fragen an, während sie zur Hütte wandelten und in die rauchgeschwärzte Küche und in die Stube und in den Stall schauten.

Und glei am ersten Tag den weiten Weg da herauf zu mir bist kommen, du liebs Herzerl! rief Traudei. Jetzt werd i dir glei einen Schmarrn richtn und Kaffee aa, denn einen Appetit wirst schon haben! Und sie scheuerte flugs die Pfanne mit einer Handvoll frischen Heus, und bald brozzelte das Schmalz darin auf dem Dreifuß über dem knisternden Holzfeuer, dessen blauer Qualm sich oben durch die Dachschindeln den Weg suchte. Wie gut der Holzrauch roch! Das in Milch gequirlte Mehl wurde in die Pfanne gegossen und mit dem Eisen geschrubbt; und als der Schmarren schön braun war, wurde er in eine Schüssel gethan, und die Pfanne wieder fein sauber mit Heu poliert, worauf die Milch darin gesotten und dann in einem Topf beiseite gestellt wurde. Dann wurde die Pfanne im Röhrtrog vor der Hütte wieder sauber geschwenkt, Wasser wurde darin gekocht, und das braune Kaffeepulver hineingeschüttet. Alsbald duftete die ganze Hütte nach dem guten Trank, und Hanna spürte es in der Magengegend, wie wohl ihr das Essen thun würde. Dabei stand keinem der beiden Mädchen der Mund still. Die Freude, die sie gehabt hätten, plauderte das Traudei, als die Verlobungsanzeige gekommen sei. Und wie denn der Herr Bräutigam ausschaue, gewiß sei er ein sehr feiner und schöner Herr, und ob sie ihn schon immer gekannt hätte, und wie es geschehn sei, und wann die Hochzeit wäre — und — und — und — sie merkte es im Eifer des Fragens gar nicht, daß die Antworten etwas gepreßt und verwirrt kamen. Als aber Hanna fragte: Und du, Traudei, was ist mit dem Joseph? da hob das Traudei die Augenbrauen hoch in die Höhe und hielt mit dem Rühren inne. O mein! rief sie, Hanna mit den großen dunkeln Augen anschauend: nix is — goar nix! Dann senkten sich die Augen auf die Pfanne.

Aber Traudei! rief Hanna. Ich habe doch gemeint, du würdest viel eher eine Braut sein als ich. Was ist denn geschehn?

Traudei schüttelte den Kopf und goß den Kaffee sorgsam von dem Satz ab in zwei Schüsselchen, die sie auf den Tisch trug. Sie putzte zwei Zinnlöffel sauber an ihrer Schürze ab, legte sie hinein und holte dann den Milchtopf und die Schmarrenschüssel. Nix is! Aus is! wiederholte sie, als Hanna ihr folgte. Besser, du fragst mi goar net! Und jetzt is das Essen firti, und jetzt wird gessen! Aus einem kleinen Wandschränkchen holte sie eine Schale mit Zucker. Dann setzten sie sich an den Tisch. Traudei, deren Gesicht einen strengen Ausdruck angenommen hatte, goß die Milch schweigend in die Kaffeeschüsseln, Zucker wurde dazugethan, und dann löffelten sie beide abwechselnd aus ihren Schüsselchen und aus der gemeinschaftlichen Schmarrenschüssel. Über Hanna war ein banges Gefühl gekommen. Aus is! klang es in ihrem Innern wieder. Sie wagte Traudei nicht anzusehen.

Digitized by Google

Wenn er — wenn er — — nicht wiederkäme! Ihr Herz ſchnürte ſich zuſammen. Sie ſchielte zum Traudei hinüber und ſah, daß ihm zwei dicke Thränen die Backen hinunterliefen, aber es aß dabei tapfer weiter mit dem zuckenden Munde. Hanna legte den Löffel hin, die Augen ſtrömten ihr über: Ich — ich kann nicht mehr! ſtieß ſie hervor, und das Traudei hatte ihr kaum ins Geſicht geſehen, als es ſich niederbeugte, den Kopf auf den Arm legte, während es den Löffel krampfhaft feſthielt und in lautes Schluchzen ausbrach.

Hanna war aufgeſtanden, um den Tiſch zu ihr geeilt und ſtand über ſie gebeugt, die Arme um die Schultern der Freundin, und weinte in ihre Haare, ebenſo herzbrechend wie ſie. Nach einer Weile richtete ſich Traudei auf, legte den Löffel hin, fuhr ſich mit der Hand über die Augen und ſtrich ſich die dunkeln Haare aus der Stirn, ſtand auf und ſagte, nach der Hand der Freundin greifend: Geh, laß uns hinausſitzen. Ich verzähl dirs, was geſchehn is.

Eine Weile ſaßen ſie ſtill Hand in Hand auf der Bank vor der Hütte, jede mit ihren eignen Gedanken beſchäftigt, bis ſie ſich beruhigt hatten. Dann begann Traudei zu erzählen. Es wäre arg geweſen. Der Mazl hätte es gut gewußt, wie es mit ihr und dem Joſeph geſtanden habe, und doch hätte er nicht nachgelaſſen, ihr nachzuſtellen und ſie zu bedrängen. Den Loder, hatte er geſagt — von ſeinem Bruder! Sie waren ja nur Halbbrüder, aber Brüder waren ſie doch! —, den wirſt doch net nehmen wollen? So einen Hallodri, einen Wildrer? So einen Lumpen? Wirds denn mit dem ein gutes Ende nehmen? Da ſchau mich an, einen königlichen Jäger, dems gewiß iſt, daß er Förſtner wird. Wer iſt denn am nächſten um den Kini, wann er kimmt? Dös bin i! Laß den Bauern laufen, du wirſt eine königliche Frau Förſtnerin! — Geh du und laß mi aus mit dem Gered, dem einfältigen; du wärſt ganz gewiß der Letzt, den i nehmet! hatte ſie ihm entrüſtet geſagt. Aber er hatte nur ſeinen Schnurrbart geſtrichen und höhniſch gelacht. Mein wirſt doch, das verſprech ich dir! — So war es zehnmal geweſen. Dem Joſeph hatte ſie nichts davon geſagt.

Die Brüder hatten ſich nie ſehr nahe geſtanden; der Vater war ein einfacher Waldarbeiter und zuerſt mit einem armen Mädchen verheiratet geweſen, das bald geſtorben war. Deren Sohn war der Mazl. Darauf hatte der Vater in einen Bauernhof geheiratet, und ſein zweiter Sohn, der Joſeph, hatte, als die Alten geſtorben waren, den Hof geerbt und war ein gutgeſtellter Mann — aber ein Leichtfuß. Er konnte das Wildern nicht laſſen. Es ſteckte ihm in den Knochen, und er hatte es von ſeinem Vater ſelig. Kaum war der kein königlicher Forſtarbeiter mehr geweſen, ſondern ein wohlbeſtellter Bauer, da hatte er auch ſeinen Stutzen gehabt. Welcher Ramsauer hatte denn keinen? Alle gehörten zum Schützenverein und ſchoſſen des Sonntags am Hinterſee nach der Scheibe. Und außerdem? Von ihm hatten die beiden Buben die Liebe zum Walde geerbt. Der Mazl war Jäger geworden, und während er in Traunſtein auf der Realſchule geweſen war und dann ein paar Jahre draußen den Dienſt gelernt hatte, hatte der Joſeph das edle Weidwerk vom Vater erlernt. Es war eine wilde Zeit damals in der Ramsau; Schmuggeln und Wildern war an der Tagesordnung, ein fortwährender Krieg zwiſchen den Bauern und den Grenz- und Forſtbeamten, und Mord und Totſchlag waren nichts ſeltnes. Der Mazl war dann als orts- und leutekundiger Forſtgehilfe in der Ramsau angeſtellt worden. Er war ein ſcharfer Kerl, der alle Schliche ſeiner Landsleute kannte, und deshalb ein nützlicher Beamter; er fürchtete ſich vor dem Teufel nicht und war bald ſelbſt gefürchtet und gehaßt wie der Teufel. Den Bruder beneidete er wegen ſeines ſchönen Beſitzes, und deſſen dreiſtes Wildern ergrimmte ihn bis in die Seele. Wenn er ihm Vorſtellungen machte, lachte ihn der Joſeph aus; er fühlte ſich vor dem Bruder ſicher:

Digitized by Google

der durfte doch nicht auf ihn schießen! Natürlich leugnete er das Pirschen ab, aber der Maxl hatte doch helle Augen und kam wirklich in heillose Konflikte, denn als königlicher Beamter mußte er seine Pflicht thun, auch dem Bruder gegenüber. Treibs net zu weit, Joseph, sagte er. Bei der heiligen Jungfrau, ich schon dich net, wenn ich dich erwisch! — Erst derwischn! sagte der Joseph und lachte. Bei wos willst mi denn derwischn? Aber im Wirtshaus flogen böse Schnadahüpfln, wenn der Maxl erschien, zumal wenn es ihm gelungen war, einen andern zu ertappen und nach München vors Gericht zu bringen:

Zwa Brieda, wanns oananda
Gern hobn, schön nimmt sis aus,
Oan Krah hackt da andan
Die Augn net aus!

Er raste vor Wut, und vollends in Verzweiflung kam er, als der Herr Oberförster höchst fatale Anspielungen machte. Was sollte er thun? Und zuletzt kam auch noch dazu, daß er den Bruder als Nebenbuhler, als glücklichen, bei dem Mädchen fand, auf das er sein Auge geworfen hatte. Nur aus dem Wege bringen, den Sakra! Ein halbes oder ein ganzes Jahr hinters Gitter nach München, wenn er ihn erwischte, da wollte er das Traudei schon gewinnen, und der Bruder würde geheilt sein.

Da war es eines Tags geschehn, daß der Joseph dazu kam, als der Jäger auf Traudei eingeredet hatte. Was hast hier zu schaffn bei dem Deandl? hatte der Joseph hochmütig gefragt und war zwischen sie getreten. — Was ich hier zu schaffen hab? hatte der Maxl gegengefragt. Dem Traudei hab ich gesagt, daß es ein ehrloser Lump ist, der auf Kosten seines Bruders wildern geht. Aber das sag ich dir, keine Rücksicht giebts net; erwisch ich dich beim Wildern noch einmal, wie letzt im Wimbachthal über dem Bock — sag kein Wort, ich hab dich wohl erkannt, und wärs ein andrer gewesen, hätts geschnallt. So wars gut, daß du davon bist und hast den Bock liegen lassen, wie ich dich angerufen hab —, erwisch ich dich nur einmal noch, so schieß ich dich herunter vom Stein wie ein Wild! — Und i sag dir, hatte der Joseph aufbrausend geschrieen, daß i oanan Kerl wie di net in mei Revier loß. Pirschst du no oanmal auf Deandln, die oanam andan ghörn, so schlag i dir die Knochen im Leib zsamm! Und woaßt, mein Maxerl, so schnell wie dein Flinten schlaßt mei Stutzen aa!

Ruah gebts, ihr nichtsnutzigen Buben! hatte das Traudei gerufen. Schamts enk net, zwoa Brieder, so daher zu redn?

Der Jäger hatte geschwiegen und mit einem drohenden Blick das Gewehr übergeworfen und war davongegangen. Aber als dann der Joseph seinen Arm um ihre Schulter hatte legen wollen, war das Traudei zurückgetreten und hatte gerufen: Joseph, und i sag dir, und i schwörs bei der heiligen Jungfrau, wann du das Jagern net laßt und net aufgiebst, dein Bruder in Versuchung zu fiern, so ists aus zwischen uns für alle Zeit.

Der Joseph hatte durch die Zähne gepfiffen. So, mein Deandl, hatte er gesagt, stehts so mit uns? Am End ist dirs doch lieba, daß du Frau Jagerin wirst. I will enk net im Weg sei, i gwiß net! Und er hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt und war mit langen Schritten den Hang hinauf gestiegen zu seinem Hof.

Das erzählte das Traudei der Hanna. Und jetzt ists gar, schluchzte sie, ihr Gesicht in die Schürze verbergend; den Jaga mog i net, und der Joseph will mi net. O, die Männerleut mit ihrem Hochmut!

Hannas Stirn hatte sich gerunzelt. Ja, so sind sie! sagte sie, den Kopf in den Nacken werfend. Nur an sich denken sie, und brutal sind sie, alle!

Digitized by Google

Aber Hanna, doch dein Bräutigam net, rief Traudei und ließ die Hände mit der Schürze sinken. Ihre verweinten Augen sahen Hanna gespannt ins Gesicht.

Gerade er auch, sagte Hanna mit zitternden Lippen — sie fühlte selbst, daß es etwas melodramatisch herauskam, aber sie fuhr fort. Gestern abend noch hat er —

Waas? Er is mit hier?

Ja, er war mit hier —

Und du bist alloan daheraufkommen? Hanna!

Aber Traudei! Wir haben uns ja gezankt! Und deshalb bin ich heute morgen fortgelaufen —

Hanna! Deinem Bräutigam?

— und — und — er war so böse, und er sagte, er wollte mir nicht im Wege sein — und — ach, Traudei — er wollte heute nach Loser — und er ist fort — und, Traudei, ich glaube, er — er — kommt nicht wieder! Hanna brach ganz zusammen, und nun weinte sie zum Gotterbarmen in ihre Hände.

Hanna! sagte Traudei streng und sah auf ihre zusammengesunkne Freundin nieder. Hanna, schamst di net?

Hanna hob verblüfft das Haupt und sah die Freundin zweifelnd an.

Aber Traudei —

Aber Hanna! —

Herrgott, was is denn dös? rief Traudei plötzlich und sprang auf.

Ein heftiger Windstoß war über die Halde dahergefahren. Auch Hanna war erschrocken aufgesprungen. Der Wind zerrte ihr an den Kleidern und in den Haaren, sodaß sie sie mit beiden Händen an den Kopf drücken und sich umwenden mußte. Man konnte sich kaum auf den Beinen halten, und es versetzte einem den Atem, so stark war das Wehen, das die Luft mit tiefem Brausen erfüllte. Der Sonnenschein starb mit einemmal dahin, ein bleifarbner Dunst spannte sich über den Himmel, und drüben über die Bergesrücken jenseits des Thals quollen weiße Nebelballen herab. Von der Halde droben kamen die Kühe wild herabgestürmt, brüllend, mit gehobnem Schwanz und die Köpfe schüttelnd, die Kälber mit steifen Sätzen nebenher, zuhinterst der Kuhbub, schreiend und den Stock schwingend, während er sich mit der andern Hand das grüne Hütlein auf den Kopf drückte. Die Fensterläden flogen krachend auf und zu — es war ein Höllenlärm.

Geh hinein, Hanna, und sperr die Läden zu, derweil i das Vieh in den Stall laß! schrie ihr Traudei zu. Ein Wetter giebts!

Sie war mit fliegenden Röcken um die Hausecke wie weggeweht. Hanna lief in die Stube, und es gelang ihr mit Mühe, die Läden zu schließen und festzuhaken. Darauf schloß sie die Fenster, trat dann wieder in die Thür und sah hinaus. Einen Augenblick war es still, aber jetzt brauste der Sturm von neuem über die Halde, und mit heftigen Stößen pfiff er durch das sich beugende Gras. Am Himmel türmten sich in haftigem Durcheinanderweben dunkle Wolkengebirge empor, und darunter flatterten weiße Wolkenfetzen wie Sturmvögel herauf, während von fernher ein drohendes Murren durch das Windesbrausen tönte. Hanna war es sehr unheimlich zu Mute. Sie raffte Hut und Schirm und Tuch zusammen und ging durch die Küche hinter in den Stall. Es war fast stockdunkel darin. Traudei, rief sie, als sie diese unterscheiden konnte, die damit beschäftigt war, die Kühe anzuketten. Traudei, ich muß machen, daß ich fortkomme, so schnell ich kann.

O Hanna, rief Traudei auf sie zukommend. Was fallt dir ein! Is ja gar kein Red net, daß d' jetzt furt kannst. — Machs firti! rief sie dem Kuhbuben über die Schulter zu. Dann zog sie Hanna durch die Küche nach der Hüttenthür. Siehst net, was für ein Wetter kommt? — In demselben Augenblick flammte es

Digitized by Google

auch hell auf in dem immer tiefer werdenden Schwarz vor ihren Augen, sodaß Hanna unwillkürlich zurückwich, und gleich darauf grollte der Donner, der mit wachsendem Gepolter über ihren Häuptern daherrollte. Alsbald setzte auch der Sturm mit neuer Furie ein, Blitz folgte auf Blitz, der Donner krachte immer rascher und immer heftiger, und es wurde immer nächtiger, während die beiden Mädchen mit klopfenden Herzen hinausschauten.

Da kannst net hinaus in d' Ramsau! sagte Traudei. Vielleicht, daß es net lang anhalt, und daß d' nachher noch furtkimmst, sonst wirst halt —

Um Gottes willen, ich kann doch die Nacht nicht hier bleiben! rief Hanna jammernd. Papa und Mama Müller ängstigen sich ja zu Tode, wenn ich nicht komme. Sie werden schon heute morgen schön entsetzt gewesen sein!

Ja, jetzt mußt scho wartn, erwiderte Traudei. Das könnet deine Leut sich do denkn, daß d' bei dem Wetter net furt kannst und heroben bleibn mußt.

Hanna mußte es sich sagen, obwohl sie der Verzweiflung nahe war, daß nichts übrig blieb, als auszuharren. Schweigend standen die beiden Mädchen in der Thür und lauschten in das Unwetter hinaus. Auf einmal war es aber, als würde alles von einem grauen Schleier ausgelöscht. Ein kalter Luftzug wehte auf sie zu, und im nächsten Augenblick peitschte strömender Regen herab, der wie in Wolken über die Halde flog und prasselnd auf die Dachschindeln schlug.

Jetzt siehsts, sagte Traudei, während sie Hanna zurückzog und die Thür schloß. Net über die Wiesen wärst aufikommen und hättst umkehrn müssn, patschnaß. Da herinnen ists do trocken. Aber kalt ists worden auf oanmal. Hu! Jetzt schaun wir, daß wir ein Feuerl kriegn. Da wirds glei gmietli.

Es war ganz finster im Raum. Hanna, die sich fröstelnd den Shawl um die Schultern gezogen hatte, sah das Zündhölzchen aufleuchten, mit dem Traudei einen Holzspan anzündete. Bei dessen Schein häufte sie Späne und Scheite auf den Herd — Hanna sah nur die geschäftigen Hände in der roten Beleuchtung — und hielt dann den brennenden Span hinein. In einem Augenblick züngelten die Flammen knisternd in die Höhe und glänzten auf Traudels Mieder und das herabgebeugte Gesicht, und bald prasselte ein lustiges Feuer und ergoß Licht und angenehme Wärme durch den Raum, während der Regen einförmig auf das Dach rauschte.

Magst an Kaffee? Naa? Ja dann vielleicht nachher. Woaßt, jetzt mußt scho a weng alloan sitzn, bis i die Küh molkn und tränkt hab.

Hanna setzte sich auf die Bank unter dem Fenster, öffnete dieses und stieß den Laden auf. Der Wind hatte nachgelassen; auch das Blitzen und das Donnern war nicht mehr so nahe, sondern verlor sich mehr und mehr in der Ferne; aber der Regen goß fortgesetzt in Strömen herab, wie ein Wolkenbruch, eintönig grau, spritzte auf dem Kies vor der Hütte auf und trommelte auf das Dach ohne Unterlaß. Ein eisig kalter Zug strömte zum Fenster herein — Hanna schloß es wieder und setzte sich auf die Bank zur Seite des Herdes. Sie stützte den Kopf in die Hand und sah zu, wie die Flammen die Scheite ergriffen, wie weißer Qualm an deren Enden hervorpustete, und sie dann hell und prasselnd zu brennen anfingen, während die darunter liegenden in Glut und weiße Asche zusammensanken. Immer tönte dabei das Rauschen des Regens fort, ohne Unterbrechung, nicht einmal lauter oder leiser, in ewig gleichmäßiger Heftigkeit.

Ob er wohl jetzt geborgen in Lofer saß? In einem behaglichen Wirtshaus und ruhig seine Cigarre zu einer Maß Bier rauchte? Ob er wohl an sie dachte und es bereute, daß er fortgegangen war? Wenn er es wüßte, wie sie jetzt einsam hier oben säße, was würde er wohl denken? Was würde sie wohl thun, wenn er plötzlich dort zur Thür hereinträte und zu ihr herübersähe?

Digitized by Google

Ihre Augen wurden wieder feucht. Aber dann sah sie ihn, wie er wohl ausgesehen hätte. Das verhaßte überlegne Lächeln um die spöttischen Augen: Siehst du, mein Hannichen, da sitzt du in der Patsche! Das hast du davon! — O Hanna, weißt du es denn noch nicht, wie viel Liebe und Güte dieses lustige Lächeln über deine ungezognen Launen beweist? Nein, du brauchst es dir nur vorzustellen und seinen herben Ton von gestern abend, der doch der Ausdruck ehrlichen Schmerzes war, daß du wieder aufspringst und erregt in dem engen Raum auf und ab gehst.

Da schiebt sich durch die halb geöffnete Stallthür eine schlanke Bubengestalt herein, setzt sich auf die Wandbank und sieht sie halb scheu und halb verschmitzt aus glänzenden braunen Augen an.

Grüß di Gott! sagt er.

Der Kuhbub, denkt Hanna; dann tritt sie aber rasch auf den Jungen zu und reicht ihm beide Hände. Was, du bists, Paul? ruft sie. Wie groß du geworden bist! Ich habe dich ja gar nicht erkannt. Bist du mit der Schwester auf der Alm? Das kannst du schon?

Freili wohl! Gut kann i 's.

Ja, du Haschert! sagt das Traubei, das auch wieder in die Küche kommt, du kannst alles gut! Also tapfer, schür das Feuer, daß i dir dein Suppen richt.

Läßt denn der Regen noch nicht nach? fragt Hanna.

O mein! ruft Paul lachend. Der macht furt. Der hört heut net auf und morgen net. Bereits völli Nacht ists draußen. — Er macht die Hüttenthür auf und winkt Hanna. Hörsts? fragt er sie, als sie herantritt.

Ein neuer Ton mischt sich in das Rauschen des Regens, ein eigentümliches Gurgeln und Poltern. Hanna sucht mit den Augen das düstre Grau vor ihr zu durchdringen, aber sie sieht nichts als den strömenden Regen, nur ein paar Schritte weit kann sie sehen. — Was ists? fragt sie.

Der Bach!

Der Bach?

Ja, gelt, heut morgen hast keinen Bach net gsehn, wie du kommen bist, und jetzt ists breit wie die Ache drunten und reißt Erdreich und Stein hinunter. Drüber kammst net, wenn d' au wolltst. I habs grad angschaugt, vor i herein kommen bin.

Hanna wirft einen verzweifelnden Blick zum Traubei hinüber, das ihren Bruder anfährt: Gelt, daß d' ja net trockn bleibst am Leib; geh her, laß di anschaun!

Mitm Schirm, mit deim großen! ruft Paul.

Ja, der hat viel gholfen! Net oanmal die Haar san trockn. Jetzt setzt di her ans Feuer und ißt dein Suppen. — Ja, meine Hanna, jetzt hilft goar nix — jetzt mußt eben die Nacht da bleibn. Du legst di in mein Bett, und i geh hinauf ins Heu. Und morgen in der Fruh schaun wir, wias draußn ausschaugt. Vielleicht, daß es doch aufhört zu rengnen über Nacht. Und jetzt koch i dem Vieh sein Trank, und dann richt i uns ein gutes Mus, und nachher setzen wir uns zsamm, bis es Schlafenszeit is, und du erzählst mir. Gelt, mein Hannerl?

Sie schob den Kesselbalken von der Wand über den Herd und hängte den Kessel an die Kette, goß Molken und Mehl hinein und legte frische Scheite auf die niedergehende Glut, in die sie kräftig hineinpustete. Plötzlich hielt sie inne und richtete sich auf. Mein Gott! rief sie. An die hab i goar nimmer denkt! Was wird mit denen geschehn sein?

Hanna sah sie fragend an.

Vier Herrn san heint morgen hinauf aufs Horn — i habs net zrückkommen sehn.



Digitized by Google

O mein! I habs naufsteign sehn, sagte Paul, während er seine Schüssel auskratzte. I glaub goar net, daß's hinaufkommen san. Die hättst sehn sollen, Hanna! I hab ihnen zugschaut, von fern. Dös warn Bergfexn, echte! Oller zehn Schritt sans stehn bliebn und habn gschnauft und sich die Stirn mitm Sacktuch abtrocknet. Und dann sans weiterkraxelt, und dann sans wieder stehn bliebn und habn den Abhang hinaufgschaut; und dann habns mit dem Fernrohr die Berge angschaut, und oana hat sich allweil buckt und hat zwischen den Beinen durchgschaut, und in oam fort habens mitoananda gschwatzt, und oana hat gschrien: Bier her, oder ich fall um! Und gejodelt habens — schaudahaft! I hab aufm Rücken gelegn, so hab i lachn missn. Die san net hinauf kommen, net halb!

Schlimm wärs, wenns 's Wetter derwischt hätt! sagte Traudei, während sie ihren Kessel rührte.

Gräßlich! sagte Hanna, die erst über Pauls Schilderung gelächelt hatte, sich aber jetzt vorstellte, was alles passieren konnte, wenn man so in Sturm und Nebel geriet.

Ihre Stimmung wurde immer gedrückter. Ein andermal hätte sie das Ganze vielleicht für ein lustiges Abenteuer genommen, aber heute lag es schwer wie ein Stein auf ihrem Herzen. Allmählich, allmählich hatte es in ihrem Innern angefangen zu bohren; der Gewissenswurm war aufgewacht und ließ nicht nach mit seiner stillen Arbeit. Hätte sie sich bewegen können, mit eiligem Fuß ins Thal hinabfliehn! Aber sie mußte stillhalten und ihren Gedanken folgen — zurück, zurück — die Fahrt am gestrigen Tage, und weiter zurück, viele Tage: hatte sie auch immer recht gethan? War es wirklich Karl gewesen, der an allem schuld gewesen war? Wäre es nicht anders gekommen, wenn — sie stöhnte.

Frierst? fragte Traudei. Geh, setz di do ans Feuer her. I nehm jetzt den Kessel runter und trag ihn naus. Paule, geh her, helf mir tragn. Glei bin i wieder da!

Hanna schüttelte den Kopf und blieb sitzen, wo sie war, als die Geschwister mit dem Kessel und einer Laterne, die Paul angezündet hatte, in den Stall verschwunden waren. Wie die Zeit schlich; es war noch nicht einmal wirklich Abend, so dunkel es auch draußen war. Sie preßte die Stirn gegen die kleinen Fensterscheiben, aber es war Nacht draußen; man sah nicht einmal mehr den Regen, man hörte ihn nur noch auf das Dach schlagen, und dumpf dröhnte das Brausen und Rumoren des Bachs herüber. Immer derselbe Ton. Sie schloß die Augen und lehnte sich an die Wand zurück. Wenn ihn die Sehnsucht ergriffen hätte, und wenn er trotz des Wetters weitergegangen wäre, über Weißbach zurück, und im Hirschbichl erfahren hätte — ach nein, daran war ja gar nicht zu denken, das war viel zu weit! Und bei solchem Wetter! Nein, er saß in Lofer, mit bitterm Herzen, und morgen, wenn es wieder schön war, ging er weiter, Gott weiß wohin. „Ich werde dir aus dem Wege gehn." O Gott, o Gott! Sie brach wieder in heftiges Schluchzen aus, und so fand sie Traudei, als sie in die Küche zurückkam.

Mein Gott, Hanna! Was is denn, geh, sei gscheit. Traudei setzte sich zu ihr auf die Bank und schlang den Arm um sie. Aber Hanna schluchzte nur weiter. Geh, Hannerl, was is denn, fuhr Traudei fort und stieß sie an; es kann doch goar nix passiern!

O Traudei, schluchzte Hanna, ich glaube, ich habe sehr, sehr unrecht gehandelt.

Waas? Gegen ihn? Ja, das hab i mir scho denkt. Aber mein Gott! So schlimm wirds net sein. Jetzt sei nur stat und gscheit. Morgen wird alles wieder besser ausschaun!

Sie wiegte Hanna sanft im Arm, und diese ließ es still geschehn, und eine

Digitized by Google

lange Weile saßen sie ohne zu sprechen umschlungen, und Hanna ließ ihren Kopf auf Traudeis Busen ruhn.

Er kommt doch wieder, sagte Hanna, sich aufrichtend; ich spüre es ganz sicher, Traudei!

Ja freili, meinte Traudei; ganz gwiß kommt er wieder. Und jetzt richt i uns ein Essen, und dann schlafen wir, brav fest, derweil es guats Wetter wird.

Sie stand auf und wollte zum Herde gehn, als sie aufhorchend stehn blieb und sich der Thür zuwandte.

(Fortsetzung folgt)

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein russischer Sozialist. Bei dem in Rußland allgemein herrschenden Elend und der zum Mitleid geneigten Weichheit der russischen Volksseele erscheint die starke Verbreitung sozialistischer, anarchistischer und nihilistischer Ideen und Bestrebungen unter den akademisch gebildeten Ständen des Landes so natürlich, daß es zu ihrer Erklärung der Einflüsse des Westens gar nicht bedarf. Mit einem dieser Reformatoren, der sich mehr durch geistige Bedeutung als durch politische Agitation ausgezeichnet hat, macht uns der Akademische Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim) in Berlin und Bern bekannt durch Herausgabe des Buches: Historische Briefe von Peter Lawrow. Aus dem Russischen übersetzt von S. Damidow. Mit einer Einleitung von Dr. Ch. Rappoport und zwei Porträts. Lawrow, 1823 geboren, 1900 zu Paris gestorben, war ursprünglich Artillerieoffizier und artilleristischer Schriftsteller. Später warf er sich auf Philosophie und Sozialwissenschaft, wurde 1866 verhaftet und nach seiner Freilassung an einen kleinen Ort im Innern Rußlands verbannt. Von hier aus veröffentlichte er 1868 bis 1869 in der Zeitschrift Die Woche seine historischen Briefe, die von der akademischen Jugend mit Begeisterung gelesen wurden. Im Februar 1870 floh er nach Paris, wo er im Kommuneaufstand dem Volke seine sachkundige Hilfe bei der militärischen Organisation anbot. Er reiste nach Brüssel und London, um Unterstützung für die Aufständischen zu werben, trat mit Marx und Engels in Verbindung, kehrte 1872 nach Paris zurück und lebte seitdem, als Mitglied der anthropologischen Gesellschaft, nur noch wissenschaftlichen Bestrebungen.

Im Gegensatz zu Marx, dem die geschichtlichen Ereignisse nur Produkte einer mechanischen Entwicklung und die Ideen nur Spiegelungen der durch die Entwicklung erzeugten Zustände sind, geht Lawrow, der einen „integralen" Sozialismus predigt, von der menschlichen Persönlichkeit aus und sieht in den sittlichen Idealen die Haupttriebfeder des Fortschritts. Er bekennt sich zu einem Naturalismus, der, wie es scheint, Atheismus ist, und sieht in den Naturwissenschaften die Grundlage aller wissenschaftlichen Erkenntnis, aber seine Weltanschauung bleibt trotz Kopernikus und Giordano Bruno anthropozentrisch, und er glaubt, daß die gesamte Wissenschaft auf diesen Standpunkt zurückkehren müsse und werde, denn für den Menschen habe nicht die Welt an sich Bedeutung, sondern nur das von ihm begriffne, bezwungne und seinen Zwecken angepaßte Stück Welt. Deshalb müsse die Naturwissenschaft durch die Geschichte ergänzt werden, die uns den Menschen kennen lehrt. Das Bewußtsein möge für das Universum eine Erscheinung von untergeordneter Bedeutung sein, für den Menschen sei es das wichtigste. Der Entwicklung komme

Digitized by Google

nur insofern Bedeutung zu, als sie Fortschritt sei; Ziel des Fortschritts aber sei die Entwicklung der Persönlichkeit in physischer, intellektueller und sittlicher Beziehung und die Verkörperung der Wahrheit und Gerechtigkeit in den gesellschaftlichen Formen. In einer gesunden Gesellschaft würde die Gerechtigkeit mit dem persönlichen Nutzen aller einzelnen zusammenfallen. Daß wir von diesem Zustande noch sehr weit entfernt seien, lehre jeder Blick auf unsre Umgebung. Denen, die behaupten, daß es jetzt schon gerecht sei, den eignen Vorteil zu verfolgen, ruft er zu: Entweder die Identität von Gerechtigkeit und Vorteil ist eine Redensart ohne Sinn, oder die gegenwärtige Gesellschaft ist krank, unvollkommen und der Verbesserung bedürftig. Mit der Verbesserung, mit dem Fortschritt gehe es nun ungemein langsam, weil aller Fortschritt von einzelnen Personen getragen werde, die zunächst das Geschäft der Erforschung der Natur und der Entwicklung der Ideen zu besorgen hätten, die Verbreitung der mühsam erworbnen Errungenschaften in der Masse aber um so schwieriger sei, da die Masse versklavt werden mußte, damit die Wenigen forschen konnten. Da nun die Herrschaft angenehm ist, wird sie gewöhnlich nicht zu dem angewandt, wofür sie der Idee nach das Mittel ist, sondern um ihrer selbst willen gesucht, aufrecht erhalten und dazu benutzt, die geistigen und die materiellen Güter zu monopolisieren, die zu verbreiten sie bestimmt war. Der Fortschritt kostet darum in Wirklichkeit weit mehr Opfer, als er kosten würde, wenn seine Träger gewissenhaft wären; in diesem Falle würde die Zahl der verlornen Leben und Leistungen bei weitem nicht so groß sein, wie sie ist. Da nun in jeder Generation diese Monopolisierung wiederkehrt, die Träger des Fortschritts sich in beati possidentes verwandeln, die den weitern Fortschritt hemmen, so beruht dessen Möglichkeit ausschließlich auf der Zahl und der Energie der kritischen Geister, die das Bestehende auflösen und den Fortschritt wieder in Fluß bringen; Stabilität irgend einer Gesellschaftsform bedeutet den Verzicht auf Fortschritt. Ist die Zahl der kritischen Geister so gering, daß sie keine Aussicht haben, gegen die Übermacht etwas auszurichten, so mögen sie sich auf die philosophische Betrachtung der Welt beschränken; wo immer sich aber die geringste Aussicht auf Erfolg öffnet, da sind sie verpflichtet, das bestehende Böse zu bekämpfen. Der Fortschritt wird auch noch durch den Umstand erschwert, daß es falsche Fortschrittsfreunde giebt, und daß von all den vielen Parteien eine jede große und schöne Worte auf ihre Fahne schreibt. Das komme von dem allgemein verbreiteten Hang zum „Idealisieren," von der Gewohnheit, jedes Laster in eine Tugend umzulügen und jeden selbstsüchtigen Zweck mit dem Schein eines allgemeinen Nutzens zu maskieren. Als wahres Ideal dürfe man nur die Befriedigung der wirklichen Bedürfnisse aller gelten lassen [aber diese wirklichen Bedürfnisse zu ermitteln, darin liegt eben bei der großen Dehnbarkeit des Begriffs „Bedürfnis" die fast unüberwindliche Schwierigkeit!]. Da die Verwirklichung der Gerechtigkeit ebenso wie die Bedürfnisbefriedigung nur in der organisierten Gesellschaft möglich ist, so nimmt der Fortschritt die Gestalt der politischen Entwicklung an. Diese ist nun gegenwärtig auf der Stufe des Rechtsstaats angelangt, worin die Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse durch scheinbar freie Verträge verschleiert werden. Diese Verträge sind sowohl im wirtschaftlichen wie im politischen Gebiete größtenteils unsittlich, weil sie in Wirklichkeit nicht frei eingegangen, sondern erzwungen werden, und weil gerade die wichtigsten nicht nur den schwächern Kontrahenten auf Lebenszeit, sondern auch noch seine Nachkommen binden. Das nächste Ziel des Fortschritts ist darum die Befreiung von diesem Zwang und von dieser Unwahrhaftigkeit, die Entstaatlichung der Gesellschaft. Anzustreben ist ein Zustand, wo alle Mitglieder einer Gemeinschaft wirklich freie Kontrahenten sind, das Gemeinwesen, so wie es ist, von jedem einzelnen Mitgliede gewollt wird. Das ist natürlich nur in kleinen Gemeinwesen möglich, weil nur in

Digitized by Google

solchen die Bildungsstufen, die Ansichten, die Bedürfnisse, die Lebenslagen aller übereinstimmen können. Für Kulturzwecke, deren Verwirklichung große Menschenmassen und Kapitalien erfordert, kann durch bundesstaatliche Vereinigungen gesorgt werden. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas ist diese Staatsreform angestrebt worden. Freilich sind dort die verbündeten Staaten viel zu groß ausgefallen, und bleibt auch sonst noch so manches zu wünschen übrig, aber schon die sehr entfernte Annäherung an das Ideal übt eine solche Anziehungskraft aus, daß diesem Lande Einwandrer aller Nationalitäten zuströmen und sich rasch amerikanisieren. Daß die höchsten Kulturleistungen gerade in den kleinsten Staaten vollbracht werden, und daß die Größe des Staats den Kulturfortschritt lähmt, beweist die Geschichte aller Zeiten. Entschuldigt kann das Streben nach Vergrößerung des Gebiets nur werden durch die von den Nachbarn drohende Gefahr. Daß alle Angehörigen einer Nationalität einen einzigen Staat bilden, ist durchaus nicht nötig; oft stehn die verschiednen gesellschaftlichen Schichten einer und derselben Nation einander innerlich ferner als die Standesgenossen verschiedner Völker. Eher ist das Nationalitätsprinzip zu rechtfertigen, wo sich ein Bruchteil einer Nation von der politischen Verbindung mit einer andern Nation zu befreien strebt, weil er von dieser Bedrückung erleidet. An sich haben die Vorgänge der politischen Geschichte nichts zu bedeuten; sie sind sozusagen meteorologische Vorgänge, die gleich den Orkanen, Erdbeben und Nordlichtern Geräusch machen oder schön oder furchtbar anzuschauen sind, aber am Zustande der Menschheit nichts ändern. Was der Denker in der Geschichte zu suchen hat, das sind die verschiednen Phasen des Fortschritts in dem angegebnen Sinne, und nur insofern diesen ein politisches Ereignis fördert oder hindert, kommt es für die Forschung in Betracht. Den pathetischen Schluß der Briefe mußte die Zeitschrift, in der sie veröffentlicht wurden, unterdrücken, und auch in der ersten Buchausgabe, die in Rußland erschien, mußte er wegbleiben. In einer zweiten 1891 veranstalteten Ausgabe hat er ihn aus dem Gedächtnis wieder hergestellt. Die letzten Sätze lauten: „Die Geschichte erheischt Opfer, und Opfer bringt dar, wer die große und harte Aufgabe übernimmt, ein Kämpfer für die eigne und für die fremde Entwicklung zu sein. Die Probleme der Entwicklung müssen gelöst werden. Eine bessere Zukunft muß erobert werden. An jede Persönlichkeit, die zum Bewußtsein des Entwicklungsbedürfnisses gelangt ist, tritt die furchtbare Frage heran: Willst du einer von denen sein, die zu allen Opfern und allen Leiden bereit sind, oder willst du abseits stehn, als passiver Zuschauer des schrecklichen Übels, in dem bohrenden Bewußtsein deines Renegatentums? Wähle!"

Lawrows Buch ist im ganzen ein Stück solider Gedankenarbeit, aus dem auch mancher deutsche Forscher Belehrung und Anregung schöpfen wird. Den Russen wird alle Gedankenarbeit ihrer opferfreudigen Heilande nichts nützen; diesen Sumpf in einen Fortschrittsstrom zu verwandeln, reicht die Kraft von ein paar tausend Grüblern nicht hin. Eine politische Macht ersten Ranges kann ja das Zarenreich noch hundert Jahre und länger bleiben. Seine ungeheure Größe schreckt die Feinde von Angriffen zurück, und trotz ununterbrochner Hungersnöte kann es ein paar Millionen Soldaten ins Feld schicken, solange ihm die närrischen Franzosen die Ausrüstung bezahlen. Aber eine auf gesunder wirtschaftlicher Grundlage ruhende Kulturmacht könnte es nur dann werden, wenn in jedem seiner Dörfer ein deutscher Dominialherr waltete, wenn in seinen Einöden deutsche Handwerker und Kaufleute Städte gründeten, und wenn seine teils korrupten, teils unfähigen Beamten durch deutsche ersetzt würden.

**Berufsgliederung und Wirtschaftspolitik.** Die viel erörterte Frage, auf welche Wirtschaftspolitik das deutsche Volk durch seine Berufsgliederung hin-

Digitized by Google

gewiesen wird, hat in Nummer 180 der Kreuzzeitung durch Professor Adolph von Wenckstern eine neue, recht sonderbare Beleuchtung erfahren. Er führt dort aus: Als Ergebnis der Berufszählung werde in allen Bearbeitungen festgestellt, daß heute ein größerer Teil des deutschen Volks in Bergbau, Industrie und Handel erwerbthätig sei als in der Landwirtschaft, Gärtnerei und Tierzucht. Diese Feststellung spiele eine große Rolle in der Argumentation der Industriestaatspolitiker und der Freihändler. Aber die konservative Partei(?) werde in ihren maßvollen Anforderungen an die Wirtschaftspolitik des Reichs außerordentlich unterstützt durch die in dem Bande 109 der Reichsstatistik aufgeführten Thatsachen, die leider bisher in der amtlichen, wissenschaftlichen und politischen Erörterung noch gar nicht genügend gewürdigt worden seien. Im Anschluß daran versucht dann Wenckstern eine solche „wissenschaftliche und politische" Würdigung dieser statistischen Daten, indem er — um die Bedeutung der Landwirtschaft in der gesamten Volkswirtschaft hervorzuheben — in allen kleinern Verwaltungsbezirken des Deutschen Reichs, d. h. also den preußischen Kreisen, den bayrischen Bezirksämtern usw. die Zahl der Erwerbthätigen aus Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht und Fischerei mit der Zahl der in Bergbau, Industrie, Handel und Verkehr erwerbthätigen Personen vergleicht. Nachdem er ferner den pommerschen Kreis Köslin mit seiner überwiegend landwirtschafttreibenden Bevölkerung noch näher betrachtet hat, findet er als Resultat, daß von den 1010 Verwaltungsbezirken, die in Band 109 der Statistik des Deutschen Reichs nachgewiesen werden, „648 ein ähnliches Verhältnis der Berufe aufweisen wie Köslin, während nur in 362 die Industrie- und Handelsbevölkerung überwiegt."

Diese Behauptung erfordert zunächst einige Richtigstellungen. Thatsächlich geht nämlich aus der amtlichen Statistik nur hervor, daß die Zahl der Erwerbthätigen der Land- und Forstwirtschaft usw. in 640 Bezirken größer, in 370 Bezirken kleiner ist als die Zahl der Erwerbthätigen in Bergbau, Industrie, Handel und Verkehr. Aber daß diese 640 Bezirke (bei den Zahlen 648 und 362 Wencksterns scheint ein kleiner Rechenfehler zu sein) alle ein ähnliches Verhältnis der Berufe aufweisen sollen wie der Kreis Köslin, ist eine recht gewagte Behauptung, denn mehr als 200 Bezirke unter ihnen zeigen für die Landwirtschaft ungünstigere, und teils viel ungünstigere Verhältnisse als Köslin, während diese andrerseits in den übrigen Bezirken günstiger liegen. Ferner ist der Ausdruck, daß in 370 Bezirken „die Industrie- und Handelsbevölkerung überwiege," unrichtig angewandt worden; vielleicht bewußt, vielleicht in dem unbewußten Gefühl, daß es für die ganze „Argumentation" richtiger gewesen wäre, statt der Zahlen der Erwerbthätigen, die Wenckstern benutzt hat, die der Berufsbevölkerung, d. h. der Erwerbthätigen mit ihren Dienstboten und der von ihnen ernährten berufslosen Angehörigen, bei dem Vergleiche zu verwenden. Würde das geschehn sein, so hätte man gefunden, daß die Landwirtschaftsbevölkerung nur in 597 Verwaltungsbezirken stärker und in 413 schwächer vertreten ist als die Industrie- und Handelsbevölkerung. Und auch diese Zahlen würden sich noch weiter zu Ungunsten der Wencksternschen Darlegungen ändern, wenn man die reine Landwirtschaft den andern gewerblichen Berufszweigen gegenüberstellen und nicht die Forstwirtschaft, die Kunst- und Handelsgärtnerei, die nicht landwirtschaftliche Tierzucht, sowie die See- und Binnenfischerei bei dem Vergleiche zur Landwirtschaft rechnen würde, was auch jetzt immer noch der Fall ist.

Aber von allen diesen Einwendungen könnte man füglich absehen; denn die ganze Methode des durch Wenckstern angewandten statistischen Vergleichs ist durchaus verkehrt. Die in Band 109 der Reichsstatistik aufgeführten kleinern Verwaltungsbezirke bilden ja doch nur eine teils territoriale, teils verwaltungstechnische

Digitized by Google

Einteilung, bei der die wirtschaftliche Bedeutung der einzelnen Kreise wenig zur Geltung kommt. Man darf infolgedessen die außerordentlich verschiednen Bezirke im Hinblick auf wirtschaftliche Fragen auf keinen Fall alle als gleiche Einheiten behandeln und bloße Summenzahlen solcher Bezirke so gegeneinander abwägen, wie es Wenckstern thut. Ein Bezirk fällt eben ganz anders ins Gewicht als der andre. Die Statistik ist aber eine Methode des Messens und erfordert vor allem, daß man möglichst mit gleichem Maße mißt. Das Unzulässliche des Wenckesternschen Verfahrens ergiebt sich ohne weiteres, wenn man sich z. B. vergegenwärtigt, daß in seiner Rechnung der Stadtkreis Berlin mit 765348 Erwerbthätigen und 1615517 Einwohnern ebensowenig oder nur ebensoviel bedeutet wie der Amtsgerichtsbezirk Burgk in Reuß ä. L. mit 1825 Erwerbthätigen und 4590 Einwohnern. Der Stadtkreis Donauwörth (3960 Einwohner!) spielt dieselbe Rolle wie der Stadtkreis München (391307 Einwohner!) und wie das an Einwohnern über vierhundertmal größere und in wirtschaftspolitischer Hinsicht wohl fast ebensovielmal bedeutsamere Berlin; die oldenburgische Stadtgemeinde Jever mit 2068 Erwerbthätigen steht in dieser Statistik ebenbürtig neben Hamburg mit 271369 Erwerbthätigen usw. Es ist natürlich, daß durch diese Art, statistische Zahlen zu verwenden, kein zutreffendes Bild der Wirtschaftslage entsteht, und daß das Resultat vielmehr ganz zufällig und von der Art und Begrenzung der Bezirkseinteilung abhängig ist. Würde man auf noch kleinere Territorialbezirke oder administrative Körper eingehn, als die Reichsstatistik es ermöglicht, so könnte man noch viel bessere Zahlen für die Wenckesternsche Argumentation herausrechnen; ja es wäre prinzipiell noch nicht einmal etwas andres, wenn man die erdrückende Zahl aller Landgemeinden mit überwiegender landwirtschaftlicher Bevölkerung der Zahl der industriellen Gemeindebezirke gegenüberstellen wollte, um die größere Bedeutung der Landwirtschaft zu beweisen. Die ganze Sache ist pro nihilo! Auch die weiter gemachte Darlegungen Wenckesterns, daß die Industrie- und Handelsbevölkerung in 19 Bezirken nur 10 bis 20 Prozent, in 26 Bezirken nur 20 bis 30 Prozent der landwirtschaftlichen Bevölkerung ausmache usw., ist für den Kern der Frage ebenso nichtssagend, als ob man alle Stadtbezirke des Reichs aufzählen wollte, in denen die Landwirtschaft doch fast immer ganz und gar zurücktritt. Solche Verwertung statistischer Daten kann doch wohl nur auf ganz naive Leser der Kreuzzeitung Eindruck machen.

Wenckstern findet weiter, daß etwa 60 Prozent der landwirtschaftlichen Bevölkerung von ihr direkt abhängige Industrie- und Handelsbevölkerung sei, und daß mithin „allein 13292692 Personen, als Erwerbthätige im Hauptberufe, an der Landwirtschaft des Reichs interessiert“ seien, indem er nach recht hübschen Kleinmalereien über den Kreis Köslin, der sein volkswirtschaftliches Ideal zu sein scheint, die dortigen Verhältnisse — mutatis mutandis — als „typisch“ verallgemeinert. Daß es sich dabei um eine wenig zuverlässige Schätzung handelt, braucht kaum gesagt zu werden; denn abgesehen von der sonderbaren Art der Schätzung ist der Begriff „abhängig“ hier gewiß nicht bestimmt begrenzbar. „Abhängig“ ist heute am Ende jeder Berufsthätige insofern, als seine Einzelwirtschaft nicht unabhängig, sondern in die gesamte Volkswirtschaft mit verflochten ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Industrie- und Handelsbevölkerung mit ihren Interessen sehr mit der landwirtschaftlichen Bevölkerung verknüpft ist, aber andrerseits hat auch diese ihre großen und wichtigen Interessen an der industriellen Bevölkerung. Es liegen hier eben gegenseitige Interessen vor, die Wenckstern freilich in einseitiger Form darstellt.

Auf jeden Fall werden alle solche Betrachtungen wenig an dem durch die Berufszählung von 1895 erbrachten Resultat ändern, daß jetzt im Deutschen Reich

Digitized by Google

nur noch 35,7 Prozent der Bevölkerung von der Landwirtschaft (einschließlich Forstwirtschaft und Fischerei usw.) direkt leben, aber 50,8 Prozent von Bergbau, Industrie, Handel und Verkehr. Auch durch die Thatsachen in Band 109 der Reichsstatistik wird die agrarische Politik bei richtiger Anwendung keine größere oder geringere „Unterstützung" erfahren als durch alle andern Daten der amtlichen Statistik. m.

Geflügelte Worte aus der Steinzeit. Vor einiger Zeit lief ein der Zeitschrift „Niedersachsen" entnommner kulturhistorischer Artikel durch die Feuilletons unsrer Zeitungen, und große wie kleine Blätter druckten ihn ab, ohne an seinen ungeheuerlichen Schlußfolgerungen Anstoß zu nehmen.

„Ich will dir zeigen, was eine Harke ist," lautet die Überschrift, und um diese Redensart zu erklären, steigt der Verfasser hinab in die Tiefen der Urgeschichte und ruft die Höhlen der Eiszeit, die Harkensteine Westfalens und die megalithischen Gräber in Portugal zu Zeugen auf. „Gleichviel, fährt er fort, ob man die keltischen Toteninseln, die Orkneys, oder die skandinavischen Mythen, oder etwa die tirolischen Dichtungen des Vintlers ins Auge faßt: das Gespenst, also der fortlebende Tote, heißt Ork — die Höhle, in der sich Italiens Tote versammeln, ist der Orkus. Am Rhein und der Mosel spukt die »Herka«, in der Mark Brandenburg »Fru Harke.« Die Redewendung: »Ick will di wisen, wat ne Hark is« bedeutet also(!): »Ich will dir zeigen, was ein Grab ist«, d. h. ich will dich totschlagen. Sie stammt also(!) fast unverändert aus der mittlern Zeit der neolithischen Periode und erweist unzweifelhaft, daß die Anfänge unsrer Sprache viel älter sind als die Bronzezeit — denn die Erbauer der Horken oder Harken kannten noch kein Metall. Wach geblieben ist in der Volkserinnerung nur das Drohende, das ganz unverständlich ist, wenn man an die leichte hölzerne Harke — den Rechen — denkt."

Für die Leser der Grenzboten ist eine ernsthafte Widerlegung dieser mehr als naiven Behauptungen überflüssig. Die „Redewendung, die fast unverändert aus der neolithischen Periode stammt," richtet sich selbst, und jeder Freund der Sprachforschung wird sie nach Verdienst würdigen. Ich will mich deshalb auch nicht weiter bei den „unzweifelhaften Erweisen" und treuherzigen „Alsos" aufhalten, sondern lieber ein altes Geschichtchen erzählen, das noch hier und da in mündlicher Überlieferung lebt. Es kann sich zwar nicht rühmen, aus der mittlern Zeit der neolithischen Periode zu stammen, aber es berichtet, wie eine Harke in selbsteigner Person einem, ders noch nicht wußte, gezeigt hat, was eine Harke ist.

Das war ein Seminarist, der einzige Sohn geringer Bauern, die ihn mit schwerer Arbeit auf der teuern Schule erhielten. Nun kam er, neuerworbner Weisheit voll, zum erstenmal in den Ferien wieder nach seinem weltentlegnen Dörfchen, hatte seinen Heimatdialekt vergessen und wußte vor Hochmut gar nicht, wie er sich zu den guten Eltern und der bäuerlichen Umgebung stellen sollte.

Eine Harke lehnte am Zaun, und mit vornehmer Herablassung fragte unser Seminarist: „Was ist doch dieses für ein Geräte?" Aber ach, indem trat er unversehens auf die Zinken des „Gerätes," der Stiel kippte nach vorn und versetzte ihm einen derben Schlag vor den Kopf. Wütend griff der landfremde Großstädter nach seiner Stirn und schrie: „I du gottverfluchtigte Harke!"

R. Bertram

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Der Kampf um den Zolltarif

## 2

Seit unser erster Artikel über den Kampf um den Zolltarif in die Druckerei ging, haben mehrere berufne Vereinigungen theoretisch und praktisch interessierter Männer darüber verhandelt; so die Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik, der deutsche Handelstag und die Delegiertenversammlung des Zentralverbands deutscher Industrieller. So wenig auch der Bundesrat dadurch sachlich neues erfahren haben wird, und so viel darüber auch schon in der Tagespresse geschrieben ist, so haben die Verhandlungen und Beschlüsse der genannten Körperschaften unsers Erachtens doch die taktische Notwendigkeit einer Revision des Entwurfs vom 26. Juli namentlich wegen der Festlegung von Minimalzollsätzen noch klarer gezeigt. Sollte sich der Bundesrat nicht zur Streichung dieses unglückseligen Restes des Doppeltarifgedankens entschließen, so würde er zu Verhandlungen im Reichstag provozieren, die an Verworrenheit, Unsachlichkeit, Aufregung und Verbitterung wahrscheinlich noch nie dagewesenes leisten würden. Nicht nur daß er dadurch die agrarischen Parteien autorisieren, ja geradezu zwingen würde, auf der Festsetzung der Zölle in einer in ihrem Sinne „ausreichenden“ Höhe, das heißt auf der Lösung einer unlösbaren Frage zu bestehn, nicht nur, daß er auf der andern Seite die Gefahr einer Obstruktion dadurch wesentlich verschärfen, ja eigentlich erst heraufbeschwören würde, er würde damit zugleich die Frage zur Diskussion stellen, ob nicht für den neuen Zolltarif überhaupt, also auch für die Industriezölle die Form des Doppeltarifs gewählt werden solle. Davor sollte er sich hüten. Die Geister des „Unsinns,“ die er damit riefe, wieder los zu werden, würde ihm schwer, eine rechtzeitige brauchbare Neuordnung unsrer handelspolitischen Beziehungen aber überhaupt unmöglich werden.

Besonders bezeichnend für diese Gefährlichkeit der Lage ist die Erklärung, die die Delegiertenversammlung des Zentralverbands deutscher Industrieller am 1. Oktober abgegeben hat. Sie lautet:



Digitized by Google

Die Delegiertenversammlung betont nach wie vor die Notwendigkeit des Abschlusses langfristiger Handelsverträge; dieselbe ist auch nach wie vor einverstanden mit einer Erhöhung der Getreidezölle und insbesondre damit, daß unter die im Absatz 2 des § 1 des Zolltarifgesetzentwurfs benannten Sätze nicht heruntergegangen werde; dieselbe ist endlich einverstanden damit, daß ein Minimalsatz für die im § 1 des Gesetzentwurfs benannten Getreidearten im Gesetze überhaupt nicht festgestellt werden dürfe und Absatz 2 des § 1 somit zu streichen sei. Sollte Absatz 2 des § 1 des Gesetzentwurfs durch die gesetzgebenden Körperschaften zur Annahme gelangen, so behält sich der Zentralverband vor, mit entsprechenden Anträgen an die Reichsregierung heranzutreten.

Damit man diese Erklärung versteht und ihre Hinterthür erkennt, muß man wissen, daß von den Verbandsmitgliedern eine starke Minderheit für die Doppeltariffreundschaft, die im Reichsamt des Innern und im wirtschaftlichen Ausschuß seiner Zeit dominierte, gewonnen wurde, und eine wahrscheinlich noch größere Minderheit, wenn nicht die Mehrheit, geneigt ist, der Landwirtschaft die Minimalzölle zu bewilligen unter der Bedingung, daß auch der Industrie Minimalzölle bewilligt werden. Der Schlußsatz schwächt die Erklärung in der That zu einem Protest dagegen ab, daß nur für die Landwirtschaft Minimalzölle festgelegt werden sollen, denn die „entsprechenden Anträge," die sich der Zentralverband vorbehält, können nach allem, was vorangegangen ist, nur so verstanden werden. Daß solche Anträge erst nach der endgiltigen Verabschiedung des Gesetzes durch Reichstag und Bundesrat gestellt werden sollten, hätte natürlich gar keinen Sinn. Will der Zentralverband Anträge stellen, so muß er sie schon einbringen, sobald der Bundesrat den Absatz 2 des § 1 hat stehn lassen. Die Agrarier haben sich wiederholt bereit erklärt, Minimalsätze auch für die Industrie zu bewilligen, und auf der andern Seite gedroht, wenn die Industriellen sie ihnen abschlügen, sowohl auf zollpolitischem wie auf sozialpolitischem Gebiet Vergeltung zu üben. Daß der Zentralverband es wagen könnte, beim Reichstag die Streichung des Absatzes zu beantragen, ist ganz ausgeschlossen. Trotz der kühnen Worte, die Herr Bueck darüber gesagt hat, wird er sich hüten, die Rache des mächtigen bisherigen Bundesgenossen herauszufordern. Streicht der Bundesrat die agrarischen Minimalzölle nicht, so kann der Zentralverband sein Versprechen nur so einlösen, daß er für den Doppeltarif überhaupt eintritt. Was bei der Parteilage im Reichstag dann von gesetzgeberischen Ergebnissen herauskommen soll, wissen die Götter. Jedenfalls aber würde ein nettes Gewirr von Unsinn, Unklarheit, Halbheit und Kuhhandel folgen, und der beschämende Beweis einer völlig ungenügenden und verkehrten Vorbereitung des gewaltigen Gesetzgebungsakts, vor dem wir stehn, geliefert werden.

In der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik sagte nach den Zeitungsberichten einer unsrer jüngsten Professoren der Nationalökonomie und einer der wenigen akademischen Anwälte des Doppeltarifs, Dr. Schuhmacher: ein einseitiger Minimaltarif nur für Getreide könne im Reichstage nicht auf Annahme rechnen, denn die Industrie werde ihm nicht zustimmen. Sie stehe

Digitized by Google

vor der Alternative, entweder auch für ihre Erzeugnisse Minimalsätze zu fordern oder auch für die Landwirtschaft die Minimalzölle zu verwerfen. Es müsse bedauert werden, daß der Tarifentwurf schon jetzt an die Öffentlichkeit gekommen sei, da er nicht als Ansicht der Regierung, sondern nur einzelner ihrer Organe angesehen werden dürfe. Ob Dr. Schuhmacher bei längerer Geheimhaltung eine Durchführung des Doppeltarifs auch für die Industrie für möglich gehalten hätte, darüber scheint er sich nicht ausgesprochen zu haben. Gewünscht hat er sie natürlich. Wir aber halten es für ein Glück, daß das vorzeitige Bekanntwerden des Entwurfs es möglich gemacht hat, daß der Festlegung des Bundesrats sowohl auf den Doppeltarif wie auf die Minimalgetreidezölle noch entgegengetreten werden kann. Wir sind auch überzeugt, daß es daran die Gegner des Doppeltarifs im Zentralverband deutscher Industrieller, wie der Geheimrat Jenke (Essen) nicht fehlen lassen werden, weil sie einsehen werden, in welches Dilemma sie geraten müßten, wenn der Bundesrat auch nur die Minimalzölle an den Reichstag gelangen ließe. Wenn Professor Schuhmacher den Verein für Sozialpolitik damit über den Mangel des vorliegenden Entwurfs, den er selbst rügt, hinwegzutrösten versucht hat, daß es überhaupt nicht von großer Bedeutung sei, ob die Entscheidung nach dieser oder jener Richtung ausfalle, d. h. ob ein allgemeiner oder beschränkter Doppeltarif aufgestellt, oder ob der Minimaltarif nur „in den Akten" gehalten und öffentlich nur ein Einheitstarif aufgestellt werde, so fordert er damit die Kritik an seinem und seiner Ansichtsgenossen Votum erst recht heraus. Wozu in aller Welt haben sich dann die Herren überhaupt erst für dieses „System" begeistert, die Agrarier in dem Verlangen danach festgemacht und die Industrie dafür zu gewinnen gesucht, statt mit uns, wie es natürlich ist, den neuen Verhandlungstarif und damit die Kampfmittel der Regierung für die Vertragsverhandlungen, der gesteigerten Schutzzöllnerei des Auslands entsprechend, zu erhöhn, worauf, wie Schuhmacher nun selbst zugeben muß, schließlich doch alles ankommt? Dieses ganze Zitieren des Doppeltarifgespenstes im ersten Akt der Tarifvorbereitung war eine doktrinäre Entgleisung. Wenn, was wir hoffen, auch der im Entwurf konservierte Rest des Gespenstes durch die bessernde Hand des Bundesrats getilgt sein wird, wird die Geschichte die Sache wohl nur dahin beurteilen, daß man in Deutschland wieder einmal am grünen Tisch ohne Grund und ohne Verständnis dem Ausland mehr Ehre angethan hat, als der eignen Einsicht und Erfahrung. Die ganze Doppeltarifidee ist eben nichts als eine verunglückte Nachahmung des Meliniſchen Experiments von 1892.

Am 7. Februar 1898 wußte der sehr kluge Graf Kanitz die Plenarversammlung des deutschen Landwirtschaftsrats trotz aller Bedenken zu einer Resolution zu bestimmen, die in der Hauptsache darauf hinauslief, daß für die Regelung der Handelsbeziehungen Deutschlands zum Ausland das „Prinzip der Tarifautonomie" zu empfehlen sei. Vor dem Abschluß neuer Handelsverträge müsse sorgsam geprüft werden, in welchem Maße die einheimischen Erwerbszweige des Zollschutzes gegenüber der ausländischen Konkurrenz be-

Digitized by Google

dürften. Die so ermittelten Sätze seien in einen „Minimaltarif" einzustellen, und jede vertragsmäßige „Herabsetzung oder Bindung — was wohl zu beachten ist — vorweg" auszuschließen. Sodann müsse ein „Generaltarif" aufgestellt werden, der für die wichtigsten Handelsartikel „erhöhte" Zollsätze enthalte. Auf der Grundlage dieses Generaltarifs könnten Vertragsverhandlungen mit andern Ländern eröffnet und Zollermäßigungen bis hinab zu den Sätzen des Minimaltarifs, unter Voraussetzung angemessener Gegenleistungen und Garantien, gewährt werden. Die bestehenden Meistbegünstigungsverträge müßten rechtzeitig gekündigt werden. Gegenüber den Ländern, mit denen keine neuen Verträge abgeschlossen würden, wäre der Generaltarif anzuwenden. Der außerdem noch von Graf Kanitz beantragte Satz, daß die neuen Verträge auf unbeschränkte Zeitdauer, unter Vorbehalt des Kündigungsrechts mit einjähriger Frist abgeschlossen werden sollten, wurde nicht angenommen, was schließlich der Antragsteller, da er den Ausschluß nicht nur jeder vertragsmäßigen Herabsetzung, sondern auch jeder Bindung durchgesetzt hatte, recht wohl verschmerzen konnte. Ausdrücklich fügte er hinzu: „Ich weiß recht wohl, daß allerlei Einwendungen gegen einen solchen modus procedendi erhoben werden können; aber wenn ich mir die Handelspolitik aller andern Länder vergegenwärtige, so meine ich, daß sich bis heute kein System so gut bewährt habe wie das französische. In Frankreich selbst ist man zufrieden und wünscht auch keine Änderung. Ich meine, daß man ein System, mit dem man praktisch die besten Erfahrungen gemacht hat, auch für uns als Vorbild unsrer zukünftigen Handelspolitik aufstellen könne."

Zum bessern Verständnis des Maßstabs, nach dem die Zollsätze des „autonomen," d. h. des Minimaltarifs oder die eigentlichen „Schutzzölle," fixiert werden sollten, bemerkte Graf Kanitz noch, daß sie nach der gegenwärtigen Lage des Weltmarkts bemessen und abgestuft werden sollten, und erläuterte das „Wesen des Schutzzolls" — was zur Erklärung der die Vorarbeiten beherrschenden Anschauungen gar nicht genug beachtet werden kann — in folgender Weise:

Die ungleichen Produktionsbedingungen zwischen In- und Ausland sollen durch den Zoll ausgeglichen werden; wenn irgend eine Ware bei uns im deutschen Vaterlande nur unter größern Kosten hergestellt werden kann als im Ausland, so soll dieser Kostenunterschied durch den Schutzzoll ausgeglichen werden. Daraus folgt aber, daß dieser Schutzzoll ein beweglicher sein, daß er sich dem jedesmaligen und wechselnden Schutzbedürfnis leicht anpassen muß. Gerade in der heutigen Zeit, in dem Zeitalter der Erfindungen, der Neuerungen müssen wir an der Beweglichkeit des Schutzzolls festhalten; ein Schutzzoll, der heute für ausreichend erachtet wird, ist es nach zehn Jahren vielleicht nicht mehr: neue Erfindungen, neue Maschinen, neue Verkehrswege — alle diese Dinge können die Produktionsbedingungen ändern und auf den Kopf stellen, sodaß ein auf eine lange Reihe von Jahren festgelegter Schutzzoll sich in der Praxis meistens nicht bewähren wird. Aus diesem Grunde ist das System der langdauernden Tarifverträge entschieden zu verwerfen. Und damit verwerfen wir zugleich das ganze bisherige System der deutschen Handelsverträge.

Digitized by Google

Schließlich bemerkte er noch: wenn er sage, daß wir einen autonomen Tarif mit entsprechenden Zollsätzen aufstellen müßten, so mache allerdings ein Artikel eine Ausnahme, das Getreide. Er halte es für sehr schwierig, einen Zollsatz auch nur für mehrere Jahre für einen Artikel festzulegen, der so großen Preisschwankungen unterworfen sei wie das Getreide. „Die Preise, die das Getreide auf dem deutschen Markte haben muß, um die Produktionskosten zu decken," sollten in andrer Weise festgestellt werden. Wie, halte er zur Zeit darzulegen nicht für seine Aufgabe.

Entsprechend den vom deutschen Landwirtschaftsrat angenommnen Anschauungen des Grafen Kanitz haben sich dann auch im Frühjahr 1900 die Vorstände der preußischen Landwirtschaftskammern grundsätzlich für eine Zolltarifgesetzgebung erklärt, bei der „wie in Frankreich" keine längere Bindung an bestimmte Zollsätze stattfindet, sondern dem Staate die vollste Zollautonomie gewahrt bleibt. Wenn aber die Industrie so großen Wert auf Bindung einzelner Zollsätze für längere Zeit zu legen scheine, könne diesem Verlangen nur unter der Voraussetzung zugestimmt werden, daß erstens — was ganz richtig aber hier unwichtig ist — zugleich keinesfalls ein Abschluß von Meistbegünstigungsverträgen von neuem erfolge, ohne daß auch die gegenkontrahierenden Staaten in entsprechendem Grade ihre Zollautonomie zu Gunsten Deutschlands aufgäben; daß aber auch zweitens der Abschluß von Handelsverträgen nur an der Hand eines Generaltarifs und eines bei allen Vertragskonzessionen unbedingt einzuhaltenden Minimaltarifs erfolge, und vor allem drittens, „daß in diesem Minimaltarif die Zollsätze für alle Erzeugnisse der Landwirtschaft so hoch bemessen werden, daß während der Vertragsdauer auch bei veränderter Lage des Geldmarkts und noch weiter verschärfter Konkurrenz des Auslands die Existenzbedingungen der deutschen Landwirtschaft nicht gefährdet werden." Wenn das einen Sinn hat, so kann es nur der sein, daß schon die Minimalzölle sehr hoch gegriffen werden sollten, sodaß auch bei den stärksten für die deutsche Landwirtschaft ungünstigen Schwankungen der Produktionskosten im Inlande wie im Auslande die Differenz den deutschen Landwirten annähernd durch den Zoll vergütet würde. Das ist der „ausreichende" Zollschutz, auf dem die Agrarier jetzt bestehn, und von dem sie behaupten, der Reichskanzler habe ihn „unbedingt" und „absolut" versprochen, mögen dadurch Handelsverträge, wie sie Industrie und Handel brauchen, unmöglich werden oder nicht.

Es ist hier auch noch daran zu erinnern, daß in der Plenarversammlung des deutschen Landwirtschaftsrats vom Februar 1898 die Frage nach der Möglichkeit, die Produktionskosten des Getreides festzustellen, sehr eingehend debattiert und dabei fast von allen Vertretern der Landwirtschaft sehr stark angezweifelt und vielfach entschieden bestritten worden ist. Nur weil vom Reichsamt des Innern und vom wirtschaftlichen Ausschuß die Ermittlung der Produktionskosten nun einmal schon in die Wege geleitet war, hielt man es für nicht rätlich, einen Beschluß zu fassen, der die Mitwirkung der landwirtschaftlichen Vereine dabei

Digitized by Google

ablehnte. Bemerkenswerterweise bat der den Verhandlungen beiwohnende Staatssekretär des Innern, Graf Posadowsky, die Versammlung dringend, diesen Weg der Beweisführung nicht zu verlassen, denn die Forderung höherer Schutzzölle könne eventuell nur damit begründet werden, daß unsre Produktionskosten derart gestiegen seien gegenüber den gezahlten Getreidepreisen, daß mit einer zu geringen Bilanz oder mit einer Unterbilanz produziert werde, und diesen Beweis könne man durch Vertiefung der Frage erbringen: Wie stellen sich ungefähr unsre eignen Produktionskosten in den verschiednen Gebieten Deutschlands und wie im Verhältnis zu unsern Konkurrenzländern? — In einem gewissen Sinne können sich die Agrarier auf diese Bitte des Staatssekretärs berufen, wenn sie den vorgeschlagnen Weg der Beweisführung sehr eifrig verfolgt, auf ihm zu erschreckend geringen Bilanzen und zu unerhört vielen Unterbilanzen zu kommen verstanden haben und nun die Deckung der herausgefundnen Differenz durch einen ausreichenden Zoll erwarten. Von Interesse ist es übrigens, daß auch die Industriellen zum großen Teil, wie Bueck in seiner Denkschrift über den Doppeltarif vom Juli 1900 mitteilt, die Angabe der notwendigen Minimalhöhe für ihre Zölle nicht machen zu können glauben und erklärt haben, daß die Regierung deshalb gar nicht in der Lage sei, nach den Angaben der Interessenten einen Minimaltarif zu konstruieren, der ohne Gefahr für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands im Sinne der Befürworter eines solchen Tarifs gesetzlich festgestellt werden könnte. Weder aus dem Kreise der praktischen Landwirte noch dem der praktischen Industriellen heraus ist ursprünglich dem grünen Tisch die Festlegung von Mindestzöllen suggeriert worden, im Gegenteil sind aus diesen Kreisen sehr verständige praktische Bedenken dagegen geltend gemacht worden. Sogar Graf Kanitz hat das wenigstens in Bezug auf die Getreidezölle gethan. Wenn er trotzdem das Melinische System des Doppeltarifs empfahl, so glaubte er im Interesse der deutschen Landwirte einen klugen politischen Schachzug zu thun. Er glaubte dadurch in Deutschland, wie es Meline in Frankreich gelungen war, das Bündnis zwischen den Agrar- und den Industrieschutzzöllnern auf dem Boden des damit proklamierten Prinzips der sogenannten „Solidarität der protektionistischen Interessen“ für immer und noch fester zu schmieden. Aber darin verfuhr er durchaus doktrinär, indem er vergaß, daß die Verhältnisse in Deutschland am Ende des letzten Jahrzehnts ganz anders lagen als in Frankreich zu Anfang, daß — von allen sonstigen Unterschieden abgesehen — es in Frankreich damals noch galt, vielleicht auch heute noch gilt, eine zurückgebliebne, angeblich zum Teil notleidende Industrie zugleich mit einer unzufriednen, dem technischen Fortschritt abholden Landwirtschaft für den extremen Protektionismus zu vereinigen, in Deutschland aber eine sich im kräftigsten Aufschwung fühlende, nach außen drängende Industrie mit einer Landwirtschaft, die trotz großer technischer Fortschritte vielfach in schwerem Notstand ist. Graf Kanitz war sich dabei klar bewußt, ebenso wie Meline einen ausgesprochnen Bruch mit der Handelsvertragspolitik überhaupt und den Übergang zur national-

Digitized by Google

wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit anzustreben. Er machte auch nie ein Hehl aus seiner ablehnenden Haltung gegenüber der von dem Kaiser und den verbündeten Regierungen für nötig gehaltnen Weltpolitik im Sinne der wirtschaftlichen Expansion. Er verfolgte Melines Ziele, und er glaubte deshalb auch seine Wege empfehlen zu können. Wenn er sich darin vergriffen hat, so ist das ihm, selbst von seinem Standpunkt aus, viel eher zu verzeihen, als wenn Staatsmänner und Nationalökonomen, die sich zu andern Zielen bekennen, glaubten Melinische Wege wandeln zu sollen.

Wie weit die zu der Vorbereitung des neuen Zolltarifs, oder wie man mit Recht sagen kann: zu der Vorbereitung neuer Handelsverträge berufnen Staatsmänner persönlich die Ziele des Grafen Kanitz und Melines für richtig halten, wissen wir nicht. Daß das Reichsamt des Innern sie nicht verfolgen durfte, ist selbstverständlich. Wie es trotzdem dazu kam, die Kanitzischen und Melinischen Wege auch nur eine Zeit lang zu empfehlen — wie man jetzt annehmen muß —, ist uns ein Rätsel. Wir haben der merkantilistischen Detailarbeit, Rechnerei und Fragerei, die bei den viel besprochnen „Vorarbeiten“ eine große Rolle spielte, von Anfang an skeptisch gegenüber gestanden und dafür manche Unliebenswürdigkeit geerntet. Wir haben immer gewünscht, uns zu irren, und wir freuen uns nicht, wenn wir uns nicht geirrt haben. Wohl aber freuen wir uns darüber, daß auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in München der bisher einflußreichste und für die volkswirtschaftliche Bildung unsers höhern Beamtentums verantwortlichste Berliner Professor der Nationalökonomie, Schmoller, endlich einmal mit einer für seine Art fast verblüffenden Deutlichkeit erklärt hat, die „Vorverhandlungen“ zum Zolltarif, soweit Nachrichten darüber in die Öffentlichkeit gedrungen wären, hätten ihn „mit großer Sorge erfüllt.“ Er habe die Empfindung gehabt, als ob die Regierung den Interessenten, den Großindustriellen wie den Großgrundbesitzern, zu sehr nachgegeben habe, vor allem aber, daß ein großer Teil der leitenden Beamten in eine blinde Verherrlichung des Schutzzollsystems hineingeraten sei. Eine Melinische Schutzzollpolitik wäre für uns ein namenloses Unglück. Der vorliegende Tarif sei ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Er wisse nichts über die Motive, er wisse auch nicht, wozu er gebraucht werden solle.

Daß Professor Schuhmacher nicht die Kanitzischen und Melinischen Ziele will, hat er im Verein für Sozialpolitik selbst gesagt. Die Handelspolitik müsse dafür Sorge tragen, meinte er, daß unser Handel weit über die Grenzen des Vaterlands Verbreitung finde. Das Mittel dazu sei der Handelsvertrag, und zwar der „langfristige Handelsvertrag.“ Und doch erklärt er sich für den Melinischen Weg, für den Doppeltarif? Er glaubt das so begründen zu können: Einen Maximal- und Minimaltarif habe zuerst Frankreich eingeführt, und eine Reihe andrer Staaten sei ihm darin gefolgt — was beides nur beschränkt wahr ist —; man setzte beim Doppeltarif an die Stelle der Tarifverträge zwei autonome Tarife, von denen der niedrigere allen den Staaten

Digitized by Google

gegenüber gelten solle, von denen genügende Konzessionen zu erreichen wären, der höhere dagegen bei dem Verkehr mit allen übrigen Ländern. Das sei die eine Art des Doppeltarifs. Hierbei seien Tarifverträge nicht denkbar. Die andre Art bestehe darin, daß bei dem Abschluß von Handelsverträgen der Kompetenz eine Grenze gezogen würde, unter die sie nicht herabgehn sollten. In diesem zweiten Sinne hätten die Vorstände der deutschen Landwirtschaftskammern einen bei allen Vertragskonzessionen unbedingt einzuhaltenden Minimaltarif verlangt. Es handelt sich hier — glaubt Schuhmacher uns sagen zu dürfen — um eine Frage rein taktischer Art, die nicht die Ziele betreffe, sondern die Wege, die zum Ziele führten. Es sei unbestritten, daß ein autonomer Doppeltarif „die parlamentarische Verhandlung über Handelsverträge" erleichtere. Ohne einen Doppeltarif sei die Lage für die Regierung und für den Reichstag mißlich. Der Reichstag könne in diesem Falle einen Handelsvertrag nur im ganzen annehmen oder ablehnen; die Ablehnung aber verwickle die Regierung in Komplikationen. Dem Reichstag würde er einen ihm bisher fehlenden Einfluß auf die Festsetzung der einzelnen Zollsätze einräumen, und die Regierung würde er erlösen von dem Damoklesschwert einer Vertragsablehnung. So würde durch den Doppeltarif die Stellung der Regierung der Volksvertretung gegenüber erleichtert und zugleich „der Mangel an Vertrauen" beseitigt. Der Mangel an Vertrauen sei der Hauptgrund, der die Interessenten zur Forderung eines Minimaltarifs veranlaßt habe. Landwirtschaft und Industrie wollten sich vor „unliebsamen Überraschungen" sichern. Während aber die Landwirtschaft die erwünschte Sicherung in dem Minimaltarife suche, glaube die Industrie — d. h. ihre dem Doppeltarif abgeneigte Mehrheit — sie in einer engen und dauernden Fühlung mit der Regierung vor und während der Verhandlungen zu finden.

Die Vertreter der Melinischen Taktik in Frankreich waren offner. Sie erklärten, durch den Doppeltarif die Parlamentsmehrheit zum unumschränkten Herrn der Zollpolitik machen zu wollen. Das wollen die Vorstände der Landwirtschaftskammern und die Agrarier bei uns auch. Das Mißtrauen gegen die Politik der Regierung, gegen die Politik des Kaisers, das die agrarische Agitation in den Herzen der landwirtschaftlichen Bevölkerung wachgerufen hat und wachzuhalten sucht, verleitet sogar die konservativen Parteien zu einem Appell an die Parlamentsherrschaft, den wir seit Jahr und Tag in den Grenzboten als unverträglich mit der monarchischen und konservativen Gesinnung des deutschen Landvolks bekämpft haben. Der Kaiser und die verbündeten Regierungen sollen sich von vornherein ihres wichtigen Rechts, das Wohl des Ganzen gegen die augenblickliche Parlamentsmehrheit zu wahren, entäußern. Sie sollen sich vor der Schlacht geschlagen erklären, um nicht in der Schlacht — bei der Abstimmung über die Handelsverträge — geschlagen werden zu können. Wir brauchen über den Sinn, den das hat, kein Wort mehr zu verlieren. Nur vom Standpunkt des agrarischen Parteiinteresses kann das überhaupt Sinn haben, vom Standpunkt der Gesamtheit und vor allem der Regierung niemals.

Digitized by Google

Wie wenig einig übrigens die akademischen Anwälte des Doppeltarifs über seinen Wert, auch über den taktischen, sind, sieht man, wenn man dem Schuhmacherschen Plaidoyer das gegenüberstellt, was Professer van der Borght in seinem Hand- und Lehrbuch: „Handel und Handelspolitik," nach dessen Erscheinen er ins Reichsamt des Innern berufen wurde, noch im Jahre 1900 gelehrt hat. Er schreibt auf Seite 453: „Es läßt sich nicht leugnen, daß das System des Maximal- und Minimaltarifs gewisse Vorteile für die Verhandlungen bietet, wenn es nicht zu einer starren Mindestgrenze der Konzessionen führt. Die Möglichkeit muß bestehn, in besondern Fällen unter die Grenze zu gehn; da hier aber ein ungewöhnliches Zugeständnis gemacht wird, so kann der betreffende Staat dafür auch besondre Gegenleistungen verlangen und durchsetzen. Vielleicht wird in dieser Form der Grundgedanke des Systems noch einmal eine größere Bedeutung gewinnen." Den wissenschaftlichen Wert solcher merkantilistischer Kniffe zu beurteilen, wollen wir der Zunft überlassen. Daß diese Auffassung vom Doppeltarif Herrn van der Borght selbst oder das Reichsamt des Innern zur praktischen Befürwortung der Festlegung von Minimalzollsätzen im neuen deutschen Zolltarif bestimmt haben könnte, ist natürlich ausgeschlossen. Man hätte ja sonst die Agrarier in unverantwortlicher Weise zum Narren gehabt. Sie haben doch von vornherein gerade einen Minimaltarif verlangt, der bei allen Vertragskonzessionen unbedingt eingehalten werden soll. Auch daß die hochschutzzöllnerischen Industriellen, die für den Doppeltarif sind, die Minimalzölle im Sinne des van der Borghtschen Lehrbuchs behandelt sehen wollen, scheint uns unmöglich. Auch sie würden eine solche Zweideutigkeit ihren agrarischen Bundesgenossen gegenüber gar nicht wagen. Eine bessere wissenschaftliche Begründung des Doppeltarifsystems, als die der Herren Schuhmacher und van der Borght, ist aber in der ganzen deutschen nationalökonomischen Litteratur nicht zu finden.

Natürlich beruft man sich bei der Empfehlung oder der Kritik des Doppeltarifsystems gern auf die Erfahrungen, die im Auslande damit gemacht worden sind, obwohl eigentlich daraus für oder wider seine Anwendbarkeit in Deutschland und anderswo — für alle Zeiten und alle möglichen Lagen — so gut wie nichts entnommen werden kann. Den Reigen hat nicht Frankreich, sondern Spanien eröffnet,*) und zwar in dem Zolltarif von 1877. Günstige Wirkungen sind gar keine festzustellen, wohl aber hat Spanien wiederholt, um sich vor Schaden zu bewahren, Handelsverträge abschließen müssen, in denen der Minimaltarif preisgegeben wurde. Der Melinische Doppeltarif ist in Frankreich am 11. Januar 1892 publiziert worden. Auch er ist notwendigen Handelsverträgen zuliebe durchbrochen worden, wie ja sattsam bekannt ist. Ob er, wie vielfach behauptet wird, den Außenhandel Frankreichs ungünstig beeinflußt hat, scheint uns eine müßige und kaum hinreichend beantwortbare Frage. Wäre es geschehn, so würde das zunächst gar nicht ohne weiteres als

*) Vergl. Grunzel, System der Handelspolitik. Leipzig, Duncker und Humblot, 1901.



Digitized by Google

zweckwidrig bezeichnet werden können, denn die Gesetzgeber von 1891 wollten ja auf die nationalwirtschaftliche Selbstgenügsamkeit hinwirken. Die Zahlen der Handelsstatistik über die Ein- und die Ausfuhr geben außerdem beim Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich schon der verschiednen Erhebungsmethode wegen kein zuverlässiges Bild. Zweifellos hat sich allerdings nicht nur der Gesamthandel, sondern auch die Ausfuhr Deutschlands seit 1891 sehr viel günstiger entwickelt als der Gesamthandel und die Ausfuhr Frankreichs, und von einer erkennbaren erziehenden Einwirkung des Systems Meline auf den in Stagnation geratnen französischen Gewerbfleiß und Unternehmungsgeist kann angesichts der Handelsstatistik und aller sonstigen Thatsachen gar keine Rede sein. Der strikte Beweis eines nachteiligen Einflusses kann aber statistisch nicht erbracht werden. Das post hoc, ergo propter hoc ist nun einmal kein Beweis. Aber dieses rein negative Ergebnis gab doch weder dem Professor Schuhmacher, noch irgend welchen Staatsmännern im Reichsamt des Innern das Recht, das Melinische Experiment und den Melinischen Weg der deutschen Handelspolitik zuzumuten, wenn sie nicht auch das Melinische Ziel wollten und sich offen dazu bekannten. In Rußland ist 1893 ein sogenannter Minimal- und Maximaltarif aufgestellt worden. Thatsächlich ist er zum Generaltarif geworden, dem ein für die Vertragsstaaten geltender niedrigerer Konventionaltarif gegenübersteht. Der sogenannte Maximaltarif hat die Stelle eines Kampftarifs für besondre Zwecke eingenommen. Das „System“ ist völlig in die Brüche gegangen. Nicht viel anders steht es mit der Anfang 1893 in Griechenland versuchten Einführung eines Maximal- und Minimaltarifs. Die Vertragspolitik hat auch hier das Doppeltarifsystem durchbrechen müssen. Der am 1. März 1900 in Brasilien aufgestellte Doppeltarif hat einen ausgesprochnen Kampfzweck gegen die Kaffeezölle der Vereinigten Staaten usw. Er ist hier nur der äußern Vollständigkeit wegen zu nennen. Dasselbe gilt für den 1897 in Norwegen erlassenen Maximal- und Minimaltarif. Natürlich kann von Erfahrungen, die man damit gemacht hat, noch nicht gesprochen werden. Überschaut man die unsers Wissens erschöpfende Übersicht über die Doppeltarife des Auslands, so muß einem vollends die Propaganda für dieses Erzeugnis ausländischer Staatsweisheit wie ein Buch mit sieben Siegeln vorkommen.

Ganz unklar ist es, wie sich die doppeltariffreundlichen Konzipienten des Entwurfs das Verhältnis der Maximal- und Minimalsätze zu einander vorstellen, was doch, auch wenn die Minimalsätze nur „in den Akten“ festgelegt werden sollen, wie Schuhmacher will oder verrät, von der größten Wichtigkeit ist. Nach der Auffassung der Agrarier sind die Minimalsätze durchaus die Hauptsache und entsprechen dem nach Lage des In- und Auslandsmarkts allgemein als Ausgleich für die deutsche Produktion beanspruchten Zollschutz. Die Maximalsätze sind Strafen für hartnäckige Gegner. Daß man auf diesem Wege überhaupt nicht zu Verträgen kommt, wenn man die Minimalzölle nicht sehr niedrig hält, vielmehr zum allgemeinen Zollkriegszustand, werden die Herren wohl selbst einsehen. Aber sie sagen ja auch gar nicht im Ernst, daß sie die Handelsvertragspolitik zu Gunsten des deutschen Außenhandels fortsetzen wollen

Digitized by Google

und den Zollkriegszustand nicht wollen. Das sagt dagegen, wie wir sehen, Professor Schuhmacher. Er hat denn auch in München vorgetragen, daß der Maximaltarif, den er mit dem Generaltarif identifiziert, nicht nur als Grundlage für die Vertragsverhandlungen, sondern auch für den Fall geeignet sein müsse, daß die Verhandlungen zu keinem befriedigenden Abschluß führen. Er dürfe darum weder so niedrige Sätze enthalten, daß er vom Ausland überhaupt nicht gefürchtet werde, noch so hohe Sätze, daß sie den Produktionsverhältnissen der betreffenden Erwerbszweige nicht entsprechen, also nur als Kampfzölle aufzufassen wären. Er müsse möglichst genau den konkreten Produktionsverhältnissen jedes einzelnen Produktionszweigs angepaßt sein mit dem Zweck, möglichst eine Ausgleichung zu schaffen für die Unterschiede, die in den Produktionsbedingungen des Inlands gegenüber den Konkurrenzländern bestehn.

Das ist gerade das, was die Agrarier von dem Minimaltarif verlangen. Schuhmacher fügt auch ausdrücklich dieser Darlegung der Bedeutung des Maximal- oder Generaltarifs die Bemerkung hinzu, daß ein Zoll von 6,50 Mark für Weizen und von 6 Mark für Roggen wohl zu rechtfertigen sei. Was will er dann nun aber als Minimalzollsatz „festgelegt" haben? Soll das durchweg weniger sein, als zum Ausgleich für die Unterschiede ausreicht, die in den Produktionsbedingungen des Inlands gegenüber den Konkurrenzländern bestehn? Stempelt er damit nicht grundsätzlich die ganze Handelsvertragspolitik zu einer Negation des „Schutzes der nationalen Arbeit," auf den er doch selbst offenbar eingeschworen ist? Muß er nicht konsequenterweise verlangen, daß auch im Minimaltarif, mag er „in den Akten" bleiben oder im § 1 des Tarifgesetzes festgelegt werden, 6,50 und 6 Mark statt 5,50 und 5 Mark als Weizen- und Roggenzoll angenommen wird? Das sind doch höchst bedenkliche Unklarheiten, und obwohl wir es nicht glauben, würde Schuhmacher es eigentlich niemand übel nehmen können, wenn ihm und seinen Ansichtsgenossen einmal gesagt würde: Ihr wollt wohl eigentlich ebensowenig wie Graf Kanitz und Meline die Fortsetzung der Handelsvertragspolitik, sondern glaubt den Schutz der nationalen Arbeit durch allgemeines Inkrafttreten des Generaltarifs am besten zu erreichen! Schmoller sagte in München, er würde den Generaltarif für Getreide für ein großes Unglück halten. Warum hat er nicht eher recht laut gesprochen, um dem „Unsinn," den zu machen seine Schüler vielleicht sich anschicken, durch eine klare wissenschaftliche Beleuchtung der Fragen, um die es sich handelt, vorzubeugen? Oder besser: warum hat das Reichsamt des Innern nicht, wie wir schon vor Jahr und Tag geraten haben, die anerkannten Autoritäten der deutschen nationalökonomischen Wissenschaft rechtzeitig in diesen Fragen zu Rate gezogen? Man hat das wohl unterlassen, weil ein großer Teil der leitenden Beamten, wie Schmoller mit Recht sagt, in eine blinde Verherrlichung des Schutzzollsystems hineingeraten war und darin von jenen Autoritäten nicht gestört sein wollte. Sie haben natürlich nach bestem Wissen gehandelt, aber von der Schuld, die unbequeme Lage mit herbeigeführt zu haben, in die jetzt die verbündeten Regierungen hineingeraten sind, wird sie die Geschichte niemals freisprechen.

Digitized by Google

Es war von vornherein klar, daß unsre Ausführungen in Heft 40 den hellen Zorn der Parteiblätter erregen würden, die seit der letzten Kanalkampagne in Preußen ihr ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet hatten, dem Volk den Glauben an die Unwahrheit beizubringen, die verbündeten Regierungen hätten sich durch früher gegebne Zusagen, und der Reichskanzler auch noch durch die Veröffentlichung des Entwurfs die Hände gebunden, und die Streichung des unglücklichen Absatzes im § 1 würde ein Wortbruch sein. Uns zu widerlegen haben sie auch nicht mit einem Wort unternommen, wohl aber wieder durch Schmähungen und Verdächtigungen die weiten Kreise, denen sie die Unwahrheit mit so viel Eifer eingeredet hatten, davon abzuhalten versucht, sich selbst zu überzeugen, was in den Grenzboten steht, d. h. was wahr ist. Besonders hat sich natürlich wieder die „Kreuzzeitung“ in der Irreführung ihrer Leser ausgezeichnet, und andre parteiagrarische Blätter haben ihr nachgesprochen. Wir erinnern sie an das, was in Heft 21 vom 23. Mai dieses Jahres über „parteipolitische Fälschungen“ gesagt ist. Warum antwortet sie darauf nicht? Wie steht sie zu dem intriganten Artikel der „Hamburger Nachrichten,“ auf den wir uns damals bezogen und auch in Heft 40 wieder ausdrücklich hingewiesen haben?

Solche Kampfesweise sind wir gewöhnt. Sie ist systematisch gegen die Grenzboten angewandt worden, seit sie den Kampf mit der gegen den neuen Kurs gerichteten Fronde und der mit ihr verbündeten agrarischen Demagogie aufgenommen haben. Wir werden uns aber nicht darin irre machen lassen, den Parteilügen und Parteiintriguen überall rücksichtslos entgegenzutreten, wo wir es als Pflicht erkennen; auch unbekümmert um den Augenblickserfolg. In der Politik kann die Wahrheit nicht immer auf leichten Sieg rechnen. Auch in diesem Falle nicht. Aber trotzdem muß sie gesagt werden, sollen nicht Kaiser und Reich zu Schaden kommen — und der endliche Sieg ist ihr doch sicher!

(Fortsetzung folgt)

# Überflüssiges Geld

(Schluß)

Die mit dem Gold verbundne, sich immer gleichbleibende und überall Geltung findende Zahlkraft rührt nur daher, daß sich — infolge der freien Prägung — das Gold jederzeit in Münzen eines der Goldwährungsländer verwandeln läßt. Nur nach Ländern, die offne Goldwährung haben, und in denen also die freie Prägung besteht, ist das Goldmetall zu Rimessen benutzbar; und ebenso ist es nur infolge dieser freien Prägung möglich, daß einem der Gold-

Digitized by Google

währungsländer seine Goldmünzen entzogen werden können. Kein Land, das für den Güteraustausch genügende Umlaufsmittel hat, würde einem andern Lande Gold abnehmen, wenn es nicht sicher wäre, dieses Gold jederzeit zu dessen festem Währungspreise verwerten oder weitergeben zu können. Es ist aber doch eine wenig verständige Maßregel der Goldwährungsländer, sich die Verpflichtung auferlegt zu haben, alles ihren Münzstätten eingelieferte Gold zu Landesmünzen auszuprägen, auch wenn das Land für die Bedürfnisse des Verkehrs schon mehr als genügend solcher Umlaufsmittel hat. Durch dieses Verfahren wird der Vorrat an Goldmünzen weit über das erforderliche, zweckmäßige Maß vergrößert, und die überflüssigen Goldmünzen liegen müßig in den Baukgewölben oder werden unnötigerweise und ohne einen wirklichen wirtschaftlichen Nutzen zu bringen, als Goldmetall hierhin und dorthin gesandt. Es ist völlig entbehrlich, Währungsgeld zu prägen, das auch im Ausland kursiert; von den Goldmünzen eines Landes braucht in andern Ländern nicht mehr zu sein, als solche Münzen dort durch und für Reisende umgewechselt zu werden pflegen. Im übrigen sind die Goldmünzen nur Umlaufsmittel in dem Lande, für das sie geprägt sind, hingegen für das Ausland lediglich eine Rechnungsmünze. Wenn es keine freie Prägung gäbe, könnte eine planlose und unfreiwillige Vermehrung der baren Umlaufsmittel eines Landes auf seine Kosten nicht vorkommen. Ebensowenig könnte einem Lande dann sein nur als Landesmünze verwendbares Goldgeld genommen werden, falls nicht etwa der Preis des Goldmetalls so hoch gestiegen wäre, daß es sich lohnte, die Münzen einzuschmelzen und in der Industrie zu verwenden. Dieser Metallwert und ebenso der Umlaufswert der Goldmünzen bliebe aber unverändert, wenn die Goldproduktion geregelt würde und nicht mehr erzeugte, als zweckmäßig ist. Dagegen ist es auf die Dauer nicht möglich, die erforderliche Wertbeständigkeit des Goldes durch die freie Prägung zu erzielen. Diese Einrichtung muß vielmehr eine steigende Überflutung mit Goldmetall bewirken und kann schließlich zu einem Zusammenbruch der Goldwährung führen.

Die Goldmünzen, die im Verkehr sind, haben sich als völlig ausreichend erwiesen; ein Mehrbedarf nach baren Münzen, durch den der Güteraustausch vermittelt werden müßte, zeigt sich nirgends. Die von den Banken zurückgehaltnen Goldreserven sind also auch als Umlaufsmittel durchaus entbehrlich. Im Gegenteil, wenn die nach Milliarden zählenden Goldbeträge, mit denen die Banken der verschiednen Länder unter einander Finanzoperationen vornehmen, in den allgemeinen Verkehr gelangten, würde sich alsbald zeigen, wie lästig und nachteilig eine so große Goldmenge ist. Im Erwerbsleben muß bekanntlich jeder darauf bedacht sein, bares Geld nicht länger als nötig in den Händen zu behalten, um keine Zinsen zu verlieren. Auch die Banken könnten nicht anders verfahren, sobald sie nicht mehr gesetzlich zu einer Goldreserve verpflichtet wären und durch ihren Goldvorrat nicht mehr die Notensteuer umgehn könnten. Die aus der Übermenge baren Geldes erwachsende Unzuträglichkeit, die sich bei einer Aufhebung der Goldreserven fühlbar machen würde, kann auch nicht gemildert werden, wenn man dann die Ausgabe von Bank-

Digitized by Google

noten einstellen oder einschränken wollte. Die Goldmünzen sind kein Ersatz, wie ihn der Verkehr an Stelle der Banknoten gebrauchen könnte. Zu größern Zahlungen oder zu einer Versendung des Geldes auf weitere Entfernungen sind papierne Zahlungsmittel nötig, da sich das Metallgeld dazu nicht eignet. Nach wiederholten, von den Banken in England und Frankreich vorgenommnen Ermittlungen kann man annehmen, daß durchschnittlich nur etwa 3 Prozent Metallgeld, dagegen 97 Prozent Anweisungen und dergleichen zu Zahlungen benutzt werden. Es bedarf nur der zunehmenden Gewöhnung, daß man dahin kommt, daß von den papiernen Geldsurrogaten ein noch größerer Prozentsatz und von Metallgeld noch weniger als bisher im Großverkehr umgesetzt wird.

Infolge der freien Prägung, wodurch auch das von Privaten den Münzstätten eingelieferte Gold gegen Erstattung der Prägekosten zu Münzen wird, erlangt sämtliches Gold den den Goldmünzen verliehnen Wert. Dennoch würde es den Minenbesitzern nicht gelingen, die immerfort neu gewonnenen großen Quantitäten Goldes in den Verkehr zu bringen, da dieser einer solchen Vermehrung der baren Umlaufsmittel nicht bedarf. Die Unterbringung wird nur dadurch ermöglicht, daß, den gesetzlichen Bestimmungen zufolge, die Zentralbanken in den Goldwährungsländern alles ihnen angebotne Gold aufnehmen müssen und Riesensummen Goldes zu reservieren genötigt sind. Der gegenwärtige Bestand an Goldmünzen (einschließlich Barren) in den Kulturländern beläuft sich auf ungefähr 20 Milliarden Mark. Die jährliche Goldproduktion, die vor zehn Jahren etwa 450 Millionen betrug, ist schon auf etwa 1200 Millionen gestiegen und wird, wenn keine Einschränkung stattfindet, noch weiter zunehmen. Da jährlich für etwa 300 Millionen Mark Gold als Material in der Industrie verwandt wird, sind es also mindestens 900 Millionen Mark, um die sich jedes Jahr der Bestand an Goldmünzen vergrößert. Natürlich wächst dadurch, daß die Münzstätten und die Banken das Gold in noch so großen Beträgen übernehmen, auch die Neigung, nach Gold zu graben; auch vergrößern sich die Produktion und der Produktionsgewinn mit der Vervollkommnung der Betriebseinrichtungen. Während sich bei jeder andern produktiven Leistung das Geld, das dafür gezahlt wird, nach dem Tauschwert der Produkte richtet, und der Geschäftsgewinn nur ein Prozentsatz dieses Tauschwerts sein kann, gewinnt der Goldgräber das Geld selbst. Die Geldsumme, die das geförderte Gold repräsentiert, ist, abzüglich der Produktionskosten, der Geschäftsgewinn der Produzenten. Die Minenbesitzer hätten nur Anspruch auf einen Preis, wie er sich analog der Wertbildung bei andern Waren ergiebt; und auch nur, soweit überhaupt ein Bedarf nach dem Goldmetall vorliegt. Was sie am Preise mehr erhalten, und was ihnen an Quantum abgenommen wird, ohne daß die Menschheit so viel Goldmetall braucht, ist eine unnütze Ausgabe und erschwert die Lebensfristung der Gesamtheit.

Das Gold bringt, soweit es als Geld verwandt wird, keinen Zuwachs an Konsumgütern und an Lebensannehmlichkeiten. Dagegen legt es den Menschen vermehrte Arbeitsleistungen auf, die nötig sind, um die Gegenwerte zu liefern, mit denen das Goldmetall den Minenbesitzern bezahlt werden muß. Freilich

Digitized by Google

werden auch viele andre überflüssige Gegenstände produziert, und wenn man sich z. B. mit Diamanten oder mit goldnen Ketten und Spangen schmückt, so ist das im Grunde genommen ebenso entbehrlich, als wenn weit mehr Gold als nötig zu Umlaufsmitteln angeschafft wird. Der wesentliche Unterschied besteht aber darin, daß die Schmucksachen nur von dem gekauft werden, der Geld dazu übrig hat, während das Gold zu Münzzwecken Ausgaben erfordert, die von der Gesamtheit getragen werden müssen, und die sich nicht rechtfertigen lassen, wenn von den Angehörigen einer wirtschaftlichen Gemeinschaft die Mehrzahl nicht in der Lage zu solchen unnötigen Ausgaben ist. Die Menschheit merkt allerdings kaum, daß sie das Goldmetall durch Hergabe sonstiger Güter oder durch Arbeitsleistungen erwerben muß. Wer Goldmünzen hat oder solche dafür erhält, daß er etwas geliefert oder geleistet hat, nimmt an, daß die Kaufkraft des Goldgeldes in dessen Metallgehalt liege und dessen Nennwert entspreche. Er glaubt, daß er in dem bezahlt erhaltnen gemünzten Golde den gleichen Wert habe, den für ihn das dafür hergegebne hatte. Er übersieht, daß der Wert der Goldmünzen nur zum Teil in dem zu ihrer Herstellung verwandten Metall besteht, daß der festgesetzte Währungspreis höher ist als der Preis, zu dem sich das Gold produzieren läßt. Er bedenkt nicht, daß eine Übermenge von Goldmetall, die weder zu industriellen Zwecken verwendbar noch zu Umlaufsmitteln nötig ist, keinen Gebrauchswert hat.

Es muß der Menschheit nur zum Bewußtsein kommen, daß man für seine Produkte und Leistungen ebensoviel erhält, wenn es auch beträchtlich weniger Umlaufsmittel giebt, oder wenn man das zu fordernde Geld gar nicht bar erhält, sondern wenn die Bezahlung statt dessen in der Form einer Verrechnung geschieht. Die Benutzung baren Geldes ist eigentlich nur dann am Platz, wenn man einen Kauf abschließt, bei dem es nicht nötig und gebräuchlich ist, daß auf beiden Seiten, von dem Geldzahler und dem Geldempfänger, eine Buchung darüber vorgenommen wird. Ja, sogar in solchen Fällen — z. B. bei Einkäufen für den Privatgebrauch — bezahlt der Käufer vielfach schon (namentlich in England und in den Vereinigten Staaten) anstatt mit barem Gelde mit einem Check auf seine Bank. Wenn ein Güteraustausch sowohl von seiten des Verkäufers wie des Käufers gewerbsmäßig geschieht, ist die Verwendung baren Geldes fast immer entbehrlich; die Einrichtung der Girobanken und die sonstigen Mittel, Geldforderungen zu begleichen, sind dazu weit besser geeignet. Wenn jemand, um eine Zahlung zu leisten, erst bares Geld von der Bank holen muß und es dann an jemand übermittelt, der das Geld ebenfalls wieder zur Bank bringt, so verursacht das nur unnötige Umstände, Kosten und Zinsverlust. Man konnte auf ein solches unzweckmäßiges Verfahren überhaupt nur dadurch verfallen, daß man annahm, die Wesenheit der papiernen Zahlungsmittel und der Buchforderungen bestünde darin, die Stelle des Metallgelds zu vertreten. Das ist aber ein Irrtum. Das Metallgeld ist nur eine der Formen, durch die ein Geldanspruch nachweisbar ist. Die Geldmünzen unterscheiden sich von den sonstigen Mitteln und Einrichtungen, einen Anspruch an den allgemeinen Güterbestand geltend zu machen, nur dadurch, daß sie infolge

Digitized by Google

ihres Metallgehalts zugleich der Maßstab für alle in Geld auszudrückenden Werte sind.

Bares Geld ist nicht in wesentlich größern Summen, als der Kleinverkehr dieses Tauschmittels bedarf, nötig. Mehr Gold zu produzieren, als gebraucht wird, ist darum durchaus unwirtschaftlich. Die Arbeitsleistungen, die zur Gewinnung überflüssiger Goldmengen verschwendet werden, würden sich nützlicher verwenden lassen, und der hohe Profit der Goldproduzenten ist eine unnötige Belastung der wirtschaftlichen Gesamtheiten. Als ein Teil des Volksvermögens können die Goldvorräte immer nur zu dem Preise in Ansatz gebracht werden, zu dem sich das Gold — ohne Rücksicht auf seinen Monopolpreis — aus dem Erdboden gewinnen und zu Münzen oder zu Gebrauchsgegenständen verarbeiten läßt.

Da es unbedingt nötig ist, den Wert des gemünzten Goldes, des vereinbarten Wertmaßes für alle Güter, unverändert zu erhalten, was nur möglich ist, wenn überall derselbe Preis für dieses Metall gilt, und sämtliches Gold zu diesem Preise Unterkunft findet, so muß die Menschheit ein großes Interesse daran haben, daß nicht mehr Gold produziert wird, als für die Zwecke, die es zu erfüllen hat, gebraucht wird. Jeder solvente Staat haftet, wie er sein ausgegebnes Papiergeld einlösen oder in Zahlungen annehmen muß, auch für das Metallgeld, das sein Gepräge trägt. Das Papiergeld, das keinen Materialwert hat, ist zu seinem vollen Betrage eine Schuld des Staates. Die durch das Prägen der Münzen eingegangne staatliche Verpflichtung erstreckt sich auf die Schadloshaltung der Besitzer der Münzen bei einer etwa eintretenden Wertverminderung des Goldmetalls. Während dann die Münzen im Verkehr nicht mehr zum Nennwert Geltung finden würden, ist der Staat, der sie geprägt hat, nach wie vor genötigt, sie zu ihrem vollen Nennwert in Zahlung anzunehmen. Durch die Einlösung seines Papiergelds erwächst dem Staat kein Verlust, da er bei dessen Ausgabe ein gleichwertiges Quantum Güter dafür erhalten hat. Für das Goldmetall, das der Staat ausmünzt, haben dagegen die Minenbesitzer den Gegenwert erhalten; wenn also eine Wertverminderung der Münzen eintritt, so ist das ein Verlust des Staats.

Die Produktionskosten des Goldes sind sehr verschieden; die Arbeiten und Ausgaben, lohnende Goldlager aufzufinden und aufzuschließen, haben oft keinen Erfolg; auch kommt in Betracht, wie viel der Vorbesitzer des goldhaltigen Bodens für diesen bezahlt erhielt. Zumeist erzielen die Goldgräber und Minenbesitzer jedoch einen unverhältnismäßig großen Gewinn, der durchschnittlich weit über den Nutzen andrer Produzenten hinausgeht. Ohne Zweifel giebt es für absehbare Zeit genügend Minen, die ein für den Bedarf der Kulturstaaten ausreichendes Quantum Gold — soweit dieses nicht schon da ist — zu einem weit niedrigern Preise, als bisher dafür bezahlt worden ist, produzieren können. Es wäre deshalb zu erwägen, ob es möglich wäre, den Währungspreis des Goldes demgemäß herabzusetzen. Das Goldmetall kann, wie alle andern Güter, nur zu dem Preise, wozu es sich beschaffen läßt, als ein erworbnes Gut der Menschheit gelten, und es sollte ihm dadurch, daß man es als Münz-

Digitized by Google

metall benutzt, möglichst auch kein höherer Preis beigelegt werden. Es giebt ein unrichtiges Bild des Vermögensstandes, wenn für die Goldmünzen, Goldbarren und Goldwaren zu hohe Preise gelten, und wenn somit der Tauschwert eines großen Teils der Besitztümer überschätzt wird.

Durch eine allgemeine Herabsetzung des Goldpreises würden die Preise aller sonstigen Güter nicht im mindesten beeinflußt werden; vorausgesetzt, daß man die bisherige Bezeichnung der Nennwerte der Münzen beibehält und nur ihren Metallgehalt, im Verhältnis zu dem niedrigern Anschaffungspreis des Goldes, vergrößert. Angenommen, es sei möglich, alles nötige Goldmetall zur Hälfte des bisher dafür gezahlten Preises zu produzieren, so würden dann zum Beispiel zu 1395 Stück Goldmünzen, deren Wert man mit je 20 Mark bezeichnet, nicht mehr wie sonst 10 Kilo, sondern 20 Kilo Feingold nötig sein. Man könnte auch, um die Goldstücke nicht unbequem zu vergrößern, Münzen im Nennwert von höchstens 10 Mark prägen, die dann das Goldgewicht der jetzigen Zwanzigmarkstücke erhalten müßten. Wer etwas im Wert von 20 Mark kaufen will, braucht alsdann ein Goldstück im doppelten Gewicht der frühern Zwanzigmarkstücke, oder aber zwei Zehnmarkstücke, von denen jedes soviel Gold enthält wie die seitherigen Zwanzigmarkstücke. Ein Nachteil könnte dem Käufer oder der Gesamtheit daraus nicht erwachsen, wenn die neuen, doppelt so viel Gold enthaltenden Münzen nicht mehr als die frühern kosteten, weil, den geringern Produktionskosten gemäß, die Goldproduzenten für das Metall nur noch die Hälfte des ihnen sonst bezahlten Preises erhalten würden.

Um den Goldgehalt der Münzen derart zu verdoppeln, wäre es auch gar nicht nötig, mehr neues Metall anzuschaffen; es ließen sich dazu die von den Banken angesammelten Goldreserven verwenden. Man würde dadurch zugleich erreichen, daß sich die Gesamtsumme der im Übermaß vorhandnen Goldmünzen dem Nennwert nach um etwa die Hälfte verringerte. Eine Vermögensverschiebung entstünde durch eine solche Umwandlung der Goldmünzen nicht, sofern die eingetretne Wertverminderung von allen Volksgenossen, nach Maßgabe des Vermögensbestands jedes Einzelnen, gleichmäßig getragen würde. Wenn die alten Goldmünzen eingeschmolzen und neue dafür ausgegeben würden, entstünden freilich Kosten dadurch, deren Aufwendung aber keineswegs unökonomisch sein würde. Denn sobald es erwiesen wäre, daß der Anschaffungswert des Goldes geringer geworden wäre, und daß der jetzige Wert — wenn man dafür die durchschnittlichen Gewinnungskosten und den gesamten Bedarf nach Goldmetall zu Grunde legte — nicht steigen, sondern nur noch weiter zurückgehn könne, wäre es gewiß ratsam, die Wertreduktion rechtzeitig und derart vorzunehmen, daß so weit wie möglich niemand dadurch geschädigt werde. Es empfiehlt sich nicht, damit zu warten, bis die zunehmende Übermenge des Goldes den künstlichen Bau des Währungswesens, auf dem die Unveränderlichkeit des Goldpreises beruht, ins Wanken bringt. Ein unbeabsichtigt und unvorhergesehen hereinbrechender Preissturz des Goldes würde — so lange die freie Prägung besteht, und die Münzstätten und Banken alles Goldmetall auf-



Digitized by Google

nehmen müssen — große Nachteile verursachen. Eine Änderung des Goldpreises, die nicht von allen beteiligten Staaten vorher beschlossen wird und nicht überall zugleich eintritt, kann sich nur in empfindlicher, die einzelnen Staaten und ihre Angehörigen ungleichmäßig belastender Weise vollziehn.

Wenn der Bestand von Goldmünzen und Barren in allen Ländern zusammen ungefähr 20 Milliarden Mark beträgt, und dieser Wert auf die Hälfte reduziert wird, so macht das zwar eine Einbuße von etwa 10 Milliarden, wenn es sich aber herausgestellt haben sollte, daß das Goldmetall nicht mehr als die Hälfte wert ist, weil es bei der Anschaffung den Produzenten um so viel zu hoch bezahlt wurde, oder weil sich die Produktionskosten inzwischen verbilligt haben, so würde der Verlust auch nur auf diesem zu hohen Einkaufspreise beruhn, nicht aber durch die nun verursachte Abschreibung des erkannten Minderwerts entstehn. Die Abschreibung eines thatsächlich nicht mehr vorhandnen Teils des bisherigen Werts des Goldes ist ebenso richtig, als wenn ein Kaufmann bei der Inventur für jede einzelne Ware nur den Preis ansetzt, zu dem sie jetzt zu kaufen ist, auch wenn er, als er sie anschaffte, mehr dafür bezahlen mußte.

Natürlich dürften nicht nur die zufälligen augenblicklichen Inhaber der Goldmünzen die Einbuße erleiden, die mit einer solchen Wertverringerung verbunden wäre. Der Geldverlust wäre in der Weise auf alle zu verteilen, daß innerhalb jedes Landes alle Besitzenden einen gleichmäßigen Prozentsatz von ihrem Vermögen an den Staat zu zahlen hätten. Alle Staaten müßten ihre alten Goldmünzen einziehn und dagegen neue von gleichem Nennwert aber von doppeltem Goldgehalt ausgeben. So viel, nachdem dies geschehn wäre die Gesamtsumme der Goldmünzen ihrem Nennwert nach in einem Lande weniger betrüge als vorher, um so viel hätte sich dann der Kapitalbesitz des Landes verringert. Irgend welche Unzuträglichkeit wäre mit einer solchen Umwandlung der Goldmünzen nicht verbunden. Vielleicht würden in der Übergangszeit — sobald schon ein größerer Teil der alten Münzen eingezogen, dagegen noch nicht so viel neue Münzen ausgegeben worden wären — mehr Papiergeld und Banknoten kursieren, was aber durchaus unbedenklich wäre. Der Kleinverkehr, auf den sich das nur bezieht, würde die kleine Ungewohnheit, anstatt der baren Umlaufsmittel für einige Zeit mehr Surrogate benutzen zu müssen, leicht ertragen, zumal da der Grund für diese vorübergehende Knappheit von Goldmünzen jedermann bekannt wäre. Die alten Münzen würden so lange zu ihrem vollen Nennwert Geltung haben, wie der Staat, der sie geprägt hat, sie einlöste; also so lange, bis die anberaumte Einlösungsfrist abgelaufen wäre. Es könnte auch ohne Nachteil ein Teil der alten Münzen eine Zeit lang mit den neuen zusammen im Verkehr bleiben; eine Gefährdung der neuen, doppelt so schweren Münzen wäre damit nicht verknüpft. Da alle Staaten, die Goldmünzen haben, mit der Umwandlung zugleich vorgehn müßten, würde, sobald dies beschlossen und ausgesprochen wäre, der Wert des Goldes auch überall nur noch die Hälfte betragen. Es würde dann z. B. die Deutsche Reichsbank, die jetzt das Goldmetall zu 1392 Mark für ein Pfund

Digitized by Google

sein anzukaufen gehalten ist, nur noch 696 Mark dafür zahlen. Somit brächte es keinen Vorteil, wenn jemand die neuen Münzen einschmelzen und als Goldmetall verwenden wollte.

Die gesamten Goldmünzen des Deutschen Reichs haben einen Nennwert von etwa 3600 Millionen Mark. Nachdem diese Münzen sämtlich umgewandelt wären, würde ihr Wert also nur auf etwa 1800 Millionen lauten. Wollte der Staat dann noch mehr Münzen ausprägen und könnte er dazu nunmehr das Goldmetall zum Preise von 696 Mark kaufen, so kosteten ihm diese weitern Münzen, trotzdem daß auch sie den doppelten Metallgehalt erhalten würden, nicht mehr als die frühern. Allerdings würde der Verlust, der durch die Herabsetzung des Goldpreises um die Hälfte entsteht, dann für den in Barren bestehenden Teil des Goldvorrats von dessen Besitzern getragen werden, die diese Goldbarren noch zum frühern Preise erstanden hätten. Das wäre aber eine Unbilligkeit, und es würde sich ohne Zweifel einrichten lassen, daß die Werteinbuße nicht ausschließlich die träfe, denen gerade zu der Zeit der Herabsetzung des Goldpreises die Goldbarren gehörten. Da das ungemünzte Gold, das sich in Banken oder sonst in Privathänden befindet, ohne Identitätsnachweis zwischen den verschiednen Ländern und Erdteilen hin und her gesandt wird, so läßt sich freilich nicht ohne weiteres sagen, welches Land für die Wertverminderung einzutreten hätte. Es würde vielmehr eine Vereinbarung zwischen den sämtlichen beteiligten Staaten nötig sein, und es müßte ein Modus gefunden werden, wonach (vielleicht pro rata der gemünzten Umlaufsmittel jedes Landes) das vorhandne Barrengold auf die verschiednen Länder zum bisherigen Goldpreise zu repartieren wäre. Es erlitte dann jedes Land auch für diese zugeteilt erhaltnen Barren die Werteinbuße und vermöchte den Verlust auf seine Bewohner dem Vermögensbesitz jedes Einzelnen gemäß — durch Erhebung einer Besitzsteuer — gerecht zu verteilen.

Wenn man in dieser Weise verführe, wäre damit die jetzige arge Unterwertigkeit des Goldbestandes beseitigt; der Geldwert, auf den man den Goldbesitz des Einzelnen und der Gesamtheit berechnet, ergäbe dann eine zutreffendere, richtigere Summe. Nachdem alsdann der Goldbesitz aller Länder auch nicht mehr wesentlich größer sein würde, als es der Bedarf nach baren Umlaufsmitteln und nach Goldmetall zur industriellen Verarbeitung erfordert, wäre der richtige Zeitpunkt gekommen, durch geeignete Maßnahmen zu bewirken, daß nicht aufs neue ein Übermaß an Goldmetall und Goldmünzen entstehn könnte. Zunächst müßte dann die freie Prägung abgeschafft werden. Wenn man durch sie herbeiführen wollte, daß nicht mehr Gold auf den Markt komme, als Aufnahme finden kann, und durch sie den Goldpreis unveränderlich erhalten wollte, schlug man doch einen ganz verkehrten Weg ein. Es ist auf diesem Wege nur erreicht worden, daß die Produktion des Goldes fortwährend größer geworden ist, und daß alle Länder gewaltige Goldsummen aufgespeichert haben, für die die Menschheit auch nicht annähernd Verwendung hat. Nicht dadurch, daß man den Goldgräbern alles Gold, das sie produzieren, zu dem hohen Münzmaterialpreise abnimmt, kann die Wertbeständigkeit des Goldes

Digitized by Google

auf die Dauer erzielt werden, sondern nur dadurch, daß man die Goldproduktion einschränkt, daß nicht mehr produziert wird, als gebraucht werden kann. Selbstverständlich müßte, auch nachdem die freie Prägung aufgehoben sein würde, der Goldpreis ebensowohl stabil gehalten werden. Andernfalls würden die Münzen, sobald ihr Goldgehalt zu einem höhern Preise verwertet werden könnte, in den Schmelztiegel wandern. Oder sie würden nicht das Wertmaß für alle sonstigen Güter darstellen können, wenn der Preis, zu dem ihr Goldgehalt zu kaufen wäre, geringer als ihr Nennwert wäre.

Sobald zufolge der gedachten Vergrößerung des Goldgehalts der Münzen für alles Goldmetall entsprechend weniger bezahlt werden würde, erführe schon dadurch die Produktion des Goldes eine wesentliche Verminderung. Es könnten dann nur noch solche Minen den Goldabbau betreiben, deren Produktionskosten niedrig genug wären, auch bei dem herabgesetzten Goldpreise noch einen Betriebsgewinn zu gewähren. Aber die Fortschritte der Technik würden voraussichtlich doch bald wieder dahin führen, daß viel mehr Gold, als verwendbar wäre, produziert wird. Und da nicht anzunehmen ist, daß die Gesamtheit der Minenbesitzer geneigt sein würde, aus freien Stücken die Produktion gebührend einzuschränken, so würden dazu gesetzliche Mittel und Wege nötig sein. Alle Regierungen müßten sich entschließen, unter völliger Einstellung der freien Prägung nur noch soviel Gold auszumünzen, wie das Land mehr Umlaufsmittel brauchte, als schon vorhanden wären. Nur in dieser Höhe und unter Hinzurechnung des Bedarfs für industrielle Zwecke dürfte die Goldproduktion fernerhin geschehen. Damit die Goldgräber diese ihnen gezognen Grenzen innehielten, müßte der Handel mit ungemünztem und unverarbeitetem Gold verstaatlicht werden; alles geförderte Gold würde an die Regierung des Produktionslandes abzuliefern sein. Die Produzenten dürften dafür nur einen angemessenen, im Verhältnis zu den Kosten der Gewinnung stehenden Preis erhalten; und je nach Erfordernis ließe sich durch eine höhere oder niedrigere Bemessung dieses Preises der Goldabbau auf der zur Zeit als zweckmäßig angesehenen Stufe erhalten. Bei der Weiterveräußerung des Goldes an die Münzstätten oder an die Industrie müßten die Regierungen der Produktionsländer dagegen den vollen, mit dem Nenn- und Tauschwert der Goldmünzen übereinstimmenden Preis erheben. Der für diese Länder damit verbundne Vorteil würde teilweise durch die Überwachungs- und Regiekosten aufgewogen werden und andernteils als Entschädigung dafür gelten müssen, daß die Länder im allgemeinen Interesse davon Abstand zu nehmen hätten, den Goldreichtum ihres Bodens völlig auszunutzen.

Freilich, mag es Gold oder ein andres Metall sein, das man zu Münzzwecken verwendet, der Währungspreis wird immer höher sein als der Wert, den das Metall hätte, wenn es nicht zu Münzen benutzt würde. Auch durch eine Herabsetzung des Goldpreises ließe sich nicht verhindern, daß der reduzierte Preis noch weit mehr fallen würde, sobald dem Gold sein Vorrecht, als Währungsmetall zu dienen, genommen werden sollte. Es ist aber sehr wohl denkbar, daß ein andres Edelmetall gewonnen werden wird, das (wie z. B.

Digitized by Google

Platin) die zu Münzen geeigneten Eigenschaften ebenfalls und dabei den Vorzug hätte, seltner als jetzt das Gold zu sein. Wenn man sich dann entschließen sollte, ein solches zweckmäßigeres Metall zur Währungsmünze zu nehmen, erginge es dem Golde geradeso wie jetzt dem Silber. Es würde nur noch ein Preis für das Gold bezahlt werden, der seiner Verwendbarkeit zu gewerblichen Zwecken entspräche; ein Preis, der um so niedriger sein müßte, in je größern Quantitäten das geförderte Gold vorhanden wäre. Schon der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Demonetisierung läßt erkennen, wie wenig wirklicher Wert dem Golde innewohnt, und wie unzweckmäßig es ist, dem Erdboden davon mehr als nötig abzugewinnen und es den Produzenten mit dem hohen Münzmaterialpreise zu bezahlen.

Damit das Geld die Hände wechselt, ist (außer, wenn es verschenkt wird) eine wirtschaftliche Leistung — oder, wie es beim Geldleihen der Fall ist, die Verpflichtung zu einer solchen Leistung — nötig. Nur dadurch kommt das Geld dazu, seine Kaufkraft bethätigen zu können. Nur wer in der wirtschaftlichen Gemeinschaft irgendwie wirksam gewesen ist, erhält dafür Geld (oder eine Anweisung auf Geld), und nur zur Bezahlung einer solchen Verrichtung oder ihres Produkts findet die Wiederverausgabung statt. Das bare Geld repräsentiert Ansprüche, die für ihre Berechtigung oder für die Höhe der Fordrung keines weitern Nachweises bedürfen; der Besitz der Geldzeichen, die überall zu ihrem Nennwert verkehren und Geltung haben, giebt diesen Nachweis. Im übrigen ist, sowohl dem Wesen wie der Entstehung nach, der Anspruch, den bares Geld verleiht, nichts mehr, als ihn auch sichere Buchfordrungen geben. Beides wird fortwährend gegeneinander ausgetauscht, und ebenso wie durch Hergabe des baren Geldes können auch durch Übertragung von Guthaben Fordrungen entstehn oder getilgt werden. Es ist auch keineswegs sicherer, sein Geld bar zu haben, anstatt in Guthaben. Im ersten Fall ist eine sorgsame Aufbewahrung und Überwachung nötig; das Geld kann abhanden kommen, und es trägt auch keine Zinsen. Diese Schattenseiten sind wohl reichlich so groß wie der einem in Geldguthaben bestehenden Besitz beizumessende Nachteil, daß man durch zahlungsunfähig werdende Schuldner zu Verlust kommen kann.

Die Summe der Umlaufsmittel, die ein Land braucht, um alle sich bildenden Geldansprüche rechtzeitig und regelrecht begleichen zu können, ergiebt die Erfahrung. Diese Summe schwankt, im ganzen genommen, nur wenig und ändert sich nur langsam; sie wird größer durch eine Zunahme der Bevölkerung und des Güteraustausches, verringert sich dagegen, wenn in vorwiegenderm, gesteigertem Maße das Verrechnungsverfahren an der Stelle der Barzahlungen angewandt wird. Jeder Einzelne — und der Staat nicht minder — wird nur so viel Geldmünzen aufnehmen, wie sein Bedarf beträgt, da die Barbestände in den Kassen Zinsverluste verursachen. So hoch sich hiernach der Gesamtbedarf aller zu einer Zeit höchstens belaufen kann, nur so viel Umlaufsmittel brauchen vorhanden zu sein. Durch künstliche Mittel dem Verkehr noch mehr Geldmünzen aufdrängen zu wollen, liegt gar keine Ver-

Digitized by Google

anlassung vor. Wenn der Staat durch gesetzliche Bestimmungen einen größern Barvorrat hervorruft, dient er damit dem Verkehr in keiner Hinsicht und bürdet der Gesamtheit nur die Last und den Nachteil auf, eine überflüssige Menge kostspieliger Edelmetalls anschaffen zu müssen.

# Döllingers zweite Lebenshälfte

Professor Friedrichs großes Werk liegt nun vollendet vor,*) und wir können diesem dritten Bande (es ist der stärkste; mit Register 732 Seiten) dasselbe Lob spenden wie den ersten beiden (Jahrgang 1899 der Grenzboten, zweites Vierteljahr, S. 513 und 570). Wir geben nachstehend nicht einen Auszug in der Form einer zusammenhängenden Erzählung, sondern nur eine Blütenlese aus der reichen Fülle dessen, was teils für die Zeitgeschichte, teils für die Charakteristik des großen Gelehrten wichtig ist; die Geschichte Döllingers von 1861 an finden die ältern Leser in ihrer Erinnerung, die jüngern im Konversationslexikon.

Der Band beginnt allerdings mit dem Jahre 1849. Von Frankfurt zurückgekehrt machte Döllinger eine Studienreise durch Tirol, die Schweiz und Baden, wo er u. a. die Ursachen der Revolution erforschte. Er fand, was Ultramontane und Orthodoxe heute noch als Ursache aller Revolutionen zu finden pflegen: „In keinem Teile Deutschlands hat man die Religion so beharrlich untergraben und die katholische Kirche so planmäßig zerrüttet wie in Baden. Die Mittel und Werkzeuge dazu bot eine bis ins einzelne und kleinlichste ausgebildete Bevormundung oder vielmehr völlige Unterjochung der Kirche durch die Staatsbeamten, hohe und niedere, in reichem Maße dar.“ Die Bildung der künftigen Volksschullehrer sei Männern anvertraut gewesen, „die den christlichen Glauben in den Gemütern ihrer Pflegebefohlnen gründlich auszurotten verstanden.“ Die Studierenden hätten schon das Gymnasium als bewußte und erklärte Atheisten verlassen. In den geistlichen Stand seien immer weniger Jünglinge eingetreten, und diese wenigen hätten ihn nur um des Brotes willen, also ohne Beruf erwählt. Hunderte von Seelsorgstellen blieben unbesetzt, und das Volk wachse in heidnischer Verwilderung heran. Die Bureaukratie haßte er überhaupt gründlich; wenn bei ihm von Schwärmerei die Rede sein könnte, dürfte man sagen, er habe für England geschwärmt, das er übrigens genau kannte, nicht bloß aus Büchern, sondern auch aus dreimaligem Aufenthalt im Lande und durch beständigen brieflichen Verkehr mit

*) Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. Dritter Teil: Von der Rückkehr aus Frankfurt bis zum Tod, 1849 bis 1890. München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung, 1901.

Digitized by Google

hervorragenden Engländern, zu denen Gladstone gehörte. In der bayrischen Kammer bekam er bald Gelegenheit, die katholischen Vereine gegen Angriffe der Bureaukratie zu verteidigen, nachdem er kurz vorher auf einer Katholikenversammlung zu Regensburg vollkommne Religions- und Sektenfreiheit gefordert hatte. Die Mitglieder der katholischen Vereine Deutschlands hätten gegen die rongischen und die freien Gemeinden nicht das geringste einzuwenden, nur eine Freiheit könnten sie ihnen nicht zugestehn: die Freiheit, als Bekenner eines unkirchlichen Glaubens in der Kirche zu bleiben und die Rechte von Mitgliedern der Kirche auszuüben, eine selbstverständliche Einschränkung der Freiheit, die dann später die römischen Katholiken den Altkatholiken gegenüber geltend gemacht haben, und womit sie alljährlich im preußischen Abgeordnetenhause die Ablehnung der Position: „für einen katholischen Bischof" begründen. In der Kammer nun führte die von ihm eingenommne Stellung zu häufigen Zusammenstößen mit dem Fürsten Ludwig von Öttingen-Wallerstein, der als Minister, nach Friedrich, reaktionär und bureaukratisch regiert hatte und sich jetzt als Gegner der Bureaukratie aufspielte, zugleich aber ein aufrichtiger Gegner der Ultramontanen und ihres Führers Döllinger war. Dieser sagte u. a. in der Entgegnung auf einen Vortrag des Fürsten über die deutsche Frage: „Es ist eine Art Drama, was uns der Herr Fürst vorgeführt hat, ein Drama, worin zwei Hauptschuldige erschienen sind. Der erste und größte Verbrecher in diesem Trauerspiel ist nach seiner Darstellung Österreich; nach Österreich kommt, als zweiter schwer Angeklagter, Bayern und die bayrische Regierung. Sie haben gesehen, wie geschickt Fürst Wallerstein in seiner Darstellung Licht und Schatten verteilt hat, wie er uns zuerst ein Gemälde von der deutschen Bureaukratie entwarf, ein Gemälde, dessen Treue, Wahrheit und Ähnlichkeit ich im vollsten Maße meine Anerkennung zollen muß. Es würde mir nicht einfallen, irgend einen Zug zu diesem von Meisterhand ausgeführten Gemälde hinzuzufügen. Er konnte mit um so größerer Wahrheit schildern, als er hätte sagen können: cujus ego pars magna fui [fuit ist unkorrigiert stehn geblieben], und wenn ich nicht auf dem dunkeln Grunde dieses Gemäldes so viele Anklagen nach der andern Seite hin gefunden hätte, so würde ich vorschlagen, dieses Kapitel seines Vortrags zu überschreiben: Bekenntnisse eines vormaligen Chefs und Meisters der Bureaukratie." Ein andermal sagte er: „Der Fürst hat diese Richtung, die er mit dem klassischen Schlagwort als die ultramontane bezeichnet, so beschrieben: sie beschäftige sich damit, das schlichte deutsche Gemüt in ein südliches, unsre bayrischen Geistlichen in italienische Abbés zu verwandeln. Meine Herren! Einer solchen Definition und Anklage gegenüber bin ich völlig wehrlos, ich kann zu meiner Verteidigung nur allenfalls sagen, daß ich noch nie in meinem Leben einen italienischen Abbé gesehen habe, und daß es mir sehr schwer fallen würde, diese Verwandlung vorzunehmen; ich wüßte auch nicht, wie diese Metamorphose vorzunehmen wäre, noch dazu an einem Stoff, der wohl kräftigen Widerstand leisten würde. Ebensowenig würde mir die Verwandlung des deutschen Gemüts in ein südliches gelingen,

Digitized by Google

und ich wüßte nicht zu sagen, wie ich es anfangen sollte, ein deutsches Gemüt, von dem großen Gemüte des deutschen Volkes gar nicht zu reden, aber nur ein einziges konkretes deutsches oder bayrisches Gemüt in ein südliches zu verwandeln." Trotz aller Abneigung gegen die Bureaukratie spricht er sich bei der Beratung eines Versammlungs- und Vereinsgesetzes für strenge polizeiliche Überwachung der politischen Vereine aus, die er für verderblich hält — in wirklich freien, nicht bureaukratisch regierten Ländern wie England gebe es gar keine politischen Vereine —, fordert aber volle Freiheit für die gemeinnützigen Vereine und rechnet zu diesen auch alle Arten von katholischen Vereinen, die durchaus keine politischen seien. Die Ausschließung der Minderjährigen, nicht der Frauen, von den politischen Vereinen billigt er entschieden und erklärt die damaligen Turnvereine und Arbeiterbildungsvereine für gefährlich. Sehr willkommen ist ihm, als Gelegenheit, seinen lieben Freund Wallerstein zu ärgern, eine Eingabe des neu gegründeten Landvolkvereins an die Kammer. Er verliest die Statuten dieses Vereins: Wahrung der Märzerrungenschaften, Aufrechterhaltung der Gesetze nicht bloß nach unten, Schutz gegen Beamtenwillkür usw. und ruft aus: „Vergegenwärtigen Sie sich den Operationsplan! Also unser Landvolk soll organisiert werden zu einem großen politischen Vereine, um darüber zu wachen, daß die Staatsdiener aller Kategorien vom Minister an bis zum letzten Beamten die Gesetze beobachten. Unsre Bauern werden also künftig regelmäßig zusammenkommen müssen, um in den Wirtshäusern Vorträge zu hören von Dorfagitatoren oder Winkelagenten über Gesetzesübertretungen, die ein Minister sich hat zu Schulden kommen lassen, über die Übergriffe der Regierungen und, was hier besonders Anklang finden wird, über die Tyrannei und Willkür der Landgerichte. Jeder Bauer zahlt jährlich 24 Kreuzer Beitrag. Wird dieser Verein über alle Dörfer Bayerns verbreitet, so giebt dies eine ansehnliche Revenue und stellt den Führern Mittel zur Verfügung, mit denen sich in Bayern schon etwas anfangen läßt. Auch eröffnet das den Advokaten ohne Klienten, den Doktoren ohne Patienten, Verschuldeten und dergleichen Leuten schöne Aussichten. Zunächst wird der Verein als eine großartige Anstalt zur Demoralisation unsers Landvolks wirken, denn die Landleute, die bisher ihre Zeit mit Arbeit zubrachten, müssen jetzt einen guten Teil ihrer Zeit im Wirtshause der neuen Beschäftigung widmen, werden von der Arbeit abgezogen und in der Neigung zum Trunke bestärkt. Ein Landproletariat wird entstehn, nachdem schon ein Stadtproletariat entstanden ist. Ich weiß nicht, ob sich die Gründer des Vereins alle Folgen klar gemacht haben, ich weiß auch nicht, wer sie sind — zufällig steht die Unterschrift des Herrn Fürsten von Wallerstein unter dem Exemplar der Vereinssatzungen, das der hohen Kammer vorgelegt worden ist." Bei der Beratung der Judenemanzipation erklärt Döllinger die völlige Gleichstellung der Juden, auch ihre Zulassung zu allen Staats- und Gemeindeämtern einschließlich derer an Gerichten und öffentlichen Lehranstalten, für unabweisbar; nur dürfe ihnen der christliche Staat nicht preisgegeben werden, sofern man diesen Begriff in dem Sinne verstehe, daß gewisse christliche Institutionen, z. B. die Monogamie,

Digitized by Google

Staatseinrichtungen geworden sind. Hier könne nämlich eine Gefahr entstehn, weil bei den Juden die Monogamie nur Brauch aber nicht Gesetz sei. „Die Polygamie war bei den Rabbinern in Frankreich eine Zeit lang Regel, unter den Juden überhaupt zulässig, und noch vor kurzer Zeit ist in der Nähe von Frankfurt der Fall vorgekommen, daß sich ein Mann, der gleichzeitig drei Weiber hatte, gegen den Rabbiner seines Ortes damit verteidigte, es gebe kein jüdisches Gesetz, das die Vielweiberei verbiete."

Im Jahre 1850 kam der junge Sir Acton-Dalberg, später Lord Acton, in sein Haus, der sich ihn zum Mentor auf seinem Studienwege erwählte, jahrelang bei ihm wohnte und ihn auf Reisen begleitete. Interessant sind die Aufzeichnungen, in denen dieser Engländer später Döllingers wissenschaftliches Verhalten in den fünfziger Jahren charakterisiert hat, in Form eines seinem verehrten Lehrer erstatteten Berichts. Wir führen ein paar Sätze daraus an. „Macaulay war Ihnen zuwider. An Burke lobten Sie besonders die Letters on a Regicide Peace, den litterarischen Ausgangspunkt des Legitimismus. Sogar in der Wissenschaft trugen Ihre Urteile nicht immer das Gepräge der strengen Methode [gemeint ist wohl die strenge Objektivität]. Ich wenigstens bekam günstige Vorurteile für Schriftsteller wie Creuzer, Gerlach, Leo, Luden und lernte lange nicht, was ihnen fehlte. Überschaue ich meine Erinnerungen an jene Zeit, so finde ich keinen Keim der spätern Dinge, sondern die sogenannte ultramontane Strömung dauerte fort. Görres war für Sie ein großer Name, so groß, daß Sie mir sagten, er sei der gelehrteste Mann, den Sie je gekannt hätten. Der vorherrschende Gedanke war das Aufdecken protestantischer Verunstaltungen der Geschichte. Die entrüstete Reaktion gegen die Verirrungen von 1848 war noch mächtig; es war ein acceptierender, konservativer Geist in kirchlichen Dingen. Daß die Gruppe der Historisch-Politischen Blätter nicht von einem Geiste beseelt war, konnte man noch nicht merken. Man kämpfte mit den Wölfen außerhalb. Der Gegensatz gegen den Protestantismus — als Ursprung des Unglaubens und folglich der Revolution — eklipsierte alle andern Gegensätze. Mir schien, sie nähmen nicht gern Partei, wo wirkliche Gegensätze hervortreten, wie zwischen Jarcke und Montalembert. Doch hatten Sie österreichische Sympathien, und auch Gladstones Denunziation Ferdinands von Neapel war Ihnen nicht recht." Zur Charakteristik des litterarischen Geschmacks Döllingers mag noch beigefügt werden, daß er Carlyle beschuldigte, durch seine Schriften die skeptisch-destruktive Richtung gefördert zu haben, und daß er Bunsens theologisierende Arbeiten Charlatanerien nannte.

Der Bericht Friedrichs über ein Zusammentreffen Döllingers mit dem flüchtigen Sonderbundführer Bernard Meyer ladet zu einer Betrachtung über Gemütsart und Charakter des Mannes ein. Meyer beschwerte sich über die eisige Kälte Döllingers; überall sonst in katholischen Kreisen habe man ihm die wärmste Teilnahme entgegengebracht. Später urteilte Meyer, Döllinger sei nur ein halber Mensch; der Verstand sei bei ihm riesig entwickelt, doch das Gemüt fehle ihm ganz. Wo aber das Gemüt fehle, da finde auch der Glaube



Digitized by Google

keine Stätte, und so sei es denn kein Wunder, daß er aus verletztem Stolz der Autorität, unter deren Fahne er gefochten habe, den Krieg erkläre. Friedrich meint, Döllingers Gleichgiltigkeit gegen einen geistig unbedeutenden Menschen sei um so entschuldbarer, als dieser ein Sonderbundsführer war, und Döllinger die Berufung der Jesuiten nach Luzern, eine Hauptursache des Sonderbundskriegs, für einen großen politischen Fehler erklärt habe. Jedoch ist damit die Frage nach Döllingers Gemütsart noch nicht erledigt. Von einer vollständigen Analyse eines so komplizierten und so großen Menschen kann um so weniger die Rede sein, da ja schon die einfachste Persönlichkeit, ja schon die Kindesseele ein unergründliches Geheimnis bleibt. Aber man kann doch an einem solchen Menschen viel Interessantes entdecken, wie am Rande eines unzugänglichen Urwalds. Und da ist denn zu bemerken, daß viele andre denselben Eindruck empfangen haben wie Meyer, während wieder andre nicht weniger zahlreiche seine Herzlichkeit, Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft rühmten. Es ist natürlich, daß ein Mann, den die großen Interessen der Menschheit und die Wissenschaft ganz ausfüllten, mit Leuten, die nur von kleinen persönlichen Interessen oder höchstens von einer engen Kirchturmspolitik bewegt werden, nichts anzufangen wußte und sie schweigend über sich ergehn ließ. Für ihn war weder die Bierfrage, noch die Theaterfrage, noch die Dienstboten-, noch die Gehaltsfrage, noch sonst eine der Fragen vorhanden, die den Hauptgegenstand des Gesprächs am Biertisch und im Familienzimmer bilden. Wo er Männer traf, von denen er lernen konnte, oder die von ihm zu lernen begierig waren, entwickelte er eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und war er der lebendigste Gesellschafter. Staunend saß einmal ein dritter Mann in Rom mit Döllinger und Theiner zu Tische; Theiner war ein ähnliches Weltwunder von Gelehrsamkeit; jeden Faden, den der eine aufspann, vermochte der andre weiterzuspinnen. Und Sybel erzählt: „Als ich 1856 als Professor der Geschichte in die Universität München eintrat, war diese von starkem Parteihader erfüllt, unter dem auch der persönliche Verkehr vielfach litt; Döllinger galt als das Haupt und meine Wenigkeit als der bestgehaßte Gegner der damals sogenannten ultramontanen Partei. So war ich denn, als ich Döllinger meinen Antrittsbesuch machte, auf die Art des Empfangs gespannt und fand mich um so angenehmer durch seine entgegenkommende Freundlichkeit überrascht. Ich freue mich Ihres Hierherkommens, sagte er; ich habe während der Vakanz Ihres Amtes zuweilen historische Vorlesungen halten müssen, noch neulich über Ihr jetziges Arbeitsfeld, über die französische Revolution; das war freilich Dilettantenwerk. Ich konnte ihm darauf nur zurückgeben, daß aus seinen Händen ganz sicher niemals Dilettantenwerk komme, und daß für eine der wichtigsten Seiten der Revolution, ihren Kampf mit der katholischen Kirche, nicht ich, sondern er der Sachverständige sei. So erfreulich diese erste Anknüpfung gewesen war, so lag es doch in den Verhältnissen, daß ich ihn nur selten sah. Indessen führten mich ab und zu kleine Geschäftssachen zu ihm, und sehr bald ergriff ich jede solche Gelegenheit wie die Einladung zu einem

Digitized by Google

füllen aber genußreichen Feste. Bei seiner klaren und ruhigen Weise war jedes Geschäft sehr schnell erledigt. Da es stets irgend eine akademische oder litterarische Angelegenheit betraf, so pflegte die Verhandlung ganz von selbst in ein wissenschaftliches Gespräch überzugehn, und nun strömten ihm Erinnerungen, Kenntnisse, Gedanken in solchem Fluß und in solcher Fülle zu, daß jedesmal mehrere Stunden verschwanden, ehe ich zum Aufbruch kam. Es gab keinen Zweig der Wissenschaft, kein Gebiet der Litteratur, wo er nicht gründliche Studien gemacht, kein Land, wo er nicht mit gelehrten, kirchlichen, politischen Notabilitäten Verkehr gepflogen hätte, jede Einzelheit stand seinem kolossalen Gedächtnis jederzeit zu Gebote und trat überall als Teil einer völlig durchdachten Wissensmasse zu Tage. Niemals wurde der Ton seiner Mitteilungen lehrhaft, aber immer fand der Hörer etwas bedeutsames zu lernen. Mit einem Worte, er war ein Meister fesselnden Gesprächs, ein Meister ersten Rangs, wie unter seinen ältern Zeitgenossen sonst etwa Macaulay und Alexander von Humboldt gerühmt werden. Döllinger aber übertraf diese beiden in einem wesentlichen Punkte: sowohl Humboldt als Macaulay liebten sich ruhige, höchstens fragende Partner, während Döllinger den wirklichen Dialog vorzog, gern hörte und vortrefflich zu hören verstand. Erfuhr er Einwendungen — und bei unsern Gesprächen fehlt es daran nicht —, so wurde seine Haltung auf der Stelle gespannt, und es war nicht schwer, schon aus seiner Miene seine Schätzung der gegnerischen Bemerkung zu erkennen. Schien ihm nicht eben viel dahinter zu sein, so zeigte sich der Ausdruck einer gewissen Ungeduld; erkannte er ihr irgend eine Bedeutung zu, so setzte er sich behaglich zurecht und lauschte mit wachsender, oft etwas schalkhafter Freundlichkeit (in solcher Stellung hat ihn Lenbach in einer reizenden kleinen Skizze gemalt), bis der Punkt gekommen war, wo er einzusetzen für gut fand, und dann wieder nach allen Seiten hin die Zweifel aufklärte, die Gegensätze löste, sein Prinzip begründete. In meinem langen Leben habe ich das Glück gehabt, mit vielen bedeutenden Menschen zu verkehren, aber nur noch einen einzigen kennen gelernt, bei dem mir ein gleicher, im Inhalt allerdings sehr verschiedner Genuß zu teil geworden ist, den Fürsten Bismarck." Dieser freundschaftliche Verkehr mit Sybel beweist, daß Döllinger ein großer Charakter war, und daß die Schärfe seiner Polemik immer nur aus dem tiefen und lebhaften Interesse an der Sache, niemals aus Haß gegen Personen oder aus dem Schmerz über erfahrne Kränkungen hervorgegangen ist. Denn er hatte Grund genug, den „Nordlichtern" gram zu sein, die ihm keinen Platz in der Akademie gönnten, der er später Glanz verliehen hat, die den König in den Symposien, zu denen er nicht zugezogen wurde, beeinflußten, und deren Haupt Sybel war. Die Welt konnte es sich gar nicht anders denken, als daß er sie haßte, und als er in der Trauerrede auf die Königin Therese gesagt hatte, das bayrische Volk liebe seine Fürsten, wenn sie sich nur nicht wie hinter undurchdringlichem Dorngehege gegen ihr Volk absperrten, so nahm man als selbstverständlich an, daß er die Herren vom Symposion gemeint habe; er stellte es jedoch entschieden

Digitized by Google

in Abrede, und der König glaubte ihm. Also man kann von einem Manne, den die großen Angelegenheiten der Menschheit erfüllen, und den es drängt, jeden Augenblick zur Erweiterung seiner gelehrten Erkenntnisse zu benutzen, nicht zumuten, daß er sich mit jedem unbedeutenden Menschen in ein nichtiges Gespräch einlasse. Daß es ihm an Liebe nicht fehlte, beweist seine in vielen Fällen bewiesene Hilfsbereitschaft, seine Wohlthätigkeit und seine Fürsorge für die Kinder seines verstorbnen Bruders, von denen er zwei, es waren Töchter, in sein Haus aufnahm. Er stand damals schon in den achtzigern, aber in dem Behagen, das ihm die beiden weiblichen Wesen schufen, ging ihm das Herz noch einmal auf; er fühlte sich beglückt, und die jüngere unterrichtete er zu Hause und auf Spaziergängen im Französischen und Italienischen. Eine gewisse Einseitigkeit ist freilich bei enormer Entwicklung der Intelligenz unvermeidlich; was man eine harmonische Persönlichkeit nennt und was die Griechen Kalokagathie nannten, kann dabei nicht herauskommen, und einigermaßen unheimlich wird gewöhnlichen Menschen ein Geistesmensch immer bleiben, dem der Leib wirklich nur als Organ des Geistes dient, der über das absolut notwendige hinaus keine körperlichen Bedürfnisse hat, womit eine Menge gemütliche Beziehungen wegfallen, die die Menschen untereinander verbinden, und an dem man nicht eine einzige Schwäche aufspüren kann.

Daß er kein bloßer Bücherwurm war, kein lebendiges Konversationslexikon, kein Pedant, das beweisen seine lebhafte Teilnahme an den politischen und kirchlichen Kämpfen seiner Zeit, sein offnes Auge und sein scharfes Verständnis für alle Volksbedürfnisse und für alle menschlichen Verhältnisse, die Virtuosität seiner Darstellungskunst und seine oft in begeisterter Rede überströmende Liebe zum deutschen Volk und Vaterland. Der General von der Tann wohnte in derselben Straße mit ihm und setzte einmal eine Petition um Kanalisation der Straße in Umlauf. Döllinger befürwortete sie warm und eingehend, und als sie so bereichert an den General zurückgelangte, rief dieser verwundert: „Ich glaubte, Döllinger sei nur Theologe; jetzt schreibt er auch eine gelehrte Abhandlung über die Kanalisation!“ Und seine Aussprüche über das Wesen des Deutschtums wie der aus der Rektoratsrede vom 22. Dezember 1866, den Friedrich S. 431 zitiert, sollten in keinem Lesebuch für höhere Lehranstalten fehlen. Bismarck gegenüber war er anfänglich skeptisch; er fürchtete, daß seine Leidenschaftlichkeit Unheil anrichten könnte. Später zollte er ihm uneingeschränkte Verehrung und Bewunderung und bedauerte, daß eine nörgelnde Presse der Jugend die Freude an der großen Gestalt verderbe.

Aus der Zeit der großen Krisis führen wir nur eine Thatsache an, die recht deutlich zeigt, wie sich die Verbreitung der Gedanken und der Thatsachenerkenntnis gestaltet, wenn alle Produkte ohne Ausnahme Marktware sind und ihre Produktion vom Absatz, dieser aber vom „freien Wettbewerb“ abhängt. Zweimal begegnete es Döllinger, daß die Allgemeine Zeitung sehr wichtige Arbeiten von ihm zurückwies, die dann erst nach seinem Tode herausgegeben worden sind, wo sie nicht viel Leser gefunden haben werden, und eine Artikel-

Digitized by Google

reihe über Arbues und die spanische Inquisition mußte abgebrochen werden, weil sie den Cottas zu stark wurde; man fürchtete Schädigung des Blattes durch ein römisches Verbot. Erst als Döllinger unter dem Namen Quirinus die Konzilsbriefe veröffentlichte, merkten die Herren, was sie für eine Geldquelle an ihm hatten. Wie mir 1877 in München gesagt wurde, haben diese Briefe die Abonnentenzahl des damals stark heruntergekommnen Blattes ganz gewaltig gesteigert, wenn ich mich recht erinnere von 3000 auf 13000. Altkatholische Polemik wurde denn auch, wie ich später von andrer Seite erfuhr, eine Zeit lang entsprechend hoch honoriert. Was würde die Münchner Nachfolgerin des Augsburger Blattes dafür zahlen? Heute rentieren Agrarpolemik, Skandalprozesse und gestohlne amtliche Dokumente besser. Übrigens hatten die Cottas schon mit dem Buche „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat," das Döllinger 1861 zur Rechtfertigung seiner Odeonsvorträge herausgab (diese sollten seine Glaubensgenossen auf den unvermeidlichen Untergang des Kirchenstaats vorbereiten), ganz gute Geschäfte gemacht. Bald nach der Veröffentlichung schrieb ihm der Geschäftsführer Oldenbourg, obwohl er 5000 Exemplare habe drucken lassen, sei schon eine neue Auflage nötig. Das sei ihm nicht recht begreiflich, äußerte Döllinger zu einem Fremde, „ein ganz ernsthaftes, mit schwerer Erudition geschriebnes Buch von 700 Seiten und ein solcher Absatz" (die Seiten sind freilich klein und die Lettern groß). Jörg hat dreißig Jahre später zu dieser Äußerung bemerkt: „Das war, bei der Skandalsucht des Publikums, nicht zu verwundern, aber für den gelehrten Herrn eine ganz neue Erscheinung." Daß bloß Skandalsucht die Ursache des großen Erfolgs gewesen sei, will Friedrich nicht gelten lassen, und in der That haben wohl in diesem Falle höhere Interessen ein wenig mitgewirkt.

Über die Unhaltbarkeit des Standpunkts, den Döllinger nach seinem Bruch mit Rom einnahm — man könnte es auch Standpunktlosigkeit nennen —, und über die Tragik, die darin liegt, daß sich ein kühn nach festen und klaren Zielen strebender und zweimal nach entgegengesetzten Seiten hin Millionen mit sich fortreißender Forschergeist zuletzt in gelehrten Einzelforschungen verliert, habe ich mich bei der Anzeige des ersten Bandes und ausführlicher in den Artikeln: „Ein Janushopf" (Jahrgang 1890, 3. Band S. 515) und „Zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Katholizismus" (Jahrgang 1891, 3. Band S. 589) ausgesprochen. Zur Ergänzung noch ein paar Bemerkungen, die der vorliegende Band der Biographie veranlaßt. Döllinger hat die Schwierigkeit einer vollständigen Verleugnung und Verwerfung von theologischen Überzeugungen, die sich zu einem harmonischen System gefügt hatten, selbst sehr deutlich gefühlt und gelegentlich ausgesprochen. In der akademischen Gedächtnisrede auf König Max wirft er die Frage auf, was wohl der wissenschaftliche Geist sei, den der verstorbne König in seinem Volke habe wecken wollen, und er antwortet: „Der wissenschaftliche Geist ist der fein ausgebildete, zugleich auf Reinheit des Willens und Schärfe der Intelligenz beruhende Wahrheitssinn; er ist die technische, durch lange und sorgfältige Übung er-

Digitized by Google

worbne Fertigkeit, die rechten Werkzeuge, die rechten Forschungsmittel und Methoden anzuwenden, um in der Natur oder in der Geschichte die verborgne Wahrheit zu entdecken, sie ans Licht zu ziehen, sie mit andern schon bekannten Wahrheiten in Zusammenhang zu bringen, sie von jedem anklebenden Irrtum abzulösen; es ist die schwere Kunst, mit völliger Unbefangenheit, ja mit Selbstverleugnung, mit Fernhaltung vorgefaßter Meinungen, Systeme oder Wünsche, die Phänomene oder Thatsachen möglichst adäquat zu erklären und darzustellen. Er ist also etwas Göttliches, das wir nie ganz erreichen, worin wir uns und andern nie volles Genüge thun, dem wir uns nur allmählich, aus weiter Ferne, anzunähern vermögen." Einmal erkannte Wahrheiten offen auszusprechen, auf jede Abschwächung und Verhüllung zu verzichten, das sei leicht für den Mathematiker, den Physiker, oft sehr schwer aber auf allen ethischen Gebieten. Statt ethische Gebiete wird man sagen: Gebiete, die ein Lebensinteresse betreffen; denn auch Physiker haben einen schweren Stand, wenn sie Entdeckungen aussprechen sollen, die entweder mit einem herrschenden religiösen Glauben zu kollidieren scheinen oder durch ihre technische Anwendung industrielle Unternehmungen mit Entwertung bedrohn. Doch nicht die äußern Hindernisse, die der Widerstand der Interessen bereitet, sind die am schwersten zu überwindenden; für einen Döllinger, der, um der Wissenschaft treu zu bleiben, auf die ihm angebotnen erzbischöflichen Stühle von Salzburg und München verzichtet hat, waren sie gar nicht vorhanden. An Lauterkeit des Willens und an Feinheit des wissenschaftlichen Gewissens hat ihn gewiß kein Forscher übertroffen. Und dennoch! Im Jahre 1870 schreibt er an Michelis: „So lange wir unter dem Banne des Autoritätsglaubens standen, das heißt, es für Gewissenspflicht hielten, in keinem Fall und um keinen Preis es auf ein Zerwürfnis mit Bischof und Papst ankommen zu lassen, lieber im falschen Vertrauen auf Gottes nachfolgende Providenz der fortschreitenden Korruption in der ganzen Kirche ruhig zuzuschauen und die Hände passiv ergeben in den Schoß zu legen — so lange waren unsre Augen mit einer Binde verhüllt: wenn wir auch die gröbsten Verunstaltungen des Heiligen zu sehen nicht umhin konnten, die tiefer liegenden Quellen dieser Monstrositäten sahen wir nicht, und in der Kunst des Vertuschens und Beschönigens übten wir uns fleißig — wenn nicht vor der Welt, doch vor unserm eignen theologisch-kirchlichen Gewissen." Döllinger ist aber die Binde niemals völlig losgeworden, sonst würde er erkannt und offen bekannt haben, daß die alten Konzilien und — Paulus so wenig unfehlbar gewesen sind, wie der Papst es ist, daß es ein vergebliches Bemühen war, die alte Kirche wiederherstellen zu wollen, da die Kirchen jederzeit historische Produkte sind und was einmal vergangen ist, niemals wieder zum Leben erweckt werden kann, und daß es eine Kirche in seinem Sinn weder jemals gegeben hat noch jemals geben wird.

Am 21. April 1882 sprach Döllinger in der ersten Kammer gegen den Beschluß der zweiten Kammer, daß der Geschichtsunterricht in der Regel konfessionell sein solle. Er führte ganz richtig aus, daß es zweihundert Jahre

Digitized by Google

vorher allerdings nur eine katholische und eine lutherische Geschichte und kein mittleres in Deutschland gegeben habe; das sei aber überhaupt keine Geschichte im wissenschaftlichen Sinne gewesen. Heute hätten wir eine solche, und ein Gegensatz bestehe nicht mehr zwischen katholischer und evangelischer, sondern nur noch zwischen wissenschaftlicher, objektiver Geschichtschreibung und tendenziöser Geschichtsmacherei. Das ist im allgemeinen richtig, wenn es auch bis auf den heutigen Tag bei den Wissenschaftlichen mit der Objektivität und der Tendenzlosigkeit noch mauchmal hapert. Aber eine, natürlich unbewußte, Tendenz verrät es, wenn Döllinger sagt: eine Wissenschaft der Geschichte haben wir erst seit ungefähr vierzig Jahren. Am liebsten hätte er wohl gesagt: seit zwanzig Jahren, denn sein 1851 im Herderschen Kirchenlexikon veröffentlichter Artikel „Luther" war noch ein Zerrbild des Reformators, das die Entrüstung der protestantischen Welt hervorrief. Den wissenschaftlichen Geist haben schon Herder mit seinen „Ideen" und Lessing mit seinen kritischen Forschungen in die Geschichte eingeführt. Gibbon hat die wissenschaftliche Methode in seinem großartigen Werke angewandt, und von 1821 an haben die vom Freiherrn vom Stein gegründeten Monumenta Germaniae Historica der wissenschaftlichen Geschichtsforschung die Bahn gewiesen und zugleich einen beträchtlichen Teil des Materials geliefert. Schon ohne dieses Hilfsmittel aber hat Karl Adolf Menzel in den zwanziger Jahren den Deutschen eine Geschichte ihres Volks geschenkt, die an Wissenschaftlichkeit von keiner spätern übertroffen und in der Objektivität von keiner erreicht wird.

Bekanntlich haben Döllinger und die Altkatholiken die Schuld der ultramontanen Entwicklung der Kirche auf die Jesuiten geschoben. Aber die deutschen Protestanten und Heine sind doch nicht blind gewesen, als sie in dem Verfasser des dreibändigen Werkes „Die Reformation" das Haupt des Kreises von Männern sahen, die die daniederliegende katholische Kirche in Deutschland wieder aufgerichtet und sie ultramontan gemacht, d. h. die Josephinisch-Wessenbergische Richtung vernichtet und im Volke den Glauben, daß die Kirche ohne den Papst nicht bestehn könne, felsenfest begründet haben. Ein in einem Zeitraume von zwei Menschenaltern in steter Arbeit langsam begründeter Volksglaube läßt sich nun durch eine Polemik von zwei Jahren — die Jahre 1869 und 1870 waren die Zeit der großen Entscheidung — nicht umstoßen und ausrotten, auch wenn die Begründer selbst es sind, die den Versuch machen; man glaubt ihnen nicht, denn man versteht sie nicht oder führt ihren „Abfall" auf unlautere Beweggründe zurück. Die Jesuiten, die an jener Neubegründung des Katholizismus in Deutschland, vielleicht nicht ganz in gleichem Maße an der in England und Frankreich, völlig unbeteiligt gewesen waren, übernahmen den von jenen geschaffnen Glaubensschatz als lachende Erben. Mit ihrer Thätigkeit zur Zeit der Krise verhält es sich nun folgendermaßen. In den beiden Jahrhunderten der unangefochten herrschenden Orthodoxie waren die Jesuiten nicht allein die gelehrtesten, sondern auch die aufgeklärtesten und freisinnigsten aller Theologen gewesen. Mehr als ein von der lutherischen und der kalvi-

Digitized by Google

nischen Orthodoxie verfolgter Gelehrter hat bei ihnen Zuflucht gefunden, so z. B. der reformierte Franzose Peyreres, der lehrte, daß es schon vor Adam Menschen gegeben habe, daß die Menschen „mit den übrigen Säugetieren zugleich" in allen bewohnbaren Teilen der Erde geschaffen worden seien, und daß sich die Erzählung von der Erschaffung Adams bloß auf den Stamm beziehe, den Gott zum Träger der wahren Gotteserkenntnis bestimmt habe. Sogar Hugo Grotius sprach ein entschiednes Verwerfungsurteil über Peyreres aus und suchte eine der von diesem gegen den gewöhnlichen Glauben erhobnen Schwierigkeiten dadurch zu beseitigen, daß er meinte, Amerika könne von Grönland aus bevölkert worden sein. Der Jesuit Hardouin aber († 1729) ließ sich, nachdem der Oratorianer Simon die Bibelkritik begründet und den Glauben an die Buchstabeninspiration wissenschaftlich unmöglich gemacht hatte, durch seinen grüblerischen Scharfsinn zur paradoxesten Hyperkritik fortreißen. Er bewies, daß die griechische Übersetzung des Alten Testaments (Septuaginta) und der griechische Text des Neuen Testaments mißratne Übersetzungen der Vulgata seien, daß Christus lateinisch gepredigt habe, daß Petrus niemals nach Rom gekommen sei, daß die meisten Werke der klassischen griechischen und lateinischen Litteratur Fälschungen und das Machwerk eines Benediktinermönchs seien, der im dreizehnten Jahrhundert gelebt habe, und daß vor dem Tridentinischen Konzil gar keine Kirchenversammlungen stattgefunden hätten. Zwar veranlaßte man ihn einmal, seine Irrtümer abzuschwören, ließ ihn aber dann ruhig weiter schreiben und seine Ansichten in einer vielseitigen Polemik mit den berühmtesten Männern seiner Zeit aufrecht halten. Er war aber nicht etwa eine unbedeutende Persönlichkeit, die man als harmlosen Narren laufen lassen konnte, sondern ein berühmter Gelehrter, der alte Klassiker und ungedruckte Autoren herausgab (seine Ausgabe der Naturgeschichte des Plinius wird noch heute als die beste geschätzt), und der eine Conciliorum Collectio regia maxima in zwölf Bänden schuf, wozu ihn ein von der französischen Geistlichkeit aufgebrachtes Jahrgeld in den Stand setzte. Als ihn jemand fragte, wie er die Geschichte der Konzilien schreiben könne, die seiner Ansicht nach gar nicht stattgefunden hätten, antwortete er: Das weiß Gott und ich allein. Die Haltung des Ordens änderte sich, als nach dem Sturze der Orthodoxie im protestantischen Deutschland die historische Kritik in Fluß kam, wobei es sich zeigte, daß die Geschichts- und die Bibelforschung nicht allein einzelne katholische Dogmen, sondern das ganze Dogmengebäude einschließlich der von den Protestanten konservierten Bruchstücke gefährde und so — meinte man irrtümlich nicht bloß bei den Jesuiten, sondern auch bei ihren Gegnern — das Christentum selbst mit der Vernichtung bedrohe. Wie hätte sich ein Orden, der sich die Stützung des Papsttums und der alten Kirche zur Hauptaufgabe gemacht hatte, auf solche Wege begeben können? Die einzelnen Mitglieder konnten es schon, aber nur, wenn sie den Orden verließen oder auflösten. Sollte der Orden fortbestehn, so mußte er der historischen Kritik den Krieg erklären, Kirchengeschichte und Exegese, soweit sich diese nicht auf das Er-

Digitized by Google

bauliche beschränkte, verpönen und die Theologie mit der Dogmatik identifizieren. Die guten Köpfe des Ordens warfen sich von da ab auf Mathematik und Naturwissenschaften, besonders Astronomie, worin sie bekanntlich Bedeutendes geleistet haben. Der Unterschied zwischen ihnen und den katholischen Gelehrten des Döllingerschen Kreises besteht nun darin, daß sie beizeiten Unrat merkten und die Binde fester um die Augen schnürten, während die deutschen Theologen noch eine geraume Zeit getrost weiter forschten in der Überzeugung, die historische Forschung könne nichts andres als mit dem Kirchenglauben übereinstimmendes und müsse vor allem die glänzendste Rechtfertigung des Papsttums ergeben. Als sie dann ihren Irrtum mit schmerzlichem Erstaunen erkannten, waren sie schon zu sehr Historiker geworden, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, ihre auf historischem Wege gewonnene wissenschaftliche Überzeugung in ihrem dogmatischen Glauben zu ersäufen. Alles, was diese klare wissenschaftliche Überzeugung nicht hatte und die Kirche über alles schätzte, flüchtete aus der historischen in die dogmatische Strömung. In dieser aber fiel den Jesuiten die Führung zu, weil sie eine organisierte, auch in der Wissenschaft nach festen Plänen und Methoden arbeitende Gesellschaft, die übrigen katholischen Theologen aber unorganisiert, uneinig und vielfach schwankend waren, und infolge ihrer Stellung in Rom. Diese ergab sich daraus, daß sie dem Papste, der sie, wie wir von Friedrich erfahren, eigentlich nicht leiden konnte, unentbehrlich waren, weil sie die Welt und die Wissenschaften kannten, während die italienischen Geistlichen, die dem Orden nicht angehörten, so unwissend waren wie Pius selbst. Die führende Rolle in dem Feldzuge, den man unternahm, um die katholische Kirche vor der Gefahr der Auflösung durch die historische Kritik zu retten, der die protestantischen Kirchen schon unterlegen zu sein schienen, ergab sich also aus der geschichtlichen Entwicklung auf die natürlichste Weise, und es bedarf zu ihrer Erklärung nicht der Annahme einer heimlichen Verschwörung gegen den Döllingerschen Kreis oder gegen Deutschland. Ich glaube an diese Verschwörung so wenig, wie ich, wenn ich vor 1850 schon ein reifer Mann gewesen wäre, an die Verschwörung und die geheimen Konventikel der Freunde Döllingers geglaubt haben würde, deren Aufdeckung die freiwillige Polizei der Protestanten so vergeblich wie eifrig betrieben hat.

Zum Schluß sei denen, die sich für die kirchlichen Bewegungen im katholischen Teile des deutschen Volkes interessieren, eine zweite kleinere Biographie empfohlen: Franz Heinrich Reusch, 1825 bis 1900. Eine Darstellung seiner Lebensarbeit von Dr. Leopold Karl Götz, Professor am altkatholisch-theologischen Seminar in Bonn. Mit Porträt. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1901.) Ein bescheidner Gelehrter von reinem Gemüt, fleckenlosem Wandel und tiefer Frömmigkeit, dabei keine Kampfnatur wie Döllinger, sondern sich allein in friedfertiger stiller Arbeit wohlfühlend, hat der Bonner Professor Reusch den Bruch mit der Kirche tiefer und schmerzlicher empfunden als sein älterer Freund. Er äußerte im entscheidenden Augenblicke: „Das Los, das



Digitized by Google

mir droht, scheint mir desto trauriger, je näher es kommt. Schon daß ich keine Vorlesungen mehr halten kann, ist mir hart: daß ich nicht mehr zelebrieren darf und Mühe haben werde, Absolution und Kommunion zu empfangen, ist mir schrecklich. Aber wie ich mich auch wenden und drehen mag: wenn ich unterschreibe, würde ich noch unglücklicher." Reusch war kein Mann blendender Einfälle und neuer, epochemachender Gedanken, aber seine Gewissenhaftigkeit im Forschen, seine unverwüstliche Arbeitskraft, seine schlichte, klare, jederzeit genießbare Darstellung und seine väterliche Fürsorge für die Studenten erwarben ihm die Freundschaft weiter protestantischer Kreise; man schätzte ihn als akademischen Lehrer der eignen Söhne, als Mitarbeiter an Zeitschriften und als Berater in gelehrten Angelegenheiten. Als spiritus rector der Kölnischen Blätter, die freilich wegen ihres liberalen Geistes vom Kölner Erzbischof gehaßt und verfolgt wurden, und als Herausgeber des Theologischen Litteraturblatts gehört er zu den vornehmsten Begründern der katholischen Publizistik in Deutschland. Ursprünglich alttestamentlicher Exeget, hat er doch mit staunenswerter Vielseitigkeit alle theologischen und mit der Theologie zusammenhängenden Gebiete bearbeitet. Von seinen vielen Werken werden aus der Zeit vor 1870 sein apologetisches Buch Bibel und Natur, aus der altkatholischen die Arbeiten über den Prozeß Galilei und die Jesuiten, über die deutschen Bischöfe und den Aberglauben und über den Index der verbotnen Bücher dauernden Wert behalten; die drei Schriften des Ketzers über den Index hat die Indexkongregation benutzt, einige hundert Bücher gestrichen und das so verbesserte Verzeichnis vorm Jahre neu herausgegeben. Daß aus Döllingers zuletzt zerfahrner Thätigkeit, an der nicht etwa Altersschwäche schuld war — die kannte er gar nicht —, noch etwas Positives herauskam, ist Reusch zu danken. Reusch, der oft nach München kam, um die dortige Bibliothek und die Archive zu benutzen, bot sich ihm im Jahre 1885 als Gehilfen an, trieb zur Vollendung, zwang den vom hundertsten ins tausendste geratenden Materialiensammler, die Forschung abzuschließen, und formte das ungeheure, größtenteils von Döllinger gesammelte Material. So entstanden: die Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin, Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche und: Die Fälschungen in dem Traktat des Thomas von Aquin gegen die Griechen. Nach Döllingers Tode gab er aus seinem Nachlaß die Sammlung kleinerer Schriften heraus, die ich in dem erwähnten Grenzbotenaufsatze von 1891 besprochen habe. C. J.

Digitized by Google

# Mont St. Michel und der Michaelskultus

(Fortſetzung)

Während in den höfiſchen Kreiſen der Glaube an den heiligen Michael längſt geſchwunden war, lebte er im Volke fort und äußerte ſich noch lange in Pilgerfahrten zu ſeinem Berge. Die erſten Pilgerfahrten im achten und neunten Jahrhundert ſind ſchon erwähnt worden. Der Glaube vertiefte ſich. Wie ein erſtes gewaltiges Pilgerlied erklingt Alcuins begeiſterter Hymnus auf den Erzengel, den er auf Karls des Großen ausdrücklichen Wunſch gedichtet zu haben ſcheint. „Du hältſt die Herrſchaft über das ewige Paradies," heißt es darin, und weiter: „Als du den grauſamen Drachen mit ſtarker Hand dahin geſtreckt hatteſt, haſt du die Mehrzahl der Seelen ſeinem Schlunde entriſſen." Er galt als ſichrer Hort, als um das Jahr 1000 die Furcht vor dem Weltuntergang die Menſchen erfaßte. In Scharen zogen da die Pilger zu ſeinem Heiligtum.

Die durch die cluniacenſiſche Reform hervorgerufne Vertiefung des religiöſen Lebens verſtärkte den Eifer der Wallfahrer. Wer nicht an Kreuzzügen teilnehmen konnte, ſuchte den heiligen Ort in der Nähe auf, dem 1247 und 1353 päpſtliche Indulgenzen zu teil wurden. So ſehr aber jedes Heiligtum ebenſo wie die Pilger durch Androhung von Exkommunikation für jede Schädigung am Orte ſelbſt geſichert waren, ſo unſicher waren die Wege dahin. Das alte normänniſche Sprichwort: „Bevor du zum Berge gehſt, mache dein Teſtament" bezog ſich weniger auf die Gefahr des Meeres als die der Reiſe. Der einzelne Pilger wurde leicht auf dem Wege beraubt oder gar am Ende der Wanderſchaft auf den Sandbänken vor dem Berge von angeblichen Führern in die Irre geführt und ausgeplündert. Es halfen da keine königlichen und keine päpſtlichen Verfügungen, ſondern nur der Zuſammenſchluß zu größern Gruppen. Die Geiſtlichkeit ſcheint die Anregung dazu geboten zu haben. Viages heißen dieſe gemeinſamen Züge, und confrérie die ſie ausrichtende Brüderſchaft. Im Jahre 1210 wurde ſchon durch Philipp Auguſt die confrérie de Saint Michel l'Ange du mont de la mer gegründet.

Bei dieſen größern Pilgerzügen war nur die Gefahr des Meers bedrohlich. Unbekannt mit der raſch einbrechenden Flut wurden die Pilger öfter auf den Watten überraſcht und abgeſchnitten oder verirrten ſich bei nebligem Wetter. Deshalb war auf dem Berge „die Nebelglocke" beſtimmt, durch ihren Ton den Wandrern den richtigen Weg zu weiſen.

Wie bei den Kreuzzügen bemächtigte ſich auch hier beſonders der Frauen und Kinder ein krankhafter religiöſer Wandertrieb. Im Jahre 1333 kamen Züge

Digitized by Google

von Tausenden kleiner Hirten gewallfahrtet: die viages de Pastoureaux. Einmal werden die Kinder als Brabançons bezeichnet, also aus der Rheingegend. Später macht sich ebenda eine lebhafte Bewegung geltend, deren Quelle Lüttich gewesen zu sein scheint, die sich aber epidemisch über die Nachbargebiete Limburg, Brabant, Hennegau und Namur ausbreitete. Mit Staunen erzählt ein Annalist, daß 1457 große Scharen Männer, Frauen und Kinder bis zu neun Jahren hinab aus den Gebieten d'Allemaigne gekommen seien, die ihrer eignen Aussage nach plötzlich von so heftigem Wunsche erfaßt worden seien, diese Kirche zu besuchen, „daß sie alles verließen, um sich auf den Weg zu machen und zu bezeugen, daß das Gott angenehm sei." Die Sehnsucht nach dem heiligen Michael als dem Seelentrost erscheint hier als die schwärmerische Übertreibung der alten Volksanschauung in den rheinischen Gegenden, wie sie sich im König Rother spiegelt, dessen Aufzeichnung am Rhein erfolgte. Der Riese Witolt wendet sich da nächst Christus an den heiligen Michael mit der Bitte um Gnade für seine Seele:

wie harde ich vorchte
sanctum Michâêlen.
er ist trôst allir sêlen;
vor deme der tûvel golach
in vûre und in glûde.

Diese religiöse Empfindung verband sich mit der germanischen Wanderlust und machte, daß manche Scharen von Michaelspilgern durch deutsche Gaue und Städte zogen. Zwar hatte in Deutschland der Heilige, dessen Bild seit Heinrich I. im Reichsbanner der sächsischen Könige geführt worden war, nach den Kreuzzügen in den ritterlichen Kreisen besonders Süddeutschlands und Österreichs dem Drachentöter St. Georg weichen müssen, der auf einem Burgkmairschen Stich vom Jahre 1508 schlechtweg als Divus Georgius christianorum militum propugnator bezeichnet wird, aber im Volk blieb der Kult Michaels beliebt. Die zu Beginn erwähnten Pilger- und Volkslieder beweisen das. Auch später in den Zeiten religiöser Gärung beschäftigte sich die Phantasie des Volks viel mit ihm. In der Geißlerzeit und kurz vor der Reformation machten sich Züge von Michaelspilgern auf den Weg. Freilich waren sie mit unruhigen Elementen untermischt, die sich unter der Fahne des Erzengels einem abenteuerlichen Bettlerleben hingaben, sodaß, wie in Erfurt 1514, die Behörden ihr Treiben mißtrauisch beobachteten und überwachten. Die Reformation setzte diesen Wallfahrten ein Ende. Aber in katholischen Landen vergaß man St. Michael nicht. Noch einmal während des Dreißigjährigen Krieges lebte die alte Auffassung von ihm als Lenker der Schlachten wieder auf. Das Würzburger Gesangbuch von 1649 bewahrt das markige Bitt- und Kampflied, wie es in den Kriegswirren entstanden und gesungen sein mag:

O unüberwindlicher Held,
Sanct Michael,
Komm uns zu Hilf; zieh mit zu Feld,
Hilf uns hier kämpfen, die Feinde dämpfen,
St. Michael!

Digitized by Google

Ganz anders arteten in Frankreich die Pilgerfahrten aus. Dort bildeten sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in den Nachbargebieten von Mont St. Michel besondre compagnies, die prunkvoll einherzogen. Die von Calvados und Orne, in der Stärke von etwa 500 Mann, waren meist gut beritten. Sie standen unter einem „König," dessen Haupt eine Silberkrone trug. In prunkendem Aufputz, oft unter Trommelschlag, zogen sie durch die Lande, mehr Maskenzügen ähnlich und wohl auch mehr zur Belustigung unternommen als zum Dienst des heiligen Michael.

Der Dienst des Erzengels tritt überhaupt zurück seit der Regierung Ludwigs XI. Dieser Monarch soll dem Berge eine neue Bestimmung gegeben haben. Schon früher waren für widerspenstige Mönche oder „solche, deren Leben wenig erbaulich war," Bußzellen gebaut worden, tief unter der Abtei in den Felsen gehauen und nur durch finstere Gänge erreichbar. Auf Ludwig XI. wird die Verwendung des Berges als Staatsgefängnis für politische Verbrecher zurückgeführt. Wegen Verrats seines Herrn an Karl den Kühnen soll dort der Kardinal Balue, sein Werkzeug, den er vom armen Priester zum einflußreichsten Mann des Königreichs erhoben hatte, elf Jahre in dem berüchtigten sogenannten „eisernen Käfig" geschmachtet haben, während andre ihn in den finstern Schlössern Chinon oder Loches inhaftiert sein lassen. Spätere Bewohner des eisernen Käfigs kamen dahin wegen zu freimütiger Kritik oder wegen Preßvergehns. Drei sind bekannter. Unter Franz I. wurde der unglückliche Syndikus der Sorbonne Noël Beda, der sich über den König bitter geäußert hatte, eingesperrt und starb auf dem Berge im Januar 1536. Auf Befehl Ludwigs XIV. brachte ein sieur Chassigné darin drei Jahre zu, der gegen den Erzbischof von Rheims Charles Letellier ein Pamphlet unter dem Titel le cochon mitré gerichtet hatte und aus Holland, wohin er geflüchtet war, verräterisch über die Grenze gelockt worden war. Am meisten Aufsehen erregte unter Ludwig XV. die Gefangenschaft des Zeitungsschreibers Victor de la Castagne, bekannter unter dem Namen Dubourg, der den König beschimpft hatte. Schon 1746 starb er nach noch nicht einjähriger Gefangenschaft freiwillig den Hungertod. Über ihn verbreitete sich bald das Gerücht, er sei, durch Hunger und Kälte entkräftet, in einem schrecklichen Käfig, dessen Stangen er mit einem alten Nagel künstlerisch bearbeitet habe, von Ratten aufgefressen worden, ein Gerücht, das die Gemüter im achtzehnten Jahrhundert in gewaltige Aufregung versetzte. Es gab wohl Anlaß, daß nach der Erzählung der Madame de Genlis der spätere König Karl X. bei einem Besuch des Berges im Jahre 1782 mit seinen prinzlichen Geschwistern die Vernichtung des Käfigs befahl und selbst die engen winkligen Treppen in den feuchten Kerker hinabstieg, um den ersten Schlag gegen die dicken Holzbalken zu führen, aus denen er gitterartig zusammengesetzt war. Der Schließer, der schon damals den Käfig den Fremden als Sehenswürdigkeit gezeigt hatte, erhielt, wie sie besonders hinzufügt, von dem Herzog von Chartres für den Ausfall an Einnahmen ein Geschenk von zehn Louisdor.

Digitized by Google

Ludwig XIV. benutzte Mont St. Michel außerdem als Besserungsanstalt für junge Edelleute, deren Leben ihm oder ihren Familien Anstoß gab. Nach Michelet hat im folgenden Jahrhundert der Vater Mirabeaus, der schon seinen Sohn in die Bastille gebracht hatte, auch seine Frau, mit der er in völligem Zerwürfnis lebte, aufheben und in „das grausame Haus von Saint Michel“ setzen lassen. Und sie würde dort für immer unbekannt geblieben sein, wenn ihre Tochter nicht unerschrocken bei dem Parlament Anzeige erstattet hätte. Verschiedne Einkerkerungen auf Grund von lettres de cachet, zuletzt noch am 10. März 1787 die eines Marinezahlmeisters Baudart, die aber noch in demselben Jahre auf Vorstellungen des Parlaments rückgängig gemacht wurde, ließen den Mont St. Michel in den Augen des Volkes nicht mehr als heiligen Berg, sondern als Zwingburg, als Bastille des Nordens erscheinen. Auf die Kunde von dem Bastillensturm am 14. Juli 1789 öffnete der Prior selbst den Gefangnen die Thüren, darunter etwa zwanzig Mönchen.

Bald mußten die Mönche — seit 1622 waren es Benediktiner von St. Maur — von dem Berge weichen. Am 12. Oktober 1790 bemächtigte sich der Prokurator von Avranches des reichen Schatzes. Die Gold- und Silbergeräte wurden eingeschmolzen, die übrigen Schmuckſachen zum größten Teil verschleudert. Der Berg wurde in Mont Michel, dann in Mont Libre umgetauft. Seine Bestimmung blieb aber dieselbe. Nach der Niederwerfung der Parteigänger des Königtums in der Vendée und der Normandie wurden zahlreiche Priester als Gefangne eingebracht, und eine starke Wache auf den Berg gelegt.

Vom 21. April 1796 an kamen nicht nur politische Gefangne, sondern auch Verbrecher gegen das gemeine Recht in beträchtlicher Anzahl auf den Berg. Nach verschiednen Änderungen während des Kaiserreichs wurde er schließlich durch Dekret vom 2. April 1817 außer für Staatsgefangne zum Zuchthaus für beide Geschlechter eingerichtet. Die dadurch nötigen Umänderungen schädigten und verstümmelten die edle Architektur des Baus. Mit der dem Anfang des vorigen Jahrhunderts eignen Rücksichtslosigkeit gegen die Bauwerke des Mittelalters ging man vor. Wieder liegt der Vergleich mit der Marienburg nahe. Werkstätten wurden geschaffen, in Säulen und Wände Löcher geschlagen, um Verschläge zu befestigen, die schönsten Teile des Gebäudes getrennt. In den Rittersaal kamen die Männer, in das Refektorium die Frauen, die Abteikirche wurde zur Baumwollweberei umgewandelt, die Sakristei zur Küche.

In der Nacht vom 22. zum 23. Oktober 1834 bedrohte eine gewaltige Feuersbrunst den Bau mit Vernichtung. Unter eifriger Beihilfe der Gefangnen gelang es jedoch, die Abtei zu retten.

Unter den politischen Gefangnen glänzen besonders die Namen der Revolutionäre Barbès und Blanqui. Die politischen Gefangnen scheinen härter behandelt worden zu sein als die andern. Denn während sich „die Roten“ 1848 über ihren Direktor M. Regley wegen barbarischer Behandlung be-

Digitized by Google

klagten, protestierten die militärischen Gefangnen heftig und widmeten ihm eine goldne Medaille mit der Inschrift: A leur bon directeur les insubordonnés militaires du Mont Saint-Michel mars 1848: eine wohl einzig dastehende Auszeichnung. Im Jahre 1863 endlich wurde das Gefängnis aufgehoben. Man schätzt die Zahl aller Gefangnen zwischen 1793 und 1863 auf 14000.

Im Jahre 1874 von der Republik zum monument historique erklärt, erstand nach langer Vernachlässigung des Baus im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die Klosterfestung unter der sachverständigen Leitung der ersten Autorität für mittelalterliche Baukunst, des Viollet le Duc, im alten Glanze.

2

Von welcher Seite man sich dem Mont St. Michel nähern mag, seine Silhouette bleibt gleich malerisch. Nach Norden, dem offnen Meere zu, wo die Abtei mit ihrer imposanten Breitseite wallähnlich auf dem steilen Felsen ruht, erscheint er fast wie ein riesiger Sarkophag. Nach den übrigen drei Seiten ist die Klosterfestung in ihrer pyramidalen Form der Ausdruck des gotischen himmelanstrebenden Gedankens. Die Grundlage bildet der Granitkegel, der bis zur Höhe von 50 Metern aus dem Meere emporsteigt und 258 Hektar Bodenfläche enthält. Auf der Südseite bietet eine schmale steinige Küste allein Platz für das kleine Städtchen und die Festungsanlagen. Umsäumt ist das Ganze von einem stattlichen Kranz altersgrauer Mauern, die an den hervorspringenden Ecken durch starke Rundtürme gesichert sind. Dahinter erheben sich die kleinen vielfarbigen Häuschen der Stadt, eng aneinander und übereinander gepreßt, nur einige aus kleinen Gärtchen hervorlugend. Beherrschend reckt sich darüber auf Fels und gewaltigem Unterbau die alte Abtei mit ihren starken Stützmauern und zinnengekrönten Türmen, sie selbst wieder nur wie der Unterbau für die Kirche, die mit ihrem spitzen Turm bis zur Höhe von 100 Metern emporstrebt. Wie durch ein Wunder scheint sie dahin gestellt zu sein, Stürmen und Wogen zum Trotz, ein rechtes Sinnbild des Erzengels, der diese bändigt. Weithin leuchtet über Land und Meer von der Spitze des Turms das goldig glitzernde Standbild des beschwingten Drachensiegers von Frémiets Meisterhand.

In ihrer Gesamtheit von seltner Großartigkeit erhalten im einzelnen die Gebäude ihren Hauptreiz durch die große Mannigfaltigkeit der Bauformen, zu der der geringe Raum der steilen Felsklippe und die dreifache Bestimmung als Festung, Stadt und Abtei nötigten. Der chaussierte Dammweg von Pontorson her endigt an der Avancée, einem vorgeschobnen Werk mit zwei zinnengekrönten Türmen. Links durch ein Seitenpförtchen gelangt man in die Festung. Packend tritt uns fortan ein gut Teil der mittelalterlichen Geschichte Frankreichs vor Augen. Von den ältesten Befestigungen freilich ist so gut wie nichts erhalten. Die Bretonen, die Bundesgenossen Philipp Augusts, hatten 1203 bei der Einnahme das meiste zerstört. Aber unter der französischen

Digitized by Google

Krone wurden die Äbte große Feudalherren. Indem der König ihnen beträchtliche Summen für die Neubefestigung zur Verfügung stellte, traute er ihnen zu, daß sie den Posten ebenso gut behaupten würden, wie ein Großer aus dem Laienstande. Es ist das ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Unter Abt Jourdain und seinen Nachfolgern bis 1260 wurden die Befestigungen fast vollständig wiederhergestellt.

Die Einführung des Geschützes brachte wesentliche Änderungen. Während man in Florenz schon im Jahre 1326 Kanonen aus Eisen und Metall herstellte, betrachteten die vornehmen französischen feudalen Ritter noch lange nur den Kampf zu Roß als ritterlich. Vereinzelt war es, daß in Cambrai 1339 zehn Kanonen gegossen wurden zur Verteidigung der Stadt. Zuerst in der Schlacht bei Crécy 1346, dann noch wiederholt verdankten die Engländer ihre großen Siege außer den bürgerlichen Bogenschützen ihrer Artillerie. Erst Bertrand du Guesclin organisierte Kompagnien von kriegsgeübten Fußsoldaten, die nun im Zusammenwirken mit Reiterei und Geschütz den Erfolgen der Engländer Einhalt thaten. Auf ihn, dem die Kapitänschaft des St. Michel übertragen war, geht wahrscheinlich der Anstoß zu einer den neuen Anforderungen entsprechenden Verstärkung der Befestigungen zurück, die 1417, also kurz vor der berühmten Belagerung der Engländer, beendigt wurde. Nach der ruhmvollen Verteidigung ließ Karl VII. sie wieder ausbessern. So stehn sie noch heute, ein Werk des wiedererstarkten Königtums. Bezeichnenderweise heißt das mit Fallgatter versehene Hauptthor der Avancée porte du roi, und der erste Hof der Löwenhof. In einem Steinbild über dem Thor hält der königliche Löwe mit seinen Klauen das Wappen des Abts, auf dem Lachse, der Hauptfisch der Bai, auf gewelltem Grunde schwimmen. So sind hier im Bilde die Symbole von Königtum und Kloster St. Michel eng vereint, wie in der Geschichte ihr Anfang, ihr Höhepunkt und ihr Niedergang fast zusammenfallen.

Die Avancée schützt den Zugang zu der kleinen Stadt, deren ansässige Bevölkerung wie einst aus einigen Fischerfamilien, Wirten und Händlern, insgesamt aus etwas über zweihundert Einwohnern besteht. Einst drängten sich nach beschwerlichem Marsch in der einzigen gewundnen Straße die buntfarbigen Pilgerzüge aufwärts und verteilten sich in die zahlreichen Herbergen mit den anheimelnden Namen, zum grünen, goldnen, weißen Kreuz, zum silbernen Löwen, zum Kupferkrug, zum Fuchsschwanz, Delphin und Schwan, zum großen und zum kleinen heiligen Julian, den vier Haimonskindern, und wie sie alle heißen; oder sie besuchten die Gewölbe „unter den Wällen," die von den Benediktinern vermietet waren. Jetzt stürzt der Strom der Reisenden zunächst zum „Bureau," um das Billet zur Rückfahrt mit der Diligence zu lösen, da diese sonst nicht verbürgt werden kann. In der „großen Straße" aber wartet schon der Hauptwirt des Ortes, Poulard aîné, der angesehenste der zahlreichen Poulards, die dort Gastwirtschaft betreiben, und verkündet mit seiner freundlichen Ehehälfte, daß daß Déjeuner bereit sei. Typisch für das Einst

Digitized by Google

und Jetzt der normännischen Küche ist, was sie bieten. Da giebt es außer den substantiellern Schinken oder Koteletts und Hühnern mit Gemüse und Salat als Nebenspeisen „die Früchte der Bucht," schmackhafte kleine Krabben, anstatt der sonst in der Normandie üblichen gekochten Miesmuscheln die hier coque des grèves benannte Herzmuschel cardium edule, die einst in das Wappenschild des Abtes Robert Jollivet aufgenommen wurde, und die coquille St.-Jaques, deren Schalen von den Pilgern gern als Erinnerungszeichen mitgenommen wurden. Austern von den Bänken von Champeaux und Dragey fehlen in der Saison nicht. Von den Fischen, die das leicht erwärmte Wasser der flachen Bai mit Vorliebe als Laichplatz aufsuchen, erschien als der edelste der Lachs, von dem man behauptet, er sei in frühern Jahren so häufig gewesen, daß die Dienstboten an der normännischen Küste bei dem Vermieten ihren Herren die Bedingung stellten, nicht mehr als dreimal in der Woche Lachs essen zu müssen. Dazu das normännisch-bretonische Nationalgetränk, köstlich kühlender Cider und zum Schluß Eierkuchen, die Spezialität der Frau Poulard. Zur Begleichung der mäßigen Rechnung verwies sie auf die Rückkehr „von oben." Also auf zur Abtei!

Zum Aufstieg wählt man entweder wie einst die Pilger die von kleinen Läden eingefaßte Straße und die hohe Treppe les monteux, die sich um den Berg herumwinden, oder den breiten Gang auf der Mauerkrone, zu dem man durch eine Treppe gelangt. Köstliche Ausblicke eröffnen sich von den Wällen und schließlich von der Bastion vor dem Thore der Abtei hinab auf die meilenweiten gleißenden Sandbänke, die zur Zeit der Ankunft noch vom schimmernden Meer bedeckt waren. Und welches Leben da unten! Da ziehn Muschelsucher aus, mit Korb, Spaten und breiten löffelartigen Gabeln bewaffnet, und stochern im Boden herum, wo eine kleine Wasserblase den Aufenthalt einer Muschel anzeigt. Weiter entfernt vom Ufer graben Bauern aus den nahen Ortschaften la tangue, den feinen kalkigen Sand der Bucht, um ihn als geschätzten Dünger auf ihre Felder zu bringen. Zweirädrige Karren mit zwei voreinander gespannten strohhutbedeckten Pferden führen Landeseingeborne zur gegenüberliegenden Küste. Reisende lassen sich zu der in der Ebbezeit gleichfalls landfest werdenden Granitinsel Tombelaine bringen, um von der Seeseite den so verschiednen Anblick von St. Michel zu genießen. Und unten am Damm stehn Esel und Maultierwagen, Droschken, Omnibusse, Zweiräder und Automobile.

Wie ein fast unberührter Rest des Mittelalters, allem kleinlichen irdischen Treiben entrückt, ragt auf der andern Seite still und selbstbewußt die Abtei empor. Sie besteht aus einem Komplex der verschiedensten Bauten, aus den verschiedensten Zeiten und zu den verschiedensten Zwecken. Das Baumaterial, grauer, dem Felsen ähnlicher Granit, läßt die Bauten wie emporgewachsene Felsgebilde erscheinen. Nur für die wichtigern Bauteile wurde außerdem Rosagranit von der Insel Jersey verwandt.

Alle Gebäude des untersten Geschosses sind ziemlich schmal, da sie sich



Digitized by Google

an den Felsen anlehnen, der in diesem Niveau etwa zwei Drittel der ganzen Fläche einnimmt und noch wie ein Kern in das darüber liegende Stockwerk reicht. Zur ersten Verteidigung der beiden Zugänge zur Abtei dient ein kleiner Vorhof. Jeder Besucher hatte nach einem königlichen Befehl von 1377 die Waffen an der Pforte abzulegen. Ausgenommen waren nur Prinzen von königlichem Geblüt, später auch Ritter des Michaelsordens und solche, die ausdrücklich die Erlaubnis des Abts hatten. Trotzdem gelang es 1577 einigen Hugenotten als Pilger mit versteckten Waffen Eingang zu erlangen und den mons virgo wenigstens auf einen Tag in ihre Hand zu bringen. Die eigentliche Zugangsbefestigung, das „Châtelet," ist eine der vollständigsten und schönsten in Frankreich ungefähr von 1260. Das gewaltige Eingangsthor ist durch zwei hohe cylinderförmige Türme eingerahmt, die zugleich zum Aufstieg und zur Verteidigung eingerichtet waren. Sie sind durch einen Saal für die Wachen verbunden und durch eine Plattform abgeschlossen, die den Verteidigern Bewegungsfreiheit gaben.

Zwischen ihnen hindurch führt eine Treppe aufwärts, die an einer Biegung wieder durch Fallgatter und erkerartige Ausbauten geschützt ist. Dahinter ist in dem östlichen Hauptgebäude, der „Belle Chaise," der Eingangssaal, der festgewölbte weite Saal für die Garden, von dem aus der Zugang beherrscht wird. Hier und in der darüberliegenden mit Schießscharten und Erkern versehenen Schutzwehr erwartete den Feind ein furchtbarer Empfang. Auch von da führen nur verborgne Pförtchen und enge winklige Treppen in das Kloster. Die übrigen Baulichkeiten des untersten Geschosses sind am Südostabhang des Gipfels die Keller der Abt- und Fremdenwohnung, westlich Gefängnisse und Verteidigungswerke, nördlich die beiden untersten Säle der Merveille.

Über diesen Grundlagen gewinnen die Gebäude größere Ausdehnung und Bedeutung, da der Felsen mehr und mehr zurücktritt.

Zu den obern Geschossen gelangt man vom Eingangssaal auf der breiten „Abtstreppe," die anfangs aus dem Felsen herausgehauen, zwischen den mächtigen Unterbauten der Kirche und der Abt- und Fremdenwohnung aufwärts führt, auch hier noch gesichert durch eine befestigte Brücke, die sie überspannt. Der letzte Teil der Treppe, „die große Stufe," mündet in der Höhe von 75 Metern über dem Meere auf eine Plattform aus, den Saut-Gaultier. Sie soll ihren Namen von einem Bildhauer haben, der sich von da in die Tiefe stürzte. Passender würde man sie wegen ihrer schönen Aussicht auf die tief unten liegende Stadt, die Sandbänke, auf denen einst unter den Augen der Mönche die Ritter ihre Turnierübungen und Festlichkeiten abhielten, und auf die anmutige leichtgewellte normännische Landschaft wieder mit dem alten Namen Beauregard bezeichnen. Jenseits erhebt sich das Gebäude des Chartrier, für die Aufbewahrung der Urkunden um 1400 zugleich mit dem Krankenhaus erbaut. Mehr noch diente die geräumige Bibliothek in der Nähe den geistigen Interessen der Klosterbewohner, zumal seitdem sie mit der Universität Paris in Verbindung traten. Noch sind die Manuskripte und Schätze der Bibliothek

Digitized by Google

nicht genügend erſchloſſen, die ſeit der Revolution zum größten Teil in dem Archiv von Avranches ruhn. Sollte der Fluch in Erfüllung gehn, der oft beigefügt iſt: quicumque hunc librum furatur, anathema sit?

Von großer Wichtigkeit war die Verſorgung der Abtei mit Lebensmitteln und Waſſer. Sie zu ſichern war eine Feſtungsanlage im Südweſten beſtimmt, die gleich der im Schloß von Pierrefonds wegen ihres ſeltnen Vorkommens beſonders bemerkenswert iſt. Innerhalb der Stadtumwallung, aber unterhalb der Kloſtergärten lagen zwei Ciſternen, in einem gut befeſtigten Hofe die Magazine des Kloſters und in deren Nähe auf einem Turm eine Windmühle. Damit nicht das Fallgatter in die Höhe gezogen und die Thore geöffnet werden mußten, wenn man Zufuhr in die Abtei bringen wollte, führte von einem Ausbau weſtlich von der Kirche eine große Rinne aus Mauerwerk ſteil zu den Magazinen hinab, aus denen man die Vorräte und Waſſerfäſſer emporwand. Man zeigt noch das große Rad, auf das das dicke Tau gewunden wurde. Sechs Männer konnten mit ſeiner Hilfe 1200 Kilogramm hinaufbringen. Die ſinnreiche Vorrichtung arbeitet noch heute und ſoll noch dem alten Zwecke dienen. Zu einer Quelle mit brackigem Waſſer, das für den gewöhnlichen Gebrauch gut zu verwenden war, führte von der nördlichen Umwallung eine ſehr ſteile lange Treppe hinab, auf der zugleich im Falle der Belagerung vom offnen Meere leicht Verſtärkungen in die Feſtung geworfen werden konnten. Im übrigen mußte das im Kreuzgang des Kloſters geſammelte Regenwaſſer für den Bedarf der Mönche und der Beſatzung genügen. Das Waſſer der Quelle St. Aubert, das durch ein Rad im Keller der Merveille in das untere Stockwerk gebracht wurde, galt den Pilgern als beſonders heilkräftig, weil nach der Legende das halbentfleiſchte Haupt des Heiligen hineingetaucht worden war. Sie betrachteten es vor allem als Heilmittel gegen ſchlimme Fieber und füllten es in Gefäße, um es als wertvollen Beſitz mit in die Heimat zu nehmen. Sollten die Mönche denſelben ſtarken Glauben gehabt haben?

Alle dieſe Anlagen zur Verteidigung und Verſorgung der Abtei umgeben deren Hauptgebäude, die Kirche und die Merveille, die beiden Blüten normänniſcher kloſterlich-kirchlicher Kunſt. Die Bewunderung ihrer harmoniſchen Durchbildung und Schönheit weckt die Frage danach, was dieſe raſche Wunderblüte zeitigte. Die Baugeſchichte hängt eng zuſammen mit der ganzen kirchlichen Entwicklung der Zeit.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# Auf der Alm

(Fortſetzung)

Schwere Tritte knirſchten über den Kies, es polterte an der Thür, ſie ging auf, und hintereinander kamen eins, zwei, drei — fünf lange Männer herein, in triefenden Lodenmänteln, Arbeitsgerät, Beile, Hacken und Sägen unter dem Arm, die ſie mit Geräuſch gegen die Wand auf den Boden ſtellten.

Jeſſas! Das fehlt grad no, daß ihr da hereinkommt!

Ja, mein Deandl, jetzt giebts Geſellſchaft! Juijuh! rief ein junger Burſch. Sackra, is dös an Gaudi! Er nahm den Hut vom Kopf und ließ das Waſſer hinunterlaufen, dann ſetzte er ihn wieder in den Nacken und entledigte ſich ſeines Mantels, während die andern desgleichen thaten und ſich dann auf die Bänke und die Herdkante ſetzten. Ein Duft erfüllte alsbald den Raum, der Hanna übel machte. Sie ſtarrte entſetzt auf die wilden Geſtalten und drückte ſich ſo tief ſie konnte in ihre Ecke vor den neugierigen Blicken, die zu ihr herüberflogen.

Woaßt, ſagte ein älterer von den Männern, während er ſich die Pfeife ſtopfte, wir hobn net übers Waſſer hinaus können; es hat ſchrecklich heruntergeriſſen. An Liegerſtatt mußt uns ſchon gebn für dieſe Nacht drobn im Heu, und a warme Milli und an Kaffee wirſt uns aa net verſogn.

Ja, ſie ſollten es ſchon haben. Traudei ſah bedauernd zu Hanna hinüber, während ſie den Herd zum Kochen bereitete. Die Männer dehnten und reckten ſich in der wohlthuenden Wärme, zündeten ihre Pfeifen an, holten ihre Rucksäcke unter der Bank hervor, unter die ſie ſie geworfen hatten, kramten in altes Zeitungspapier gewickeltes Fleiſch, Brot und Käſe heraus, unterhielten ſich ſcherzend mit Traudel und Paul, der ſich unter ſie geſetzt hatte, fragten halblaut nach dem fremden Frauenzimmer in der Ecke und ſagten nach der halblauten Auskunft: Ah ſo! Dann fingen ſie, als die ſüße Kaffeemilch bereit war, nachdem ſie die Pfeifen weggeſtellt hatten, vergnüglich an zu ſchmauſen.

Traudel brachte für ſich und Hanna auch eine Schüſſel Kaffee auf den kleinen Tiſch in der Ecke, hinter dem Hanna ſaß. Und jetzt koch i uns noch an Mus. Wird glei firti ſein!

Mei Schatz is an Sendrin,
Sie kocht mir an Mues,
Sie ſitzt auf dem Pfannſtiel
Und rührts mit dem Fueß!

ſang einer der Holzfäller.

Ach nein, bat Hanna, für mich nicht, ich kann nicht! Der Appetit war ihr gänzlich vergangen von den verſchiednen Düften, die ſie umzogen.

Aber Hanna! Eſſen mußt doch a weng!

Sie ſchüttelte den Kopf. Der ältere von den Holzfällern ſtand auf und trat auf ſie zu. Magſt vielleicht ein Brot? fragte er, indem er ihr eine große Scheibe hinhielt. Hanna ſah ihn zögernd an. Aber das Geſicht, das auf ſie gerichtet war,

Digitized by Google

war so freundlich und gutmütig, und das Brot sah auch ganz sauber aus, daß sie nicht das Herz hatte, nein zu sagen, und sie streckte dankend die Hand danach aus.

Is recht, Hansl, sagte auch Traudei freundlich. Gelts Gott! Es wird besser für das Fräulein sein als das fette Mus. Wir schneidens in den Kaffee. — Das that sie denn, während sich der Hansl mit befriedigtem Gesicht auf seinen Herdplatz zurückzog und mit einem Span die Pfeife wieder in Brand setzte, und Hanna löffelte ganz brav mit aus der Schüssel. Es schmeckte ihr sogar, und sie spürte, daß ihr das warme Süpplein gut that.

Währenddes kramten die Holzfäller ihr Sachen zusammen, wickelten die Reste wieder in das Papier und schoben sie in den Rucksack. Dann machten sie sichs auf den Bänken und auf dem Herd bequem, schürten das Feuer, zündeten die Pfeifen an und bliesen den Rauch nach dem Feuer, sodaß er mit dessen Qualm vermischt zur Decke emporstieg. Alle schwatzten durcheinander, Worte flogen zur Traudei und von ihr herüber und hinüber, die oft großes Gelächter verursachten, deren Sinn aber Hanna nicht verstand. Dann stand einer der Burschen auf, ging mit einem: Gelt, du erlaubsts? an den Mädchen vorbei in Traudeis Stube und kam mit einer Zither in der Hand zurück, setzte sich neben Hanna und legte, die Mädchen anlachend, die Zither auf den Tisch. Mit wunderbar zarter Behendigkeit probierten die braunen Finger seiner schwieligen Arbeiterhand die Saiten und stimmten die, die sich verzogen hatten. Dann rauschte ein lustiger Ländler durch den Raum, und alsbald sprang auch einer der andern Burschen auf und kam mit steif herabgestreckten Armen und von sich gespreizten Händen, halb in die Kniee gesunken und den Kopf auf die Seite geneigt mit wunderlich scharrenden Füßen und eigentümlichen Bewegungen im Takt zu der Musik auf die Mädchen zu und drehte sich auffordernd vor Traudei herum.

Also Traudei! rief der spielende Bursche.

Unsinn! Nix is! rief Traudei. Aber Hanna sah, wie ihr die Lust aus den Augen blitzte. — Geh, tanz doch! sagte sie, sie mit den Ellbogen drängend. Da sprang das Traudei auf und fing sich zierlich an zu drehn, die Arme in die Seiten gestemmt. Und der Bursche drehte sich in grotesken Bewegungen um sie, wie ein verliebter Auerhahn um seine Auserkorne, klatschte sich auf die Schenkel und an die hochfliegenden Sohlen, stampfte und scharrte und walzte und schlug mit einem Juchzer ein Rad, daß es dröhnte, walzte wieder um sie herum, die sich fast auf derselben Stelle drehte, während die andern in die Hände klatschten und unwillkürlich seine Bewegungen im Sitzen mitmachten, bis er plötzlich das Traudei um die Taille faßte und mit einem lauten Juijuh über sich in die Höhe schwang. Hochaufatmend blieben sie dann nebeneinander stehn.

Der Bursch neben Hanna spielte leise weiter und sah sie mit blitzenden Augen und blitzenden Zähnen lächelnd von der Seite an. Es war ein prächtiger Kerl, dem das dunkle Haar unter dem Hut hervorquoll.

Es war ihr ganz traumhaft zu Mute. Das leise bestrickende Klingen der Zither, dazu immer weiter, immer weiter das Rauschen des Regens, das Halbdunkel um sie her, die Gestalten der Männer nur halb beleuchtet von den unruhigen, bald aufflackernden, bald zusammensinkenden Flammen des Herds, der bläulich durch den Raum schwimmende Rauch der Pfeifen — es war, als sei es nicht Wirklichkeit. Traudei hatte sich mit verschränkten Armen und wogender Brust wieder zu ihr gesetzt. — Das war fein! sagte Hanna zu ihr, und Traudei blitzte sie mit lustigen Augen an. Du kannsts aa! sagte sie. — Aber Traudei, sei nicht dumm! — Da setzte der Zitherspieler mit kräftigern Tönen ein: ein Bursche sprang auf, nahm den Hut ab, ließ ihn um die Hand wirbeln, setzte ihn keck aufs Ohr und fing an zu singen, aber nur mit halblauter Stimme:

Digitized by Google

Wann i a'm Gamsberg steig,
Schaug i mei Stutzerl a,
Ob es koan Föhla hat,
Daß i brav schiaßn ka.
Und wanns koan Föhla hat,
Laß i mei Stutzerl knalln,
Die Gambsein abifalln
Drobn auf der Alm.

I habs Gambsei gschossn,
Hat mi net betrogn,
I habs Feuer gsegn,
San die Haar aufflogn.
Is dös net a Freid
Für uns Jagasleit,
Daß ma lusti san
Und ham a Schneid.

Wann ma koan Göld meh ham,
Da Vata giebt uns koans,
Gehn ma a'm Gamsberg nauf,
Und schaugn selbst um oans.
I nimm mei Stutzerl mit
Und schiaß die Gams im Rauch,
Buam, na hab i Göld,
So viel i brauch.

Der letzte Ton jeder Strophe ging in einen sich wiederholenden Jodler über, in den die andern nacheinander mit verschiedner Stimme einfielen, nicht laut, auch nur mit halber Stimme, in einem eigentümlich schwebenden Rhythmus:

Hollaridirüa, Gambsei du sei gstat,
Hollaridirüa, daß di 's net abidraht!

— es klang entzückend! Nur zuletzt that einer der jüngern Burschen einen Juchzer, daß Hanna zusammenfuhr.

Kannst net stat sein? fuhr ihn der ältere Mann, der Hansl, an; der Bursch duckte sich hinter die andern und lugte dann mit verschmitztem Gesicht hinter dem Herd vor.

Ignaz, rief der Hansl dem Zitherspieler zu, jetzt spielst uns den Wendelstoana, aber die Deandln müssn mitthun.

Eben legte der Ignaz wieder die Hände auf das Instrument, da fuhr er zurück, und auch die andern sahen erstaunt auf. Draußen vor der Hütte, es mußte dicht daran gewesen sein, war der langgezogne Pfiff einer Trillerpfeife ertönt. Dann erklangen ganz wundersame Töne. Taktmäßige Schritte kamen heran, hielten vor der Thür, während die Musik weiter tönte, und man hörte ein Tasten nach der Klinke. Paul flog vor und machte auf — vier auf Mundharmonikas von verschiedner Größe blasende Männer zogen im Gänsemarsch herein, bliesen ihren Marsch zu Ende und sahen sich dann erst um.

Dös san die vier! Dös san die vier! jubelte Paul. Mein Gott, wie die ausschaun! Er warf sich auf die Bank und wand sich vor Lachen.

Die vier sahen freilich wunderlich aus — wie die Räuber! Sie hatten Plaids um die Schultern und über ihre Ränzel, sodaß sie wie bucklige Männlein aussahen — groß war keiner von ihnen. Die Hosen hatten sie hoch aufgekrempelt, aber bis über die Kniee reichte der Schmutz, und der eine war sogar hinten bis an den Kragen voll Kalkschlamm — der hatte sich wohl einmal kräftig hingesetzt. Auf den Köpfen hatten sie Hüte, deren Krempen herabgebogen waren, während jeder im Hutband einen ganzen Kranz von Almenrausch und Edelweiß, Brendeln und Genzianen hatte; das Wasser floß auf allen Seiten von ihnen herab. Brillen hatten sie alle vier auf der Nase, über die sie mit komischen Augen wegschauten, weil die Gläser in der warmen Stube sofort anliefen. Und als sie die Hüte alle vier zugleich abnahmen, sah man, daß sie alle vier auch fast gleichmäßig die Herdflamme von kahlen Scheiteln spiegelten. Und alle vier ernsthaften Gesichter, denen es nur ein wenig schelmisch um die Augenwinkel zuckte, waren von zerzausten Vollbärten um-

Digitized by Google

rahmt, nur daß dieſe etwas verſchieden in der Farbe waren und verſchieden ſtark mit Grau meliert.

Traudei war aufgeſprungen und ſtand faſt in drohender Haltung vor ihnen.

Jetzt die aa no?

Heernſe, fing jetzt einer von ihnen an, der die längſte Mundharmonika in der Hand hatte und wohl der Führer der Räuberbande war. Heernſe, das war e ſchlechtes Geſchäft und konnte böſe ausgehn. Mir hatten uns verloofen, und hätten mer nich das Licht rieberſchimmern ſehn, mir hätten noch Hals und Beene brechen können!

Die Holzknechte ſahen ſich an und prufteten los — verſtanden hatten ſie nicht, was der Landsmann aus der Mitte geredet hatte.

Wer ſeids denn, ös? fragte Traudei nicht ſehr freundlich.

Ös? Sie meinen wohl, wer mir ſein? fragte der Sprecher. Er hob die Hand und taktierte, und dann ſingen ſie vierſtimmig an zu ſingen, er den erſten Tenor:

Und alleweile kommt der Geſangverein
Und ſingt ganz leiſe vor ihrem Fenſterlein —

— nämlich, fuhr der Herr fort, ſeinem Chor abwinkend, das merken Sie wohl, daß mir mit friedlichen Abſichten kommen, und wenn mir uns nicht lange vor Ihrem Fenſter aufgehalten hamm, wertgeſchätzte Dame, ſo war die Witterung dran ſchuld — das iſt ja ein Sauwetter. Nee, heernſe, was recht iſt, iſt recht, aber das geht doch iwwer de Hutſchnur. Sehnſe uns nur an! Wennſe kee beſſeres Wetter ham, ſollenſe doch keene Wegweiſer an die Straße ſetzen, die unſchuldige Fremde verlocken, da nuf zu loofen. Na, mir wärn ja glücklich wieder runter, und nu fragt ſichs nur, ob mir hier e paar Betten hamm können und was Warmes in den Leib?

Traudei hatte nur das Wort „Betten“ und „Warmes“ kapiert. Sie bog ſich jetzt vor Lachen über die ſpaßigen Herren. Betten? Naa, bös giebts net auf der Olm. Aber ins Heu dürft ihr ſchon kriechen. Und was Warms? Kaffee? In Gottas Namn! Den könnts habn. Aber ſonſt giebts nix.

Iſt auch nicht von nöten, ſagte der zweite Tenor, unter zuſtimmendem Brummen der beiden Bäſſe, mer hamm was im Knappſack — Zuſammengebetteltes!

Sie entledigten ſich ihrer Plaids, ſtellten ſich um den Herd, auf dem Traudei mit einem dramatiſchen Augenaufſchlag zu Hanna wieder neues Feuer machte und die Kaffeepfanne herrichtete, hielten ihre erfrornen Hände über die Glut, und ſetzten ſich dann, als ſie ſich ein wenig reſtauriert hatten, auf die Bank zu den zuſammenrückenden und ſie in ſchweigendem Rauchen beobachtenden Holzfällern. Dann machten ſie ihre Ränzel auf, holten allerhand Eßbares heraus, gerade ſo, wie die Holzknechte vorher, und ſuchten mit den Augen nach einem Platz, wo ſie es hinlegen könnten.

Ich ziehe zu allererſcht meine Babuſchen an, ſagte der zweite Tenor, indem er mühſam ſeine naſſen Stiefel auszog — hohe Schaftſtiefel; ſoi Teifel, mer hat ja keenen trocknen Faden am Leibe!

Der erſte Tenor hatte den Tiſch in der Fenſterecke entdeckt und trat mit den vollen Händen auf ihn zu.

Ich mache Ihnen Platz! ſagte Hanna, indem ſie ſich erhob. Der Räuberhauptmann, der ſie erſt jetzt bemerkte, trat zurück und ſagte: Um Vergebung, mein Fräulein — ich hatte gar nicht bemerkt, daß eine Weiße hier unter den Wilden war!

Die drei andern waren aufmerkſam geworden und herzugetreten. Sie verneigten ſich höflich und nannten ihre Namen. Zſchiedrich, Krauſe, Neumann, Heinichen — aus Leipzig!

Digitized by Google

Aber heernse, wie kommen Sie denn hier in die Wildnis, bei das Wetter, wenn ich fragen derf? fragte der Sprecher.

Ich habe die Sennerin, meine Freundin, besuchen wollen, sagte Hanna belustigt, und bin hier eingeregnet. — Dieses Intermezzo heiterte sie auf. — Nehmen Sie nur hier am Tische Platz; ich setze mich zum Traudei an den Herd.

Die Herren nahmen dankend Platz, bekamen ihren Kaffee und fingen mit sichtlicher Wonne an einzuhauen.

Das ist wärklich guter Kaffee! sagte behaglich der erste Baß. Ei Gottchen, nach der Wasserfahrt!

Heernse! sagte der Hauptmann, sich zu Hanna wendend, das war wärklich enne Kugelfuhre. Mir warn ganz hibsch naufgekommen, ganz sachtchen — mir hatten ja nischt zu versäumen —, un de Aussicht — nee, was recht ist, ist recht, fuhr er zu Traudei gewandt fort, großartig! eefach großartig! De ganze Gegend sieht mer, und de Umgegend ooch noch. Alle Achtung! Aber hernachens! Nee, so e Wetter! Mir machten nunter, was mer konnten, aber das Ausreißen half nischt, es erwischte uns doch! Zum Glück hammer enne ieberhängende Felsplatte gefunden. Da hammer vier Stunden gesessen —

Jawohl, vier Stunden! fiel der zweite Baß ein —

— bis es da ooch naß wurde, wo mir saßen. Da nützte es nischt. Genossen, sagte ich, nu nur weiter! Hier wärn mer naß, und draußen wärn mer naß. Das ist gehoppst wie gesprungen. Inwwernachten können mir ooch nich hier. Also sein mer weiter gemacht, allerdings freilich mehr uffm Buckel gerutscht wie geloofen. Aber gesehen hammer nischt mehr. Ich weeß es ganz bestimmt, mei zweeter Tenor wollte gerade anfangen zu weenen —

Neumann, du redst kee Blech! sagte dieser entrüstet —

— da sehn mir das Licht aus der Hütte rhwwerschimmern. Kindersch, sagte ich, die Erde hat uns wieder! Nu nur anständig marschmäßig! Und nu danke ich meinem Schöpfer, daß mir hier sein.

Hanna, fragte Traudei, indem sie sie anstieß, san dös Franzosn?

Hanna mußte gerade heranslachen, trotz ihrer Herzschmerzen. Die Sachsen lachten auch, und die Holzknechte mit, obwohl sie nicht wußten, worüber, außer daß es ganz urkomische Gesellen waren, die vier, und Paul kreischte einen Jodler dazu.

Der Hansl stand auf und klopfte seine Pfeife aus. Zeit is, daß ma schlaafn gehn, sagte er.

Was seid denn ihr? Holzhacker? brummte der zweite Baß zu den Forstarbeitern hinüber.

Holzhacker? freili, da ists net weit gföhlt, sagte der Hansl.

Das sind wir auch, sagte der zweite Baß. Aber wir beabsichtigen nicht, euch ins Handwerk zu pfuschen, wir vertreten mehr die illustrative Seite des Handwerks. Also können wir friedlich der gemeinsamen Nachtruhe pflegen.

Also, alleweile machen mir ins Heu! Meine Herren, Sie werden die Güte haben, uns den Weg zu weisen, rief der Anführer der Holzschneider den Vertretern der gröbern Seite des Fachs zu. Meine Damen, ich habe die Ehre! — Die drei andern Herren verbeugten sich, wünschten eine wohlzuruhende Nacht und folgten dann, nachdem sie diskret in der Ecke die Stiefel ausgezogen hatten, ihre Plaids mitnehmend den Holzknechten, die mit ihrem Gutenachtgruß voranmarschierten, in den Stall.

Traudei hatte ein Stümpfchen Licht aus ihrem Stübchen geholt und angezündet. Sie hielt es, in der Stallthür stehn bleibend, über ihren Kopf, um den Fremden zu leuchten.

Digitized by Google

Da nauf sollen mir? klang die Stimme des zweiten Tenors aus dem Stall. Heerufe, ich bin doch keine Hinne!

Vorwärts, vorwärts, nur hinauf! rief die Stimme des zweiten Basses.

Au, Heinichen, tritt mir doch nich uf de Beene, warte doch — au meine Babuschen, die sind mir nuntergefallen!

Ach was, oben brauchste keene Babuschen! Vorwärts!

Sie waren glücklich oben angelangt, und man hörte sie im Heu rascheln.

Nee heert, hier is es ja stockfinster! Ich seh meine Hand nich vor den Ooge. Wo soll mer sich denn hinlegen?

Leg dich nur und mach dein Plaid ordentlich breit, ich liege schon ganz schön.

Au! wer tritt mich denn? Seid doch e bischen vorsichtig, Krause! Nanu, was is denn das?

Do lieg i! sagte einer der Holzfäller. A wengerl weiter rechts, na hast Platz!

Endlich schienen sie sich alle zurecht gefunden zu haben. Gelt, do ists schö! sagte einer der Leute. Do giebts Flee, Lais und Wonzn! Die Holzknechte lachten fünfstimmig, und Paul jubelte Diskant dazu.

Jetzt gebts a Ruh! tönte die Stimme des Hansl.

Traudei, die sich die Seiten hielt vor Lachen, machte die Thür zu. Dös is dir a nette Gsellschaft! rief sie. Aber, mein Hannerl, jetzt haben wir zwaa nur noch mein Bett. I moan aber, es hat Raum genug für uns beid. Jedenfalls —

Mir ists ganz recht so, Traudei, sagte Hanna. Viel lieber, als wenn ich allein hier unten liegen sollte.

Das ist brav von dir, sagte Traudei. Sie scharrte die Glut auf dem Herd zusammen, häufte die Asche darauf und leuchtete dann Hanna mit dem Lichtstümpfchen in ihr Stüberl.

Es wird kalt, sagte Hanna, ich zieh nur die Schuhe aus und mache mein Kleid auf und lege mich so hin.

Wird scho guat sein! sagte Traudei und zog sich auch die Schuhe aus. So, nun leg di nur an die Wand, daß d' mir net nausfallst. — Liegst gut? Jetzt komm i! Sie blies das Licht aus und schlüpfte zu Hanna ins Bett. — Hast Platz? — Reichlich, ganz schön! — Ja, breit is es, das Bett! sagte Traudei und zog die Decke herauf. Schlaf wohl, Hanna! — Schlaf wohl, Traudei! — Träum von deim Schatz, Hannerl! — Und du von deinem, Traudei! — O mein, dös is aus, ganz aus is! sagte Traudei. Sie seufzte tief.

Durch die Decke hörte man, wie sich die Männer droben noch im Heu herumwälzten. Nach einer Weile tönten tiefe Brummtöne herab. Traudei kicherte. Die sonnu—si—kallisch! flüsterte sie. Dann jammerte auf einmal Pauls Stimme: Da soll ma schlafn, wann neuni aaf oamal schnarchn! — Sei stat, Buberl, brummte die Stimme des Hansl, und schlaf. Du derfst heut aa amol schnarchn, aus—nams—weis.

O, der Bub! sagte Traudei. Aber nun war es wirklich ruhig. Das Schnarchen wurde zu einem gleichförmigen Tutti, das sich mit dem Rauschen des Regens vermischte. Traudei legte sich auf die Seite, und nach kurzer Zeit atmete sie sanft und gleichmäßig und war eingeschlafen, trotz ihres Liebeskummers.

Hanna lag ganz still da, aber schlafen konnte sie nicht. Sie hatte die Augen offen und sah in das Dunkel hinein. Ihre Gedanken arbeiteten fieberisch. Das Klingen der Zither tönte ihr wieder in den Ohren. Alle die Bilder, die sie heute gesehen hatte, zogen wieder vor ihren Augen vorbei. Alles, was sie empfunden hatte, bewegte wieder ihr Herz, nur noch schärfer als am Tage, und sammelte sich zu einem großen, brennenden Weh. O Karl, o Karl, wie schlecht, wie thöricht



Digitized by Google

bin ich gewesen! O Karl, deine lieben, lieben Augen! Ach könnte ich hineinsehen, könnte ich mich an dich schmiegen! In deine lieben, starken Arme! Aber ich habe dich von mir gestoßen, und du wendest dich von mir ab. Weit, weit weg — sie biß in das Tuch, in das sie sich gehüllt hatte, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen. Ihr Herz schmerzte sie, daß sie die Hand darauf pressen mußte. Sie wollte sich zum Schlafen zwingen und redete sich vor, daß es ja thöricht sei, es sei ja gar nicht so schlimm, und morgen werde alles gut sein. Aber dann sah sie ihn, wie er einsam auf der Landstraße wanderte, mit dem bittern Ausdruck im Gesicht, wie gestern abend. „Ich werde dir aus dem Wege gehn!" Und wieder starrte sie mit offnen Augen in die Nacht.

Der Regen rauschte auf das Dach der Hütte; von fern her hörte sie deutlich das Dröhnen des Bachs. Ab und zu brummte eine Kuh drüben im Stall — ach wenn es doch Tag würde!

* * *

Ich muß den geneigten Leser jetzt bitten, Hanna mit ihrem Gewissenswurm allein zu lassen, und trotz des heillosen Wetters mit mir den Weg in die Ramsau zurückzulegen, denn es ist notwendig, daß wir erfahren, was sich dort inzwischen zugetragen hat.

Natürlich hatte Hannas Flucht großes Erstaunen und auch etwas Unruhe bei den alten Herrschaften erregt. Karl hatte das Briefchen auf dem Tische gefunden, als er am Morgen mit seinem Rucksack hinuntergekommen war, um vor dem Abmarsch zu frühstücken, hatte es genommen und gleich zu seiner Mutter hinauf getragen, da er gehört hatte, daß diese schon auf war. Die gute Mutter hatte sich beeilt, als sie ihren Sohn nebenan in seiner Stube hatte rumoren hören, sich fertig zu machen, um noch bei ihm zu sein, ehe er fortging. Sie trat gerade aus ihrer Stube, als Karl hinauskam, öffnete erstaunt das Briefchen und gab es dann Karl. Sie sahen sich, als er es gelesen hatte, einen Augenblick stumm in die Augen, aber die Mutter nahm mit Erleichterung wahr, daß die seinen ihren lustigen Ausdruck annahmen, über den sich Hanna so oft ärgerte.

Da ist sie mir wirklich mit dem Davonlaufen zuvorgekommen, sagte Karl. So ein Schlingel! Großartig! — Ja, nun werde ich meinen Rucksack erst einmal wieder auspacken, Mütterchen; denn allein kann ich euch doch nicht in eurer Verlassenheit sitzen lassen. Und jetzt frühstücken wir und warten, bis der Papa hinunterkommt.

Als der dann kam und die Neuigkeit erfuhr, nachdem er sich am Frühstückstisch niedergelassen hatte, preßte er die Lippen zusammen, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch und sah Paul über die Brille weg unverwandt an. Ich weiß nicht, sagte er, was für ein Geist in das Mädel gefahren ist, und weiß jetzt wirklich nicht mehr, was man thun soll. Ich hatte meine Hoffnung auf die Reise gesetzt — ja lieber Karl, glaub nicht, daß ich ganz blind gewesen sei — ich habe deine Geduld oft bewundert. Sie muß einmal tüchtig gestraft werden. Nach meiner Meinung wäre das richtige, du machtest es wie sie und gingst einfach weg — für eine Woche oder so — auf eine Fußtour, dann wird sie sich wohl besinnen.

Karl gestand, daß er denselben Gedanken gehabt habe und im Begriff gewesen sei, fortzulaufen. Er meine aber, er solle doch noch so lange warten, bis er sicher sei, daß sie glücklich wieder von der Alm —

O Gott ja, sagte Mama Müller, es kann doch dem leichtsinnigen Kind auch etwas passieren — so ganz allein —

Ach was, passieren! rief der Geheimrat ganz böse. Ich bitte ganz gehorsamst um Verzeihung, Frau Nachbarin. Es sollte ihr nur was passieren! Aber es geht

Digitized by Google

ja eine ganz sichere Straße auf die Alm hinauf, und dort ist sie bei dem Traudei wohl geborgen. Es kann ihr gar nichts passieren.

Mama Müller senkte den Kopf und machte ein betrübtes Gesicht.

Heute bleibe ich aber doch bei euch, sagte Karl.

Nun, bis Mittag, meinethalb, sagte der Geheimrat, daß nicht alles so Hals über Kopf geht. Aber dann machst du dich fort, lieber Sohn. Glaube mir, es ist das beste, sie darf dich nicht mehr hier finden. Um so sicherer wird sie sich wieder finden. Sie werden mir Recht geben, liebe Frau Nachbarin.

So wurde es denn beschlossen, und man machte zunächst noch einen Spaziergang auf den Riesenbichl und dann im Thal hinunter, und der Geheimrat machte stolz die Reisegenossen auf die Schönheiten der sonnenglänzenden Landschaft aufmerksam. Alles war klar, das silberne Gestein der Berge zeichnete sich in scharfen Umrissen von dem tiefblauen Himmel ab, zartes, duftiges Violett lag in den Schattenstellen, und der Wald der nahen Höhen stand in leuchtendem Grün neben seinen dunkeln Tiefen davor. Es war entzückend; Karl vergaß beinahe die Wehmut über seine bevorstehende Verbannung, aber er ertappte seine Mutter ein paarmal dabei, wie sie sich verstohlen ein Thränchen aus den Augen wischte.

Als sie die Landstraße an der Ache entlang unter den mächtigen Ahornbäumen auf die Kirche zu zurückwanderten, blieb der Geheimrat plötzlich stehn und rief: Na na, was ist denn das? Das will mir nicht gefallen! — Auf einmal kamen mit großer Schnelligkeit weiße Schleier über den Rand der Reitalm herübergequollen und senkten sich abwärts; auch links oben zogen wie hergezaubert plötzlich Nebelfetzen um den Hochkalter, und hinter dem Mühlsturzhorn schob sich eine graue Wand mit weißleuchtendem Rand empor, die sich rasch zu mächtigen Wolkenbergen mit dunkeln Schatten auftürmte.

Wir wollen nur zuschreiten, sagte der Geheimrat. So etwas geht schnell hier. Das giebt ein Gewitter.

Und richtig, als sie das Wirtshaus erreicht hatten, war schon der ganze Sonnenschein erloschen. Die Berge waren verschwunden, schwarzblau standen die Waldhöhen da, und die Wolken fuhren über das Thal. Und dann ging es wie droben auf der Alm. Blitz und Donner und strömender Regen, der vom Winde gepeitscht das Thal entlang fegte.

Mama Müller war in die Gaststube geflüchtet. Der Geheimrat und Karl standen vor der Thür, von dem vorspringenden Dach geschützt, und beobachteten das wilde Naturschauspiel.

Jetzt wirst du freilich heute nicht fortkönnen, sagte der Geheimrat. Und meine Jungfer Tochter wird mit ihrem Starrkopf in der Hütte herumflattern wie ein Vogel im Käfig. Geschieht ihr ganz recht, sie soll nur ein bischen Angst ausstehn.

Das arme Hannichen!

Jawohl, das arme Hannichen!

Was mögen wohl die Leute dort unten an der Kirche haben? fragte nach einer Weile der Geheimrat.

Karl sah hinüber. In dem Hohlweg zwischen der Mauer, die das Fundament des Pfarrhauses bildet, und dem Bauernhaus rechts an der Straße hatte sich eine Gruppe Menschen angesammelt, die dicht nebeneinander unter ihren Schirmen, sodaß man nur die Rockschöße und darunter die Kniehosen und die Wadenstrümpfe sah, um einen Mittelpunkt standen. Sie sahen aus wie Pilze. Man sah es an den Bewegungen, daß sie aufgeregt sein mußten. Jetzt traten sie auseinander; ein junger Bursch sprang aus ihrer Mitte, der in eiligem Laufe die Straße heraufkam, während die Stehngebliebnen sich herumgedreht hatten und ihm nachschauten und offenbar lebhaft miteinander sprachen.

Digitized by Google

Was is, Loisl? fragte die Kellnerin aus der Hausthür, als der Bursch herankam.

Er blieb einen Augenblick stehn, vom Regen triefend. Dem Joseph habens eins naufgeschossen — droben in der Wimbach hat er gelegen — der Maxl solls thun habn — jetzt bringens ihn herauf, und i muß ins Haus hinauf, daß alles gerichtet wird — — er war bei den letzten Worten schon wieder im Lauf.

Herr du meines Lebens, o du mein Herrgottle, schrie die Kellnerin. Aus dem Hause und drüben aus dem Stalle kamen alle Leute zusammengeeilt: Was is? Was is? — Der Maxl hat den Joseph derschossen, den eignen Bruder hat er derschossen! Glei werdens ihn bringen!

Ausrufe des Entsetzens von allen Seiten und gespannte Blicke die Landstraße hinunter.

Ei ei ei, hm hm hm! sagte der Geheimrat — so ganz schlimm wird hoffentlich die Sache nicht sein — der Bote hat nichts von „erschossen“ gesagt —, aber bös genug ist sie doch. Nämlich der Joseph — daß der Schlingel das Wildern nicht sein lassen kann, er ist einer der verwegensten Wilddiebe, obgleich er ein wohlhabender Bauer ist, und sicher ist das Unglück beim Wildern geschehn — der Joseph ist nämlich der Traudei ihr Zukünftiger, und der Maxl — aber ich kanns nicht glauben, daß ers wirklich gewesen ist — ist sein Halbbruder, einer der Forstgehilfen. Es ist übrigens ein Prachtkerl, der Joseph, ganz mein Liebling. Wenn das die Mädel droben wüßten. Ei ei ei!

Dann kam der Zug die Straße herauf, der Förster voran. Die Männer trugen eine aus jungen Tannenstämmen hergerichtete Bahre, auf der eine mit einer Decke verhüllte Gestalt lag. Ein Haufen Kinder und Weiber folgte.

(Schluß folgt)

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Stadtbibliotheken. Heft 21 der Grenzboten brachte eine ziemlich eingehende Besprechung des Buchs von E. Schultze über „Freie öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesehallen.“ E. Schultze mag sehr gründliche und nützliche Studien über diesen Gegenstand angestellt haben, und sein Urteil mag in den meisten Fällen zutreffen. Wenn er aber die Stadtbibliotheken des Deutschen Reichs für ziemlich überflüssig erklärt und besonders von der Breslauer sagt, er könne ihren Zweck nicht ergründen, so scheint ein Wort der Verteidigung um so mehr angezeigt, als die Angegriffnen selbst zu schweigen vorziehn.

Zunächst ist die Breslauer Stadtbibliothek nicht eine Anstalt für sich, sondern sie ist mit dem Stadtarchiv aufs engste verbunden, sodaß sie in denselben schönen Räumen eines eignen monumentalen Gebäudes untergebracht ist und von denselben Beamten wie jenes verwaltet wird. Dieses Archiv birgt aber so reiche Schätze für die politische und die Wirtschaftsgeschichte Breslaus und Ostdeutschlands seit 1300, für die Geschichte der deutschen Sprache — Konrad Burdach hat vor vier Jahren einen ganzen Winter hier gearbeitet —, für die Kirchengeschichte Schlesiens, in zahlreichen Briefbänden für die Geschichte der Reformation, daß die Stadt Breslau

Digitized by Google

jedenfalls schon um deswillen gezwungen wäre, einen Fachmann anzustellen, die nötigen Räume zu schaffen und das Archiv der Wissenschaft zu erschließen. Oder soll eine Stadt wie Breslau diese Schätze und Zeugnisse ihrer stolzen Vergangenheit etwa an das königliche Provinzialarchiv abtreten, das bis jetzt nichts weniger als ein Muster darin war, die Arbeit in ihm und mit ihm zu erleichtern? Dabei ist das Interesse am Stadtarchiv durchaus nicht auf einen kleinen Kreis beschränkt. Als besondres Institut ist es nun eigentlich älter als die Bibliothek. Denn diese ist erst aus den alten Kirchenbibliotheken erwachsen, der von St. Elisabeth, die der Freigebigkeit des reichen Patriziers Rehdiger die allerwertvollsten Stücke verdankt, der von St. Maria-Magdalena und der ihrer Zeit auch recht bedeutenden von St. Bernhardin. Die Bestände aus diesen Bibliotheken umfassen freilich hauptsächlich Theologie, Geschichte, Sprachwissenschaft und Philologie, ohne daß aber ihr Reichtum aus älterer Zeit damit erschöpft wäre. Seit einem Menschenalter jedoch bestrebt sich der Leiter der Bibliothek, die reichen Mittel, die die Stadt besonders in dem letzten Jahrzehnt bereitgestellt hat, zu Anschaffungen zu verwenden, wie sie sich aus der Stellung der Stadtbibliothek zwischen der „Königlichen und Universitätsbibliothek“ einerseits und den Volksbibliotheken und drei Volkslesehallen andrerseits ergeben, Anschaffungen, die der Stadtbibliothek allgemeines Interesse und die starke Benutzung durch alle wissenschaftlich und litterarisch thätigen Kreise der Stadt und Provinz sichern, und die sie für das geistige Leben beider zu einem wichtigen und notwendigen Institut stempeln. Das Hauptverdienst hierbei gebührt unstreitig dem Direktor. Er hat die Einrichtungen für die Benutzung musterhaft gestaltet. Das hat auch die Staatsverwaltung anerkannt, indem sie der Stadtbibliothek vor einigen Jahren eine vollständige Sammlung der reichsdeutschen Patentschriften überwiesen hat, die sie seitdem auf dem Laufenden erhält. Worin aber die Stadtbibliothek der Königlichen voraus ist, davon mag es erlaubt sein, einiges aufzuführen: Es gehören dahin die Besuchsstunden, deren Zahl bei der Stadtbibliothek im Winterhalbjahr fast um die Hälfte größer ist, und die anserdem besser verteilt sind, da sie an fünf Tagen auch die Zeit von vier bis sieben Uhr nachmittags umfassen. Des weitern ist zu rühmen die Gebarung bei dem Leihverkehr mit auswärtigen Bibliotheken, die Gelegenheit, den Katalog zu benutzen, die Weitherzigkeit beim Ausleihen, womit die rigorose und kleinliche Art des staatlichen Instituts arg kontrastiert, da dieses selbst bei geringwertigen Büchern trotz genauer Namensangabe des Entleihers noch auf seinem Schein besondrer Legitimation besteht, endlich der Verkehr mit dem Publikum: hier unnahbare Amtshoheit und Ungefälligkeit in jeder Beziehung; bei der Stadtbibliothek aber wetteifern die drei Bibliothekare, die absichtlich aus verschiednen Studiengebieten ausgewählt sind, mit ihrem Direktor in unermüdlicher Geduld und Liebenswürdigkeit, sich jedem Benutzer als wahre Helfer und Berater zu erweisen. Darüber ist in allen Kreisen Breslaus nur eine Stimme. Dankesworte in den Vorreden recht verschiedenartiger Bücher bezeugen dies oft genug. Ihren deutlichsten Ausdruck aber fand diese Meinung jüngst, als das Jubiläum der fünfundzwanzigjährigen Amtsthätigkeit des Direktors trotz ernstlichen Sträubens des Jubilars durch eine größere Feier begangen wurde. Und es war nur natürlich, wenn in der Sitzung des Geographentags des Gefeierten auch gedacht wurde. Denn die schönste und wertvollste Gabe, die der Versammlung dargebracht worden war, dankte sie ihm, dem wahrhaft bescheidnen Gelehrten, nämlich eine musterhafte Ausgabe des Textes und eine treffliche Übersetzung der ersten Beschreibung Schlesiens aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts.

Den ältern Grenzbotenlesern ist der verdiente Mann übrigens nicht fremd, wenigstens konnten sie vor Jahren einige Aufsätze von ihm in dieser Zeitschrift finden. W. K.

Digitized by Google

Die heilige Neun. In der Abhandlung „Die mystische Neunzahl bei den Deutschen“ (Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1897) hat der jüngst verstorbne Altmeister auf dem Gebiete der deutschen Altertumswissenschaft, K. Weinhold, den Beweis geliefert, daß nicht nur die Germanen, sondern auch andre Völker namentlich arischen Stammes neben der Dreizahl auch deren Quadrat, die Neun, heilig gehalten haben. Erst nach der Einführung des Christentums ist sie durch die semitische Sieben beschränkt worden, wie sie in einzelnen Fällen auch der christlichen Zehn weichen mußte. An Weinholds Abhandlung hat vor kurzem Heinrich Meyer Benfey in seinem Aufsatz Von der Siebenzahl (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1900, Nr. 256 und 257) angeknüpft.

Es ist ein reiches Material, das Weinhold gesammelt und zusammengestellt hat, und die daran gewandte Mühe ist um so größer, als die Belege keineswegs offen daliegen, sondern in der Litteratur der ältern und der neuern Zeiten, in den Bräuchen, dem Glauben, oder besser gesagt Aberglauben, den mündlichen Überlieferungen des Landvolks meistenteils tief versteckt sind. Leichter findet man die Zeugnisse für die Auffassung der nordischen Völker. Bei der Durchsicht der Eddalieder stößt man bald auf Stellen, aus denen die Schätzung der Neunzahl deutlich wird, in dem Register der Simrockschen Edda, die wohl immer noch die am meisten verbreitete ist, sind unter dem Worte Neun mehrere Beispiele angeführt. Nun liest man in einem isländischen Bericht über die Eröffnung des diesjährigen Landesthings (Zeitung Isafold Nr. 44) folgenden Satz: En thingmenn stodu upp og hrópudu: Lengi lifi Kristján konungur hinn Niundi med ufóldu hurra. Das heißt: Aber die Abgeordneten erhoben sich und riefen: Lange lebe König Christian IX. mit neunmaligem Hurra. Danach zu urteilen ruft man auf Island nicht dreimal, wie sonst überall, sondern neunmal Hurra. Das ist jedenfalls auch ein Überbleibsel der alten Schätzung der Neunzahl, denn auf die Neun im Titel des jetzt gerade regierenden Königs wird man doch die neunmalige Ovation nicht zu beziehn haben. Übrigens wird man dabei auch lebhaft an die neuerdings so viel besprochnen neunmaligen Komplimente der Chinesen erinnert. F. K.

Wie gehts? „Guten Morgen! Wie gehts?“ so rufst du deinen Freund Mayer an, der dir in der Königsstraße begegnet, und schüttelst ihm etwa mit einer Verneigung und lächelnder Miene die Hand. „Wie gehts Ihnen?“ — also das soll doch wohl heißen: „Wie haben Sie heute nacht geschlafen? Was ist Ihnen heute morgen schon für ein Glück oder lieber Unglück begegnet? Erfreuen Sie sich zur Stunde noch der Nüchternheit? Desgleichen einer ungestörten Verdauung? Wie? oder sollten Sie zur Abwechslung an dem und dem leiden? oder an Herzklopfen, das zu so bösen Zufällen führt? oder an Kopfweh, das so oft vom Herzklopfen kommt, öfter aber davon, daß man herzlos arbeitet, lebt, genießt? Oder ist es ein Übel weiter drin oder weiter außen: Menschenhaß? Leutescheu? Mangelnde Kundschaft? Launischer Prinzipal? Drohender Prozeß? Häuslicher Zwist? Mißratende Kinder? Böse Nachbarn? Peinliche Zeitung? Anonyme Briefe?“ — Mindestens dies und noch vieles andre ist der Inhalt deiner Frage „Wie gehts“; und du verlangst in der kurzen Frist, während du deines Mayer Hand wieder losläßt und einem Kollegen, der hinter dir vorbeistreift, zuwinkst, und vor der Dame, die auf der andern Seite der Straße einherfregattet, den Hut tief ziehst, um dann mit einem Blick auf deine Uhr dich zu empfehlen, weil du keine Minute übrig habest, keine Sekunde — in diesem kurzen Augenblick verlangst du eine Antwort auf alle diese Fragen, was dasselbe ist, als daß er, Mayer, schon vor seinem Einschwenken von Haus auf die Straße seinen Spruch abschnurren gelernt habe, heute so, morgen anders, um nicht von der Wucht der plötzlichen Frage „Wie gehts?“ überwältigt zu werden. — Mensch! bedenke die Zumutung! —

Digitized by Google

Wenn du auf den elektrischen Knopf drückst, und ein Geläute erfolgt; wenn du am elektrischen Schalter drehst, und es Licht wird, so ist das ein Wunder von Wirkung, aber immer nur entspricht hier einer Bewegung eine Erscheinung. Deinen Freund oder Scheinfreund — zufolge stiller Übereinkunft nämlich ists dein Feind — nimmst du heran, drückst ihm auf den Knopf und verlangst die Leistungen des Phonographen, ha! des Psychophonen, nämlich Generalbeichte seines Erlebens, Thuns und Leidens in der Kürze und Rhythmik der elektrischen Klingel! Ist das Vorahnung neuer Erfindungen? oder gedankenlose Anmaßung? oder grausame Tortur? Wahrlich! Tortur ists, berechnete Tortur, ausgedacht von der Neuzeit und gekleidet in die Form der allgemeinen Höflichkeit, deren wir uns ja mehr und mehr rühmen. Die Kultur, die Verfeinerung der Sitten erklärt alles. Wir spucken nicht mehr voreinander aus, ballen nicht die Faust, weisen nicht die Zähne, wir werden nicht einmal rot vor Zorn, wenn wir unsern Feind sehen; wir fragen: „Wie gehts?“ — sehen kalt lächelnd, wie der andre sich krümmt zwischen der Pflicht der Artigkeit, etwas vernünftiges zu antworten, und der Gewißheit, daß wir einstweilen von ihm denken: Hol dich der Teufel!

Am jüngsten Tage giebt man Rechenschaft von jedem unnützen Wort. Gehört dazu nicht auch die Frage: Wie gehts? Mit nichten. Sie hat ihren Sinn und Nutzen, gewinnt dem Feind den Vorteil ab oder macht dem Freund das Leben sauer. Unnütze Worte wird dereinst nur der zu verantworten haben, der auf die Frage „Wie gehts“? jemals etwas erwidert hat. p. f.

# Litteratur

**Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie von Professor Dr. J. Conrad, Halle a. S. Erster Teil: Nationalökonomie. Dritte, wesentlich erweiterte Auflage. Jena, Gustav Fischer, 1900**

Der Verfasser unterscheidet im Vorwort zwischen Grundriß und Handbuch: in einem Handbuch müsse das ganze Material niedergelegt, darum auch die Litteratur vollständig angegeben sein; in einem Grundriß wirke es nur verwirrend auf den Leser, wenn ihm eine zu große Auswahl von Schriften vorgelegt wird, weil er selbst die richtige Wahl nicht zu treffen vermag. Das ist sehr richtig, die Beschränkung der jedem Kapitel vorangeschickten Litteraturnachweise auf die allerwichtigsten Werke ist ein wirklicher Vorzug des Buchs, das wir weiter nicht zu empfehlen brauchen, weil seine materiellen und formellen Vorzüge längst anerkannt sind. Grenzbotenleser, die das Buch benutzen, werden finden, daß wir in vielen brennenden Fragen mit Conrad übereinstimmen, so z. B. in der Ansicht über Wert und Preis. Auch Conrad gelangt zu dem Ergebnis, daß sich der sehr verwickelte Vorgang der Preisbildung nicht in eine einzige kurze Formel bringen läßt, daß bei unentbehrlichen Gütern des Massenverbrauchs die auf ihre Herstellung verwandte Arbeit den Ausschlag giebt, und daß Tauschwert und Preis zusammenfallen. Wie wir, mahnt auch er zur Vorsicht bei der Anwendung des Wortes Volksvermögen und macht auf die Fehler aufmerksam, die bei der Schätzung dieses Vermögens gewöhnlich begangen werden. In dem Kapitel, das die Abhängigkeit des Volkswohlstands von der physischen, intellektuellen und moralischen Leistungsfähigkeit der verschiednen Völker darstellt, findet man eine sehr gute Charakteristik der hauptsächlichsten Nationen. Es heißt da unter anderm: „Der Slawe und der Romane hat, was er weiß, in jedem Momente präsent und weiß es in gefälliger Form zu

Digitized by Google

verwerten. Sie scheinen daher bei dem ersten Eindruck leicht mehr, als sie sind. Bei dem Germanen pflegt das Gegenteil der Fall zu sein, weil er Zeit braucht, um seinen Gehalt zur Geltung zu bringen, und dieses meist in unvollkommner und ungefälliger Form zuwege bringt." Bei der Entwicklung des Kapitalbegriffs ist uns aufgefallen, daß die Unterscheidung von Kapitalgütern und Kapitalbesitz, ohne die gar nicht verstanden werden kann, wie Papiere und Metallstücke zu dem Namen Kapital kommen, nicht gebührend hervorgehoben, und daß dieses Versäumnis auch in der Geschichte der Nationalökonomie nicht nachgeholt wird. Diese Unterscheidung und die Entstehung beider Arten von Kapital klar gemacht zu haben, ist das Hauptverdienst von Rodbertus. Conrad hebt nur den utopischen Teil der Leistungen dieses Sozialisten hervor und sichert sich so freilich vor seinen Lesern das Recht, jenem die Wissenschaftlichkeit abzusprechen zu dürfen, ein Wort, über dessen Bedeutung bei der Gelegenheit verschiedenes zu sagen wäre. Erschöpfend und in jedem Sinne befriedigend werden die Geld- und Währungsfragen behandelt. Vor ein paar Jahren würde sich jeder Student zu allererst auf diesen Abschnitt gestürzt haben; jetzt hat sich das Silberfieber gelegt, und der Gegenstand hat nur noch ein wissenschaftliches Interesse. In Zukunft, meint Conrad, werde man vielleicht einmal, wenn das Gold knapp werden sollte, wieder zum Bimetallismus übergehn müssen, vorläufig könne davon keine Rede sein. Die Börsenfrage ist immer noch brennend, und hier nun bleibt Conrad bei seiner alten Ansicht stehn, daß der Terminhandel unentbehrlich sei, und daß er zusammen mit der Spekulation die Preisschwankungen vermindre und den Preis der wirklichen, aus Bedarf und Vorrat entspringenden Marktlage immer genauer anpasse. Die Spekulation sei eben auch ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Wenn — um nur einen der Vorwürfe zu erwähnen, den die Landwirte gegen die Börse erheben — behauptet wird, diese drücke den Preis unmittelbar nach der Ernte, um wohlfeil einzukaufen, und treibe ihn dann in die Höhe, um teuer zu verkaufen, so sei darauf zu erwidern, daß die Getreidehändler das natürlich thun würden, wenn sie die Macht dazu hätten, daß ihnen aber gerade die börsenmäßige Organisation des heutigen Getreidehandels die alte Praxis unmöglich mache, wie die Preisstatistik beweise. Die Preise stünden im Dezember nicht wesentlich höher, mitunter sogar etwas niedriger als im August, wo, sollte man meinen, das massenhafte Angebot den Preis bedeutend drücken müßte. Daß das Börsenspiel durch die Verleitung von Personen, die wegen ihrer Unkenntnis des Börsengeschäfts immer Schaden leiden, sowie durch verwerfliche Künste, die Kursschwankungen erzeugen, Unheil anrichte, könne allerdings nicht geleugnet werden. Aber alle Mittel, die man versucht habe, das Publikum vom Börsenspiel zurückzuhalten, hätten sich als erfolglos erwiesen, und die Kurstreibereien kämen nur bei Industriepapieren vor, an der Warenbörse allenfalls bei Artikeln, die nur in verhältnismäßig kleinen Mengen vorhanden seien, also nicht beim Getreide. Zu dem Besserungsversuch, den man mit dem Börsengesetz von 1896 gemacht habe, sei ja die Gesetzgebung durch das allgemeine Mißtrauen des Publikums sozusagen gezwungen worden, und jede Ausdeutung der Unerfahrenheit streng zu bestrafen sei unbedingt notwendig, aber große Wirkungen dürfe man sich von den ergriffnen Maßregeln nicht versprechen. Das Buch ist in drei Hauptabschnitte gegliedert: die Lehre von der Produktion, die Verteilung des Ertrags der Volkswirtschaft und die Geschichte der Nationalökonomie. Diese schließt mit einer Rechtfertigung der vermittelnden Stellung, die „die neuere sozialpolitische oder realistische Schule" zwischen dem den Staat zum Nachtwächter hinabdrückenden Manchestertum und dem die Freiheit des Individuums aufhebenden Sozialismus einnimmt.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Der Kampf um den Zolltarif

3

Im Bundesrat sind, wie man hört, die Beratungen über den Zolltarif in vollem Gange. Was sie bringen werden, ist ebenso ein Buch mit sieben Siegeln, wie der Entwurf, mit dem sie es zu thun haben. Fertig muß in kurzer Zeit etwas gebracht werden, und es wäre nicht gerade befremdlich, wenn sich der Bundesrat, da er nicht mehr viel an den Fundamenten ändern kann, mit unwesentlichem Ausputz und einem Notdach begnügt und dem Reichstag überläßt, zu machen, was er will. Es soll und muß dann eben wieder einmal „auch so“ gehn. Wir haben das bei so manchem Entwurf erlebt, freilich immer zum Schaden der Sache, zum Schaden des Ansehens der Regierung und zum Schaden der politischen Haltung des Volks. In diesem Falle würde der Schaden in jeder Beziehung besonders schwer sein. Seit dem Bestehn des Reichs hat der Bundesrat kaum jemals vor einer verantwortlichern Aufgabe gestanden. Niemals durfte er weniger die Verantwortung auf den Reichstag abwälzen. Wenn jetzt die Freunde der Väter und Paten des Entwurfs wieder doppelt eifrig in der Presse die Reklametrommel rühren für die Trefflichkeit des „Instruments,“ das sie dem Reiche zur Erlangung günstiger Handelsbeziehungen zum Ausland beschert hätten, so wird sich hoffentlich der Bundesrat dadurch am wenigsten verleiten lassen, die Sache auf die leichte Achsel zu nehmen. In den beiden vorangegangnen Artikeln ist vor allem die Streichung der Minimalgetreidezölle im § 1 des Zolltarifgesetzentwurfs befürwortet worden. Es ist dabei die Unstichhaltigkeit der Gründe, mit denen man für das Doppeltarifsystem nach französischem Muster Stimmung zu machen versucht hat, nachgewiesen, im besondern aber auf die verhängnisvollen Konsequenzen aufmerksam gemacht worden, die der Bundesrat heraufbeschwören würde, wenn er den Gesetzentwurf mit dem Absatz 2 des § 1 an den Reichstag weiter gäbe. Dabei mußte natürlich die von links und rechts in leichtverständlicher Absicht aufgestellte unwahre Behauptung widerlegt werden, die verbündeten Regierungen hätten sich durch früher gegebne Zusagen und der Reichskanzler auch noch durch die Veröffentlichung des Entwurfs zur Auf-



Digitized by Google

rechterhaltung der Minimalgetreidezölle verpflichtet. Erst die Beschlüsse des Bundesrats werden der Regierung die Hände binden oder frei erhalten. Wahrscheinlich ist der Würfel darüber schon gefallen.

Schon in unserm ersten Artikel hatten wir die Ansicht geäußert, daß der Tarif selbst — der Generaltarif —, wie er in der Veröffentlichung vom 26. Juli vorliegt, in geschickten, von richtiger handelspolitischer Einsicht und Absicht geleiteten Händen für die bevorstehenden Vertragsverhandlungen eine im ganzen brauchbare Unterlage abgeben werde, ja sich nach mancher Richtung hin dabei als wertvolles Werkzeug werde bewähren können. Erfreulicherweise haben wir uns darin der Hauptsache nach mit Schmoller in Übereinstimmung befunden. Denn wie inzwischen die Zeitungen über die Münchner Versammlung des Vereins für Sozialpolitik berichtet haben, hat er sich dahin ausgesprochen, daß der Tarif in den Händen eines „großen Staatsmanns und geschickten Diplomaten" uns ebensogut eine neue „Ära der Caprivischen Handelsverträge" — die er aus vollem Herzen gutgeheißen habe — in verbesserter Auflage bringen könne, wie ein „Melinisches Zollsystem," was er für ein großes Unglück halten würde. Jeder Staat, soll er weiter gesagt haben, der vorwärts kommen wolle, benutze den Schutzzoll als Machtmittel. Geschickt benutzt könne er viel nützen, ungeschickt benutzt außerordentlich viel schaden. Wir seien jetzt in eine Ära hineingeraten, in der Rußland, die Vereinigten Staaten und Frankreich einen Neumerkantilismus schlimmster Art begründet hätten. Demgegenüber könnten wir nicht ungerüstet als bloße Freihändler dastehn, wir müßten zum Schutz gegen diese maßlosen Übertreibungen ein gewisses Maß von Schutzzöllen haben und sie richtig benutzen. Sonst kämen wir nicht zu vernünftigen Handelsverträgen. Wer das ignoriere, bleibe in einem Wolkenkuckucksheim. Deutschland dürfe aber nicht die neumerkantilistischen Übertreibungen nachmachen, sondern müsse sie durch Handelsverträge bekämpfen und ein vernünftiges Maß billiger und gerechter Handelspolitik im internationalen Verkehr herbeiführen. Von diesem Standpunkt aus billige er den Tarif, wenn er richtig benutzt werde.

Bei unsrer Anerkennung des Tarifentwurfs als einer im ganzen brauchbaren Grundlage für die Vertragsverhandlungen haben wir uns von vornhereiu zu der Voraussetzung bekannt, daß an maßgebender Stelle, Gott sei Dank, die nötige handelspolitische Einsicht und Absicht vorhanden sei, ihn richtig zu benutzen. In jahrelanger unbefangner und aufmerksamer Abwägung alles dessen, was über des Kaisers handelspolitische Überzeugungen und Wünsche bekannt geworden ist, haben wir die Zuversicht gewonnen, daß er dem rechten Ziel zustrebt und die Mittel und Wege dazu in weiser Vorsicht und Mäßigung zu wählen bemüht ist. Es ist auch nichts bekannt geworden, was befürchten ließe, daß über Ziel und Weg bei den verbündeten Regierungen Meinungsverschiedenheiten herrschten, die zu ernstern Besorgnissen Anlaß geben könnten. Und wir sind auch überzeugt, daß der Kaiser in Graf Bülow den klugen, weitsehenden und gewissenhaften Kanzler, den geschickten Diplomaten gefunden hat, den das Reich für die schweren Aufgaben braucht, die jetzt zu lösen sind. Kein Mensch ist unfehlbar, und die Bezeichnung „groß," das wird Schmoller

Digitized by Google

zugeben, kann die Geschichte den Staatsmännern, den Kaisern wie den Kanzlern, erst nach sehr langem Wirken zusprechen. Jedenfalls können wir aber zu den leitenden Personen an der maßgebendsten Stelle volles Vertrauen haben. Das ist doch wahrhaftig ein großes Glück. Aber freilich muß das Vertrauen noch viel mehr ein Gemeingut des Volkes werden, wenn wir aus allen Schwierigkeiten zu der weltwirtschaftlichen Zukunft gelangen sollen, die das Deutsche Reich und das Volk brauchen, wenn sie nicht verkümmern wollen. Deshalb müssen wir alles, was dieses Vertrauen stört, und alle, die es stören wollen, wer sie auch sein mögen, jetzt doppelt scharf bekämpfen. Die Nörgler und die Hetzer gegen die oberste Leitung unsrer Handelspolitik sind besonders gefährliche Landstörer. Ihnen muß man mißtrauen, ihnen und den parlamentarischen Parteien, die von ihnen abhängen und sie benutzen, nicht der Regierung. Deshalb ist es ein so unerhörter Unsinn, der monarchischen Spitze, die wir Gott sei Dank haben, unnötige, neue, unerprobte Fesseln dem parlamentarischen Parteiwesen gegenüber anlegen zu wollen, Fesseln, die sich die republikanische Regierung in Frankreich vor zehn Jahren — übrigens auch unter dem Protest des verantwortlichen Ministers, der lieber vom Amt zurücktrat, als sich der Fessel fügte — gefallen lassen mußte, und die der absolute Zar sich selbst einmal anlegen konnte, solange es ihm paßte. Die Regierung verdient freie Hand, und sie braucht freie Hand für die Vertragsverhandlungen. Wird sie durch Minimalzölle im Gesetz — oder auch „in den Akten" — verhindert, die Kontinuität der Vertragspolitik zu wahren, so wird sich der Generaltarif vom 26. Juli, wenn er mit den vorgeschlagnen Zollerhöhungen in Kraft tritt, in der That, wie Schmoller sagt, als ein großes Unglück erweisen, nicht nur wegen der Agrarzölle, sondern auch wegen der Industriezölle. Dann geraten wir wahrscheinlich rettungslos in eine Melinische Schutzzollwirtschaft, in eine Ära neumerkantilistischer Übertreibungen hinein, deren Folgen gar nicht absehbar wären, aber jedenfalls viel verderblicher sein müßten, als die Folgen solcher Übertreibungen bisher für Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten gewesen sind. Wir habens nicht dazu, uns solche Experimente erlauben zu dürfen.

Daß wir eine Erhöhung der Kompensationsobjekte, eine Verschärfung der Kampf- und Druckmittel für die Regierung zur Erwirkung größerer Zugeständnisse vom Ausland verlangen, brauchen wir nicht zu wiederholen. Es ist auch schon erwähnt worden, daß sich die eingeschwornen Lobredner des Entwurfs jetzt beeifern, die Verschärfungen der Zollsätze im Generaltarif vorwiegend in dieser Beleuchtung zu zeigen. Leider kann dieser bequeme Einwand gegen die notwendige Kritik jetzt um so weniger leicht zurückgewiesen werden, als von der offiziellen Begründung, die dem Bundesrat zugegangen sein muß, und die wahrscheinlich sehr voluminös ausgefallen ist, noch gar nichts veröffentlicht worden ist. Nichtsdestoweniger kann und muß es schon jetzt ausgesprochen werden, daß die Generalsätze in der Hauptsache ursprünglich als Schutzzölle vorgeschlagen worden sind, nicht als Kampf- und Kompensationszölle. Sie sind in dem Sinne gemeint, den Dr. Schuhmacher, wie wir sahen, den Generaltarifsätzen beilegt, daß sie nämlich möglichst genau den Produktionsverhältnissen jedes einzelnen

Digitized by Google

Produktionszweiges angepaßt seien, mit dem Zweck, möglichst einen Ausgleich für die Unterschiede zu schaffen, die in den Produktionsbedingungen des Inlands gegenüber den Konkurrenzländern bestünden, daß sie also in diesem protektionistischen Sinne auch für den Fall geeignet wären, daß die Verhandlungen zu keinem befriedigenden Abschluß führten. Diesem Sinn gemäß aber haben ja auch der deutsche Landwirtschaftsrat und das preußische Ökonomiekollegium ganz berechtigtermaßen verlangt, daß die Generaltarifsätze des Entwurfs, soweit sie Agrarzölle sind, und zwar womöglich noch erhöht, als Minimalsätze von vornherein festgelegt werden sollten. Tritt der Bundesrat der Auffassung bei, zu der sich Schuhmacher in München bekannt hat, und von der aus der, wie Schmoller sagt, „in eine blinde Verherrlichung des Schutzsystems hineingeratne Teil unsrer leitenden Beamten" geglaubt hat, bei den Vorarbeiten die Generaltarifsätze ermitteln und berechnen lassen zu müssen, so wird er auch „in den Akten" keine wesentlich niedrigern Minimalzölle festlegen können, wahrscheinlich sich nach andern Kompensationsobjekten umsehen oder vielmehr von vornherein auf die Kontinuität der Vertragspolitik verzichten und alles auf die Schärfe des Schwerts im Zollkriege stellen müssen. Das Tarifschema mag ein noch so vortreffliches „Instrument" sein, aber die Tarifsätze sind, so scheint es, vorläufig auf eine ganz andre Tonart gestimmt, als in der der verantwortliche Staatsmann die Musik machen darf. Da muß der Bundesrat schon den gehörigen Schlüssel dazu finden, daß über den Wert der Noten, wenn sie an den Reichstag kommen, kein Zweifel mehr besteht. Die Motive des Entwurfs geben dazu die beste Gelegenheit. Hoffentlich werden sie aus dem Bundesrat ganz anders herauskommen, als sie hineingekommen sind. Auch wenns etwas Mühe macht.

In den achtziger Jahren hat der preußische Generalsteuerdirektor Burghardt einmal gesagt, nach 1879 suche man klüglicherweise die Kompensationsobjekte für Handelsverträge nicht mehr wie früher unter den „Schutzzöllen," sondern unter den „Finanzzöllen." Das ist für heute ein sehr doktrinäres Rezept, und man wird den Tarifentwerfern nicht übel nehmen, daß sie es nicht angewandt haben. Mit der theoretisch schönen Unterscheidung von Finanz- und Schutzzöllen ist bei uns jetzt in praxi nicht viel anzufangen. Es kommt doch zu sehr darauf an, ob die ausgesprochnen Finanzzölle — abgesehen von der Rücksicht auf die Konsumenten, um die man sich nicht viel kümmert — gerade gegen die Staaten, auf die wir einen Druck im Interesse günstiger Vertragsbedingungen auszuüben suchen müssen, auch als Druckmittel verwendbar sind. Kaffee, Thee, Tabak hat man mit Zollerhöhungen verschont oder zollfrei gelassen. Auch an das Petroleum hat man sich mit keiner Erhöhung gewagt, obgleich es unter Umständen ein prächtiges Kampfzollobjekt wäre, vielleicht auch noch einmal dazu gemacht werden muß. Nolens volens hat man sich bei dem Suchen nach Kompensationsobjekten hauptsächlich an die Getreidezölle gehalten, die zwar — leider — auch unsre einträglichsten Finanzzölle geworden sind, die sich aber als die ausgesprochensten Notstandszölle besonders schlecht zum Vorschlagen und Abhandeln lassen eignen. Der Kompensations- und Kampfgedanke lag allerdings auch den Bismarckischen Ge-

Digitized by Google

treidezollerhöhungen der achtziger Jahre mit zu Grunde, aber unter Miquel — das kann doch nicht geleugnet werden — ist die Oppositionskraft und Oppositionslust bei den Agrariern ganz gewaltig angeschwollen, sodaß jetzt diese Verwendung der Hauptagrarzölle zu Kompensationen natürlich ihre ganz besondern Mißhelligkeiten hat. Begiebt sich der Bundesrat auf den Weg der Beweisführung, den nicht zu verlassen Graf Posadowsky am 7. Februar 1898 den deutschen Landwirtschaftsrat so dringend bat, so wird es ihm sehr schwer werden, die im Tarifentwurf vorgeschlagnen Generaltarifsätze nicht als Minimalsätze anzuerkennen und sie nicht durch den Reichstag noch erhöhen zu lassen. Nur die grundsätzliche Ablehnung dieser Methode giebt ihm das Recht, sich dem zu widersetzen. Von den beiden Abhandlungen über die Agrarzölle, die der Verein für Sozialpolitik in seinen Beiträgen zur neusten Handelspolitik Deutschlands veröffentlicht hat, verfolgt die von Dr. Dade den Posadowskyschen Weg, die von Professor J. Conrad den unsers Erachtens allein richtigen und gangbaren, womit wir die einzelnen Ergebnisse, zu denen Conrad gelangt, nicht ohne weiteres für unanfechtbar erklären wollen. Beide Abhandlungen sind in den Grenzboten wiederholt besprochen und gewürdigt worden, sodaß wir hier nicht nochmals darauf einzugehn brauchen. Der Bundesrat wird wählen müssen zwischen der erprobten wirklich staatswissenschaftlichen und nationalökonomischen Methode der Urteilsfindung auf der einen Seite — die ohne doktrinäre Prinzipienreiterei und ohne mehr beweisen zu wollen, als sie kann, auf Grund allgemeiner Wahrheiten und Erfahrungssätze und einer zuverlässigen und durchsichtigen Statistik den Staatsmann über die Richtung aufklärt, in der er operieren muß, und über die Grenzen, in denen er sich dabei frei bewegen kann —, und der modernen merkantilistischen Methode auf der andern Seite, die — sich übrigens einer viel zu weitgehenden Ablehnung wissenschaftlicher Grundsätze rühmend — auf der Basis einer im wesentlichen fiktiven, von Interessenten geschaffnen Statistik mit dem Rechenstift beweisen will, was alle Weisen und Praktiker der Welt nicht beweisen können.

Im bayrischen Landtag hat kürzlich der Minister von Feilitzsch gesagt, die Industriezölle des Entwurfs seien doch verschwindend im Vergleich mit den Agrarzöllen. Das muß zugegeben werden, aber gleichwohl muß bestritten werden, daß der Schade, den die Industriezölle anrichten können, so viel kleiner sei, als der, den die Agrarzölle anrichten werden, oder daß die Erhöhung der Industriezölle, die der Entwurf vorschlägt, kein größerer Unsinn sei als die Erhöhung der Agrarzölle. Daß die landwirtschaftlichen Zölle ihrem Ertrag und der Belastung des Konsums nach weitaus die Hauptsache sind, geht schon aus folgenden groben Zahlen der amtlichen Statistik des Deutschen Reichs hervor:

Im Jahre 1900 belief sich der Ertrag der Zölle auf „Nahrungs- und Genußmitteln und Vieh“ auf 364 764 000 Mark bei einem Wert der zollpflichtigen Einfuhr von 1 645 119 000 Mark. Der Zoll auf „Fabrikate“ brachte 120 033 000 Mark ein bei einem Wert der zollpflichtigen Einfuhr von 834 229 000 Mark. Der Zoll auf „Rohstoffe für Industriezwecke“ bezifferte sich auf 36 316 000 Mark bei einem Wert der zollpflichtigen Einfuhr von 481 859 000 Mark. Bei den zuerst genannten Zöllen machte der Zoll 22,2 Prozent des Werts der zollpflichtigen Einfuhr aus, bei den Fabrikaten 14,4, und bei den Rohstoffen für die Industrie 7,5 Prozent.

Digitized by Google

Der Zollertrag von Getreide, Hülsenfrüchten und Malz belief sich im Jahre 1900 auf den Kopf der Bevölkerung auf 234 Pfennige und machte 25,2 Prozent des gesamten Zollertrags aus, während sich der Zoll auf Roheisen, Eisenwaren und Maschinen zusammen nur auf 32,7 Pfennige und 3,5 Prozent stellte. Der Zoll auf Schmalz, Fleisch und Vieh macht 46,3 Pfennige; dagegen der auf Baumwollengarn und Baumwollenwaren, Wollengarn und Wollenwaren, Seidenzwirn und Seidenwaren, Leinengarn und Leinenwaren zusammen 35,0 Pfennige auf den Kopf. Der Zoll auf Bau- und Nutzholz, Wein, Ölfrüchte, Obst, Käse, Butter und Eier zusammen 100 Pfennige, der auf Holz-, Leder-, Thon- und Glaswaren, Droguen und Farben zusammen nur 15,5 Pfennige. Allein die neu vorgeschlagnen Zölle auf Mais und Dari, Ölkuchen und Kleie würden für die Einfuhrmenge des Jahres 1900 über 40 Millionen eingetragen haben, d. h. weit über 100 Prozent mehr, als der ganze Zoll auf Eisen, Eisenwaren und Maschinen nach dem geltenden Vertragstarif eingebracht hat. Gegen den heutigen Vertragstarif würde die als Minimalsatz im Entwurf für Hafer und Futtergerste — diese nach Dades Schätzung von der Braugerste unterschieden — vorgeschlagne Zollerhöhung über 12 Millionen bei einer Einfuhr wie 1900 ausmachen; die im Generaltarif vorgeschlagne Zollerhöhung aber fast 25 Millionen. Allein für die unentbehrlichen Futtermittel hätte also die deutsche Viehzucht beim Eintritt des vorgeschlagnen Generaltarifs über 60 Millionen mehr als jetzt an Einfuhrzoll zu zahlen, das ist über 200 Prozent mehr, als der ganze Zollertrag für Eisen, Eisenwaren und Maschinen heute beträgt. Für Weizen und Roggen zusammen würde der Mehrertrag des Zolls bei Inkrafttreten des Generaltarifs über 60 Millionen ausmachen, das ist mehr als 200 Prozent des heutigen Ertrags der Textilindustriezölle überhaupt. Dazu käme noch unter anderm der neue Geflügelzoll mit etwa 5000000, die Erhöhung des Butter- und Käsezolls mit über 3000000, die des Fleisch- und Schmalzzolls mit über 7000000, zusammen über 15 Millionen, das sind fast 100 Prozent mehr, als der Ertrag des heutigen Zolls auf Leder und Lederwaren, Holz-, Thon- und Glaswaren, Droguen und Farben zusammen.

Das genügt schon, das Urteil des Ministers von Feilitzsch zu rechtfertigen. Von der Steigerung der Preise für die im Inland produzierten landwirtschaftlichen Erzeugnisse noch gar nicht zu reden.

Das genügt aber auch, die vorgeschlagnen Zollsätze zu einem Rätsel zu machen. Zunächst fällt die dem Getreidebauer zuliebe vorgeschlagne Verteuerung der Futtermittel auf. Was für Rechenkunststücke werden wohl die Motive, wenn der Bundesrat sie gutheißt, dafür ins Treffen führen? Conrad konnte noch vor einem Jahre nicht glauben, daß eine Erhöhung des Haferzolls beabsichtigt sei. Er hielt vielmehr im Interesse der Viehzucht seine Herabsetzung, womöglich seine Beseitigung für wünschenswert. Für einen höhern Zoll für Braugerste plaidierte er warm und wollte, wenn eine verschiedne Behandlung zolltechnisch nicht möglich sei, ihr zuliebe sogar eine mäßige Zollerhöhung auch für Futtergerste in den Kauf nehmen. Aber um so entschiedner lehnte er im übrigen jede Verteuerung der Futtermittel ab. Auch die künstliche Steigerung des Roggenpreises bekämpfte er deshalb wegen des klar erkennbaren hervorragenden Interesses der Kleinbetriebe an der Viehzucht. Dade auf der andern Seite verlangte 3,50 Mark für Hafer statt 2,80 Mark. Der Entwurf schlägt dafür in minimo 5 und im Generaltarif 6 Mark vor. Für Braugerste verlangte Dade gleichfalls 3,50 Mark statt jetzt 2 Mark. Der Entwurf schlägt 3 und 4 Mark vor. Sollte eine Unterscheidung zwischen Brau- und Futtergerste unmöglich sein, hielt Dade einen Gerstenzoll von 3 Mark noch für gerechtfertigt. Sonst

Digitized by Google

fordert er „als reine Finanzzölle“ für Futtergerste, Mais, Kleie und Ölkuchen 1 Mark. Ob er damit reine Kompensationsobjekte hat schaffen wollen, sagte er nicht. Der Maiszoll wäre dazu unter Umständen gut zu gebrauchen. Der deutsche Landwirtschaftsrat bezeichnet 6 Mark und das preußische Landesökonomie-Kollegium 7,50 Mark als den für Brau- und Futtergerste und für Hafer notwendigen Minimalzoll. Es geht doch nichts über die Präzision, mit der der neumerkantilistische Weg der Beweisführung mit dem Rechenstift Bescheid zu geben versteht.

Nun müssen aber beim normalen Lauf der Dinge die höhern Futtermittelzölle ziemlich sicher zur Verteuerung der Futtermittel und damit zur Lähmung der Viehzucht und zur Schädigung gerade des kleinen Manns, des „Bauern,“ beitragen, dessen „Rettung“ man vor allem im Munde führt. Dafür soll eine an sich sehr starke Erhöhung des Zolls auf Vieh und Produkte der Viehzucht das Pflaster sein, aber bei der ohnedies recht geringen Einfuhr von Vieh und Fleisch usw., die dank der scharfen Abwehr der Seuchengefahr überhaupt noch stattfindet, ist wahrscheinlich gar nicht daran zu denken, daß die Viehzüchter darin eine bemerkbare Schadloshaltung für die höhern Preise der Futtermittel erhalten werden, die sie an die Getreidebauer zahlen müssen. Conrad hat gegen die Erhöhung von Vieh- und Fleischzöllen nichts einzuwenden, weil die Einfuhr schon jetzt so klein ist, daß die Fleischpreise nicht wesentlich durch die Zollerhöhung gesteigert werden würden. Die höhern Geflügelzölle verwirft er, denn die Preise seien fortdauernd gestiegen, die des Futters dagegen gesunken. Wenn gleichwohl die Geflügelzucht zurückgeblieben sei, so liefere das den Beweis, daß eine Preiserhöhung durchaus nicht allein dazu genügt, eine Produktionspraxis zu fördern, sondern daß die Bevölkerung auch den nötigen Erwerbstrieb haben müsse, die gegebnen Gewinnchancen auszunutzen. An sich sind, wie gesagt, die vorgeschlagnen Steigerungen der Vieh- und Fleischzölle sehr hoch: so unter anderm für Bullen und Kühe 25 Mark statt 9 Mark, für Zugvieh 15 statt 6 für das Stück, für Schweine 10 statt 6 Mark, für frisches Fleisch 30 statt 20 und für einfach zubereitetes 35 statt 20 Mark für den Doppelzentner. Dazu kommt die Erhöhung des Butter- und Käsezolls von 20 auf 30 Mark usw. Wenn, was wohl nicht ausbleiben wird, bei der Einführung dieses hochschutzzöllnerischen Tarifs auch die animalischen Nahrungsmittel dem Volke stark verteuert werden, so wird das viel weniger unmittelbar auf die höhern Vieh-, Fleisch- und dergleichen Zölle zurückgeführt werden können, als auf die gesamte prohibitivistische Agrarzollpolitik, bei der die Getreidezölle und auch die Futterzölle die Hauptsache sind, und die dadurch ungeheuer beförderte Ringpolitik der Landwirte. Es wird wohl später eine Gelegenheit kommen, wo wir auf diese Frage und auch überhaupt auf die Rolle einzugehn haben, die der Bruder Bauer jetzt für die Agitation spielen muß, und die er seinerzeit bei der Gewinnverteilung spielen wird.

Die mitgeteilten Zahlen lassen jedenfalls keinen Zweifel daran, daß das Inkrafttreten der Generaltarifzölle eine ganz unerträgliche Verteuerung der Hauptnahrungsmittel für die nichtlandwirtschaftliche und nichtwohlhabende Bevölkerungsmasse herbeiführen müßte, und sie deuten auch schon darauf hin, daß

Digitized by Google

im Ernst eine Schadloshaltung der Industriearbeiterschaft, oder kurzweg: der Industrie dafür durch höhere Industrieschutzzölle gar nicht in Aussicht genommen werden kann. Eine genaue Berechnung darüber anzustellen, ist natürlich ganz unmöglich, schon weil die preissteigernde Wirkung der Zollerhöhungen auf die einheimischen Fabrikate auch nicht annähernd geschätzt werden kann. Wenn der geringe Ertrag der Zölle für Fabrikate, wie er im Jahre 1900 war, so weit gesteigert werden sollte, daß er dem Mehrertrag der Agrarzölle gleichkäme, so würde dazu eine allgemeine Verdopplung der Industriezölle bei weitem nicht ausreichen. Daran könnten auch die hochschutzzöllnerischen Konzipienten des Zolltarifentwurfs vom 26. Juli nicht denken. Daß diese ganze Kompensationstheorie hier wie anderwärts doktrinärer Unsinn ist, soll übrigens dadurch nicht in Zweifel gestellt werden.

Wahrscheinlich wird im Bundesrat der Gedanke diskutiert und bei der herrschenden Zeitströmung wohl auch befürwortet werden, eine Schadloshaltung der nichtlandwirtschaftlichen und nichtwohlhabenden Bevölkerung für die Verteuerung der Lebensmittel dadurch herbeizuführen, daß man den Mehrertrag der Agrarzölle für Arbeiterwohlfahrtszwecke, namentlich zur Einrichtung der Arbeiterwitwen- und Waisenversicherung und der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit bestimmt. Ohne die Frage hier erschöpfend behandeln zu können, muß doch alles Ernstes davor gewarnt werden, daß man so große, ungeheuer schwierige, in sich selbst noch ganz und gar nicht bis zur Spruchreife durchgearbeitete Aufgaben kurzer Hand durch gesetzliche Bewilligung von Geldmitteln präjudiziert. Und noch dazu solcher Geldmittel. Der Zollmehrertrag würde auf alle Fälle, auch wenn er über Erwarten hoch ausfällt, nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der durch die höhern Lebensmittelpreise bewirkten Mehrbelastung der Arbeitermassen sein, und vor allen Dingen: er ist doch auch nicht als eine dauernde Einnahme gedacht, auf die man so große dauernde Organisationen fundieren könnte, ohne sich eines unverantwortlichen Leichtsinns schuldig zu machen, den die Lage der Reichsfinanzen am allerwenigsten verzeihlich erscheinen lassen würden. Entweder haben die Agrarier Recht: dann muß die Zollerhöhung der Inlandsproduktion so steigen, daß die Einfuhr von Agrarprodukten und die Zollerträge dafür abnehmen; oder sie haben — was wir allerdings trotz Stieda und Dade für wahrscheinlich halten — Unrecht: dann wird keine noch so agrarisch beherrschte Regierung die hohen Agrarzollsätze aufrecht erhalten können. Wer die Getreidezollerhöhungen, auf die es hauptsächlich ankommt, für ein notwendiges Übel, das über kurz oder lang unnötig und beseitigt werden muß, ansieht, der sollte doch nicht dafür zu haben sein, daß man es durch eine solche Disposition über den Ertrag für die Dauer festlegt. Wir begreifen es absolut nicht, wie Conrad dafür eintreten konnte. Die Regelung der Reichsfinanzwirtschaft ist eine der allerdringendsten Aufgaben, vor der wir stehn. Wird sie gelöst, so werden sich auch die Mittel finden, den notwendigen Reichszuschuß zu neueinzuführenden Arbeiterversicherungsinstitutionen leisten zu können. Bis dahin bereite man diese schwierigen Projekte gehörig vor. Wenn die Getreidezollerhöhungen — was wir glauben — dem Reich für eine Reihe von Jahren große Mehreinnahmen zuführen, so wird das die Regelung der Reichsfinanz-

Digitized by Google

wirtschaft nur erleichtern, wenn man nur nicht wieder in das leidige Fortwursteln verfällt. Auch die Ausdehnung der Arbeiterversicherung wird dadurch um so leichter werden. Auch wenn man etwa auf den Gedanken verfiele, die Mehrerträge zur Verstaatlichung des Wohnungswesens verwenden zu wollen, würde das unsers Erachtens ein Fehler sein. Die Verquickung all dieser weit aussehenden unreifen Sozialprojekte mit der Getreidezollfrage mag den auf Augenblickserfolge zugeschnittnen Staatsmännern sehr verlockend erscheinen. Um so mehr muß im Interesse der dauernden Wohlfahrt von Reich und Nation davor gewarnt werden.

Der Versuch, hier von der vorgeschlagnen Erhöhung der Industriezölle auch nur ein annäherndes Bild zu geben, verbietet sich absolut. Man müßte einfach die Abschnitte 2 bis 19 des Entwurfs abdrucken, den bestehenden Zolltarif, soweit er die Industrie betrifft, daneben stellen und nun dem Leser überlassen, soweit es überhaupt möglich ist, einen Vergleich anzustellen. Wir wollen aber als Beispiel eine Anzahl Positionen aus dem besonders wichtigen Abschnitt 18, der Maschinen, elektrotechnische Erzeugnisse und Fahrzeuge umfaßt, aufführen und, den von der Deutschen Industriezeitung veröffentlichten Zusammenstellungen folgend, die entsprechenden Sätze des bisherigen Generaltarifs zum Vergleich stellen. Bei allen angeführten Warengattungen weist der geltende Vertragstarif keine Ermäßigung gegen den Generaltarif auf mit alleiniger Ausnahme der Glühlampen, die jetzt vertragsmäßig mit 24 statt 30 Mark für den Doppelzentner verzollt werden.

Für Dampflokomotiven auf Schienen laufend ist der Zoll von 3, 5 und 8 Mark auf 5, 9 und 11 Mark für den Doppelzentner erhöht. Für Dampflokomotiven, nicht auf Schienen laufend, von 8 Mark auf 8 und 9 Mark. Für Dampfmaschinen, Dampfturbinen, Wasserkraftmaschinen, Verbrennungs- und Explosionsmotore, Heißluft- und Druckluftmaschinen und andre vorstehend nicht genannte Kraftmaschinen und dergleichen stellte sich bisher der Zoll auf 0 bis 8 Mark; nach dem Entwurf soll der Doppelzentner dagegen je nach dem Gewicht von 1000 Doppelzentnern bis 40 Kilogramm abgestuft mit 3,50 Mark bis 100 Mark verzollt werden. Für Näh- und Strickmaschinen für den Handbetrieb ist der Zoll von 24 auf 35 Mark erhöht. Für Näh- und Strickmaschinen mit Gestell und für motorischen Betrieb, für Maschinen in fester Verbindung mit Kratzenbeschlägen, für Webstühle, Feuerspritzen, Pumpen, für Maschinen zur Bearbeitung von Metallen, Hölzern und Steinen, Nietmaschinen und mechanische Hämmer, Dampfdreschmaschinen und Dampfmähmaschinen soll der Zoll künftig 4 bis 20 statt 3 bis 8 Mark betragen. Für andre nicht besonders benannte Maschinen je nach dem Gewicht 3 bis 18 Mark, statt bisher 3 bis 8 Mark. Für Dynamomaschinen, Elektromotoren und dergleichen 6 bis 9 Mark statt 3 bis 8 Mark. Für elektrische Glühlampen 120 Mark statt 30 Mark. Für Fahrräder 150 Mark statt 24 Mark. Für Lastwagen 25 bis 75 Mark statt 1 bis 3 Mark für den Doppelzentner.

Wenn auch die wenigen hier nicht aufgeführten Positionen des Abschnitts 18 das Bild nicht wesentlich anders gestalten würden, so ist es doch trotzdem mit vielen Vorbehalten gegeben. Es kann nicht als typisch für die vorgeschlagne Erhöhung der Industriezölle überhaupt bezeichnet werden; es erlaubt keine Schätzung der prozentualen Erhöhung des Maschinenzolls im ganzen; es schließt nicht aus, daß einzelne Zollermäßigungen mit unterlaufen; man kann, um auch das nochmals zu betonen, nicht daraus ersehen, was erhöhter Schutzzoll und was



Digitized by Google

Kompensationsobjekt sein soll. Das alles muß bei den nachstehenden Ausführungen beachtet werden. Sie setzen voraus, daß im allgemeinen die vorgeschlagnen Erhöhungen nur zum Teil Kompensationsobjekte für die Verhandlungen, in der Hauptsache höhern Zollschutz schaffen wollen.

Von dieser Voraussetzung ausgehend muß man die Zollsätze des Entwurfs als eine Musterleistung grundsätzlicher Hochschutzzöllnerei bezeichnen und den Agrariern Recht geben, wenn sie darauf und auf ähnliche Leistungen in andern Abschnitten, woran es namentlich in Abschnitt 17 „Unedle Metalle und Waren daraus“ nicht fehlt, verweisen, um ihre übertriebnen Schutzansprüche zu bemänteln. Es kommen sicher hier und auch anderswo Industriezollerhöhungen um mehrere Hundert von Prozenten vor, die freilich verhältnismäßig kleine Einfuhrmengen im Vergleich mit denen der landwirtschaftlichen Produkte treffen, aber andrerseits verhältnismäßig wenigen daran beteiligten Großunternehmern ungeheuern Gewinn mühelos bringen können, zumal da die Ringpolitik hier in besonderm Grade erfolgreich zu werden verspricht. Vor allem aber: die deutsche Maschinenindustrie, um bei diesem Beispiel noch zu bleiben, ist in so glänzendem Aufschwung und ist der ausländischen Konkurrenz im allgemeinen so gewachsen, daß sie einen so beträchtlichen höhern Schutz nicht braucht — es sei denn, daß man ihr das Recht zubilligen will, es sich in Zukunft bequem zu machen, d. h. für gleichbleibende Leistung höhere Gewinne oder für geringere Leistungen dieselben Gewinne einzuheimsen. Nur unter dieser Voraussetzung könnte von einem Bedürfnis nach Zollerhöhungen hier überhaupt die Rede sein, aber wer von einer solchen Voraussetzung ausgehend den Zolltarif erhöht, begeht volkswirtschaftlich einen größern Unsinn, als wenn er den Notstandsschutz für die Landwirtschaft etwas zu hoch greift.

Die Ein- und Ausfuhrverhältnisse in Maschinen lagen 1900 folgendermaßen. Es wurden im Spezialhandel des deutschen Zollgebiets

| | Doppelzentner eingeführt | Doppelzentner ausgeführt | | Doppelzentner eingeführt | Doppelzentner ausgeführt |
|---|---|---|---|---|---|
| Lokomotiven, Lokomobilen | 43034 | 122926 | Werkzeugmaschinen . . . | 64287 | 92670 |
| Dampfkessel mit Röhren . | 2202 | 34958 | Turbinen . . . . . | 2580 | 11579 |
| Dampfkessel ohne Röhren . | 5106 | 19520 | Transmissionen . . . . | 2732 | 21133 |
| Nähmaschinen . . . . | 41804 | 75721 | Maschinen zur Bearbeitung der Wolle . . . . . | 9865 | 7179 |
| Kratzen u. Kratzenbeschläge | 1723 | 5234 | Pumpen . . . . . | 11851 | 57086 |
| Landwirtschaftl. Maschinen | 288250 | 129549 | Ventilatoren für Fabriken | 1391 | 4292 |
| Brauerei- u. Brennereimasch. | 1058 | 26095 | Gebläsemaschinen . . . | 11838 | 4082 |
| Müllereimaschinen . . . | 10548 | 61072 | Walzmaschinen . . . . | 9945 | 63084 |
| Elektrische Maschinen . . | 43500 | 129178 | Dampfhämmer . . . . | 1319 | 3982 |
| Baumwollspinnmaschinen . | 108631 | 51097 | Hebemaschinen . . . . | 16656 | 35198 |
| Webereimaschinen . . . | 81837 | 87204 | Andre Maschinen zu industriellen Zwecken . . . | 180733 | 1018006 |
| Dampfmaschinen . . . . | 43646 | 215553 | | | |
| Maschinen für Holzstoff- u. Papierfabrikation . . | 3972 | 62779 | | | |

Von den eingeführten Lokomotiven und Lokomobilen kamen nicht weniger als 31955 Doppelzentner aus Großbritannien; ebendaher von den Nähmaschinen 33623. Von den landwirtschaftlichen Maschinen kamen 202491 Doppelzentner aus den Vereinigten Staaten, 30780 aus Großbritannien. Von den elektrischen Maschinen 20817 Doppelzentner aus Österreich-Ungarn, 9769 aus der Schweiz; von den

Digitized by Google

Baumwollspinnmaschinen 981382 Doppelzentner aus Großbritannien, 6123 aus der Schweiz; von den Webereimaschinen 61382 aus Großbritannien, 14203 aus der Schweiz; von den Dampfmaschinen 10613 aus Großbritannien, 17983 aus der Schweiz; von Werkzeugmaschinen 5878 aus Großbritannien, 47573 aus den Vereinigten Staaten; von den Wollbearbeitungsmaschinen 5764 aus Großbritannien; von den Pumpen 3312 aus den Vereinigten Staaten; 2235 aus der Schweiz; von den Gebläsemaschinen 9365 aus Belgien; von den Hebemaschinen 5739 aus den Vereinigten Staaten, 3389 aus Italien; von den andern Maschinen zu industriellen Zwecken 66755 aus Großbritannien, 34471 aus Belgien, 28756 aus den Vereinigten Staaten.

Nur an vier Maschinengattungen zeigt sich eine Mehreinfuhr, bei allen andern eine Mehrausfuhr, und zwar abgesehen von zweien eine sehr starke. Die Mehreinfuhr an landwirtschaftlichen Maschinen, an Baumwollspinnmaschinen, Wollbearbeitungsmaschinen und Gebläsemaschinen kann bei dem Gesamtstande der deutschen Maschinentechnik auf keinen Fall als Symptom dafür erklärt werden, daß gerade in diesen Zweigen die deutsche Industrie noch nicht kräftig genug sei, im Inlande mit dem Auslande zu konkurrieren und deshalb eines Erziehungszolles bedürfe. Am allerwenigsten soll man aber behaupten, daß die starke Einfuhr an landwirtschaftlichen Maschinen aus den Vereinigten Staaten ein berechtigter Grund für den vielverlangten Schutz gegen die „amerikanische Gefahr" sei. Diese Einfuhr ebenso wie die von Werkzeugmaschinen über den Atlantischen Ozean giebt nur die eine Lehre: Lernt arbeiten wie die Amerikaner! Von sogenannten natürlichen Vorteilen der amerikanischen Produktion ist hier nicht die Rede, es ist allein die durch größere technische Tüchtigkeit, durch die bessere Arbeit veranlaßte höhere Qualität und Zweckmäßigkeit der amerikanischen landwirtschaftlichen und Werkzeugmaschinen, die sie bei uns eingeführt hat.

Der Außenhandel Deutschlands an Maschinen überhaupt hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten wie folgt entwickelt*):

| | Einfuhr | | Ausfuhr | |
|---|---|---|---|---|
| | Menge in Doppelzentnern | Wert in 1000 Mark | Menge in Doppelzentnern | Wert in 1000 Mark |
| 1880 | 244692 | 17570 | 632886 | 44496 |
| 1885 | 373569 | 24343 | 730098 | 50831 |
| 1890 | 573035 | 44111 | 882953 | 67489 |
| 1895 | 472056 | 30858 | 1368737 | 90928 |
| 1896 | 603531 | 38295 | 1617960 | 114956 |
| 1897 | 706483 | 46508 | 1714416 | 139884 |
| 1898 | 836712 | 55776 | 1910166 | 147608 |
| 1899 | 952987 | 69078 | 2249763 | 189366 |
| 1900 | 1008412 | 101125 | 2403477 | 228783 |

Daß sich die Einfuhr von Maschinen im letzten Jahrfünft ganz besonders schnell gesteigert hat, kann niemand wunder nehmen, der das fieberhafte Streben der deutschen Industrie, in allen Branchen ihre Produktionsfähigkeit zu

*) Näheres bietet die vortreffliche Monographie: „Der Außenhandel mit Maschinen in den wichtigsten Herstellungsländern." Von Regierungsrat Koch im dritten Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs 1901. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

Digitized by Google

vergrößern, kennt. Obwohl unsre Maschinenfabriken und ihre Rohstoff- und Halbfabrikatlieferanten mit unheimlich gesteigerten Kräften arbeiteten, konnten sie der Nachfrage auf dem heimischen Markt, ohne den gewinnbringenden Export nicht arg zu vernachlässigen, unmöglich befriedigen. Deshalb mußte man vom Ausland kaufen, wo man am besten und billigsten kaufen konnte. Wo wären wir hingekommen, wenn das nicht geschehn wäre! Die Landflucht und die Heranziehung ausländischer Arbeiter wäre dann vollends ausgeartet. Der Umschwung in den Einfuhrzahlen wird jetzt schon kommen. Jedenfalls kann aus der Handelsstatistik vernünftigerweise auch nicht der geringste Grund für eine allgemeine Erhöhung des Zollschutzes für die deutsche Maschinenindustrie abgeleitet werden.

Und was für die Maschinenindustrie gilt, gilt nach den bekannten Aufschwungserscheinungen der letzten Jahre doch mehr oder weniger für die deutsche Industrie überhaupt. Leider giebt die 1897 erhobne Produktionsstatistik, so wertvoll ihre Ergebnisse auch sind, kein Bild von der Bewegung der industriellen Produktion. Erfreulicherweise werden die Erhebungen wiederholt werden. Aber die fortlaufend geführten Zweige der Produktionsstatistik weisen um so sprechendere Zahlen auf. So wurden an Steinkohlen gefördert 1890: 70237800 Tonnen; 1895: 79169300; 1899: 101639800 und 1900: 109271000. An Braunkohlen 1890: 19053000 Tonnen; 1895: 24788400; 1899: 34204700 und 1900: 40297300 Tonnen. An Eisenerzen 1890: 11406100; 1895: 12349800; 1899: 17989600 und 1900: 18964490 Tonnen. Die Gesamterzeugung von Roheisen war 1890: 4658500; 1895: 5464500; 1899: 8143100 und 1900: 8520500 Tonnen. Von Kupfer 1890: 25200; 1895: 26600; 1899: 34700 und 1900: 30900 Tonnen. Ähnlich entwickelte sich die Produktion der übrigen metallindustriellen Betriebe, über die eine Statistik vorliegt.*) All die Zahlen bestätigen ja nur, was allgemein bekannt ist: eine beispiellos kräftige Entwicklung der deutschen Industrie im allgemeinen, der gegenüber es fast komisch anmutet, wenn jetzt nach einer allgemeinen Erhöhung des Zollschutzes gerufen wird. Und wenn sich die deutsche Industrie in dieser Aufschwungsperiode arg übernommen hätte, wenn sie jetzt wie in den siebziger Jahren nach übertriebner Steigerung der Produktionsfähigkeit auf einige Jahre zu einem langsamern Tempo, ja zu Einschränkungen veranlaßt würde, so wäre es die verkehrte Welt, das Übermaß der Produktion durch allgemeine Zollerhöhungen künstlich erhalten zu wollen. Als die Ergebnisse der Gewerbezählung von 1895 bekannt wurden, haben wir auf Grund des von der amtlichen Statistik ermöglichten Vergleichs zwischen der Steigerung der Gewerbekraft und der Ausfuhr seit 1882 darauf hingewiesen, daß die Ausfuhr von Gewerbeprodukten eher vernachlässigt als im Übermaß gefördert sei. Für die Zeit seit 1895 liegen keine entsprechenden Zahlen vor, aber wenn wir alles, was über die Steigerung

*) Nach Gothein, „Der deutsche Außenhandel" erhöhte sich aber auch die Zahl der Baumwollspindeln in Sachsen in dem Jahrzehnt 1887/97 von 530000 auf 1101000 und in Rheinland-Westfalen von 718366 auf 1636839, und betrugen von 1891 bis 1898 die Durchschnittsdividenden der deutschen Aktienbaumwollspinnereien: 1,8 — 3,1 — 4,2 — 5,4 — 8,8 — 10,1 — 7,7 — 8,6 Prozent.

Digitized by Google

der industriellen Produktion seit 1895 bekannt ist, mit der Zunahme der Ausfuhr von Fabrikaten vergleichen, so ist die Vermutung nicht ungerechtfertigt, daß in diesem Jahrfünft des rapiden Aufschwungs unsrer Industrie immer noch eher im Übermaß auf den innern Markt spekuliert worden sei als auf den Export. Die Absatzstockungen der jüngsten Zeit sind wohl hauptsächlich auf die Überschätzung des innern Marktes zurückzuführen. Jedenfalls drängt die Gesamtlage der deutschen Industrie und damit der ganzen deutschen Volkswirtschaft heute mehr als jemals nach Erweiterung unsrer Absatzgebiete jenseits der Grenze, und nichts wäre ein größeres Unglück, als wenn das Deutsche Reich durch seine neue Zollpolitik eine Ära allgemeiner Schutzzollwirtschaft heraufbeschwüre, statt mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln dagegen anzukämpfen.

Und vor allem muß doch dabei auch die Erziehung unsrer Industrie zum rastlosen Streben nach Erfolg auf dem Weltmarkt in den Vordergrund gestellt werden. Die wirkliche, reelle, praktische, geschäftliche Leistungsfähigkeit der deutschen Technik zu steigern, darf gerade heute keinen Augenblick außer acht gelassen werden. Die Frage, ob, wo, wie weit und namentlich warum unsre Industrie nicht konkurrenzfähig und deshalb schutzbedürftig ist gegenüber dem Ausland, ist zum großen Teil eine Frage der Technik. Den einzelnen Unternehmern fehlt es zu ihrer Beantwortung aus leicht erklärlichen und entschuldbaren Gründen vielfach an Unbefangenheit, zumal wo es sich um Schutzzölle handelt, die ihnen sichern Gewinn ohne größere Anspannung verheißen. Und der statistisch operierende Nationalökonom, der auf ihre Angaben allein angewiesen ist, wird trotz aller Rechentüchtigkeit immer im Dunkeln tappen. Es ist deshalb wenig erfreulich, daß sich die Vertreter der technischen Wissenschaft fast gar nicht um die technische Frage beim Kampf um den Zolltarif kümmern. Die Professoren der Ingenieurwissenschaft an den technischen Hochschulen sind bei der Beantwortung der Frage, ob, wo, wie und warum unsre Technik zollschutzbedürftig sein soll, ebenso berufen und verpflichtet, mitzureden, wie Ausstellungskommissare und Handelsstatistiker. Sie sind die unabhängige, geschäftlich uninteressierte, wissenschaftliche Instanz über der industriellen Unternehmerschaft, oder sollten sie sein. Wie weit sie bei den Vorarbeiten für den Zolltarif gehört worden sind, wissen wir nicht. Aber die journalistische Interesselosigkeit der deutschen Ingenieure der ganzen Sache gegenüber ist bei ihrer sonstigen journalistischen Arbeitslust geradezu auffallend. Der Kaiser hat die Bedeutung der Ingenieurkunst für das nationale Gedeihen, wo er nur konnte, zur Anerkennung zu bringen gesucht, ihre Hauptvertreter in Preußen auch ins Herrenhaus berufen. Dort werden sie mit dem Zolltarif nicht viel zu thun bekommen. Aber wenn sie als Erzieher der Nation mitreden wollen, dann sollten sie über die Erziehung der deutschen Industrie zum siegreichen Kampf auf dem Weltmarkt, wo sie mitzureden berufen sind, am wenigsten schweigen.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# Erziehung zur Mündigkeit oder Leitung der Unmündigen?

Sozialpädagogische Betrachtungen von Otto Stock

Die Pädagogik steht bei den Laien ohne Zweifel in Mißkredit. Sie gilt den meisten schlechthin für das Gebiet des begrenzten Horizonts, der Enge und Engherzigkeit, des Kleinlichen und Langweiligen. Fast immer wird dieses Urteil zurückgehn auf die passive Bekanntschaft mit der Pädagogik in der Zeit der eignen jugendlichen Unfertigkeit und Enge des Horizonts, in die sie eindringen mußte. Wenn es wahr ist, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt werden kann, wie sollte die Jugend der Pädagogik und den Pädagogen gerecht werden können? Zum Unglück lernt dann wohl der Erwachsene noch ein paar wirklich langweilige Pädagogen kennen, und damit wird er seine Ansicht über die Pädagogik meistens für thatsächlich gesichert halten.

Und doch giebt es kaum ein Gebiet, das in so unmittelbarem Zusammenhang mit dem großen Strom der Kultur steht wie das der Erziehung und des Unterrichts. Nirgends offenbaren sich geistige Bewegungen und Gegensätze schärfer als hier. Wie in einer Konvexlinse werden hier alle Strahlen des Geisteslebens gesammelt und zu einem scharf umrissenen Miniaturbild der gegebnen Kulturlage vereinigt. So zeigt sich der vorherrschend materielle Sinn unsrer Zeit in der Übermacht des pädagogischen Realismus, und in den Bestrebungen nach Einheitsschulen und Schuleinheit steckt ohne Frage ein gewisser sozialistischer Zug. Es giebt kaum eine Erscheinung des öffentlichen Lebens, kaum eine Regung der Volksseele, die auf dem pädagogischen Gebiet nicht irgendwie Nebentöne und Nachklänge weckte.

Kein Wunder! Alles geistige Leben will Unsterblichkeit. Sichrer aber als Pergament und Leinwand, als Stein und Erz bewahrt die Menschenseele die Schriftzüge, die sie einmal aufgenommen hat, und überliefert sie als unverlierbares Erbe der Nachwelt. Daher das Werben um die Jugend, der Kampf um die Schule, wobei die Parteien des Tages um ihre Zukunft, die großen Gegensätze des Menschenlebens aber fortwährend um eine Neuregelung ihres Machtverhältnisses und Neuordnung ihres Besitzstandes ringen. So spiegelt sich schließlich in diesem Kampf nicht nur die gegenwärtige Kultur, sondern zugleich das Streben und Ringen der Menschenseele überhaupt mit all seinen Widersprüchen und Unklarheiten; und dem sehenden Auge eröffnen sich von

Digitized by Google

hier aus Perspektiven auf die großen Zusammenhänge der sozialen Entwicklung, ja geschichtsphilosophische Ausblicke auf die innere Dialektik der Menschheitsgeschichte, die das Herz weit und groß machen. Darum lohnt es sich, den grundsätzlichen Fragen der Pädagogik nachzugehn. Durch die genaue Betrachtung der Züge des kleinen Bildes wird der Blick geschärft für die richtige Auffassung derselben Linien in der großen Wirklichkeit des gesamten Geisteslebens. Die Gefahr der Kurzsichtigkeit wird durch den sich überall aufdrängenden Ausblick aus der Enge des Jugendunterrichts auf die Entwicklung der Gesellschaft und ihres Geisteslebens im großen gänzlich unschädlich gemacht. Die sozialpädagogische und allgemeine philosophische Betrachtung ist das sich fast von selbst darbietende Mittel, das Auge des auf dem Gebiete der Pädagogik theoretisch oder praktisch Arbeitenden vor Stumpfheit zu bewahren.

Wir wollen hier in diesem Geiste versuchen, den Gegensatz zwischen klerikaler und protestantisch-liberaler Pädagogik und Schulpolitik auf eine etwas breitere Grundlage zu stellen, um ihn in seinem Ursprung aus den Gegensätzen des Geisteslebens zu begreifen und in seiner Tragweite für die gesamte Geistesentwicklung richtig abzuschätzen.

Prinzipielle Gegensätze drücken sich auf dem Gebiet der Erziehung und der Schule wie anderwärts als Parteigegensätze aus, aber sie gehn hier so wenig wie anderwärts in ihnen auf. Will man sie in ihrem Sinn und Wesen verstehn, so darf der Blick nicht an der äußern Firma haften bleiben; er muß tiefer dringen. Die Firma vermag nur als Wegweiserin zur Sache zu dienen, sie ist nicht die Sache. Der Klerikalismus ist bekanntlich auch der evangelischen Kirche nicht fremd geblieben, obwohl er in schroffem Gegensatz zum ernsten Protestantismus steht, dessen reine Darstellung eben die evangelische Kirche keineswegs ist oder auch nur sein kann, wie wir sehen werden. Jedenfalls wächst der Klerikalismus nur auf dem Boden einer katholischen oder doch katholisierenden Grundanschauung. Wir werden also berechtigt sein, den gemeinten pädagogischen Gegensatz vorläufig als den der katholischen und der protestantischen Pädagogik hinzustellen und zu fragen, ob sich vielleicht ein wesentlicher Unterschied der Auffassung in Bezug auf das Ziel der Erziehung angeben läßt, der sich aus dem Unterschied der katholischen und der protestantischen Weltanschauung notwendig ergiebt.

Es reicht nicht aus, zur Antwort auf die religiösen oder kirchlichen Zwecke des klerikalen Unterrichts zu verweisen. Was die Wertschätzung des Religionsunterrichts anbelangt, so sind darin heute ziemlich alle pädagogischen Richtungen einig. Ist die religiös-sittliche oder, wenn man weniger sagen will, die geistig-sittliche Persönlichkeit das Ziel der Erziehung, so ist es für den erfahrnen Pädagogen keine Frage, daß diesem Ziel der Religionsunterricht in viel unmittelbarerer Weise als irgend ein andrer Unterricht zu dienen vermag: er ist von unersetzbarem Wert. Ob der Religionsunterricht bestimmte kirchliche Ziele verfolgt oder nicht, bedeutet allerdings einen wesentlichen Unterschied der pädagogischen Arbeit. Aber für den redlichen und intelligenten Vertreter der

Digitized by Google

klerikalen Pädagogik kann doch auch die Kirche nicht Selbstzweck sein. Für den Parteifanatiker ist es freilich bequem, diese Annahme der Kirche unterzuschieben und ihren Anspruch auf die Schule kurzweg aus ihrer Herrschsucht abzuleiten. Es ist ja auch unzweifelhaft, daß das einzelne Werkzeug der Kirche von hierarchischen Gelüsten geleitet sein kann. Aber es geht ihm dann eben wie dem Geizhals, dem das Geld, dieses so unverkennbar zum Mittel bestimmte Ding, Selbstzweck geworden ist. Ohne Frage hat auch das Kapital an Macht über die Seelen für die Kirche ursprünglich nur den Wert eines Mittels im Dienst eines höhern Zwecks: des Heils der anvertrauten Seelen, und man darf der Kirche in ihrer Gesamtheit nicht nachsagen, daß sie diesen Zweck vergessen habe. Eben darum wird man gut thun, wo die Kirche zu einer Frage geschlossen Stellung nimmt, diese Stellung immer in Zusammenhang mit diesem Zweck zu denken, womit ja ein Verzicht auf die sachliche Kritik dieser Stellungnahme noch nicht gegeben ist. In unserm Falle wird also die klerikale Bestimmung des Verhältnisses von Kirche und Schule aus dem tiefern Sinn dieses Zwecks begriffen werden müssen.

Der gesuchte Unterschied darf nämlich nicht aus einer verschiednen Inhaltsbestimmung des pädagogischen Ziels abgeleitet werden. Über eine solche herrscht bekanntlich auch innerhalb des protestantischen Lagers keinerlei Einmütigkeit. Die Möglichkeit, einen Unterschied der Ziele zwischen katholischer und protestantischer Pädagogik festzustellen, ergiebt sich nur aus einer verschiednen Begrenzung der Aufgabe der Erziehung. Die Frage, ob die Thätigkeit des Erziehens und Unterrichtens Zweck für sich oder Selbstzweck sei, scheidet die Geister. Sie in dieser nackten Fassung zu bejahen, werden ja freilich nur wenige den Mut haben. Denn in der That erscheint die pädagogische Arbeit sehr verschieden etwa von der Arbeit des gelehrten Forschers, von der Geistesthätigkeit des Dichters oder des Künstlers, die ihren Zweck in sich selbst haben. Wir werden geneigt sein, die Leistung des Erziehers als eine Art Führung anzusehen. Gleichgiltig, welches das Ziel ist, jedenfalls giebt es ein Ziel für sie. Sobald sie zu ihm hingeführt hat, ist sie abgeschlossen. Mit andern Worten, die Aufgabe des Erziehers ist begrenzt; sein Werk ist eines Tages abgeschlossen. Will man auch die Unfertigkeit alles Menschenwesens noch so sehr betonen, so kann man doch nicht verkennen, daß die Erziehung als richtung- und maßgebende Beeinflussung der Entwicklung eines Menschen unter normalen Verhältnissen eines Tags aufhört. Was der erwachsene Mensch nachher an sich selbst thut, mag Selbsterziehung oder Selbstzucht genannt werden. Unter den Begriff der Erziehung im pädagogischen Sinne fällt das jedenfalls nicht.

Diese Auffassung ist aber doch nicht die einzig mögliche. Betrachten wir die Erziehung weiter unter dem Bilde der Führung: muß sich alle Führung ihrem Begriff nach eines Tags selbst überflüssig machen? Die Führung des Wegunkundigen durch den Wegkundigen hört am Ziel von selbst auf; die Leitung des Kindes, das gehn lernt, durch die Mutter, wird eines

Digitized by Google

Tags entbehrlich. Aber es steht nicht immer so. Der Blinde bedarf der Führung nicht für eine gewisse Strecke oder auf gewisse Zeit; er kann sie niemals entbehren. Das Zugtier bedarf der Leitung des Treibers, solange es eine bestimmte Richtung einhalten soll. Es giebt also eine Führung, die niemals überflüssig wird; es ist die Führung des dauernd oder seinem Wesen nach Unselbständigen. Giebt es Menschen, die ihrer innern Natur zufolge oder sonst irgendwie dauernd in geistiger Unselbständigkeit verharren, geistig unmündig bleiben, so ist die Leitung für sie überhaupt unentbehrlich: die pädagogische Aufgabe als geistige Bevormundung und Führung ist ihnen gegenüber niemals abgeschlossen, sie ist unbegrenzt.

Hier stehn sich nun in der That protestantische und katholische Pädagogik in schroffem Gegensatz gegenüber. Jene stellt sich eine begrenzte Aufgabe; diese kennt keine solche Begrenzung. Jene will durch ihre Führung zu selbständigem Weitergehn befähigen, zur Freiheit und Selbständigkeit erziehn; diese hält die Masse für unfähig zur Freiheit, thatsächlich oder notwendig unmündig und will ihr dauernd Führer- oder Hirtendienste leisten. Man sieht: hier stehn sich nicht nur zwei verschiedne pädagogische Ansichten, hier stehn sich zwei Weltanschauungen gegenüber. Der Blick der einen ist einem idealen Ziel zugewandt, der der andern haftet an dem realen Abstand von dem in unendlicher Ferne verschwimmenden Ziel; dort ein unbeirrbarer Optimismus, der in die Entwicklungsfähigkeit des Menschen unbegrenztes Vertrauen setzt, hier eine pessimistische Skepsis, die die menschliche Unzulänglichkeit kennt und würdigt, ihr wenig zutraut und ihr darum auch nicht zuviel auf einmal zumutet. Auf der einen Seite das demokratische Evangelium von der Wesensgleichheit der Menschen, die Forderung der Freiheit für alle im Namen der Gerechtigkeit, auf der andern Seite die aristokratische Überzeugung von der Rangordnung der Geister, ein gewisses „Pathos der Distance," wenn auch ein gutmütiges, gepaart nicht mit Menschenverachtung, sondern mit Menschenliebe und Brudersinn.

Das Wesen der Jugenderziehung wird notwendig verschieden beurteilt nach der Verschiedenheit der Auffassung von der Entwicklung oder der Erziehung des Menschengeschlechts überhaupt. Wo die Erziehung als Selbstzweck gedacht wird, da erscheint sie natürlich in einem größern, über das Gebiet der Jugenderziehung hinausragenden Maßstabe. Diese ist in einen weitern Plan eingeordnet, innerhalb dessen die Erziehung überhaupt als das unendlich Wertvolle, als unbegrenzte Aufgabe gilt. Die Kulturmenschheit ist nach dieser Anschauung aufgewachsen und groß geworden unter der treuen Obhut und Leitung ihrer Lehrer, der Propheten und der Priester. Aus kindlichen und halbtierischen Anfängen ist sie durch ihre mütterliche Führerin, die Kirche, zu feinerer Bildung und reinerer Sitte emporgehoben worden. In das Dunkel der heidnischen Barbarenwelt und in die Finsternis der gottabgewandten Herzen haben die von Gott erleuchteten Diener der Kirche Licht gebracht. Nur all-



Digitized by Google

mählich freilich durfte ihre pädagogische Weisheit dem Licht die Zugänge öffnen, damit die schwachen Augen nicht plötzlich geblendet wurden, aber die Dämmerung hat sich doch nach und nach aufgehellt. So ist die Kirche durch die Jahrhunderte die Verwalterin und Vermittlerin des göttlichen Lichts auf Erden, die Erzieherin der Kulturmenschheit gewesen. Sie steht als solche aber in des größern Herrn Pflicht, im Dienste des himmlischen Lehrers und Zuchtmeisters, der die Menschen nach der unergründlichen Weisheit seines göttlichen Lehrplans oder Heilsplans lehrt und regiert, und dessen Zucht sie niemals entwachsen können, weil sie seine Weisheit niemals auslernen. Wie der Lehrer wohl fortgeschrittne Schüler zur pädagogischen Mitarbeit heranzieht, so hat der göttliche Lehrer Kirche und Klerus zu Gehilfen erkoren; sie lehren, was Gott nach seiner pädagogischen Weisheit ihnen stufenweise geoffenbart hat und offenbart. Sie sind also nicht frei in ihrer Lehre und Leitung, sie werden auch ihrerseits gelehrt und geleitet; sie empfangen ihr Gesetz nicht aus sich, sondern von einem andern. Sie sind eingeordnet in eine allgemeine Menschheitspädagogik. Aber gerade darum ist ihr Lehrauftrag so unbegrenzt wie die göttliche Heilserziehung selbst; gerade darum ist die Aufgabe der Kirche dem Einzelnen wie der Gesamtheit gegenüber niemals abgeschlossen.

Demnach kann die Rolle der Kirche auch heute nicht ausgespielt sein. Es ist ja auch nicht wahr, daß alle Menschen die heilige Flamme im Busen tragen, die sie zu selbständigen Priestern des Glaubens weihte. Es ist nicht wahr, daß sie das Gesetz ihres Denkens und Handelns in sich selbst finden und so aus Knechten zu Freien werden. Die Mehrzahl der Menschen fordert heute wie zu allen Zeiten Leitung von außen und Belehrung darüber, was sie glauben und thun soll. Darf sie ihr vorenthalten werden? Hat die Kirche es jemals ernst gemeint mit ihrer pädagogischen Aufgabe, die Seelen zu Gott zu führen, so kann sie sich ihr auch heute nicht entziehn. Wer sich ihrer Leitung vertrauensvoll und gehorsam überläßt, dem wird sie, die gottgeleitete, ihre Hirtendienste nicht verweigern. Freilich Vertrauen und Gehorsam muß sie fordern wie alle pädagogische Führung. Aber prinzipiell steht ihre Lehre nicht im Dienste der Beherrschung der Geister, sondern ihre Seelenherrschaft steht im Dienst ihrer pädagogischen Arbeit.

Für den Katholizismus ist somit die Abhängigkeit des Menschen und der Menschheit von dem überweltlichen Gesetzgeber und Leiter und, soweit die Masse der Laien in Betracht kommt, auch von seinen Beauftragten, Kirche und Klerus, das Erste und das Letzte. Demgegenüber lautet, pädagogisch wie geschichtsphilosophisch, die Losung des Protestantismus: Durch Abhängigkeit zur Selbstbestimmung. Auch er weiß natürlich, daß die Menschheitserziehung auf der Grundlage der Abhängigkeit begonnen hat, wie noch heute alle Menschenerziehung sie zur Voraussetzung hat. Aber er begreift die Entwicklung der Menschheit nicht als Ergebnis überweltlicher Einflüsse, sondern als ein von innen heraus treibendes Wachstum. Er sucht das geschichtliche Werden als organischen Vorgang aus der geistigen Anlage des Menschen heraus zu verstehn. In sich

Digitized by Google

selbst trägt der Mensch den Zuchtmeister, den heiligen, göttlichen Geist, der ihn in alle Wahrheit leitet, der ihn mehr und mehr von der niedern Sinnlichkeit erlöst und sein ganzes Wesen verklärt. Freilich nur als Funke glimmt das göttliche Licht in jedem Menschenherzen, nicht überall flammt das Feuer des heiligen Geistes in gleicher Kraft und Reinheit auf. Wo es aber in einem Herzen hell auflodert, da ist dem heiligen Feuer ein neuer Altar errichtet, und der Mensch ist zum Priester geweiht worden, der mit dem Opferbrand vom Altar seines Herzens auch da Flammen wecken kann, wo bisher der Funke unter der Asche schlief. Solche Priester waren die Lehrer und Erzieher der Menschheit und sind noch heute ihre geistigen Führer. Aber sie nehmen darum keine besondre herrschende Stellung ein; sie arbeiten vielmehr daran, die priesterliche Gemeinschaft immer weiter auszubreiten, indem sie ihr immer neue Glieder zuführen. Diese Gemeinschaft aber ist die Kirche nach protestantischer Auffassung; sie kennt also den Unterschied von Priestern und Laien nicht, weil sie ihrer Idee nach nichts als die Gemeinde der Gläubigen, d. h. nichts als priesterliche Gemeinschaft ist. Die Kirche in diesem Sinne ist an keine äußere Gliederung mit Über- und Unterordnung gebunden. Sie ist lediglich die geistige Gemeinschaft derer, die ihr Geistwesen im Selbstbewußtsein ergriffen und damit die Gemeinschaft mit dem göttlichen Geist hergestellt haben. Sie ist also etwas mit der organisierten Landeskirche durchaus Unvergleichliches; sie schließt diese weder völlig ein, noch ist sie darauf beschränkt. Sie besteht einzig und allein durch die Gemeinsamkeit des Selbstbewußtseins, das die religiöse Sprache als Glauben bezeichnet. Weil sich dieser als unmittelbares Selbstbewußtsein jeder äußern Prüfung entzieht, beruht sie ihrem Wesen nach auf der Achtung des Innern, der geistigen Selbständigkeit. Ihre Grundlage ist die Handlungs- und Gewissensfreiheit des Menschen.

Wie der Kreis dieser priesterlichen Gemeinschaft in der Menschheit allmählich gewachsen ist und wächst, so muß natürlich auch der einzelne Mensch zur Höhe der priesterlichen Einsicht und Geistesreife emporwachsen. Der Funke in ihm muß geweckt und zur Flamme entfacht werden, und niemand kann ihm diesen Dienst leisten als eben die priesterliche Gemeinschaft. Aber sobald diese seiner Seele die Richtung gegeben, sie zum Bewußtsein ihrer selbst erweckt und zur geistigen Selbständigkeit emporgehoben hat, ist ihre Aufgabe auch erschöpft. Denn wo das Ziel wahrhaft erreicht ist, bedarf es, streng genommen, keiner weitern Arbeit zur Erhaltung auf der einmal erreichten Höhe. Die innere Beschaffenheit, die das Priestertum des Glaubens der Seele aufprägt, ist von allen Äußerlichkeiten der Handlung thatsächlich unabhängig und als character indelebilis unverlierbar. Die kirchliche Arbeit an der einzelnen Seele macht sich also nach protestantischer Auffassung eines Tages selbst überflüssig. Und je mehr sich die Menschheit dem Ziel der religiös-sittlichen Selbständigkeit oder der geistig-sittlichen Mündigkeit nähert, desto mehr wird die nur für den Dienst an den Seelen berechtigte kirchliche Organisation entbehr-

Digitized by Google

lich. Anders ausgedrückt: der Protestantismus muß seiner Idee nach auf dem Gebiet der organisierten Kirche und der kirchlichen Institution in demselben Maße an Kraft verlieren, wie er als geistige Gemeinschaft gewinnt.

(Schluß folgt)

# Die Ergebnisse der Kalevalaforschung

Von Anton Weis-Ulmenried

Dem finnischen Volke, dem das Schicksal schon wiederholt und insbesondre in jüngster Zeit, wo es seiner uralten freiheitlichen Privilegien beraubt wurde, schwere Prüfungen auferlegt hat, ist abermals bitteres Leid widerfahren. Die seit ungefähr einem Vierteljahrhundert wissenschaftlich betriebne Kalevalaforschung hat nämlich nachgewiesen, daß die seltsame phantastische Sagendichtung, die unter dem Namen Kalevala als uraltes finnisches Volksepos galt und als solches gewissermaßen eine nationale Wiedergeburt des finnischen Volks herbeigeführt hatte, eine Mystifikation, ein nationales Luftschloß sei, das zwar in herrlichen Farben schimmere, dessen stolzer Bau aber gebrechlich und vergänglich sei. Mit blutendem Herzen sind die Finnen daran gegangen, dieses Luftschloß niederzureißen, das in den breiten Schichten des Volks als unantastbares Nationalheiligtum galt und noch gilt.

Welcher Sturm nationaler Begeisterung hatte das finnische Volk ergriffen, als im November 1835 Elias Lönnrot seine Kalevale erscheinen ließ! Das in der Welt bisher nahezu unbekannte, gering geschätzte, zurückgesetzte finnische Volk, dessen Nationalitätsbewußtsein geradezu erstorben war, war mit einemmal in den Besitz eines großen Nationalepos gelangt, das den Nachweis lieferte, daß auch die Finnen eine Vergangenheit hatten, auf die sie stolz sein können! Man erfreute, ja begeisterte sich an der lyrischen Schönheit der Kalevaladichtung und studierte in ihr die religiösen Vorstellungen der alten Finnen, ihr Leben und ihre Sitten. Ausländische Gelehrte überboten einander in Lobpreisungen dieses „wunderbaren Nationalepos," das in kurzer Zeit in die verschiedensten Sprachen übersetzt wurde, und dessen Einfluß auf so manches hervorragende Werk ausländischer Dichter häufig zu erkennen ist, so z. B. in Longfellows Hiawatha. In Finnland stellte man die Kalevala ohne weiteres der Ilias und der Odyssee, dem Nibelungenliede und der Edda gleich und betrachtete sie als ein monumentum aere perennius, das man zum Ausgangspunkt der nationalen Wiedergeburt nehmen und auf dessen Grundlage man eine neue rein finnische Litteratur aufbauen könne. Die Gelehrtenwelt sowie das große Publikum hielten die Kalevala für ein gewaltiges Volksepos, das seit

Digitized by Google

urdenklicher Zeit im Munde des Volks gelebt und durch Elias Lönnrots liebevolle und emsige Arbeit der Nachwelt erhalten und in seiner ursprünglichen Gestalt mit behutsamer Hand wieder hergestellt worden sei. Tausende finnischer Schulkinder lasen und lesen die Dichtung in den Schulen; sie wird ihnen als eine der merkwürdigsten Volksdichtungen vorgeführt, die jemals geschaffen worden sind. Im sechsundneunzigsten Lesestück des Lehrbuchs: Boken om vårt land wird das finnische Volk glücklich gepriesen, ein solches Volksepos zu haben, und im achtundsiebzigsten Lesestück desselben Lehrbuchs heißt es: „Der Kalevala älteste Runen*) sind durch Jahrtausende gegangen." Aber mit der Zeit begann sich, wie das ja immer und überall der Fall ist, die Begeisterung für die Kalevaladichtung zu legen und einer mehr nüchternen Beurteilung Platz zu machen, besonders bei den Fachgelehrten.

Bald nach dem Erscheinen des Werks waren schon vereinzelte Stimmen laut geworden, die Lönnrot für einen zweiten Macpherson erklärten, die die Kalevaladichtung James Macphersons Remains of ancient poetry, collected in the highland of Scotland and translated from the galic or Erse language für gleichwertig hielten und Lönnrot im Verdacht hatten, daß er zwar wirklich vorhandne Volksgesänge zur Grundlage der Kalevala genommen, aber ein gut Teil der Verse selbst geschmiedet und nach eignen Ideen zum Ganzen verschmolzen habe. Diese Stimmen mußten aber verstummen vor dem allgemeinen Beifall, um so mehr, als in der „Finnischen Sprachgesellschaft," die die besten Kenner der finnischen Sprache und Litteratur zu ihren Mitgliedern zählte, nur eine Stimme der Anerkennung und Bewunderung über Elias Lönnrots Werk herrschte. In den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts begann die wissenschaftliche Forschung sich eingehender mit der Kalevaladichtung zu befassen; doch vermied man aus Pietät gegen den alten Lönnrot, die Resultate zu veröffentlichen, und erst nach seinem Tode im Jahre 1884 wurden die Nachforschungen nach Ursprung und Zusammensetzung der Kalevala energischer fortgesetzt, und sie sind gegenwärtig so weit gediehen, daß man mit Sicherheit sagen kann, was die Kalevala ist, wie und wo sie entstand, und auf welche Weise Lönnrot bei ihrer Abfassung zu Werke ging. Die mühsamen Nachforschungen**) wurden dadurch erleichtert, daß Lönnrot ein ehrlicher Mann war,

*) Runen (finnisch sing. runo, plur. runot) s. v. a. Volkslieder, Gesänge, nicht zu verwechseln mit den altskandinavischen Runen, den Schriftzeichen in Stein- und Holzdenkmälern. Eine Menge solcher Lieder lebte im Volke fort, sie wurden vom Ladogasee bis hinauf zum Eismeer zur Kantele, dem finnischen Nationalinstrument, einer fünfsaitigen Zither, gesungen. Schon im siebzehnten Jahrhundert begann man sie zu sammeln. Der erste eigentliche Runenforscher war H. G. Porthan, † 1804.

**) Um diese haben sich insbesondre verdient gemacht Professor Julius Krohn in seiner Finska Litteraturens historia, Helsingfors, 1891, und der Privatdozent A. R. Niemi, der vor kurzem wertvolle Ergebnisse seiner Kalevalaforschungen veröffentlichte — beide geborne Finnen. Ein hervorragender Kalevalaforscher ist auch der Italiener Comparetti, der eine umfangreiche Studie über die Kalevala schrieb, die 1892 in deutscher Übersetzung unter dem Titel erschien: „Der Kalevala oder die traditionelle Poesie der Finnen."

Digitized by Google

der mit größter Pietät und Sorgfalt all seine Aufzeichnungen aufbewahrt hatte. Dadurch wurde es möglich, jede Rune in der mehr oder weniger ausgebildeten Form, in der sie sich in den verschiednen Gegenden des Landes erhalten hatte — und diese Varianten gehn ins unendliche —, zu studieren, nach ihrem Alter, Ursprung usw. zu forschen.

Im folgenden mögen die Ergebnisse der Kalevalaforschung auf Grund der Broschüre: Om Kalevala, Finnarnes nationalepos och forskningarna rörande detsamma af K. B. Wiklund (Föreningen Heimdals folkskrifter Nr. 71, P. A. Norstedt och söners förlag, Stockholm, 1901), Dozenten der finnischen und lappischen Sprache an der Universität Upsala, mitgeteilt und erörtert werden.

Die Ergebnisse der Kalevalaforschung sind kurz folgende: 1. Die Haupthandlung in der Kalevala und der ganze Gang der Schilderungen rührt nicht vom Volke her, ist nicht nur auf Grund des von Lönnrot vorgefundnen Materials „zusammengestellt," sondern direkt von ihm verfaßt; mithin ist die Kalevala kein Volksepos. 2. Das Alter der Dichtung fällt zusammen mit dem Druckjahr. 3. Ihr Entstehungsort ist Lönnrots Schreibtisch. 4. Die dereinst in den Himmel erhobne Dichtung hat bedeutende Mängel aufzuweisen.

Daß die Kalevala kein Volksepos ist, ergiebt sich zunächst daraus, daß die einzelnen Runen, aus denen die von Lönnrot herausgegebne Dichtung besteht, von den verschiednen Volkssängern, aus deren Munde er sie gehört und nach deren Mitteilungen er sie aufgezeichnet hat, nicht nur in verschiednr Reihenfolge, sondern auch verschieden nach Form, Umfang (die im Volksmund erhaltnen Runen sind alle ziemlich kurz und erreichen bei weitem nicht den Umfang eines der gedruckten Kalevalalieder) und Inhalt vorgetragen wurden; daß in ein und derselben Rune dieser Volkssänger bald der eine, bald der andre der vielen Kalevalahelden zur Hauptperson wird, und daß, was die Hauptsache ist, die Volkssänger, auch die bessern von ihnen, keine Ahnung hatten von einem innern Zusammenhang der von ihnen gesungnen Runen; daß ihnen ein gewisses Grundmotiv der Dichtung, wie sie gegenwärtig vorliegt, das sich gleichsam als „roter Faden" durch all die Runen hindurchgezogen und sie zu einem einheitlichen Ganzen verbunden hätte — unbeschadet der Variationen, die die einzelnen Gesänge im Laufe der Zeit und in den verschiednen Gegenden des Landes natürlicherweise erlitten hatten —, ganz unbekannt war.

Wäre dieser „rote Faden" vorhanden gewesen, der Lönnrot als Führer bei Zusammenstellung der Kalevaladichtung hätte dienen können, wäre also die Handlung in ihren Grundzügen vom Volke selbst gegeben gewesen, dann könnte man die Kalevala als Volksepos erklären. Jeder Volkssänger verfuhr mit den einzelnen Runen nach eignem Gutdünken, und Lönnrot, der ja eine weit größere Anzahl Runen kannte als irgend einer der Sänger, machte es in gutem Glauben ebenso. Aus den verschiednen Varianten, in denen eine Rune aufgezeichnet war, stellte er die betreffende Rune in der Gestalt zu-

Digitized by Google

sammen, die ihm als beste und ursprünglichste erschien, strich da und dort eine Stelle, fügte da und dort eine hinzu, verfeinerte und verbesserte die Sprache und das Metrum. Auf diese Weise entstanden ganz neue Runen, die mit den vom Volksmund überlieferten weder nach Form und Umfang, noch nach Inhalt identisch waren. Die so erhaltnen Runen fügte Lönnrot schließlich zu einem einheitlichen Ganzen zusammen nach einem Schema, das er sich in seiner Phantasie gebildet hatte.

Wie Lönnrot bei der Schaffung der Kalevaladichtung zu Werke ging, ist am besten an den sogenannten Schöpfungsrunen, das sind die beiden ersten Gesänge, zu erkennen. In der ersten Kalevalarune wird nach einer kurzen Einleitung die Schöpfung der Welt erzählt: Die „Jungfrau der Luft" wird der ewig einsamen Öde überdrüssig, läßt sich zum Meer herab und schwimmt darauf umher. Eine Ente kommt geflogen und sucht nach einer Stelle, wo sie ihr Nest bauen könnte. Da hebt die Jungfrau der Luft ihr Knie aus dem Meere, und die Ente baut darauf ihr Nest und legt sieben Eier hinein. Die „Jungfrau der Luft" schaukelt mit dem Knie, die Eier fallen ins Meer und zerbrechen. Aus den Bruchstücken entstehn Erde und Himmel, Sonne und Mond, Sterne und Wolken! Darauf schafft sie Landzungen, Buchten und Strand und gebärt schließlich Väinämöinen, der lange auf dem Meere umherirrt, bis er endlich ans Land steigt. In der zweiten Rune wird berichtet, wie er Sampsa Pellervoinen ausschickt, Bäume und Sträucher anzupflanzen. Unter anderm wächst eine Eiche, die schließlich so hoch und üppig wird, daß man weder Sonne noch Mond sehen kann. Auf Väinämöinens Bitte sendet seine Mutter einen kleinen Mann, der die Eiche fällt, sodaß die Sonne wieder ihre Segen bringenden Strahlen über das Land verbreiten kann. Väinämöinen fällt sodann Bäume, verbrennt sie mittels des Feuers, das ihm ein Adler gebracht, sät Korn in die Asche und bittet um glückliches Wachstum der Saat.

In den im Volksmund erhaltnen Varianten wird Väinämöinens Geburt niemals mit den Schöpfungsrunen verbunden, wie dies in der Kalevala geschieht. Seine Mutter wird Iro genannt oder auch Pohjolas Jungfrau, nur in einigen Beschwörungsformeln wird sie „Jungfrau der Luft" genannt. Rune zwei ist zusammengesetzt aus drei Runen, deren jede für sich gesungen wurde, nämlich aus einer Rune über das Urbarmachen und Besäen der Erde, einer über die große Eiche und einer über den Anbau des Korns. Die erste Rune ist eigentlich eine Beschwörungsformel, die bei Verwundungen angewandt wurde. Die Rune über den Anbau des Korns war eine Art Frühlingslied, das bei einem halbheidnischen Frühlingsfeste von den Finnen Ingermanlands gesungen zu werden pflegte.

Ein weiteres Beispiel, wie Lönnrot bei der Zusammensetzung seiner Kalevala vorging, liefern die Ainogesänge. Diese bestehn eigentlich aus drei Teilen: dem Wett- oder Preissingen, dem eigentlichen Ainosang und dem Fischen nach der ertrunknen Aino. Das Wettsingen wurde vom Volk nie in Verbindung

Digitized by Google

gebracht mit dem eigentlichen Ainosang. Auch ist Aino niemals Joukahainens Schwester, und ihr Freier ist nicht Väinämöinen, sondern wird Osmoinen oder Kalevainen genannt. Ihr Name ist schließlich nicht Aino, sondern Anni. Die Verszeilen, in denen ihr Name vorkommt, lauten im finnischen Anni tyttö, aino neito (s. v. a. Mädchen Anni, einziges oder prächtiges Mädchen). Aus dem Adjektiv aino (einzig, lieb, prächtig) hat also Lönnrot einen hübschen Mädchennamen gebildet, der seither in Finnland sehr populär geworden ist. Über Aino erzählt die dritte Runo: Väinämöinen wurde berühmt durch seine Weisheit und Sangeskunst und erregt dadurch den Neid des jungen Joukahainen. Dieser fordert ihn zu einem Wettsingen auf, wird aber besiegt und muß Väinämöinen seine Schwester Aino verloben, um aus einem Sumpf wieder herauszukommen, in den ihn Väinämöinen durch seine Zaubergesänge schon bis an den Mund gesenkt hatte. Joukahainen fährt heim, erzählt seiner Mutter, was vorgefallen ist, und die ist ganz entzückt darüber, den weisen Väinämöinen zum Schwiegersohn zu bekommen. Aino dagegen ist betrübt und weint. Runo vier erzählt, wie Väinämöinen im Walde Aino begegnet und um sie freit. Sie aber eilt nach Hause und berichtet es unter Thränen ihrer Mutter. Diese sucht sie zu trösten, doch vergebens; denn sie will von Väinämöinen nichts wissen, er ist ihr zu alt. Aino geht an den Meeresstrand, wo sie drei Mädchen baden sieht. Sie schließt sich diesen an und schwimmt auf eine Klippe zu, die aber rollt plötzlich in die Tiefe und reißt sie mit sich. Ein Hase überbringt die Trauerbotschaft ihrer Mutter, die in Thränen ausbricht. Ihre Thränen bilden drei Flüsse, in jedem bilden sich drei Wasserfälle, in jedem von diesem drei Felseninseln, auf jeder von dieser ein Hügel, auf jedem Hügel drei Birken, auf jeder Birke sitzen drei Kuckucke. Der eine schreit: „Liebe, Liebe!“ Der andre: „Bräutigam, Bräutigam!“ Der dritte: „Freude, Freude!“ Runo fünf berichtet, wie Väinämöinen versucht, Aino aus dem Meere aufzufischen, aber einen gar merkwürdigen Fisch an die Angel bekommt, desgleichen er niemals gesehen hat. Er will ihn aufschneiden, doch der Fisch springt wieder ins Wasser, und nun sieht Väinämöinen, daß es Aino war. Traurig fährt er heim. Da erscheint ihm seine tote Mutter und giebt ihm den Rat, nach Pohjola zu fahren und um Pohjolas schöne Jungfrau zu werben. Pohjola ist ein finstres, kaltes Land, weit oben im Norden.

Der eigentliche Ainogesang lautet im Volksmunde folgendermaßen: Anni geht in den Wald um Besenreiser. Osmoinen oder Kalevainen begegnet ihr und fordert sie auf, ihm anzugehören. Darüber beklagt sie sich bei ihren Angehörigen. Die Mutter schickt sie auf den Boden, daß sie sich schönere Kleider hole. Sie geht hinauf, erhängt sich aber an einem goldnen Gürtel. Dieser Schluß war nicht recht lyrisch-poetisch und wurde deshalb von Lönnrot mit Hilfe andrer Balladen, die gar keine Beziehung auf die Ainosage haben, umgeändert. Das, was Runo fünf erzählt (s. oben!), wird im Volksmunde von der „Vellamojungfrau“ oder von der Tochter des Meergottes Ahtis erzählt. Die Heldin ist also ein göttliches und kein menschliches Wesen, und der sie auffischt ist keineswegs Väinämöinen, sondern Lemminkäinen.

Digitized by Google

Die Idee, die verschiednen Gesänge zu einem epischen Ganzen zu vereinen, wurde in Lönnrot angeregt durch R. von Becker, Adjunkt an der zu Åbo bestandnen Universität. Dieser hatte 1820 eine Studie über Väinämöinen veröffentlicht auf Grundlage der vorhandnen Runen. Einige Jahre später bestimmte er dasselbe Thema zum Gegenstand einer Magisterabhandlung für Lönnrot und überließ ihm sein Material zur Benutzung. Im Jahre 1827 disputierte Lönnrot unter Beckers Präsidium über das Thema De Väinämöinen, priscorum fennorum numine. Die Runen, die Lönnrot während seiner ersten Forschungsreisen, die er teils zu Fuß, teils auf Booten von See zu See, von Gehöfte zu Gehöfte vom Finnischen Meerbusen bis an den Ladogasee und von da hinauf nach Archangelsk machte, gesammelt hatte, wurden in vier Heften unter dem Namen Kantele (1829 bis 1831) herausgegeben. Erst 1833 versuchte er, seine gesammelten Runen in eine Art Epos zu vereinen. Zu diesem Versuch verwandte er die Runen über Lemmikäinen und verband sie zu einem einheitlichen Gesang von 825 Verszeilen. Darauf orduete er in gleicher Weise die Runen über Väinämöinen zu einem Ganzen von 1868 Verszeilen, ebenso eine Menge Hochzeitsgesänge zu einem Ganzen von 499 Zeilen. Schließlich vereinigte er alle seine Runen zu einer Runosamling om Väinämöinen (eingeteilt in 16 Gesänge mit 5052 Verszeilen). Diese Runensammlung ist das erste eigentliche Epos, das aus Lönnrots Hand hervorging. Auf Grundlage dieses und seiner neuen Sammlungen stellte er später die sogenannte gamla (alte) Kalevala 1835 zusammen, die 12078 Verszeilen enthält und in 32 Runen eingeteilt ist. Im Jahre 1849 erschien endlich die gegenwärtig vorliegende nya Kalevala mit 22795 Verszeilen und eingeteilt in 50 Runen.

Solange man die Kalevaladichtung für ein wirkliches Volksepos hielt, sah man sie als eine Art Kodex oder Bibel an, aus der man sich über die religiösen Vorstellungen, Sitten und Bräuche der alten Finnen zuverlässige Aufklärungen holen konnte. Viel Arbeit, Mühe und Zeit wurde auf die Deutung der verschiednen mythologischen Personen der Dichtung verwandt oder besser verschwendet; denn die Resultate all der Deutungen und Forschungen sind, wie man jetzt weiß, vollkommen wertlos. So entstand z. B. über das Zauberwerkzeug Sampo eine ganze Litteratur. Der eine Forscher meinte, es bedeute die Sonne, ein zweiter hielt es für die Personifikation der Völker, ein dritter für die des Regenbogens, ein vierter für eine Zaubertrommel, wie die Lappen sie ehemals benutzten; ein fünfter hielt Sampo für den allgemeinen Talisman irdischen Wohlseins usw. Lönnrot selbst glaubte, daß Sampo die Entwicklung und den Fortschritt der Menschheit bedeute. Wenn man aber die Quellen der Kalevala näher prüft, die Sänger und Traditionen, wie sie nach dem Volksmund aufgezeichnet wurden, so kommt man zu dem überraschenden Ergebnis, daß Sampo ursprünglich einen Frosch oder eine Kröte bedeutete! Aus einer Sage, die unter den Finnen in Värmland*) entdeckt wurde, kann man mit

*) Vergl. Dr. Petrus Nordmann, Finnarne i mellersta Sverige, Helsingfors, 1888.



Digitized by Google

ziemlicher Sicherheit sich über die Bedeutung dieses „Sampo“ klar werden: Sampo ist jenes fliegende Untier, das Väinämöinen und seine Gefährten auf der Fahrt nach Pohjola verfolgte, und dem sie die Krallen abschlugen. Derlei Untiere, Greifen, Drachen u. dergl. spielen ja in den Sagen aller Völker eine Rolle. Überdies weist die Sprachforschung nach, daß sampo, wenn es überhaupt die Bezeichnung eines Tieres ist, nur eine Kröte oder einen Frosch bedeuten könne.

Nachdem man weiß, daß die Kalevala kein Volksepos, sondern das Werk Lönnrots ist, ist jedes Forschen nach dem Alter dieser Dichtung müßig. Statt dessen kann man fragen, wie alt die einzelnen rein volkstümlichen Runen sein können, aus denen die Dichtung besteht. Berücksichtigt man die fortwährenden Veränderungen und Weiterbildungen, die die Runen zur Zeit ihrer Entdeckung oder Sammlung*) erfuhren, so kann man ihnen kein besonders hohes Alter zuerkennen.

Die für die Zusammenstellung der Kalevala wichtigsten Runen wurden hauptsächlich im nördlichen Teil des russischen Karelien aufgefunden, wo der Runengesang noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts allgemein fleißig betrieben wurde. Die angrenzenden Teile Finnlands waren ebenfalls sehr reich an Runen, während die westlichen und südwestlichen Teile des Landes ziemlich arm daran waren. Von den Finnen in Ingermanland bekam man viele Runen, insbesondre die Kullervolieder (Kullervo tritt auf in Rune 31 bis 36). Doch wie es scheint, darf man sonderbarerweise die eigentliche Heimat der Runen nicht in Finnland oder Russisch-Karelien suchen. Die Forschung der letzten Zeit mit ihren vervollkommneten Arbeitsmethoden ist in dieser Frage zu besonders merkwürdigen Resultaten gelangt. Während der letzten Jahrzehnte wurde eine große Menge Volkspoesie epischen, lyrischen und magischen Inhalts unter den Esthen in Esthland und Livland entdeckt. Diese Entdeckungen wurden größtenteils vom Volk selbst gemacht, das dazu angetrieben wurde von einer nationalen Begeisterung, die womöglich noch stärker ist als

*) Die finnische Volkspoesie hatte schon seit langem infolge ihrer naiven Ursprünglichkeit, ihrer lyrischen Schönheit und der primitiven, altertümlichen Verhältnisse, die sich in ihr abspiegelten, die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gelenkt. Schon im siebzehnten Jahrhundert wurden die eine und die andre „Rune“ aufgezeichnet, aber erst im achtzehnten Jahrhundert begann man sie zu sammeln. Das gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Ausland erwachte Interesse für Volksdichtung erstreckte sich allmählich auch nach Finnland, und die Lektüre der Gesänge Ossians, von Herders „Stimmen der Völker“ und später der von Afzelius und Geijer herausgegebnen schwedischen Volksdichtungen lenkten die Blicke der Gebildeten auch auf die finnische Volkspoesie und veranlaßte zum Sammeln und Aufzeichnen der Runen. Der erste eigentliche Runenforscher war H. G. Porthan, der wie auf so manchem andern Gebiete auch auf diesem die Bahnen wies. Die fleißigsten Sammler des achtzehnten Jahrhunderts waren C. A. Gottlund, R. von Becker, A. J. Arvidsjon, Z. Topelius (der Vater des Dichters) und vor allem natürlich Elias Lönnrot, der schon in seiner Jugend für seine Muttersprache und die finnische Volkspoesie begeistert war. Beckers und Topelius Runensammlungen veranlaßten ihn, sich dem Studium der Volkspoesie zu widmen, und 1828 begann er seine Runenforschungen.

Digitized by Google

die, die die Finnen beseelte beim Suchen nach Runen. Bei eingehenderer Untersuchung hat man denn gefunden, daß die primitivsten und am wenigsten entwickelten Runen im Gebiete der Esthen angetroffen werden, und daß sich dieselben Runen auch wieder in Ingermanland vorfinden, aber ausgestattet mit teilweise neuen Zügen. Im südlichen Karelien findet man sie in noch mehr veränderter und ausgebildeter Form, im nördlichen Karelien schließlich in der Form, die den Kalevalarunen zu Grunde liegt, und die am meisten abweichen von den einfachen Formen der ursprünglichen Runen.

Die Runen sind also, wie man deutlich sieht, von Süden nach Norden gewandert und nicht umgekehrt, und auf esthnischem Boden hat man die Heimat der ursprünglichen Runen zu suchen, sowie der Runenmotive, die seither auf allerlei Weise in Karelien ausgeschmückt wurden. Sehr möglich und in gewissen Fällen erwiesen ist, daß diese Motive zu den Esthen gekommen sind von ihren Nachbarn, den Schweden im Westen (und auf Dagö und Ösel usw.) und den Letten im Süden.

Die Runo über die Erschaffung der Welt ist ein gutes Beispiel einer solchen „wandernden Runo."*) An der Küste Esthlands wird gesungen, daß eine Schwalbe umherfliegt und einen Platz sucht, wo sie ihr Nest bauen könne. Sie findet drei Sträucher, wählt einen von ihnen und baut ihr Nest in ihm. Sie legt drei Eier und beginnt sie zu brüten. Von den Jungen bestimmt sie das eine zur Sonne, das andre zum Mond und das dritte zu einem Stern. In Ingermanland wurde diese Mythe ins Finnische übersetzt, wobei die Sprache des Originals infolge der nahen Verwandtschaft des Esthnischen mit dem Finnischen deutliche Spuren hinterlassen hat. Hier trägt sich die Handlung auf offnem Meere zu; die Gebüsche und Sträucher werden hier Tauben, die über dem Meere herumfliegen; vom Brüten wird natürlicherweise nichts berichtet. Die Eier fallen ins Meer und zerbrechen. Aus dem Dotter entsteht die Sonne, aus dem Eiweiß und den Schalen der Mond und die Sterne. Nördlich vom Ladogasee ist aus der Schwalbe eine Ente geworden. Väinämöinen wird von einem Lappen angeschossen und treibt auf dem Meere wie ein Hügel, oder vielmehr er erhebt sein Knie wie einen Hügel aus dem Meere, auf das die Ente ihre Eier legt. Das Ei ist nun ein wirkliches Weltei geworden, aus dem sich die ganze Welt entwickelt. Väinämöinen hat noch nichts andres damit zu thun, als daß er das Knie bewegt, sodaß das Ei ins Meer rollt. Erst im nördlichen Karelien tritt er als Schöpfer auf, indem er die Welt durch sein Wort ins Dasein ruft. Diese Variante hat Lönnrot in der **gamla Kalevala** benutzt, in der **nya Kalevala** hat er eine Verdrehung des Namens Väinämöinen angewandt, nämlich Veinemoinen (s. v. a. Mutter des Wassers) und damit die „Mutter des Wassers" zur eigentlichen Schöpferin der Welt gemacht.

*) Über die Wandrungen der Runen hat Professor Kaarle Krohn in der Zeitschrift Fennia, 5. Jahrgang Nr. 13, Kuopio, 1892, in dem Artikel „Die geographische Verbreitung esthnischer Lieder" berichtet.

Digitized by Google

Zu den vielen Bestandteilen der Kalevaladichtung, die von Lönnrot selbst herrühren, gehört auch vor allem der Name der Dichtung: Kalevala. Kalevala bedeutet soviel als Wohnung oder Land des Kaleva. Das Wort ist an all den Stellen, wo es in der Dichtung vorkommt, von Lönnrot selbst eingesetzt. In den aus dem Volksmund geschöpften Runen kommt das Wort nur in einer Ballade, in einer Beschwörung und einigemale in Hochzeitsliedern vor. Ursprünglich bedeutete das Wort „Schmied."

Unendlich viel wurde geschrieben und gestritten über den Entstehungsort der Kalevala. Über diesen braucht nun nicht mehr gestritten zu werden; denn er liegt auf Lönnrots Schreibtisch. Die Kalevalaforschung hat also nachgewiesen, daß die Kalevala nicht unmittelbar ein Werk des finnischen Volks ist. Man kann auch nicht sagen, daß Lönnrot das vorgefundne Material auf die ihm passendste Weise „zusammengestellt" hat. Der Wahrheit am nächsten kommt man, wenn man sagt, daß er mit Hilfe einer Menge Volkslieder, die nach Form und Inhalt stark variierten, das Epos verfaßt habe. Der Faden der Erzählung ist Lönnrots Werk, das Volk kannte nur einzelne Episoden. Manche dieser Episoden hat er ohne wesentliche Veränderungen aufgenommen, andre hingegen bis zur Unkenntlichkeit umgebildet.

Nachdem nun erwiesen ist, daß die Kalevala kein reines Volksepos ist, muß auch über den litterarischen Wert der Dichtung anders geurteilt werden als ehemals. Der nun bekannte Verfasser gehörte nicht den breiten Schichten des Volkes, sondern der gebildeten Klasse an, deshalb müssen auch die Anforderungen an sein Werk bedeutend erhöht und die Mängel hervorgehoben werden.

Unangenehm bemerkbar machen sich zunächst viele langatmige Schilderungen, die mit der Haupthandlung gar nichts zu thun haben und zu deren Weiterführung nicht das geringste beitragen. Dasselbe gilt von den Runen über Kullervo und Lemminkäinen, die erste sechs, die letzte zehn Runen umfassend, die nur in ganz losem Zusammenhang mit der Handlung der Kalevala stehn. Allerdings sind diese Runen gerade die schönsten und interessantesten, doch zur Fortführung der Handlung tragen sie nichts bei. Auch die Beschreibung der Hochzeit in Pohjola, die durch ganze sechs Runen geht, steht in einem schlechten Verhältnisse zum Umfang des Gedichts. Die beständig vorkommenden langen und gleichartigen Zauber- und Beschwörungsformeln sind auch „tote Punkte," die das Interesse lähmen und den Leser ermüden. Überdies fragt es sich, ob sich ein moderner Leser für den Haupthelden, einen weisen Zauberer oder Schamanen, auf die Länge begeistern kann. Von den eigentlichen Hauptpersonen der Dichtung sind nur Kullervo und Lemminkäinen keine professionellen Schamanen. Im ganzen genommen ist die Kalevaladichtung überhaupt recht langweilig und einförmig, wenn auch viele berühmte Männer bei deren Erscheinen von ihr ganz begeistert waren. Hingegen läßt sich nicht leugnen, daß viele einzelne Episoden, insbesondre in den Runen über Aino und Kullervo (Rune 3 bis 5 und 31 bis 36) von großer poetischer Schönheit sind. Diese und

Digitized by Google

manche andre Partien der Dichtung werden sicherlich deren Ruhm bewahren, wenn die Kalevala als Ganzes auch nicht den übertriebnen Lobeserhebungen entspricht, mit denen man sie einst überhäufte.

Wenn Lönnrot auch, wie nun erwiesen ist, mit der Kalevaladichtung sein Volk mystifiziert hat, so hat er sich andrerseits durch dieses Werk um seine Stammesgenossen unsterbliche Verdienste erworben; denn durch ihn wurde das finnische Volk seiner Nationalität wieder bewußt; durch ihn wurde es zur Pflege der Muttersprache und der altfinnischen Poesie veranlaßt, und durch ihn erst erhielt die finnische Poesie ihren berechtigten und bedeutsamen Platz in der Weltlitteratur.

# Mont St. Michel und der Michaelskultus

(Schluß)

In das neunte bis elfte Jahrhundert fällt die große Ausdehnung der religiösen Orden. Auf die Erschließung der von ihnen besetzten Gebiete für die Kultur bedacht, hatten sie zuviel mit diesen praktischen Fragen zu thun, als daß sie prächtige Klöster und Kirchen hätten gründen können. Ihre Arbeit und die sich mehrenden Schenkungen von Fürsten, die ihren heilsamen Einfluß ausdehnen wollten, erhöhten ihren Reichtum. Er wuchs in der Zeit der Kreuzzüge, und die häufige Berührung mit den künstlerisch höher stehenden Gebieten des Orients machte, daß die reichern Mittel für reichere Ausschmückung verwandt wurden. Die Benediktiner verbanden das Nützliche mit dem Schönen. „Ihre Bauten, sagt Viollet Le Duc, waren dauerhaft, dem Zweck wohl angepaßt und trotzdem voll Anmut, und fern davon, ihnen einen abstoßenden Anblick zu geben oder sie mit falschen Ornamenten und trügerischen Dekorationen zu überladen, wirkten sie derart, daß ihre Schulen, Klöster und Kirchen künstlerische Erinnerungen hinterließen, die im Geiste der Bevölkerung Frucht bringen mußten — sie wußten, daß die nur moralische Unterweisung nur für auserlesene Geister paßt. Cluny hatte diese Aufgabe wohl verstanden: seine Monumente, seine Kirchen waren ein offnes Buch für die Menge; die Skulpturen und Malereien, mit denen es seine Thüren, die Friese und Kapitäle schmückte, und die die heiligen Geschichten, die populären Legenden, die Bestrafung der Bösen und die Belohnung der Guten darstellte, zogen sicher mehr die Aufmerksamkeit der Menge an als die begeisterten Predigten des heiligen Bernhard." Wenn dieser die plastischen Künste als barbarische Deutung der heiligen Texte auffaßte, so stellte er sich über seine Zeit und zerriß die Bücher des Volks. Hätte man auf sie verzichtet, so hätte der mönchische Orden eines

Digitized by Google

seiner einflußreichsten Mittel aus der Hand gegeben. In richtiger Erkenntnis dieser Bedeutung der Künste riefen deshalb im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts selbst die Schüler Bernhards, die strengen Cisterzienser, Malerei und Skulptur herbei, um ihre Kirchen zu schmücken.

Mont St. Michel, das bei der Gründung durch Richard I. dem Benediktinerorden überwiesen worden war, nahm an dieser Entwicklung teil. Bei dem durchgreifenden Einfluß, den die Cluniacenser im Benediktinerorden gewannen, und bei ihrem engen Verhältnis zu den Herzögen der Normandie war es nicht anders möglich, als daß sich die von den Herzögen begünstigte Abtei der cluniacensischen Reform anschloß.

Reiche Schenkungen fallen gerade in diese Zeit. Sie beförderten den Beginn der großen kirchlichen Bauten. Von der romanischen Kirche, die um 1020 begonnen worden sein soll, stürzte 1103 das Schiff ein. Sie wurde um 1135 aufs neue vollendet und bei einem Brande vom Feuer verschont. Der Bau der Merveille soll nach dem Chronisten der Abtei Dom Huynes 1117, nach Dom Le Roy 1121 angefangen worden sein. In die glanzvolle Zeit Roberts du Mont, in der der Berg von Königen und hohen Würdenträgern der Kirche besucht wurde, fällt dagegen nur die Errichtung des stattlichen Fremdenhauses (1164 und 1186).

Auf die weitere Ausgestaltung wirkte das Emporkommen des französischen Königtums besonders anregend. Unter der Regierung Philipp Augusts in den letzten Jahren des zwölften und im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden alle großen Kathedralen des königlichen Gebiets gegründet und vielfach während der Regierung Ludwigs des Heiligen nach den neuen Plänen des gotischen Baustils bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts ausgeführt, so Notre Dame in Paris und die Hauptkirchen in Chartres, Bourges, Laon, Soissons, Meaux, Noyon, Amiens, Rouen, Cambrai, Arras, Tours, Séez, Coutances, Bayeux. Das weckte den Wetteifer. In St. Michel wurden die schon unternommenen Bauten in erstaunlich kurzer Zeit beendet. Um 1215 war man mit dem ersten Stockwerk der Merveille zu Ende, und man machte sich an den Bau des Rittersaals. Unter Raoul de Villedieu (1225 bis 1236) wurde sowohl die Merveille zu Ende geführt (Vollendung des Kreuzgangs 1228) als auch die Kirche im südlichen Teile wesentlich gefördert. Vielleicht fällt noch in seine Zeit der Bau von Belle-Chaise. Als aber im Jahre 1300 der Blitz wieder in die Kirche schlug, wurden die Mönche entmutigt. „Es scheint, sagt der Annalist, daß man nicht mehr daran denken soll, ein Kloster so prächtig zu bauen, das schon fünfmal verbrannt ist, da es ein offenbares Zeichen ist, daß Gott glänzende Gebäude nicht liebt." Aber man machte sich trotz wiederholten Unglücks getrost immer wieder ans Werk. Die letzten größern Bauten sind die Restauration des Chors, 1450 bis 1521, und die mehrfache Ausbesserung und Erneuerung des Glockenturms. 1594 galt er als „die höchste Pyramide des Königreichs." 1609 wurde zum letztenmal der romanische Turm erneuert. Auch diesesmal vergeblich. Öfter zerstört, ver-

Digitized by Google

dankt er erst der durchgreifenden Renovierung durch die französische Regierung seine heutige imposante Erscheinung.

Die Entwicklung des Baus und der Bauteile bei der Kirche wie bei der Abtei erinnert an den Vorgang der Kristallisation: alle Teile fügen sich in organischem Zusammenhang aneinander. Es kann nicht ein Teil weggenommen werden, ohne daß das Ganze zerstört würde. Der Aufbau wahrt strengstens das statische Prinzip. Die untern Räume und Baulichkeiten sind schwer und wuchtig gehalten. Dicke massige Wände erscheinen wie eine natürliche Weiterführung der felsigen Grundlage. Niedrige, gedrungne Säulen, die fast jedes Schmucks entbehren, stützen die gewaltigen Wölbungen. Der einzige Zweck dieser Glieder ist möglichste Tragfähigkeit. Auch in den darüberliegenden Räumen überwiegen noch die konstruktiven über die dekorativen Rücksichten. Die Mauern werden etwas dünner und durch mehr Fenster durchbrochen, aber es fehlt noch die schmückende Umrahmung. Die Säulen werden dünner und höher, dementsprechend zahlreicher. Um die Kapitäle rankt sich schönes naturalistisches Laubwerk. Die Wölbungen werden eleganter. In den obersten Teilen, wo die Rücksicht auf die Konstruktion zurücktritt, entfaltet sich das Bestreben, die Mauerflächen aufzulösen und zu zerteilen, die Dekoration wird leicht und zierlich.

Beiden Bauten ist ferner gemeinsam das Material. Die französischen Architekten zogen immer die Materialien in Betracht, mit denen sie zu arbeiten hatten, und gaben jedem Bau die Form, die am besten dem verwandten Stoffe entspricht. Hier nun ist alles Granit. Durch seine Festigkeit ermöglichte er die Leichtigkeit der Anlage, zu der die malerische Erscheinung der gesamten Lokalität drängte, durch seine Härte nötigte er zu einer strengern Behandlung und zu einer einfachern Formengebung im einzelnen. So kam hier der Stoff der herben, manchmal fast nüchternen Zurückhaltung entgegen, die schon die romanische Architektur der Normandie, besonders in den Bauten Wilhelms des Eroberers in Caen auszeichnete. Von der Überfülle und bisweilen allzureichen bildnerischen Ausschmückung der französischen Architektur hält sich die normännische frei. Die Details ersticken nicht die Klarheit der Gesamtanordnung. Die stete Betonung der horizontalen Gliederung, die an den meisten französischen Bauten hervortritt, muß hier zurücktreten; die Enge des Platzes nötigte die Richtung nach oben auf. Konsequent dringt jedes Bauglied, das an der Basis des Gebäudes wurzelt, durch alle Hindernisse bis zum Gipfel des Gebäudes empor.

Im einzelnen besteht die Kirche aus der Krypta und der eigentlichen Kirche. Die Krypta „der dicken Pfeiler“ ist nicht, was man gewöhnlich unter Krypta versteht, sondern nur die gewaltige, auf den Felsen gegründete Substruktion des Chors der Kirche. Ihre heutige Gestalt geht auf die Wiederherstellung im sechzehnten Jahrhundert zurück. Wie festgefügte Pylonen sind die neunzehn runden Pfeiler von je 5 Metern Umfang auf achteckiger Basis aufgebaut und leiten ohne Kapitäle wie riesige Palmen in die außerordentlich

Digitized by Google

sorgfältig gearbeiteten hohen gotischen Wölbungen über. An mehreren Stellen mußten erst, daß genügende Baufläche geschaffen wurde, ausgedehnte Aufmauerungen vorgenommen werden. Denn eine ausgedehnte Kirche braucht der Berg, weniger für seine Bewohner als für die zahlreichen Gläubigen, die in immer größern Massen zu dem Wallfahrtsort strömen. Dem Zweck der Raumgewinnung war darum der ganze Plan untergeordnet. Das Schiff der Kirche besteht nach dem romanischen Grundriß aus dem Hauptschiff und zwei durch je sechs Säulen abgetrennten Nebenschiffen. Die Vierung wird von vier starken Säulen getragen. Der Chor dagegen wurde fünfschiffig angelegt mit einem Haupt- und zwei Seitenschiffen zu jeder Seite. In der Kirche fehlen die sonst in großen Kathedralen üblichen Kapellen, während im Chor an dem halbkreisförmigen Abschluß des Hauptschiffs fünf Apsiden angebaut sind. Die Säulen wurden verdünnt, die innern Stützen möglichst bescheiden angelegt, jedoch von außen viel Strebewerk angebracht. Säulen und Türmchen, Gesimse und Wimperge, das Stab- und Maßwerk überziehn besonders auf der Westseite den ganzen Bau spitzenartig.

Der im sogenannten style flamboyant ausgeführte Chor und die Apsiden gehören zu den bedeutendsten und vollendetsten der Spätgotik. Während sie nämlich in der Regel sowohl die ältesten als auch die einfachsten und festesten Teile der Kirche bilden, weil dort meist die Konstruktion der Kirche begonnen wurde, und der Druck der Gewölbe noch nicht von andern Bauteilen mitgetragen werden konnte, wurden sie hier bei der Wiederherstellung nach dem Brand im fünfzehnten Jahrhundert an das noch bestehende Hauptschiff angelehnt und konnten eine reiche Durchbildung erfahren. Sie erinnern durch ihren leichten eleganten Aufbau und die prachtvolle Dekoration in mancher Beziehung an St. Maclou in Rouen, die glänzendste Probe dieser Nachblüte der Gotik in der Normandie. Die Fenster zeigen die spätgotische bewegte Form der züngelnden Flammen oder der Fischblase; das Triforium, die um den Chor herumlaufende Säulengalerie in rosa Granit, wirkt besonders anmutig. In der Ornamentation macht sich das Streben nach größerer Naturwahrheit in den Formen der Blätter und Blumen geltend. Sie verzichtet öfter auf den engen Zusammenhang mit der zu Grunde liegenden Architektur. Ebensowenig sind mit dieser einige Einzelheiten der Ornamentation verwachsen, die von der nach Karls VIII. italienischem Zug auch in Frankreich langsam eindringenden Renaissancekunst übernommen wurden, Arabesken, seltne Blumenformen, antike Kapitäle oder der Antike nachgeahmte Köpfe. Dasselbe gilt von einigen niedersächsischen Motiven, für deren Herkunft noch der direkte Nachweis fehlt.

Von Bildwerken ist außer einigen merkwürdigen bemalten Basreliefs im Innern das Bogenfeld des Portals wohl das älteste. In naiver Weise weist es auf die Bedeutung der Kirche hin. Der Legende folgend ist der Erzengel dargestellt, wie er dem heiligen Autpert im Schlafe erscheint und seinen Finger in den Schädel eindrückt mit dem Befehl, eine Kirche auf dem Felsen zu errichten. Wer konnte noch an der Wirklichkeit des Vorgangs zweifeln,

Digitized by Google

wenn er dann in dem reichen Kirchenschatz als Hauptreliquien den Körper und das Haupt des Heiligen sah mit dem Loch im Schädel? Mahnung zu unbedingtem Glauben war der Gruß an die Pilger, wenn sie zum Feste herbeiströmten.

Wie eindrucksvoll mußten in dieser Umgebung und in dieser Stimmung die Osterzeremonien und seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Osteraufführungen wirken, deren Inszenierung in einem besondern Manuskripte beschrieben wird. Glockenklang, Jubelruf und Freudenschüsse begleiteten sie. Heute sind die Glocken verstummt, deren dreifache Aufgabe es war, die Mönche zum Gebet, die Krieger zum Kampfe zu rufen und den Verirrten Wegweiser zu sein.

Parallel zur Kirche liegt die Merveille. In drei hohen Stockwerken steigt sie über die massigen Unterbauten empor, und jedes Stockwerk enthält zwei mächtige Räume. Es liegen von Osten nach Westen: im ersten Stockwerk die aumônerie und der cellier (Keller), im zweiten Stockwerk das réfectoire und die salle des chevaliers, im dritten Stockwerk das dortoir und der cloître (Kreuzgang).

In den Unterbauten sind die bemerkenswertesten Räume die in den Felsen gehauene crypte de l'Aquilon, in der schon 1156 der Jungfrau ein Altar geweiht wurde, und das alte promenoir, ebenfalls aus dem zwölften Jahrhundert. In beiden ruhn auf niedrigen Säulen mit plumpen romanischen Kapitälen breit ausladende Wölbungen. Eine andre Krypte diente als Kirchhof. Die Verstorbnen wurden ohne Sarg in Kalk gelegt, wie es noch heute in Italien und im Orient in vielen Klöstern Gebrauch ist, wo dann nach einigen Jahren ihre Schädel und Gebeine ausgegraben und in den schaurigen Beinhäusern gesammelt werden. Vielleicht hatte auch St. Michel seine Schädelstätte. Ebenso unheimlich berühren aber andre Räume im Felsen, zu denen man nur durch enge winklige Treppen hinabgelangt, die alten Bußzellen für die Mönche und die Gefängnisse für die spätern Gefangnen des Bergs wie La Balue und Dubourg. In denen „des kleinen Exils“ blieben die Gefangnen nur einige Tage, aber aus denen des großen Exils, engen Löchern von anderthalb Meter Länge und einem Meter Breite, kamen sie kaum lebendig wieder hervor. Welche dunkle Kehrseite zeigt das Innere des Bergs zu den glanzvollen Bauten, die auf ihm ruhn!

Das erste Stockwerk wird von der aumônerie und dem cellier eingenommen. Für den Verkehr im Mittelalter waren die mönchischen Gemeinschaften von ungeheurem Wert. In einer Zeit, wo die Straßen wenig sicher waren, und Gasthäuser fehlten, boten sie dem Reisenden in ihrem Fremdenraum eine sichere Zufluchtsstätte und wertvolle Gastfreundschaft. In der Almosenverteilung den Bedürftigen gegenüber aber erfüllten sie in reichstem Maße die sozialen Pflichten des Christentums. Für das Kloster Cluny kennen wir noch die Gewohnheiten und genauen Vorschriften für den Almosenier während des elften Jahrhunderts: „Wie die Reiter von dem Verwalter des



Digitized by Google

Fremdenraums empfangen wurden, so die Fußreisenden von dem Almosenier. Einem jeden teilte der Almosenier ein Pfund Brot und eine genügende Menge Wein aus. Es gab alle Tage achtzehn Portionen für die Armen des Orts, denen man also ein Pfund Brot, als Zukost viermal in der Woche Saubohnen und die andern Tage Gemüse gab. Bei den großen Festlichkeiten und fünfundzwanzigmal im Jahr ersetzte Fleisch die Bohnen. Jedes Jahr gab man zu Ostern einem jeden von ihnen neun Ellen Leinenstoff und ein Paar Schuhe. Sechs Mönche wurden für diesen Dienst gebraucht: der Majordomus, der den Armen und Gästen austeilte; der Träger der Almosen; zwei gingen täglich ins Holz mit ihren Eseln; die beiden andern hatten für den Backofen zu sorgen. Man verteilte außerordentliche Almosen. — — Außerdem verteilte man täglich zwölf Torten, jede drei Pfund schwer, an die Witwen und Waisen, die Lahmen und die Blinden, die Greise und alle Kranken, die sich einfanden. Es war außerdem Pflicht des Almoseniers, einmal in der Woche durch das Gebiet der Abtei zu gehn und dabei über die Kranken Erkundigungen einzuziehn und ihnen Brot, Wein und alles, was man vom besten finden konnte, zu geben." Der Mönch Udalrich fügt dann später hinzu, daß man in dem Jahre, wo er seine „ältern Gewohnheiten des Klosters Cluny" schrieb, 250 Schinken und an 17000 Arme Almosen verteilt habe. Jedes Kloster, das von Cluny abhängig war, folgte diesem Beispiel nach Maßgabe seiner Mittel. Daß auch St. Michel diese Pflicht in reichem Maße ausübte, wie es armen Pilgern gegenüber besonders nötig war, beweist der stattliche Raum für diesen Zweck. Sechs starke runde Säulen in der Mitte teilen den Raum und tragen die hohen, leichter geschwungnen Wölbungen. In dem cellier, der der Besatzung als Eßsaal und sonst wohl als Keller diente, zeigen die Wölbungen denselben Charakter, aber zwei Reihen von viereckigen Pfeilern zerlegen den Raum in drei Abteilungen. Ausgestattet waren beide Räume selbstverständlich einst mit langen Reihen von Tafeln und Bänken für die Schmausenden.

Im zweiten Stockwerk wird in dem réfectoire, wohl dem alten Schlafsaal der Mönche, der ganze Raum in der Mitte von einer Reihe von sechs eleganten hohen Säulen durchzogen, die auf reich mit Blumen verzierten Kapitälen luftige Wölbungen tragen. In dem berühmten Rittersaal entsprechen den doppelten Pfeilerreihen im cellier darunter zwei Reihen von je sechs einfachen Rundsäulen. Wundervolle Laubgewinde bilden die Kapitäle. Von ihnen gehn in der Form von Palmenwedeln die Rippen der Gewölbe aus, die sich dann an der Mauer auf Halbsäulen aus drei Säulenbündeln stützen. Durch die breiten Fenster flutet helles Licht herein. Zwei Kamine sind interessante Beispiele dafür, daß man erst im vierzehnten Jahrhundert die Mäntel der Kamine mit Skulpturen und Basreliefs zu schmücken begann. Wie alles, was für den täglichen Gebrauch bestimmt war, waren bis dahin die Kamine mit wenig Ausnahmen sehr einfach gehalten. Der Zweck dieses Raumes war sehr verschieden. Nach der Vorschrift des heiligen Benedikt

Digitized by Google

sollte der Abt in wichtigen Angelegenheiten die Gemeinschaft befragen. Außer für Beratungen diente der große herrliche Versammlungsraum auch der Repräsentation bei Besuchen. In den kriegerischen Zeiten des vierzehnten und des fünfzehnten Jahrhunderts schlief dort die zahlreiche Garnison des Bergs. Seit der Gründung des Michaelsordens 1469 zum Kapitelsaal erhoben, sah er manches glänzende höfische Ritterfest. Später wurde er zum Aufenthaltsort für die Strafgefangnen entwürdigt. Wie in der Kirche wurden hier rücksichtslos Löcher in die Säulen gestemmt, Balken und Bretterverschläge für die einzelnen Abteilungen der Gefangnen gezogen, die hier Wolle spannen.

Im dritten Stockwerk liegen die leichtesten Räume. Das jetzt sogenannte dortoir enthält keine Säulen mehr. Die Mauern sind in gotische Nischen aufgelöst, die durch schmucke Säulen in der Fläche der Wand begrenzt werden. Der ganze Raum wird elastisch von einem Tonnengewölbe überspannt und wirkt sehr harmonisch als einheitliches Ganze. Er war ursprünglich der Speisesaal der Mönche, wie sich daraus ergiebt, daß in einer tiefen Nische noch der für den Vorleser bestimmte Tisch steht. Während des Mahles durfte nicht gesprochen werden. Man lauschte den Stellen aus der Heiligen Schrift, aus den Kirchenvätern oder Heiligenleben. Die Wirkung der Lektüre wurde durch malerischen Schmuck an den Wänden erhöht. Häufig findet sich in Refektorien der Cluniacenser das jüngste Gericht dargestellt. Man liebte es, wie es auch die byzantinische Malordnung direkt vorschreibt, von dem Laster der Unmäßigkeit und Üppigkeit abzuschrecken, und malte Szenen, in denen die Sünder bei dem Versuch, auf der Himmelsleiter zu den Engeln emporzuklimmen, ausgleiten und jählings in den gähnenden Schlund des Drachens abstürzen.

Solchen Schilderungen gegenüber mußte der Kreuzgang mit seiner heitern lebensfreudigen Kunst wie ein Paradies erscheinen. In luftige Höhe ist hier der Wandelgang für die Mönche verlegt; an andrer Stelle ließ sich dem Berge kein Raum abgewinnen. Und nur da konnte er zugleich die für den Berg höchst wichtige Funktion des Regensammlers erfüllen. Diese doppelte Bestimmung prägt sich in seiner Architektur aus. Der ganze rechteckige Raum von 25 Metern Länge und 14 Metern Breite zerfällt in den bedeckten Umgang und den Innenraum, der unter freiem Himmel liegt. Dieser ist mit Bleiplatten belegt, die sich leicht dem Rande zu neigen. Alles Regenwasser, das bei der außerordentlichen Regenhöhe des Orts sehr reichlich fällt, fließt nach dem Rande ab in Röhren und durch diese in die große Cisterne unter der Kirche.

Für den Umgang, der sich nach dem Innenraum zu in luftigen Galerien öffnet, war maßgebend, daß er auf die Wölbungen und nicht auf die Säulen des darunterliegenden Rittersaals zu stehn kam. Deshalb die außergewöhnliche Leichtigkeit der Arkaden. Das mit farbigen Ziegeln gedeckte Dach wird von 220 Granitsäulchen getragen. Hundert von ihnen, etwas roher ausgeführt, ziehn sich die Mauer entlang, durch die nur sehr enge rechteckige

Digitized by Google

Fenster Aussicht gewähren auf das tief unten brausende Meer. Die übrigen zierlichen polierten Rosasäulchen machen den Hauptschmuck der Arkaden aus. Mit ihrer gefälligen Basis stehn sie auf niedriger Mauer in zwei Reihen, aber nicht gekuppelt nebeneinander, wie sonst wohl üblich bei den italienischen Klosterhöfen, sondern im Zickzack der Eggestellung. So werden, von vorn gesehen, die Säulen der hintern Reihe nicht verdeckt durch die der vordern Reihe, sondern treten sichtbar zwischen deren Bogen. Die Kapitäle sind einfach. Über einem Ring hebt sich elastisch ein breiter Knauf, recht geeignet als Träger für die elegant profilierten gotischen Bogen. Treten so die konstruktiven Elemente in ihren edeln zierlichen Formen klar heraus, so thut es nun dem Auge wohl, wenn die Füllungen zwischen den Bogen reich belebt sind. Blumen und Blätter quellen in überraschender Naturwahrheit aus dem Stein hervor und ranken sich an die Bogen und den reichen Blumenfries, der sich wie eine Guirlande über den Bogen entlang zieht. Rosetten, Gestalten und das von einem Thron überdachte Lamm werden von Eiche und Epheu, Klee und Bärenklau, Disteln, Rosen und Blumengewinden umspielt. Und welche Farbenfülle in dem edeln Rosa des Granits, in den mosaikartigen Marmor- und Stuckfüllungen zwischen den Bogen und der zarten Bemalung im Innern des Kreuzgangs! Wahrlich, in unvergänglicher Blumenpracht eine glänzende corbeille an den heiligen Michael!

Ein Vergleich mit den italienischen Klosterhöfen läßt vermuten, aus welchem Boden diese Blüte normännischer Ornamentation gesprossen ist. Im glänzenden Kreuzgang von Monreale bei Palermo zeigen die gekuppelten Säulen, die die Spitzbogen tragen, an den Kapitälen dieselbe quellende Fülle von Blätterschmuck verbunden mit zierlichen Reliefdarstellungen von Figuren. Und in den Kreuzgängen von S. Giovanni und S. Paolo in Rom rufen die spiralförmig gewundnen Säulenschäfte, der in den verschiedensten Farben verwandte Marmor, die reichen Kapitäle und Bogendekorationen viel mehr den Eindruck heiterster Lebensluft und stolzer Pracht hervor, als den mönchischer Abgeschlossenheit. Sollte nicht Raoul de Villedieu den römischen marmorarii, die diesen Klosterhöfen ihren glänzenden vorwiegend dekorativen Charakter gegeben hatten, auch in St. Michel die so ähnliche Ornamentation übertragen haben? Bei den damaligen engen Beziehungen zwischen der Normandie und Italien lag das sehr nahe; man berief diese Marmor- und Stuckarbeiter im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, wo sie zu großem Ansehen gelangt waren, weithin bis nach England. Aber wie bei so vielen bedeutenden Werken der Kunst ist der Name des ausführenden Künstlers unbekannt. Die Legende des Berges erzählt von einem Gefangnen, Gaultier, der aus irgend einem Grunde im Kloster eingeschlossen war. Um sich zu beschäftigen und zu trösten schnitt er den Stein und begann die wundersame Arbeit. Man versprach ihm zur Belohnung die Freiheit. Aber als er sein Werk vollendet hatte, war auch seine Kraft verzehrt; er hatte seine künstlerischen Ideen nicht völlig in den Stein zu gießen vermocht und wurde darüber wahnsinnig. Vom Saut-Gaultier

Digitized by Google

ſprang er in den Abgrund, der an der Seite der Merveille gähnt. Nur auf wunderbare Weiſe konnte dieſer Künſtlertraum ins Leben gerufen ſein, der die Merveille, das ſchönſte Beiſpiel der religiöſen und militäriſchen Architektur des Mittelalters, krönt.

Läßt man zum Abſchied den Blick von der nahen Terraſſe auf all die umgebende Schönheit ſchweifen, umher auf den Wald von Pfeilern und Spitzen, tief unten hinab auf den Fels und das brandende Meer, auf die enggedrängten Häuſer und Gärten der Stadt im feſten Bande der Mauer, dahinter auf die ſandigen Flächen, durch die ſich gleißend der Conesnon ſchlängelt, in der Ferne auf die duftigen blauen Hügel der normanniſchen und bretoniſchen Küſte, dann verſteht man den Stolz des Normannen auf dieſes Kleinod. Spöttiſch erklärt er den neidiſchen Bretonen:

Wär Normandie nicht gutes Land,
Hätt Michel ſich nicht hingewandt.

Man fühlt mit dem engliſchen Dichter Wiſſen, der begeiſtert ausruft: Eine Nacht in deinen hohen Mauern, o Mont St. Michel, iſt für mich mehr als in Arabiens Hallen ganze Haufen märchenhafter Schätze. Deine Türme verteidigen dich noch; deine Felspyramide, Thron deines Ruhms, ſteigt noch zum Himmel empor; deine reiche gotiſche Mithra krönt noch deine Stirn wie in vergangnen Zeiten — —

Lebwohl, lebwohl, Denkmal geweiht durch die Zeit!
Lebwohl, du wilde blaue normänniſche Bai!

Clemens Franke

# Auf der Alm

(Schluß)

Als der Förſter den Geheimrat erblickte, blieb er ſtehn, ließ die Bahre an ſich vorbei, herrſchte das Volk an: Jetzt machts enk furt, gehts heim! worauf das Gefolge die Flucht ergriff, und trat zu dem Geheimrat heran, dem er kräftig die Hand ſchüttelte.

Dös iſt eine ſa—ta—le Geſchicht, dös! ſagte er. Wann ſinds ankommen, Herr Geheimrat?

Geſtern abend, antwortete dieſer. Was iſt denn geſchehn? Und wie ſtehts mit dem Joſeph?

Ich mein, es wird ſo gar ſchlimm net ſein. In der Schulter ſitzt der Schuß. Aber ohne Bewußtſein iſt er bereits vom Blutverluſt. Der Doktor wird wohl ſchon unterwegs ſein von Berchtesgaden. Dieſe Nacht, gegen zwei, ſchellts an meiner Wohnung. Ich ſpring auf und ſchau zum Fenſter hinaus. Was giebts, frag ich? Drunten ſteht der Maxl, ich hab ihn erkennen können im Mondlicht. —

Digitized by Google

Herr Förster, sagt er, droben in der Wimbach, herinnen 'm Schloß, liegt oana, dens erwischt hat. Das Reh liegt bei ihm. — Bist du des Teufels, Maxl? schrei ich. Himmelherrgottsakrament! — Was sollt ich thun? fragt er. Wie er mich im Mondschein hat vorspringen sehen, hatt er den Stutzen am Backen. Hätt i net gschossn, läg i drobn! — Ich spring die Treppen hinunter und sperr auf — da war mein Maxl verschwunden! Also weck ich meine Leut und laß die Forstgehilfen holen. So sind wir hinauf, so schnell es hat gehn wollen. Da ruft uns der Jagdgehilfe droben von den Steinen an. Wie wir hinauf sind, sitzt er bei dem Joseph, der daliegt, hat ihm den Ärmel aufgeschnitten und legt ihm einen Verband an. Er hatte die beiden Schüß gehört, hat sich angezogen und ist hinaus. Aha! hat er denkt, das ist der Rehbock gewesen, der draußen wechselt. Die verfluchten Halunken! Aber zwaa Schüß? Er ist gegen den Wald zu hinaus und hat gespäht. Aber erst nach einer Weile, wie es bereits angefangen hat zu tagen, hat er den Joseph bei dem Bock liegen sehen. Siehgst, mein Buberl, soweit kommts! hat er gesagt. Als er aber zu ihm hingekniet ist und noch Leben in ihm gespürt hat, ist er ins Schloß zurückgesprungen und hat Verbandzeug geholt. So sind wir dazugekommen. Rabbiate Kerle, dös, er wie der Maxl. Ich hab immer schon Angst gehabt, daß einmal so etwas passieren würd. Wir haben ihn dann hinunter ins Forsthaus gebracht, aber es ist besser, er liegt in seinem eignen Haus. — Jetzt will ich aber hinauf und schaun, daß sie mir ihn recht betten. Bhüt Gott, ihr Herren!

Er stieg eilig die Straße hinauf durch den Regen.

Gott gebe, daß der Schlingel mit einem Denkzettel davon kommt! sagte der Geheimrat. Das Unglück wäre ja nicht auszudenken! Das arme Mädchen. Und der andre, wenn er seinen Bruder erschossen hätte — er könnte Zeit seines Lebens nicht mehr froh werden!

Gleich darauf rollte das Wägelchen des Doktors vorbei.

Man setzte sich in gedrückter Stimmung zum Mittagessen, während draußen der Regen mit unverminderter Heftigkeit weiter herabgoß.

Nach einer Weile kam der Wagen des Doktors wieder angerollt und hielt vor der Thür. Der Doktor stieg aus und kam herein, man hörte, wie er draußen von Fragern bestürmt wurde. Nein nein, rief er, die Thür des Gastzimmers öffnend, ans Leben geht es nicht. Jetzt schnell nur eine Suppen, und was es sonst giebt. Ich habe Hunger bekommen. — Was, der Herr Geheimrat! rief er, als er eintrat, wie mich das freut! Wann sind Sie gekommen? Gestern?

Der Geheimrat stellte seinen Schwiegersohn und die Frau Gegenschwäherin vor. — Ja, aber Fräulein Hanna? fragte der Doktor, nachdem man sich die Hände geschüttelt hatte, wo steckt denn die?

Ja die ist uns weggelaufen, gleich heute morgen, auf die Alm, zu ihrem Traudei.

Was, gleich heute morgen? Das nenne ich Freundschaft! Aber bei dem Wetter? Die kommt ja gar nimmer herunter heute! Und das Traudei — das ist doch der Schatz von dem Hauptlumpen droben, dem ich eben die Kugel aus der Schulter gezogen hab. Kurios! Und daß das Fräulein ganz allein weggelaufen ist — auch kurios! fuhr der Doktor fort mit einem fragenden Blick auf den verlegen dreinschauenden Karl.

Doktor, sagte der Geheimrat etwas barsch, Sie müssen nicht zu viel fragen. Es ist kein Fall, der Sie etwas angeht. Das Ding ist ungezogen gewesen. Sagen Sie uns lieber, wie es bei dem Burschen, dem Joseph steht.

Nun, die Sache ist noch gut gegangen, sagte der Doktor, indem er sich zu seinem Essen setzte, während die Resi, die es gebracht hatte, gespannt horchend stehn blieb;

Digitized by Google

und wie es gegangen ist, machts solchen Kerlen nicht viel aus. In ein paar Wochen wird er wieder wildern gehn können. Wann diese Ramsauer Bande endlich einmal vernünftig werden wird! Aller Augenblicke Mord und Totschlag. Und hier sinds zwei Brüder, die aufeinander schießen! Das ist doch zum Teufelholen! — Nun, er wird bald wieder auf dem Damme sein, die Kugel hat keinen großen Schaden angerichtet. Nur der Blutverlust ist stark gewesen, und er ist deshalb auch bewußtlos, wird aber jetzt wohl bald wieder zu sich kommen. Ein Wundfieberl — das wird ihn nicht umbringen. — Resi, was stehst da und gaffst? Marsch, mein Fleisch — ich hab Eil. —

Der Doktor war weggefahren. Karl starrte in den Regen hinaus. Die Situation wurde ihm unerträglich. Papa, sagte er, ich meine doch, ich sollte mich auf den Weg machen und Hanna —

Unsinn! antwortete der Geheimrat. Auf keinen Fall! Laß sie nur zappeln! Du kannst ja auch gar nicht mehr hinauf, und wenn du hinaufkämst, wärst du in quatschnassem Zustande. Was wolltest du denn dann droben in der Hütte die Nacht durch? Ihr zum Trost oben im Heu liegen und dich zum Tode erkälten?

Ich meinte auch wegen der Traudei —

Ach was! Es ist viel besser, die erfährt das Unheil nicht gleich brühwarm, sondern erst, wenn alle Gefahr vorüber ist. Daß so etwas nicht ganz ohne Gefahr ist, auch wenn der Doktor einen günstigen Ausgang annimmt, ist doch klar. Nein, lieber Junge, jetzt sei du einmal tapfer und harre aus. Hanna soll nur die Suppe, die sie sich eingebrockt hat, auseſſen; es wird ihr gut thun.

Und das arme Wurm denkt, ich bin fort und über alle Berge!

Was, das denkt sie? rief der Geheimrat und machte ein so vergnügtes Gesicht, daß Karl erstaunt war über seine Hartherzigkeit. Hast du ihr das gesagt? Das ist ja brillant! Nein, mein Junge, bleib nur! Jetzt trinken wir Kaffee und spielen eine Partie Schach, und dann gehn wir hinauf zum Joseph und erkundigen uns, wie es geht.

Mama Müller saß mit einer Handarbeit bei den beiden Herren, während sie spielten, und hatte die Stirn in Falten gezogen. Sie sah nicht auf von ihrem Sticheln. — Karl war zerstreut und verlor die erste Partie. — Schäme dich, Karl, du paßt nicht auf! sagte der Herr Schwiegervater. Bei der zweiten ging es Karl noch schlechter. — Das ist heute nichts. Komm, wir wollen zum Joseph hinauf, es ist ganz nah. Wenn wir Mäntel und Schirme nehmen, kommen wir schon durch. Geht Mamachen mit? Nein? Ist auch besser. Wir erzählen nachher, was wir erfahren haben.

Sie hatten von der alten Base, die dem Joseph das Hauswesen besorgte, unter vielen Thränen und Wehklagen erfahren, daß der Joseph zu sich gekommen gewesen sei. Er habe sie lange mit schmerzlichem Gesicht angeschaut und dann mit schwacher Stimme geflüstert: O Nanni, mein Traudei! Weiter habe er nichts heraus gebracht, und jetzt läge er in wildem Fieber, und was er schwatze, verstehe man nicht. O mein Gott! hatte das Fraule gerufen, er stirbt mir unter den Händen, er erlebt den Morgen nicht. Und das Traudei weiß von nichts, und kein Mensch kann hinauf zu ihm bei dem Wetter! — Unsinn! hatte der alte Herr gesagt. Sei geschelt, Nanni; brav kaltes Wasser auf die Stirn, der Doktor wirds verordnet haben. Der Bub stirbt noch lange nicht. — Ein wenig zuversichtlicher hatte die Nanni danach ausgesehen.

Es war schon völlig Nacht, als die beiden Herren zurückkamen. Sie hatten die nassen Stiefel ausgezogen und sichs bequem gemacht. Im Gastzimmer war ein Feuerchen im Ofen angezündet worden, da es empfindlich kalt geworden war.

Digitized by Google

Aber behaglich waren unsre drei Freunde doch nicht. Sie saßen einsilbig bei einander, aßen früh zu abend und gingen früh hinauf in ihre Stuben. Die Ache tobte wie ein Untier draußen und übertönte das Geräusch des Regens. Wer zuerst einschlief von den drei Herrschaften, weiß ich nicht zu sagen.

* * *

Die Hütte lag wie ein großer schwarzer Steinklotz auf der Halde. Kein Lichtschimmer hätte sie mehr einem Fremden verraten. Jetzt schlief alles fest. Sogar auf Hannas Augen hatte der Traumgott mild seinen Zauber geträufelt, ihre Sinne hatten sich verwirrt, ein liebes, liebes Bild war vor ihr aufgetaucht, und sie war lächelnd eingeschlafen. Nun mag das Wetter wirtschaften, wie es will, die Hütte schläft wie Dornröschens Schloß, und wer schnarcht, den hören die andern nicht. Die Dunkelheit umgiebt sie dichter als Dornröschens Rosenhecke. Kein fremdes Auge würde sie entdecken. Oder sollte es Augen geben, die im Dunkeln sehen können? Von der Bergseite her knirscht es und klirrt es über das Gestein herab. Einige Minuten später poltert es an der Hüttenthür.

Traudei und Hanna — sie haben kaum ein paar Stunden geschlafen — fahren in die Höhe. Traudei stößt einen Schrei aus, und vom Heu tönen unwirsche Flüche und Rufe. Was is, wer ists? ruft Traudei noch halb schlaftbefangen. Hannas Herz klopft wild in ihrem Busen. — I bins, sperr auf! herrscht eine Stimme draußen. — Ja i, wer is i? fragt das Traudei, während es ein Hölzchen anstreicht, das Hanna husten macht, und das Lichtstümpfchen anzündet. — Sei net dumm, Traudei, hörst net, daß i's bin, der Max?

O du lieber Gott, der hat graad no gfehlt! sagt Traudei, indem sie das Mieder zunestelt. — Wart, i komm scho! ruft sie in die Schuhe fahrend. Dann geht sie hinaus und schiebt den Riegel zurück. — Mein Gott, wo kommst jetzt du her? fragt sie den Eintretenden. Sie erhält keine Antwort. Der Maxl geht an ihr vorbei, indem er das Gesicht abwendet, wohl weil das Licht ihn blendet, wirft Hut und Mantel in die Ecke auf die Bank, stellt das Gewehr dazu, geht direkt auf die Stallthür zu und verschwindet.

Man hört ihn die Leiter hinaufklettern. Verschiedne Stimmen begrüßen ihn nicht gerade freundlich. Himmelherrgottsakra! flucht er; ist denn die ganze Hütten voll Bagasch? — Heernse, mein Lieber, Sie nehmen sich wohl gietigst e bischen in acht und treten uf Ihre eegnen Beene, sonst könnte es Sie passieren, daß Sie schneller wieder runter sein als rauf, verstehn Sie mich? So e Knote!

Es erfolgt aber keine Antwort. Man hört, wie der Jäger sich ins Heu wirft, dann wirds oben nach einigem Gebrumm wieder still.

So an Loder, sagt Traudei, indem sie wieder zu Hanna ins Bett schlüpft und das Licht ausbläst. Daas möcht i wissen, wie der daher kommt. Jetzt in dera Stund!

Wars der Maxl, dem Joseph sein Bruder? fragt Hanna.

Freili wars der! sagt Traudei. O mein Gott, wie soll ma schlafn, bei so eim Durchananda! I bin in Tod erschrocken, meine Hanna. — Dös kann nix Guts bedeuten, daß der daher kommt — so bei der Nacht und bei dem Wetter! Was hat der da herum zu schaffen! — O Hanna, die Männerleut die! — Wie der da hereingefahrn is. — — Mein Gott!

Die letzten Worte kamen schon etwas undeutlich hervor. Der Schreck hatte das Traudei nicht so arg gepackt. Es waren ja Mannsleute genug droben, daß man sicher sein konnte. Es schlief schon wieder.

Aber Hanna konnte nicht wieder einschlafen. Sie zitterte immer noch, und

Digitized by Google

es fröstelte sie. Sie horchte wieder auf das Rauschen des Regens und das Toben des Bachs. Immer war es dasselbe Tönen, immer dieselbe Dunkelheit — es schien kein Tag werden zu wollen.

Da fuhr sie wieder entsetzt auf und ebenso das Traudei neben ihr. Ein greller Schrei war oben auf dem Boden ertönt. Eine unruhige Bewegung entstand im Heu. Stimmen tönten durcheinander. Habts ihn gesehen? schrie die Stimme des Marl. Da hat er gestanden, und die gebrochnen Augen haben auf mich geschaut! Das Blut ist ihm herabgeflossen aus der Wunde in der Stirn —

Sakrament, Marl, was hast? Sei stat, leg di hin, du hast träumt.

Du läßt mi aus! schrillte die Stimme des Marl. Dann raschelte es im Heu. — Au! Hols der Teufel! schrie einer der Sachsen; dann polterte es die Leiter herab.

Traudei hatte den Lichtstumpf wieder angezündet und war in die Küche geflogen. Hanna starrte, aufrecht im Bett sitzend, entsetzt hinter ihr her. Der Jäger hatte nach Gewehr und Mantel gegriffen und stülpte sich den Hut auf den Kopf. Aus dem Weg, Katze, schrie er und wollte an Traudei vorbei. Dann drehte er sich noch einmal um — Hanna konnte sein verzerrtes Gesicht sehen — und schüttelte ihr die Faust entgegen: An mi wirst denken, Deandl! Wiedersehen thust mi net.

Hinaus war er, und die Hüttenthür flog krachend hinter ihm zu.

Mein Gott, mein Gott, was hat daas zu bedeuten? rief Traudei Hanna zu, indem sie in die Kammerthür hereinschwankte, aber an den Pfosten gelehnt stehn blieb. Das Lichtchen hatte sie draußen gelassen. Der hat was auf dem Gewissen, was Fürchterliches! — Hanna! schrie sie plötzlich auf. „An mi wirst denken!" hat er gesagt — sie stürzte sich auf das Bett und über Hanna. Er hat ihn — i woaß es, Hanna! Jetzt versteh i, was er droben geschrien hat — er hat ihn —

Nee, heernse, was recht ist, ist recht, aber das geht mir doch zu weit, da ist doch von Schlafen keene Rede! sagte eine Stimme nebenan in der Küche. — Wartens nur, lassens mi nur erst ein Feuerl — sagte die Stimme des Hansl.

Traudei war wieder aufgeflogen und hatte die Thür zugerissen. Dann stürzte sie sich wieder über das Bett, sank aber in die Kniee und blieb so auf dem Boden liegen, während ihre Arme Hanna umklammerten und ihr wogender Busen sich auf sie drückte, und die ganze Gestalt von krampfhaftem Schluchzen durchbebt wurde.

Traudei, sagte Hanna, saß dich doch, du träumst ja! Aber die Kehle schnürte sich ihr zusammen, daß sie es kaum hervorbrachte.

Traudei schluchzte verzweifelt: Red net, Hanna! I woaß es, er hat ihn — erschossen!

Aber Traudei, wie kannst du nur solchen Unsinn denken! rief Hanna und schob sich vom Lager herunter. Komm, leg dich, armer Schelm, fuhr sie fort, indem sie Traudei vom Boden in die Höhe und auf das Bett hob. Sei doch gescheit, Traudei, wie kannst du nur so etwas denken! — Aber die eignen Glieder flogen ihr, und ihre Zähne klapperten aufeinander. „Die gebrochnen Augen haben auf mich geschaut . . . das Blut" — gellte es in ihren Ohren, und sie schauerte in sich zusammen. Nebenan tönten die Stimmen und die Tritte der Männer. Sie öffnete das Fensterchen und stieß den Laden auf. Ein bleiches Dämmerlicht schien herein. Traudei lag auf dem Bett und wimmerte nur noch in das Kissen hinein. Hanna brachte ihre Kleider in Ordnung und zog die Schuhe an, dann ging sie in die Küche hinaus.

Ein hohes Feuer flammte auf dem Herd, und darum standen und saßen sämtliche Holzknechte und Sachsen.



Digitized by Google

Nich wahr, meine Dame, Sie können ooch nich mehr schlafen? sagte der eine Sachse aufstehend. Die Haare und der Bart saßen ihm voll Heuhalme. — So enne Wärtschaft!

Was war mit dem Jäger? fragte Hanna die Bauern. Sie sahen sie stumm an und wandten sich dann finster wieder dem Feuer zu.

Er war nich richtig im Koppe, sagte der Sachse und sah sie voll Überzeugung an, während er sich an die Stirn tippte. Ibbergeschnappt!

I mein wohl, sagte der Hansl auf Hanna zutretend, daß es was gebn hat — i hab ihn no net so gsehn!

Was glaubt Ihr denn? fragte Hanna heiser und sah den Mann mit bohrendem Blick in die Augen. Da trat Traudei hinter ihr aus der Kammer.

Sie hatte die Schuhe an und ein Tuch über dem Kopf. I muß hinunter, Hanna, sagte sie, i muß wissn —

Der Hansl packte sie am Handgelenk. Du bleibst ruhig da, Deandl, rief er streng. Wo willst denn hinaus? Kannst durch das Wosser schwimmen wie a Enten? Ruhig bist und vernünfti! Jetzt schaun wir erst, ob wir an Steg baun können. Wer sagt dir denn, daß eppes Schlimms passiert is? Weil der Narr träumt hat? Sei gscheit!

Er ließ Traudei los, die auf die Bank unter dem Fenster taumelte und sich mit den Armen und dem Kopf über das Tischchen warf.

Nach einer Weile faßte sie sich doch so weit, daß sie an den Herd ging, um den Leuten Kaffee zu kochen, wobei ihr Hanna half, indem sie ihr flüsternd zuredete.

Die vier Sachsen hatten der Szene verständnislos zugesehen. Sie versuchten, die Sache scherzhaft zu nehmen und durch Späße die Situation aufzuheitern, aber die Verständigung mit den Gebirglern war schwierig; diese waren einsilbig und saßen mit finstern Gesichtern über ihrem Kaffee.

Es war inzwischen draußen hell geworden, und der Tag sah durch die Fenster herein. Aber der Regen strömte immer noch, und ein trostloses Grau lag über dem Himmel. Hanna seufzte beklommen, als sie hinaussah.

Die Holzfäller hatten sich erhoben, und der Hans machte die Thür auf. Wir werden schaun, wie es drunten am Wosser is. Vielleicht laßt sich ein Steg hinüber legn. I mein au, fuhr er fort, indem er zum Himmel hinaufschaute, es kunnt scho mögli san, daß der Rengn nimmer lang dauert; es wir bereits a bissel lichter.

Die Leute stiegen über die Wiese dem Wasser zu. Hanna folgte ihnen mit den Blicken. Man konnte von hier aus den Bach nicht sehen, nur an einzelnen Stellen hüpfte und spritzte grauer Schaum über die Wiesenfläche empor. Die Leute blieben nach einer Weile stehn, sahen rechts und sahen links, dann gingen sie den Wiesenhang weiter hinunter, offenbar am Wasser entlang, und nun sah Hanna auch drunten ein Stück des Bachbetts in der Ferne. Es hatte grausam hinuntergerissen. Die Wiese war ganz zerstört vom Geröll, und man konnte sehen, wie das Wasser hoch aufschäumte an den Steinen, die es heruntergebracht hatte.

Die Leute standen dicht an der Stelle still und schienen sich zu besprechen. Dann kehrten sie um und kamen wieder den Hang herauf.

Es wird gehn, rief der Hansl, als sie wieder nah waren; aber oan Stündle wern ma no wartn müassn, bis das Wasser sich besser verlaufn hat. Derweil wern ma nach Brettern und Balken schaun. Oben bei der andern Hütten wirds wohl was gebn.

Traudei ging das Vieh besorgen, das sich mit Brummen und Brüllen bemerkbar machte, nachdem auch sie und Hanna ihren Kaffee und ein Mus gefrühstückt hatten. Die Sachsen hatten sich jetzt vor die Thür gewagt und standen unter dem Vordach an die Wand gelehnt.

Digitized by Google

Vorm Jahre warsch gerade so, hörte Hanna, die am Fenster saß, den einen sagen. Da war ich droben im Erzgebürge und war in ennem kleenen Dorfe bei Annaberg eingeregnet. Es drusch egal in eenem fort runter. Schon eenen Tag hatte es dorchgeregnet, und am andern Tage machte es weiter. Es war nich hibsch. Da sage ich zum Wirt, wenn mer nur een dritten zum Skat hätten, sagte ich. Das wärd sich schon machen lassen, meente der Wirt und ging raus. Nach ner Weile kam er richtig mit eem zurück. Und da hammer ähm den ganzen Tag Skat gekloppt. Ja.

Warsch denn am andern Tag wieder scheen?

Ja, am andern Tag konnte ich weiter machen. 'S is abber nischt, so alleene zu loofen.

Freilich nich.

Nu ja!

Nu nee!

Schadt nischt!

Wenn ooch.

Nach diesem durch die vier Stimmregister abgestiegnen geistvollen Stimmungsausdruck war es eine Weile still. Dann fragte die eine Stimme: Hafte denn deine Babuschen wieder, August?

Nee, weeß Kneppchen, die hätte ich balde vergessen. Ich wär se lieber glei holn.

Der zweite Tenor eilte durch die Küche in den Stall und kam alsbald triumphierend mit den Gegenständen seiner Sorge zurück. Er machte sein Ränzel auf, um sie hineinzupacken, zog aber statt dessen eine Blechpalette heraus und klappte sie auf. — Ach du grundgietiger Himmel! jammerte er; meine Farben sinn ganz in ennander geloofen. Und die Wäsche! Nee das Farbenspiel! Ich muß alles frisch waschen lassen!

Die draußen lachten.

August! Schnell, komm heraus! Siehe! Es hört uf zu regnen!

Das kann ich von hier aus ooch sehn! sagte der zweite Tenor übellaunig, indem er sein Ränzel wieder zumachte.

Hanna war aufgesprungen und in die Thür getreten. Eben kamen die Holzfäller vorbei, durch Männer aus der obern Hütte verstärkt. Sie trugen lange Bretter. Der Hansl ließ mit der einen Hand los und rief, sie über sich schwenkend, Hanna zu: Gut wirds! Goar net lang dauerts mehr.

Es sprühte wirklich nur noch ein wenig herab. Der Himmel war licht geworden, und es war wogende Bewegung in den sich lösenden Nebelmassen. Sie hob ihr Tuch über den Kopf und ging ein Stück vor, die Wiese hinauf. Hinter der Hütte war es noch schwarz, aber der untere Saum der Nebelwand floß hin und her, zerfaserte sich und stieg höher und höher an dem dunkeln Nasenhang. Als sie sich wieder umwandte, schimmerte schon der untere Teil der Berge drüben bläulich unter dem weißen Nebel hervor, und gerade vor ihr sah ein Stück lichtblauen Himmels aus den Wolken herab. Wie die Schrecken der Nacht flohen! Sie hätte laut aufjubeln mögen. Freiheit, Freiheit! Wie mit beflügelten Sohlen sprang sie den Abhang hinunter — die vier Sachsen marschierten hinter ihr her — auf die Männer zu, die sie am Bach wirtschaften sah. Als sie sie erreicht hatte, erschrak sie über das Unheil, das das Wasser angerichtet hatte. Eine ganze Fläche hatte es mit Sand überschüttet, und es tobte immer noch wie besessen die Gräben hinab, die es gerissen hatte.

Von einer Sandbank zur andern schoben die Männer vorsichtig Bretter vor sich her, von einem Steinklotz zum andern, stützten sie mit Steinen, sodaß sie fest-

Digitized by Google

lagen, während die andern neue Bretter herzutrugen, die sie dann weiter vorschoben. Jetzt waren sie fast drüben. Hanna konnte es nicht erwarten, sie versuchte das erste Brett, ob es festlag, und balancierte hinüber. Wartens nur, wartens nur! rief ihr einer der Leute zu und kam ihr entgegen. — Ich werde nicht schwindlig! rief sie, aber es war ihr doch recht, sich an der braunen Hand festzuhalten, während sie vorsichtig über das schwankende Brett ging, und das Wasser schäumend unter ihr hinschoß. Und als sie sicher auf dem letzten Felsblock stand, neben dem Hansl, der sich den Kopf kratzte und ermaß, wie er das Brett auf das sichere Ufer hinüberbringen sollte, brach plötzlich leuchtender Sonnenschein über die Szene herein, und zugleich tönte ein Juchzer von der andern Seite herüber. Eine Gestalt sprang den Abhang herab: Hanna, Hanna! Und vom Sonnenlicht umflossen stand er drüben! Karl! jubelte sie. Dicht vor ihr stand er, und sie konnte nicht hinüber! — Nur herüber mit dem Brett! rief er, ich fangs auf! — Der Hansl schob es mit kräftigem Schwung vor sich in die Luft, und klatschend fiel das Ende drüben auf den Stein. Karl packte zu, und Hansl kniete rasch auf das andre Ende, daß das Brett nicht hinabrutsche. Aber ehe er recht wußte, wie ihm geschah, war Hanna über sein Knie und seine Hände weggesprungen und über das Brett. — Karl, mein Karl! Sie hing lachend und weinend zugleich an seinem Halse. Mit einem Jubelruf umschloß er sie, hob sie hoch und wirbelte mit ihr herum, und vor Holzhackern und Holzschneidern küßte er sie auf den verlangend zu ihm emporgehobnen Mund, als er sie auf den Boden hinabließ, und sie — machte sich nichts daraus, daß drüben Beifallsklatschen und Hurra ertönte!

Hanna zog jetzt ihren Bräutigam vorsichtig über das Brett auf die andre Seite hinüber. — Aber Karl, wie hast du dich nur heraufgefunden, sagte sie. O Karl! du mußt ja bei Nacht und Regen heraufgekommen sein!

Hannichen, sagte er vergnügt und schlang seinen Arm um sie, als sie wieder über ein Brett waren und auf einer trocknen Insel standen, ich habe es gemacht wie du; ich bin ihnen weggelaufen! Sie werden schöne Augen machen, wenn sie jetzt meinen Brief auf dem Frühstückstisch finden, wie gestern deinen.

Sie war blutrot geworden und zog ihn weiter. Vorsichtig, über ein Brett nach dem andern. Die Holzknechte nahmen ihre Hüte ab und grüßten Karl freundlich, wie sie vorüberkamen, und als sie endlich drüben waren, taktierte Herr Heinichen mit der Hand, das Quartett vereinigte sich und sang:

Noch ist die blühende goldene Zeit —
Noch sind die Tage der Rosen!

Karl und Hanna grüßten lachend, als sie vorübergingen.

Hast du mir denn wirklich vergeben können? fragte Hanna sich an ihn schmiegend mit gesenktem Haupt. O Karl, ich bin schlecht gewesen, lange, lange Zeit. Diese Nacht ist es mir zum Bewußtsein gekommen, und ich habe geglaubt, du seist weit, weit weg, und du würdest nie wieder — —

Sie brach in Schluchzen aus, lehnte ihr Haupt an seine Brust und umschlang ihn mit ihren Armen.

O du dummes Mädel, ich bin ja fast gestorben vor Sehnsucht nach dir! Komm nur, dahinten kommen die Sangesbrüder anmarschiert.

Die ganze Gesellschaft, die Sänger und die Holzknechte sind mit in der Hütte gewesen diese Nacht! Und sie erzählte ihm, während sie weitergingen, was alles geschehn sei, ihre Verzweiflung, wie das Gewitter sie festgehalten hatte, bis zu dem schauerlichen Ereignis mit dem Maxl.

Wie seltsam, sagte Karl stehn bleibend und erzählte nun, was sie gestern in der Ramsau erlebt hatten. — Mein Gott, so hat das arme Traudei doch recht

Digitized by Google

geahnt! rief Hanna erschüttert. Aber es ist wirklich keine Gefahr für den Joseph mehr vorhanden? — Nein, der Doktor sagt ja, die Wunde werde bald heilen.

Hanna machte sich los von ihm und flog auf die Hütte zu. Karl sah, wie Traudei aus der Thür trat, und Hanna zu ihr hin eilte und auf sie einredete. Dann lagen sich die beiden Mädchen in den Armen. Als er hinzugekommen war, wandte ihm Traudei das thränenüberströmte Gesicht zu und reichte ihm die Hand, während Hanna noch ihren Kopf auf ihrer Schulter ruhn ließ. Traudei versuchte zu lächeln und zu sprechen, aber sie konnte nur ihre zitternden Lippen bewegen.

Jetzt kamen die vier Sachsen anmarschiert. Die beiden Mädchen ließen sich los und eilten in die Hütte. Karl glaubte, den Herren, die mit verwunderten Augen herankamen, einen kurzen Bericht über den Zusammenhang der Geschehnisse geben zu sollen. — Nee so was! — Ei du meine Giete! — Nee, heernse, was einem passieren kann! — Ich wurde doch gar nicht gescheit aus der Geschichte! klang es mit vierstimmiger Teilnahme um Karl.

Da kam mit flüchtigem Fuß eine Mädchengestalt über die Wiese. Mit hochroten Wangen und heißer Stirn vom raschen Gehn wollte sie sich mit Grüß Gott! an den Herren vorbei in die Thür drängen, da' prallte sie mit Traudei zusammen, die mit dem Hut auf dem Kopf und einem Körbchen in der Hand heraustrat.

Traudei! rief die Fremde, komm geschwind hinein, i —

I woaß schon alles, Mariele! Gelt, du bleibst heroben —

Du woaßt schon olles? fragte Mariele verdutzt und ließ die Blicke um sich schweifen. Ja mein Gott, wie is denn der da heraufkommen? fragte sie, als ihr Auge auf Karl fiel.

Ja, früh aufstehn muß man! rief Karl lustig.

Mein Gott! sagte das Mariele noch einmal. Dann wandte es sich wieder an Traudei. Die Baas —

Ja gelt, die Baas schickt di, und du bleibst heroben und sorgst fein brav für das Vieh und für das Büberl — und Pfiat Gott, Mariele, i mach, daß i — pfiat Gott, Paule, pfiat Gott, Hanna, pfiat Gott, ihr Herren — sie wandte sich, um rasch davon zu eilen.

Aber heernse, Freilein, rief Herr Neumann, mir hamm ja noch nicht Rechnung gemacht!

Sie war stehn geblieben und wandte sich um. Rechnung? Ah so! No, wißts, für dös mal gehts nur no so hin!

Sie winkte mit der Hand und lief rasch weiter.

Das is mich iebel! meinte der zweite Tenor mit erstaunt in die Höhe gezogner Stirn. Nee weeßte, so hammer doch nich gewett!

Mein Gott, olles woaß sie scho, sagte Mariele, indem sie in der Küche ablegte und die Jacke auszog. Is mir scho recht, denn Angst hab i ghabt, wie i ihrs sogn sollt.

Der Aufbruch war allgemein. Die vier Sachsen luden sich die Ränzel auf den Rücken, nahmen die Schirme zur Hand und traten vor die Thür. — Herr Heinichen hatte dem Paul etwas Eingewickeltes in die Hand gedrückt und hatte gesagt: Das giebst du deiner guten Schwester, wenn sie wieder raufkommt! — Sie sahen sich noch einmal voll Rührung um. Dann traten sie in einen Kreis, Herr Heinichen taktierte, und voll Gefühl erscholl es:

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern —

Ganz paßte es nicht, aber es war weihevoll!

Digitized by Google

Dann verabschiedeten sie sich freundlich und höflich von Karl und Hanna, Paul und den heraufkommenden Holzfällern, stellten sich in eine Reihe, zogen die Mundharmonikas hervor — Herr Heimichen hob den Schirm in die Luft: Kehrt euch! Vorwärts — marrsch! und mit den Klängen des Radetzkymarsches zogen sie ab.

Dös san Kerle — ganz gspaßige! sagten lachend die Holzfäller, die vom Mariele über die Geschehnisse unterrichtet worden waren und wie alle andern erleichtert aufgeatmet hatten. Sie machten sehr vergnügte Gesichter, als sie sahen, was Karl ihnen in die Hand gedrückt hatte, der sich für den Schutz, den sie seiner Braut hatten angedeihn lassen, bedankte. Ein vielfaches Händeschütteln begann, mit vielen Dankesworten, als sie ihr Arbeitszeug geschultert hatten und davongingen.

Hanna und Karl blieben noch ein Weilchen. Er mußte sich Hütte und Stall und Heuboden ansehen und erhielt dabei alle Ereignisse noch genauer erzählt. Dann verabschiedeten auch sie sich von dem Mariele und von Paul und wanderten zum Thal hinab.

Wie wundervoll ist es hier, sagte Karl, der mit strahlenden Augen um sich sah.

Ja, seit du hier bist, Liebster!

Auf dem Hirschbichl machten sie Rast und frühstückten mit großartigem Appetit. Dann zogen sie die Straße weiter, Arm in Arm, durch die sonnenbestrahlte Landschaft.

Aber Hanna fing doch jetzt an etwas matt zu werden nach der schlaflosen Nacht mit den vielen Aufregungen.

Sie suchten eine schattige Stelle und streckten sich in das weiche Moos. Erst als sie sich niedergelassen hatten, merkte Hanna, daß es dieselbe sei, wo sie gestern gesessen hatte. Sie erzählte es Karl. Ach, Karl, wenn du jetzt weit, weit weg wärst! Sie schmiegte sich mit dem Kopf dicht an seinen Arm. — Ich bin so müde, Karl! — Ja, das ist kein Wunder, Hannichen! — Karl, du bist unartig! Hast du mich auch wirklich lieb? — Es war kein recht logischer Zusammenhang zwischen der Erklärung und der Frage. Aber er nahm sie in die Arme und küßte sie leidenschaftlich. — Danke, du Lieber! — Ihre Augen waren geschlossen. Er bettete ihren Kopf sanft auf das Moos und schob ihr sein Plaid unter. Sie schlief schon.

Lange saß er bei ihr, aber die Zeit wurde ihm nicht lang. Er sah ihr in das liebliche Antlitz und lauschte auf den gleichmäßigen Atem, der ihre Brust hob und senkte. Die Vögel zwitscherten über ihm in den Zweigen; golden zitterte das Licht durch das Laub, und aus der Tiefe tönte das Rauschen des Wassers. Er war glücklich und dankbar. Jetzt flatterte sein wilder Vogel nicht mehr scheu und pickte nach der Hand, die ihn liebkosen wollte.

Dann waren die tiefen grauen Augen auf einmal wieder weit offen. Ihre Arme schlangen sich um seinen Hals: Lieber, bist du bei mir?

* * *

Sie waren wie die Turteltäubchen von dem Tage an. Ich begegnete ihnen häufig auf meinen Spaziergängen in den Wochen, die sie in der Ramsau blieben. Auf alle Berge kletterten sie zusammen, und Sträuße brachten sie mit herab, von denen eine Kuh satt geworden wäre. Manchmal sah ich sie in der letzten Zeit auch mit Traudei und ihrem Liebsten beisammenstehn. Der Joseph sah noch etwas schmal aus und trug noch den Arm in der Binde, aber seine mächtige Gestalt reckte sich schon wieder kräftig, und es sah aus, als lenke sie einen gutmütigen Elefanten, wenn sie ihn ausführte. — Traudei, Traudei! rief ich ihr zu, daß du ihn fest

Digitized by Google

hältst am Bändel! — O mein! rief er lachend, es hat keine Gefahr. Meinen Stutzen hat sie versteckt, ich kann ihn nimmer finden. Ich sag auch selber: entweder einen Stutzen, oder eine Frau! Es paßt net zsamm, zwei Liebsten! — Das Traudei sah erst ihn, dann mich strahlend an. Wahr ists! sagte es.

Der Maxl blieb verschwunden. Der Förster erzählte mir später, er habe dafür gesorgt, daß er wegkäme. Ganz draußen bei Hof sei er angestellt worden.

Eines Nachmittags, gegen Abend, fuhren dann die alten Herrschaften und das Brautpaar wieder ab, nach Berchtesgaden. Ich war gerade auf meinem Heimwege von Ilsank her, wo ich meinen Nachmittagskaffee getrunken hatte — ich wohnte unten im Wirtshaus zur Wimbachklamm —, da kamen sie mir — ich war noch nicht weit an der Brücke zum Wimbachthal vorbei — entgegengefahren. Nicht in einem Zweispänner, wie sie gekommen waren, sondern in zwei Einspännern. Voran kamen die beiden Alten, die sehr vergnügt aussahen und lebhaft miteinander plauderten. Ich war an die Wegseite getreten, um die Wagen an mir vorbeizulassen. Aber nur die Alten rollten vorüber. — Konrad, halten Sie einmal! hatte Herr Karl Müller gerufen. Das Fräulein will ihr Tuch umthun.

Der Wagen hielt. Sie war aufgestanden, während er seinen Arm um ihre Taille gelegt hatte — um sie zu stützen natürlich! —, und sie warf das Tuch um ihre prächtige Gestalt. Dabei streiften mich ihre Augen gleichgiltig. Dann saß sie wieder, und der Wagen rollte davon.

Fratz! dachte ich — es ist wohl kein Wunder, daß ich etwas aufgebracht war. Aber ich blieb noch stehn und sah den Wagen nach, bis sie um die Wegbiegung verschwunden waren, und ich ihr Rollen nicht mehr hören konnte. Das Rauschen der Ache drang lauter zu mir herauf. Ich wandte mich und ging in den Abendschatten hinein, der begann, das Thal zu umhüllen.

J. Grunow

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der deutsche Kaiser und die Stadt Berlin. Unter dieser Überschrift brachte am 12. Oktober die Wiener „Zeit" einen Aufsatz von H. von Gerlach, dessen Inhalt deshalb beachtenswert ist, weil er eine absonderliche Mustersammlung von Mißdeutungen und Unwahrheiten, überhaupt von dem Unsinn giebt, den die Führer der in der Gemeindeverwaltung bisher allmächtigen Mehrheitsparteien der Berliner Einwohnerschaft unausgesetzt und leider auch immer noch mit Erfolg suggeriert haben.

Der Artikel sagt dem Kaiser nach, Berlin habe sich noch nie seines Wohlwollens zu erfreuen gehabt, ja er sei von einer ausgesprochnen Abneigung gegen die Reichshauptstadt beherrscht. Sie könne nicht daher kommen, daß die Stadt vorwiegend Sozialdemokraten in den Reichstag und Freisinnige in die Stadtverordnetenversammlung entsende. Denn für die Stadt Hamburg, die ausschließlich Sozialdemokraten wähle, habe er immer besondre Sympathien bekundet, und freisinnige Männer, wie Herr von Siemens, gehörten zu seinen vertrauten Ratgebern. Es müsse also etwas andres sein. Die einen meinten, die Art und Weise, wie die Berliner Presse fortgesetzt seine Person und besonders gewisse seiner künstlerischen Lieblingspläne behandle, kränke ihn tief. Andre führten seine Verstimmung

Digitized by Google

auf den Mangel an Entgegenkommen zurück, den er bei den städtischen Behörden gegenüber seinen Verschönerungsabsichten für die Umgebung des Schlosses finde. Dieses und manches andre möge mitspielen. Aber der eigentliche Ursprung seines Unwillens müsse doch entschieden in der „kirchlichen Haltung" der Stadt Berlin gesucht werden. Der Kaiser habe sich als Prinz und dann in den ersten Jahren seiner Regierung ungemein dafür interessiert, daß die Zahl der Kirchen in Berlin zunehme. Dabei habe er bei den städtischen Behörden nicht das gewünschte Entgegenkommen gefunden. Auf Grund einer Verordnung aus dem sechzehnten Jahrhundert solle die Stadt verpflichtet sein, aus städtischen Mitteln bedeutende Beiträge zu den Kirchenbauten zu leisten. Sie habe diese Beiträge immer verweigert und sich in jedem einzelnen Falle durch das Gericht zwingen lassen, überhaupt kein Verständnis für die Kirchenbaubegeisterung des Kaisers gezeigt. Das habe den Grund zu seiner Mißstimmung gelegt. Er habe sich dadurch persönlich gekränkt gefühlt, und er glaube seitdem in jedem sachlichen Widerspruch der Berliner Behörden eine persönliche Spitze finden zu müssen. Jedenfalls sei die Stimmung des Kaisers so, daß er jede Gelegenheit benütze, die Stadt seinen Unwillen fühlen zu lassen. Mit dieser Stimmung müsse man rechnen wie mit einer gegebnen und voraussichtlich zunächst nicht veränderlichen Größe.

Wer Behauptungen begründen will, die den Thatsachen widersprechen, dessen Gründe werden in der Regel erst recht Unwahrheiten sein. An der Abneigung des Kaisers gegen die Stadt Berlin ist natürlich ebensowenig etwas Wahres, wie an seinem Zorn über das Verhalten der Stadtgemeinde in der Kirchenbaufrage. Hundertfach hat der Kaiser seine warme Sympathie für Berlin ausgesprochen und bethätigt, und wer den Verlauf des unerquicklichen Rechtshandels um die städtische Kirchenbaupflicht — wobei der Kaiser weder persönlich noch als König von Preußen Partei ist, wohl aber die Prozeßparteien zur Geltendmachung des Rechtsstandpunkts verpflichtet sind — kennt, der kann auch über diese Begründung nur lachen. Aber vor allem: nicht der Kaiser glaubt in jedem sachlichen Widerspruch der Berliner Behörden eine persönliche Spitze zu finden, sondern in der Berliner Stadtverwaltung, wenigstens in der Stadtverordnetenversammlung hat man sich bisher nur zu sehr bemüht, jedem Widerspruch eine persönliche Spitze gegen den Kaiser zu geben, und oft genug nur Widerspruch erhoben, um ihm diese persönliche Spitze geben zu können. In wirklich verblüffender Weise wird hier also hier der Spieß umgedreht. Aber je plumper die verbündete demokratische und sozialdemokratische Agitation in dieser Frage der Wahrheit ins Gesicht schlägt, auf um so größern Erfolg hofft sie immer noch bei der gedankenlosen Wählermasse in der Reichshauptstadt.

Diese Stimmung des Kaisers durch übertriebne Nachgiebigkeit in ihr Gegenteil zu bekehren — sagt der Artikel weiter — sei für jeden, der das Naturell des Kaisers kenne, das denkbar thörichtste Beginnen. Nur mit selbstbewußter Kraft könne man etwas bei ihm durchsetzen, und daran habe es die Berliner Stadtgemeinde in kläglicher Weise fehlen lassen. Gehe es so weiter, so müsse die Stadt Berlin im Inland und im Ausland in den schwersten Mißkredit kommen. Wenn die Herren in der Stadtverordnetenversammlung maßgebend blieben, die es um keinen Preis mit „ihm" ganz verderben möchten, so werde die Stadt Berlin das verdiente Schicksal erleiden, daß man ihr die Behandlung gönne, die ihr jetzt zu teil werde. Sie habe die Mittel in der Hand, sich zur Wehr zu setzen, aber sie habe bis jetzt nicht den Mut gehabt, sie zu gebrauchen.

Und was schlägt nun Gerlach nach diesem geharnischten Kriegsruf der Berliner Stadtverwaltung für Mittel und Wege vor, um den Kaiser mores zu lehren? Die Einstellung aller höfischen Beziehungen und aller Ausgaben für höfische Zwecke, solange oben der Wind nicht umgeschlagen sei, sei selbstverständlich aber genüge nicht.

Digitized by Google

Die Wurzel des Übels sei, daß die Bestätigung des Bürgermeisters usw. in das freie Ermessen des Monarchen gestellt sei. Gegen das „Bestätigungsrecht" solle die Stadt Berlin den Kampf aufnehmen. Das starke Stück Absolutismus, das in dem inappellabeln Bestätigungsrecht liege, und das wie ein Hohn auf den Begriff der „Selbstverwaltung" erscheine, müsse in seinem Fundament angegriffen werden. Ginge die Hauptstadt voran, zahllose Städte würden sich diesem „wahrhaft liberalen Beginnen" mit Begeisterung anschließen. Einen heißen Kampf — so schließt Gerlach — würde es ja kosten. Aber die Stadt Berlin habe nun doch bei Hofe nichts mehr zu verlieren. Sie habe die Wahl: demütig bleiben wie bisher und damit allmählich der allgemeinen Mißachtung anheimfallen, oder kämpfen! Nach den bisherigen Erfahrungen werde man keinen Kampf, sondern höchstens einen Scheinkampf erwarten dürfen.

Was würde wohl der Erfolg dieses schönen Rats sein? Zunächst eine turmhohe Blamage der Reichshauptstadt gegenüber den besser beratnen „zahllosen" andern preußischen Stadtgemeinden, was Gerlach vielleicht nicht beabsichtigt. Zweitens aber würde die Aufnahme dieses aussichtslosen Kampfes die Konfliktstimmung der Stadt gegen den Monarchen und die Staatsregierung — denn nur einseitig kann von ihr die Rede sein — verewigen und damit zugleich die Aussicht, die Bürgerschaft von ihren Wahnvorstellungen und dem Narrenseil der vereinigten Demokraten und Sozialdemokraten abzubringen, ad calendas graecas verschieben. Der Liberalismus in den Städten soll toll und wild gemacht werden, bis ers zum ernsten Konflikt getrieben hat, das ist des Alarmrufs eigentlicher Zweck. Und leider läßt das Verhalten der liberalen Parteien in Berlin diese Spekulation auf ihre Thorheit immer noch nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen.

Allem Anschein nach hat die Mehrheit im Magistratskollegium und vor allem der Oberbürgermeister von Berlin den besten Willen, dem provozierenden Treiben in der Stadtverordnetenversammlung entgegenzutreten, und neuerdings ist ihm darin ein Teil der liberalen Presse, namentlich die Nationalzeitung, offen und geschickt zu Hilfe gekommen. Leider finden die einsichtigen und gemäßigten Elemente in der Stadtverordnetenversammlung und auch in der Einwohnerschaft nicht den Mut, dem Terrorismus der extremen demokratischen und sozialdemokratischen Mehrheit mit der unerläßlichen Energie und Zähigkeit entgegenzutreten. Nichts ist dafür bezeichnender, als daß z. B. der Stadtverordnete Mommsen in einer der jüngsten Sitzungen, in der über den Bescheid des Oberpräsidenten auf die Wiederwahl des vom König nicht bestätigten Stadtrats Kauffmann zum Bürgermeister verhandelt wurde, der Versammlung die Gesetzlichkeit dieses Bescheids darlegte, zugleich aber erklärte, er habe mit dieser seiner Überzeugung vor der Wiederwahl zurückgehalten, um diesen rein demonstrativen Akt nicht zu stören und nicht den Schein zu erregen, als ob er die Geschäfte der Regierung besorge. Nein, lieber besorgt sogar der berühmte Mommsen in der Gemeindeverwaltung der Reichshauptstadt heute noch die Geschäfte des Herrn Singer.

Wir haben vor einiger Zeit in einem Artikel über Politik und Selbstverwaltung die Notwendigkeit einer scharfen Handhabung des Bestätigungsrechts des Königs durch die Verschiebungen in der intellektuellen und politischen Selbstverwaltungsfähigkeit der großstädtischen Einwohnerschaft begründet, und die neusten Vorgänge in Berlin haben uns in der damals ausgesprochnen Überzeugung nur bestärkt. Die großen Massen, meist aus dem Osten zugezogne Industriearbeiter in Verbindung mit den ebensowenig wurzelechten zahlreichen proletarischen Unternehmerexistenzen haben in Berlin der Sozialdemokratie die Stimmenmehrheit verschafft, die bei den Reichstagswahlen den Ausschlag giebt und auch bei den Stadtverordnetenwahlen immer mehr zur Geltung kommt. Das allein schon muß einen



Digitized by Google

Rückschritt der Selbstverwaltungsfähigkeit der Großstädte gegen die frühere Zusammensetzung der Bürgerschaften für jeden bedeuten, der für die höhere Bildungsstufe den größern Einfluß in den Großstadtgemeinden verlangt. Und noch mehr für den, der wie wir zwar nicht jeden Einfluß, den sozialdemokratische Hechte im Karpfenteich ab und zu gewonnen haben, wohl aber ein sozialdemokratisches Regiment überhaupt für verderblich hält und verhindert wissen will. Wir haben damals auch darauf hingewiesen, daß die Kautelen, die die Städteordnung von 1853 durch das den Hausbesitzern in der Stadtverordnetenversammlung eingeräumte Übergewicht geschaffen hatte, neuerdings so gut wie wertlos geworden sind, einmal durch die Koalition der sogenannten bürgerlichen Demokratie mit der Sozialdemokratie aus politischen Parteirücksichten, und sodann durch den zum Teil mit der antisemitischen Bewegung zusammenhängenden Anschluß vieler reicher, gebildeter Juden an die Sozialdemokratie und an den demokratischen Radikalismus. Darüber, daß die Wahl Kauffmanns zum Bürgermeister, die bekanntlich mit sehr schwacher Mehrheit erfolgte, eine ausgesprochne Parteiwahl nach dem Willen der Sozialdemokratie und ihrer extremen demokratischen Gefolgschaft war, besteht kein Zweifel, und das ist auch, so viel wir wissen, nie bestritten worden. Politische Parteiwahlen in der Kommunalverwaltung werden immer vorkommen und können unter Umständen sogar einmal im Interesse des Gesamtwohls, das der Staat zu vertreten hat, wünschenswert sein. Aber sie dürfen weder zur Regel werden, noch ist die Partei, der sie dienen sollen — denn das ist ihr Zweck —, gleichgiltig. Ebensowenig die Verwaltungsstelle, zu der sie erfolgen. Im Fall Kauffmann hat man sehr viel über seine militärische Maßregelung als Offizier des Beurlaubtenstands, die wegen parteipolitischen Verhaltens geschehn sein soll, als den ausschlaggebenden Grund seiner Nichtbestätigung zum Bürgermeister der Reichshauptstadt gelärmt. Wir geben der Ansicht Recht, die vor einiger Zeit darüber in den Grenzboten ausgesprochen worden ist, daß sich die Stadtverordneten bei Bürgermeisterwahlen auch um das militärische Vorleben der Kandidaten kümmern sollten, die Landwehroffiziere sind oder gewesen sind, wenn wir auch im übrigen das übermäßige Verquicken des Reserve- oder Landwehroffizierverhältnisses — das Wort Stand oder Beruf ist hier wenig am Platze — mit dem bürgerlichen Stande und Berufe allmählich für ein wahres Kreuz halten. Die Nichtbestätigung der Wahl Kauffmanns war aus politischen Gründen nicht nur gerechtfertigt, sondern geboten, und wir freuen uns darüber, daß in der Berliner Stadtverwaltung, Magistrat und Stadtverordnetenversammlung, bei niemand der geringste Zweifel darüber besteht, daß sie in dem politischen Parteileben des Nichtbestätigten ihren Grund hat. Daß man die Wiederwahl in der Stadtverordnetenversammlung damit äußerlich motivieren wollte, daß die militärische Maßregelung in Wirklichkeit nicht so schlimm gewesen sei, wie sie angeblich — man wußte darüber gar nichts — dem Kaiser dargestellt worden sei, war ein zur Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten berufner ernster Männer nicht gerade würdiges Mätzchen. Jeder der Wiederwähler wußte, daß die Wiederwahl eine Demonstration sein sollte gegen die aus politischen Gründen erfolgte Nichtbestätigung.

Die beiden weitern sogenannten Konfliktsfälle, die die demokratische und sozialdemokratische Mehrheit der Stadtverordneten zu Haupt- und Staatsaktionen aufbauschen möchten, treten an Bedeutung hinter den Fall Kauffmann weit zurück. In dem einen Falle hat der Kaiser in der liebenswürdigsten Form sein unbestrittnes Recht ausgeübt und sich nach reiflicher Überlegung dagegen erklärt, daß die Linden in einer ihm ungeeignet erscheinenden Weise durch die kommunale Straßenbahn gekreuzt würden. Von einer Dringlichkeit der Sache kann nicht die Rede sein. Auch in diesem Punkt hatte sich die Nationalzeitung übrigens schon vor der Konfliktsanmeldung der Gemeindeschreier gegen das Verlangen der Stadt ausgesprochen, und

Digitized by Google

wir werden es wahrscheinlich über kurz oder lang erleben, daß der wohlberechtigte Zweck durch die Techniker „auch so“ erreicht werden wird. In Wahrheit will auch hier die verrannte Mehrheit der Stadtverordnetenversammlung den Konflikt des Konflikts wegen. In der Märchenbrunnenangelegenheit wird die Strittigkeit der Rechtslage behauptet. Die konfliktsüchtigen Herren sagen, daß nach dem Wortlaut der Bestimmungen oder Verträge die Stadt die königliche Genehmigung zu der Errichtung des Brunnens gar nicht einzuholen brauche. Wenn es darüber zur verwaltungsgerichtlichen Entscheidung kommt, würde das auch kein Unglück sein. Sollte sie gegen das Genehmigungsrecht der Krone ausfallen, so wird man in Anbetracht der Qualität der heutigen Stadtverordnetenmehrheit vielleicht an einen gesetzlichen Eingriff denken können, denn Herrn Singer und Genossen ganz freie Hand in der Ausschmückung der städtischen Parks mit Bildwerken zu geben, auch wenn sie vom Gericht nicht als „Denkmäler“ aufgefaßt werden, kann immerhin bedenklich scheinen. Aber auch hier giebt die Konfliktslust in Wahrheit allein Grund zum Aufwerfen der Rechtsfrage. Man wird noch abwarten können, ob der Magistrat — wozu er keineswegs verpflichtet ist — dem Verlangen der Stadtverordnetenversammlung entsprechend den Klageweg gegen die Krone betritt. Sachlich liegt der Fall einfach so, daß der König aus seinem lebhaften Interesse für die künstlerische Ausschmückung der Reichshauptstadt und seiner Residenz heraus, das die Berliner Bürgerschaft doch wahrhaftig dankbar anerkennen sollte, eine Umänderung des Projekts vorgeschlagen hat, die kurzer Hand abzulehnen ein geradezu kindischer Eigensinn der Stadtverordneten wäre. Auch hier ist das Urteil, das die Nationalzeitung lange vor dem „Konflikt“ über das Modell gefällt hat, eine wertvolle Charakteristik der unwahren Entrüstung über diese angeblichen Angriffe der Krone auf die sakrosankte Berliner Selbstverwaltung.

Natürlich würde Herrn Singer und Genossen nichts lieber sein, als wenn der Kaiser seine vornehme und wohlwollende Nichtbeachtung der jämmerlichen Spitzen und Ungezogenheiten — für die freilich immerhin nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl politisch verrannter und zum Teil nicht gerade gebildeter Leute wirklich verantwortlich zu machen ist — aufgäbe und in eine Mißstimmung geriete, die denen viel zu viel Ehre anthut, die sie herbeizuführen suchen. Bis jetzt ist noch nicht der geringste Grund zu sehen, daß das zu befürchten wäre. Er ahnt wohl gar nicht einmal, welche kläglichen, kleinlichen Gedanken und Empfindungen die nach Kampf schreienden Philisterseelen im Berliner Rathaus bewegen. Wir haben uns aufrichtig gefreut über die hohe Auszeichnung, die der König den Stadtverordneten Virchow und Mommsen ganz kürzlich hat zu teil werden lassen, ihre stadtväterlichen Meriten vornehm ignorierend. Das ist der rechte Weg, die rechte königliche Weise, den noch immer kerngesunden Patriotismus des sogenannten liberalen Bürgertums in den Städten von dem Banne der extremen Terroristen zu befreien. Noch ist das Ziel in weiter Ferne, und seine Verfolgung erfordert große Geduld und Festigkeit, wie sie jeder Verirrung der Volksseele gegenüber nötig sind, die — mit dem Kaiser zu reden — austoben muß.

Wir haben schon früher einmal die Berliner Stadtväter an den plötzlichen Umschwung erinnert, den die Parteiherrschaft in der Gemeindeverwaltung von Wien und Paris genommen hat. Wenn die Stadtverordneten und der Magistrat der deutschen Reichshauptstadt den Weg weiter verfolgten, den Gerlach ihnen zeigt, und der leider derselbe ist, auf dem die bisherigen Majoritätsherrscher vorwärts drängen, dann würde sie eine neue freiheitliche Städteordnung und die Abschaffung des inappellabeln Bestätigungsrechts des Königs am wenigsten vor dem Geschick ihrer liberalen Kollegen an der Seine und der Donau zu retten vermögen, dann würde der extremliberale Terrorismus über kurz oder lang vom reaktionären und anti-

Digitized by Google

semitischen abgelöst werden. Auch die Staatsregierung, deren Geschäfte zu besorgen heute, auch wenn sie im Recht ist, mit dem gefährlichsten Odium im Roten Hause belastet ist, würde ihnen dann nicht helfen können, mögen sie, was nicht fehlen würde, nach ihrer Hilfe rufen, so viel sie wollen. Es fehlt nicht an einflußreichen Leuten oben und auch nicht an zahlreichen Elementen in der Bürgerschaft, die einen solchen radikalen Umschwung wünschen, und je mehr Herr Singer und sein Anhang das Verhalten der Stadtgemeinde gegen die Krone bestimmt, auf Erfüllung ihrer Wünsche rechnen. Wir würden ein Kreuzzeitungsregiment in Berlin für ein Unglück halten. Wie es den Anschein gewinnt, ist die Aussicht, daß die Gemeindevertretung den Gerlachschen Ratschlägen folgt, im Abnehmen. Hoffentlich werden die gemäßigten und selbständigen Geister im Roten Hause mit der Zeit zur Herrschaft gelangen und es endlich dahin bringen, daß auch die Reichshauptstadt dem Kaiser giebt, was des Kaisers ist. β

Schäden und Mängel in unserm Fuhrwesen. Im deutschen Vaterland wird alles gelehrt und geprüft. Niemand darf irgend ein Gewerbe betreiben ohne einen Ausweis über seine Befähigung dazu; aber ein Fuhrwerk darf jeder in Stadt und Land lenken, ohne daß er irgendwie vor Sachverständigen seine Kenntnis in der Behandlung und Pflege der Pferde, in der Zäumung und Beschirrung, in dem Anspannen und in dem Lenken der Pferde in verschiednen Gangarten dargethan hat. Deshalb ist es kein Wunder, daß fast jede Zeitung unter ihren Tagesnachrichten von Unglücksfällen berichtet, die durch leichtsinniges, unverständiges Fahren veranlaßt worden sind.

Die Ursachen solcher Unglücksfälle liegen klar zu Tage. Man betrachte nur einmal die Fuhrwerke, die einem zu Dutzenden in kleinen und großen Städten begegnen. Da sind zunächst die Milchwagen, bespannt mit elenden Pferden, kutschiert von halbwüchsigen Jungen oder auch von alten und jungen Frauenzimmern. Die Mittel, das Pferd vorwärts zu treiben, bestehn entweder in unsinnigem Prügeln und Peitschenknallen oder im sogenannten „Zucken," d. h. in dem ruckweisen Reißen an den Zügeln. Beides ist Tierquälerei. Dabei hat das Pferd gewöhnlich altes Geschirr aus vertrocknetem, mit Sprüngen versehenem Leder. Kopfgestell, Kummet passen nicht und scheuern das Pferd wund. Aufenthaltketten und Zugstränge stehn in keinem richtigen Verhältnisse, sodaß das Tier beim Bergauffahren oft an den Aufenthaltketten zieht, anstatt an den Sträugen. Oft rennt ihm beim Bergabfahren der Wagen auf die empfindlichen Sprunggelenkknochen, sodaß das Tier vor Schmerz ausschlägt oder durchgeht. Von den Verletzungen im Maul durch das „Zucken" und durch die oft viel zu dünnen Eisenteile des Gebisses brauche ich nicht zu reden, jeder Verständige weiß, was das für Tierquälerei ist. Eine schlechte und gefährliche Gewohnheit kann man ferner bei Milchwagen, Bierwagen usw. beobachten, nämlich aufzusitzen, nachdem das Pferd schon auf Zuruf angezogen hat, und abzuspringen, bevor das Fuhrwerk hält. Die meisten Unglücksfälle der Kutscher kommen von diesem Unfug her.

Die Metzgerwagen zeichnen sich meistens durch elegante, gut geschirrte und gepflegte Pferde aus. Aber dafür suchen sich die Kutscher in einem wahrhaft rasenden Tempo zu überbieten, fahren schnell um Straßenecken herum, rennen oft in entgegenkommende Fuhrwerke und sind für die Fußgänger, besonders für die Kinder eine beständige Gefahr. Bei den zweirädrigen Karren, die noch vielfach am Rheine gebraucht werden, trifft man zwar meist gute starke Pferde. Aber die Beschirrung läßt auch vielfach zu wünschen übrig und zeigt, daß der Fuhrmann nichts davon versteht. Die Beladung der Karren ist oft übermäßig groß, sodaß das Pferd bei der geringsten Steigung des Weges oder auf weichem Boden nicht

Digitized by Google

imstande ist, die Last zu überwinden. Was ist die Folge? Der verständige Fuhrmann greift in die Speichen des Rades und hilft, oder er macht durch Wegräumen von Steinen und dergleichen die Bahn frei, der unverständige, rohe Fahrer prügelt sein Pferd und reißt es unbarmherzig mit dem meist auch viel zu dünnen Gebiß im Maule. Das Karrenfuhrwerk ist überhaupt bei den heutigen guten und breiten Straßen gänzlich unnötig, und man sollte die Karre, wie es in vielen Gegenden Deutschlands längst geschehn ist, durch vierrädrige Wagen ersetzen. Die Karre hat nur den einzigen Vorteil vor dem Wagen, daß sie leicht Wendungen und kehrt auf der Stelle machen, also auch noch auf schmalen Gebirgswegen gebraucht werden kann. Solche engen Wege giebt es aber kaum noch. Dabei ist die Karre selbst plump und schwer, das Pferd muß also eine große tote Last ziehn. Das Gewicht mit der Ladung ruht nur auf zwei Punkten, schädigt also die Straße mehr als der Wagen, bei dem die Last auf vier Räder verteilt ist. Dazu kommt, daß das schwere Karrenpferd mit seinen mit ungeheuern Stollen versehenen Hufeisen die Straße zwischen den Geleisen förmlich aufhaut, während das leichter beschlagne Zweigespann gewissermaßen die Wagengeleise vorausgefahrner Fuhrwerke wieder zusammentritt. In Zäumung und Beschirrung begegnet man sogar bei Droschken und Equipagen noch veralteten Ansichten und Einrichtungen, die auf ein mangelhaftes Verständnis der Kutscher schließen lassen, obwohl meines Wissens gerade die Droschken unter einer gewissen obrigkeitlichen Aufsicht stehn. Da sieht man insbesondre immer noch die sogenannten Scheuleder, die durchaus keinen Zweck haben. Sie könnten das Scheuen nur verhüten, wenn alle den Pferden Angst verursachenden Gegenstände von der Seite kämen. Das ist aber nicht der Fall. Das Pferd sieht trotz der Scheuleder vorn alles, was ihm entgegenkommt. Außerdem würde es vor manchem Geräusch, das es von der Seite hört, nicht scheuen, wenn es die Ursache des Geräusches sehen könnte. Wenn Scheuleder wirklich einen Nutzen hätten, dann würde man sie besser bei Reitpferden anwenden, als bei Wagenpferden. Denn die Gefahr für den Reiter, mit einem scheuenden Pferd zu verunglücken, ist doch wohl noch größer, mindestens aber ebenso groß wie für den Fahrer. Abgesehen nun davon, daß das Scheuleder gar nichts nützt, schadet es auch noch den Augen des Pferdes und giebt sogar Anlaß zu Verletzungen der Augen. Das Gebiß muß, auch wenn man nur mit der Trense fährt, nach der größern oder geringern Empfindlichkeit des Pferdemaules, was man nach dem Bau der Kinnlade beurteilen kann, ausgesucht werden. Dasselbe ist bei der Kandarenzäumung nötig, wobei auch auf das richtige Anbringen der Kinnkette geachtet werden muß. Aber was sieht man da für Fehler! Blutende Lippen des Pferdemaules, verwundete Zungen usw. Dann wundern sich die ungeschickten und unverständigen Fahrer, daß das vor Schmerz verzweifelnde Tier trotz oder vielmehr gerade wegen der schärfsten Zäumung durchgeht. Das Kummet anzupassen verstehn ebenfalls nur wenig Fuhrleute. Man schafft ein Kummet an, das denn auch, wenn das Pferd gewechselt wird, ohne weiteres wieder passen soll, aber trotz Unterkummete das Tier an Hals und Brust wund scheuert, während oft eine geringe Veränderung im Biegen der Kummetfedern oder in der Polsterung den Übelstand beseitigen würde.

Am meisten gesündigt wird gegen die Haarpflege des Pferdes. Das gute und tägliche Putzen des Pferdes, die Pflege von Mähne und Schweif kostet Schweiß. Deshalb wäscht der unverständige Pfleger lieber sein Pferd, während man Wasser nur zur Reinigung des Maules, der Nüstern, des Hufes und andrer haarloser Teile verwenden soll. Was Mähne und Schweif anlangt, so liebt es sogar der herrschaftliche Kutscher, sie einfach auf alle Art zu beschneiden, als sie sorgfältig jeden Tag zu reinigen. Das jetzt wieder so moderne Kürzen der Schweife, das sogenannte „Frisieren“ der Pferde, kannte man schon vor sechzig Jahren. Man

Digitized by Google

nannte es damals „englisieren," und kein Herrschaftspferd erschien damals anders als englisiert; aber die Mode kam ab. Man ließ dem Pferd wieder den Schweif, damit es ihn gegen die lästigen Insekten gebrauchen konnte. Aber jetzt ist man wieder so weit mit dem „Frisieren," daß der Pferdeschweif kaum noch einem Handbesen gleicht. Der Hauptgrund für diese verwerfliche Sitte liegt aber darin, daß der Händler durch das Stutzen aus jedem gemeinen Gaul für den Nichtkenner am leichtesten ein vornehm aussehendes Tier herzustellen vermag.

Es ist für den Sachverständigen nicht schwer, noch weitere Mängel unsers Fuhrwesens und unsrer Pferdepflege aufzuführen. Die hier genannten Mißstände dürften aber genügen. Frauenzimmer müßten von dem Betriebe des Fuhrwesens überhaupt ausgeschlossen werden. Öffentliche Einrichtungen in Städten und auf dem Lande zu schaffen, wo junge Männer Pferdepflege, Schirren, Zäumen, Fahren usw. lernen könnten, würde nicht schwer fallen. Die Privatreitschulen in größern Städten könnten leicht von Staats oder Stadt wegen in Fahrschulen, überhaupt in Schulen für Pferdepflege, Kenntnis der Beschirrung und in Prüfungsanstalten umgewandelt werden. Die Besitzer würden gern darauf eingehn. Auch würde sich für frühere Offiziere usw. bei solchen Staats- oder städtischen Anstalten passende Verwendung finden. Niemand dürfte dann zum Betriebe irgend eines Fuhrwesens zugelassen werden, der nicht ein Befähigungszeugnis vorlegen könnte. Zeitweise müßten auch Pferde und Fuhrwerke durch die Behörden revidiert werden, wie das beim Droschkenfuhrwerk — aber auch nicht hinreichend — geschieht. Sicher würde dadurch manchen Unglücksfällen vorgebeugt werden, auch würde diese Einrichtung zur Besserung unsers Pferdematerials und damit zur Hebung unsrer Kriegsbereitschaft noch mehr beitragen, als es durch die jetzt schon bestehenden Pferdemusterungen geschieht. Wenn ich nicht irre, wird in Berlin ein Verein gegründet, der sich die Beseitigung der geschilderten Mißstände in unserm Fuhrwesen durch die Einrichtung von Unterrichtsanstalten zum Ziele setzt. Ihm kann ein guter Erfolg gewünscht werden. v. H.

Musik als Lebensberuf? Kürzlich kamen mir wieder einmal gebildete Eltern mit der Frage, ob es aussichtsvoll sei, wenn sich ihr Sohn zum Lebensberufe die Musik erwähle. Bei näherer Prüfung zeigte der junge Mann so gute Anlagen, daß die Frage skrupellos bejaht werden konnte. Nun folgte ihr aber eine neue: ob er denn auch wohl eine Größe ersten Ranges werden könne? Da sich das nun nur in seltnen Fällen mit einiger Sicherheit prophezeien läßt, wurde diese Lösung der heute so heikeln Berufsfrage einstweilen von der Tagesordnung abgesetzt. Wahrscheinlich soll der Junge nun Jura studieren. Ob er da wohl eine „Größe ersten Ranges" werden wird, Reichsgerichtsrat oder Minister? Ich glaube, seine Familie rechnet selbst nicht darauf, sondern ist schließlich auch mit der mittlern Karriere des Amtsrichters oder eines kleinern Bürgermeisters zufrieden. Da wird eben eine solche Frage gar nicht aufgeworfen. In der Musik aber soll alles „ersten Ranges" werden! Und doch sind hier für die anständigen Mittelmäßigkeiten gerade so wichtige und achtungswerte Posten zu besetzen wie in andern Berufen. Und auch die gesellschaftliche Stellung des Musikers ist heute ganz anders als zu den Zeiten Mozarts oder Beethovens.

Sehen wir zunächst vom eigentlichen Handwerk in der Musik ab, das der niedern Alltäglichkeit des Lebens dient, trennen wir also scharf die Thätigkeit des Musikers von der des Musikanten, so finden wir für jenen, von dem jetzt in der Regel die Berechtigung zum einjährigfreiwilligen Heeresdienst und die Absolvierung eines Konservatoriums oder eines entsprechenden aber teuern Privatstudiums verlangt wird, mannigfache Wege zum Durchschreiten seiner Laufbahn offen. Wird

Digitized by Google

er Mitglied eines leistungsfähigen Orchesters, so dient er darin seiner Kunst reiner und verdienstvoller, als wenn er einer von den Dutzendsolisten geworden wäre, die für das Musikleben nichts bedeuten, obwohl sie sich alle einbilden, Größen ersten oder doch höhern Ranges zu sein. Hier im Orchester zeigt sich der Wert der Mittelmäßigkeit am auffälligsten, denn aus lauter Dirigenten und Konzertmeistern kann man es nicht zusammensetzen. Wie oft haben sich hier die vom Publikum selten in ihrem Werte erkannten Pauker als die besten Musiker und Menschen entpuppt! Die Detailforschung in der Musikgeschichte weiß davon zu berichten. Im Orchester selbst wird freilich der gebildete Musiker alsbald als „Künstler" erkannt und geachtet werden und demgemäß das Übergewicht über den weniger tüchtigen Kollegen erhalten.

Ähnlich steht es auf dem Gebiet des Unterrichts. Auch hier kann man die Arbeit des Elementar- und des Mittelstufenlehrers nicht durch „Größen ersten Ranges" verrichten lassen. Da sind wieder die moralisch und künstlerisch gleich tüchtigen Mittelmäßigkeiten nötig. Schon des Kampfes wegen gegen das Dilettanten- und Pfuschertum. Denn das wuchert auf diesem Felde so sehr, daß die Fachkreise schon vor Jahren anfingen, dagegen nach Staatshilfe in mancherlei Gestalt zu rufen. Das Publikum muß hier den Unterschied erkennen lernen, der z. B. zwischen einem Elementarunterricht besteht, der von einem berufnen Vertreter der Kunst im Dienste wahrer musikalischer und weiterhin allgemeiner Bildung gegeben wird, und dem, den irgend ein unberufner Geldverdiener erteilt, um den Eltern das Mitmachen der bloßen Mode zu ermöglichen. Dieser Unterschied zeigt sich auch in der Leitung von Gesangvereinen. Auch da ist, abgesehen von der Leistungsfähigkeit in rein technischer Beziehung, eine Kluft zwischen dem Chormeister, der nur als maitre de plaisir fungiert, und dem, der in der Ausübung seines Amts höhere Bildungsaufgaben zu lösen vermag. Sonderbarerweise ist erfahrungsmäßig auch hier die wahre „Größe ersten Ranges" selten oder nie zu brauchen gewesen.

Wir wollen dasselbe Thema nicht endlos variieren und deshalb nicht auch ein kräftiges Wörtlein von den Verhältnissen in der Kirchenmusik und in der Musikschriftstellerei alias Kritikasterei reden. Es würde immer dasselbe Leitmotiv ertönen müssen: Hoch lebe die wirklich tüchtige und gebildete Mittelmäßigkeit! Der nächste Zweck, auf den Boden hinzuweisen, auf dem sie für die Kunst ersprießlich arbeiten kann, dürfte ja erreicht sein. Es fehlt nur noch, den Ertrag dieses Bodens in Betracht zu ziehn.

Da wären zur Illustrierung dem eingangs erzählten Falle zwei weitere an die Seite zu stellen. In einem davon wurde der junge Mann Philologe, im andern Theologe, jedesmal, weil dem unzweifelhaft vorhandnen musikalischen Talent wegen mangelnder Garantie für spätere „Erstrangigkeit" die Ausbildung versagt wurde. Nun, der Philologe schulmeistert augenblicklich für 2700 Mark Jahresgehalt, während der Theologe gar nur für 2400 Mark predigen und seelsorgen muß. Und doch haben beide sehr gute Examina gemacht! Dagegen sind mir mehrere Musiklehrer bekannt, die sich jährlich 5000 bis 6000 Mark verdienen, obwohl sie nicht nur keine „Größen ersten Ranges," sondern nicht einmal außerhalb der Orte ihrer Wirksamkeit dem Namen nach bekannt sind. Ja, aber die Sicherheit der Existenz: die feste Stellung und die Pensionsberechtigung! Stimmt allerdings. Aber ist die Freiheit, die die andern in ihrem Berufe genießen, nichts dagegen? Sie haben keine bureaukratischen Vorgesetzten und Beschränkungen. Dafür scheinen sie vom Publikum abhängig zu sein; aber es giebt kein leichteres Joch als dieses, denn ein nicht zu kleinstädtisches und gebildetes Publikum weiß wahre künstlerische Tüchtigkeit wohl zu schätzen und wird dann leicht in seinem ganzen künstlerischen Fühlen und Meinen selbst völlig abhängig von dem belehrenden

Digitized by Google

Künstler. Die Thatsache, daß sich sogar sehr gebildete Leute erst ein endgiltiges Urteil über ein Konzert bilden, wenn sie am Tage darauf die Rezension darüber gelesen haben, kann als Beleg dafür dienen. Und auch was die Sicherheit der Existenz anbetrifft — da hat man leider schon genug von darbenden Pastorenwitwen gehört, und ebenso von der unbequemen Lebenslage pensionierter Gymnasiallehrer.

Nun aber die Konkurrenz! Schon ihretwegen raten ja alle ältern Musiker von der Musik als Lebensberuf ab! Wir wollen die häufig sehr egoistischen Motive davon nicht näher untersuchen und nur fragen: Auf welchem Gebiete wäre denn heutzutage diese ungeheure Konkurrenz nicht vorhanden? Das Abraten von einem Beruf aus diesem Grunde ist jetzt allgemein geworden. Was soll z. B. ein junger Mann noch auf der Universität studieren, ohne sich mit dieser Konkurrenzfrage auseinandersetzen zu müssen? Vielleicht — Zahnheilkunde, wie ein mir bekannter Universitätsprofessor neulich einmal meinte. Sonst ist auch in allen andern Fächern Überfüllung, die die Aussichten in schlechtem Lichte zeigt. Vor dem juristischen Studium ist ab und zu sogar schon von den Behörden gewarnt worden, Philologen und Theologen müssen als Hauslehrer umherwandern, und von dem „Ärzteelend" wird genug in den Zeitungen geschrieben. Sieht man genau umher, so wird man bemerken, daß der Kampf ums Dasein in der Musik nicht schlimmer ist, als auf den andern Gebieten, nicht härter und nicht milder.

Darum, ihr Eltern, laßt euern Sohn getrost die Kunst zu seinem Lebensberuf erwählen. Bedenkt nur auf das sorgsamste zweierlei: ob er das nötige Talent hat, und ob ihr über die nötigen Mittel verfügt, es korrekt und allseitig ausbilden zu lassen. Denn bei der Beantwortung der heute so schwer wiegenden Frage: Was soll ich werden? entscheidet sich leider eine Menge sogenannter halber Talente für die Musik als Lebensberuf, und andrerseits wird allzu häufig von richtigen Talenten aus äußern oder innern Gründen so einseitig oder ungenügend studiert, daß die sogenannten verunglückten Existenzen auch hier unmöglich ausbleiben können. Für ein gehöriges Musikstudium sind bei genügender Vorbildung ungefähr dieselben Kostenanschläge zu machen, wie für ein teureres Universitätsstudium. Man muß nicht nur sechs bis acht Semester sorglos studieren können, sondern bedarf auch unter Umständen danach noch für einige Jahre der Zuschüsse dazu, in der praktischen Musikwelt Fuß zu fassen. Genau so wie der Jurist nach der bestandnen Referendarprüfung nicht gleich Amtsrichter oder Rechtsanwalt werden kann, sondern erst noch das Assessorexamen bestehn muß, ehe er auf nennenswerten materiellen Gewinn rechnen darf. Sind aber solche Vorbedingungen erfüllt, dann mit gut Glück auf den Weg! Und das Glück pflegt ja dem tüchtigen Künstler in der mannigfachsten Form hold zu sein. Darauf zu sehen, ist immer noch vernünftiger, als auf die zweifelhaft günstige Beantwortung der unverständigen Frage nach späterer „Erstrangigkeit."

Bruno Schrader

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Der Kampf um den Zolltarif

4

(Schluß)

Lorenz von Stein sagt in seinem Lehrbuch der Finanzwissenschaft,*) das allgemeine Verhältnis des „Freihandelsprinzips“ zu dem „Schutzzollprinzip“ beruhe wesentlich darauf, daß der Freihandel der natürliche Wächter für den Schutzzoll sei. Ohne das Prinzip des Freihandels laufe jede Verwaltungspolitik die größte Gefahr, ihre berechtigte Grenze zu überschreiten und die Konsumtion der Produktion zum Opfer zu bringen. Es sei unmöglich, jemals das Prinzip des Freihandels für das Zollwesen vollständig zur Herrschaft kommen zu lassen, aber es wäre ein großer Mangel, ohne dasselbe ein Zollsystem aufzustellen. Kein Land der Welt könne durch den Freihandel beherrscht werden, aber kein Land könne ihn entbehren. Jeder Tarif erscheine äußerlich als ein Kompromiß zwischen Schutzzoll und Freihandel, aber in Wahrheit sei er das organische, freilich unfertige Produkt beider. Wie viel weiter — sagt er zum Schluß — wäre unser endloser Streit, wenn man diese organischen Funktionen von Schutzzoll und Freihandel an Stelle ihrer gegenseitigen akademischen Negation stellen wollte.

Davon mag manches nicht unanfechtbar sein. Aber wenn einem etwas in dem bisherigen Kampf um den Zolltarif in Deutschland zum Bewußtsein kommen mußte, so war es die trostlose Unfruchtbarkeit des akademischen Streits um das „Schutzzollsystem“ auf der einen und das „Freihandelssystem“ auf der andern Seite. So wenig man ein System des Individualismus und ein System des Sozialismus gegeneinander ausspielen sollte, weil Individualismus und Sozialismus gar nicht politische „Systeme“ sind, sondern Prinzipe, die beide immer und überall berechtigt bleiben und in der Politik zur Geltung gebracht werden müssen, ebenso wenig soll man Freihandelssystem und Schutzzollsystem gegeneinander setzen. Jedem der beiden Prinzipe das der

*) Fünfte Auflage, 1886. Leipzig, F. A. Brockhaus.



Digitized by Google

jeweiligen Lage und dem danach verschiednen Bedürfnis der Gesellschaft entsprechende Maß von Geltung einzuräumen, ist die große Kunst der Staatsgewalt. Immer wieder werden Zeiten kommen, wo dem einen Prinzip einseitig und im Übermaß gehuldigt wird, und wo dann die Staatskunst die Aufgabe hat, dem andern, dem vernachlässigten Prinzip wieder mehr zu seinem Rechte zu verhelfen. Vor dreißig Jahren waren in Deutschland das individualistische und das Freihandelsprinzip einseitig und im Übermaß in der Politik in Geltung, und die in den siebziger Jahren eintretende Reaktion dagegen war berechtigt und notwendig. Ganz gewaltig ist seitdem dem sozialistischen Prinzip der Vortritt eingeräumt, das individualistische ausgeschaltet worden. Wie wir in den Grenzboten wiederholt gesagt haben, schon etwas zu sehr. Es wird darum notwendig, die Berechtigung und die Notwendigkeit des Individualismus wieder schärfer zu betonen, seine Berücksichtigung in der Politik wieder kräftiger zu vertreten. Die Sozialisten sagen, das heiße, dem Individualismus den Sieg über den Sozialismus verschaffen wollen. Wenn sie unter Sieg schon den Übergang von übermäßiger Vernachlässigung zur billigen Berücksichtigung verstehn, dürfen sie das sagen. Von dem Sieg eines politischen „Systems“ des Individualismus über das, wie die Sozialisten meinen, glücklich zur Herrschaft gebrachte oder zur Herrschaft berufne „System“ des Sozialismus als dem Ziel zu reden, das wir dabei verfolgten, hat gar keinen Sinn. Ebensowenig hätte es Sinn, heute dem Freihandelssystem über das Schutzzollsystem zum Siege verhelfen zu wollen. Nichts kann uns ferner liegen, als ein solcher Doktrinarismus. Wohl aber glauben wir, dem Freihandelsprinzip gerade im Kampf um den Zolltarif etwas mehr Einfluß wünschen zu sollen gegenüber dem übermäßigen, ja fast ausschließlichen Gewicht, das man anfängt dem Schutzzollprinzip in der Handels- und Zollpolitik des Deutschen Reichs einzuräumen, gegenüber namentlich dem zu sehr angewachsenen Einfluß des Teils der leitenden Beamten und Handelspolitiker, der, wie Schmoller mit Recht sagt, in eine blinde Verherrlichung des Schutzzolls hineingeraten ist. Mit der theoretischen Meinung, daß das Freihandelsprinzip im allgemeinen, in der Weltwirtschaft, mehr und mehr im Verhältnis zum Schutzzollprinzip das Übergewicht zu erringen Aussicht habe und berufen sei, hat das zunächst nichts zu thun. Im Kampf um den deutschen Zolltarif kann es sich nur um die Frage handeln, ob nach der heutigen Wirtschaftslage im Deutschen Reich und draußen in Rücksicht auf die glückliche Zukunft der deutschen Volkswirtschaft dem „Prinzip“ des Freihandels mehr Einfluß bei der bevorstehenden Neuregelung unsrer Zollpolitik eingeräumt werden soll, als die Vertreter des „Schutzzollsystems“ ihm einräumen wollen. Diese Frage freilich glauben wir entschieden mit Ja beantworten zu müssen. Das mußte deshalb hier noch einmal besonders betont werden, weil noch in letzter Stunde in schroffster Nichtachtung der von Lorenz von Stein gegebnen Lehre unter ausgesucht wissenschaftlicher Flagge der Versuch gemacht worden ist, die den ursprünglichen Konzipienten des Tarifentwurfs vom 26. Juli vorzuwerfende Vernachlässigung des Freihandelsprinzips zu einem hervorragenden Akt zoll-

Digitized by Google

politischer Weisheit zu stempeln, zu dem auch die nationalökonomische Wissenschaft nur bewundernd emporsehen könne.

Der sonst so verdienstvolle Statistiker Professor Georg von Mayr in München hat ganz kürzlich in dieser Tendenz ein Buch unter dem Titel „Zolltarifentwurf und Wissenschaft"*) erscheinen lassen, das unter den wenigen professoralen Versuchen, dem in die blinde Verherrlichung des Schutzzolls geratnen Teil unsrer Beamten in der Tariffrage über den Berg zu helfen, am meisten Beachtung verdient. Die wissenschaftliche und staatsmännische Qualität des Verfassers machte ihn zu diesem Vorspanndienst ganz besonders geschickt, aber das Buch selbst — dessen Tendenz hier nur in aller Kürze angedeutet werden kann — ist deshalb weder wissenschaftlich noch staatsmännisch eine rühmliche Leistung. Ganz besonders bezeichnend ist es, daß Mayr von vornherein für das „Schutzzollsystem," das die Tarifentwerfer vollends ausbauen wollen, alle die Nationalökonomen, die dem „Schutzzollprinzip" überhaupt in der Zollpolitik irgend welchen Einfluß einräumen, als Kronzeugen in Anspruch nimmt, um so der Behauptung einen Schein von Wahrheit zu verleihen, die deutsche Wissenschaft sei eigentlich mit dem Tarif auch in dieser seiner Tendenz ganz einverstanden. Bezeichnend ist es ferner, wie er J. Conrad abthun zu können glaubt. In den grundlegenden wissenschaftlichen Auffassungen, schreibt er, sei Conrad ausgesprochner Freihändler. Er sei z. B. Anwalt der „Bodenentwertung"; er sei Anhänger der Theorie, die die Interessen der Landwirte und die der Landwirtschaft glaube trennen zu können; er meine, die Auffassung der Schutzzöllner gestalte sich auf dem Boden der privatwirtschaftlichen Beurteilung gegenüber einem höhern volkswirtschaftlichen Standpunkt — während gerade das Gegenteil der Fall sei —; er schließe sich der Auffassung an, daß bei den Handelsverträgen zuerst die Interessen der Industrie zu vertreten seien, weil die Landwirtschaft, „wenn auch verarmt," doch bleibe, während die Arbeit für den Export sofort aufhöre, wenn die Unkosten nicht gedeckt würden: „kurz, Conrad ist theoretisch Freihändler und insbesondre Antiagrarier vom reinsten Wasser." Es ist zum erschrecken, daß das für eine wissenschaftliche Kritik der Conradschen Stellung zur Sache ausgegeben wird, denn daß Mayr Conrad mißversteht, ist unmöglich. Warum widerlegt er nicht die Sätze, die er zur Charakterisierung Conrads als „ausgesprochnen Freihändlers" und „Antiagrariers vom reinsten Wasser" — übrigens in der tendenziösesten Formulierung — mitteilt, statt fast die Hälfte seines Buchs dem Kampf gegen die Brentanoschen Freihandelsargumente zu widmen, über deren Wertlosigkeit für die praktische Wirtschaftspolitik Conrad selbst das treffendste Urteil schon längst gefällt hat? Was weiß Herr von Mayr von dem Agrariertum, das der ganzen agrarischen Bewegung den Charakter giebt und die Übermacht beim Entwerfen des Zolltarifs gehabt hat, das heißt von dem ostelbischen Agrariertum, im Vergleich mit Conrad? Was soll es heißen: Conrad sei Antiagrarier? Mayr kann damit hier nur eine die landwirtschaftlichen Inter-

*) Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin, 1901.

Digitized by Google

essen mißachtende, die Bedeutung der Landwirtschaft für das Gesamtwohl unterschätzende Parteinahme meinen. Wer Conrads jahrzehntelanges agrarpolitisches Arbeiten kennt, weiß, daß der Vorwurf objektiv das schroffste Gegenteil der Wahrheit ist. Mayr stempelt sich dadurch selbst zum „Agrarier" in des Wortes übelster Bedeutung. Und noch weniger schön ist es, wenn er Helfferichs Stellung auf einige aus dem Zusammenhang herausgerissene Sätze seines neusten Buchs über Handelspolitik hin kurzweg als Ausdruck „absoluten Mangels an Heimatsinn und Nationalbewußtsein" denunziert. So konnte ein Mann wie Mayr nur schreiben, wenn er die Wissenschaftlichkeit der Parteitendenz völlig opferte. Im Sinne von Lorenz von Stein muß gegen ein solches Eingreifen der Wissenschaft in den Kampf um den Zolltarif die allerschärfste Verwahrung eingelegt werden. Die angegriffnen Gelehrten werden hoffentlich die gebührende Antwort nicht schuldig bleiben. Für uns hat die Art, wie Herr von Mayr für das „Schutzzollsystem" im Sinne des Tarifentwurfs Propaganda macht, nur Interesse als ein neuer Beweis für die Güte der Sache, die so verteidigt wird.

Daß der Verfasser für das Doppeltarifsystem im allgemeinen und für die Minimalagrarzölle im Tarifgesetz im besondern eine Lanze bricht, kann nicht überraschen. Wie ers thut, ist ein weiteres Zeugnis für die Unreife und doktrinäre Willkürlichkeit des akademischen Verlangens nach seiner Einführung in die Zollpolitik des Deutschen Reichs. Mayr schreibt unter anderm, die heute weit verbreitete Vorstellung von der Unfruchtbarkeit des Doppeltarifs für die Zwecke von Handelsvertragsverhandlungen beruhe im wesentlichen darauf, daß ohne weiteres das System der ausschließlichen Wahl zwischen Maximal- und Minimalsatz vorausgesetzt wird. In wesentlich anderm Licht erscheine das System aber, „wenn der Griff nach jedem beliebigen Zwischensatz, der innerhalb des Maximums und Minimums liegt, zulässig ist." Unter dieser und der weitern Voraussetzung, daß der Unterschied zwischen Maximal- und Minimalsätzen groß sei, erscheine bei unbefangner Betrachtung das System des Doppeltarifs als „eine beachtenswerte Möglichkeit angemessener Rüstung für Handelsvertragsverhandlungen." Also wieder ein andres Bild, das den Doppeltarif schmackhaft machen soll. Herr van der Borght pries ihn, wie wir gesehen haben, nur unter der Voraussetzung an, daß die Mindestsätze überhaupt nicht im Ernst als Mindestsätze respektiert würden. Die Herren sollten sich doch wirklich erst selbst darüber klar werden, was sie eigentlich wollen, ehe sie der praktischen Handelspolitik des Reichs solche „Neuheiten" empfehlen. Die Beschränkung des Doppeltarifs auf die Getreidezölle nimmt Mayr als Schönheitsfehler schließlich in den Kauf, obgleich er seine möglichst allgemeine Anwendung vorziehen würde. Wie er wissenschaftlich die gleichzeitige Existenz eines „Mindestmaßes als unentbehrlichen Zollschutzes" und eines Maximalmaßes dafür denkt — womöglich noch mit großem Unterschied —, ist uns nicht klar. Die Komparation von „unentbehrlich" hat doch begrifflich keinen Sinn. Es wird für den Logiker ganz lehrreich werden, den Reichstag über den unentbehrlichen, unentbehrlichern und unentbehrlichsten Schutzzoll debattieren zu hören. Auf den weitern Inhalt der Mayrschen Schrift einzugehn, versagen wir uns gern. Die

Digitized by Google

Kugel der praktischen Politik ist im Rollen, und alle akademischen Disputationen werden ihren Lauf, wenigstens bis zur ersten Etappe, dem Reichstag, auch nicht mehr um Haaresbreite nach links oder rechts abzulenken vermögen.

Was über den Lauf der Dinge im Bundesrat in den Zeitungen gesagt wird, darum kümmern wir uns nicht. Wir haben unsre Überzeugung von dem, was im Interesse des Gesamtwohls zu wünschen ist, rückhaltlos ausgesprochen. Dazu gehört ganz besonders das Vermeiden jeder verfassungsmäßig unnötigen, vorzeitigen Unterwerfung der Regierung unter die parlamentarische Mehrheit im Reichstag. Denn zu den verbündeten Regierungen kann man das Vertrauen haben, daß sie bei der endgiltigen Feststellung unsrer neuen zollpolitischen Beziehungen zum Ausland dem Freihandelsprinzip und dem Schutzzollprinzip das jedem von beiden für die gedeihliche, kräftige Fortentwicklung unsers nationalen Wirtschaftslebens notwendige Maß von Berücksichtigung angedeihen lassen werden, zu den Parteien im Reichstag dagegen kann man dieses Vertrauen nicht haben. Wenn, was wir glauben, Schmoller Recht hat, daß ein großer Staatsmann und geschickter Diplomat mit dem vorgeschlagnen Generaltarif uns eine Ära verbesserter Handelsverträge verschaffen kann, so wird ihm das um so eher möglich sein, je mehr Aktionsfreiheit er behält. Von einer Parlamentsmehrheit abhängig, deren Einfluß auf jenes Melinische Schutzzollsystem hindrängt, das Schmoller für ein großes Unglück hält, könnte das auch der größte Staatsmann und geschickteste Diplomat nicht fertig bringen. Die kaiserliche Politik des größern Deutschlands und zugleich des Weltfriedens, als deren glänzendster Interpret sich Graf Bülow bei der Einbringung der zweiten Flottenvorlage bewährt hat, diese ausgesprochenste Bethätigung des „neuen Kurses," den die Fronde und ihr agrarischer Anhang mit ebenso großer Verschlagenheit wie Gehässigkeit gegen seinen kaiserlichen Vertreter bis zur Stunde bekämpft, muß — daran zweifelt weder Freund noch Feind — in der Fortsetzung einer Handelsvertragspolitik, in der das Freihandelsprinzip seine gebührende Berücksichtigung findet, ihre erste große Aufgabe sehen nach der Flottengründung. Dazu dürfen ihr nicht unnötige unbequeme und lähmende Fesseln angelegt werden infolge eines unwürdigen und unbegründeten Mißtrauens. Der Kaiser und die verbündeten Regierungen haben, das weiß Gott, der deutschen Landwirtschaft — der man ja schon die Flottenvorlage als ihren Interessen zuwider darzustellen gewagt hat — jede billige Garantie geboten, daß bei der Neuordnung unsrer Zollpolitik ihr unzweifelhaftes Schutzbedürfnis volle Berücksichtigung finden wird. Daß dieser Rücksicht die im Gesamtinteresse der Nation gebotnen Ziele der kaiserlichen Politik nicht einfach preisgegeben werden dürfen, ist selbstverständlich. Man müßte wahrhaftig die drei letzten Jahre mit ihrem gewaltigen Ringen der Krone gegen die agrarischen Vorurteile und die agrarischen Parteiinteressen völlig verschlafen haben, wenn man als Freund der kaiserlichen Politik heute für die bevorstehenden Kämpfe um die Zollpolitik, den Zolltarif und die Handelsverträge einer Kräftigung der Parlamentsherrschaft das Wort reden wollte. An dieser Richtung unsrer bescheidnen Teilnahme an der Diskussion der politischen Fragen der Gegenwart, auch der

Digitized by Google

Zolltariffrage, wird durch die Beschlüsse des Bundesrats nichts geändert werden können. Nicht einmal, wenn der Kaiser und die verbündeten Regierungen aus Gründen, die wir nicht zu beurteilen vermögen, Minimalgetreidezölle, die die Fortsetzung der Handelsvertragspolitik nicht gefährden, in den endgiltigen Entwurf, wie er an den Reichstag gelangt, hinübernehmen lassen sollten. Nochmals würden sie damit den Mehrheitsparteien weit zur Verständigung entgegenkommen, wie es der Lage der Parteiverhältnisse vielleicht entspricht. Praktisch würde damit die Qualität des Tarifs als Instrument zur Herbeiführung einer neuen Ära von Handelsverträgen oder eines extremen Schutzzollsystems wohl kaum allzusehr verschoben werden, so ernste prinzipielle Bedenken auch dagegen sprechen. Doppelt und dreifach aber würde dann jede weitere Beschränkung des Kaisers in der ihm verfassungsmäßig zustehenden Aktionsfreiheit für die Handelsvertragsverhandlungen zurückgewiesen und das auch in den Motiven der Vorlage durch den Bundesrat in aller Schärfe ausgedrückt werden müssen.

Denn daß der Reichstag in dieser Richtung den Entwurf zu verschlechtern versuchen wird, ist sicher. Er wird, wenn Minimalzölle in der Vorlage nicht stehn, ihre Wiederherstellung, wenn sie darin stehn, ihre Erhöhung und Ausdehnung und damit wahrscheinlich die Bindung der Regierung bis zur Unmöglichkeit jeder erwünschten Vertragspolitik verlangen. Die darauf abzielenden agrarischen Forderungen liegen formuliert vor und sind von uns schon besprochen worden. Die „entsprechenden" Anträge der industriellen Schutzzöllner auf Ausdehnung des Doppeltarifs auf die industriellen Zölle bleiben abzuwarten. Jedenfalls wird für die Sicherung eines möglichst weitgehenden Ausbaus des Schutzsystems die Mehrheit wohl immer zu haben sein. Vielleicht wird dabei auch der schon in München von Schuhmacher als selbstverständlich bezeichnete Minimaltarif „in den Akten" eine Rolle spielen. Neuerdings hat Herr von Mayr für den Reichstag ein Recht dabei mitzusprechen in Anspruch genommen, ohne zu sagen, wie es ausgeübt werden soll. Es würde wahrscheinlich auf neue „Versprechungen" hinauskommen, in deren bindender Formulierung die Führer der agrarischen Mehrheitsparteien ihr Meisterstück abzulegen hätten. Wir wollen auf die Idee dieses bindenden Minimaltarifs hinter den Kulissen hier nicht näher eingehn, sondern nur auf die zutreffenden Ausführungen darüber in der Buecksschen Denkschrift über den Doppeltarif vom Juli vorigen Jahres — vom Direktorium des Zentralverbands im Oktober 1900 veröffentlicht — verweisen. Wir halten es für ausgemacht, daß zu solchen Versprechungen an die Parteien an zuständiger Stelle keine besondre Neigung mehr vorhanden sein wird.

Ziemlich bestimmt in Aussicht gestellt ist ein Antrag der Mehrheitsparteien, die Regierung zur sofortigen Kündigung der bestehenden Handelsverträge aufzufordern. Unter andern kündigt ihn die Schlesische Zeitung mit der Motivierung an, das Ziel der Obstruktion sei, die Kündigung der Handelsverträge zu hintertreiben. Kündige die Regierung die Handelsverträge noch vor Ablauf dieses Jahres, stelle sie die obstruktionslustige Linke vor dieses fait accompli, dann werde diese Linke zu beweisen haben, ob sie das Zustandekommen neuer

Digitized by Google

Handelsverträge wolle oder nicht. Herr von Mayr faßt die Sache von einer andern Seite an. Er schreibt: „Wenn die deutschen Freihändler in der erhofften Nichtkündigung der Verträge und insbesondre in einer von deutscher Seite nicht eintretenden Kündigung einen Rettungsanker erblicken, so kommt außer der allgemeinen Unwahrscheinlichkeit einer von keiner Seite eintretenden Kündigung speziell für die Gestaltung der deutschen Aktion der Umstand als durchschlagend in Betracht, daß die für die deutsche Wirtschaftspolitik durch maßgebende Erklärungen von zuständiger Stelle, insbesondre gegenüber dem Reichstage festgelegten Ziele ohne vorgängige Kündigung der Handelsverträge nicht erreichbar sind, und daß deshalb die deutsche Initiative zur rechtzeitigen Kündigung, falls solche nicht vorher schon von andrer Seite erfolgt, sich als selbstverständlich darstellt." Wenn das, kurz gefaßt, heißen soll, daß Graf Bülow den Agrariern auch versprochen habe, die höhern Getreidezölle müßten absolut und unbedingt am 1. Januar 1904 in Kraft treten, so könnte man wahrhaftig beinahe an mala fides bei der Ausbeutung bona fide gegebner Versprechungen denken, was wir Herrn von Mayr nicht zutrauen. Wir möchten ihm aber wiederholt raten, lieber dagegen als dafür zu arbeiten, daß die Agrarier diese Ausbeutung noch weiter zu treiben suchen. Sunt certi denique fines, ruft er selbst seinen Gegnern zu. Die Grenze des unter anständigen Leuten erträglichen Pochens auf bona fide gegebne Zusagen scheint uns dann doch erreicht, wenn nicht schon überschritten zu sein. Die Argumentation der Schlesischen Zeitung mit dem Hinweis auf die Obstruktion der Linken ist doch gar zu fadenscheinig. Wir meinen, daß die Regierung mit der Gefahr, von der Rechten keinen brauchbaren Tarif bewilligt zu erhalten, ebenso sehr rechnen muß, wie durch die Obstruktion der Linken gar keinen. Jedenfalls hat die agrarische Mehrheit von dem fait accompli, das die Schlesische Zeitung geschaffen haben will, einen sichrern Vorteil als die obstruktionslustige Linke. Selbstverständlich will und muß die Regierung die Verträge kündigen, wenn sie nicht vom Ausland gekündigt werden. Wozu sonst die ganze Tarifkampagne? Aber unter keinen Umständen darf das verfassungsmäßig der Krone zustehende Kündigungsrecht beschnitten oder dem Reichstag auch nur die Spur eines Rechts, da hineinzureden, zugestanden werden. Erkennt es die Regierung im Laufe der Verhandlungen für nötig im Interesse des Reichs, mit der Kündigung zurückzuhalten, und läßt sie deshalb die wichtigern Verträge auch noch eine Weile über den 1. Januar 1904 laufen, so wird kein Mensch Grund haben, über Wortbruch zu schreien. Gegen die Obstruktion kann die Regierung das Kündigungsrecht jederzeit wirksam zur Anwendung bringen.

Ein weiteres, überaus wichtiges und nötiges Recht beanspruchet der § 12 des Tarifgesetzentwurfs für die Regierung. Er lautet: „Der Zeitpunkt, mit welchem dieses Gesetz in Kraft tritt, wird durch Kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats bestimmt." Die Aufnahme dieser Bestimmung ist zunächst eine notwendige Ergänzung des Kündigungsrechts der Krone. Würde der Paragraph bestimmen, daß das Gesetz unbedingt am 1. Januar 1904 in Kraft treten müsse, so bedeutete das so viel wie eine Kündigung für diesen

Digitized by Google

Termin. Sollen heute geltende Verträge über den 1. Januar 1904 laufen können, so darf auch der heute geltende Generaltarif, auf dem sie beruhn, am 1. Januar 1904 nicht durch den neu zu verabschiedenden Generaltarif ersetzt werden. Wohl aber kann trotz der Kündigung der Verträge von irgend einer Seite und trotz ihres Außerkrafttretens mit dem 1. Januar 1904 oder einem andern, spätern Termin — mag das der 1. April 1904 oder der 1. Januar 1906 sein — der bestehende Generaltarif weiter in Giltigkeit bleiben, wenn das der Regierung durch besondre Umstände bis zum Abschluß neuer Handelsverträge auf Grund des neuen Tarifs unvermeidlich erscheinen sollte. Wir hätten dann einen vertragslosen Zustand mit dem alten Tarif. Aber es kann auch das Inkrafttreten des neuen Tarifs vor dem Abschluß neuer Handelsverträge unvermeidlich werden, d. h. ein vertragsloser Zustand mit dem neuen Tarif. Der Regierung muß darin absolut freie Hand gelassen werden, wenn sie das zunächst zu erstrebende Ziel, unter Vermeidung eines vertragslosen Zustands zu Handelsverträgen auf Grund des neuen Tarifs zu gelangen, erreichen soll, ohne à tout prix die Verträge schließen zu müssen. Mit Recht hat Herr Bueck in der Delegiertenversammlung des Zentralverbands deutscher Industrieller am 1. Oktober dieses Jahres die Frage gestellt: Was würde eintreten, wenn der neue Tarif mit den hohen Sätzen am 1. Januar 1904 unbedingt in Kraft treten müßte? Und er hat wohl ebenso mit Recht darauf die Antwort gegeben: Das würde den Zollkrieg mit allen auswärtigen Staaten bedeuten. Bewilligt man der Regierung die vorgeschlagne Fassung des § 12 nicht, so kann sie Tarifgesetz und Tarif vorläufig unter den Tisch fallen lassen, und sie würde das thun müssen, wenn sie nicht unabsehbare Schwierigkeiten und Schädigungen heraufbeschwören wollte. Die agrarische Reichstagsmehrheit soll sich ebenso wie die obstruktionslustige Linke hüten, auf eine Zwangslage der Regierung zu spekulieren, in ein oder zwei Jahren durchaus den neuen Tarif verabschiedet sehen zu müssen. Sie kann im Notfall auch noch vier und fünf Jahre warten, ob — nicht in diesem Reichstag — im deutschen Volke die Parteivorurteile und Leidenschaften nicht einer bessern Überlegung, patriotischerm Empfinden Platz machen sollten.

Ein solcher Aufschub der Verabschiedung des neuen Zolltarifs wäre gewiß sehr zu bedauern. Wir haben schon im ersten Heft der Grenzboten vom 3. Januar dieses Jahres die Notwendigkeit einer gründlichen Revision des Tarifschemas anerkannt, und in dieser Beziehung bedeutet der Entwurf vom 26. Juli trotz mancher Einwendungen, die der Fachmann vielleicht in Einzelheiten machen kann, einen großen Fortschritt, verdient volles Lob. Aber auch das haben wir damals schon betont, daß sich unsre volkswirtschaftliche wie die gesamte handelspolitische Lage seit 1879 so sehr verändert habe, daß eine Nachprüfung der damals für angebracht gehaltnen Zollsätze im Generaltarif einschließlich der in der Zwischenzeit vorgenommnen Änderungen deshalb als nötig angesehen werden müsse. Und nicht minder erschien uns eine Revision der Vertragstarife aus den neunziger Jahren ein Bedürfnis. Deshalb erkannten wir auch mit Rücksicht auf den Abschluß neuer Handelsverträge die

Digitized by Google

Ausstattung des neuen Generaltarifs mit ausgiebigen Kompensationszuschlägen willig an. Mehr oder weniger werden dieselben Ursachen auch im Ausland denselben Wunsch nach Neuregelung der Zollpolitik wachrufen. Das muß Mayr ohne weiteres zugegeben werden. Aber man soll die allgemeine Kündigungssucht doch nicht übertreiben, wie das die Schutzzollsüchtigen bei uns vielfach in erklärlicher Absicht thun. Wenn die deutsche Regierung von dem Wunsche beseelt ist, was wir glauben, womöglich einen vertragslosen Zustand zu vermeiden und deshalb neue Verträge zu vereinbaren, bevor man die alten außer Kraft setzt, so wird sie darin wahrscheinlich in Übereinstimmung mit vielen der andern Vertragsstaaten sein. Freilich eine Handelsvertragspolitik „um jeden Preis" kann niemand wollen, und sicher ist es jedes vernünftigen Staatswesens, also auch des Deutschen Reichs Pflicht, für den Fall der Vertragslosigkeit — sowohl, wie Mayr sagt, in ihrer mildern passiven Form als in ihrer aktiven Form des Zollkriegs — sich zu rüsten, gerade wie wir bei aller Friedfertigkeit uns für den Krieg rüsten müssen. Aber wie trotz aller Rüstungen der großen Staaten für den Krieg, trotz aller ihrer Eifersucht, ja trotz alles Chauvinismus und Jingoismus, die sich in den letzten Jahren hervorgedrängt haben, die Großstaaten immer wieder der scheinbar unvermeidlichen Explosion drohender Kriegswolken vorzubeugen bemüht gewesen sind, so scheint doch auch die Einsicht, es sei besser, ohne Zollkrieg zum erträglichen handelspolitischen modus vivendi untereinander zu kommen, ziemlich verbreitet zu sein. Nichts wäre dümmer, als im Ausland den Schein zu erwecken, daß wir einen Zollkrieg für den Ruin unsrer Volkswirtschaft hielten, oder ihn doch à tout prix vermeiden müßten. Aber wenn heute die Nichtsalsschutzzöllner unter Hinweis auf die Zollkriegsgefahr — womöglich einer nach allen Fronten — die Zollsätze im neuen Generaltarif höher und höher zu treiben suchen und dabei doch andrerseits gar nicht oft genug versichern können, der Generaltarif müßte auch den Bedürfnissen eines längern vertragslosen Friedenszustands — der mildern, passiven Form nach Mayr — entsprechen, so zwingt schon der Widerspruch, der darin liegt, zum äußersten Mißtrauen. Zollkriegstarifsätze müssen anders sein als die Tarifsätze eines vertragslosen Zollfriedens. Rechnet Mayr auf einen lang dauernden vertragslosen Zustand, oder will er ihn, so muß er für niedrige Generaltarifsätze sorgen, nicht für hohe. Für den Zollkriegsfall ist nicht der Generaltarif die wirksame Waffe, auch kein Maximaltarif, sondern die kräftige Erhöhung geeigneter Zollsätze ad hoc, wie sie § 6 des bisherigen Tarifsgesetzes und § 8 des Entwurfs vorsehen.

Der Entwurf bestimmt darüber, daß zollpflichtige Waren, die aus Staaten herstammen, die deutsche Schiffe oder deutsche Waren ungünstiger behandeln als die andrer Staaten, neben dem tarifmäßigen Zollsatz einem Zollzuschlage bis zum doppelten Betrag dieses Satzes oder bis zur Höhe des vollen Werts unterworfen werden können. Tarifmäßig zollfreie Waren können unter derselben Voraussetzung mit einem Zoll bis zur Hälfte des Werts belegt werden.

Wenn man diesen Kriegsparagraphen noch schärfer gestalten will, so wird



Digitized by Google

uns das nur freuen. Aber außer ihm steht es doch auch der Regierung frei, in Einzelfällen die Klinke der Gesetzgebung in die Hand zu nehmen, um besondre schutzzöllnerische Rücksichtslosigkeiten des Auslands in besonders wirksamer Weise zu bekämpfen. Wir haben wiederholt die Bedeutung der Generaltarifsätze als loyale Kompensations- und Kampfmittel für die Vertragsverhandlungen bezeichnet und deshalb ein angemessenes Vorschlagen, um dann abhandeln lassen zu können, bei ihnen verlangt. Es könne, so bemerkten wir ausdrücklich dabei, gar keine Rede davon sein, daß solche Erhöhungen der Generaltarifsätze das Ausland zum Kriege provozieren, dem Eingehn auf Vertragsverhandlungen abgeneigt machen müßten. Eine solche Provokation wird immer nur in hohen Minimaltarifsätzen liegen, auf die sich die Regierung festlegen läßt. Sind die im Entwurf vorgeschlagnen Minimalgetreidezölle so hoch, daß daran die Vertragsverhandlungen scheitern müssen, oder daß gar dadurch der Zollkrieg unvermeidlich gemacht wird? Wer vermag heute darauf eine bestimmte Antwort zu geben? Und wer könnte behaupten, daß ohne sie jeder Zollkrieg sich vermeiden lassen würde? Vielleicht wird erst im Laufe der Vertragsverhandlungen erkannt werden, daß die Minimalzölle des Entwurfs einen Zollkrieg bedeuten, der vermieden werden muß. Dann würde der Appell an einen vernünftigern und gemeinsinnigern Reichstag unter Umständen wohl Erfolg haben. Die Erfahrungen, die man anderwärts mit dem Doppeltarifsystem gemacht hat, weisen darauf hin, daß die gesetzliche Aufstellung von hohen Minimalsätzen oft nur dazu erfolgt ist, sie schleunigst wieder gesetzlich umzustoßen. Sollten die Minimalzölle des deutschen Zolltarifs etwa nach ihrer Vorgeschichte auf besondre Stabilität Aussicht haben? Eher das Gegenteil ist wahrscheinlich.

Man hat das Verlangen, der Regierung für die Vertragsverhandlungen die Hände möglichst zu binden, ganz besonders mit dem Hinweis auf die parlamentarische Beschlußfassung über die Giltigkeit der vom Kaiser mit Zustimmung des Bundesrats vereinbarten Handelsverträge zu begründen versucht. Grunzel schreibt in seiner Handelspolitik darüber, ein fertiger Tarifvertrag stelle die gesetzgebenden Körperschaften sehr häufig vor eine peinliche Alternative. Entweder sie müßten die getroffnen Vereinbarungen unverändert auch dann annehmen, wenn aus ihnen einzelnen Produktionszweigen ein nachhaltiger Schaden erwächst, oder sie müßten den Vertrag in seiner Gesamtheit verwerfen. Das werde nach Lage der Dinge eine politische Krise im Innern und zugleich auch eine bedenkliche Trübung der handelspolitischen Beziehungen zum Ausland nach sich ziehen. — Bueck glaubt aus den Vorgängen bei und nach der Beschlußfassung über den deutsch-russischen Handelsvertrag von 1893 die Lehre ziehen zu sollen, daß die Mehrheit der Volksvertretung einen ihr nicht genehmen Präliminarvertrag „ohne alle und jede sonstige Rücksicht“ ablehnen werde. Der Vertrag sei im Reichstag nur mit einer Mehrheit von 215 gegen 160 Stimmen angenommen worden. Welche ungeheure Zunahme die agrarischen Einflüsse seitdem im Reichstag gewonnen haben, ist bekannt. Wir sind nie darüber im Zweifel gewesen, um welche wichtige Ent-

Digitized by Google

scheidung es sich hier handelt. Wir haben seit Jahren die Opposition der mit dem Agrariertum alliierten Fronde in ihrer Bedeutung als Vorübung und Kraftprobe für diese Hauptschlacht gewürdigt. Muß die Regierung die Waffen strecken noch vor der Entscheidung? Nimmermehr! *B*

# Erziehung zur Mündigkeit oder Leitung der Unmündigen?

Sozialpädagogische Betrachtungen von Otto Stock

(Schluß)

Der Protestantismus richtet ein Ideal auf, das sich nicht restlos in die Wirklichkeit übertragen läßt. So erscheint er, wo er sich mit den praktischen Aufgaben der Wirklichkeit berührt, gebrochen, widerspruchsvoll; er ist auf Kompromisse angewiesen. So unumstößlich fest das Ziel der geistig-sittlichen Mündigkeit steht, weil alle echte Sittlichkeit diese Mündigkeit und Freiheit zur Voraussetzung hat, so gewiß ist es doch, daß bei weitem nicht alle Menschen ihren idealen Beruf erfüllen. Die Überzeugung von der gattungsmäßigen Anlage des Menschengeistes zur Selbstbestimmung darf nicht darüber hinwegtäuschen; sie führt zur Aufstellung von Normen, nicht zur Erkenntnis der Thatsächlichkeit. Und eine andre Schwierigkeit ist für die protestantische Pädagogik insofern vorhanden, als die geistige und sittliche Reife jedenfalls nicht ohne weiteres mit dem Abschluß der Jugenderziehung eintritt. Welche Gefahren aber drohen der Gesellschaft, wenn der innerlich Unfreie, dem die Leitung noch nicht oder niemals fehlen dürfte, der Freiheit überlassen wird! Er gleicht dem Sklaven, der die verhaßten Ketten abgeschüttelt hat. Diese Gefahren kommen uns nur darum nicht zu noch drückenderm Bewußtsein, als es geschieht, weil die evangelische Kirche, diese unentbehrliche Inkonsequenz des Protestantismus, unter Würdigung der psychologischen Thatsächlichkeit die Pädagogik der Erwachsenen, soweit ihr das möglich ist, weiterführt und die dauernd Unmündigen wie die katholische Kirche regiert und leitet. Mag sie in der Erfüllung der zweiten, „katholischen" Aufgabe immerhin der Schwesterkirche an äußern Erfolgen nachstehn, weil sie neben der niedern noch eine höhere Aufgabe kennt, weil sie nicht grundsätzlich Bevormundungsanstalt ist. Sie muß sich mit dem begnügen, was sie innerhalb ihrer natürlichen Grenzen zu leisten vermag, und darf sich von keinerlei eifersüchtigen Regungen leiten lassen. Die gelegentlich immer wieder auf evangelischer Seite laut werdenden Rufe nach der Einführung einer strammern Kirchenzucht, ja sogar der Ohrenbeichte erklären sich aus solcher falschen Rivalität. Der Protestantismus muß sich vor Augen halten, daß er im Fortschreiten auf dieser

Digitized by Google

Bahn dem Katholizismus in die Arme läuft, mit dem er wetteifern will. Er muß seine Stärke auf der entgegengesetzten Seite suchen und sich damit trösten, daß die volle Blüte der echten Sittlichkeit nur auf dem Boden der von ihm gepflegten Freiheit hervorsprießen kann. Die protestantische Pädagogik mag oft scheitern, wo die katholische noch beachtenswerte äußere Erfolge aufweisen kann. Aber wo die protestantische Pädagogik überhaupt zu arbeiten vermag, da vermag sie Höheres und Besseres als die katholische hervorzubringen.

Denn die katholische Pädagogik ist ihrem Wesen nach genügsam. Weil das Ideal nicht immer und überall erreicht werden kann, verzichtet sie ganz darauf. Dadurch, daß die katholische Anschauung die Leitungsbedürftigkeit der Masse zur dauernden Unmündigkeit der Menschheit überhaupt übertreibt, erscheint die göttliche Leitung, deren letzte Zwecke für uns unergründlich sind, als Selbstzweck und letzter Wert, den der Mensch in williger Unterwerfung anzuerkennen hat. Folgerichtig wird dann auch das beauftragte Werkzeug der göttlichen Leitung ihre Autorität für seine Arbeit und Person in Anspruch nehmen, und Autorität und Führung bedeutete schließlich für diese Auffassung etwas in seinem Sinn und Wert durchaus Selbstverständliches. Auch die Jugenderziehung ist durch ihre Einordnung in die pädagogische Arbeit der Kirche und weiterhin in die göttliche Menschheitserziehung nichts als ein Teil der Leitung der Seelen, die ihren Zweck in sich selbst hat. So ist der einzige Wert, den diese Erziehung schaffen kann, der Gehorsam. Und was dem Protestanten unentbehrliches Mittel der Erziehung ist, wird dem Katholiken, da er der Leitung und Zucht von außen niemals entwächst, zum grundlegenden sittlichen Wert überhaupt. So haftet der katholischen Sittlichkeit notwendig der Charakter der Unfreiheit an. Die katholische Pädagogik wird niemals die volle Selbstthätigkeit und Selbständigkeit wecken, auch da nicht, wo sie geweckt werden könnte. Gewiß muß auch der Blinde gehn, wenn er geführt sein will, aber er kann doch niemals die Leitung entbehren. So soll nach der Absicht der katholischen Pädagogik der Mensch niemals ganz unabhängig werden und sich der Aufsicht und Leitung entziehn. Eine Leistung aber, die immerfort der Anregung und Aufsicht von außen bedarf, ist das Ziel alles Drills, aller Abrichtung. Wie nahe die Gefahr der Dressur für die katholische Erziehung liegt, beweist ihre konsequenteste Ausbildung im Jesuitismus. Gerade als Dressur wird die katholische Pädagogik, die ihrem Wesen nach die Äußerlichkeit der Handlung betonen muß, bessere äußere Erfolge aufzuweisen haben. Aber wo die protestantische Erziehung ihr Ziel erreicht, werden ihre Erfolge ganz anders und viel tiefer begründet sein, weil sie sich an die innere Gesinnung und die freie Entschließung des Menschen wendet.

Auf das Ideal, das die protestantische Pädagogik aufstellt, kann nicht verzichtet werden, weil es das Wesen der Sittlichkeit selbst bezeichnet. Wem es einmal aufgeleuchtet ist, dem kann es nicht wieder verblassen. Unverkennbar hat auch das Ideal der geistigen Mündigkeit die moderne Entwicklung beherrscht, und unleugbar hat die Menschheit Fortschritte in der Richtung auf

Digitized by Google

das Ziel gemacht. Und so wenig wir die politische Konsequenz dieser Entwicklung, den modernen Konstitutionalismus aus unserm Staatsleben streichen möchten, so wenig werden wir den Fortschritt der Pädagogik im protestantischen Geiste hemmen wollen. Die ganze neuere Entwicklung des Erziehungs- und Unterrichtswesens ist von diesem Geiste getragen. Die moderne Didaktik und Methodenlehre mit ihrem gesteigerten Anspruch an die Selbstthätigkeit des Lernenden ist germanisch-protestantisches Gewächs; die Pädagogik der romanisch-katholischen Länder ist noch heute von ihr fast gar nicht berührt. Ebenso ist die protestantische Auffassung von der Selbständigkeit der Jugenderziehung, als einer in sich abgeschlossenen Aufgabe, der Entwicklung einer verhältnismäßig selbständigen Unterrichtsorganisation innerhalb des staatlichen Gesamtorganismus und dadurch einem ungeheuern Aufschwung der Volksbildung in den germanisch-protestantischen Ländern zu gute gekommen, mit dem die Länder des vorherrschend klerikalen Schulwesens auch nicht entfernt haben Schritt halten können, wie der Prozentsatz der Analphabeten beweist. Und endlich dürften auch unbefangne Katholiken kaum noch bestreiten, daß auf dem Grunde der freien protestantischen Geistesbildung eine Blüte der Wissenschaft emporgewachsen ist, wie sie der Boden des Katholizismus nirgends und niemals gezeitigt hat.

Und doch wäre es sehr voreilig, zu meinen, daß nun die katholische Bevormundungspädagogik aus dem Geistesleben der Menschheit ausgeschaltet werden könnte. Solange es Arme im Geiste, solange es menschliche Schwäche und Unzulänglichkeit giebt, solange ist vormundschaftliche Leitung in irgend einer Form unentbehrlich. Das Bedürfnis danach macht sich heute immer dringender geltend. Vor allem zeigt sich, daß der Jugendunterricht in der Volksschule bei der Mehrzahl der Schüler das Ziel der sittlichen Reife nicht entfernt zu erreichen vermag. Die Notwendigkeit eines besondern Fürsorgeerziehungsgesetzes, die Rufe nach Vermehrung der Erziehungsanstalten für sittlich verwahrloste Kinder sind beachtenswerte Symptome. Auch die immer lautere Forderung des obligatorischen Fortbildungsunterrichts hat ihren Grund weniger in trüben Erfahrungen bei den für den praktischen Beruf nötigen Kenntnissen, als vielmehr in der immer deutlicher zu Tage tretenden sittlichen Unreife und Roheit der aus der Schule entlassenen Jugend. Man würde sonst diesen Unterricht auf dem Lande weniger betonen; man würde sonst nicht vorschlagen, die Religion in den Lehrplan der Fortbildungsschule aufzunehmen. Aber die Kriminalstatistik redet eben eine zu deutliche Sprache. Die eine Thatsache, daß von den zum Militär ausgehobnen jungen Männern fast jeder fünfte (19,2 Prozent) schon bestraft ist, müßte die Gleichgiltigsten erschrecken. Es ist auch kein müßiges oder sinnloses Gerede, daß die Achtung vor der Autorität im Schwinden sei. Die Klage wäre selbstverständlich sinnlos, wenn die äußere Autorität durch die Selbstgesetzgebung des sittlichen Bewußtseins ersetzt würde. Daß dies nicht der Fall ist, ist ihr durchaus zutreffender Sinn. Mag die Zahl der Geistesmündigen in stetem Wachsen sein; noch ist die Zahl der aus irgend einem Grunde Unmündigen groß genug. Folglich kann die

Digitized by Google

pädagogische Losung nicht ausschließend „Erziehung zur Mündigkeit“ oder „Leitung der Unmündigen“ lauten; sie muß beide Aufgaben zusammenfassen: Erziehung zur Mündigkeit und Leitung der Unmündigen.

Natürlich muß die Verbindung beider Grundsätze durch Abgrenzung ihres Geltungsbereichs ermöglicht werden. Unter grundsätzlicher Anerkennung der Führerrolle des protestantischen Ideals muß die ergänzende Arbeit der „katholischen“ Pädagogik in bestimmten Grenzen gefordert werden. Sie wird ihre eigenste Domäne immer behalten in der kirchlichen Leitung der erwachsenen Unmündigen. Dieser Leitung, die eine weitere Erziehung nicht ausschließen darf, muß auch die aus der Schule entlassene Jugend im wesentlichen anvertraut werden. Der Wert des Fortbildungsunterrichts soll gewiß nicht geleugnet werden, aber wo er nicht auf ganz intensives Bildungsstreben stößt, wird er, solange eine Ausdehnung der vollen Erziehungsgewalt bis zum achtzehnten Jahre unmöglich ist, das Ziel der geistigen Mündigkeit schwerlich ganz erreichen, ganz abgesehen davon, daß dieses Ziel einer großen Anzahl dauernd unerreichbar bleibt. Die führerlose Herde ist auf den geistlichen Hirten angewiesen, und der Staat soll es der Kirche Dank wissen, daß sie das Hirtenamt an den Seelen der noch oder dauernd Unmündigen versieht.

Es kann ihm dabei an sich gleichgiltig sein, welche der beiden Kirchen, die katholische oder die evangelische, die Bevormundung übernimmt. Nur muß er als die sittliche Gemeinschaft κατ' ἐξοχήν das Hoheits- und Aufsichtsrecht gegenüber den seinen Kreis berührenden Gemeinschaften geltend machen. Er muß sich ferner, ob er nun protestantischer Staat ist oder nicht, auf Grund der in ihm herrschenden sittlichen Idee zu der Herrschaft des protestantischen Ideals der geistigen Mündigkeit als der Grundlage aller Sittlichkeit überhaupt bekennen. In beiden Richtungen wird er auf den Widerspruch der katholischen Lehre stoßen, und darum kann das Verhältnis zwischen Staat und römischer Kirche nur von Fall zu Fall vertragsmäßig geregelt werden; es ist nach dem Willen des jesuitisch geleiteten Papsttums mit seiner schroffen Ablehnung eines Zugeständnisses an die protestantische Idee und mit seinem Haß gegen das protestantische Germanentum — beides dürfte freilich, wie die Los-von-Rom-bewegung zeigt, auf die Dauer Rom teuer zu stehn kommen — leider kaum mehr als ein Waffenstillstand. Der Staat darf mithin die Arbeit dieser Kirche, so sehr er sie in gewissem Sinne schätzen mag, nur bedingungsweise unterstützen und muß römischer Herrschsucht und römischem Obskurantismus gegenüber zwiefach auf der Hut sein.

Die Aufgabe der sogenannten katholischen Bevormundung zu übernehmen, denkt übrigens die evangelische Kirche katholisch genug. Der Staat kann die Dienste dieser Kirche, die nichts sein will als Dienerin der Seelen und des Staats, nicht hoch genug einschätzen und nicht wirksam genug fördern. Sie ordnet sich prinzipiell in die Staatsgemeinschaft ein und läßt der protestantischen Idee der Geistesfreiheit, wo immer sie Boden findet, genügend Raum. Freilich auch in ihr regen sich Bestrebungen nach Lösung des Verhältnisses

Digitized by Google

zum Staat, und auch ihr fehlen bildungs- und freiheitsfeindliche Neigungen nicht. Zum Glück hat der Staat diese Kirche in seiner Hand: er kann sie nicht frei werden lassen von dem Dienst an der sittlichen Staatsgemeinschaft, und er darf sie nicht unfrei werden lassen unter der Herrschaft der selbst Unfreien und Unmündigen.

Es ist nicht wahr, daß die Stellung der evangelischen Staatskirche bei dieser Sachlage unwürdig oder demütigend ist. Es giebt keinen höhern Dienst, als den für die sittliche Idee. Das ist der Dienst der evangelischen Kirche, und nur insoweit kann sie für staatliche Zwecke in Anspruch genommen werden, als diese ein Ausfluß der sittlichen Idee sind. Dann aber braucht sich die evangelische Kirche dieses Dienstes nicht zu schämen, denn sie wird in der Stimme des Sittengesetzes die Stimme ihres Herrn und Meisters vernehmen. In diesem Sinne darf sie auch die Aufgabe der Bevormundung der Unmündigen getrost übernehmen: sofern der Staat, der ihr die Aufgabe überträgt, wirklich sittliche Gemeinschaft, nicht Klassenstaat ist und vom Bewußtsein seiner Kulturaufgaben im protestantischen Geiste erfüllt ist, wird ihr keine Geistesknebelung, sondern geistige Leitung und, soweit möglich, Entwicklung zugemutet. Erfaßt sie diesen Beruf als Volkserziehungsanstalt recht, dann braucht sie den gehässigen Namen einer Verdummungsanstalt gewiß nicht zu fürchten. Sie wird diesem Vorwurf um so sicherer entgehn, je mehr sie in reiner Hingebung an ihren ethisch-pädagogischen Beruf ihren Charakter als lehrgesetzliche Kirche opfert und nichts sein will als religiös-sittliche Lebensgemeinschaft.

Aus der Forderung einer geistigen Leitung und Bevormundung der Unmündigen ergeben sich nun aber auch Konsequenzen für den Jugendunterricht. Es ist selbstverständlich, daß auch hier an der Herrschaft des protestantischen Mündigkeitsideals unbedingt festgehalten werden muß. Inwiefern kann und muß dennoch die „katholische" Pädagogik auch hier zum Wort kommen?

Aller Dienst am Ideal stellt sich dar als eine Entwicklung auf einen Zustand hin, der niemals abschließend verwirklicht werden kann. Der Wert eines einzelnen Punktes auf der Entwicklungslinie berechnet sich lediglich als Näherungswert. Die Entwicklung des Einzelnen wie der Menschheit stellt einen stufenweise aufsteigenden Fortschritt zur geistig-sittlichen Selbständigkeit dar, sodaß jede Stufe durch einen vollkommnern Näherungswert ausgedrückt wird. Nun mache man sich klar, daß die Mündigkeit doch nur die Frucht einer umfassenden Bildung sein kann, und man wird begreifen, daß — von der seltnen Begabung abgesehen, die ihren Weg überall und von jedem Punkte aus selbst findet — auch die Abstufung unsers Schul- und Unterrichtswesens eine stufenmäßige Entwicklung in der Richtung auf das Ideal darstellt, in der Weise, daß die Volksschule den geringsten, die höhere Schule und die Hochschule den größten Näherungswert liefern. Dann ergiebt sich ohne weiteres, daß die Geltung der beiden pädagogischen Grundsätze in der Volksschule, der Mittelschule und der höhern Schule sehr verschieden sein muß. Hat die Volksschule nicht die Aussicht, die Mehrzahl der ihr zugewiesenen Zöglinge zur

Digitized by Google

geistigen Mündigkeit zu erziehn, dann muß sie ihren Unterricht von vornherein den Grundsätzen einer bevormundenden Leitung anpassen.

Es ergiebt sich aus der Vorherrschaft des protestantischen Grundsatzes als selbstverständliche Forderung, daß niemand der Weg zur Geistesmündigkeit und Geistesfreiheit verlegt wird. Ich halte es für eine sozialethische Pflicht, die noch lange nicht genug gewürdigt wird, dem nach dem Urteil der Lehrer hochbegabten Schüler der Volksschule den Weg zu einer höhern Bildung irgendwie frei zu machen. Es ist auch nicht die Meinung, daß die Volksschule mit Rücksicht auf die zur Unmündigkeit Bestimmten ihren Lehrstoff vermindern und das Bildungsmaß verringern sollte. Vielmehr handelt es sich nur darum, daß dem, der den festen Halt seines Lebens voraussichtlich nicht in sich selbst finden wird, die Hilfe von außen beizeiten geboten wird. Der Unterricht der Volksschule muß — das ist keine reaktionäre Phrase — von religiösem Geist beherrscht sein.

Das Mißtrauen unsrer Volksschullehrer vor reaktionären und bildungsfeindlichen Neigungen ist verständlich. Die Klagen, daß das Volk zuviel lerne, die in der That ein bedauerlich geringes Maß von pädagogischer Einsicht und sozialethischer Bildung verraten, geben ihnen Grund genug zur Erbitterung. Aber gerade weil die Masse unsers Volks zu wenig lernt, muß der einsichtige Pädagoge, muß der selbst mündige Volksbildner die Forderung unterstützen, daß den Unmündigen der feste Halt in der Religion gegeben werde. Denn es bleibt bei der tiefen Wahrheit des Goethischen Worts:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion!

Es ist durchaus nicht nötig, den Religionsunterricht der Volksschule quantitativ zu verstärken. Eine andre Frage ist, ob er nicht in seiner Wirkung gesteigert werden kann. Ich meine, es ist möglich — man erschrecke nicht —, wenn man ihn vor allem auf der Oberstufe in geistliche Hände legt. Es wird ohnehin eine pädagogisch selbstverständliche Forderung sein, daß man die vormundschaftliche Arbeit der Kirche in jeder Weise in der Schule vorbereitet und erleichtert. Es dürfte kein wirksameres Mittel dazu geben, als daß man dem Geistlichen selbst die Möglichkeit in die Hand giebt, die Kinder in das Gemeindeleben hineinzuerziehn. Dem Lehrgeschick der geistlichen Herren darf man auf ihrem eigensten Gebiet schon einiges Vertrauen entgegenbringen, da sie doch auch sonst von Berufs wegen Lehrer des Volks sind.

Man wird nicht geneigt sein, in einer Zeit, wo die Volksschule anfängt, sich aus den Fesseln der Kirche, auch der geistlichen Schulaufsicht zu befreien, dem Geistlichen einen Platz im Unterricht selbst einzuräumen. Aber man mißverstehe mich nicht: irgend eine Abhängigkeit der Schule von der Kirche befürworte ich nicht; über die Notwendigkeit einer fachmännischen Schulaufsicht lohnt es kaum noch Worte zu verlieren. Aber ich meine, wenn sie durchweg ein-

Digitized by Google

geführt ist — das ist meine Voraussetzung —, dann kann dem Geistlichen, der sich ihr willig unterstellt — das ist meine Bedingung —, der Religionsunterricht getrost übertragen werden. Ja, wenn die katholische Kirche die Bedingung acceptierte, könnte man auch gegen den katholischen Geistlichen als Religionslehrer nichts einwenden.

Das so hergestellte Verhältnis würde sicherlich der sittlichen Erziehung des Volks wie dem kirchlichen Leben gleichmäßig zu gute kommen. Ist das kirchliche Leben für die Leitung der unmündigen Masse von Wert, so bedarf es heute dringend der Unterstützung und Förderung. Man höre nur die Klagen der Geistlichen, wie schwer es ihnen wird, die Jugend heranzuziehn; man würdige ihre ernstlichen Bemühungen in Kinderlehre, Kindergottesdiensten, Konfirmandenunterricht, Jünglingsvereinen usw. einmal aufrichtig, und man wird begreifen, wieviel tüchtige pädagogische Kraft in unsrer Kirche steckt und bisher leider fast verschwendet wird. Die ganze Arbeit des Geistlichen würde eine festere Grundlage gewinnen, wenn man ihm eine Stelle in der Volksschule anwiese. Ich würde mich auch gar nicht davor scheuen, daß von hier aus die Kirche wenigstens der Jugend gegenüber durch staatliche Zwangsmittel gestützt wird. Denn es ist nicht wahr, daß das sittliche Leben überhaupt keinen Zwang verträgt; was für die Stufen der sittlichen Mündigkeit zweifellos gilt, gilt für die Stufe der Erziehung keineswegs. So würde ich nichts dagegen einwenden, wenn die Entlassung aus der Schule vom Schulinspektor und vom Geistlichen ausgesprochen werden müßte. Damit würde auch die Konfirmationspraxis, an der durch radikale Reformen nun einmal nichts zu ändern ist, erleichtert werden, und wenn man sich zum Verzicht auf die Bekenntnisfragen entschließt, aus der Konfirmation eine pädagogisch wertvolle und sinnreiche Einrichtung gemacht werden können.

Die Zukunft der Kirche wird von ihrem Willen zur Einordnung in ein großes sozialpädagogisches Gebäude abhängen. Noch ist ihr die rein ethische und pädagogische Aufgabe durch allzuviel Dogmatik und Formelkram verhüllt. Noch glaubt auch der Staat die kirchliche Richtung fördern zu müssen, die die Gehorsamsprobe dem Dogma gegenüber für das Entscheidende hält. Aber die Pädagogen werden seltner, die durch willkürliche Forderungen den Gehorsam des Zöglings prüfen und dabei nur seinen Trotz wecken, statt im Namen des sittlichen Gebots zu fordern. Immer mehr wird sich auch die Kirche auf den reinen sittlichen Gehalt ihrer Lehre besinnen und ihn pädagogisch zur Geltung bringen. Dann aber wird das Bündnis zwischen ihr und der Schule eine Notwendigkeit und ein Segen sein. Dann wird auch eine Befürwortung des kirchlichen Einflusses in der Schule nicht sogleich als rückschrittliches oder bildungsfeindliches Unternehmen bekämpft werden können. Freilich wiegen ja derartige Vorwürfe überhaupt nicht schwer. Der Kampf gegen die sittlich-religiöse Bevormundung der unmündigen Masse kommt immer von der Seite, wo die schlecht beratne Unmündigkeit von selbst Unmündigen oder Schwärmern oder von egoistischen Heuchlern am Narrenseil geführt wird. Statt unser Volk



Digitized by Google

durch die Irrlehre einer allgemeinen Wohlfahrt und ihrer gesetzgebenden Gewalt nasführen zu lassen, wird der ernste Volksfreund ihm lieber die alte Lehre vom unendlichen Wert der Menschenseele und der Pflicht gegen sie einprägen lassen, und statt der materialistischen Barbiergesellenphilosophie wird er ihm gewiß lieber den geistigen Sinn der Welt und des Lebens predigen lassen. Schade, daß die Sozialdemokratie, die um die Überführung des Rechtsstaats in den Kulturstaat, des Klassenstaats in die sittliche Staatsgemeinschaft so unbestreitbare Verdienste hat, dem sittlichen Gehalt des Christentums so wenig gerecht zu werden vermag und sich neuerdings sogar unter Preisgebung des Grundsatzes „Religion ist Privatsache" zur Bekämpfung von Christentum und Religion fortreißen läßt. Schade freilich auch, daß die Staatskirche durch ihre zweideutige Stellung in diesem Überführungsprozeß alles gethan hat, sich das Vertrauen des um seine Rechte und um seine Ideale kämpfenden Volks zu verscherzen.

Damit Lehrer und Prediger da sind, Mündige, die Unmündigen zu leiten, bedarf es selbstverständlich auch einer gewissen Reform der höhern Schulen, einschließlich der Lehrerbildungsanstalten, denen der subalterne Charakter genommen und Zusammenhang mit Hochschulbildung und Wissenschaft in jeder Hinsicht gegeben werden muß. Wir haben heute auf allen Gebieten leider viel zu viele blinde Blindenleiter, geistig Unmündige in leitenden Stellungen. Es wird die Aufgabe der höhern Schulen sein, die oft sehr pedantische und schablonenhafte Beurteilung ihrer Zöglinge aufzugeben; Sache des Staats muß es dann sein, beschränkte Menschen, die nicht zur Freiheit und zur Führung bestimmt sind, von der Universität und den höhern Ämtern fernzuhalten. Nur dann können wir hoffen, statt der Dutzendmenschen, die sich bei uns überall breit machen und oft genug ihre erbärmliche Unzulänglichkeit auch noch als „eigenartige Persönlichkeit" proklamieren, wieder führende Geister erstehn zu sehen, an denen es uns jetzt leider überall fehlt.

Damit das geschehe, ist freilich auch nötig, daß die Hochschuljugend wieder etwas mehr lernt, als mit dem Berufshandwerkzeug hantieren. Sie muß wieder selbst denken lernen, statt sich bloß Fachkenntnisse anzueignen. Die Fähigkeit des Selbstdenkens war früher der segensreiche Erfolg des philosophischen Studiums an den Universitäten. Man wird eines Tages einsehen, daß das neu heranwachsende Beamtengeschlecht zur Leitung des Volks im sozialpädagogischen Sinne viel weniger ausgerüstet, daß es überhaupt geistig ärmer ist als das altpreußische Beamtentum. Oder sieht man es schon? Und wenn man es sieht, wird man die Folgerungen ziehn? Denn es bleibt wahr, was Plato lehrt, daß wenn der Staat gedeihen soll, Philosophen an seiner Spitze stehn müssen.

Digitized by Google

# Baedeker

Am 3. November 1801 wurde zu Essen Karl Baedeker geboren, der Begründer der Reisehandbücher, die seinen Namen in die ganze Welt getragen und zu einer Gattungsbezeichnung für zuverlässige Reiseführer erhoben haben. Kein Werk deutschen Ursprungs hat im letzten Halbjahrhundert eine solche Verbreitung im Ausland gefunden wie die „Baedeker." Diese Bücher haben allbekannte äußere Vorzüge, aber ihre Erfolge danken sie hauptsächlich innern, nämlich ihrer Zuverlässigkeit und methodischen Durch- und Fortbildung. Darum dürfen wir alle darauf stolz sein, wenn Engländer und Franzosen ihre eignen Länder mit dem roten Buche in der Hand bereisen. Es ist ein Triumph guter deutscher Eigenschaften, errungen im scharfen Wettbewerb mit fremden Leistungen auf einem vollkommen neutralen Boden. Zugleich bezeichnen diese Bücher einen Abschnitt in der Entwicklung der Reiselitteratur im weitesten Sinn, die auf ein hohes Alter zurücksieht. Wer da glaubte, das Reisehandbuch sei eine Eigentümlichkeit unsrer reiselustigen Zeit, wäre im Irrtum. Reisenden zu raten, wie sie gehn, wo sie nächtigen, wie sie sich in fremden Ländern zu verhalten haben, ist eine alte Pflicht. So gut wie das Altertum seine gezeichneten Wegkarten hatte, verfügte es auch über geschriebne Wegbeschreibungen und Reiseanweisungen. Ein großer Teil der Reisebeschreibungen hatte den doppelten Zweck, die Daheimgebliebnen zu unterhalten, zu belehren, vielleicht auch zu erbauen und den Nachreisenden den Weg zu weisen. Besonders gilt das von den Pilgerreisen nach dem heiligen Lande, deren Zahl vom spätern Mittelalter an wuchs, schon im fünfzehnten Jahrhundert groß war und mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, wie die ganze Litteratur der Reisebeschreibungen, gewaltig anschwoll. Vielfach leitete ihre Verfasser ein eingestandnes religiöses Pflichtgefühl: sie wollten den Pilgern, die nach ihnen die schweren Wege nach Jerusalem und an den Sinai einschlugen, ihr frommes Vornehmen erleichtern. Daher nicht bloß genaue Wegangaben, sondern auch Verzeichnisse von Preisen und Warnungen vor Gefahren und Übervorteilungen. Das sechzehnte Jahrhundert hat aber auf seinen reichen und mannigfaltig ausgestatteten Büchermärkten auch schon allgemeine Reiseanweisungen und Anleitungen zum Reisen in einzelnen Teilen des Abendlandes erscheinen sehen. Die Menschen, die sich von der geistigen Gebundenheit des Mittelalters befreit fühlten, regten sich auch körperlich und räumlich ganz anders. Ganze Stände waren auf

Digitized by Google

Reisen: die Humanisten und ihre Schüler, die Soldaten, die Kaufleute, die jungen Handwerker. Reisen als Bildungsmittel fingen an, in den höhern Ständen für notwendig erachtet zu werden, daher die Menge von Prinzen- und Fürstenreisen, die in den Archiven liegen. Ein kleiner Teil davon ist gedruckt. Hoffentlich macht die Sucht, Handschriften von beliebigem Wert herauszugeben, vor diesen meist ganz banalen Reisetagebüchern Halt. Man könnte das sechzehnte Jahrhundert auch das pädagogische nennen. Auch des Reisens bemächtigten sich die lehreifrigen Humanisten, und es entstand eine ganze Reihe von zierlichen Duodezbändchen, die der Anleitung zum Reisen gewidmet sind. Freilich drängen die mit Jugendfeuer vertretnen antiquarischen oder auch allgemein gelehrten Interessen in dieser „apodemischen" Litteratur die geographischen und praktischen Anweisungen zurück, und so kommt es in einer der gehaltvollsten Reiseanleitungen dieser Zeit, dem Itinerarium per nonnullas Galliae Belgiae artes des berühmten Geographen und Archäologen Abraham Ortelius (1584) überhaupt nur auf die in Belgien zu findenden Inschriften und Antiken an. So auch in vielen andern. Oder diese Bücher wollten mehr Quellen für die Zeitgeschichte als Reisehandbücher sein, so das ungemein inhaltreiche von Valckenier 1656 herausgegebne Hispaniae et Lusitaniae Itinerarium, das eine Anzahl von wirklich gemachten Reisen in diesen Ländern mit allen Zufälligkeiten darstellt. Ein Reisender konnte sich des Buchs wohl mit Nutzen bedienen, aber doch nur ungefähr so, wie man heute mit Nachtigals Sahara und Sudan nach Bornu reisen könnte. Oder endlich es sind einfache geographische Beschreibungen mit solchen Notizen, wie sie dem Reisenden nützen mochten, so das 1671 bei Zunner in Frankfurt a. M. erschienene Viatorium Germaniae Galliae ac Italiae, das nicht nach eigner Anschauung, sondern nach den litterarischen Quellen zusammengestellt ist. Der Name des Buchs täuscht, es ist eigentlich nur ein geographisches Nachschlagebuch; die Orte sind nicht nach Reisewegen, sondern in politischer Ordnung beschrieben.

Indem diese Litteratur, offenbar von der Gunst und dem Gelde des reisenden Publikums in hohem Maße genährt, sich rasch ausbreitete, wagten sich auch schon Anleitungen zum Besuch einzelner Städte hervor. Venedig, das leuchtende Ziel der „Bildungsreisen" junger Fürsten und Kavaliere, war unzähligemal in der Form von Reiseerinnerungen beschrieben worden. Aber an sittengeschichtlichem Wert übertrifft alle diese Darstellungen der 1718 zu Frankfurt a. M. erschienene Séjour de Paris, Entworffen von Timentes. Das ist zugleich ein erschöpfender Leitfaden des Äußerlichen der französischen Kultur im Zeitalter Ludwigs XIV., des „Schliffes," den junge Deutsche sich in Paris und Versailles anzueignen strebten. Ein eminent praktisches Buch, für die, so es anging! Sehr schwerfällig nehmen sich daneben die mehrbändigen Reisewerke der Gelehrten aus, von denen auch einige in der Bibliothek des Herrn Rat standen, wie wir aus „Dichtung und Wahrheit" erfahren, z. B. Küffners Reisen, die wegen ihrer ausführlichen Angaben über Kunstsammlungen noch

Digitized by Google

heute den Kunsthistoriker interessieren, während unsereiner sich an der Frische und Freiheit ihrer politischen Urteile erfreut. Sie vertreten zum Teil die noch spärlichen Zeitungen, und bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hat sich die Reiselitteratur einen publizistischen Zug bewahrt —; man denke an Nikolai. Mit schweren Bänden, wie Küffner sie zu Markte brachte, wird zwar niemand gereist sein; aber wer eine Reise vorhatte, bereitete sich darin vor und trug in der Brieftasche Auszüge davon zum Gebrauch mit sich. So wird sich auch Goethe für seine italienischen Reisen vorbereitet haben. Gerade in den Jahren, die seiner ersten italienischen Reise vorhergingen, hatte die deutsche Litteratur mehrere gute Werke über Italien empfangen. C. G. Jagemanns Briefe über Italien (Weimar, 1778 bis 1780) galten für besonders brauchbar. Damals sahen auch West- und Mitteleuropa ihre Straßen und Posteinrichtungen sich verbessern, und damit ging Hand in Hand die Herausgabe ausführlicher Verzeichnisse von Postkursen und Postreisekarten, Vorläufern des „Hendschel" und des Reichskursbuches. Einen goldnen Faden der Poesie flocht in diese großenteils ebenso trocknen wie breiten Werke die Romantik; seit des jungen Goethes Lahn- und Rheinreise genossen beschwingte Seelen die Lust des Wanderns, die das wachsende Verständnis für die Natur und die Geschichte der heimatlichen Gefilde, für die Werke der Väter und das Leben des Volkes würzte. Es entstanden bewegte Beschreibungen, mit Dichtungen und Sagen durchflochten, die manchmal nicht sehr praktisch gewesen sein mögen, aber doch mächtig zum Wandern und zugleich zu ernster Erwägung dessen anregen, was sich dem Auge bot. Diese Entwicklung der deutschen Reiselitteratur zeigt uns vielleicht am besten Aloys Schreibers „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art den Rhein von Schaffhausen bis Holland zu bereisen." (Heidelberg, 1816.) Ausführlich, genau, aber mit einer Menge von unnötigen geschichtlichen Notizen, Volkssagen, schwungvollen Schilderungen, etymologischen Versuchen. Das praktische: Posten, Gasthäuser und Ausflüge ist ganz kurz am Schluß jedes Ortes, eigentlich nebensächlich, behandelt. Führer dieser Art haben sich für entlegnere und kleinere Gebiete noch erhalten und werden auch immer neu herausgegeben. Ich erinnere mich, bei meinem ersten Ausflug nach Westengland einen Gossiping Guide through Wales benutzt zu haben, dessen praktische Fingerzeige ganz verschwanden in dem Geplauder über dies und jenes, das oft mit dem Gegenstand sehr wenig zu thun hatte. Ich hatte das behäbig-voluminöse Buch in blauer Leinwand ausgewählt, weil ich in ihm die genauesten Mitteilungen über das Land vermutete, das ich bereisen wollte. Aber vor lauter Sagen, Gedichten, Anekdoten und wortreichen Schilderungen, die mit übermäßig vielen Ausrufungszeichen vermischt waren, kam der Verfasser nicht zu exakten Angaben. Ich mußte an diesen unpraktischen Wortschwall denken, als ich kürzlich in einer englischen Besprechung des letzten Switzerland las: „Baedeker hat keine Seele. Er will sich in nichts versenken, ihn beschäftigt nur der Fahrplan, die Geldbörse und der Magen. Doch in diesen selbstgezogenen Grenzen ist er unübertrefflich." Tausendmal lieber

Digitized by Google

einen Reiseführer bloß mit gesundem Menschenverstand als einen lyrischen Schwätzer und Anekdotenkrämer!

* * *

Der junge Karl Baedeker, der einer alten westfälischen Buchdruckerfamilie entstammte, gründete 1827 in Koblenz eine eigne Buchhandlung, nachdem er bei Winter in Heidelberg und Reimer in Berlin in die Lehre gegangen war, auch akademische Vorlesungen besucht hatte. Reisen durch Deutschland und Österreich erweiterten seinen Blick. Das war in der Zeit des aufblühenden Rheinverkehrs. Die Rheinreise nahm damals eine ganz besondre Stelle neben der schon früher in Aufnahme gekommnen Schweizer- und italienischen Reise ein. Der romantische Duft, den die Litteratur und die Kunst der vorangehenden Jahrzehnte über den alten Rhein ausbreitete, schwebte noch lange, als die Romantik aus dem Denken und Fühlen der Menschen schon zu schwinden begann, über den Bergen und Domen, den berühmten großen und den kleinen, fast erst noch zu entdeckenden Städten des Rheinlandes. Besonders der Mittelrhein lag wie eine romantische Oase in dem Leben der dreißiger Jahre, wo sich neue politische Bestrebungen mit den Anfängen einer großen industriellen und Verkehrsentwicklung begegneten. Die glückliche Lage, das milde Klima, gastliche Eigenschaften des Volkes und nicht zuletzt der goldne Wein thaten das ihre, um Reisende aus allen Ländern an den Rhein zu ziehn. Wo man aber früher auf Marktschiffen reiste, sausten jetzt die Dampfer thalauf thalab, und an die Stelle der fabulierenden Reiseführer traten Führer für „Schnellreisende," die ihren Vorgängern mindestens darin überlegen waren, daß sie sich der Kürze befleißigten. In den Händen der englischen Reisenden, deren Zahl auf dem Kontinent gerade um diese Zeit ungemein gewachsen war, sah man aber damals zum erstenmal rot eingebundne Bücher, deren praktische Einteilung und kurze, klare Diktion bei großer Reichhaltigkeit den deutschen Reisehandbüchern ebenso überlegen war, wie die praktische Reiseausrüstung des eben seit damals sprichwörtlichen „reisenden Engländers."

Eines der ersten Bücher, die Karl Baedeker für seinen jungen Verlag erwarb, war die 1828 zuerst erschienene Kleinsche „Rheinreise von Mainz bis Köln. Handbuch für Schnellreisende." In der vom Verleger selbst bearbeiteten dritten Auflage von 1839 zeigt es sehr klar den Übergang aus dem alten Reiseführer zum neuen „Baedeker." Der gelbe Umschlag des Buches, das etwas kleiner ist als das „Baedekerformat," ist nach Auswahl und Geschmack so zeitgemäß wie möglich. Neben dem preußischen Adler die Wappen von Bayern und Baden, darunter die Hessens und Nassaus, unten die Romantik des Rheins verkörpert durch einen geharnischten Ritter und ein harfenspielendes Edelfräulein, jener in der dem Buche beigegebnen Erklärung als Grenzwächter und Sage gedeutet, dazwischen Ausblicke auf die „vier schönsten Punkte am Rhein": Stolzenfels, Niederwald, Drachenfels, Ehrenbreitstein. Auf der Rückseite bieten freundliche Landmädchen aus der Gegend von Mainz, Koblenz, Wiesbaden und

Digitized by Google

Köln Blumen und Früchte dar. Den Rücken endlich ziert die Stirnansicht eines Dampfschiffs, damals für viele eine nie gesehene Sehenswürdigkeit. Ganz diesem Stil entsprechend sind die Kupferstiche, die Rheinlandschaften in der damals beliebten Umrißmanier, einfach aber wirkungsvoll. Aber im Text erkennt man schon den Einfluß der englischen Reisehandbücher, besonders der „Murrays“: statt der breiten Anlage Gedrängtheit, statt der unpraktischen Deklamationen und Zitate praktische Angaben und Winke. Baedekers 1839 erschienene Reisehandbücher für Holland und Belgien sind dann englischen Mustern direkt nachgebildet. In ihnen waren die in den Rheinführern noch sehr stark vertretnen historischen Erzählungen und Notizen, Sagen, Dichtungen, aber auch persönliche Urteile durch das unmittelbar Notwendige zurückgedrängt. Jene sind natürlich am längsten in den „Rheinlanden“ lebendig geblieben. In dem „Handbuch für Deutschland und den Österreichischen Kaiserstaat“ von 1842 dagegen sagt der Verfasser ausdrücklich, er habe es vermieden, sich in wortreiche Schilderungen bei Betrachtungen von Naturschönheiten oder Gegenständen der Kunst zu verlieren, weil es ihn unbescheiden deuchte, hierin dem Gefühl des Reisenden vorzugreifen. Als dieses Buch in rasch hintereinander folgenden Auflagen zweibändig als „Deutschland und das österreichische Oberitalien“ erschien, verschwanden sogar die schönen Verse von Schmidt von Lübeck: Von allen Ländern in der Welt das deutsche mir am besten gefällt usw. vom Titelblatt, und statt ihrer erschien Philanders von Sittenwald viel praktischere Mahnung:

Wer reisen will,
Der schweig fein still,
Geh seinen Schritt,
Nehm nicht viel mit,
Tret an am frühen Morgen
Und lasse heim die Sorgen.

Die hat seitdem vielen Hunderttausenden in die Ohren geklungen; ich finde sie sogar in etwas andrer Form französisch an derselben Stelle, d. h. auf der Rückseite des Titelblatts in der letzten Auflage von Baedekers Sud Ouest de la France (1901). Die Vorrede zu dem „Handbuch für Reisende durch Deutschland und den Österreichischen Kaiserstaat,“ das 1842 erschien, ist eine Art von Unabhängigkeitserklärung des deutschen Verfassers. Nochmals hebt er rühmend die Brauchbarkeit der Murrayschen Bücher hervor, die auch noch dem ersten Entwurf dieses ersten großen Baedekerschen Reisehandbuchs zum Muster genommen waren. Aber „beim Fortschreiten der Arbeit zeigte sich immer mehr und mehr, daß nur der Rahmen des englischen Vorbildes beibehalten werden konnte. Die Volks- und Länderanschauung ist von der des Engländers durchaus verschieden. Vieles diesem Bekannte mußte dem Engländer weitläufig erzählt werden. Geschichtliche Andeutungen, diesem wertlos, dem Deutschen dagegen anregend, mußten für diesen eingefügt werden. Endlich pflegt der Engländer auch wohl anders zu reisen als der Deutsche. So ist aus der anfangs

Digitized by Google

beabsichtigten Übersetzung ein durchaus neues Buch geworden." So ist, fügen wir hinzu, der Ahne der Baedekerschen Reisehandbücher für Deutschland, Österreich-Ungarn, Süddeutschland, Nordwest- und Nordostdeutschland, Oberitalien 1842 geboren worden. Eine einzige Reisekarte, aber acht Stadtpläne begleiten das Buch, dessen äußeres Gewand schon das einfache rotleinene ist, das seitdem für die „Baedeker" noch bezeichnender wurde, als es für die „Murrays" gewesen war, die man damals schon in der englischen Litteratur einfach das „rote Buch" nannte. Die in dem Handbuch für Deutschland und Österreich befolgten und entwickelten Grundsätze sind noch folgerichtiger in der „Schweiz" verwirklicht, die erstmals 1844 erschien.

Wenn Baedeker als Grund seiner Loslösung von dem englischen Muster die anders gearteten Reisegewohnheiten der Engländer anführt, so müssen wir uns vor allem an die Lebensansprüche der damaligen Deutschen erinnern. Daß Baedeker billig reisen lehrte und zugleich, was eng damit zusammenhing, die Reisenden von den damals ganz anders als jetzt grassierenden Lohndienern und Kurieren unabhängig machte, darin liegt der Grund für einen großen Teil seines Erfolgs. Wie mancher, der das damals eben aufstrebende München besuchte, mag Baedeker dankbar gewesen sein für die Notiz: „Wer weniger Ansprüche macht, wird sich im Stachusgarten und im Hubergarten vor dem Karlsthor wohl befinden. Beide sind als Bierhäuser berühmt und haben eigentümliche Einrichtungen." Daß die Ausgabe für ein gutes Reisehandbuch oft durch eine einzige Wirtsrechnung gut gemacht wird, gehört seitdem zu den Lebenserfahrungen des modernen Menschen. Baedekers Unbestechlichkeit in der Beurteilung der Gasthäuser ist eine seiner wertvollsten Eigenschaften. In dieser Hinsicht hat sich auch seine Ablehnung der Anzeige- und Reklamebeilagen glänzend gerechtfertigt. Wenn überhaupt das Verhältnis des Reisenden zum Wirt und seinen Leuten durch die Verbesserung der Reisehandbücher entschieden gewonnen hat, so haben die bekannten Baedekerschen Sterne, sowie die lakonischen „gut," „teuer," „billig" usw. in seinen Gasthauslisten nach beiden Seiten hin erziehend gewirkt. Der Reisende weiß, woran er sich zu halten hat, ehe er ein Gasthaus betritt, das die eine oder die andre Signatur trägt, und der Willkür des Wirtes zieht dieses öffentliche Urteil Schranken. Auch allgemeine Bemerkungen über den durchschnittlichen Zustand der Gasthäuser, wie sie jetzt den Reisehandbüchern in der Regel einleitungsweise einverleibt werden, wirken mit der Zeit heilsam.

Im Jahre 1855 erschien bei Gelegenheit der Weltausstellung der erste Führer durch Paris. Als Karl Baedeker 1859 starb, war in einer Reihe von neun Bänden der Typus des „Baedeker" festgestellt. „Italien," das er noch vorbereitet hatte, erschien bald danach, ebenso „London," wozu einer der Söhne bei längerm Aufenthalt den Grund gelegt hat. Seitdem ist die Zahl der Bände in deutscher Sprache auf sechsundzwanzig angewachsen, wozu noch die französischen und die englischen Ausgaben kommen, deren Verbreitung für manche Gebiete noch größer geworden ist als die der deutschen.

Digitized by Google

Karl Baedeker war selbst Reisender und besonders auch Fußwandrer, er war es mit Neigung und man möchte sagen mit Talent. Daher das Frische, Unmittelbare in seinen selbstgeschöpften Urteilen und Anweisungen, das ihm Vertrauen bei den Lesern und Benutzern seiner Bücher erweckte. Daher seine sachkundige Sichtung der fremden Urteile und Ratschläge, die ihm in immer größerm Maße zuflossen, und auf die er sich mit der Zeit immer mehr für einzelne Teile stützen mußte, die er nicht mehr selbst besuchen und prüfen konnte. Es klingt aber noch wie eine Erinnerung aus der Zeit der alten persönlichen Führung, wenn Baedeker 1856 für die Einzelheiten der Fahrt von Triest nach Pola seine Inkompetenz erklärt, da er sie leider bei Nacht gemacht habe! Mit der Zahl der Bände und ihrer aufeinanderfolgenden Auflagen wuchs die Unmöglichkeit, jedem einzelnen Reisegebiet so viel persönliche Aufmerksamkeit zu widmen, wie der Schöpfer des Unternehmens noch aufzuwenden vermocht hatte. Zwar haben die Söhne im Anfang noch diese Anpassung des Reisehandbuchs für die Schweiz an die gesteigerten Anforderungen der Hochgebirgswandrer selbst durchgeführt, die den Vorwurf der in den sechziger Jahren stärker hervortretenden Konkurrenz entkräftete, „der Baedeker" sei nur ein Buch für Post-, Eisenbahn- und Dampfschiffreisende. Aber bei der Herausgabe von „Italien" sind Historiker, Geographen und Archäologen wie Nissen, Schöne, Bendorf, später Springer, Mau, Hülsen, Theobald Fischer, Holm mit thätig gewesen, und noch mehr war das der Fall bei den Führern durch entlegnere Gebiete wie Palästina, Ägypten, Nordamerika und Rußland. An die Stelle der persönlichen Anschauung der Herausgeber trat bei diesen und andern die Bereisung durch Mitarbeiter, die durch mehrjährige Thätigkeit in der Redaktion der Reisehandbücher in Leipzig die Baedekerische Auffassung und Darstellung kennen gelernt hatten. Zahlreiche Einzelbeiträge, oft von bedeutendem wissenschaftlichem Werte, sind auch in die näherliegenden und ältern Bände im Laufe der Jahre mit hineingearbeitet worden. Auf einer ausgedehnten freiwilligen Mitarbeiterschaft dieser Art, die in vielen Fällen dem Danke für sichere Führung entsprungen ist, beruht ein guter Teil der Trefflichkeit der „Baedeker." Doch haben die Herausgeber in jedem einzelnen Falle in die Zusammenarbeitung des Ganzen eingegriffen und besonders die für die praktische Benützung so wichtigen Forderungen der Anordnung, Kürze und Klarheit im Auge behalten. Um zu zeigen, wie in einem besondern Fall ein anerkannt gutes und doch von Auflage zu Auflage beträchtlich verbessertes Buch entstanden ist, füge ich hier einige Angaben ein, die das derzeitige Haupt der Firma, Fritz Baedeker in Leipzig, mir zur Verfügung gestellt hat. Es handelt sich um das Reisehandbuch für Spanien und Portugal:

„Das erste Manuskript lieferte der durch seine norwegischen und schwedischen Reiseschilderungen, auch durch eine spanische Reisebeschreibung bekannte Ludwig Passarge. Dieses Manuskript wurde nach einer redaktionellen Durchsicht meinerseits, zum Teil auch ohne Änderungen gesetzt. Mit diesem gedruckten Manuskript bereiste ein langjähriger kunsthistorischer Mitarbeiter, Dr. Propping, das



Digitized by Google

Land abermals und berichtigte es nach seinen Erfahrungen, in kunsthistorischer Hinsicht auf Grund der ebenfalls in Korrekturabzügen vorliegenden Übersicht der spanischen Kunst, die der Verlag von Professor Justi erhalten hatte. Den Artikel »Madrid« bearbeitete A. Dressel, der langjährige Sekretär der deutschen Botschaft in Madrid, zweimal im Laufe der Jahre ebenfalls zuerst auf Grund des Passargischen Manuskripts neu. Die Beschreibung und Würdigung der Gemäldegalerie im Prado hatte den bekannten Kunstkenner Dr. W. Bode zum Verfasser (von ihm sind auch die Beschreibungen der Galerien in Stockholm, Kopenhagen, Petersburg usw. in den ersten Auflagen der betreffenden Bände), doch mußte der Text infolge wiederholter Neuordnung der Sammlung mehrmals umgearbeitet werden. Dann gingen die Korrekturabzüge an eine Anzahl in Spanien und Portugal ansässiger Deutscher zur Durchsicht. Da mir die Darstellung immer noch zu breit war, ich auch bei der Vergleichung des Textes mit den Karten und Plänen vielerlei zu ändern fand, so arbeitete ich den Text nochmals durch, wobei ich, ohne meines Erachtens wesentliches wegzulassen, an drei Bogen herausredigierte. Für die zweite Auflage gewann ich Professor Hübner in Berlin, der die archäologischen Abschnitte in einer scharfen Kritik für ungenügend erklärt hatte. Herr Dressel bereiste Asturien und Galicien und andre Teile; Barcelona, Sevilla, Lissabon usw. wurden wieder durch ortsansässige Deutsche revidiert; Majorka wurde von Dr. Arndt bereist, der auch die Angaben über die antiken Skulpturen in Madrid und vielen andern Orten berichtigte; auch einige Kunsthistoriker lieferten Beiträge und revidierten die Angaben über eine Anzahl kleinerer Städte, die Dr. Propping nicht hatte besuchen können. Das ganze Buch habe ich dann nochmals scharf durchredigiert."

Die Bilder, mit denen noch die ältern Auflagen des Rheinführers geschmückt waren, sind mit gutem Recht beiseite gelassen worden, die Karten und die Pläne aber haben sich ungemein vermehrt und gehören zu dem Besten, was überhaupt Reisehandbücher aufzuweisen haben. Die Originale zu einer Anzahl von Karten in den Baedekerschen Orientführern hat Heinrich Kiepert gezeichnet, die große Mehrzahl ist von Ernst Debes oder unter dessen Leitung ausgeführt worden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man den handlichen, genauen und vollständigen und dabei doch klaren und gefälligen Karten, Kärtchen und Plänen einen Teil der Vorliebe zuschreibt, der sich die Baedekerschen Reisehandbücher beim Publikum erfreuen. Sie vermitteln eine Summe von geographischer Belehrung und Übung.

Die Hauptsache bleibt aber natürlich doch, daß Karl Baedeker und seine Nachfolger die Aufgabe des Reisehandbuchs mit methodischer Gründlichkeit angefaßt haben, die sie auf jede neue Auflage verwandten, auf die zwölfte so gut wie auf die zweite. Hauptsächlich dadurch ist diesen Büchern allen ohne Ausnahme das unbedingte Vertrauen erworben und erhalten worden, das vorher kein andres ähnliches Unternehmen an sich zu fesseln gewußt hatte. Die Sorgfalt, die auf die neuen Auflagen verwandt wird, ist zugleich der

Digitized by Google

Grund der Unverwüstlichkeit, die z. B. den Rheinführer, der 1899 seine achtundzwanzigste Auflage erlebte, jetzt in sein zweiundsechzigstes Lebensjahr, von der ersten von Baedeker besorgten Auflage von 1839 an gerechnet, treten läßt; die Kleinsche „Rheinreise," von der er in direkter Linie abstammt, war aber sogar schon 1828 erschienen. Manche Reisehandbücher, besonders nichtdeutsche, halten noch heute an der Methode fest, die eigentliche Beschreibung der Örtlichkeiten im Hauptteil des Buchs zu geben, der dann lange Jahre unverändert oder unwesentlich verändert wieder abgedruckt wird, während die Angaben über Gasthäuser, Eisenbahnen, Führer usw. ein andrer Teil des Buchs bringt, der in kürzern Zwischenräumen neu bearbeitet wird. Unbequemlichkeiten beim Gebrauch, Weitläufigkeiten und Widersprüche sind die Folge dieser Einrichtung, die nur scheinbar billiger arbeitet als der völlige Umguß jeder Auflage bei Baedeker. Daß dieser in Frankreich die in vielen Beziehungen lobenswerten Führer von Joanne immer mehr verdrängt, hängt wesentlich damit zusammen, daß Joanne sich von jenem zweischlächtigen System nicht losmachen kann. Eine interessante Erscheinung sind überhaupt die französischen und die englischen Baedeker, von denen einige Ausgaben noch stärker verbreitet sind als die deutschen für dieselben Länder. Karl Baedeker hatte 1855 seinen ersten Führer durch Paris bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung herausgegeben; von diesem erschien 1860 in Paris eine nicht autorisierte französische Übersetzung, und darauf ließ die Verlagsbuchhandlung 1865 den Baedeker für Paris in eigner Übersetzung erscheinen. Das war der Anfang einer langen Reihe von französischen und englischen Baedekern für die verschiedensten Länder, unter denen der französische für Paris und seine Umgebungen vierzehn, Suisse einundzwanzig, Les Bords du Rhin sechzehn, Allemagne elf Auflagen erlebt haben. Die englischen Ausgaben sind zum Teil noch verbreiteter. Über solche Erfolge, die im Wettstreit mit sehr tüchtigen französischen und englischen Reisehandbüchern errungen worden sind, können wir uns als Deutsche nur freuen. Der Vorzug der deutschen Bücher muß auffallend sein, wenn er die sozusagen natürliche Abneigung gegen fremde Führer zu überwinden vermag. Daß Baedeker in seinen fremdsprachigen Ausgaben nicht einfach übersetzt, sondern neue, dem Geschmack der Franzosen und der Engländer angepaßte Bücher liefert, kann ihm nur Kurzsichtigkeit zum Vorwurf machen. Nur unter dieser Voraussetzung kann er auf dem fremden Markt mit seiner im Kern grundddeutschen Ware erscheinen, die als Made in Germany, das stolze Karl Baedeker, Leipzig, den deutschen Druckort, die deutsche kartographische Anstalt usw. als Ursprungszeugnisse trägt.

Ein Kulturhistoriker, der einst das beschreiben wird, was man den Mechanismus des geistigen Lebens unsers Zeitalters nennen könnte, wird den Reisehandbüchern einen großen Einfluß auf die Art zu reisen und auf die Erleichterung und Häufigkeit des Reisens zurechnen. Da aber vom Reisen das persönliche Sichkennen, Schätzen und Abstoßen der Völker und die Ausgleichung der Sitten und Gebräuche abhängt, wird er dem Einfluß der Reisehandbücher

Digitized by Google

auch in sehr feinen Änderungen der Volksseelen begegnen. Er wird eben deshalb den gediegnern Büchern dieser Gattung einen hohen Rang unter den Quellen zur Kulturgeschichte und Volksseelenlehre zuerkennen. Der Franzose, der in Deutschland mit einem deutschen Reisehandbuch reist, das ihn nie im Stiche läßt, hat nicht bloß Land und Leute kennen, sondern auch einen eigenartigen Zweig unsrer geistigen und wirtschaftlichen Arbeit schätzen lernen. Es ist doch sehr bezeichnend, daß in Frankreich, wo seit einem Menschenalter das Reisen in die Fremde eine große nationale Angelegenheit geworden ist, der Name Baedeker die Signatur für alles geworden ist, was praktischer, zuverlässiger Führer ist. Interessanter Stoff auch für ein Wörterbuch der deutschen Umgangssprache am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts! Ein geistreicher Franzose sagte einmal: Ich glaube, es hat nie einen Baedeker gegeben. Das ist einer von den Typen, die die Anthropologen aus einer Summe von Profilen konstruieren. Bei unsern Nachbarn ist der Blick für das Charakteristische, besonders wenn es die leiseste Neigung zur Karikatur zeigt, sehr scharf. Das „rote Buch" hat als Merkmal einer anspruchsvollern Klasse von Reisenden seine Stelle im Sprachschatz gefunden. Der „rote Fleck" auf dem Grau des Pariser Pflasters und Gemäuers verkündet die Ankunft

Des Cooks, qui sans souci des beautés du chemin,
Vont, le regard muet, et Baedeker en main.

Sogar das Zeitwort baedekeriser ist dort im Gebrauch. Je ne me ferai pas le Baedeker du panorama, sagt der Reiseplauderer, der uns eine eingehende Schilderung ersparen will. Le Baedeker électoral ist der Deputierte, der seinem Provinzialen die Weltausstellung zeigt.

Wir, die wir überzeugt sind, daß die durch das Reisen mitbewirkte Steigerung und Verfeinerung des Naturgefühls eine gewaltige Wirkung auf die Schätzung aller Kunst und endgiltig auf die ästhetische Erziehung üben werde, sind indessen geneigt, Baedeker und Genossen eine noch ganz andre Bedeutung beizumessen. Sie als praktische Bücher im gewöhnlichen Sinne des Worts aufzufassen, wäre sicherlich verfehlt. Es sind Bücher von großer erziehender Wirksamkeit, von deren Gediegenheit in allen Teilen die gute Wirkung abhängt, deren sie fähig sein können. Auch ihre Weiterentwicklung muß von hier aus betrachtet werden. Wer sich in leeren Reisestunden an den kunstgeschichtlichen Einleitungen Anton Springers in die Handbücher für Deutschland oder an Justis Kapitel über die spanische Kunst in dem Handbuch für Spanien erfreut hat, oder wer in der Studierstube die von Steindorff meisterhaft umgearbeitete historische Einleitung zu „Ägypten" beraten hat, dem erscheint wohl die Möglichkeit gegeben, daß eines Tags auch noch manche geographische und landschaftskundliche Hinweise und Erläuterungen zum besten noch viel zahlreicherer Leser eingeschaltet werden könnten, deren Sinne für feinere Beziehungen zwischen den Menschen und ihrem Boden offen ist. Auch Naturschönheiten wird man hervorgehoben zu sehen wünschen, die nicht gerade

Digitized by Google

so augenfällig sind wie das Blau des Gardasees oder die züngelnde Gestalt des Matterhorns. Wenn wir besonders den roten Büchern, die heute einen seltnen Feiertag begehn, von Herzen eine glückliche und rühmliche Zukunft wünschen, so geschieht es in der sichern Hoffnung, daß sie nach ihrer ganzen Vergangenheit nur fortschreiten können. Friedrich Ratzel

# Das Neuste aus der musikalischen Völkerkunde

Von Hermann Kretzschmar

Kürzlich ist in München die Frage, ob Zither und Mandoline an die Königliche Musikschule gehören, deshalb amtlich verneint worden, weil sie keine nennenswerte Komposition aufzuweisen hätten. Diese Entscheidung, die mit den Mandolinenklubs alle Freunde bayrischer Gebirgsmusik und Volkskunst bedauern, wäre in der Zeit Goethes und Schillers unmöglich gewesen. Denn damals gaben sich auch anspruchsvolle Musiker und Musikfreunde gern mit der Mandoline ab. Dafür sprechen außer litterarischen Zeugnissen, Schillers Briefe eingeschlossen, kleine Kompositionen für das heimlich kecke Instrument, die vornehmste und bekannteste unter ihnen das Ständchen im Don Juan. Es giebt aber aus dem achtzehnten Jahrhundert auch vollständige Mandolinenkonzerte von Meistern wie Vivaldi, die das ehemalige Kunstansehen der Mandoline, ihre natürliche Ebenbürtigkeit mit Fagott, Trompete und andern Günstlingen der heutigen Musikpraxis und damit ihre Ansprüche und Aussichten auf eine glücklichere Zukunft genügend belegen.

Unsre offizielle Musik — auch dieser Fall beweist das wieder — hängt allzu engherzig am Bestehenden und sollte endlich lernen, sich unbefangner und eifriger in Raum und Zeit umzusehen.

Zu diesem Zweck stellt ihr die neuere Musikwissenschaft eigens zwei besondre Disziplinen zu Gebote: die Musikgeschichte und die musikalische Völkerkunde.

Die geschichtlichen Bestrebungen in der Musik gewinnen allmählich an Boden und fangen an, sich auch für den Laien erkenntlich zu äußern. Wir haben seit Jahrzehnten Bachgesellschaften, Händelgesellschaften, Palestrinaausgaben, Schützausgaben. Alle Länder, die eine musikalische Vergangenheit haben, veröffentlichen Denkmäler ihrer Tonkunst. In Verlagskatalogen, auf Konzertzetteln tauchen täglich Namen alter Musiker auf, von denen unsre Väter und Großväter keine Ahnung hatten. Die musikalische Völkerkunde dagegen führt immer noch ein reines Spezialistenleben, manchem in Ehren ergrauten Tonkünstler ist ihre Existenz gänzlich unbekannt. Das ist sehr begreiflich. Auch bei den

Digitized by Google

größten Resultaten, bei der besten Methode wird sie immer auf einen kleinern und gewähltern Kreis von Vertretern und Gönnern beschränkt bleiben. Denn die Musik unzivilisierter oder fremden Kulturen angehöriger Völker ist für das Abendland nur in seltnen Fällen unmittelbar brauchbar, sie wirkt vorwiegend befremdend und scheint oder ist im ästhetischen Ertrag gering. Trotzdem aber hat das Wissen von exotischer Tonkunst seinen großen Nutzen und einen ganz eignen Bildungs- und Belehrungswert, der die auf geschichtlichem Wege gewonnenen Kenntnisse vielfach erläutert und ergänzt. Die musikalische Völkerkunde vermittelt in die Urgeschichte der Menschheit, in die Anfänge der Kultur, in die Zusammengehörigkeit und die Charaktere von Rassen und Völkern Ausblicke, zu denen Sprachenkunde und andre beliebtere Hilfsmittel der Anthropologie nicht vorzudringen vermögen. Sie hat aber auch für die Musik selbst die größte Bedeutung, führt an das Wesen und Werden dieser Kunst unmittelbar heran, zwingt zu immer neuer Revision musikalischer Grund- und Elementarfragen, beeinflußt und belebt fortwährend jede Art von Theorie; sie kann endlich auch den abendländischen Betrieb der Musik durch urwüchsiges Rohmaterial unterstützen, die ältere europäische Kunst in Formen und Ideen erfrischen und verjüngen helfen. Ohne es zu wissen ist unsre heutige Kunstmusik der musikalischen Völkerkunde für diesen letztern Dienst schon stark verpflichtet: die Grieg und Tschaikowsky, die für Sinfonie und Lied so wichtigen nationalen Schulen wären kaum da, wenn nicht vor hundert Jahren Abt Vogler und andre nachdrücklich auf die damals noch unscheinbaren Skandinavier und Slawen hingewiesen hätten. Von jeher ist abendländische Musik von exotischer bald tiefer bald äußerlicher berührt worden: die altgriechische von ägyptischer, die mittelalterliche bis zu den Troubadours und Meistersingern von arabischer. Ja die Spuren des Orients laufen mit bis in die moderne Oper, reichen in ihr von A. Scarlatti und von Hasse bis auf Mozart und K. M. von Weber: Entführung und Zauberflöte, Oberon und Abu Hassan wurzeln mit einigen ihrer hübschesten Nummern in den Türkenkriegen des siebzehnten Jahrhunderts. Das wären einige Proben für die angewandte musikalische Völkerkunde, angewandt in der praktischen Komposition.

Die Janitscharen, in deren Nähe wir eben geraten sind, scheinen aber auch auf die Musikgelehrten des Abendlands belebend eingewirkt zu haben. Erst unter ihren Klängen geht die Renaissancesaat auf, die bis dahin langweilig in den Kirchentonarten wühlende Theorie interessiert sich für die Musik der Alten: eine wirkliche Musikgeschichte setzt ein. Man fragt jetzt nach den ethischen, physischen, medizinischen Wirkungen der Musik, nach der Musik in der Tierseele, man beginnt endlich auch Nachrichten über die Musik der Naturvölker zu sammeln: die musikalische Völkerkunde entsteht. Franzosen sind die Gründer der neuen Disziplin, allmählich geht die Führung auf die Engländer über. Die Deutschen arbeiten hier und da verdienstlich mit, aber ihre Bedeutung auf dem Gebiet entspricht ihrer bescheidnen Stellung im Weltverkehr. Erst neuerdings machen sie Anstalt, entscheidend einzugreifen, und möglicher-

Digitized by Google

weise hat ihnen die Zukunft das Verdienst zu buchen, daß sie die Wissenschaft von der exotischen Musik erst zur Wissenschaft gemacht und jahrhundertlangem Stillstand entzogen haben.

Es sind hauptsächlich zwei Arbeiten, auf die sich diese Hoffnung gründet: Karl Büchers Arbeit und Rhythmus (Leipzig, 1899) und Carl Stumpfs Tonsystem und Musik der Siamesen (Leipzig, 1901). Büchers Nachweis, daß die Melodien und Rhythmen der primitiven Völker zum großen Teil Abbild und Niederschlag von Körperbewegungen bei der Arbeit mit Hand, Axt, Ruder, mit Waffen und Geräten sind, daß demzufolge die menschliche Arbeit unter den Ursachen, die zur Entstehung der Musik geführt haben, einen hervorragenden Platz einnimmt, ist an und für sich ein sehr beachtenswerter Beitrag zur Musikphilosophie. Das größere Verdienst Büchers liegt aber darin, daß er die Vertreter der musikalischen Völkerkunde zur Ordnung ruft. Auch sie haben als Kinder einer exakten, positiven Zeit, meistens Engländer, sich darauf beschränkt zu sammeln, Notiz an Notiz, eine Kuriosität an die andre zu reihen. Nun zeigt ihnen Bücher, der Nationalökonom, wie aus dem geistlosen Handwerk eine Wissenschaft wird, wie sich dem bunten Material Ideen und Gesetze abgewinnen lassen, die auf den Ursprung und die Lebensbedingungen der Musik neues Licht werfen. Die Notwendigkeit einer dritten Auflage bezeugt, daß Büchers Arbeit aufgenommen worden ist, wie sie verdiente. Da die Untersuchungen Stumpfs für die zukünftige Beschaffung des exotischen Musikmaterials ähnliche vorzügliche Dienste leisten, wie sie Bücher seiner Verwertung erweist, erscheint es geboten, die ernstern Musikkreise mit ihnen eingehender bekannt zu machen.

De la Borde hat sich in seinem merkwürdigen Essai sur la musique den Lapsus zu Schulden kommen lassen, die Ungarn mitten unter die Kongoneger und Mandingos zu setzen. Ähnlich verkehrt wäre es, die Siamesen musikalisch als Wilde zu behandeln. Sie kennen europäische Musik so lange wie europäische Kultur überhaupt, aber sie hat ihnen im langen Lauf der Zeit wenig Eindruck gemacht. Als im Jahre 1686 der siamesischen Gesandtschaft in Paris Opern und andre Kompositionen Lullys vorgeführt wurden, lobten die Herren alles; aber wirklich gefallen hatte ihnen nur ein ganz einfaches Harfensolo. Daß sich das noch heute ähnlich verhält, erfuhr Stumpf an einem europäisch geschulten oder doch geübten siamesischen Fachmusiker. Sogar so eingängliche Stücke wie der Donauwalzer, wie Schuberts Impromptu, wie der Priestermarsch aus der Zauberflöte ließen ihn kalt, und als ihm siamesische Motive nur ein wenig harmonisiert vorgespielt wurden, wehrte er mit den Worten ab: „Nicht übel, aber zu viel Töne!“ Sie können Moll und Dur unterscheiden, lehnen jenes ab, haben dieses gern, sie wissen mit der Oktave Bescheid, vertragen Quinten und Quartenparallelen; im Prinzip jedoch existiert das allerwichtigste Phänomen der neuen Musik, die Kunst des mehrstimmigen Satzes, für die Siamesen gerade so wenig wie für die Kaffern. Weiß man, daß seine Ausbildung dem Abendland selbst mehrere Jahrhunderte gekostet hat, wird

Digitized by Google

man sich darüber nicht wundern. Fraglich ist nur, ob es sich bei der harmonielosen, altmodischen Musik der Siamesen um ein Nichtkönnen oder ein Nichtwollen handelt. Denn sie sind der Musik an sich leidenschaftlich zugethan, folglich auch dafür stark begabt. Leute, die nicht singen oder spielen können, sind in Siam seltner als bei uns die Analphabeten, alle Vornehmen und Adlichen des Landes halten ihre Privatkapellen, zu deren Aufführungen jedermann Zutritt hat; das Österreich des achtzehnten Jahrhunderts scheint in diesem Stück noch übertroffen. Kein wichtiger Vorgang in der Öffentlichkeit und im Familienleben ohne Musik; musikalische Theaterstücke und Pantomimen die Hülle und Fülle! Nur von Musik als Selbstzweck, von Konzerten wissen sie nichts, und manches andre Hauptstück europäischer Musik ist bei ihnen undenkbar. Die Liedertafel z. B. und das Damenorchester; denn der Gesang ist in Siam Sache der Frauen, das Instrumentenspiel gehört den Männern. Noten sind noch unbekannt, der ganze siamesische Musikvorrat, der auf zweihundert bis dreihundert von den Komponisten immer wieder variierte und umgeformte Gesänge und Instrumentalstücke zurückgeht, pflanzt sich lediglich durch Gehör und Gedächtnis von einem Geschlecht zum andern fort. Ihre Orchester erinnern an unser Mittelalter: Strohfiedeln (Ranats), Glasharmonikas (Kongs), auch wohl Dudelsäcke (Khens), mehrfach und in verschiedner Größe besetzt, bilden den Stamm, zwei Flöten helfen die Melodie klären und verstärken. In dieses verhältnismäßig zarte und gesittete Ensemble schlagen aber unaufhörlich und auch für Hörer beängstigend, die durch den abendländischen Mißbrauch der großen Trommel abgestumpft sind, mindestens zwei Pauken hinein, Becken noch dazu. Dieselbe orientalische Mischung von Weichheit und Wildheit spricht aus den siamesischen Kompositionen, von denen seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts Reisebeschreibungen (de la Loubère, James Low, von Hesse-Wartegg, Warrington, Smyth) und Musikgeschichten (de la Borde, Fétis) zahlreiche Proben mitgeteilt haben. Die ruhige Anmut, die uns in ihrer Eigenheit an den Flötenstücken von Verdis „Aida“ so entzückt, bildet auch ihren Grundzug, aber häufig macht sie ganz plötzlich unbegreiflichen Ausbrüchen von Tonbarbarei Platz.

Auf die Dauer scheint aber doch die Selbständigkeit und Reinheit der siamesischen Musik bedroht zu sein. Vor vierzig Jahren hat man europäische Militärmusik eingeführt; seitdem dringen in die eingeborne Kunst bald hier bald da fremde Elemente herein, in den Klangapparat Streichinstrumente, in die Komposition europäische Zitate. Sogar die jetzige siamesische Nationalhymne zeigt englische Spuren.

Schon das ist also ein Verdienst, daß Stumpf die gute Gelegenheit ergriffen hat, der siamesischen Musik in zwölfter Stunde noch einmal näher zu treten. Sie bot sich durch eine siamesische Theatertruppe, die im September 1900 nach Berlin kam. Die Klarheit ihrer Pantomimen gewann das Publikum sofort, Einzelheiten ihrer Kunst — die Pracht und Farbenharmonie ihrer Gewänder, das unsern Balletts ganz fremd gewordne, ausdrucksvolle Spiel der

Digitized by Google

Hände — erregten Aufsehen, und die Siamesen konnten wochenlang Vorstellungen geben. Stumpf benutzte das und hörte nicht bloß alles, was sie öffentlich in allabendlichen Wiederholungen boten, sondern gewann auch die Instrumentisten zu einer Reihe von Privataufführungen und für eingehende Untersuchungen. Die Frucht dieser Studien bringt sein Buch in bisher ungedruckten siamesischen Musikstücken — ein vollständiger Instrumentalsatz in neunstimmiger Partitur, sieben größere Fragmente und eine beträchtliche Zahl kleinerer Beispiele — und in einer Theorie von den Hauptsachen der siamesischen Musik, durch Noten und Text die Kenntnis des Gegenstands wesentlich fördernd. Erst durch Stumpf lernen wir die siamesische Kunst wirklich kennen; seine Vormänner haben von ihr nur das am leichtesten Faßliche und noch dazu in europäischer Bearbeitung und Entstellung mitgeteilt. Vor allem ist sie viel, viel sinnlicher und beweglicher, als die alten Proben sie zeigten. Kein Ton fast ohne Triller, Vorschläge und sonstige Verzierung; wird auch nur eine einfache Tonleiter gespielt, so geht doch jedem Ton mindestens ein Pralltriller voraus. Etwas der siamesischen Musik ähnliches muß Lucrez im Auge gehabt haben, als er den Vogelgesang für die Quelle der Musik überhaupt erklärte; das siamesische Ideal ist er sicher. Jeder Gedanke, jede Stimmung wird dem siamesischen Tonkünstler schnell zur Schwärmerei; alle festen und tragenden Musikelemente verschwinden hinter den Ornamenten. Auf Zierat und Flitter ist die ganze Technik und der Bau der Instrumente gerichtet. Die Flöten z. B. werden durch eine kleine Öffnung im Deckel angeblasen, die Flötisten brauchen infolgedessen nur mit der Nase zu atmen und können lange, pausenlose Stücke ohne jegliches Absetzen blasen. Auch im siamesischen Orchester kommt die Vereinigung der Kräfte in erster Linie dem Verzierungswesen zu gute, der Hauptreiz am Gesamtspiel der Instrumente liegt für den Siamesen darin, daß mit der Grundmelodie zugleich ihre hurtigen, von den Spielern wohl improvisierten, jede Wiederholung zu einem Neuen gestaltenden Varianten erklingen. Wenn diese Umspielungen zuweilen an eignen Motiven festhalten, der Haupstimme selbständige Nebenstimmen gegenüberstellen, so kann von einer einstimmigen unbegleiteten Musik eigentlich nicht mehr die Rede sein, sondern wir haben an solchen Stellen die Anfänge des siamesischen Kontrapunkts, wir haben gelegentliche Abstecher in Formgebiete vor uns, die dem Organum, den Fauxbourdons und dem Discantus der europäischen Musik entsprechen. Es scheint demnach, daß die siamesische Musik in einen Prozeß eingetreten ist, den die europäische schon im Zeitalter der Kreuzzüge durchgemacht hat. Die Stumpfsche Partitur bringt davon die erste Kunde; die frühern Berichterstatter hatten die Thatsache durch ihre magern, auf eine einzige Stimme reduzierten Auszüge siamesischer Orchestermusik unterschlagen. Wie lange sie schon auf diesem Wege ist, kann vielleicht ohne Mühe festgestellt werden. Ob sie auf ihm ganz europäisch wird, ob andre Asiaten folgen, ob es bei der Musik bewenden, oder ob sie weitere fremde Kultur nach sich ziehn, wie diese Entwicklung auf die europäische Kunst zurückwirken wird — alle



Digitized by Google

diese Fragen steigen aus der Stumpfschen Partitur unabweislich auf. Leider müssen wir die Beantwortung spätern Geschlechtern überlassen.

Das Stück, dem die angeführten Beobachtungen entnommen sind, hat den Titel: Kham hom, d. h. „Süße Worte." Auch drei andre, vorläufig nur phonographisch aufgenommne Orchesterpartituren tragen Überschriften; zwei sind Abschiedsszenen, eine lustige und eine traurige, die dritte sucht Wesen und Gebaren eines Siamesen wiederzugeben. Die heutige Instrumentalmusik der Siamesen ist demnach Programmmusik auf einer höhern Stufe. Über Nachahmung von Tierlauten und kleine Naturmalereien ist sie schon hinaus, sie giebt Charakter- und Stimmungsbilder. Die „süßen Worte" ruhn auf einem sanften, einen sehnsuchtsvollen Kehrreim voranstellenden Liedthema, das in der Weise von Glinkas Kamarinskaja durch Variationen entwickelt wird. Von der Mitte ab wird die Musik stürmischer, die Hälfte der Instrumente, hohe, mittlere und tiefe, figurieren in Sechzehnteln, nur zwei tragen unisono die Hauptmelodie vor, von den sieben übrigen hat jedes eine andre Umspielung, gegen das Ende hin, das im einundvierzigsten Takt mit einem großen ritardando da ist, kehren Ruhe und Einfachheit zurück. Stellenweise ist die Komposition eine Art Mixturenmusik, für den Europäer der reine Dissonanzenwirrwarr, aber im Aufbau trägt sie das Gepräge eines Kunstwerks, aus dem Grundgedanken spricht volle Poesie.

Auch die Gesangskompositionen, die Stumpf den Siamesen abgehört hat ruhn auf starkem, echtem menschlichem Gefühl, sie unterwerfen ihm auch die Form häufig mit überraschender Freiheit. Da treten in die orientalische Monotonie unaufhörlicher Wiederholung plötzlich Episoden hinein, wo Pausen, Fermaten, Rhythmen von unvermittelter Heftigkeit, leiterfremde Töne alle Ordnung eines dramatischen Impulses wegen aufheben. Die Naturtreue geht bis zum Ersatz des Gesangs durch Klagegeschrei.

Das neue, reiche Bild der siamesischen Musik, das in dem Buche geboten wird, hat sich natürlich nur durch neue Mittel gewinnen lassen, und sie sind es, die Stumpfs Arbeit für die Erforschung exotischer Musik überhaupt wichtig machen. Oft schon ist die Zuverlässigkeit des Quellenmaterials, mit dem die musikalische Völkerkunde bisher gearbeitet hat, bezweifelt worden. Stumpf zeigt an der siamesischen Musik, wie berechtigt diese Zweifel waren, wie Geographen, Missionare und andre Reisende, die sich nur nebenbei für Musik interessieren, unwillkürlich oberflächlich verfahren, das wirklich oder vermeintlich Gehörte ohne weiteres ins Europäische übersetzen und den unlösbaren fremdartigen Rest, auch wo er wesentlich ist, beiseite lassen. So konnte es den frühern Berichterstattern entgehn, daß die Siamesen auf Grund einer ganz eignen Tonleiter musizieren. Sie ist, wie die unsre, siebenstufig, Prime und Oktave stimmen überein. Aber sie läuft nicht in ganzen und halben Tönen, sondern in sieben gleichen Intervallen. Das siamesische Einheitsintervall steht zwischen dem Dreiviertelton und dem Ganzton. Es ist unserm Gehör und unsrer Notenschrift eine unbekannte Größe; auch die von Stumpf

Digitized by Google

mitgeteilten Stücke müssen cum grano salis gelesen, ihre Ganztöne etwas nach unten, ihre Halbtöne nach oben verstimmt werden. Der Engländer Ellis hat diese Entdeckung vorbereitet, Stumpf hat sie akustisch festgestellt und mit diesem einen Fall der musikalischen Theorie und der Ästhetik neue Arbeitsfelder geöffnet. Es gilt die musikalischen Naturgesetze durch die exotischen Thatsachen zu erweitern und zu berichtigen, von der Tonpsychologie angenommnen Möglichkeiten in der Wirklichkeit nachzuspüren, für die Unerschöpflichkeit der natürlichen Mittel der Musik neue Beweise zu bringen, den Glauben an die Zukunft dieser Kunst, die Liebe zu ihr zu verstärken.

Belangreich ist es, daß Stumpf seine akustischen Untersuchungen auch auf siamesische Instrumente in europäischen Museen ausgedehnt und sie des Vertrauens für unwürdig befunden hat. Bedenkt man, daß Fétis von dem alten abgebrochnen Spazierstock, der in Florenz als altägyptische Flöte gezeigt wird, eine vollständige Theorie der Pharaonischen Musik abgeleitet hat, so muß Stumpfs Befund auch die musikalischen Antiquare künftig zu größerer Vorsicht zwingen. Den Betrieb der musikalischen Völkerkunde aber stellt seine Arbeit schlechterdings auf neue Grundlagen. Nur dann, das ist ihr Hauptergebnis, versprechen die Beobachtungen über exotische Musik einen ernst zu nehmenden Ertrag, wenn die Reisenden mit vollständiger fachmusikalischer Ausbildung und mit allen zu Elementaruntersuchungen nötigen Mitteln an sie herantreten. Unter ihnen ist der Phonograph das neuste. Daß er, obwohl seiner Benutzung noch Schwierigkeiten entgegenstehn, auch das bedeutendste ist, ergiebt auch Stumpfs Arbeit. Wie das in Österreich schon geschieht, sollten deshalb überall Musiker und Linguisten in seinem Gebrauch geschult werden.

## Les tronçons du glaive

Wenn zwei französische Schriftsteller, ein talentvolles Brüderpaar, den Abschnitt des deutsch-französischen Kriegs, während dessen Gambetta die Landesverteidigung leitete, an den Schicksalen einer in die Kriegsereignisse verwickelten, zahlreichen und weitverbreiteten Familie schildern, so hat ein solches Werk für uns Deutsche nicht bloß deswegen Wert, weil uns daraus ein französisches Laienurteil über die damalige Kriegführung beider Heere entgegentritt.*) Die Besprechung der Vergangenheit bietet den Verfassern vielmehr auch Anlaß zu allerhand Betrachtungen, die uns für die Beurteilung der gegenwärtigen Stimmung gebildeter französischer Kreise Deutschland gegenüber von Wert sind, und wir glauben les tronçons du glaive, die sich durch viele künstlerisch vollendete Schilderungen der Verhältnisse und Begebenheiten aus-

*) Les tronçons du glaive. Von Paul und Victor Margueritte. Paris, Plon-Nourrit & Cie., 1901.

Digitized by Google

zeichnen, umsomehr einer eingehenden Erörterung unterziehn zu sollen, als dabei manches zur Sprache kommen wird, was von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Unter den tronçons du glaive, den Splittern von Gallias Schlachtschwert, verstehn die Verfasser das, was Gambetta, als er am 9. Oktober 1870 in Tours, dem damaligen Sitze der Landesverteidigung, recht wie ein deus ex machina eintraf, an Kriegsmaterial vorfand, und was er zu dessen Ergänzung mit erstaunlicher Energie und großem organisatorischem Talent im Laufe von vier kurzen Monaten zu beschaffen imstande war. Von Belfort und einigen kleinern festen Plätzen abgesehen, kommen für den von Frankreich in dieser Zeit geleisteten Widerstand neben dem eingeschlossenen Paris vornehmlich Tours und Bordeaux, die einander als Regierungssitze ablösten, und vier Armeen, die Nord-, die Loire-, die Vogesen- und die Ostarmee in Betracht. Das sind denn auch die sieben von den Gebrüdern Margueritte für ihre Erzählung gewählten Hauptschauplätze; als Stammsitz der Familie Réal, an deren Erlebnissen sich das Ganze halb historisch halb romantisch abspielt, kommt ein achter, das Schloß Charmont bei Amboise in der Touraine hinzu.

Von den vierundsechzig nicht der Geschichte, sondern dem Roman angehörenden Persönlichkeiten, mit denen uns die Verfasser bekannt machen, und für deren Schicksal sie unsre Teilnahme erwecken, werden uns bei dreißig auch die Vornamen genannt, die wir uns genau einprägen müssen, da uns deren Träger im weitern Verlauf der Erzählung oft nur mit diesen bezeichnet werden. Nimmt man hinzu, daß man es in dem Buche nebenher noch mehr oder weniger mit allen deutschen und französischen Notabilitäten zu thun bekommt, die während dieses Zeitabschnitts auf die Schicksale Frankreichs von Einfluß waren, so kann man den Verfassern wohl das Zeugnis geben, daß ihre Dichtung stofflich reich bedacht ist. Man hat dabei, wie das ja auch bei den neuern Zolaschen Romanen der Fall ist, bisweilen den Eindruck, als ob man ein lehrreiches, für gewisse Leserkreise mit Hilfe der vierundsechzig Figuren und ihrer Schicksale illustriertes Kompendium studierte.

Der Maßstab eigentlich geschichtlicher Kritik eignet sich für das Buch schon um deswillen nicht, weil darin gerade die gewagtesten Behauptungen und extremsten Urteile den vierundsechzig fiktiven und deshalb unverantwortlichen Personen des Romans in den Mund gelegt werden. Aber das ist eine Beschränkung, die man sich bei jedem sogenannten historischen Roman auferlegen muß, und sie wird im gegenwärtigen Fall durch eine so üppige Pracht oft geradezu meisterhafter Schilderung wett gemacht, daß wir mit den Verfassern in Bezug auf skrupulöse Wiedergabe des rein Thatsächlichen nicht gern allzu streng ins Gericht gehn möchten. Sie haben sich offenbar durch französisches Quellenstudium sehr gründlich dokumentiert, wir meinen damit, sie haben sich durch Umfrage und Nachlesen mit dem Zeugnis derer, die etwas aus eigner Wahrnehmung wissen konnten, vertraut gemacht. Mit deutschem Quellenstudium scheinen sie sich dagegen weniger befaßt zu haben. Allerdings ist gegen das einem requirierenden Dragonerleutnant in den Mund gelegte: „naus mit dem Zeug" nichts einzuwenden, und die echte Nonchalance der Wendung verrät den mit allen Feinheiten des Leutnantjargons vertrauten Sprachforscher, aber bei Vergleichung auch nur einiger der gangbarsten und maßgebendsten deutschen Werke würden die beiden ebenso klugen als wahrheitsliebenden Verfasser sofort dahinter gekommen sein, daß einiges, worauf sie sich mit besonderm Selbstgefühl und Behagen beziehn, in das Bereich der populären Legende gehört, und daß die geschichtliche Kritik damit, um rein sachlicher Gründe willen, ein für allemal aufgeräumt hat. Wir werden weiter unten einiges in diese Kategorie Gehörige zu erwähnen haben. Franzosen könnten sich vielleicht mit Recht über eine solche Einseitigkeit des Quellenstudiums beklagen: wir thun es nicht, denn das Interessanteste an den

Digitized by Google

tronçons du glaive ist uns die Wiedergabe der gegenwärtigen französischen Stimmung Deutschland gegenüber, und dieser Wiedergabe würde eine bessere Information der Verfasser als kühlender und beruhigender Trank Eintrag gethan haben.

Frankreich und französisches Wesen sind uns nicht fremd, und wir wissen allerdings, daß die revanchefreudige Gesinnung der Gebrüder Margueritte nicht ohne Unterschied der ganzen großen Nation eigen ist, sondern daß es in ihr nahezu auf allen Stufen laue Seelen giebt, die den behaglichen, gedeihlichen Frieden einem fanatischen Rachekrieg vorziehn. Aber für einen sehr großen Teil der gebildeten und ideal angelegten Franzosen ist doch der Deutschenhaß und mehr noch die Verachtung des deutschen Barbaren, wie die tronçons du glaive sie atmen, geradezu typisch, und deswegen wünschen wir so sehr, daß möglichst viele von unsern Landsleuten das offenbar aus vollster Überzeugung und im vermeintlichen Besitz durchaus humaner Anschauungen geschriebne Buch lesen. Sie können daraus deutlicher als aus Zeitungsartikeln sehen, daß der Deutsche nach wie vor für die große Mehrzahl der Franzosen ein roher, ungebildeter Barbar ist, und daß Leute wie die Gebrüder Margueritte, die mit ihren Ansichten in dieser Beziehung keineswegs vereinzelt dastehn, auf nichts warten, als auf die Gelegenheit, mit einiger Chance von Erfolg im Namen der Zivilisation und des Rechts über uns herfallen zu können.

Wenn die Wunde, die ihnen die année terrible geschlagen hat, geschlossen scheint, so ist das um so schlimmer, denn sie eitert unter der Narbe. Wer das nicht weiß und keine Gelegenheit hat, sich durch persönliche Erfahrung davon zu überzeugen, brauchte eigentlich nur dem Dreifußprozeß und der Zarenliebedienerei ein aufmerksames Auge zuzuwenden. Das sind untrügliche Symptome, und dieselben Elemente, die das französische Volk in Rennes und in Kronstadt auf Bahnen geführt haben, die es nie betreten hätte, wenn sein Rachedurst gegen Deutschland minder heiß gewesen wäre, werden auch nicht ruhen, bis ihnen der Herzenswunsch ihres ersehnten kleinen Kriegs, de lour petito guerre, gewährt ist. Thue Geld in deinen Beutel, Horazio, predigen uns die tronçons du glaive. Herzensmichel, laß dir lieber sonst etwas abgehn, und wenn es Bier und Cigarren wären, als es an einem möglichst langen, wuchtigen und scharfgeschliffnen Schwerte fehlen zu lassen! Kommen werden die Rothosen, darauf kannst du Gift nehmen: was sie sich dabei holen, Pr—ovinzen oder Pr—ügel, das hängt von dir ab.

Mit den vierundsechzig Namen der Romanhelden und Romanheldinnen — reizend geschilderte namenlose Erscheinungen, wie z. B. der kleine moblot des Delourmelschen Ehepaars, sind in diese Zahl nicht einmal einbegriffen — wollen wir das Gedächtnis des Lesers nicht beschweren, aber den Ausgangspunkt und die Hauptzüge des Romans müssen wir doch mit ein paar Worten andeuten.

Drei Generationen einer zahlreichen, den Leser sehr freundlich anmutenden Familie Réal, Großeltern, Kinder und Kindeskinder, sind in Charmont, dem Schlosse des Großvaters, zu einer Hochzeit vereinigt. Wer von den Lesern bei dem Diner ordentlich aufpaßt und sich die Jean, Charles und Eugènes, die Marceline, Gabrielle und Marien richtig merkt, der ist für die Weiterreise gerüstet. Der Bräutigam Eugène ist der älteste Enkel des Schloßherrn, seine Braut Marie dessen Großnichte. Charles Réal, der Vater des Bräutigams, ein Chemiker, macht in Sprengstoffen und wird sich bei der Vogesenarmee, dessen Bruder Gustave als Arzt bei der Nordarmee nützlich machen. Von den drei Söhnen des Chemikers — der Arzt ist Junggeselle — wird der Bräutigam in drei Tagen Charmont verlassen, um als Leutnant der Nationalgarde am Feldzuge bei der Loirearmee teilzunehmen, der zweite, Louis, wird bei einem Feldtelegraphenbureau Verwendung finden, der dritte, Henri, noch Adolescent, begleitet seinen Oheim, der Zuavenoberst ist, zur Vogesenarmee. Von drei entfernten Vettern, die den Familiennamen Réal mit dem Zu-

Digitized by Google

jatze de Nairve führen, sind beim Hochzeitsfest nur zwei zugegen; der eine von ihnen ist in der Nähe von Charmont Oberforstmeister (inspecteur des forêts), der andre, ein Lebemann in des Worts verwegenster Bedeutung, hat aus Amerika, wo er gerade weilte, fünfundzwanzig Parteigänger mitgebracht, die er in tadelloser grauer Montur dem Staate und speziell Garibaldi unter dem Namen der chasseurs des Pampas zur Verfügung stellt. Das schmeckt etwas nach Lederstrumpf und Mohikanern, aber ganz so schlimm, wie man fürchten möchte, kommt es nicht. Bei einem Streifzug wird zwar in echt Cooperscher Manier einer Ulanenvedette die Gurgel abgeschnitten, aber in Autun, wo die Guérilla d'Orient — es gab auch die Nanter Bären und die Oraner Panther — bei einem badischen Angriffe verduftet, ziehn sich die chasseurs des Pampas in Abwesenheit ihres Führers, der seinem Vergnügen nachgegangen ist, mit Anstand tirailliernd zurück. Der dritte Réal de Nairve, ein Fregattenkapitän, fehlt, da er als Unterkommandant des Pariser Forts Ivry „eingeschlossen" ist, ein Schicksal, das Martial Poncet, ein angeheirateter Großneffe des alten Réal und Bildhauer, der auf dem linken Seineufer in der Rue Soufflot wohnt, mit ihm teilt. Martials Vater, ein Chemiker, membro de la commission spéciale de l'armement par le concours de l'industrie privée, darf nicht vergessen werden. Er heißt der Hexenmeister (le Sorcier), hat eine große Nase, auf der eine goldne Brille sitzt, und nimmt in Tours und Bordeaux am Rate der Götter teil. So oft er von Gambetta kommt, bei dem er freien Zutritt hat, erstattet er ausführlichen Bericht: auch kleine Nachlässigkeiten in der Kleidung des großen Mannes — chemise bâillante entre le gilet et le pantalon — werden dabei nicht übersehen.

Man sieht, die Sache ist mit gutem Bedacht so eingerichtet, daß die Familie Réal auf jedem der acht Schauplätze einen oder mehrere Vertreter hat, die bereit sind, erfochtne, aber leider nie zu rechter Verwertung kommende französische Siege dithyrambisch zu feiern, die Drangsale jener für alle französischen Heeresteile verhängnisvollen vier Monate über sich ergehn zu lassen und entweder ihrer Unzufriedenheit mit ihren Führern oder ihrem Abscheu für alles, was deutsch ist, schwungvoll beredten Ausdruck zu geben. Etwas Künstliches und Gemachtes hat diese Veranstaltung, das leugnen wir nicht, und die große Gewissenhaftigkeit der Verfasser, die redlich bemüht sind, uns jede Facette ihres Edelsteins recht zu Gesicht zu bringen, macht diesen Übelstand bisweilen fühlbar; aber im allgemeinen muß man sagen, daß sie sich ihrer Aufgabe, ein Familiendrama mit dem historischen zu amalgamieren, mit außerordentlichem Geschick entledigt haben, und daß die den Höhepunkt des Romans ausmachenden zwei Familienkatastrophen, die unsre aufrichtige Teilnahme erwecken müssen, mit den geschichtlichen Ereignissen zu einem künstlerisch wirkenden Ganzen zusammengeschweißt sind. Wir können den Verfassern zwar weder eine nähere Bekanntschaft mit deutschen Geschichtsquellen noch vorurteilsfreie Unparteilichkeit anrühmen, aber loyal und um Gewinnung eines billigen Urteils bemüht sind sie offenbar; gerade das, wovon sie ausgehn und was sie im Vorwort als einen ardent amour de la France bezeichnen, ist es, was nach unsrer Meinung das Buch für deutsche Leser belehrender macht als für französische.

Anfang der vierziger Jahre reiste ein Tausendkünstler im Königreich Sachsen von Stadt zu Stadt, der dem erstaunten, namentlich aus Kindern bestehenden Publikum eine besondre Art mechanischen Kunsttheaters vorführte. Sein Apparat bestand aus einem achtseitigen, schwanenhausartigen, drehbaren Pavillon, dessen Seiten ebensoviel Bühnen waren. Sobald auf der Bühne A, die eine Schneelandschaft darstellte, die Schneeballbataille, das Schusseln und die Schlittenpartie vorüber waren, und man den Mond über der sich allgemach in nächtliches Dunkel hüllenden Landschaft hatte aufgehn sehen, indes hinter den bunten Glas-

Digitized by Google

scheiben der umliegenden Häuser freundliche Lichter sichtbar wurden, kam infolge einer leichten Drehung des Oktogons um die im Zentrum verborgne Achse die Bühne B zum Vorschein, und das staunende Auge erblickte das Aufziehen der roten Bärmützengarde im Königlichen Schloßhofe zu Dresden, eine für den Geldbeutel unsers Vaters mörderische Darbietung, da uns zehn Pferde nicht eher vom Platze gebracht hätten, als bis wir im Verlauf einer zweiten Serie dieses unvergeßliche Schauspiel zum zweitenmale genossen hatten. Hatte uns schon die drehbare Bühne am Münchner Residenztheater an diesen ersten theatralischen Genuß erinnert, so war dasselbe auch bei der Lektüre des Marguerittischen Buchs der Fall. Ein kleiner Reklamebogen mit den Photographien der Verfasser begleitet das Buch: wir konnten sie uns also in Fleisch und Bein vorstellen, und immer, wenn ein Kapitel zu Ende war, und man die Schneefelder bei Vendôme verließ, um in Paris dem Aufziehn der Nationalgarde beizuwohnen, kam es uns vor, als hätte sich eben einer der beiden Brüder leicht vor uns verneigt und durch einen sanften Druck der Hand die nächstfolgende Fassade des Schwanenhäuschens zum Vorschein gebracht. Namentlich wenn dabei Bemerkungen mit preciösen Inversionen, wie: le même soir, en Bourgogne, une petite colonne péniblement cheminait oder à la même heure, ce soir-là, Eugène sous sa petite tente grelottait den Wechsel des Schauplatzes begleiteten, war die Ähnlichkeit frappant. Wir sagen das nicht mit der Absicht, zu tadeln. Was wir meinen, ist: das Drehen des Schwanenhäuschens ist eine der dem Genre anhaftenden Schwierigkeiten, und die Gebrüder Marguerite haben, scheint uns, ganz abgesehen von ihrer wahrhaft künstlerischen Leistung in pathetischen Momenten, alles in das Fach der bloßen légèreté de main gehörige mit vielem Geschick gehandhabt. Goethe sagt von der Gräfin Werthern in Neuheiligen: sie traktierts mit einer Leichtigkeit und einer anscheinenden Sorglosigkeit, daß man sie für ein Kind halten sollte, das nur auf dem Klaviere, ohne auf die Noten zu sehen, herumrutschelt, und doch weiß sie immer was und wem sie spielt. Das gerade ist gar nicht der Eindruck, den der Vortrag der Marguerittes macht. Man könnte ihnen eher zu peinlichen Eifer vorwerfen, denn man sieht die Absicht, aber da dies mit soviel Kunstfertigkeit „traktieren," wird man desungeachtet nicht verstimmt.

Um kurz die Hauptepisoden des Romans anzudeuten, so wird Eugène, der junge Ehemann, der am 15. Januar 1871 auf der Brücke von Saint-Jean-sur-Erve, unweit von Laval durch einen Granatsplitter verwundet worden ist, von seiner jungen Frau heimgebracht und stirbt infolge einer plötzlich eingetretnen Verschlimmerung seines Zustands in ihren Armen. Während sein Großvater den für sein Vaterland in den Tod gehenden Greis repräsentiert, ist er der jugendliche Held des Romans. Die Schilderung seines jungen Eheglücks und seines Märtyrertums ist das Rührendste und tiefst Empfundne, was man lesen kann. So, wie wir Deutschen, fühlen und denken diese Romanen nicht, das wird einem gerade bei ihm recht klar; aber ein ganzer und edler Mensch ist er doch, trotz allerhand Anwandlungen von beinahe hysterischer Erregbarkeit und Blutgier, die uns fremd und unheimlich anmuten. Die Hauptkatastrophe und, als Seelenmalerei, das Feinste im Buche ist der blutige Tod des Schloßherrn, der immer für den Krieg bis aufs Messer gewesen ist, sich aber um seiner Angehörigen willen gemäßigt und zurückgehalten hat, bis das Gut durch Einquartierung und Requisitionen zur Einöde und Ruine geworden ist, und die maßlose Rücksichtslosigkeit eines feindlichen Dragonerleutnants — hoffentlich Dichtung — auch seiner Geduld ein Ende macht. Der alte Herr lauert mit seinen Leuten im Wald einem deutschen Transport auf und erlegt mit seinem Remington aus dem Hinterhalt einen an der Spitze der Kolonne reitenden Unteroffizier, der uns als „blauer Kürassierwachmeister" bezeichnet wird.

Digitized by Google

Ein Rittmeister, „ein feiner Herr, der auf seine schlanke Taille und seine eisige Vornehmheit stolz ist, dabei auch an seiner tadellosen französischen Aussprache Gefallen findet," fällt das Todesurteil und läßt den alten Herrn am nächsten Morgen standrechtlich erschießen; seine Gattin überlebt ihn nur wenig Tage. Seine beiden Söhne und sein Enkel Louis, der Telegraphist, kehren unversehrt aus dem Feldzuge zurück; Henri, der kleine Zuave, der an einem alten Kapitulanten Namens Rombart einen väterlichen Beschützer und Pfleger, man möchte sagen a dry nurse, gefunden hat, und dessen Elend auf dem Marsche der Ostarmee nach der Schweizer Grenze mit entsetzlichen Farben, aber leider streng wahrheitsgetreu geschildert wird, erholt sich in Freiburg i. d. S. von seinen Strapazen, während der Oberforstmeister Réal de Nairve, der als Geisel nach Stettin transportiert worden ist, brieflich Schreckliches über Mißhandlungen berichtet, die er und seine Leidensgefährten dort von „betrunknen Pommern" zu erdulden haben. Seinem Bruder, dem Fregattenkapitän, den der Kontreadmiral Pothuau und später der Vizeadmiral La Roncière le Noury ihrem Stabe attachieren, geht am 21. Dezember bei Gelegenheit eines Ausfalls der Pariser Garnison gegen Le Bourget das Pferd durch. Er rennt dabei mit der Stirn gegen einen Pfosten und gerät schwer blessiert in deutsche Gefangenschaft. Wir finden ihn am Tage der Kaiserproklamation im Hospital des Versailler Schlosses wieder, was den Verfassern Veranlassung giebt, die Feierlichkeit im Spiegelsaal zu beschreiben. Sie schließen ihren Bericht mit den Worten: „Was hätte man uns inmitten der Gärten, in denen sich die Blüte der Nation gesonnt hatte, und über denen noch die Erinnerung an soviel Aumut, soviel ruhmreiche Thaten schwebte, in diesem Saale, der Zeuge der höchsten Triumphe gewesen war, Härteres anthun können als diese Proklamation, die so den protzigen (insolent) Bau des neuen Reichs auf die blutigen Trümmer unsers Vaterlands gründete!"

Wir wollen auf die Bezeichnung protzig (insolent), die einige Seiten weiter auch dem Tempo zu teil wird, worin unsre Reiterei durch das besetzte Land streift (le trot insolent des cavaliers), kein besondres Gewicht legen. Wir glauben, daß der Franzose dabei weniger an das Unberechtigte der Anmaßung als an ein unbequemes Sichbreitmachen denkt, und daß er, wenn es ihm gerade in den Kram paßte, auch von der insolence des Montblanc sprechen würde. Aber so willig wir der patriotischen Erbitterung ihr Recht einräumen, so können wir doch die Bemerkung nicht ganz unterdrücken, daß in den tronçons du glaive bisweilen da, wo es sich um die Beurteilung deutschen Auftretens und Wesens handelt, eine Empfindlichkeit der Verfasser zu Tage kommt, die dem Buche vielleicht bei dem französischen Publikum nicht geschadet hat, aber doch dem Fremden, der sich objektiv zu urteilen bemüht, nach dreißig Friedensjahren etwas übertrieben erscheint.

Die Gegenwart der Deutschen besudelt (souille) eo ipso das Land und jeden Raum, den sie betreten; ihre blutigen, kotigen Stiefel, ihre harten Absätze, ihre Brutalität, ihr Appetit (voracité), ihre Sprache (les rauques syllabes étrangères), der in den Mannschaftsstuben hinterbleibende Geruch (odeur Prussienne) werden ihnen zum Vorwurf gemacht, als wenn es sich um Leute handelte, die sich zu ihrem Vergnügen bei einer vornehmen alten Dame einquartiert hätten, und ihr ganz unnötigerweise durch ihren Mangel an Lebensart unbequem geworden wären.

Eine leichte Heimsuchung sind feindliche Truppendurchzüge unter keinen Umständen, und das wissen alle, die aus Erfahrung reden können, als Gast ist nicht ein Regiment wie das andre: es giebt bequeme und unbequeme. Die, die man sich zu einem Bajonettangriff aussuchen möchte, sind nicht gerade die, die man Freunden als Einquartierung zuweisen würde. Nach dem Feldzug hat man sich, ohne es besonders schlimm zu meinen, gegenseitig allerhand nachgesagt: bald sollten die, bald jene die schlimmsten gewesen sein. Wer selbst dabei war, kann am

Digitized by Google

wenigsten urteilen, denn er hat doch nur seine nächste Umgebung gesehen, und wenn diese außergewöhnlich umgänglich und zahm war, so beweist das nichts für den übrigen Haufen.

Nur eins möchten wir hier konstatieren, weil wir dabei in derselben Lage gewesen sind wie das militärisch besetzte Frankreich. Im Jahre 1866, als die preußischen Truppen im Königreich Sachsen, wie man sich auszudrücken pflegte, als Feinde hausten, ist ihnen, trotz der damals noch herrschenden sehr geteilten Gefühle, ganz allgemein und ohne jede Einschränkung das Lob musterhafter Mannszucht und sehr umgänglichen, genügsamen Auftretens gegeben worden. Wenn es 1870/71, während eines besonders harten Winters, bei großen Strapazen und gegenüber einem nicht immer bereitwilligen Entgegenkommen nicht ganz so glatt gegangen ist, so würde uns das nicht wundern. In wie weit in jedem einzelnen Falle das, was wir der Marguerittischen Schilderung entlehnen werden, nach der Ansicht der Verfasser in das Kapitel der Thatsachen gehören soll, oder auch von ihnen als Dichtung betrachtet wird, müssen wir dahingestellt sein lassen. Vielleicht erkennt der eine oder der andre Leser einen ihm bekannten Fall unter dem künstlerisch drapierten Gewande wieder; historische Kritik an einem Romane üben wollen, wäre verlorne Mühe.

Als erste Einquartierung auf dem Schlosse des Großvaters Réal werden uns hundert Mann sächsische Infanterie unter sieben Offizieren bezeichnet. Sie sollen grüne Röcke und Pickelhauben getragen haben. Da diese Zusammenstellung bei der Infanterie des zwölften Armeekorps nicht vertreten war — nur das Pionierbataillon entspräche dieser Beschreibung —, so müssen wir entweder annehmen, daß sie Pickelhauben und blaue Röcke trugen, oder wenn die Röcke, wie uns versichert wird, wirklich grün waren, so wären es Jäger gewesen, und sie würden keine Pickelhauben, sondern Tschakos aufgehabt haben.

„Die ersten Kolonnen des feindlichen Heers, heißt es auf Seite 306, kamen Ende Dezember (1870) nach Charmont. Das Gerücht ihres Anmarschs war ihnen vorausgeeilt. Der alte Jean Réal (der Großvater) war in den Morgenstunden ins Dorf vor gegangen. Ein Junge kam ganz außer Atem gelaufen und sagte dem Maire Pacaut, die Ulanen hätten auf dem Mocquartschen Gute übernachtet und hielten unten am Fuße des Abhangs. Allgemeiner Schrecken verbreitete sich, Thüren und Fenster wurden geschlossen, zur Verzweiflung des Maire, der Sorge hatte, man könne dadurch den siegreichen Gegner verstimmen; er zitterte für seine verantwortliche Person und beschwor Jean Réal, die Gemeinde nicht in Gefahr zu bringen, indem er sich zu heftigen, unüberlegten Handlungen hinreißen ließe. Es war ihm nun eigentlich leid, daß man nicht alle Gewehre vernichtet hatte.

Ob sie auf dem Schloß wenigstens gut verborgen wären, fragte er mit schwacher, ängstlicher Stimme.

Die Hälse Neugieriger streckten sich, Kinder kamen gestürzt, man hörte Pferdegetrappel auf dem Pflaster. In ihre Mäntel gehüllt trabten die Ulanen, die Lanze im Schuh, vorbei.

Den ganzen Nachmittag wartete Jean Réal und spähte schweren Herzens am Vorsaalfenster nach den Pickelhauben aus. Außer den Waffen der Dorfbewohner und den wertvollsten Andenken war nichts beiseite geschafft worden: alles war in gewohnter Ordnung an Ort und Stelle geblieben. An den Uhren setzten die Zeiger, als wenn sich nichts Ungewöhnliches ereignen sollte, ihren Kreislauf fort; in den Kaminen brannten helle freundliche Feuer; die Schloßbewohnerinnen schienen nichts an ihrer gewohnten Lebensweise geändert zu haben: nur etwas schweigsamer waren sie geworden, und etwas trauriger sahen sie aus.

Ach, wenn es nicht ihretwegen gewesen wäre! Wenn er nicht hätte fürchten



Digitized by Google

müssen, grausame Repressalien auf das Haupt der geliebten Frauen heraufzuschwören, wenn er nicht für seine Enkelinnen gezittert hätte! Der Leutnant von 1813, der es mit Österreichern und Kosaken aufgenommen hatte, war in ihm wieder erwacht. Es wäre ihm nicht darauf angekommen, seine Winzer mit Remingtons zu bewaffnen, und mit ihnen drauf loszuplatzen. Aber was auf dem Gute noch zurückgeblieben war, waren alles alte Leute wie er. Und was sollte er thun, da er auf niemand als auf Lucache (den Schulmeister) und Fayet (den Feldhüter) rechnen konnte? Konnte er bei der allgemeinen Entmutigung gegen den Strom schwimmen? Konnte er die Gesinnungen des Orts ändern? Er hätte nicht bloß die von Charmont, sondern die der ganzen Umgegend, wo nicht gar die aller französischen Dörfer ändern müssen. Wie sollte er, wenn das Land sich nicht wehrte, allein der Flut der Invasion Widerstand leisten? Was konnte er anders thun, als sich in seinen Bau zurückziehn, mit untergeschlagnen Armen die Unbill der Requisitionen über sich ergehn lassen, so wenig hergeben als möglich, dem Verlangen, den Forderungen passiven Widerstand entgegensetzen? Auch das war ja noch eine Art von Protest.

Aber diese Plünderbande sollte es sich nicht etwa einfallen lassen, alles nehmen, sein Charmont zu Grunde richten zu wollen, das er so viele Jahre unter seiner Hand hatte wachsen und gedeihen sehen, die Gärten, die er so sorgsam verschönert, die Ställe, die er so solid gebaut hatte, die Keller voll Wein, die nach seinen Plänen entstandnen, von ihm mit Epheu bekleideten Gebäude. Er vergegenwärtigte sich mit peinlichster Genauigkeit den Umfang seines Besitzes: seine Weinberge, seine Wiesen, die Waldungen, worin er jeden, auch den schmalsten Steg kannte, und das geräumige Haus mit allen seinen Gelassen und Winkeln, seinen Böden und Zimmern, in denen ihm alles ein Teil seines Ichs, ein Zeitmal, ein Andenken war. Der Gedanke, daß sich Fremde daran vergreifen, daß rotige Stiefel über dieses Land wegschreiten würden, dessen Furchen ihm ans Herz gewachsen waren, erschien ihm unerträglich und machte ihm die Unruhe des Wartens nur noch peinlicher. Und obwohl er darauf gefaßt gewesen war, die Pickelhauben im nächsten Augenblick erscheinen zu sehen, gab ihm doch deren Auftauchen ganz am untern Ende der nach dem Schloß führenden Allee einen gewaltigen Ruck. In dem öden Grau der Abenddämmerung wurde der schwarze Haufe immer größer. Schon hob sich die Gruppe der berittnen Offiziere von der übrigen Masse ab, schon hörte er das dumpfe, pendelartige Schwingen des Tritts; der Schatten der Nacht legte sich auf sein Herz.

Es blieb ihm nun doch nichts übrig, als vorzutreten und sich von dem Befehlshaber der Abteilung, einem Major mit blondem Barte, der ein hartes, aber korrektes Französisch sprach, zur Unterbringung des Detachements auffordern zu lassen. Ein Rind, drei Schafe und Wein, hieß es, würde er zu liefern haben; außerdem Wohnung und Essen für sieben Offiziere. Es mußte für die Unterbringung der grünröckigen Sachsen auf dem Gesindehof Sorge getragen und eiligst diniert werden, um das Speisezimmer möglichst bald für die gegenwärtigen Herren und Gebieter von Charmont freizumachen. Zum erstenmal nahm Jean Réal sein Kartenspiel nicht zur Hand; man hatte sich, wie gewöhnlich, in den Salon begeben, wo man sich schweren Herzens halblaut unterhielt, und den ganzen Abend hörte man durch die Thüren laute Stimmen und Gelächter in einem Durcheinander von rauhen Kehltönen: mit ihnen drang der beißende Rauch großer Pfeifen ein, deren Geruch das Zimmer verpestete."

Das ist einer der Fälle, wo es uns vorkommt, als wenn die Verfasser der zartfühlenden Empfindlichkeit einer feingebildeten französischen Familie eine Wichtigkeit beilegten, die neben der tragischen Größe zweier miteinander um den höchsten

Digitized by Google

Preis ringender Nationen etwas Zimperliches hat. Aber wir würden die Erzähler nicht unterbrochen haben, wenn ihr Bericht, dem wir an dieser einen Stelle nicht Wort für Wort gefolgt sind, nicht etwas nach unsern Barbarenbegriffen überaus Merkwürdiges enthielte.

Es heißt nämlich im Text wörtlich: Toute la soirée, dans le salon, où comme d'habitude on se tint (wieder die anmutige Inversion), parlant bas, le coeur serré, on entendit à travers les portes les grosses voix et les rires passer, en brouhaha de syllabes rauques, avec l'âcre fumée des grosses pipes, dont l'odeur empestait ... und es drängt sich uns, wenn wirklich die Familie Réal, wie uns versichert wird, das laute Gespräch der Sachsen in Begleitung von deren Pfeifenrauch durch die Thüren dringen hörte, die begreifliche Frage auf: waren die Réals so zartbesaitet, daß sie allerhand Gerüche mit dem Gehörsinn wahrnahmen, oder beschränkte sich diese außergewöhnliche Leistung auf deutschen „Wachtmeister," der ja ohnehin auch die keinem andern Rauche zugesprochne Eigenschaft hat, daß man ihn „mit dem Messer schneiden" kann?

„Sprachlos auf einem Fauteuil sitzend gab die alte Marceline (die Gemahlin des Schloßherrn) ihren Zorn nur dadurch zu erkennen, daß sie in nervöser Weise mit ihren verknöcherten Fingern auf ihr Brillenfutteral klopfte. Jean Réal ging auf und ab, in ein Schweigen versunken, das Marcelle und Rose (die beiden jüngsten Enkelinnen) nicht zu unterbrechen wagten. Sie wußen nicht, wie ihnen geschah bei diesem Bruche mit allen hergebrachten Gewohnheiten, in der bedrückenden Anwesenheit fremder Erscheinungen, die der ältern wie eine Demütigung vorkam und die kleine mit Neugier und Furcht erfüllte.

Gabriellen und Marien (der Gattin und der jungverheirateten Tochter des ältesten Sohnes), die, Hand in Hand, auf einem niedrigen Kanapee saßen, fehlte der Mut, sich zu unterhalten. Von Zeit zu Zeit drang von außen durch die geschlossenen Läden ein Geräusch, der gedämpfte Klang der von den Sachsen gesungnen Lieder. ...

Im Schloß kam man spät zur Ruhe: die Nacht lag so still über dem vom Feinde besetzten Lande, daß Jean Réal, der ans Fenster getreten war, Charmont noch für frei und unberührt hätte halten können. Am Morgen zogen die Sachsen in guter Ordnung (avec ordre) ab. Der Major hatte den Schloßherrn vor dem Abmarsch in Begleitung seiner Offiziere begrüßen wollen. Er hatte seinen Namen genannt, hatte in schicklicher Weise (en termes dignes) gedankt und hatte dann, da Herr Réal schwieg, gesagt (murmuré): Ein großes Unglück, dieser Krieg. Und dann, da ihm an der Wand des Rauchzimmers ein alter Säbel aufgefallen war, hatte er sich erkundigt. Réal, der die Sprache wiedergewonnen hatte, sagte kurz (jeta): Ich habe unter Napoleon gedient ... Der Major wiederholte mit Achtung: Ah, Napoleon ... und in diesem Worte war alles enthalten, was der Lauf der Zeit und das wechselnde Geschick mit sich gebracht hatten."

Wenn sich die Dinge so zugetragen haben, wie sie geschildert werden, so bedauern wir, daß die rücksichtsvolle Höflichkeit des sächsischen Majors dem Schloßherrn Gelegenheit gegeben hat, eine ihm von sieben deutschen Offizieren feinfühlenderweise erwiesene Aufmerksamkeit schweigend entgegenzunehmen, als ob er der Kaiser von Fes und Marokko wäre, und die sich Verabschiedenden seine Vasallen. Unsre Landsleute konnten so etwas um so weniger voraussehen, als die Blüte der Nation (la fleur de la race, wie sich die Verfasser Seite 404 ausdrücken) auch während des 1870er Kriegs in den uns bekannten Fällen den bei ihnen einquartierten deutschen Offizieren gegenüber die alte vornehme Tradition aufrecht erhalten hat, nach der es für sie und überhaupt für Leute eines gewissen Schlags einen Feind nur auf dem Schlachtfeld giebt, und wenn er ihnen bewaffnet, Auge in Auge,

Digitized by Google

gegenübersteht. Das Verdienst, das französische Nationalgefühl zu tierischer Vernichtungswut entfacht zu haben, nehmen die sogenannte große Revolution und die chauvinistische Presse in Anspruch. Nach dem, was uns von der Familie Réal und deren Sippe berichtet wird, waren an ihren Schwertmagen richtige Thugs und Mandschus verdorben: der Großvater erlegt einen „blauen Kürassierwachtmeister" auf dem Anstand; der Schwiegersohn wird nur mit Mühe durch den General Thoumas an der völkerrechtlich verpönten Verwendung von Phosphorfüllung für Explosivgeschosse gehindert; der Enkel stürzt sich meuchlings auf einen ihm den Rücken zukehrenden, barhäuptigen deutschen Offizier und spaltet ihm den Schädel; der die Pampasjäger kommandierende Vetter überfällt eine Ulanenvedette wie ein Orang-Utan (il étendait les mains, les enfonçait dans le cou de sa proie: il éprouvait à cet étranglement une joie sauvage). Das einzige nach unsern Begriffen ritterliche Wesen in der Familie scheint George de Nairves Pferd gewesen zu sein. Daß die Sache, als es auf seine eigne Hand Le Bourget gestürmt und so doch wenigstens einen ehrlichen Angriff von vorn gemacht hatte, nicht besser abgelaufen war, wird wohl daran gelegen haben, daß sein Reiter ein Fregattenkapitän war, der sich vermutlich auf das Steuern eines Schiffes besser verstand als auf das eines Schlachtrosses.

Wie loyal in ihrer Art die Verfasser sind und bereit, etwaiges Gute, das ihnen von den deutschen Truppen zu Ohren gekommen ist, zu vermelden, beweist der den Bericht über die Anwesenheit der sächsischen Grünröcke in Charmont beschließende Paragraph. „Im Dorfe, meldete Fayet, der Feldhüter, war alles gut abgegangen. Man klagte aber doch über die Requisitionen: Fourage und Vieh, das sie mitgenommen hatten (enlevé): man konnte sich über ihren furchtbaren Appetit (ces appétits d'ogres) nicht beruhigen: alles war wie in einem Schlund verschwunden gewesen: Brot, Speck, Kartoffeln und Fleisch. Im übrigen hatten sich nur die Speisekammern über sie zu beklagen gehabt. Sie waren nicht ungebärdig (pas mauvais diables) und gegen die Frauen höflich gewesen, sie hatten für Haus und Herd geschwärmt; mehrere von ihnen hatten Kinder auf den Schoß genommen. Durch Célines (der Tochter des Feldhüters) Gegenwart veranlaßt hatte ein Soldat in seinem Kauderwelsch von einer Braut gesprochen, die er zu Hause gelassen hatte."

Aber das Bild sollte sich trüben. Wie eine Völkerwandrung sehen wir die norddeutschen Stämme in langem Zuge das unglückliche Charmont aussaugen, bis es schließlich, nach dem Angriff auf die Transportkolonne, bei dessen Schilderung das seines Wegs ziehende Kommando von den Gebrüdern Marqueritte geflissentlich nicht anders als das Wild (le gibier, la bête) bezeichnet wird, und nachdem der Dorftroddel (l'Innocent) einem requirierenden Ulan mit dem Rasiermesser die Gurgel abgeschnitten hat, partiell abgebrannt und moderiert devaschtiert wird. Auch die niedliche Tochter des Feldhüters, mit der der kleine Zuave en herbe ein unverfängliches, sehr hübsch beschriebnes Techtelmechtel gehabt hatte, wäre dabei, wenn wir den Verfassern glauben wollen, der rohen Leidenschaft eines deutschen Reiters (Ulan oder blauer Kürassier, „une de ces brutes") zum Opfer gefallen.

Eine Schwadron pommerscher Dragoner, die zwei Tage später den Sachsen folgt, findet in den Augen der Verfasser keine Gnade.

„Die Dragoner, mit langem Haar und unrasiert, sahen wie verhungerte, verwilderte Tiere aus. Der Hof, mit dem in Haufen zusammengelegten Sattel- und Zaumzeug, mit aufgerissenen Heubündeln, mit dem Brunnen, woran die lotigen Braunen getränkt wurden, sah wie das Lager einer Horde aus. Die Offiziere, hochgewachsene massive Landsknechte, schimpften, weil das Essen auf sich warten ließ. Als sie satt (repus) waren, erschienen sie im Salon und fanden es nicht am Platze, daß sich die Damen schleunigst entfernt hatten. Von ihrem Zimmer aus

Digitized by Google

mußten dieſe das verletzende Jubeln der Fröhlichen und die auf dem Klavier geſpielten Polkas und Walzer mitanhören. Jean Réal konnte ſeinen Zorn nicht verbergen, als Germain (der alte Kammerdiener) ganz betreten und vor Aufregung an den Händen zitternd mit der Meldung kam, ſie verlangten Champagner.

Für ſie giebt es keinen. Warte, ich werde es ihnen ſelbſt ſagen gehn.

Gabrielle (ſeine Tochter) hatte Mühe, ihn davon abzuhalten, während Marceline (ſeine Gattin), um die Sache ins Gleiche zu bringen, Germain ins Ohr ſagte, er möchte einige Flaſchen Schaumwein vom letzten Jahrgang anſtragen, von dem erſten Haufen links im Keller. Das Klavier ertönte von neuem von harten Akkorden. Endlich kamen trunkne Schritte und Säbelgeraſſel die Treppe herauf: plötzlich hörte man das Geräuſch eines ſchweren Falls und eines Abſturzes. Das freute Marcelle und Roſe, die herausplatzten und ſich vor Lachen die Seiten hielten. Am nächſten Morgen machten ſich die Pommern ohne Sang und Klang davon. Alles Reinemachen war vergeblich: im Geſindehaus blieb ein unbeſchreiblicher Geruch, ſcharf und grandig, der Preußengeruch, wie Marcelle ihn getauft hatte. In einem der Schlafzimmer fehlte eine kleine ſilberne Wanduhr, dafür zeigte das Nebenzimmer, deſſen Fauteuils mit den Sporen zerſchlitzt waren, dem Beſchauer in dem aufgezognen Fach einer Kommode" — nein, wir ziehn doch vor, nicht zu ſagen, was.

„Im Dorf hatte die Freude ſehr abgenommen. Der Wein hatte die Pommern ungemütlich gemacht. Maſſart (ein wohlhabender, aber geſinnungstüchtiger Tiſchler) deſſen entgegenkommendes Betragen ihnen verdächtig vorgekommen war, hatte einen Fauſtſchlag ins Geſicht bekommen und lief mit einem blauen Auge herum. Dieſesmal hatte man ohne Bedenken genommen, was man gefunden hatte, man hatte die Verſtecke unterſucht, hatte die Fäſſer eingeſchlagen ...

Es war ſchneidend kalt geworden. In dem ſchönen Gelände mit den friedlichen, ſanftgeſchwungnen Linien ſeines Horizonts ſah man nichts als verödete Steppen, auf denen ſich die Dörfer, die Wälder, die Nußbäume längs der Wege unter dem ſchwer und tief herabhängenden Wolkenhimmel wie ſchwarze Flecke von der Schneefläche abhoben. Die ſonſt ſo milde Luft biß wie trockner ſchneidender Nordwind. Es war nichts Lebendes zu ſehen als der Flug ſcharenweis zuſammenhaltender Krähen, und immer von neuem, einer ſich über die öde Fläche hinwindenden Schlange vergleichbar, das Gewimmel von Transportkolonnen und Truppen. Der Boden ſchien erſtarrt, eingefroren bis in ſeine innerſten Tiefen. Auch die Quellen hörten auf zu fließen. Auf der wie verſteinert ausſehenden Loire wechſelten glatte Eisfelder mit chaotiſchen Wirrſalen durcheinandergeworfner Schollen. Die erſtaunliche Strenge des Winters, die ſich zu dem über das Land hereingebrochnen Kriegselend geſellte, ſchwang ihre ſchreckliche Geißel wie ein unheimliches Strafgericht, eine zweite Plage.

Da gab es eine ununterbrochne Reihe hungernder und durſtender Schwärme, deren Durchzug das Land verheerte, endloſe Infanteriekolonnen, Maſſen von Pferden mit Reitern auf ihren Rücken und Kanonen an ihren Strängen. Kein Tag ging vorüber, ohne daß Charmont hunderte von hungrigen Magen zu verquartieren gehabt hätte. Es kamen ſchwer dahinſchreitende Infanteriſten durch, deren Bärte auf die dunkeln Waffenröcke herabreichten. Von Müdigkeit übermannt, nach zäher Ausdauer und Mannszucht ausſehend, machten ſie den Eindruck, als ſchleppten ſie an ihren Sohlen das Gewicht aller der Tagemärſche, die ſie ſeit dem Verlaſſen des heimatlichen Bodens in dem eroberten Lande zurückgelegt hatten. Es kamen heſſiſche Dragoner durch und bayriſche Chevaulégers, weiße Küraſſiere und blaue Huſaren. Ihre breiten Schultern trugen protzige Köpfe, auf deren Geſichtern ſich der Stolz des Siegers in den unter dem Sturmriemen des Helms ſcharfangezognen ſchweren Kinnladen kundgab.

Digitized by Google

Im Schlosse machte man sich unter dieser doppelten Heimsuchung, durch den Krieg und durch den Winter, so klein als möglich. Man sprach in kurzen Sätzen, mit leiser Stimme; man duckte sich in Verzweiflung. So groß war die Gefräßigkeit dieser schwerfälligen Leiber, daß sie unausgesetzt hamsterten und dabei unglaubliche Mengen von Schweine- und anderm Fleisch verschlangen. Die Soldaten undelten sich mit rohem Speck; die Offiziere tranken, da kein Champagner gereicht wurde, den Schaumweinkeller leer. An die gleichmäßige Wärme ihrer Öfen gewöhnt, unterhielten sie riesige Feuer, indem sie die Holzscheite kunterbunt in die Kamine warfen oder kerzengerade darin aufstellten. Der Vorrat fürs Jahr war mitunter in acht Tagen verbrannt. Die Marmorplatten der Kamine platzten. Man hatte kaum Zeit, alles zwischen jedem Schub (fournée) wieder in Ordnung zu bringen.

(Fortsetzung folgt)

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Beitrag zur Frage der mitteleuropäischen Zollunion. Auf dem letzten Binnenschiffahrtskongreß in Breslau hat Dr. Vosberg-Rekow die Frage von Zolleinigungen in Mitteleuropa vom Standpunkt der Verkehrspolitik erörtert und ist dabei zu folgenden Schlüssen gelangt: Eine Zolleinigung mit Österreich müßte folgerichtig auch Ungarn umfassen; mit Holland wäre sie leicht und vorteilhaft, mit der Schweiz ohne wesentliche Erschütterungen durchführbar, aber die Vereinigung mit Österreich würde eine so schwere Krise für so viele Industriezweige bedeuten, daß sie durch den erreichten Vorteil vielleicht gar nicht aufgewogen werden dürfte. — Diese Ansicht blieb jedoch nicht unwidersprochen, indem von deutsch-österreichischer Seite die Zollunion als notwendig und durchführbar bezeichnet wurde. Nach den vorliegenden Berichten ist sowohl in dem Referat als auch in der sich daran knüpfenden Debatte das rein politische Gebiet nicht gestreift worden, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die erwähnte Kundgebung für die Zollunion mindestens ebenso sehr aus politischen und zwar aus nationalpolitischen Gründen wie aus wirtschaftlichen erfolgte. Das ist auch ganz natürlich. Die Forderung nach einer Zollunion mit Deutschland hat längst in mehrere deutsche Parteiprogramme in Österreich Eingang gefunden. Daß das aus wirtschaftlichen Gründen geschehn wäre, läßt sich allerdings kaum behaupten. Es waren die vorgeschrittnen deutschen nationalen Parteien, die damit den Anfang machten, und zwar ohne sich über die wirtschaftliche Bedeutung der Sache klar zu sein. Man glaubte eben, in der Zollunion die Form für den staatsrechtlichen Wiederanschluß Österreichs an Deutschland gefunden zu haben. Das ist der Standpunkt, von dem aus die Mehrheit der Freunde der Zollunion in Österreich diese Frage betrachtet, und darum ist es vielleicht nicht überflüssig, die deutsche Öffentlichkeit zur Untersuchung der nationalpolitischen Konsequenzen anzuregen, die eine Zollunion zwischen beiden Reichen für Deutschland haben würde.

Zu Anfang dieses Jahres veröffentlichte ein französischer Publizist eine überaus pessimistische Betrachtung über die handelspolitische Lage Frankreichs. In Deutschland und Österreich — das ist der Kern seiner Darlegungen — nähmen die Freunde einer Zollunion zwischen beiden Staaten zu. Für Frankreich eröffneten sich damit die düstersten Aussichten. Deutschland habe schon heute Frankreich einen großen Teil seines Weltmarkts entrissen. Käme nun die Zollunion zwischen Deutschland und Österreich zustande, dann würde die deutsche Industrie einen neuen, un-

Digitized by Google

geahnten Aufschwung erleben. Die aus Österreich in Massen zuströmenden billigen Arbeitskräfte würden die deutsche Industrie in den Stand setzen, ihre Herstellungskosten bedeutend zu reduzieren und so die französische Industrie sogar im eignen Lande zu schlagen und zu vernichten. — Von einiger Übertreibung abgesehen ist das Kalkül des französischen Publizisten nicht unrichtig. Der wirtschaftliche Effekt der Zollunion würde vor allem darin bestehn, daß die Vereinigung der stärkern deutschen Kapitalmassen mit den billigern österreichischen Arbeitskräften eine ganz bedeutende Verbilligung und damit Steigerung der deutschen industriellen Produktion herbeiführen würde. Für den Zweck dieser Zeilen sind aber die wirtschaftlichen Konsequenzen der Zollunion für Deutschland Nebensache, auch auf die Möglichkeit einer Revolutionierung des deutschen Arbeitsmarkts soll nicht eingegangen werden. Festzuhalten ist nur, daß Deutschland seinen Hauptvorteil aus den infolge der Zollunion aus Österreich zuströmenden billigen Arbeitskräften ziehn würde. Und da muß man sich nun fragen, welcher Art diese Arbeitskräfte sein würden. Deutsche? Nur zum geringen Teil. Einmal stellen die Deutschen ein verhältnismäßig geringes Kontingent von Lohnarbeitern, und dann ist der Deutsche als gelernter Arbeiter weil kultivierter, auch anspruchsvoller, mithin nicht um viel billiger als der reichsdeutsche. Die Hauptmasse der nach Deutschland strömenden billigern Arbeiter würde sich aus dem großen Überschusse der slawischen Agrarbevölkerung Österreichs rekrutieren, und darin liegt das in nationalpolitischer Beziehung für Deutschland Bedenkliche einer Zollunion mit Österreich. Schon heute hat Deutschland gegen die Bildung slawischer Agitationsherde in industriellen Bezirken sogar im Westen des Reichs anzukämpfen. Diese Gefahr würde aber im Falle der Zollunion ins Ungemessene wachsen, denn während es die deutschen Regierungen heute in der Hand haben, sich des Zustroms österreichisch-slawischer Arbeiter auf dem Polizeiwege zu entledigen, würde Deutschland, mit Österreich zollpolitisch geeinigt, über keinerlei Mittel mehr verfügen, sich der slawischen Invasion zu erwehren, da die Freizügigkeit als ein integrierender Bestandteil jeder zollpolitischen Vereinigung erscheint. Anders ist es auch nie aufgefaßt worden, wie schon der ganze Gedankengang des erwähnten Artikels des französischen Publizisten beweist, der ja gerade das ungehinderte Zuströmen billiger österreichischer, also slawischer Arbeitskräfte nach Deutschland als wesentlich für die Zollunion ins Auge faßt. Um das aber auch nach seiner nationalpolitischen Seite hin zu würdigen, muß man sich den Slawisierungsprozeß, wie er sich in Österreich vollzieht, vergegenwärtigen. Die landläufigste Formel zur Erklärung dieses Prozesses lautet natürlich: Die Regierung ist schuld! Bekanntlich das bequemste Argument, das aber wie in so vielen Fällen auch in diesem nicht zutrifft. Die Regierungen von Taaffe bis Thun haben sicher so manche Sünde auf ihrem Gewissen, aber um das Vordringen des Slawentums in Österreich zu erklären, bedarf es nicht der Berufung auf planmäßige Akte dieser Regierungen. Vor ihnen, nämlich unter den deutsch-liberalen Ministerien, waren schon genau dieselben Erscheinungen zu verzeichnen, und das ist ja auch ganz begreiflich, da sie nicht politische, sondern ökonomische Ursachen haben. Sprachenverordnungen und andre administrative Maßregeln konnten die Slawisierung in Österreich vielleicht fördern aber nicht hervorrufen, denn ihr Erreger ist die auf dem starken Überschuß der slawischen Agrarbevölkerung beruhende Expansionskraft des Slawentums. Dieser Überschuß verhindert ein Steigen des Arbeitslohns, da der slawische Arbeiter, weil unkultivierter, auch anspruchsloser ist, und veranlaßt den deutschen Arbeiter vielfach, seine Heimat zu verlassen, um in Deutschland einen bessern Lohn zu suchen, und ihm rückt der slawische Arbeiter in die deutschen Industriegebiete nach. Überall in Österreich hat so der Slawisierungsprozeß begonnen, und das deutsche industrielle Kapital hat in der That in Böhmen und Mähren auf diese Weise mehr tschechisiert als sämtliche österreichischen Regierungen seit 1879 zusammen-

Digitized by Google

genommen. Die brutale Thatsache, daß das Unternehmerkapital immer den billigern Arbeiter anzieht, ist stärker als alles nationale Raisonnement. Fielen die Zollschranken zwischen Deutschland und Österreich, dann würden in Deutschland ganz genau dieselben Erscheinungen zu Tage treten; zur polnischen Invasion gesellte sich die weit stärkere tschechisch-slowenisch-slowakische, und kein Gesetz, keine administrative Maßregel wäre imstande, die Bildung slawischer Agitationsherde zu verhindern. Dem Zuge nach dem Westen wäre Thür und Thor geöffnet. Hält man dies fest, dann mag es allerdings seltsam erscheinen, daß gerade die vorgeschrittnen Deutschnationalen in Österreich die Zollunion und damit eine Politik vertreten, die wohl im Interesse des industriellen Unternehmertums in Deutschland, nicht aber im nationalen Interesse des Reichs läge. Aber auch das ist bald erklärt. Die deutschen Parteien in Österreich haben bis auf den heutigen Tag immer nur deutsch-österreichische Politik gemacht, d. h. eine Politik, die das Deutschtum in Österreich in den Mittelpunkt des nationalen Lebens der gesamten Nation zu stellen und ihm alle ihre Kräfte dienstbar zu machen sucht, niemals aber deutsch-nationale Politik, die die Gesamtheit der Nation, vor allem also ihre im Deutschen Reiche politisch organisierte Mehrheit umfaßt. Den deutsch-österreichischen Parteien gilt gemeinhin als national, was den Deutschen in Österreich frommt, gleichgiltig, ob es für die Nation in ihrer Gesamtheit nützlich oder schädlich ist. So sehr sie Bismarck verehren und ihn im Munde führen, seine nationale Politik ist ihnen auch heute noch ein Buch mit sieben Siegeln, und so gehört die Zollunion zu dem eisernen Bestande ihres nationalen Programms, obgleich sie gerade aus nationalen Erwägungen vom Deutschen Reiche abgelehnt werden muß.

Wien Julius Patzelt

Die Poesie in der Türkei. Memduh Bey, ein bekannter türkischer Dichter, der jetzt in London eine politische Zeitung herausgeben will, in der auch von Zeit zu Zeit seine Poesien veröffentlicht werden sollen, schreibt an die Daily Mail über den heutigen Stand der poetischen Kunst in der Türkei: „Die absteigende Bewegung hat mit der Thronbesteigung des jetzigen Sultans ihren Anfang genommen. Bis dahin gab es in der Türkei nicht allein eine wirkliche klassische Litteratur, sondern auch eine Künstler- und Musikerschule; alle diese Institute sind durch den unheilvollen Einfluß des Sultans zu Grunde gegangen, und so haben auch die chemischen, die astronomischen und sogar die geographischen Studien aufgehört. Niemand wagt ein Buch von irgendwelchem litterarischen Wert zu veröffentlichen. Jeder Schriftsteller gilt sofort als politisch verdächtig und ist Verfolgungen ausgesetzt, wenn seiner Feder etwas andres als Gemeinplätze entfließen. So kommen nur wertlose Pamphlete heraus, die den Sultan und seine Regierung verherrlichen. Vergeblich sind die Versuche denkender Schriftsteller, wenn sie erklären, daß die von ihnen gebrachten Ideen nur das, was Ruskin, Voltaire, Racine oder andre große Männer gesagt haben, wiedergeben oder ausdrücken sollen; das einzige Resultat wird dann sein, daß alle Werke auch dieser Denker und Dichter in ihrer Gesamtheit in der Türkei verboten werden. Infolgedessen haben sämtliche litterarischen Türken von Bedeutung entweder schwere Verfolgungen erdulden oder ihre Heimat verlassen müssen, sodaß sie als Exilierte im Ausland leben. Der Sultan ist ein ganz besondrer Feind der Poesie, obwohl — oder vielleicht weil — sein gefangner Bruder Murad Effendi ein nicht unbegabter Dichter und auch ein tüchtiger Musiker ist. Früher wurde auch beständig neue charakteristische türkische Musik komponiert; das hat jetzt ganz aufgehört. Es giebt allerdings Dichter, Künstler und Schriftsteller von den besten Anlagen; aber die Herrschaft des Sultans hat ihre Fähigkeiten zu Boden gedrückt." m.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Das Reich und das Reichsland

1

Seit einem Menschenalter sind die Elsaß-Lothringer bemüht, ihrem Lande die verfassungsmäßigen Rechte eines deutschen Bundesstaats zu verschaffen. Schon am 16. April 1871 — wenig Wochen nach dem Präliminarfrieden von Versailles — haben die unterelsässischen Notabeln beschlossen, für die Provinz Elsaß-Lothringen eine möglichst ausgedehnte Autonomie und eine Vertretung bei den großen politischen Reichskörpern (Reichstag und Bundesrat) zu verlangen. Am 22. Dezember 1877 hat der Landesausschuß auf Antrag des Abgeordneten Ferdinand Schneegans den Wunsch ausgesprochen, es möge dem Lande eine eigne Verfassung als Bundesstaat mit dem Sitz der Bundesregierung in Straßburg und der Vertretung im Bundesrat zugestanden werden. Am 7. März 1878 ist ferner im Landesausschuß ein Antrag Kempf, Köchlin und Mieg-Köchlin angenommen worden, der eine wörtliche Wiederholung des erwähnten Antrags Schneegans enthielt. Am 14. Februar 1882 hat der Landesausschuß auf Antrag des Abgeordneten Grad die Landesregierung ersucht, die nötigen Schritte bei der Reichsregierung zu thun, Elsaß-Lothringen eine endgiltige, seine politischen Befugnisse regelnde Verfassung zu geben. Auch der Reichstag hat am 27. März 1879 auf Antrag der vier Autonomisten Karl August Schneegans, North, Rack und Lorette den Beschluß gefaßt, den Reichskanzler zu ersuchen, darauf hinzuwirken, daß Elsaß-Lothringen eine selbständige, im Lande befindliche Regierung erhalte.

Das Verlangen der Elsaß-Lothringer nach voller Gleichstellung ihres Landes mit den deutschen Bundesstaaten ist allerdings nur cum grano salis zu verstehn. In Wirklichkeit wird die Gleichberechtigung nur auf den Gebieten erstrebt, auf denen sie Vorteil bringt, nicht auch auf den Gebieten, auf denen sie Lasten auferlegt. Das „Ausnahmegesetz“ auf dem Gebiet des Unterstützungswohnsitzes, d. h. das französische Gesetz vom 24. Vendémiaire des



Digitized by Google

Jahres II der Republik darf auch im Zukunftsstaat Elsaß-Lothringen bestehn bleiben: durch Beschluß vom 23. April 1896 hat der Landesausschuß die Regierung aufgefordert, dahin zu wirken, daß das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz in Elsaß-Lothringen nicht eingeführt werde. Desgleichen darf das Reich den jährlichen Beitrag von 400000 Mark für die Universität, den es an keinen andern Bundesstaat zahlt, an den zukünftigen Bundesstaat Elsaß-Lothringen weiter entrichten!

Obwohl also die Elsaß-Lothringer bei ihrem Streben nach politischer Gleichberechtigung mit den Angehörigen der übrigen deutschen Staaten nicht völlig konsequent sind, so haben sie doch die Unterstützung der höchsten Würdenträger des Landes gefunden. Der Oberpräsident von Möller, sowie die Statthalter Freiherr von Manteuffel und Fürst Chlodwig Hohenlohe haben das Projekt eines selbständigen Bundesstaats als Endziel der politischen Entwicklung des Landes ausdrücklich gebilligt; nur über den Zeitpunkt, wann dieses Ziel erreicht werden könne, sind sie andrer Meinung gewesen als die eingebornen Elsaß-Lothringer. Trotz dieser hohen Protektion haben die Anträge auf Errichtung eines besondern Bundesstaats im Reichslande nur geringe Beachtung gefunden. Das ist auch ganz erklärlich. Jeder, der die fraglichen Anträge überhaupt verstehn und würdigen will, muß ein gewisses Maß von Kenntnissen auf dem Gebiet des Reichs- und Landesstaatsrechts haben, das nicht in allen Kreisen vorhanden ist.

Vor kurzem ist nun der Versuch unternommen worden, auch weitere Schichten der Bevölkerung für die Gründung eines neuen Bundesstaats — an Stelle des jetzigen Reichslands — zu interessieren und das Verlangen nach voller Gleichstellung Elsaß-Lothringens mit den deutschen Bundesstaaten zu einer populären Forderung zu machen, die als wirksames Schlagwort und Agitationsmittel, als gemeinsamer Schlachtruf für alle Elsaß-Lothringer dienen kann. Der Straßburger Reichstagsabgeordnete Riff hat einen vollständigen Entwurf des Zukunftsstaats Elsaß-Lothringen ausgearbeitet und diesen Entwurf in der Tagespresse veröffentlicht. Die Vorschläge von Riff sind folgende: 1. Beseitigung der Befugnis des Bundesrats und des Reichstags, bei dem Erlaß von Gesetzen in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten mitzuwirken. 2. Einsetzung eines Oberhauses von dreißig Mitgliedern, von denen ein Drittel durch den Kaiser oder den Statthalter, die übrigen zwei Drittel durch die Kreise auf Grund eines zweistufigen Wahlsystems gewählt werden. 3. Einsetzung eines Landtags von vierundfünfzig Mitgliedern, die durch allgemeines Stimmrecht nach dem Listensystem gewählt werden. 4. Einräumung von drei Stimmen im Bundesrat an den Bundesstaat Elsaß-Lothringen. 5. Errichtung eines Oberverwaltungsgerichts und eines Rechnungshofs.

Diese Vorschläge eines angesehenen Reichstagsmitglieds können nicht ohne weiteres als müßige Phantasien behandelt werden. Es kann erwartet werden, daß sich der Reichstag in seiner nächsten Session mit einem Antrage Riff wegen der definitiven Verfassung von Elsaß-Lothringen beschäftigen wird. Eine

Digitized by Google

nähere Prüfung der erwähnten Vorschläge hat darum nicht bloß theoretisches Interesse, sondern auch praktische Bedeutung.

2

Bei Erlaß des Reichsgesetzes vom 9. Juni 1871, wodurch die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem Deutschen Reiche ausgesprochen wurde, war die Bildung eines „Reichslands" nur als provisorische Maßregel gedacht. Die Annexion der eroberten Provinzen an Preußen, die nach dem Zeugnis des Fürsten Bismarck allein ernstlich in Betracht gekommen ist, konnte von der Reichsregierung aus Rücksicht auf die verbündeten Mittel- und Kleinstaaten nicht beantragt werden. In Elsaß-Lothringen selbst war für den Anschluß an Preußen keine Sympathie vorhanden. Die Reichsregierung griff deshalb zu dem Ausweg, den drei Departements eine gemeinsame Verwaltung zu geben und alles übrige der Zukunft zu überlassen. Daß die Schaffung des Reichslands nur ein Notbehelf war, hat Fürst Bismarck in der Reichstagssitzung vom 2. Mai 1871 offen ausgesprochen: „Ich möchte Sie bitten, bei diesen Beratungen sich nicht auf den Standpunkt zu stellen, daß Sie etwas für die Ewigkeit giltiges machen wollen, daß Sie jetzt schon einen festen Gedanken sich bilden wollen über die Gestaltung der Zukunft, wie sie nach mehreren Jahren etwa sein soll" — „Es ist das, was wir Ihnen vorlegen, eben ein Versuch, den richtigen Anfang einer Bahn zu finden, über dessen Ende wir selbst noch der Belehrung durch die Entwicklung, durch die Erfahrungen, die wir machen werden, bedürftig sind" — „Sparen Sie sich, ebenso wie es die verbündeten Regierungen machen, das Urteil über die Gestaltung, wie sie definitiv einmal werden kann, noch auf." — Auch die Abgeordneten Lasker, Lamey, Windthorst und Miquel haben bei der Beratung des Gesetzes vom 9. Juni 1871 ausdrücklich erklärt, daß eine endgiltige Regelung der staatsrechtlichen Stellung von Elsaß-Lothringen erst dann erfolgen solle, wenn die politischen Zustände des Landes näher bekannt seien, und wenn die Vertreter des Landes ihre Wünsche geäußert hätten.

Da das Reichsland nur eine provisorische Existenz haben sollte, so haben es die gesetzgebenden Organe des Reichs nicht für nötig erachtet, sich die rechtliche Bedeutung des von ihnen geschaffnen Gemeinwesens vollkommen klar zu machen. Die Frage, ob das Reichsland ein Staat oder eine Provinz sein sollte, ist im Reichstage zwar aufgeworfen, aber nicht gelöst worden. Treitschke bezeichnete den Wunsch der Elsaß-Lothringer, einen eignen Staat zu bilden, als unerfüllbar. Dagegen versicherte Reichensperger, dieser Wunsch sei schon erfüllt; der „Staat" Elsaß-Lothringen sei schon vorhanden. Windthorst behauptete, das Reichsland sei eine „undefinierte" und „undefinierbare" Größe; Duncker endlich nannte den ganzen Streit, ob das Reichsland ein Staat oder eine Provinz sei, einen „müßigen."

Die spätern Verfassungsgesetze vom 25. Juni 1873, 2. Mai 1877 und 4. Juli 1878 haben die prinzipielle Frage, ob das Reichsland ein Staat

Digitized by Google

oder eine Provinz sein sollte, gleichfalls nicht entschieden. Der Gesetzgeber hat sich immer damit begnügt, an die Stelle des bestehenden Provisoriums ein neues Provisorium zu setzen.

Heute hat Elsaß-Lothringen in manchen Beziehungen die Rechte eines deutschen Bundesstaats, in andern Beziehungen dagegen nicht:

1. Es kann völkerrechtliche Verträge schließen. Es hat mit deutschen Bundesstaaten — Baden und Preußen — Vereinbarungen über die gegenseitige Unterstützung von hilfsbedürftigen Staatsangehörigen getroffen und sogar mit einem nichtdeutschen Staate — dem Königreich der Niederlande — die Abänderung einer internationalen Konvention, der Rheinschiffahrtsakte, verabredet. Es kann aber nicht alle Verträge schließen, die die deutschen Bundesstaaten schließen können. Post- und Telegraphenverträge, sowie Militärkonventionen (Artikel 50 Absatz 6 und Artikel 66 der Reichsverfassung) gehören nicht zur Zuständigkeit der elsaß-lothringischen Regierung.

2. Es hat eine Vertretung im Bundesrat, wo sonst nur Staaten vertreten sind. Die Bevollmächtigten des Reichslands dürfen aber nur an der Beratung teilnehmen, während die Bevollmächtigten der deutschen Bundesstaaten sich auch an der Abstimmung beteiligen können und sollen.

3. Es hat — wie jeder Bundesstaat — das Recht, Landesgesetze zu erlassen; aber die Ausübung dieses Rechts kann jederzeit durch ein Eingreifen der Reichsgesetzgebung aufgehoben werden. Das Reich hat den Bundesstaaten gegenüber nur ein beschränktes Recht, Reichsgesetze zu erlassen, eine Erweiterung dieses Rechts ist nur im Wege der Verfassungsänderung möglich; dem Reichslande gegenüber aber hat das Reich ein unbeschränktes Recht, Reichsgesetze zu erlassen; eine Erweiterung dieses unbeschränkten Rechts ist begrifflich unmöglich.

Thatsächlich hat das Reich auch nach dem Erlaß des Reichsgesetzes vom 2. Mai 1877, wodurch dem Reichslande das Recht der Landesgesetzgebung übertragen worden ist, noch vielfach elsaß-lothringische Landesangelegenheiten durch Reichsgesetz geregelt, z. B. das Diensteinkommen von Landesbeamten durch Gesetz vom 5. Juli 1879, die Pension des Statthalters durch Gesetz vom 28. April 1886, die Geschäftssprache des Landesausschusses und die Öffentlichkeit seiner Sitzungen durch Gesetz vom 23. Mai 1881, die Ernennung und Besoldung der Bürgermeister und Beigeordneten durch Gesetz vom 4. Juli 1887, die authentische Interpretation von Landesgesetzen durch Gesetz vom 29. März 1888.

4. Es hat eine eigne Landesverwaltung auf dem Gebiet des Innern, des Kultus und des Unterrichts, der Justiz, der Finanzen usw.; diese Landesverwaltung hat aber nicht die Unabhängigkeit, die die entsprechenden Verwaltungen der deutschen Bundesstaaten haben.

Die Ernennung und die Abberufung des Leiters der Landesverwaltung — des Statthalters — wird als Reichsangelegenheit betrachtet. Die kaiserlichen Verordnungen über seine Anstellung und seine Entlassung, sowie über die Delegation landesherrlicher Befugnisse an den Statthalter werden vom

Digitized by Google

Reichskanzler kontrasigniert, der hierdurch die politische Verantwortung für die genannten Regierungsakte übernimmt und für culpa in eligendo haftet. Der Statthalter ist ferner dem Reichstag in demselben Umfang verantwortlich, worin der Reichskanzler bis zum 1. Oktober 1879 für elsaß-lothringische Angelegenheiten verantwortlich war. In den Motiven des Reichsgesetzes vom 9. Juni 1871 ist ausdrücklich gesagt: „Für das Reich wird verwaltet, dem Reiche ist Verantwortung zu legen." Der Reichstag hat also jederzeit die formelle Berechtigung, Zustände und Vorgänge aus dem Bereich der elsaß-lothringischen Landesverwaltung zum Gegenstand einer Besprechung zu machen und ein Eingreifen der Reichsregierung und der Reichsgesetzgebung in die lokalen Verhältnisse des Reichslands zu beantragen.

Die Abhängigkeit der Landesverwaltung von den Organen des Reichs ist nicht bloß theoretisch; sie hat sich schon wiederholt praktisch fühlbar gemacht, z. B. bei der Anordnung und bei der Aufhebung des Paßzwangs. Die Ministerialverordnung vom 22. Mai 1888 über die Paßpflicht der über die französische Grenze zureisenden Ausländer ist formell von der elsaß-lothringischen Landesregierung erlassen worden; in Wirklichkeit war sie ein Akt der Reichspolitik, der vom Reichskanzler ausging. Ebenso ist der Diktaturparagraph formell ein elsaß-lothringisches Landesgesetz; er hat diesen juristischen Charakter nicht dadurch verloren, daß er — ebenso wie andre Landesgesetze — in dem Reichsgesetz vom 4. Juli 1879 erwähnt worden ist. Gleichwohl liegt die Entscheidung über das Forbestehn des Diktaturparagraphen nicht bei der Landesregierung in Straßburg, sondern bei der Reichsregierung in Berlin.

5. Es genießt in strafrechtlicher, privatrechtlicher und finanzieller Beziehung alle Privilegien, die das Reich den deutschen Bundesstaaten beilegt. Jedes Unternehmen, das eine gewaltsame Änderung des Gebiets oder der Verfassung von Elsaß-Lothringen zum Gegenstand hat, wird als Hochverrat bestraft (§ 81 des Strafgesetzbuchs). Die Befugnisse, die das Bürgerliche Gesetzbuch in den Materien der juristischen Personen (§ 22, 45, 80), der Inhaberpapiere (§ 795), des Eherechts (§ 1322), des Familienrechts (§ 1723, 1745), des Vormundschaftsrechts (§ 1807) und des Erbrechts (§ 1936) den einzelnen Bundesstaaten beilegt, stehn auch Elsaß-Lothringen zu. Die Überschüsse der Zölle und Verbrauchssteuern, die nach der sogenannten Franckensteinschen Klausel in die Kassen der einzelnen Bundesstaaten fließen, kommen auch ihnen zu gute.

Dagegen hat es keine Gebietshoheit, keine Militärhoheit, keine Eisenbahnhoheit, keine Post- und Telegraphenhoheit. Die Grenzen des Reichslands können jederzeit ohne und gegen seinen Willen vom Reiche geändert werden; ja sogar die ganze Existenz des Reichslands, das durch ein Reichsgesetz geschaffen worden ist, kann durch ein Reichsgesetz wieder beseitigt werden. Die Militärhoheit im Reichsland ist auf den preußischen Staat übergegangen. Die Eisenbahnhoheit in Bezug auf Anlage und Betrieb der Reichseisenbahnen ruht in den Händen der Reichsregierung. Dasselbe gilt von der Post- und Telegraphenhoheit.

Digitized by Google

6. Der Kaiser übt alle Rechte eines Landesherrn in Elsaß-Lothringen aus, aber nicht in eignem Namen, sondern in fremdem Namen, im Namen der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte. Seine ganze Stellung im Reichsland trägt vorläufig noch einen provisorischen Charakter. Allerdings hat wohl von Anfang an die Absicht bestanden, ihm die Regierungsgewalt im Reichsland nicht bloß vorübergehend, sondern definitiv zu übertragen. In den Motiven zum Reichsgesetz vom 9. Juni 1871 ist gesagt, daß der Kaiser als „erblicher" Vertreter der Gesamtheit die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen ausüben solle. In der Reichstagssitzung vom 22. Mai 1871 hat ferner der württembergische Abgeordnete Römer, ohne Widerspruch zu finden, die Ansicht ausgesprochen, daß dem Kaiser die Staatsgewalt im Reichsland „unwiderruflich und für immer" zustehn solle, sodaß sie ihm ohne seinen Willen nicht entzogen werden könne. Allein dieser Standpunkt hat im Wortlaut des Gesetzes keinen Ausdruck gefunden. Formell beruhn die Rechte des Kaisers im Reichsland nicht auf einer Cession, sondern auf einer Delegation von seiten des Reichs. Sie sind durch Reichsgesetz geschaffen; durch Reichsgesetz können sie — theoretisch wenigstens — wieder aufgehoben werden.

7. Der Statthalter hat im Reichsland ein doppeltes Amt: er ist zugleich Vertreter des Staatsoberhaupts und verantwortlicher Minister für Elsaß-Lothringen. Nach beiden Richtungen hin ist seine Stellung provisorisch.

Der Kaiser ist nicht verpflichtet, dem Statthalter landesherrliche Befugnisse zu übertragen. Es hängt ganz von seinem Ermessen ab, ob er überhaupt einen Teil seiner Befugnisse dem Statthalter delegieren will, und in welchem Umfange er dies thun will. Erfolgt die Delegation, so ist sie rein persönlich; sie muß bei jedem Wechsel in der Person des Statthalters und bei jedem Regierungsantritt eines neuen Kaisers wiederholt werden. Der Kaiser ist ferner nicht verpflichtet, den Posten des Statthalters überhaupt zu besetzen. Der Statthalter ist kein unentbehrliches Rad in der Verwaltungsmaschine. Wenn kein Statthalter vorhanden ist, werden die landesherrlichen Befugnisse durch den Kaiser und die ministeriellen Handlungen durch den Staatssekretär ausgeübt.

In der Reichstagssitzung vom 14. Juni 1879 führte der Abgeordnete von Puttkamer-Löwenberg aus, die Einsetzung eines Statthalters habe nur die Bedeutung eines Versuchs, und der Abgeordnete von Puttkamer-Fraustadt erklärte in derselben Sitzung, es könnten Zeitumstände eintreten, die es dem Kaiser geboten erscheinen ließen, von der ihm gesetzlich übertragnen Befugnis keinen Gebrauch zu machen.

8. Der Landesausschuß übt alle Rechte einer deutschen Kammer aus. Er wirkt mit bei der Beratung des Budgets und bei dem Erlaß von Landesgesetzen. Seine Mitglieder genießen die parlamentarische Immunität und alle sonstigen Privilegien, die den Abgeordneten eines deutschen Landtags zustehn. Aber auch der Landesausschuß ist nur eine provisorische Einrichtung. Jeder Beschluß des Landesausschusses kann ersetzt werden durch einen Beschluß des Reichstags. Der Landesausschuß selbst, der durch ein Reichsgesetz geschaffen

Digitized by Google

worden ist, kann ohne und gegen seinen Willen in seinen Rechten beschränkt, in seiner Zusammensetzung verändert oder ganz aufgehoben werden. Er ist — um einen Ausdruck von Jellinek zu gebrauchen — kein unmittelbares, sondern ein mittelbares Staatsorgan.

9. Der Bundesrat hat in Elsaß-Lothringen zugleich die Stellung einer ersten Kammer und eines Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten. Ein Kollegium von fremden Gesandten außerhalb des Landes, dessen Mitglieder nicht einmal nach ihrer Überzeugung stimmen dürfen, sondern die Instruktionen ihrer Regierungen befolgen müssen, übt also in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten gesetzgeberische und richterliche Befugnisse aus! Die Vertreter von Mecklenburg-Strelitz, Reuß und Lippe können im Bundesrat über Interna der reichsländischen Verwaltung, z. B. über die Disziplin der reichsländischen Richter, die Rechtsverhältnisse der reichsländischen Lehrer, der reichsländischen Notariats- und Stempelgebühren abstimmen; die Vertreter von Elsaß-Lothringen im Bundesrat haben weder in ihren speziellen Landesangelegenheiten noch in den allgemeinen Reichsangelegenheiten ein Stimmrecht!

So bildet denn Elsaß-Lothringen heute ein merkwürdiges Zwitterding zwischen Staat und Provinz, auf das wohl am besten der Ausdruck paßt, mit dem einst Samuel von Pufendorf das römische Reich deutscher Nation bezeichnet hat: es ist ein monstrum politicum! Der Januskopf, den es in staatsrechtlicher Beziehung trägt, hat zur Folge, daß es gegenwärtig nicht weniger als zehn verschiedne Theorien über die juristische Natur des Reichslands giebt. Laband, Löning, Hänel und Ruville erklären es für eine Provinz; dagegen halten Max von Seydel, Leoni, Croissant, Rosenberg und Rehm es für einen Staat. Eine vermittelnde Ansicht vertrat früher Leoni und vertritt jetzt Jellinek. Leoni nannte es ein „Staatswesen," Jellinek bezeichnet es als „Staatsfragment." Im einzelnen weichen die genannten Schriftsteller wieder sehr voneinander ab. Laband definiert das Reichsland als ein „Vermögenssubjekt," Löning als einen „autonomen Selbstverwaltungskörper," Hänel als einen „geographischen Begriff," Ruville als „säkularisiertes Kirchengut oder städtischen Besitz," Seydel als „souveränes" Gemeinwesen, Leoni als „Monarchie," Rosenberg als „Vasallenstaat," Rehm als „staatsrechtliches Nebenland."

Es bedarf keines Beweises, daß diese Unsicherheit und Unklarheit des in Elsaß-Lothringen geltenden Verfassungsrechts die politische Agitation dagegen sehr begünstigen und erleichtern muß.

3

Wie schon erwähnt worden ist, ist die Einführung des Provisoriums 1871 in Elsaß-Lothringen mit zwei Gründen gerechtfertigt worden: mit der Unkenntnis der im Reichslande bestehenden politischen Zustände und mit der Unkenntnis der politischen Wünsche seiner Bewohner. Beide Gründe sind längst weggefallen. Die Frage, welche definitive Stellung das Land im Deutschen Reiche einnehmen soll, ist heute — nach dreißig Jahren deutscher Herrschaft — vollkommen spruchreif. Interessant ist es nun, daß sich in Elsaß-Lothringen

Digitized by Google

noch niemals eine Stimme für die Aufrechterhaltung des bestehenden Rechtszustands erhoben hat. Männer der verschiedensten Richtungen stimmen darin überein, daß die bisherige Form und Verfassung des Reichslands auf die Dauer unhaltbar seien. In der anonymen Flugschrift „Elsaß-Lothringen, seine Vergangenheit und seine Zukunft," deren Verfasser ein dem Oberpräsidenten von Möller nahestehender Beamter sein soll, wird das Reichsland als ein „Produkt politischer Verlegenheit" bezeichnet. Fast genau dasselbe Urteil fällt der altdeutsche Ultramontane Derichsweiler, der in seiner „Geschichte Lothringens" das Reichsland ein „Werk der Not und der Verlegenheit" nennt. In seinem „Recht der Wiedergewonnenen" erklärt der altdeutsche Demokrat Croissant den jetzigen Rechtszustand für eine „Anomalie im Superlativ." Der elsässische Politiker Petri, jetzt Unterstaatssekretär der Justiz in Straßburg, hat in der Sitzung des Landesausschusses vom 1. Februar 1894 ebenfalls ausgeführt, durch die Gründung des Reichslandes sei ein Zustand geschaffen worden, der den Stempel des „unfertigen Provisoriums, des Übergangsstadiums" auf der Stirn trage. Ein andrer Sohn des Elsasses — Graf Dürckheim — schreibt in seinen „Erinnerungen alter und neuer Zeit," die Verfassung von 1879 könne nur als ein „momentanes Auskunftsmittel, doch nicht als dauerhafte Staatseinrichtung" betrachtet werden. Mit Recht berufen sich die Bewohner des Reichslands auch auf die Worte des Fürsten Bismarck in der Reichstagssitzung am 25. Mai 1871, die Elsaß-Lothringer seien „vollkommen ausgetragne Kinder, die ihre Geschäfte vollständig verstünden."

In der Verwerfung des Bestehenden sind also alle einig. Wegen der Einrichtung des Zukunftsstaats Elsaß-Lothringen herrscht allerdings nicht dieselbe Einstimmigkeit. Man wird wohl nicht fehlgehn, wenn man annimmt, daß der großen Mehrzahl der Elsaß-Lothringer eine demokratische Republik nach dem Muster des großen französischen Nachbarstaats — also ein Bundesstaat mit einem gewählten Präsidenten an der Spitze, einem Senat und einer Deputiertenkammer — am sympathischsten wäre. Als nüchterne Realpolitiker sehen sie indessen vollkommen ein, daß dieses Ideal, das merkwürdigerweise in einem altdeutschen Blatte — der Augsburger Abendzeitung vom 19. März 1901 — als die einzige praktisch durchführbare Lösung empfohlen worden ist, nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung hat. Der deutschen Reichsregierung kann die kindliche Einfalt nicht zugetraut werden, an dem militärisch wichtigsten Teil der Reichsgrenze, in der Mitte einer unzuverlässigen, vielfach noch in französischen Traditionen und Sympathien erwachsenen Bevölkerung eine Republik zu errichten, deren Leitung notwendigerweise dem deutschfeindlichen Teile des katholischen Klerus zufallen müßte. Auch ist nicht daran zu denken, daß die deutschen Bundesfürsten ihre legitimen Herrschaftsrechte im Reichslande freiwillig zu Gunsten einer demokratischen Republik aufgeben sollten. Mit Rücksicht auf diese naheliegenden praktischen Erwägungen sind die Elsaß-Lothringer bereit, an der Stelle der unerreichbaren Republik einen monarchischen Bundesstaat zu acceptieren. Aber hier beginnen schon die Meinungsverschiedenheiten. Im Jahre 1871 konnte der Süddeutsche Dr. Römer

Digitized by Google

im Reichstage ohne Widerspruch erklären, es werde in Zukunft niemand einfallen, die Ausübung der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen dem Kaiser durch ein Reichsgesetz wieder zu entziehn. Desgleichen äußerte der Abgeordnete Duncker in der Reichstagssitzung vom 22. Mai 1871, es werde kaum irgend jemand daran denken, dem Staate Elsaß-Lothringen einmal eine selbständige Dynastie zu geben. Inzwischen haben sich aber doch einige Elsaß-Lothringer gefunden, die sich mit dem utopischen Gedanken tragen, eine besondre Dynastie im Reichslande einzusetzen, die an der Stelle des Kaisers die Regierung führen soll. Die Zahl dieser Doktrinäre ist allerdings sehr gering. Sie würden außerdem sofort in heftige Fehde unter sich geraten, wenn einmal die Fragen entschieden werden müßten, ob eine katholische oder eine protestantische Dynastie im jetzigen Reichslande herrschen, und aus welcher Familie des Gothaischen Hofkalenders der neue Bundesfürst ausgewählt werden solle. Die große Mehrzahl der Elsaß-Lothringer will kein besondres Fürstenhaus in Straßburg haben. Schon die nüchterne Erwägung, daß der neue Großherzog von Elsaß-Lothringen unter Berufung auf seinen Karlsruher Kollegen wahrscheinlich fünfmal so viel Repräsentationskosten beanspruchen würde, als der jetzige Statthalter bezieht, genügt, jede Begeisterung für eine so kostspielige und unnötige Neuerung im Keime zu ersticken.

Von einem ganz andern Standpunkt aus hat Treitschke schon im Jahre 1871 den Plan einer selbständigen Monarchie in Elsaß-Lothringen verworfen. „Wir kämpfen seit Jahren in harter Arbeit um Deutschlands Einheit; wir haben in diesem Jahrhundert Hunderte von deutschen Kleinstaaten zusammenbrechen sehen; wir sind jetzt gesonnen, die wenigen Staaten, die noch geblieben sind, als Männer von rechtlichem Sinn zu achten und zu schonen, weil sie nicht mehr imstande sind, der Macht des Deutschen Reichs geradezu verderblich zu werden. Aber einen neuen Staat zu schaffen zu der nur allzu großen Zahl, die noch besteht, jetzt da wir hart am Werke sind, die deutsche Zersplitterung zu verringern, aus drei Departements, die niemals in ihrer Geschichte ein Staat waren, einen Staat neu zu bilden, einen neuen halbdeutschen Partikularismus an der hart gefährdeten Grenze groß zu ziehn, das würde ich nennen einen Schlag führen in unser eignes Angesicht." — Diese Worte haben noch dadurch eine besondre Bedeutung erlangt, daß der Präsident des Bundeskanzleramts, Staatsminister Delbrück, sie ausdrücklich gebilligt und bestätigt hat.

Glücklicherweise ist nicht zu befürchten, daß jemals ein Hohenzoller aus zarter Rücksicht auf partikularistische Bestrebungen oder aus sentimentaler Fürsorge für fürstliche Verwandte das Patrimonium seiner Väter vermindern werde. Über den Traum einer selbständigen Herrscherdynastie in Elsaß-Lothringen können wir ruhig zur Tagesordnung übergehn.

4

Manche Politiker haben die Schwierigkeiten, die der Gründung einer neuen Dynastie in Elsaß-Lothringen entgegenstehn, dadurch zu beseitigen ge-



Digitized by Google

sucht, daß sie das Haus der Hohenzollern als landesherrliches Haus beibehalten, aber die Regierungsgewalt nicht dem Kaiser persönlich, sondern einem andern Prinzen seines Hauses übertragen wollen. Insbesondre ist in den siebziger Jahren der Gedanke vielfach erwogen worden, dem damaligen Kronprinzen und spätern Kaiser Friedrich die Würde eines Erbstatthalters im Reichsland zu verschaffen. Nach den Enthüllungen, die Poschinger im Augustheft der „Deutschen Revue" von 1894 gemacht hat, soll auch Fürst Bismarck längere Zeit den Plan verfolgt haben, aus Elsaß-Lothringen ein deutsches Dauphiné zu machen. Der Reichskanzler soll auch vergeblich versucht haben, den elsässischen Reichstagsabgeordneten Schneegans zu veranlassen, die Initiative zur Errichtung eines „Kronprinzenlands" zu ergreifen. Das Projekt eines Kronprinzenlands soll vollständig fertig gewesen und nur an dem unerwarteten Umstande gescheitert sein, daß der Kronprinz infolge des Attentats vom 2. Juni 1878 die Stellvertretung des Kaisers in Berlin übernehmen mußte.

Ob diese Angaben vollkommen zuverlässig sind, läßt sich vorläufig nicht beurteilen. Fest steht jedenfalls, daß Kaiser Wilhelm I. ein Gegner des ganzen Projekts gewesen ist. Er hat dem Oberpräsidenten von Ernsthausen — wie dieser in seinen „Erinnerungen eines preußischen Beamten" erzählt — im Frühjahr 1879 erklärt, der jedesmalige Kronprinz müsse in der Nähe des Thrones leben, und die Prinzen seines Hauses müßten in den preußischen Traditionen aufwachsen. Es ist klar, daß diese Erwägungen heute noch dieselbe Bedeutung haben wie vor zweimdzwanzig Jahren. Als eine Schattenseite des Kronprinzenlands muß ferner hervorgehoben werden, daß die Regierungsgewalt einem Prinzen übertragen würde, der in der Regel in jüngerm Alter stünde und in manchen Fällen nicht einmal großjährig sein würde. Der ganze Plan war offenbar mit Rücksicht auf die Person des Kronprinzen Friedrich Wilhelm entworfen und ist seit dem Jahre 1879 nicht wieder aufgenommen worden.

5

Der von dem Abgeordneten Riff gemachte Vorschlag läßt die Exekutivgewalt, die der Kaiser gegenwärtig im Reichsland hat, vollständig unberührt. Der Vorschlag hat dagegen eine Reform der gesetzgebenden Gewalt und zwar in doppelter Beziehung zum Zweck: erstens eine Reform der gesetzgebenden Gewalt durch Schaffung eines Oberhauses, sowie durch die Erweiterung der Rechte des Kaisers und des Landesausschusses auf Kosten des Bundesrats und des Reichstags, und zweitens eine Reform der gesetzgebenden Gewalt im Reiche durch eine Veränderung der Stimmenzahl im Bundesrat, sowie durch die Einräumung von Stimmen an den neuen Bundesstaat.

Bei der Ausführung der Vorschläge des Abgeordneten Riff würde zwar nicht formell aber materiell eine Personalunion zwischen Elsaß-Lothringen und Preußen eintreten. Diese Personalunion hätte den Vorteil, daß die Bedenken, die früher gegen die Einsetzung einer selbständigen Dynastie geltend gemacht worden sind — die finanzielle Mehrbelastung des Landes und die Schädigung

Digitized by Google

der Reichsinteressen —, vermieden würden, da der Kaiser als Inhaber der Regierungsgewalt im Reichslande keine Zivilliste bezieht und als Landesherr von Elsaß-Lothringen niemals ein Partikularist werden könnte.

Der Gedanke einer Personalunion zwischen Preußen und dem Reichslande ist schon früher von deutscher Seite verfochten worden, zum Beispiel von dem Verfasser der Schrift „Elsaß-Lothringen, seine Vergangenheit und seine Zukunft." Auch der Oberpräsident von Möller soll ein Anhänger dieser Idee gewesen sein, wie Schricker in seiner Broschüre „Eduard von Möller. Ein Lebensbild" (1881) Seite 28 angiebt.

Was nun die Vorschläge des Abgeordneten Riff im einzelnen betrifft, so hat die Errichtung eines Oberverwaltungsgerichts und eines Rechnungshofes mit der geplanten Verfassungsänderung nicht das mindeste zu thun. Die genannten Behörden können jederzeit geschaffen werden, auch wenn Elsaß-Lothringen in seiner gegenwärtigen Stellung als Reichsland bleibt. Die Notwendigkeit eines Oberhauses wird nicht einmal von allen eingebornen Politikern anerkannt. Der Abgeordnete Petri hat in der Sitzung des Landesausschusses vom 1. Februar 1894 erklärt, er halte die Bildung einer ersten Kammer nicht für erforderlich, da im Reichslande der historische Boden dafür fehle. Wenn Riff auf die Erfahrungen hinweist, die Frankreich 1793 mit der Tyrannei des Konvents und 1848 mit den Konflikten zwischen Exekutivgewalt und Nationalversammlung gemacht hat, so kann dieser Beweisführung unter anderm entgegengehalten werden, daß ein Sturm auf hoher See anders zu wirken pflegt als ein Sturm im Glase Wasser.

Die von Riff vorgeschlagne Reform des Wahlsystems zum Landesausschuß entspricht den Anträgen, die wiederholt von der elsaß-lothringischen Gruppe und von der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstage gestellt worden sind. Die meisten dieser Anträge — z. B. der Antrag Colbus und Genossen vom 6. Dezember 1894, Ancr und Genossen vom 9. Dezember 1895, Charton und Genossen vom 1. Dezember 1897 — sind nicht zur Verhandlung gekommen; am 28. Februar und am 22. März 1900 hat aber der Reichstag einen Antrag Küchly und Genossen wegen der Neuregelung der Wahlen zum Landesausschuß beraten und angenommen. Obwohl die Autorität des Reichstags dem Abgeordneten Riff zur Seite steht, so kann doch die Thatsache nicht bestritten werden, daß das allgemeine, gleiche Wahlrecht bei vielen Gelehrten und Politikern, die zu den besten Männern unsers Volks gehören, als ein veraltetes und überlebtes Wahlsystem gilt, das im höchsten Grade reformbedürftig erscheint.

Erst vor kurzem hat der berühmteste aller deutschen Staatsrechtslehrer — der Straßburger Professor Paul Laband — in der Deutschen Juristenzeitung vom 15. Mai 1900 das allgemeine gleiche Wahlrecht als „roh" und „ungerecht" bezeichnet. Auch alte und erfahrne Parlamentarier, darunter Männer von erprobter liberaler Gesinnung wie Hans Viktor von Unruh — der „Gegenkönig" Friedrich Wilhelms IV. aus dem Jahre 1848 —, ferner der

Digitized by Google

Historiker Heinrich von Sybel und der Deutsch-Amerikaner Friedrich Kapp haben sich gegen das allgemeine, gleiche Wahlrecht ausgesprochen. Sogar Fürst Bismarck, der eigentliche Schöpfer der heute in Deutschland geltenden Wahlart, hat das allgemeine, gleiche Wahlrecht niemals als politisches Ideal, sondern immer nur als politische Waffe betrachtet.*)

In Belgien ist bei der Wahlreform von 1893 und 1899 das allgemeine ungleiche Wahlrecht — nämlich die Pluralität — eingeführt worden; ferner ist das Wahlrecht in eine Wahlpflicht umgewandelt und an Stelle der Majoritäts- und Stichwahlen die Einrichtung der Proportionalwahlen gesetzt worden.

Sogar in Frankreich beginnt der Glaube an die Wunderkraft des allgemeinen, gleichen Wahlrechts zu wanken. Eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiet des französischen Staats- und Verwaltungsrechts — Ducrocq — hat seinen Landsleuten klar zu machen gesucht, daß das Recht, zu wählen, kein angebornes Menschenrecht (droit naturel), sondern ein öffentliches Amt (droit dérivant de la loi) ist, dessen Umfang einzig und allein durch das allgemeine Staatsinteresse bestimmt wird. Im Mai 1900 brachte der Pariser Temps eine Reihe von Artikeln über die Reform des französischen Wahlsystems, worin der Vorschlag gemacht wurde, die Majoritätswahlen durch Proportionalwahlen zu ersetzen. In diesen Artikeln wurden die Majoritätswahlen — die logische Konsequenz der Lehren Rousseaus und Robespierres — unter anderm folgendermaßen charakterisiert: Le système majoritaire est grossier, brutal et donne des résultats iniques — le système est très simple, mais c'est la simplicité de la barbarie.

(Schluß folgt)

# Über das Krankenversicherungsgesetz

## I. Die treibenden Kräfte

Man plant in der Regierung eine Revision des Krankenversicherungsgesetzes. Erstens treibt dazu der Wunsch, die drei Gesetze der Arbeiterversicherung: das Krankengesetz, das Unfallgesetz und das Invaliditäts- und Altersgesetz, die bisher jedes eine besondre Organisation aufstellen, einander zu nähern und miteinander zu verbinden, und zweitens treiben die übeln Erfahrungen, die man mit dem Krankenkassengesetz, wie es jetzt ist, gemacht hat. Es sollte dazu dienen, die Arbeiter zu versöhnen und von der Sozialdemokratie abzuwenden. Statt dessen

*) Vergl. „Gedanken und Erinnerungen" Band I, S. 15, Band II, S. 58.

Digitized by Google

ist es an vielen Orten geradezu zu einem Machtmittel der Sozialdemokratie geworden, die ihre Leute in den besoldeten und nicht besoldeten Stellen der Kassenverwaltung unterbringt, die es auch schon so weit gebracht hat, daß die vielfach von ihr regierten Ortskrankenkassen einen gemeinsamen Konvent für Deutschland eingerichtet haben, auf dem sie die Fortbildung der Arbeiterversicherung in ihrem Sinne beraten.

Wie man in der Regierung über die Krankenkassen denkt, geht aus folgender Zeitungsnotiz hervor, die den Berliner Politischen Nachrichten nachgedruckt wird, und die man wohl sicher als hochwohlgeboren ansehen darf.

„Die Berufsgenossenschaften und Invalidenversicherungsanstalten sorgen für vollständige Wiederherstellung und geben deshalb auch verhältnismäßig bedeutende Summen für Ärzte und Arzneien aus. Die Krankenkassen, soweit sie von der Sozialdemokratie geleitet werden, verfahren umgekehrt. Sie suchen möglichst viel bei den Kosten für Ärzte und Arzneien zu sparen und versprechen dafür den Arbeitern möglichst hohes Krankengeld. Sie legen demgemäß auf die baldigste und umfassendste Herstellung der Kranken weniger Wert, was ja auch schon daraus hervorgeht, daß die Berufsgenossenschaften vielfach die Unfallverletzten, die noch in der Behandlung der Kassen sind, in eigne Behandlung nehmen wollen, aber wenigstens vorgeblich die Unterstützungen möglichst hoch bemessen. Es kommen also innerhalb der Arbeiterversicherung zwei Bestrebungen zur Erscheinung, die diametral entgegengesetzt sind. Es ist keine Frage, daß das Prinzip der Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten den Vorzug sowohl vom ethischen wie kulturellen Gesichtspunkt aus verdient, und es wird wohl an der Zeit sein, zu erwägen, ob diesem Prinzip nicht auch in der Krankenversicherung, etwa durch eine Änderung des Krankenversicherungsgesetzes, Geltung zu verschaffen sein würde."

Dieser Antrieb von oben her zur Änderung des Gesetzes hat einen kräftigen Bundesgenossen gefunden in der zunehmenden Mißstimmung der Ärzte gegen das Krankenversicherungsgesetz.

Früher war der Arzt wohl der Diener des Publikums, und es gehörte zur Ehre seines Berufs, daß er auch dem kleinsten Mann zu dienen bereit war. Aber dem Einzelnen gegenüber war er doch ein freier Mann. Heute hat ein großer Teil der Ärzte seine Arbeitskraft einer großen Krankenkasse ungeteilt verkauft. Es muß so sein; denn die Kassengesetzgebung hat ja den größten Teil der städtischen Bevölkerung in die Kasse gezwungen und damit der Mehrzahl der Ärzte das Publikum entzogen, für das sie im freien Wettbewerb arbeiteten.

Während nun früher ein Arzt, nachdem er erst einmal sein Publikum glücklich um sich versammelt hatte, nur dann, wenn er schon viel Unzufriedenheit und Feindschaft erregt hatte, sein Brot verlor, so ist er heute mit seiner ganzen wirtschaftlichen Sicherheit und mit der Zukunft seiner Familie abhängig von dem Worte weniger oder eines Einzelnen, nämlich des Kassenregenten, der Ärzte anstellt, wie man Pferdebahnkutscher anstellt. Beschwert sich ein Kassenmitglied

Digitized by Google

über den Arzt mit oder ohne Grund, oder passiert es ihm etwa gar, den Herrn Rendanten selbst zu kränken, so kann es geschehn, daß er in einem Vierteljahr brotlos ist. Es ist ihm ohne Angabe von Gründen gekündigt worden, und er mag sehen, wie er Praxis bekommt. An diesem Platze nicht; denn wo viel Arbeiter wohnen, da giebt es keine Privatpraxis, weil die Menschen eben alle Kassenmitglieder sind, und das wenige, was es giebt, fällt dem Nachfolger in der Kassenstelle zu. Er muß also wegziehn und sehen, wo er wieder Arbeit findet. Das ist aber für einen Arzt nicht so leicht wie für einen Maurer- oder Schlossergesellen.

Diese Kassenregenten sind zumeist Leute, denen gegenüber der Arzt früher ein vornehmer Mann war. Die Welt scheint manchmal geradezu auf den Kopf gestellt zu sein. Ein Mann, der noch vor zehn Jahren Kutscher bei einem hiesigen ältern Arzt war, ist, nachdem er sozialdemokratischer Häuptling geworden ist, Verwalter einer großen Krankenkasse geworden und kann bei Strafe der Entlassung verlangen, daß die Ärzte sehr höflich gegen ihn sind.

Derartige Verhältnisse werden zunehmend als erniedrigend empfunden. Überall mehren sich die Konflikte zwischen Krankenkassen und Ärzten, und die Verhältnisse sprechen dafür, daß der Übermut nicht auf seiten der Ärzte ist. Es sind aber durchaus nicht etwa nur die unter sozialdemokratische Herrschaft gekommnen Krankenkassen, deren Willkür und Macht den Ärzten drückend sind. Allerdings die Rufer im Streit auf der Partei der Ärzte betonen gerade den Übermut der zu Arbeitsherren gewordnen Sozialdemokraten, weil sie wissen, daß sie damit am meisten Eindruck auf die regierenden Herren machen. Aber wenn man ehrlich sein will, so muß man zugeben, daß es durchaus nicht nur oder auch nur vorzugsweise die sozialdemokratischen Kassen sind, die die Ärzte bedrücken, sondern alle großen Kassen, die viele Ärzte gegen festen Gehalt anstellen.

Ehe wir aber weiter die Vorteile und die Nachteile der bestehenden Verhältnisse besprechen, empfiehlt es sich, eine Beschreibung der mannigfaltigen Organisationen zu liefern, die auf Befehl des Krankenversicherungsgesetzes entstanden sind, und die nur der bequem kennen lernt, der täglich mit der Ausübung des Gesetzes zu thun hat.

### 2. Die bestehenden Kasseneinrichtungen

Es giebt Kassen, die von den Arbeitern regiert werden, solche, die von der Gemeinde regiert werden, und solche, die von den Arbeitsherren regiert werden: nämlich die Ortskrankenkassen, die Gemeindekrankenkassen und die Betriebskrankenkassen. Jede dieser drei Organisationen hat eine andre Verfassung, nämlich ein andres Gleichgewicht der Pflichten und der Rechte.

Einige Pflichten der Arbeitgeber sind in allen Kassen gleich, nämlich folgende:

Erstens die Meldepflicht. Der Arbeiter wird, sobald er an einem bestimmten Ort in Arbeit tritt, für die bestimmte Kasse, der der Betrieb zugehört, versicherungspflichtig. Der Arbeitgeber hat die Pflicht, ihn innerhalb dreier

Digitized by Google

Tage bei der zuständigen Kasse anzumelden, und wenn er geht, wieder abzumelden. Diese Pflicht ist überaus lästig und zugleich kostspielig; denn wird sie versäumt, so ist der Meldepflichtige für allen Schaden haftbar. Der nicht gemeldete Arbeiter hat trotzdem vom Beginn und für die Dauer seines Arbeitsverhältnisses sämtliche Rechte eines Versicherten gegen die zuständige Kasse.

Zweitens hat der Arbeitgeber die Pflicht, die Kassenbeiträge, oder wie der Arbeiter sagt „die Kassensteuern," von den Arbeitern einzuziehn und zugleich mit den eignen Beiträgen einzusenden.

Die Pflichten der Arbeiter gegen alle Kassen bestehn darin, daß sie sich die Beiträge durch ihren Herrn vom Lohn abziehn lassen. Gehören die Arbeiter zur Gemeindekrankenkasse, so sind ihre Beiträge zusammen mit denen ihrer Arbeitgeber auf einundeinhalb bis höchstens zwei Prozent des ortsüblichen Tagelohns beschränkt. Mehr zu fordern verbietet das Gesetz. Es gebietet aber, was ihnen geleistet werden muß. Reichen die Beiträge nicht, was sehr häufig vorkommt, so muß die Gemeinde den Mangel aus ihren Mitteln decken. Dafür hat sie allein die Verwaltung, stellt die Ärzte an, schließt Verträge mit Apothekern und Krankenhäusern, übt die Kontrolle über die erkrankten Versicherten aus und beschließt die Erhöhung oder Verminderung der Leistungen, soweit es das Gesetz erlaubt. Es giebt keine Mitverwaltung weder der Arbeiter noch der Arbeitgeber in der Gemeindekrankenkasse. Mehrere Gemeinden können sich zusammenthun. Es kann auch der Kreis die Versicherung übernehmen.

Die Gemeindekrankenkasse ist die Form, die meist auf dem Lande und in wenig industriellen kleinen Städten gewählt worden ist. Sie ist fast allein zu finden in ganz Bayern, wo sie schon vor Erlaß des Gesetzes bestand; in großen industriellen Städten ist sie der Lückenbüßer, der die Bruchstücke der Arbeiterbevölkerung sammeln muß, die zwischen den großen Ortskrankenkassen übrig bleiben.

Gehören die Arbeiter zu einer Betriebskrankenkasse, d. h. einer Kasse, die von einem Fabrikbesitzer oder einer Aktiengesellschaft nur für die Arbeiter ihres Betriebs errichtet worden ist, so sind auch die Rechte und die Pflichten der Arbeiter beschränkt. Die Beiträge betragen bis zu 3 Prozent des durchschnittlichen Lohns. Die Arbeiter wählen allerdings zu der Generalversammlung, worin sie nach dem Anteil ihrer Lasten zwei Drittel der Stimmen haben, also eigentlich die Majorität, aber das wirtschaftliche Übergewicht des Herrn, der hier nur seinen eignen Arbeitern gegenübersteht, verschafft ihm die Herrschaft in der Kasse. Dafür hat ihm das Gesetz die Pflicht auferlegt, die Kassenführung umsonst durch seine Beamten zu leisten, und wenn die Beiträge die Kosten nicht decken, das Fehlende aus eignen Kräften hinzuzufügen. Zu den Betriebskrankenkassen gehören ihrer Verfassung nach auch die Baukrankenkassen, die Krankenkassen des Eisenbahnfiskus und die Knappschaftskrankenkassen.

Die dritte Art sind die Ortskrankenkassen. Sie sind die Normalkinder des Krankenversicherungsgesetzes. Sie umfassen in mehr oder weniger industriellen Städten und ähnlichen Landkreisen die gesamten Arbeiter einer

Digitized by Google

Berufsart. So die Maurer, Erdarbeiter, Schlosser usw. Sie können sich über mehrere Ortschaften, auch über einen ganzen Kreis ausdehnen und heißen dann Gemeinschaftliche Ortskrankenkasse des Kreises N.; sie können andrerseits in einer Stadt sämtliche vorhandne Gewerke zusammenfassen und heißen dann städtische Ortskrankenkasse zu N. Man sieht, daß sie sich von den Gemeindekrankenkassen nicht geographisch und auch nicht durch den Beruf ihrer Mitglieder unterscheiden, man konnte für dieselbe Gegend und dieselben Menschen entweder die eine oder die andre Kassenart errichten. Sehr verschieden sind sie aber in ihrer Verfassung, denn wenn eine Kasse den Namen Ortskrankenkasse führt, so heißt das, sie wird von ihren zahlenden Mitgliedern selbst verwaltet, und zwar bestimmt sich der Anteil an der Verwaltung nach der Höhe des Beitrags, und da zwei Drittel der Lasten von den Arbeitern getragen werden und ein Drittel von den Arbeitgebern, so haben die Arbeiter immer die Mehrheit. Der Name Ortskrankenkasse ist nicht gerade sehr treffend; es ist eigentlich auch nötig, daß man hinzusetzt: der Maurer, der Schneider, der Kellner usw. Besser wäre der Name Gewerkskrankenkasse; dieses Wort sagt an, daß sich die Kasse nach den einzelnen Gewerken begrenzt, wie die Betriebskrankenkasse nach dem Betriebe und die Gemeindekrankenkasse nach der Gemeinde. Die Kosten der Verwaltung und nötigenfalls ein Fehlbetrag müssen aus den Beiträgen gedeckt werden, die Kassen müssen sich selbst helfen durch Erhöhung der Beiträge oder Ermäßigung der Leistungen. Für beides sind allerdings Grenzen gesetzt, kann die Ortskrankenkasse sich innerhalb dieser Grenzen nicht mehr helfen, so wird sie von den Behörden aufgelöst, und ihre Mitglieder werden in einer andern, gewöhnlich in der Gemeindekrankenkasse, untergebracht.

Wenn in einer Ortskrankenkasse nur wenige große Arbeitgeber vertreten sind, die ihre Arbeiterschaft auch bei einer geheimen Abstimmung in der Hand behalten, so können sie allerdings trotz dieser Verfassung die Verwaltung beherrschen, eben durch die Stimmen der von ihnen abhängigen Arbeiter; ist es aber eine größere Zahl Arbeitgeber, oder sind viele kleine Arbeitgeber dabei, so muß die Verfassung der Kasse jedesmal zur Herrschaft der Arbeiter führen, der sich die Arbeitgeber fügen müssen. Die Mehrheit der Arbeiter wählt sich dann einen Vorsitzenden nach ihrem Herzen, stellt den Rendanten und die Unterbeamten an und macht durch diese Organe mit Ärzten, Apothekern und Krankenhäusern Verträge; sie entscheidet, ob die Leistungen oder die Beiträge erhöht werden sollen, in welcher Weise die ärztliche Hilfe gewährt werden soll usw.

An Stelle der Abstrakta wollen wir nun noch einmal die Personen vor unsre Phantasie rufen, die auf der Bühne dieses Gesetzes die Hauptrolle spielen. Erstens auf dem Theater der Gemeindekrankenversicherung: der Herr Gemeindevorsteher, der Herr Bürgermeister, der Herr Landrat, als Vorsitzende; als ausführende Macht aber der Herr Stadtsekretär oder der Herr Kreissekretär. Zweitens auf dem Theater der Betriebskrankenkassen: der Herr

Digitized by Google

Fabrikbesitzer, der Herr Domänenpächter, der Grubendirektor, der Eisenbahnbetriebsdirektor, der Bauunternehmer, als Vorsitzende und als ausführende Personen deren Beamte. Drittens die Ortskrankenkassen: der Vorstand vertreten durch einige kleinere Fabrikbesitzer oder Handwerksmeister oder auch Arbeiter. Die ausführende Macht, der Herr Rendant, ist die wichtigste, weil unentbehrlichste Person. Bei kleinern Ortskrankenkassen führt irgend ein Mitglied die Geschäfte als Nebenamt, aber große Organisationen oder gar solche Riesenkassen wie die gemeinschaftliche Ortskrankenkasse für ganz Leipzig brauchen einen Stab von geschulten Beamten.

Für die Ärzte stellt diese Reihenfolge: Gemeindekrankenkassen, Betriebskrankenkassen, Ortskrankenkassen eine Stufenleiter der Erträglichkeit dar, die von oben nach unten führt. Die Abhängigkeit von einem Landrat oder Bürgermeister ist gemeinhin erträglich, die Abhängigkeit von einem einzelnen Fabrikbesitzer oder gar nur Direktor kann schon drückender sein. Die Abhängigkeit aber von einem Rendanten, über den hinaus man sich nur an eine Mehrzahl von sachunkundigen Vorstandsmitgliedern wenden kann, muß zuweilen unerträglich sein.

Wie die Verfassungen, so sind auch die Leistungen der Kassen ungeheuer verschieden. Die Gemeindekrankenkassen gewähren nur das Mindestmaß der durch das Gesetz vorgeschriebnen Hilfen. Wegen der mäßigen Höhe der Beiträge, und weil es bequemer und billiger schien, die Verwaltung den vorhandnen Gemeindebehörden zu übertragen, als neue Organe zu schaffen, sind sie in ärmern und dünn bevölkerten Gegenden zumeist gewählt worden.

Ortskrankenkassen giebt es von den mannigfachsten Arten: von einer kleinen Maurerkasse von nur hundertfünfzig Mitgliedern in einem kleinen Landstädtchen, die mit unverhältnismäßigen Kosten nur um der Selbständigkeit willen erhalten wird, bis zu solchen, die über einen ganzen Kreis ausgedehnt sind, wie die gemeinsame Ortskrankenkasse des Saalkreises, und zu solchen, die die arbeitende Bevölkerung einer Großstadt umschließen, wie die Ortskrankenkasse für Leipzig. Bei mittelgroßen Kassen entstehn starke Unterschiede, je nachdem eine Kasse für die hochbezahlten Maschinenbauer oder für schlechter gestellte Arbeiterklassen errichtet ist. Wie lange über die dreizehn Wochen hinaus Krankengeld gezahlt wird, ob spezialistische Behandlung gewährt wird, ob besondre Pflege, Badereisen usw. zur Genesung gewährt wird, wie hoch das Sterbegeld, wie hoch das Wochenbettgeld ist, ob für die Kinder etwas gethan wird, das ist von einer Kasse zur andern verschieden.

Betriebskrankenkassen werden von Fabrikanten, Aktiengesellschaften, den großen Staatsbetrieben errichtet, erstens, wenn sie Wert darauf legen, nicht unter die Vorschriften einer sozialdemokratischen Ortskrankenkasse gestellt zu werden, denn eine solche Kasse kann durch ihre Beschlüsse ja auch die Beiträge der Arbeitgeber gleichmäßig mit denen der Arbeiter erhöhen und hat noch allerlei andre gelegentlich unbequeme Rechte; zweitens aber, wenn sie ihren Arbeitern Zuwendungen machen wollen, die über die Leistungsfähigkeit kleinerer



Digitized by Google

Arbeitgeber hinausgehn. Es giebt Betriebskrankenkassen, die ein Jahr lang Krankenunterstützung gewähren und die mannigfachsten außergewöhnlichen Zuwendungen zu machen imstande sind.

Wenn dem fürsorglichen Arbeiter die Kassenleistungen zu gering erscheinen, und sein Verdienst es ihm erlaubt, so versichert er sich noch einmal in einer der freien Hilfskassen, die häufig mit den Gewerkschaften zusammenhängen. Es kommt häufig vor, daß, während die Zwangskasse mit der dreizehnten Woche ihre Leistungen einstellt, die Hilfskasse noch bis zur sechsundzwanzigsten Woche Krankengeld zahlt. In Halle an der Saale giebt es einundzwanzig Ortskrankenkassen, dreizehn Betriebskrankenkassen, drei Innungskrankenkassen und einunddreißig freie Kranken-, Begräbnis- und Unterstützungskassen irgendwelcher Art.

### 3. Die Fehler der Zwangsversicherung

Der Leser wird vielleicht mit mir die Überzeugung gewonnen haben, daß die Organisationen des Krankenversicherungsgesetzes sich auf eine bewundernswerte Weise gegenseitig ergänzen und ersetzen, und daß man ein glückliches Gleichgewicht der Rechte und Pflichten hergestellt hat, das immerhin so weit als irgend möglich zu Gunsten der Arbeiter verschoben ist. Aber alle Dinge auf Erden haben auch ihre schlechten Seiten. So hat auch das Krankenversicherungsgesetz seine vielleicht unvermeidlichen Fehler und Schäden.

Hatte früher ein Arbeiter etwas Reißen oder etwas entzündete Haut oder eine kleine Verstopfung, so ging er zum Kaufmann oder schickte ein Kind und ließ für zehn Pfennige Arnikaspiritus oder Salbe oder Sennesblätter holen. Jetzt muß er zur Kasse gehn und sich einen Kassenschein holen, geht dann in die Sprechstunde zum Arzt und wartet da mit zwanzig andern. Der Arzt muß ihn untersuchen, ob er auch krank ist und die Kassenhilfe wirklich nötig hat, muß ihm aufschreiben, was er braucht. Damit geht der Kranke zum Apotheker und läßt sich die Arznei geben. Er fragt häufig den Apotheker, was die Medizin kostet. Ist sie sehr billig, so ist er der Überzeugung, daß der Arzt ihm nicht wohlwollend gesinnt ist und für die Kasse hat Geld schinden wollen, und er ist überzeugt, für alle seine Wege eigentlich nichts erhalten zu haben. In tausend Fällen wird dieser Umweg vermieden, und man holt für sein eignes Geld, was man braucht. In ebenso vielen Fällen wird er aber begangen, und das bedeutet einen ungeheuern Aufwand an Zeit, Geld und Arbeit, der in keinem Verhältnis zu dem geleisteten steht. Unumgänglich ist der Weg, wenn die Krankheit so ist, daß der Arbeiter vier Tage die Arbeit versäumen muß, z. B. bei einem kleinen Schnupfenfieber, einer Halsentzündung, einem Sommerdurchfall, einer leichten Zehenquetschung. In diesem Fall ist der Mann gezwungen, das Kassenbureau, den Arzt und den Apotheker in Bewegung zu setzen, weil er ja sonst, wie er sich auszudrücken pflegt, die paar Pfennige Krankengeld verliert. Das Ganze ist aber ein Aufwand, der auch in den Augen des Arbeiters dem Objekt gar nicht entspricht.

Digitized by Google

Ein Arzt,*) der bei seiner Arbeit dieselben Beobachtungen gemacht hat, hat vorgeschlagen, man solle doch die Kontrolle dieser leichten Fälle, wo der vernünftige Mensch nicht gleich einen Arzt braucht — er wählt als Beispiel eine leichte Influenza —, nicht wie bisher von dem Arzte verlangen, der vielleicht dazu — er wählt als Beispiel das flache Land — zehn Kilometer zu fahren hat, sondern solle sich mit der Kontrolle durch geringere Beamte oder Beauftragte begnügen. Der Augenschein z. B. eines an Lungenentzündung Erkrankten würde auch einem Laien deutlich sein. Aber hierbei ist übersehen, daß gerade wenn einer deutlich krank ist, er auch schwer krank ist und deshalb den Arzt braucht, wenn er aber leicht krank ist, in den meisten Fällen die Besichtigung durch einen Laien als Kontrolle nicht genügt, weil nur der Arzt sehen kann, ob hier einer wirklich krank ist oder einer nur Krankengeld schinden will. Außerdem ist der Übelstand nur vom Standpunkt des Arztes aus angesehen. Denn die Unzahl der kleinen Fälle vermehrt nicht nur in unwirtschaftlicher Weise die Arbeit des Arztes, sondern auch die des Apothekers und des Kassenbeamten und belastet den Etat des Krankengelds.

Die leichten Krankheiten sind nun glücklicherweise die allerhäufigsten. Denn jeder Mensch erkrankt in seinem Leben zehnmal leicht, ehe er einmal schwer erkrankt. Man kann sich daraus ein Bild machen, wie es in dem Sprechzimmer eines viel beschäftigten Kassenarztes aussehen muß. Es giebt Ärzte, die achtzig bis hundert Kranke in zwei Stunden abfertigen. Nun ist nichts schwieriger als prüfen, ob einer, der Rheumatismus oder Magendrücken oder Stiche zu haben behauptet, wirklich krank ist, und was ihm fehlt. Findet man keine objektiven Symptome, ein Resultat, wozu eigentlich mindestens eine halbe Stunde mühsamer Untersuchung gehört, so kann man sich wohl bei einem andern Menschen auf die subjektiven Symptome verlassen, aber bei einem Kassenkranken nicht, denn es kann ja sein, daß er nur Krankengeld haben will, weil er keine Arbeit hat. Von dieser allergründlichsten Untersuchung kann natürlich keine Rede sein. Dazu müßte die Zahl der Ärzte verzehnfacht werden, die Aufgabe eines tüchtigen Kassenarztes ist es vielmehr, aus diesen achtzig Menschen erstens die mit sicherm Blick herauszufinden, die gefährlich krank sind, und bei denen nichts versäumt werden darf, vielleicht drei oder vier unter allen, und zweitens, die paar wirklichen Drückeberger möglichst kräftig hinauszuwerfen und die große Masse der andern mit einem tröstenden Rezept, einem Stück Papier, das Geld kostet, aber nichts leistet, nach Hause zu schicken! Denn wenn es ihm wirklich einfallen sollte, sie alle zu untersuchen, so würde es doch der Kasse nicht einfallen, andre Ärzte zu schicken, die für ihn über Land fahren und die Stadtbesuche machen, also die Zahl der Ärzte zu vermehren, und angenommen sie thäten es allesamt doch, so wäre von diesem Augenblick an der Kassenzwang in Deutschland unmöglich. Denn das Volk

*) Conrads Jahrbücher, Mai 1901. Dr. Hesse, Zur Revision des Krankenversicherungsgesetzes.

Digitized by Google

könnte diese unsinnige Last nicht tragen. Die Unzahl der kleinen Fälle veranlaßt Fehlkosten bei jeder Kassenorganisation. Wie hoch mögen sich diese nutzlosen aber unvermeidlichen Kassenleistungen belaufen — ich glaube sie werden zwanzig Prozent erreichen. Sie sind eine Last auf der Volkswirtschaft, die erst durch das Versicherungsgesetz entstanden ist.

Die Zwangsversicherung hat aber noch einen zweiten großen Nachteil: das ist das Mißtrauen, das die Versicherten gegen die ihnen zugewiesenen, fest angestellten Kassenärzte haben. Dieses ist so allgemein, daß der Titel Kassenarzt schon einen abfälligen Beiklang im Munde des Volkes hat. Das natürliche Verhältnis zwischen Kranken und Arzt ist das Vertrauen, das die Voraussetzung ist für die Ersprießlichkeit der ärztlichen Arbeit. Vertrauen schenkt der Kranke und die Mutter eines kranken Kindes nur dem Arzt, den sie selbst gewählt hat. Ein Arzt aber, den man ihr vorschreibt, den hat sie nicht gewählt, und darum erhält er kein Vertrauen. In einer kleinen Stadt, wo wir drei Ärzte waren, und alle einen Kassenbezirk hatten, kamen die Kranken aus dem Bezirk meiner Kollegen häufig zu mir, und die meinigen gingen zu ihnen. Sie bezahlten doppelt, erstens ihren Kassenarzt durch ihre Kassenbeiträge und zweitens den Arzt ihres Vertrauens. Das gehört auch zu den Fehlkosten der Zwangsversicherung, aber freilich sie werden nicht in den Kassenbüchern als Unkosten gebucht.

Würde man keine Kassenärzte anstellen, sondern den Versicherten überlassen, den Arzt ihres Vertrauens zu wählen, so würden diese Fehlkosten freilich verschwinden, und das wäre ein materieller Gewinn für die Versicherten, wenn er sich auch nicht berechnen läßt. Aber es besteht die Gefahr, daß die Kosten der Kasse in das Unberechenbare steigen würden. Das Interesse eines Arztes, der noch nicht Praxis genug hat und froh ist, wenn er Besuche machen kann, für die er Bezahlung erhält, kann sich mit dem Interesse eines Versicherten, der nicht krank ist, aber Krankengeld beziehn möchte, und mit dem Interesse eines Apothekers, der gern teuer und viel verkaufen möchte, verbinden, die Kasse zu plündern. Nun giebt es aber schon eine Einrichtung, die diese Nachteile vermeidet, nämlich die der beschränkt freien Arztwahl. Eine große Kasse stellt den Versicherten die Wahl unter den sechs bis zehn oder zwanzig bei ihr „zugelassenen" Ärzten frei. Es besteht dann einige Wahrscheinlichkeit, daß der Kranke einen, dem er volles Vertrauen schenkt, wählen kann. Die Kasse stellt der Gesamtheit der Ärzte eine Summe zur Verfügung, in die sie sich nach eignen Statuten je nach dem Maße von Arbeit, das sie gehabt haben, zu teilen haben. Die Kasse kann damit ihren Etat gegen jede Gefahr sichern, das Fixum ist aber für die Ärzte ausreichend in den gesunden Jahren, unzureichend in den Jahren gehäufter Krankheiten.

Freilich ganz so billig wie die Einrichtung der fest angestellten Kassenärzte ist die beschränkt freie Arztwahl nicht. Denn wenn die Ärzte aus ihrer Kassenführung der Kasse vorrechnen, daß sie für einen Besuch fünfzig Pfennige und für die Konsultation fünfzehn Pfennige bezogen haben, so wird die Kasse

Digitized by Google

nicht umhin können, schließlich einmal das Arzthonorar zu erhöhen. Es ist auch durchaus nicht so bequem für die Herren Kassenregenten, mit einer Korporation von Ärzten zu verkehren, als mit einer Anzahl absolut abhängiger Kassenärzte, von denen jeder einzelne entlassen werden kann, wenn er unbequem wird, und die gewöhnlich, wenn seit dem Beginn ihrer Thätigkeit die Zahl der Kassenmitglieder und damit die Größe ihrer Arbeit um den vierten Teil gewachsen ist, es gar nicht wagen, eine Erhöhung ihres Gehalts zu verlangen. Freilich je mehr der besoldete Kassenarzt Arbeit aufgepackt erhält, um so mehr Kassenmitglieder verzichten auf seine Hilfe und suchen sich auf eigne Kosten einen Arzt. Davon weiß natürlich die Kasse nichts, ihre Bücher können nur die Überlegenheit der Einrichtung der angestellten Ärzte beweisen. Manchmal aber weiß die Kasse doch davon und weiß sogar sehr genau die Vorteile zu berechnen, die sie aus diesem Umstande zieht. In Leipzig sind durch Ortsstatut die Handlungsgehilfen versicherungspflichtig, und da sie zu den höchst bezahlten Klassen der Arbeiter gehören, so müssen sie auch die höchsten Beiträge zahlen. Die Beiträge zahlen sie gezwungen, aber die Kassenleistungen nehmen sie möglichst wenig in Anspruch, und zwar trotz beschränkt freier Arztwahl. Infolgedessen sind sie der Kasse die liebsten und unentbehrlichsten Mitglieder. Der Kasse bekommt es gut, aber dem Daseinszweck der Kasse entspricht dieses Verhältnis nicht, und den Interessen der Versicherten entspricht sicher am besten eine möglichst freie Arztwahl.

(Fortsetzung folgt)

# Hellenentum und Christentum

## I. Die homerische Religion

Bei der Besprechung von Ibsens „Kaiser und Galiläer“ bemerkte ich, Julians Unternehmen sei nicht ganz so thöricht gewesen, wie es auf den ersten Blick scheine. Immerhin aber bleibt dieser Restaurationsversuch eines geistvollen Fürsten dreihundert Jahre nach der Gründung der christlichen Kirche und vierzig Jahre nach ihrem politischen Siege über das Heidentum ein so merkwürdiger Vorgang, daß man sich durch ihn stark angelockt fühlt, zu untersuchen, worauf die Lebenskraft der hellenischen Religion beruhte. Mich hat nun die Untersuchung bis zu den Anfängen dieser Religion zurückgeführt und in der Überzeugung bestärkt, daß man ohne ihre Kenntnis das Christentum gar nicht verstehn könne, wissenschaftlich nämlich; das Verständnis freilich, das beseligt, wird durch die Gelehrsamkeit oft mehr gehindert als gefördert.

Digitized by Google

Dem kindlichen Menschen ist die ganze Natur belebt, wie heute noch dem Kinde des Kulturmenschen sogar sein Spielzeug, und sofern man die Furcht und die Hoffnung, die ihn beim Anblick seiner Umgebung und im Verkehr mit ihr bewegen, Religion nennen darf, kann seine Religion Animismus oder Pandämonismus genannt werden. Der Pandämonismus ist Polydämonismus, weil die Tiere, Pflanzen, Wolken, Himmelskörper einzelne Erscheinungen sind, deren Zurückführung auf einen gemeinsamen Ursprung oder Träger erst später von der erwachten und entwickelten Vernunft versucht wird. Da auch solche Wirkungen gespürt werden wie die Stürme, deren Urheber nicht in sichtbarer und greifbarer Körperlichkeit erscheinen, so entsteht unter Mithilfe der Traumgestalten die Vorstellung von Geistern als Urhebern dieser Wirkungen. In diesem schrecklaften Gespenster- und Dämonenglauben bleiben die niedern Rassen befangen. Die Völker der weißen Rasse haben einerseits die großen allbeherrschenden Naturerscheinungen von den Einzelwesen gesondert und entweder nur jene vergöttlicht oder wenigstens nur sie als große und Hauptgötter verehrt, andrerseits diese Hauptgötter vermenschlicht und ihre Personen und Wirkungen zu Lehrgebäuden geordnet.

Die Vermenschlichung ist nun am vollkommensten den Hellenen gelungen, die ja, wie es Chamberlain gut bezeichnet, den Menschen selbst entdeckt haben. Homer*) hat die alten Naturgottheiten mit Worten so anschaulich gemalt und gemeißelt, daß später, nachdem die Technik weit genug fortgeschritten war, seine Bilder als Typen benutzt werden konnten, nach denen sich die Künstler ihre menschlichen Modelle auszusuchen hatten. Nicht in dem Sinne hat Homer den Griechen ihre Götter gegeben, daß er den Zeus und die übrigen Olympier geschaffen hätte; der Prozeß der Vermenschlichung hat sich in den Seelen der Weißen in allen Ländern vom Indus bis zum Tiber und am Tigris wie am Nil lange vor Homer vollzogen — nur anschaulicher gemacht hat er die Volksgötter und den Menschen näher gebracht. Ihre ursprüngliche Bedeutung ist noch zu erkennen, tritt aber hinter ihrer menschenähnlichen Persönlichkeit mehr oder weniger zurück. Sie sind nicht mehr Himmel, Wasser, Luft und Erde, sondern Urheber der Himmelserscheinungen, Ordner der Dinge, die sich in Luft und Wasser und auf der Erde ereignen. Bei einigen hat die Loslösung von der Naturerscheinung einen Ersatz notwendig gemacht. Apollo hat auf der Erde und im Olymp so viel zu thun, daß er unmöglich den Sonnenwagen lenken kann, dessen wichtige Bestimmung keine Unterbrechung des Laufs und keine Entgleisung duldet; dieses Geschäft wird darum dem Helios übertragen. Überhaupt aber konnte dem Dichter so wenig wie der Volksphantasie die Lösung der an sich unlösbaren Aufgabe gelingen, die Götter in ganz feste Beziehungen zu den Naturerscheinungen und Naturereignissen zu bringen und

*) Es hieße die Hefte mit einem unnützen Ballast beschweren, wollte ich bei jedem Sätzchen die zahlreichen Stellen angeben, auf die es sich stützt; der Homerkenner hat sie im Kopf, und sollte es Leser geben, die den Homer nicht kennen, so würden sie sie nicht nachschlagen.

Digitized by Google

ihre Wirkungskreise reinlich voneinander abzugrenzen. Namentlich die Winde scheinen allen Göttern ohne Ausnahme zur Verfügung zu stehn. Es giebt keinen höhern und keinen niedern Gott bis zur Nymphe Kalypso hinab, der nicht zuweilen einem Seefahrer günstigen oder ungünstigen Wind sendete, und es scheint nicht, daß in jedem einzelnen Falle Äolus, der Schaffner der Winde, in Anspruch genommen worden ist. Und nicht bloß Poseidon, sondern auch Zeus, der Wolkenversammler, erregt Stürme, während andrerseits auch Poseidon Wolken versammelt, da ja Seestürme gewöhnlich bei bedecktem Himmel losbrechen. Als menschenähnliche Wesen sind die Götter geschlechtlich, leben in der Ehe und sind teils legitimen teils illegitimen Verbindungen entsprossen. Einigermaßen klare Familienverhältnisse und Stammbäume findet man jedoch nur bei den obern Göttern. Der Ursprung der Götter überhaupt bleibt gleich dem der Menschen in Dunkel gehüllt. Aus dem Okeanos sollen nach Il. 14, 246 alle Wesen hervorgegangen sein, aber den Erechtheus hat nach Il. 2, 548 die fruchtbare Erde geboren. Jedenfalls rühmt sich keiner der olympischen Götter, daß er, selbst ungeschaffen und ungeboren, die Menschen *geschaffen* habe, wogegen nicht wenige menschliche Helden von Göttern *gezeugt* sind. Zeus, Poseidon und Hades sind Söhne des Kronos und der Rhea, über deren Ursprung wir bei Homer nichts näheres erfahren. Jene drei haben die Weltherrschaft in der Weise unter sich geteilt, daß Zeus den Himmel samt Luftraum und Wolken, Poseidon das Meer und Hades die Unterwelt regiert. Den Olymp, wo jeder Gott seinen Palast hat,*) und die Erde behalten sie gemeinsam. Poseidon scheint denn auch lieber auf dem Olymp und auf Erden als in der Salzflut zu weilen, und zuweilen besucht er seinen Palast in Ägä, womit ohne Zweifel sein dortiger Tempel gemeint ist. Here hat als Schwester und Gattin des Zeus Anteil an seiner Macht und Herrlichkeit, doch steht sie in beidem hinter ihm zurück und muß einmal von dem Erzürnten grausame Strafe erleiden. Dagegen ist sie, und ebenso Pallas Athene, der Gedanke des Zeus, stärker als Poseidon; noch weit weniger wagen die übrigen Olympier, ein Apoll, ein Ares, sich mit den beiden mächtigen Göttinnen zu messen, und Apoll scheut auch den Poseidon als Ohm. Dieser begehrt gegen den ältern und mächtigern Bruder manchmal auf, fügt sich aber schließlich immer dessen Geboten. Die Art und Weise, wie des Obergotts gewaltige Kraft manchmal veranschaulicht wird, z. B. daß alle Olympier zusammen, wenn sie sich an eine goldne Kette hängten, die er hielte, ihn nicht vom Olymp herunter zu ziehn vermöchten, ist mehr als kindlich. Mit Hades, dem unterirdischen Zeus, wie er auch genannt wird, und seiner Persephone pflegen die Olympier keinen Verkehr, ihnen graut vor dem Wust da drunten, und Hades schämt sich seines häßlichen Hauses; wenn Poseidon die Erde erschüttert, hat Hades Angst, die Menschen möchten durch einen Spalt hineinschaun.

*) Ob es sich mit dem Olymp so verhält, wie das Volk glaubt, scheint nach Od. 6, 42 dem Homer zweifelhaft zu sein; oder vielleicht seinem Bearbeiter in einer Zeit, wo der Gipfel des Berges schon erstiegen war?

Digitized by Google

Alles in allem genommen erscheinen die Götter als die ältern und mächtigern Brüder der Menschen, als größere, schönere und klügere Menschen. Ihr Benehmen, ihre Leidenschaften, ihre Tugenden und Laster, ihre Geselligkeit, ihr Haushalt, alles das ist rein menschlich gestaltet. Sie geben einander und auch den Sterblichen reichlich Stoff sowohl zum Weinen wie zum Lachen. Sie ärgern sich, betrüben sich, klagen über ihr unseliges Schicksal (obwohl sie die „seligen" Götter sind) und wünschen manchmal, nicht geboren zu sein. Sie zanken so, daß der Olymp ein ungemütlicher Aufenthalt wird, und dann erheitert sie der gutmütige Hephästos (der seine Schmiede nicht etwa unter dem Berge Ätna, sondern im Olymp hat) bald mit versöhnlichen Worten, bald, indem er herumhinkend den eleganten Mundschenken spielt. Sind sie dann wieder versöhnt und guter Laune, so schmausen sie miteinander, und Apoll besorgt mit seinen Musen die Tafelmusik. Geradezu ein Vorwurf für die Dichter von Charakterkomödien ist die Szene, wo Here der Artemis mit der Linken die Hände festhält und sie mit der Rechten ohrfeigt. Die Liebesabenteuer der Götter erklären sich auf dreierlei Weise. Erstens aus ihrer ursprünglichen Bedeutung als Naturkräfte, da diese in den mannigfachsten Verbindungen zusammenwirken. Zweitens aus dem Bedürfnis, die überragende Größe, Kraft und Schönheit berühmter Helden durch ihre göttliche Abstammung zu erklären. Beide Erklärungsgründe sind deutlich erkennbar in der Erzählung Od. 11, 235 ff. Tyro soll sich freuen, daß Poseidon sie umarmt hat, denn ein Gott zeuge Großes und Gutes; und wenn Zeus seiner Gattin beiwohnt, so läßt die Erde Blumen hervorsprießen. Drittens sind ja die Götter selig, Seligkeit menschenähnlicher Götter kann aber ohne Liebesgenuß nicht gedacht werden, dessen durch den Ehebund beschränktes Maß auch schon sterblichen Männern oft nicht genügt. Da aber die Menschenähnlichkeit der Götter auch die Sittlichkeit fordert, so bleiben die Ehebrüche der männlichen Gottheiten weder ungescholten noch unbestraft. Here versalzt dem Zeus seine Vergnügungen mit Zank, Spionage, Irreführungen und straft sie durch das Schicksal, das sie seinen geliebten unehelichen Sprößlingen bereitet; unter den Göttinnen aber giebt es nur eine, die, auch nicht ganz ungestraft, Ehebruch treiben darf, Aphrodite, deren Geschäft eben die Erweckung der geschlechtlichen Liebe ist. Homer unternimmt einmal, aus der Rolle des Dichters herausfallend, den Versuch, das Wesen dieser vollkommnern Menschen anatomisch und physiologisch klar zu machen. Sie genießen nicht irdische Speise, sondern Nektar und Ambrosia. Deshalb bildet sich in ihnen kein Blut, sondern ihre Adern füllt eine ihnen eigentümliche Flüssigkeit, der Ichor, und sie können wohl verwundet aber nicht getötet werden. Die Versuche der christlichen Dichter und sogar mancher gelehrten christlichen Theologen, das Leben und das Wesen unkörperlicher Engel und verklärter Leiber unserm Verständnis näher zu bringen, sind nicht glücklicher ausgefallen. Ambrosia ist nichts andres als Unsterblichkeit, und das Ambrosiaessen (man denke an den Baum des Lebens) bedeutet weiter nichts, als daß es höhere Wesen giebt, die den irdischen Lebensbedingungen nicht unterworfen

Digitized by Google

sind. Jedesmal, wo der dichterische, der sinnbildliche Ausdruck für eine geglaubte aber der Erfahrung unzugängliche jenseitige Thatsache wörtlich verstanden und als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung behandelt wird, kommt etwas Abgeschmacktes heraus. Daß in Beziehung auf Naturvorgänge Unmögliches als möglich vorausgesetzt wird, wie wenn Helios droht, er werde in der Unterwelt scheinen, falls der an seinen Rindern verübte Raub nicht bestraft würde, das kann nicht überraschen.

Völker von düsterer Gemütsanlage und solche, deren Heimat reich an furchterregenden Naturereignissen ist — das zweite mag wohl Ursache des ersten sein —, haben den Gegensatz zwischen guten und bösen Göttern ausgebildet, oder auch den obersten Gott, der versöhnt Gutes spendet, zugleich mit so schrecklichen Eigenschaften ausgestattet, daß er mehr Furcht als Vertrauen erregt. Die Hellenen, glückliche Kinder eines freundlichen Landes und Klimas, haben keinen bösen Gott und haben auch den mitunter furchtbaren Zorn ihrer guten Götter nicht so stark hervorgehoben, daß sich aus ihm der Teufel hätte entwickeln können. Die Schreckgestalten ihrer Mythologie sind untergeordnete Wesen, deren verderbenbringende Thätigkeit entweder, wie die der Scylla und der Charybdis, an eine beschränkte und leicht zu meidende Örtlichkeit gebunden oder wie die der Erinys in den Dienst der guten Götter gestellt ist. Die neuern Ausgrabungen haben u. a. eine Menge Gemmen zu Tage gefördert, die mischgestaltige Dämonen zeigen: Menschenleiber mit Pferde- und Rinderköpfen, mit Löwen- und Insektenbeinen, auch Gestalten, die Heupferdchen und Seepferdchen ähnlich sehen. Milchhöfer („Die Anfänge der Kunst in Griechenland") kommt bei der Untersuchung dieser Gebilde zu dem Ergebnis, daß Gewitterwolken und wolkenähnliche Heuschreckenschwärme die hauptsächlichsten der Naturerscheinungen gewesen sind, die der griechischen Phantasie Anlaß gegeben haben, Schreckgestalten auszuhecken, und daß diese Schreckgestalten: Harpyen, Erinys, Medusa, Gorgo ursprünglich eins und erst später teils von der individualisierenden Poesie, teils vom grübelnden Verstande gesondert und mit verschiednen Ämtern betraut worden sind; Iris, die spätere Götterbotin, die gleich einem Schnee- oder Hagelsturm daherfährt, steht ihnen als Schwester der Harpyen nahe, und wenn die erzürnte Demeter Landverwüstung durch Heuschrecken zuläßt und so Hungersnot und Pest erzeugt, ist sie selber Erinys. Gott macht eben, wie der Hebräerbrief in Zusammenfassung alttestamentlicher Vorstellungen sagt, seine Boten zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen — oder umgekehrt, Winde zu seinen Boten. Die Pferdeköpfe aber erinnern daran, daß das schnelle Pferd Sinnbild des Windes und der eilenden Wolke ist; aus diesem Gedankengange sind dann weiter die von Winden gezeugten unsterblichen, redenden und weinenden Rosse hervorgegangen. Ohne Zweifel ist auch den Hellenen im Anfange der Besiedlung ihrer Heimat das Leben schwerer geworden als später, und deshalb nahmen Schreckbilder einen breitern Raum ein in ihrer Phantasie. Außerdem wirkten das benachbarte Asien und Ägypten mit ihren mythologischen Tier- und Mischgestalten



Digitized by Google

ein; daraus erklärt sich das häufige Vorkommen solcher in der ältesten Bildnerei.

In Homer hat sich der griechische Geist über diese Schrecknisse schon erhoben; sie treten nur selten in den Gesichtskreis seiner Helden, richten verhältnismäßig geringen Schaden an, und die Abneigung des hellenischen Geistes vor allem Widerlichen und Häßlichen drückt sich darin aus, daß er sie nicht beschreibt. Auch die Titanen sind keine bösen Götter. Einer, Atlas, wird zwar *Οὐλόφρων*, Unheil sinnend, genannt, aber den hundertarmigen Briareus ruft Thetis sogar zum Schutze des Vater Zeus vor einer Verschwörung der übrigen Olympier zu Hilfe. Die Titanen wohnen in der Unterwelt, aber nicht als Gefangne oder bestrafte Verbrecher. Hades ist unerbittlich und gleich den Keren allen Menschen verhaßt, aber er handelt nicht aus Bosheit, sondern nur als Vollstrecker der Weltordnung, wenn er die Menschen, einen jeden nach Ablauf seines Lebensfadens, in sein Reich aufnimmt. Wesen, deren Lust und Lebenszweck es ist, Menschen unglücklich zu machen, scheinen Eris und Ate, die Zwietracht und die Verblendung zu sein, aber sie tragen doch den Stempel der Allegorie zu deutlich an der Stirn, als daß man ihre Personifizierung ernst nehmen könnte. Das Volk hat freilich auch die Allegorien ernst genommen, sodaß die allegorisierende Dichterphantasie eine unerschöpfliche Quelle der Götterproduktion wurde; bei Homer treten schon die Nacht, der Schlaf, die Träume, die Geburtswehen als Personen auf. Eine wunderschöne Allegorie, die der christliche Prediger unverändert in seine Predigt aufnehmen kann, legt er dem edeln Phönix in den Mund, der seinen Pflegebefohlnen, den zürnenden Achill, mahnt:

> Zähme den heftigen Mut, o Achilleus! Nicht ja geziemt dir
> Unbarmherziger Sinn; lenksam sind selber die Götter,
> Die doch weit erhabner an Herrlichkeit, Ehr und Gewalt sind.
> Diese vermag durch Räuchern und demutvolle Gelübde,
> Durch Weinguß und Gedüft ein Sterblicher umzulenken,
> Bittend mit Flehn, so sich einer versündiget oder gefehlet.
> Denn die reuigen Bitten sind Zeus des Erhabenen Töchter,
> Lahm und runzelig zwar, und seitwärts irrenden Auges,
> Die da hinter der Schuld voll Sorge sich mühen zu wandeln.
> Aber die Schuld ist frisch und hurtig zu Fuß; denn vor allen
> Weithin läuft sie voraus, und zuvor in jegliches Land auch
> Kommt sie, schadend den Menschen; doch jene als Heilende folgen.
> Wer nun mit Scheu aufnimmt die nahenden Töchter Kronions,
> Diesem frommen sie sehr, und hören auch seine Gebete.
> Doch wenn einer verschmäht und trotzigen Sinnes sich weigert,
> Jetzo flehn die Bitten, dem Zeus Kronion sich nahend,
> Daß ihm folge die Schuld, bis er durch Schaden gebüßet.

Freilich hat Voß die christliche Färbung der Stelle dadurch ein wenig verstärkt, daß er Ate durchweg mit Schuld übersetzt; beide Worte decken sich nur sehr unvollkommen.

Digitized by Google

Als zweiter Quell, aus dem immer wieder neue göttliche Wesen hervorgehn mußten, bleibt ihr Ursprung, die Naturbeseelung, trotz des durch den Olymp begrenzten Götterkreises. Es wimmelt das Meer wie von Fischen so von Begleiterinnen der silberfüßigen Thetis und von Dienern verschiedner dem Poseidon untergeordneter Meergreise; jeder Fluß, an den ein Herumirrender oder Kämpfender kommt, wird als Gott angerufen und nimmt unter Umständen Menschengestalt an; und betritt einer ein Gebüsch, worin Quellen sprudeln, so betet er zu den Nymphen und Najaden des Orts, die ganz wie Menschenweiber Webstühle haben und Gewänder wirken. Gerade diese untergeordneten Wesen, die Geschöpfe des Animismus, sind wirklich unsterblich, wie Milchhöfer richtig bemerkt: die großen Götter können gestürzt werden, aber das kleine Gezücht wimmelt und heckt — leider meistens nicht in den schönen von Homer geschaffnen Gestalten — unausrottbar in der Volksphantasie.

Unsern heutigen Theologen fällt es schwer, ihrem der Psychologie nicht unkundigen Publikum einen Zustand jenseitiger nie endender Seligkeit glaubhaft zu machen. Homer war dieser Schwierigkeit überhoben durch die wahrscheinlich schon von der Volksphantasie rücksichtslos durchgeführte Vermenschlichung seiner Götter. Diese tafeln, musizieren und arbeiten nicht allein, sondern zanken, intriguieren und übertölpeln einander auch, was ja bis auf den heutigen Tag der beliebteste Zeitvertreib der Menschen geblieben ist. Vor allem aber verkehren sie unablässig mit diesen Menschen, und das Interesse für sie, die Beschäftigung mit ihnen ist es eben, was allen Zank im Olymp verursacht. Sie erscheinen als eine Aristokratie, die durch beständiges Eingreifen in die Handlungen und Verhältnisse des Menschenvolks dieses regiert, und sie unterscheiden sich, abgesehen von ihrer übermenschlichen Natur, nur dadurch von einer gewöhnlichen Aristokratie, daß sie abgesondert von den Beherrschten wohnen und ihr Amt inkognito ausüben. Auf sehr verschiedne Weise begeben sie sich zu den Sterblichen und überhaupt nach entfernten Orten. Ganz ihrer Würde angemessen erscheint es, wenn Here auf ihrem Wagen zum Himmelsthor hinausfährt, dessen von den Horen bewachte Flügel von selbst zurückspringen, sodaß es kracht, oder wenn ein Meergott, von großem Geleit seiner Unterthanen umgeben, auf den Wogen einherrauscht. Oft aber gehn sie auch zu Fuß, und Zeus fragt die Here, die ihn auf dem Ida besucht, nach ihrem Gespann. Sie rennen manchmal, wie bezahlte oder Schläge fürchtende Boten, von beflügelten Sohlen getragen. Gleich dem Blitz, dem Hagelschauer oder gleich Möwen schießen sie durch die Luft, wobei es ungewiß bleibt, ob das nur ein Bild sein oder die wirkliche Erscheinungsweise des Gottes anzeigen soll. Vogelgestalt nehmen sie oft an, besonders beim Abschied von dem Schützling, dem sie in Menschengestalt erschienen sind. An dieser Verwandlung wird dann der Besucher als ein Gott erkannt. Manchmal erkennt man ihn jedoch auch in seiner Menschengestalt, wenn er den Rücken wendet und nun übermenschlich schöne oder große Glieder zeigt. Zuweilen giebt er sich mit ausdrücklichen Worten zu erkennen. Die besuchenden Götter setzen

Digitized by Google

sich zu den Menschen und speisen mit ihnen, dadurch sowie durch das Einatmen des Fettdufts der Opfer einige Abwechslung in ihr allzueinfaches olympisches Mahl bringend, und namentlich den Phäaken, die den Unsterblichen nahe wohnen und von ihnen geliebt werden, ist solcher Besuch etwas gewöhnliches. Alle zugleich aber mischen sie sich unter die Schlachtreihen der um Ilion Kämpfenden, bald mitkämpfend, auch gegeneinander, bald dem einen oder dem andern Helden in der Gestalt eines Waffenbruders erscheinend, um ihn zu warnen, oder zu ermuntern, oder durch Täuschung ins Verderben zu stürzen, oder ihn aus Todesgefahr zu retten, oder dem Verwundeten durch Einflößung eines himmlischen Trankes die schwindende Lebenskraft zurückzugeben.

Die Menschen finden diesen Verkehr mit Olympiern so natürlich und erstaunen oder erschrecken so wenig über solchen Besuch wie die alttestamentlichen und die katholischen Heiligen über Engelerscheinungen, oder wie ein Kind, das Feenmärchen kennt, sich über eine schöne Frau wundern würde, in der es eine Fee sieht. Zuweilen setzen sich die Götter, um der Schlacht zuzusehen, in zwei Gruppen auf Anhöhen einander gegenüber, jede Gruppe auf die Seite ihrer Schützlinge, ein paar von ihnen wohl auch, um noch besser zu sehen, in Gestalt großer Vögel ganz nahe auf einen Baum, froh des Kampfgewühls. Und geht es recht toll drunter und drüber, klirren die Lanzen, rasseln die Schwerter, schreien die Helden, stöhnen die Sterbenden, vermehrt das Rossegetrappel den ohrenbetäubenden Lärm, bedeckt ein unentwirrbarer, in Staub gehüllter Knäuel von ringenden, fliehenden, liegenden Menschen und Pferden das Schlachtfeld, dann donnert Zeus von oben, und macht Poseidon von unten die Erde beben, und Zeus lacht laut aus Herzensgrunde, und allen Göttern lacht das Herz, denn ein großer Rummel bleibt nun einmal das Hauptvergnügen jedes gesunden Jungen, wie das junge Griechenvolk samt seinem Götterwolk einer war. Und nun gar der Athene konnte die Zeit keinen Augenblick lang werden. Nachdem das Schicksal von Troja entschieden war, hatte sie ihren Odysseus zu besorgen. Einige Jahre lang freilich überläßt sie ihn, vielleicht mit andern Helden beschäftigt, seinem Schicksal, aber sowie die vorherbestimmte Zeit der Erlösung gekommen ist, arbeitet sie unermüdlich an der Herbeiführung des glücklichen Endes. Bald ist sie im Phäakenlande, bald auf Ithaka, bald in Pylos, bald in Lazedämon thätig, bald läuft sie als Herold herum, bald geleitet sie den Telemach in Mentors Gestalt, bald erscheint sie als wassertragendes Mägdlein, bald als junger Hirt; zuletzt lenkt sie im Kampf mit den Freiern den Flug der Speere und versöhnt den Odysseus mit dem Volk von Ithaka. Einmal fällt dem Dichter ein, daß es doch eigentlich nicht anständig sei, wenn sich Götter so im Dienste der Sterblichen abmühn, und er läßt deshalb den Hermes, der den Priamus ins Griechenlager geleitet hat, vor dem Zelt des Achilles Abschied nehmen, um nicht von diesem gesehen zu werden. Dann wieder bricht die Erkenntnis durch, daß Athene, wie sie einerseits der Gedanke des Zeus ist, andrerseits nur die Vernunft des Menschen verkörpert, so wenn sie im Streit zwischen Achill und Agamemnon hinter dem zum Losschlagen bereiten

Digitized by Google

Achill stehend diesen zur Selbstbeherrschung mahnt, oder wenn sich Odysseus mit ihr darüber berät, was nun zu thun sei. Sie tadelt sein vorsichtiges Mißtrauen und seine Lügenmärchen, aber lächelnd und den Tadel in Lob hüllend; dann leitet sie die Wendung des Gesprächs mit den Worten ein: „Aber genug davon! Verstehn wir uns doch beide auf List; du unter den Sterblichen der tüchtigste in klugem Rat und Rede, ich vor allen Göttern ob meiner Klugheit gepriesen.“ Odysseus ist die irdische Verkörperung einer göttlichen Eigenschaft, die Göttin das himmlische Spiegelbild des Menschen Odysseus.

Obwohl nun die homerischen Götter die Geschicke der Menschen leiten, so kann doch von einer göttlichen Weltregierung im Sinne der spätern Philosophen und des Christentums schon aus dem Grunde nicht die Rede sein, weil das Volk Homers einen Weltzweck, dem die Geschicke und Thaten der einzelnen zu dienen hätten, nicht kennt.*) Der einzelne Mensch, die einzelne Familie, die einzelne Stadt, die erstreben, jedes für sich, Besitz, Ehre, Genuß und Behagen, darüber hinaus reicht keines Gedanke oder Streben. Demgemäß sorgen auch die Götter jeder für seine Lieblinge unter den Menschen, Familien und Städten. Was ihre Befähigung dazu betrifft, so fehlt es ihnen weder an Wissen und Klugheit noch an Macht. Freilich, unbeschränkt, unendlich, absolut ist keins von beiden. Wenn sie schlafen, und sie legen sich jede Nacht zu Bett (was sie nicht hindert, Menschen im Traume zu erscheinen oder sonstwie auf Erden thätig zu sein), so sehen und hören sie nicht, was in der Welt vorgeht. Auch wenn sie bei den unsträflichen Äthiopen weilen, um dort einen Opferschmaus zu genießen, kann in ihrer Abwesenheit und hinter ihrem Rücken um den Berg Ida herum und im Mittelmeer allerlei passieren, was ihnen bei der Rückkehr unangenehme Überraschungen bereitet. (Man erinnere sich daran, wie Elias die Baalspriester verspottet: Ruft lauter, vielleicht schläft Baal, oder ist auf Reisen oder im Gespräch mit jemand! 1. Könige 18, 27.) Alles schauend, aber natürlich nur bei Tage, wird Helios gedacht und darum bei Eidschwüren neben der Erde und den Göttern der Unterwelt als Zeuge angerufen. Begangne Verbrechen verrät er den Geschädigten: die Sonne bringt es an den Tag. Wie weit die Sehkraft und das Gehör der andern Götter eigentlich reichen, darüber ist man sich nicht klar, aber man hofft wenigstens, daß jedes Gebet zu ihnen dringen werde. „Herrscher, vernimm, betet der verwundete Glaukos, magst du nun in Lykien oder in Troja weilen; du kannst ja wohl an jeglichem Ort den Leidenden hören.“ Sehr eigentümlich sehen die Machtverhältnisse der Götter aus. Schöpfer sind sie nicht, wie schon bemerkt worden ist; aber zeugen sie nach Menschenart Menschen, so teilen sie diesen von ihrer höhern Kraft, Schönheit und Weisheit etwas mit. Doch auch

*) Ahnung einer allgemeinen Teleologie liegt in den Worten des Alkinoos: Die Götter hätten über die um Ilion kämpfenden Helden den Untergang verhängt, „daß er sei ein Gesang auch spätern Geschlechtern.“

Digitized by Google

jedem andern Menschenkinde können sie Gaben verleihen; nicht jedem, ja keinem schenken sie alles, sondern diesem Körperkraft, jenem Schönheit, einem dritten geistige Gaben, und zwar verschiednen verschiedne. Den Demodokos liebte die Muse und gab ihm Gutes und Böses: nahm ihm die Augen und gab ihm süßen Gesang ein. Aus Todesgefahr retten können die Götter ihre Lieblinge, aber nur so lange der Augenblick noch nicht gekommen ist, den das grause Verhängnis für ihr Lebensende bestimmt hat. Nicht jedem ihrer Lieblinge, deren Tod sie beklagen, ja nur den wenigsten, verleihen sie Unsterblichkeit; ob sie nicht in allen Fällen wollen oder nicht können, das wird nirgends deutlich gesagt. An sich scheint jeder Gott die Unsterblichkeit verleihen zu können, verspricht sie doch sogar die Nymphe Kalypso dem geliebten Manne, aber das Schicksal oder der Götterbeschluß erlauben es nicht.*)

Was nun diese Aisa oder Moira eigentlich ist — auch die Mehrzahl Moiren kommt vor —, das macht uns der Dichter nicht klar, augenscheinlich aus dem Grunde, weil es ihm selbst nicht klar ist. Manchmal scheint das Verhängnis eine hinter oder über allen Göttern stehende und diese beherrschende Macht zu sein, manchmal, z. B. wenn es *θέσφατον* genannt wird, der Wille und Beschluß des Götterrats, manchmal das von Zeus allein Bestimmte. Sehr merkwürdig ist die Stelle im fünfzehnten Gesang der Ilias (Vers 49 bis 77), wo Zeus den Gang der Ereignisse voraussagt. Mit andern Stellen zusammengehalten ergiebt sie, daß zwar das Endziel bestimmt ist und unweigerlich fest steht, daß aber auf dem Wege dahin die Götter und Göttinnen jedes seine Wünsche zu verwirklichen Gelegenheit finden, ferner, daß die Götter im Grunde genommen einig sind, und ihr Streit nur die widerspruchsvollen Ereignisse spiegelt, die zum Ziele führen. Ähnlich verhält es sich mit der Leitung der Schicksale des Odysseus. Poseidon weiß, daß er die Rettung des Mannes nicht verhindern kann, aber er will sie so weit wie möglich hinausschieben, sie ihm so sauer wie möglich werden lassen, und ihm jede Freude über einen Erfolg verbittern. Und sogar Athene verleiht im Entscheidungskampfe den Sieg nicht so rasch, wie sie wohl könnte, sondern versucht, erprobt den Mut und die Kraft des doch schon genug geprüften Mannes bis zum äußersten, ganz so wie der Gott des Alten und des Neuen Bundes. Schließlich zeigt es sich, daß Athene und Zeus in dem Beschluß über das Schicksal des Odysseus vollkommen einig sind, obwohl es eine Zeit lang anders schien. Der Wirrwarr im Olymp ist eben, wie gesagt, nur das Spiegelbild des Wirrwarrs auf Erden, dessen Fäden aber die entwirrende Macht nie aus der Hand verliert. Unter den Bildern, hinter denen sich diese Macht verbirgt, erscheinen auch die spinnenden Schwestern, die jedem sein Geschick in den Lebensfaden spinnen, und die Keren oder Todesgöttinnen, die nichts andres sind, als der im voraus-

*) Nach einer spätern Sage, die Plutarch aufbewahrt hat, sind die Nymphen nicht einmal selbst unsterblich, sondern sie leben nur zehn Phönixalter; der Phönix lebt neunmal so lange als ein Rabe, der Rabe erreicht drei Hirschleben, der Hirsch drei Krähenleben, die Krähe neun Menschenalter.

Digitized by Google

bestimmten Augenblick eintretende Tod selbst. So lange der Wirrwarr dauert, und die Entscheidung nicht sichtbar wird, beschuldigen die Götter und Menschen einander gegenseitig. Diese nennen die Götter Anstifter von allem Unheil, das sie durch Verblendung der Menschen und Erregung schlimmer Leidenschaften bewirken; so namentlich Agamemnon und Achill, die sich selbst ganz rein waschen und alle Schuld ihres Zwists auf die Götter schieben. Diese hinwiederum klagen, daß sie von den Menschen ungerechterweise beschuldigt würden, so oft diese sich sogar gegen den Götterwillen durch Unverstand und Frevel selbst ins Verderben gestürzt hätten. Sind wir heute auch nur einen Schritt weiter als Homer? Klagen nicht immer noch Millionen in allen Landen mit dem Harfner über die bösen himmlischen Mächte, wenn sie auch gar nicht wissen, daß Goethe die Klage in schöne Verse gebracht hat? Erfahrner und gelehrter sind wir ja. Wir haben eine Theologie und Bibliotheken voll Abhandlungen über Prädestination, Pelagianismus und Jansenismus. Wir haben andre Bücherhaufen, die der Streit zwischen Deterministen und Voluntaristen erzeugt hat, wir haben die Individualisten und ihre den Gang der Weltgeschichte bestimmenden Heroen, und die Sozialisten mit ihrem alles beherrschenden Milieu, und wir verfolgen die Naturkausalität auf ihren geheimsten Wegen in den Prozessen der Zeugung und Vererbung. Aber was wir nicht haben, und wovon wir heute trotz allem benebelnden Gelehrtenbrimborium noch genau so weit entfernt sind wie Homer, das ist die Gewißheit, die Entscheidung der großen Streitfrage, auf welcher Seite nun eigentlich die Wahrheit liege, oder ob sie irgendwo in der Mitte liege. Nur so viel wissen wir, und das wissen und bekennen auch alle Menschen Homers: wir sind es, die da handeln, aber wir handeln nicht unabhängig von der unserm Forschen unzugänglichen Macht, die das Weltall ordnet.

Sittliche Wesen sind die homerischen Götter, soweit sie es als höhere Menschen sein können und müssen. Sie sind zunächst auf ihren eignen Vorteil bedacht und deshalb solchen Menschen, Städten und Völkern gewogen, die ihnen fleißig opfern. (Das Opfern geschieht, nebenbei bemerkt, immer im Freien. Einige Tempel werden erwähnt, aber, mit Ausnahme Trojas, nicht auf den Schauplätzen der Ereignisse; woraus zu schließen ist, daß es noch nicht viele gab. Dagegen scheinen an jedem bewohnten Ort Altäre gestanden zu haben. Auch Priester werden erwähnt, aber selten, öfter begegnen uns Seher; die Opfer vollzieht immer der Hausvater, im Kriege ein Heerführer.) Versäumnis des schuldigen Götterdienstes, Verunehrung oder Raub der Personen, Tiere und Gegenstände, die einem Gott gehören, wird streng bestraft. Aber auch Frevel gegen Menschen, namentlich Mord, Ehebruch und Verletzung des Gastrechts ziehen schwere Strafen nach sich, und Wohlthaten, die den Menschen erwiesen werden, tragen Lohn ein. Nicht immer freilich handeln die Götter gerecht. Poseidon straft mit Zustimmung des Zeus die Phäaken, die auf ihren wunderbaren Schiffen herumirrende Fremde reich beschenkt in die Heimat bringen, und Aphrodite zwingt die nach ihrem rechtmäßigen Gatten

Digitized by Google

verlangende Helena, den ehebrecherischen Verkehr mit Alexandros fortzusetzen. Doch tritt in solchen Fällen die Naturbedeutung der unmoralisch handelnden Götter deutlich hervor. Poseidon ist eben das Meer, dem die Weltordnung Gewalt giebt, Schiffe und Menschenleben zu vernichten, sodaß die Schiffbaukunst der Phäaken, die die Ausübung dieser Gewalt vereitelt, als ein Eingriff in seine Rechte erscheint; Aphrodite aber ist der blinde und mächtige Geschlechtstrieb, der sich um Gesetz und Sitte nicht kümmert. Im allgemeinen verfahren die Götter gerecht, hegen Erbarmen für die Leidenden und halten sowohl in ihrem Götterstaat wie bei den Menschen die Familienordnung aufrecht. „Böse Werke gedeihen nicht, sagen die Götter untereinander beim Anblick des von Hephästus gefesselten Ares; sogar ein Lahmer fängt den schnellfüßigen Ehebrecher, und nun büßt dieser die verdiente Strafe ab.“ Mit Zeus zusammen wird öfter die Themis genannt. Die Grundbestandteile dessen, was wir mit dem nicht sehr glücklichen Worte Sittlichkeit zu bezeichnen pflegen, finden sich also in den Olympiern und zumal in Zeus und Here. Insbesondre die Zerstörung Ilions, das ein ehebrecherisches Paar beherbergt, ist das Werk der Beschützerin des Ehebundes.

Die Vermenschlichung der Götter, die Individualisierung und Personifizierung der einzelnen göttlichen Eigenschaften und Thätigkeiten bringt es mit sich, daß Here ihren Willen gegen den ihres ehebrecherischen Gemahls durchzusetzen scheint, und dennoch ist sie, wie wir gelegentlich erfahren, auch dabei im Grunde genommen nur Vollstreckerin der Beschlüsse des Zeus. Die Erörterung der theologischen Frage, ob eine Uroffenbarung den ersten Menschen den einen wahren Gott bekannt gemacht habe, gehört nicht hierher, weil es für ihre Beantwortung kein wissenschaftlich brauchbares Material giebt. Wohl aber darf auf die Reste der alten Sprach- und Kunstdenkmäler hingewiesen werden, die zu der Vermutung berechtigen, daß den Völkern schon sehr früh eine Ahnung der Einheit Gottes aufgegangen sei. Milchhöfer hat Beweise dafür gesammelt, daß die vorhomerischen Griechen, die Pelasger, nur einen Gott, den bildlosen Zeus von Dodona, verehrt, daneben allerdings an eine Schar von Dämonen geglaubt haben, von denen im Laufe der Zeit immer mehrere Namen bekamen und zu Göttern erhoben wurden. Bei Homer sieht man ganz deutlich, daß Zeus nicht ein Dämon gleich den übrigen Dämonen, nicht eine einzelne Naturkraft, sondern der Inbegriff aller Naturkräfte und alles Geistigen ist; so hat er ja Pallas Athene, die ihrer Naturseite nach Gewittergöttin, in ihrer geistigen Bedeutung aber die Vernunft selbst ist, aus seinem Haupte entlassen. Niemals erscheint er, gleich den übrigen Göttern, den Menschen in Menschengestalt, um ihnen Dienste zu erweisen oder Götterschlüsse zu verkünden, nur einzelnen menschlichen Weibern ist er genaht, zur Befriedigung seines Schaffensdranges, und um der Erde Heroen zu schenken. Die Dienste und Botschaften besorgen die übrigen Götter. Diese sind also nur Offenbarungen seiner einzelnen Kräfte, gleich dem Engel des Herrn im Alten Testament, der sich auch erst nach und nach in mehrere verschiedne Persön-

Digitized by Google

lichkeiten spaltet, unter denen sich zuletzt auch Teufel einstellten. Es wirken eben im Volksgeiste zwei Kräfte gegeneinander. Die Vernunft fordert Ableitung aller Erscheinungen der geistigen und der Körperwelt aus einer gemeinsamen Quelle. Die Phantasie dagegen verlangt nach anschaubaren Gestalten; sie weiß mit einem Wesen, das alles zusammen und kein einzelnes sein soll, das darum nicht dargestellt werden kann, nichts anzufangen. Wenn vollends die bildenden Künste in ihren Dienst treten, kann es doch immer nur eine individuelle Erscheinung sein, was sie darstellen, also niemals der eine Gott. Klammert sich nun die Phantasie an diese Darstellungen an, so geht notwendig die Einheit Gottes verloren, und es bleiben nur Götter übrig. Den Ausweg der Orientalen, der übrigens vor der Vielgötterei nicht bewahrte, die Universalität des Weltgeistes durch die Verbindung von Tier- und Menschengestalten oder durch Vielköpfigkeit oder Vielarmigkeit auszudrücken, verschmähte der hellenische Geschmack, sobald er sich vollständig von den orientalischen Lehrmeistern der Technik befreit hatte. Auch das nebelhafte, nicht darstellbare Wesen, das Aisa oder Moira genannt wird, ist ein Erzeugnis der nach Einheit strebenden Vernunft; aus deren ungelöstem Widerstreit mit der an der Vielheit der Erscheinungen haftenden Phantasie erklären sich die auffälligsten Widersprüche der homerischen Theologie.

(Schluß folgt)

# Die ungarischen und die böhmischen Wahlen

Obwohl in den Ländern der Stephanskrone wie in denen der Wenzelskrone waren die wahlberechtigten Bürger berufen, Abgeordnete zu wählen, an der Donau und an der Theiß in den Reichstag, an der Moldau und an der Elbe nur in den Landtag, dem die Tschechen jedoch dieselbe Bedeutung zuwenden möchten, wie die Magyaren ihrem Parlament. Beide Wahlen dürfen erhöhtes Interesse beanspruchen, weil beide unter neuen Bedingungen und Verhältnissen vor sich gegangen sind.

In Nr. 37 der Grenzboten ist der bisherige Charakter der ungarischen Wahlen dargelegt, und es ist vorausgesagt worden, daß trotz ihrer vom Ministerpräsidenten Széll angekündigten künftigen Freiheit und Reinheit kaum eine wesentliche Wendung eintreten werde. Und in der That hat nach wie vor das Geld eine große Rolle im Wahlkampf gespielt. Nur hat es sich meist in den gesetzlichen Rahmen der Zahlung von Fuhrlöhnen und in den der Bewirtung am Wahltage und Wahlorte gefügt, womit aber nicht ausgeschlossen ist, daß in zahlreichen Orten die Bestechung ganz so wie früher geblüht hat. Es bleibt nur abzuwarten, wieviel derartige Fälle der königlichen Kurie angezeigt werden, und wieviel man wird nachweisen können. Auch der Druck der Komitatsbehörden auf die Wähler, der allerdings nicht überall und meist weit vorsichtiger als früher geübt worden ist, dürfte sich



Digitized by Google

meistens der Anzeige und Ahndung entziehn. Von dem Ministerium ist kein nachweisbarer Einfluß auf die untergebnen Organe geübt worden, doch hat es darum nicht an offiziellen Kandidaturen gefehlt. Nur sind diese den Wahlbezirken mit mehr oder weniger Nachdruck durch das Exekutivkomitee der Regierungspartei nahegelegt worden. Erfreulicherweise haben sich mehrere Wählerschaften diese Einmischung in ihr Selbstbestimmungsrecht energisch verbeten und ihre Kandidaten auch glücklich durchgebracht.

Das nach dem Abschlusse der Stichwahlen nunmehr feststehende Endergebnis zeigt als charakteristisches Zeichen einen Verlust der liberalen Regierungspartei von fünfundvierzig Mandaten, von denen fünfundzwanzig den beiden Fraktionen der Unabhängigkeitspartei, und zwar ganz vorwiegend der Kossuthgruppe zu gute kommen. Die katholische Volkspartei hat nicht bloß in zahlreichen Wahlbezirken beträchtliche Minderheiten, sondern auch einen Zuwachs von zehn Mandaten erreicht. Bemerkenswert ist die Wahl von einem serbischen und vier slowakischen ausgesprochen nationalistischen Abgeordneten. Die sächsische Volkspartei hat den Regierungssachsen zwei Mandate abgenommen. In der Hauptstadt ist ein Demokrat durchgedrungen, während das keinem einzigen sozialdemokratischen Kandidaten gelungen ist.

Das Unvereinbarkeitsgesetz hat viele frühere Abgeordnete von der Bewerbung abgehalten, noch mehr der Wegfall des offnen Hochdrucks von der Regierung und ihren Organen aus. Den tiefsten Eindruck hat das Durchfallen des einst allmächtigen parlamentarischen Diktators Koloman Tisza in seinem Großwardeiner Wahlbezirke gemacht, den er nach seiner von der bosnischen Okkupation im Jahre 1878 verursachten Wahlniederlage in Debrezin ohne Unterbrechung vertreten hat. Damit ist auch äußerlich das Ende des verhängnisvollen Einflusses bezeichnet, den Tisza und sein Anhang über ein Vierteljahrhundert lang auf die Geschicke Ungarns ausgeübt haben. Nahezu bedeutungslos erscheint daneben die Niederlage des Justizministers Plosz und des frühern Staatssekretärs Láng. Als Beweis, daß Ministerpräsident Szell der Willensäußerung der Wählerschaft freien Lauf gelassen habe, weisen die Offiziösen darauf hin, daß auch sein eigner Schwiegersohn und sein Schwager unter den unerwartet Durchgefallnen seien. Wenn die Regierungspartei ebenso wie die äußerste Linke und die Volkspartei auch nur je eine Doppelwahl zu verzeichnen hat, so ist doch zweifellos, daß für den Justizminister, später wohl auch für Tisza und Láng ein Mandat gefunden werden wird. Die Nachricht, daß sich der Gründer der liberalen Partei nach seiner Niederlage gegen die Unabhängigkeitspartei vom politischen Leben ganz zurückziehn werde, ist schleunig widerrufen worden. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß er seine künftige politische Wirksamkeit in das Oberhaus verlegen wird, wo er als Oberkurator eines reformierten Kirchendistrikts seinen Sitz einnehmen könnte, den ein auch unter anderm Titel zur Mitgliedschaft berechtigter Verwandter, Graf Degenfeld, durch seinen Verzicht auf die bisherige Vertretung frei gemacht hat. Wenig hätte gefehlt, daß auch Tiszas langjähriger politischer Gegner, Graf Albert Apponyi, den Wahlkünsten lokaler Gegner in Jászberény und des von Bánffy eingesetzten, von Szell entlassenen Obergespans erlegen wäre. Die dort geübten Mißbräuche gehörten zu den schreiendsten Verhöhnungen der von Szell mit gutem Glauben in Aussicht gestellten Freiheit und Reinheit der Wahl.

Die Presse der äußersten Linken wirft allerdings trotz des starken Anwachsens ihrer Vertreterzahl dem Ministerpräsidenten vor, er habe die nur vorsichtiger als früher geübten Wahlkünste der Beamtenschaft nicht ungern gesehen und jedenfalls geduldet. Zweifellos hat sich gegen die aus der Mitte der südungarischen Deutschen aufgestellten unabhängigen Kandidaturen Lendl, Schreyer und Steinacker ein fühlbarer Druck des Komitats geltend gemacht. Trotzdem ist es dem erstgenannten Bewerber ebenso wie dem Bürgermeister Seemeyer in Werschetz gelungen, gegen die offiziellen Kandidaten des Exekutivkomitees mit dem Programm der liberalen Partei,

Digitized by Google

aber durch Eintreten für das Nationalitätengesetz, durchzudringen. Die höchst bescheidne Forderung beider, daß das Nationalitätengesetz aufrecht erhalten und gewissenhaft durchgeführt werde, hat schon genügt, sie bei den Chauvinisten in den Geruch des Pangermanismus zu bringen. Die in Südungarn zweifellos vorhandne und sich ausdehnende deutsche Bewegung scheint auch dem Ministerpräsidenten recht unangenehm zu sein. Doch wird er sich schon mit Rücksicht auf das Verhältnis zum Deutschen Reiche in diese natürliche Entwicklung fügen müssen, die sich vollständig im gesetzlichen Rahmen hält, und die mit Gewaltmaßregeln unterdrücken zu wollen mit der bisher so erfolgreich geübten Szellschen Klugheit ganz unvereinbar wäre.

Im großen und ganzen kann der Ministerpräsident mit dem Ergebnis wohl zufrieden sein. Mit den agrarischen Gliedern der Regierungspartei wird er ohne übermäßige Zugeständnisse auf Kosten der liberalen Tendenz allen bisherigen Erfahrungen nach jedenfalls auch im guten fertig zu werden verstehn.

Ganz anders stellt sich der Verlauf und das Ergebnis der Wahlen zum böhmischen Landtage dar. Sie sind bezeichnet durch eine monatelang betriebne heftige Wahlagitation sowohl im deutschen wie im tschechischen Lager. Die Jungtschechen, die im Kampf gegen die Ausgleichspunktationen des Jahres 1890 nahezu alle Alttschechen aus dem Sattel gehoben hatten, waren unter Badeni und Thun regierungsfähig geworden und hatten mehr diplomatisches Wasser in ihren oppositionellen Wein gethan, als den von ihnen selbst zu immer neuern Anforderungen aufgehetzten Wählern lieb war. Als sie nun fühlten, daß der Boden der Volkstümlichkeit unter ihnen wanke, suchten sie sich durch Wahlkompromisse mit den Alttschechen und sogar mit den Tschechischradikalen wenigstens in einem Teile ihrer Wahlbezirke zu behaupten. Aber unter agrarischem Banner war ihnen eine gewaltige Opposition erwachsen.

Leider entspann sich ein noch erbitterterer Kampf um die Mandate zwischen den Alldeutschen einerseits und den Deutschfortschrittlichen und „Deutschvölkischen“ andrerseits. Die von Schönerer und Wolff geführte Gruppe beschuldigt die beiden andern der nationalen Lauheit und leitet daraus die Berechtigung ab, sie in geradezu maßloser Weise zu bekämpfen. Und um nicht als einfache Mandatsjäger zu erscheinen, mußten die Radikalen auch einen Unterschied im politischen Programm aufstellen. Sie fanden ihn in der Verwerfung der früher als Mittel einer reinlichen Scheidung und als Gewähr des deutschen Besitzstands auch von ihnen selbst geforderten genauen nationalen Zweiteilung Böhmens. Daß auch die Tschechen, selbstverständlich im Interesse ihrer seit drei Jahrzehnten mit so großem Erfolge betriebnen Ausbreitungspolitik, diese „Landeszerreißung“ auf das schärfste bekämpfen, hindert die Alldeutschen nicht, sich auf denselben Standpunkt zu stellen, freilich mit der Begründung, daß von einem ehemaligen deutschen Bundeslande auch nicht das kleinste Stück dem Tschechentum zu ausschließlichem Besitz überlassen werden dürfe, daß man vielmehr mit allen Kräften zu einer Wiedergermanisierung ganz Böhmens schreiten müsse. Die Zweiteilung wurde als unvereinbar mit der auch von der Fortschrittspartei und von der Volkspartei geforderten gesetzlichen Feststellung der deutschen Staatssprache erklärt. Da der Führer der deutschen Volkspartei in Böhmen, der Vizepräsident des Reichsrats Prade, sich dem von den Alldeutschen gegen die Fortschrittlichen begonnenen Vernichtungskampfe nicht anschließen, verdiente Vorkämpfer des böhmischen Deutschtums nicht von ehrgeizigen radikalen Mandatswerbern verdrängen lassen wollte — obwohl bei den vorangegangnen Wahlen die Volkspartei Hand in Hand mit den Alldeutschen gegen die Fortschrittspartei in die Schranken getreten war —, wurde auch Prade von Schönerer und Wolff in Acht und Bann erklärt, und alle aufrichtigen Freunde des Deutschtums mußten zu ihrem tiefen Bedauern einen vielfach mit vergifteten Waffen geführten, gehässigen Wahlkampf Deutscher gegen Deutsche beklagen, der natürlich niemand größere Freude bereitete als den Tschechen.

Digitized by Google

Aber von andrer Seite wurde dafür gesorgt, daß auch die tschechischen Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Das künstliche Klassensystem, auf dem sich das österreichische Wahlgesetz aufbaut, unterscheidet bekanntlich nach der vor wenig Jahren als Abschlagszahlung auf das allgemeine Stimmrecht durchgeführten Wahlreform fünf Kurien: die Stadtgemeinden, die Landgemeinden, die Handelskammern, den Großgrundbesitz und die allgemeine Wählerklasse, die für die Wähler der andern vier Kurien ein doppeltes Stimmrecht schafft. In der Wahlkurie der Landgemeinden wurde bis vor kurzem sowohl für den Reichsrat wie für die Landtage indirekt gewählt. Mehrere Kronländer haben schon für die Landtagswahlen die direkte Wahl eingeführt. Für Böhmen war das Gesetz erst in der letzten Tagung beschlossen und vor kurzem von der Krone sanktioniert worden. Es hatten also die Landgemeinden zum erstenmale direkt zu wählen. Die Großgrundbesitzerkurie wählt überall durch Listenstrutinium, und zwar in Böhmen geteilt nach den zwei Gruppen des fideikommissarischen und des allodialen Besitzes. Die frühere deutsche verfassungstreue Mehrheit dieser Kurie war anfangs der achtziger Jahre infolge des „Chabrus," eines künstlich herbeigeführten Besitzwechsels im Großgrundbesitz, an die Tschechischfeudalen übergegangen, die alle siebzig Mandate selbst behielten, sodaß die ansehnliche deutsche Minorität zwanzig Jahre lang unvertreten blieb. Mehrfache Versuche, diesem unbilligen Zustande durch eine Vereinbarung ein Ende zu machen, blieben ergebnislos. Auf eine Anregung von feudaler Seite, auf die während der letzten Landtagstagung eingebrachte lex Bouquoi, konnten die Verfassungstreuen damals nicht eingehn, weil grundsätzlich nur eine Einigung über sämtliche zwischen Deutschen und Tschechen schwebenden Streitpunkte als annehmbar erklärt worden war. Nun hat die Furcht vor einer allzu starken Vermehrung der alldeutschen Landtagsfraktion die österreichische Regierung veranlaßt, vermutlich nicht ohne Mithilfe der Krone, nachdrücklich auf eine Vereinbarung zwischen dem verfassungstreuen und dem feudalen Großgrundbesitz hinzuwirken, durch die dem ersten eine verhältnismäßige Anzahl von Mandaten in der allodialen Großgrundbesitzergruppe für die neue Tagung überlassen wird. Das ist gelungen, und dadurch gelangen noch etwas mehr deutsche Abgeordnete in den Landtag, als von den Alldeutschen aus der Gruppe der Fortschrittspartei verdrängt worden sind. Die Schwächung der gemäßigten Elemente ist so abgewandt, und das frühere Bündnis zwischen Tschechen und Feudalen ist fühlbar gelockert worden.

Die unter solchen Umständen durchgeführten Landtagswahlen haben nun auch keine großen Überraschungen gebracht, außer der unerwarteten Thatsache, daß in den zum erstenmal direkt wählenden Landgemeinden ein ganz unerwartet niedriger Prozentsatz der Wahlberechtigten, bei den Tschechen 44 Prozent, bei den Deutschen gar nur 37 Prozent, thatsächlich abgestimmt hat. Von achtzehn ländlichen Wahlbezirken konnte die Fortschrittspartei im ersten Wahlgange nur drei behaupten. Die meisten übrigen verlor sie an die Alldeutschen, einige an die Volkspartei. Ziemlich dieselbe Anzahl von Wahlbezirken eroberte die radikale Richtung auch bei den Tschechen durch agrarische Kandidaten, meist erst nach hartem Wahlkampf, während die deutsche Fortschrittspartei mutlos eine Anzahl von Bezirken ohne Kampf aufgegeben hatte. Wo sie eine ruhige Gegenagitation eingeleitet und tüchtige Bewerber aufgestellt hatte, vermochte sie sich zu behaupten. Die hervorragendern Vertreter der Partei sind sämtlich wiedergewählt worden. In der einen Stichwahl, zu der es die Sozialdemokraten in den deutschen Landesteilen Böhmens brachten, sind sie unterlegen.

In den meisten national gemischten Bezirken hatten die Minderheiten Zählkandidaten aufgestellt und dadurch, nach dem böhmischen Landtagswahlgesetz, in mehreren eine zweite Wahl herbeigeführt, die größtenteils auch noch keine Ent-

Digitized by Google

scheidung brachte. In den erst hierauf folgenden Stichwahlen schlossen sich dann Deutsche und Deutsche, Tschechen und Tschechen zusammen und zeigten so die Erwünschtheit der Bildung rein nationaler Wahlbezirke, nötigenfalls mit ineinander greifenden Grenzen. Einen ernsten Kampf zwischen Deutschen und Tschechen gab es nur in Budweis. Da man im voraus wußte, daß die Entscheidung nur an wenig Stimmen hängen würde, wurde von beiden Seiten mit fieberhafter Anstrengung gearbeitet. Die deutsche Fortschrittspartei vermochte schließlich nur mit einer geringen Mehrheit zu siegen.

Die Verstärkung der radikalen Parteien auf beiden Seiten dürfte nun die Verhandlungen im Landtage weniger glatt gestalten. Andrerseits wird der enge Anschluß der Fortschrittspartei an die verfassungstreuen Großgrundbesitzer eine mäßigende Wirkung ausüben. Da übrigens die Landtage erst im Januar zu längerer Thätigkeit einberufen werden sollen, dürfte die Zeit von elf bis zwölf Wochen wohl am besten auf die Besänftigung der im Wahlkampf erregten Gemüter beider Nationen und damit auch ihrer Vertreter einwirken. Die Wirkung der böhmischen Landtagswahlen muß sich übrigens viel früher als im Landtage selbst im mittlerweile wieder einberufnen Reichsrate zeigen, ja sie hat sich zum Teil schon gezeigt. Die Tschechen können sich nicht verhehlen, daß unter den für sie günstigsten Umständen, als sie eine parlamentarische Mehrheit zustande gebracht hatten, als die Polen und Südslawen sich dazu mißbrauchen ließen, ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, als die Klerikalen glaubten, noch straflos gegen das deutsche Volksgefühl sündigen zu dürfen — ihr Versuch, den Widerstand der Deutschen gegen ihre nationale Entrechtung auf verfassungswidrigem Wege zu brechen, mißlungen sei, und daß sie auch durch Obstruktion keine positiven Erfolge zu erringen imstande sein würden. Sie sind also gezwungen, aus der Not eine Tugend zu machen und unter allerlei Verwahrungen schließlich doch auf die Störung der parlamentarischen Arbeit zu verzichten. Die schärfsten Reden über die unvergessene Beleidigung, die der tschechischen Nation durch die Aufhebung der Sprachenverordnungen zugefügt worden sei, werden die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß sich die jungtschechischen Politiker nicht mehr mit nennenswertem Erfolg und mit der Unterstützung gesinnungsverwandter Parteien gegen den ruhigen Verlauf der Parlamentsverhandlungen werden auflehnen können. Auch das Mißtrauensvotum, das sie in ihrem Klub gegen den Ministerpräsidenten Dr. Körber beschlossen haben, macht durchaus keinen schrecklichen Eindruck. Immerhin kann die neuste Wiederannäherung der feudalen Großgrundbesitzer und der tschechischen Volksparteien unmittelbar nach dem heftigen Wahlkampfe dem Kabinett Körber noch Verlegenheiten bereiten. Daß sie dabei bereitwillige Gehilfen finden würden, zeigt der im Polenklub gestellte Antrag des Abgeordneten Romanowitz, es möge beschlossen und ausgesprochen werden, daß sich der Klub gegenüber der Regierung und allen Parteien des Hauses freie Hand vorbehalte, sich aber an der Beseitigung der Hindernisse, die einer weitern ordnungsmäßigen Arbeit des Abgeordnetenhauses entgegenstehn, nicht zu beteiligen, sowie die raschere Erledigung des Budgets nicht zu fördern gewillt sei, solange die Regierung eine lange Reihe von Forderungen Galiziens nicht erfüllen wird. Im Falle der Ablehnung solle der Klub jede Mitwirkung an der Erhaltung des parlamentarischen Friedens verweigern, und um einen stärkern Druck auf die Regierung auszuüben, eine von andern Parteien etwa unternommne Verzögerung der Budgetdebatte stillschweigend unterstützen. Eine so schamlose Aufforderung zur Obstruktion unter dem Deckmantel provinzialer Interessen ist aber sogar von den sonst nicht blöden Stanzyklenführern zurückgewiesen worden, und auch die von tschechischer Seite gemachten Versuche, eine Vereinigung sämtlicher slawischer Parteien zustande zu bringen, dürften keinen Anklang finden.

Ein nicht sehr erfreulicher Nachklang der böhmischen Landtagswahlen ist die

Digitized by Google

Art und Weise, in der die durch den Rücktritt des Abgeordneten Prade erledigte Stelle des ersten Vizepräsidenten im Reichsrat wieder besetzt worden ist. Die deutsche Volkspartei war von dem Entschlusse, diesen Posten nicht wieder für sich in Anspruch zu nehmen, vernünftigerweise zurückgekommen, besonders der von den Tschechen erhobnen Forderung gegenüber, daß der aus ihrer Mitte gestellte zweite Vizepräsident an die Stelle des ersten vorrücken solle. Der Sachlage nach war die Wahl eines Mitgliedes der deutschen Volkspartei aus den Alpenländern angezeigt. Aber keins war geneigt, den Posten zu übernehmen. Schließlich ließ sich der Klubobmann, der schlesische Abgeordnete Kaiser, zur Annahme bestimmen, der aber wegen seiner Parteinahme für die Christlichsozialen gegen die Sozialdemokraten bei der Landtagswahl im Wiener zehnten Bezirk bei den Alldeutschen und Fortschrittlichen höchst unbeliebt ist. So kam es, daß der deutsche Kandidat nur mit 120 Stimmen gewählt wurde, während 125 weiße Zettel abgegeben wurden, und daß nach der Verkündigung des Wahlergebnisses vor den Antrittsworten des neuen Präsidenten nicht bloß die Polen, Tschechen und Slowenen, sondern auch die Alldeutschen den Saal verließen. Der böhmische Wahlkampf hat eben die ohnehin sehr losen Bande der deutschen Gemeinbürgschaft noch mehr gelockert.

Wie weit der Ausfall der ungarischen und der böhmischen Wahlen auf die unaufschiebbaren wirtschaftlichen Auseinandersetzungen der beiden Staaten der Monarchie zurückwirken wird, muß sich sehr bald zeigen, da auch der ungarische Reichstag schon zusammengetreten ist. Daß seine heutige Zusammensetzung die Stellung des Ministerpräsidenten Koloman Széll weit mehr gestärkt hat, als dies sein österreichischer Kollege Dr. Körber von den Verhältnissen im Wiener Reichsrate sagen kann, ist klar. Schon hat die entschlossene Antrittsrede Körbers, so günstig sie auch fast von allen Parteien aufgenommen worden ist, in der ungarischen Presse ein sehr schroffes Echo hervorgerufen, und sehr bald werden nicht bloß Böhmen und Ungarn, sondern die gesamten Länder und Völker beider Reichshälften einander in scharfem wirtschaftlichem Kampfe gegenüber stehn.

# Les tronçons du glaive

(Fortsetzung)

Am Vorabend vor Weihnachten quartierten sich die Bayern für zwei Tage ein. Sie waren so müde, daß sich viele von ihnen, nachdem sie den Tornister abgeworfen hatten, hinlegten und sofort einschliefen. Aufs äußerste erschöpft, zerlumpt — einzelne hatten ihre Uniformen durch Nationalgardenblusen und Bauernhosen ersetzen müssen —, hatten sie seit zwei Monaten nichts als Märsche und Gefechte gehabt, Coulmiers, Loigny, Josne, Vendôme. . . . Es hätte offenbar nicht viel dazu gehört, sie vollends umzureißen. Das herannahende Weihnachtsfest, das in deutschen Familien fröhlich begangen zu werden pflegt, und wobei es dieses Jahr keinen andern Glockenklang und keinen andern Lichterglanz als den der Totenmessen geben würde, belebte in ihren Herzen von neuem die Erinnerung an die Familie und die Sehnsucht nach der Heimat. Beim Gedanken an ihre Eltern (mères), an ihre Frauen, an ihre Kinder, an ihre Verlobten erfüllte Wehmut die Herzen dieser einfachen Leute, die sich unter einer rauhen Hülle die Liebe zum heimatlichen Herd wie eine frische Vergißmeinnichtblüte bewahrt hatten.

Digitized by Google

In der Nacht nach der Ankunft der Bayern wurden Réals durch ein schreckliches Jammergeschrei geweckt: aus dem Hofe leuchtete ein Feuerschein zu ihnen herauf. Marcelle und Rose, die plötzlich aus dem Schlafe gestört und vor Schreck ganz blaß geworden waren, glaubten an Mord und Totschlag; es wurde Erkundigung eingezogen: es waren nur zwei Schweine, die die Bayern eben geschlachtet hatten und über brennendem Gestrüpp absengten. Der Tag wurde mit Bereitung von Wellfleisch und Wurst, sowie mit dem Absägen eines Tannenbaums hingebracht. Der Bataillonskommandeur, ein freundlich aussehender Mann, hatte sich dazu Erlaubnis erbeten. Er hatte sich nur schwer verständlich machen können und war ganz glücklich gewesen, als er mit Hilfe von Marcelle, die nach besten Kräften den Dolmetsch machte, die erwünschte Genehmigung erlangt hatte. Aber Jean Réal hatte nicht voraussehen können, daß sie gerade den Tannenbaum auf dem großen Zierrasen absägen würden, den, der ihm von allen am meisten aus Herz gewachsen war, da er ihn am Tage von Roses Geburt gepflanzt hatte.

Als der Offizier das erfuhr, sprach er in rührender Weise sein Bedauern aus; er hatte auch Kinder, drei Mädchen, und gab mit der Hand, von unten anfangend und sie jedesmal etwas höher hebend, deren Größe an. Weder über ihn, noch über seine Offiziere hatte man sich zu beklagen. Aber trotz ihrer Menschenfreundlichkeit konnten sie es doch nicht hindern, daß ihre Leute, die die Feier mit dem andächtigen Gesang von Luthers Choral begonnen hatten, sie mit Karaibentänzen um den erleuchteten Baum beschlossen und dabei Tische, Bänke und Palissaden mit sinnlosem Übermut zertrümmerten und ins Feuer warfen.

Als die Bayern weg waren, kamen die Schlesier. Noch brutaler als jene erfüllten sie das ganze Dorf mit Angst und Schrecken. Man war zu Grunde gerichtet und sah voll Verzweiflung sein Vieh und seine Feimen schwinden. Die Bewohner, die Tag und Nacht auf den Beinen und aus ihren Betten vertrieben waren, hätten kein jämmerlicheres Dasein führen können und verfluchten die Knechtschaft, unter die sie sich gebracht hatten. Entgegenkommen und Unterwürfigkeit waren vergeblich; man mußte immer nur hergeben, und geplündert wurde deswegen doch.

Dann kamen die Polen und die Badenser. Jene ließen geweihte Medaillen sehen, waren aber grausam, wenn sie betrunken waren. Diese hatten des mufles de férocité placide." (Es steht uns nicht an, diesen lediglich in hämischer Absicht zusammengestoppelten Unsinn ins Deutsche zu übertragen.) „Alle glaubten Gott auf ihrer Seite zu haben."

Man müßte kein Herz im Leibe haben, wenn einen der Zustand von Charmont Mitte Januar 1871, wie er uns von den Verfassern geschildert wird, nicht mit aufrichtigstem Mitleid erfüllte. Dem alten Herrn war es doch schließlich zu bunt geworden, und als ihm nochmals zugemutet worden war, fünf Wagen und sieben Pferde zu stellen, hatte er nein gesagt. Die hier folgende Szene schildert das Auftreten eines Dragonerleutnants, das den Großvater zu dem verhängnisvollen Anschlage gegen die Eskorte der Transportkolonne veranlaßte. Es ist notorisch, daß sich in jenen Tagen einzelne Zivil- und Militärpersonen hartherzig gezeigt haben, und man kann ein brauchbarer Offizier sein, ohne sich einer tadellosen französischen Aussprache zu erfreuen. Die Möglichkeit der geschilderten Szene stellen wir deshalb nicht in Abrede, aber wir halten sie trotzdem für zurechtgemacht, und zwar für geschickt zurechtgemacht, da es den Verfassern daran liegen mußte, zu zeigen, daß man dem alten Herrn gegenüber die Grenzen des Erlaubten in widerlichster Weise überschritten hatte.

Er stand nach seiner Weigerung auf dem Perron, entschlossen wie ein sich zur Wehr setzender Eber, und trotz seiner Jahre in voller Höhe aufgerichtet.

„Vom andern Ende der zum Schlosse führenden Allee hörte man die Hufe

Digitized by Google

galoppierender Pferde. Die Herankommenden waren Dragoner. Der Führer des Kommandos, ein Leutnant von wenig Vertrauen erweckendem Gesichtsausdruck, radebrechte in barschem Tone und verlangte den Eigentümer zu sprechen. Jean Réal trat erhobnen Hauptes vor.

C'est fous qui refusez tes foidures? Tonnez-les fite.

Ich bin entschlossen, nichts mehr zu liefern, ich habe genug geliefert. Sie sind die Stärkern. Niemand hindert Sie, zu nehmen.

Der Leutnant brach in ein höhnisches Gelächter aus. Oui, oui. Lipre prendre, Prussiens forts. Français punis! Montrez les foidures.

Suchen Sie selbst!

Der Leutnant war wütend; er hatte die Hälfte seiner Mannschaft absitzen lassen. Sie liefen in die Ställe, stöberten in den Ökonomiegebäuden herum, brachten Zugpferde, Wagen und Karren herbei. Einer der Dragoner öffnete die Remise. Der Leutnant wurde den Phaethon, das Coupé und den mit einer wasserdichten Wagendecke zugedeckten Omnibus gewahr. Seine Augen funkelten, er zeigte auf den Omnibus:

Gommode, très gommode, wunderschön. — Naus mit dem Zeug! rief er zwei Dragonern zu.

Im herrschaftlichen Stall betrachtete er mit Kenneraugen das schöne Kleid, die tadellosen Beine der beiden irländischen Apfelschimmel in ihren Boxes. Er rieb sich die Hände. Auf seinen Wink holten ein paar Dragoner die beiden wertvollen Tiere heraus und spannten sie vor den Omnibus.

Jean Réal, der mit den Händen auf dem Rücken dastand und den Dieben zusah, konnte sich nicht länger mäßigen. Mit Mühe und Not hatte er sich bisher seine beiden Irländer erhalten, das einzige an Luxuspferden, was noch übrig war. Als er sie im Geschirr tänzeln sah, im Begriff, ihn auf Nimmerwiedersehen zu verlassen, ballten sich seine Fäuste vor Empörung. Es war ihm, als müsse er aus Anlaß dieser neuerlichen letzten Beraubung nochmals alle Beleidigungen, alle Demütigungen, alles Herzleid durchkosten, die er im Laufe dieser schrecklichen Tage zu schlucken bekommen hatte.

Weiter ist Ihnen nichts gefällig? höhnte er mit beißender Stimme. Da Sie einmal dabei sind, sollten Sie doch lieber gleich alles mitnehmen.

Ya, ya, sagte der andre, der sich an dem Bewußtsein seiner unbeschränkten Gewalt und an der Wut des alten Herrn weidete. Pouns idéo, monsié!

Der Phaethon und das Coupé waren sogleich herausgeholt worden und rollten, ein jedes einem Wagen angehängt, langsam davon. Die Winzer, sehr kleinlaut, führten die Gespanne des kleinen Zugs. Die Dragoner waren wieder aufgesessen und ritten mit gezognem Säbel nebenher, während der Leutnant spöttisch Jean Réal, der ganz blaß geworden war und vor Wut zitterte, zurief:

Maufais à votre âche, très maufais, la colère.

Die Reiter zogen in steifer Haltung dahin. Stumm, die Augäpfel mit Blut unterlaufen, schaute der alte Herr längs der Buchen der in der Entfernung kleiner und kleiner werdenden Gruppe nach. Als sie das Gitterthor passiert hatte und nach einem Seitenweg abbog, drohte er ihnen mit erhobnem Arme:

Banditen, einen von euch mach ich kalt!"

Und so hat denn das Unglück seinen Lauf.

Auf der Pariser Bühne geht es natürlich bunt und lebhaft zu. Wenn man ein halbes Dutzend Beschreibungen des von der belagerten Großstadt in jenen Tagen Erduldeten gelesen hat, so können einem die Verfasser begreiflicherweise wenig Neues bieten. Die große Sterblichkeit unter den Kindern geht einem am meisten zu Herzen; die Erwachsenen beklagt man mehr wegen der Atmosphäre großsprecherischer Hohlheit und erbärmlicher Anarchie, in der sie lebten, als wegen der

Digitized by Google

physischen Leiden, die es zu ertragen gab, und von denen — für die in den Monaten Dezember und Januar bei den Ausfällen beteiligten Truppen — die Kälte das schlimmste gewesen sein dürfte. Man erlebt die Straßenaufstände mit, nimmt an den Ausfällen teil, hört die deutschen Bomben sausen und erfährt über Pferdesteaks, Elefantenrüssel und Rattenbraten alles, was wissenswert ist. Der sich auf der rue Soufflot, also recht eigentlich im Herzen des Quartier latin abspielende Teil des Romans ist echt pariserisch. Mademoiselle Nini, ein niedliches und in seiner Art ehrbares kleines Frauenzimmer, das der Junggesellenwirtschaft des Bildhauers Martial Poucet als Hausfrau vorsteht und von der Gattin des Professors am Collège de France, des „berühmten" Jules Thédenat — auch er schreibt eine Geschichte der Revolution — mit anerkennenswerter Vorurteilsfreiheit besucht, gepflegt und für voll angesehen wird, erliegt den privations du siège, und wenn wir den Verfassern glauben, giebt ihr die Nachricht vom Abschluß einer „Paris entehrenden" Kapitulation den Rest. Einen Versuch, dem Leser einzureden, daß der Anblick hessischer Dragoner den jugendlichen Helden Eugène ums Leben bringt, geben die Verfasser zwar auf, vermutlich weil ihnen eine solche Feinfühligkeit bei einem Manne zu hysterisch vorgekommen ist, aber was sie sagen, verdient doch wiederholt zu werden. Die Dragoner, grün, reiten am Park, in dem der Genesende Luft schöpft, vorbei und „benehmen sich, als wären sie zu Hause." Der Horizont wird durch sie verfinstert: das erdrückende Gewicht fällt auf den Kranken, dessen Antlitz sich so zusammenzieht, daß ihn seine erschreckte Gattin bei der Hand faßt. Hinterher, um das Unglück vollzumachen, kommen „Husaren mit gelben Schnüren" vorbei. „Sein Auge folgte ihnen, heißt es, stieren Blicks. Sein bißchen Lebensfrende war hin. Mit gerötcten Wangen erhob er die geballte Faust gegen die Reiter, die — man sollte es kaum glauben — ruhig weiter ritten. Und gebrochen, plötzlich entkräftet, hielt er sich am Arme seiner Gattin fest. Sein Atem war kurz, seine Beine waren wie gelähmt." Nun kommt allerdings noch eine Erkältung dazu, aber die Verfasser können sich doch die Genugthuung nicht versagen, die arme Frau, die sich fragt, wie die verzehrende Krankheit über ihn gekommen sei, ausrufen zu lassen: „Wann hat es ihn bei der Gurgel gepackt? War es neulich im Laubgang, als er die Preußen hatte vorbeireiten sehen?"

Selbstverständlich ist auch in den Pariser Episoden die Phrase obenauf, und das mag sie ja wohl auch in Wirklichkeit gewesen sein. Was die Thatsachen anlangt, so ist es einem beim Lesen nicht immer ganz geheuer zu Mute. Man fühlt dem ungesunden Urteile, der hochgradig erregten Stimmung und dem fiebernden Pulsschlage der in Paris eingeschlossenen Marguerittischen Helden gegenüber, daß man ihnen ungezählte Brausepulver einrühren möchte, und in ihren langen, charakteristisch schattierten Gesprächen bleibt an niemand ein guter Bissen als an einem hochbegabten, thatkräftigen, auch als Volksführer ausgezeichneten General, dessen einziger Fehler es ist, daß er nicht in Fleisch und Blut zur Erscheinung kommt, sondern nur als Idealgestalt in ihren Wünschen lebt. Von Kaiser Wilhelm heißt es: weißer Backenbart und leidenschaftlose Züge, hinter denen sich ein Jahrhundert nachtragender politischer Empfindlichkeit und der mißgünstige Wunsch, für Jena Vergeltung zu üben, verbergen; Bismarck hat eine Doggenseele und einen Doggenkopf; er ist ein brutales Genie, das mit sarkastischem Übermute mordet. Moltke endlich, der eisige Augen und das ausgetrocknete, faltenreiche Gesicht einer Parze hat, ist der algebristische Rechenmeister des Mords.

Wir schließen hier, weil es in Farbe und Behandlung zum vorhergehenden paßt, gleich an, was der „berühmte" Jules Thédenat über den Beweggrund sagt, der seiner Überzeugung nach der deutschen Kriegführung zu Grunde liegt. Er könnte sagen: die Absicht, sich so zu wehren, daß seine Landsleute Veranlassung hätten, es sich wiedervorkommenden Falls zweimal zu überlegen, ehe sie wieder an-



Digitized by Google

fingen, aber das wäre offenbar zu prosaisch und würde dem Bedürfnis der Franzosen nach etwas, was ihrer Eitelkeit schmeichelte, keine Rechnung tragen. Das weiß der „berühmte" Thédenat recht gut; darum sagt er: „Der Beweggrund, den die Deutschen nicht eingestehn, ist der Neid. Sie hassen Frankreich, weil es schön, reich, veränderlich, verschwenderisch ist. Sie geben der Welt das scheußliche Schauspiel eines den Bruder mordenden Bruders, des schwerfälligen Kain, der Abel verfolgt." Die Geschichte der Revolution, an der der große Thédenat schreibt, kann gut werden: auf die sollte man abonnieren.

Trochu, der noch leidlich genug wegkommt, hatte sich unsrer Meinung nach nicht überschätzt, als er die oberste Leitung in Paris mit dem Bewußtsein übernahm, daß er es, was Phrase anlangte, mit jedermann aufnehmen und die unerschrockensten Maulhelden totreden könne. Nur darin dürfte er im Irrtum gewesen sein, daß er das Totreden für die Hauptsache hielt, während das Totschießen der ersten sich mausig machenden Rebellen offenbar einfacher und zweckdienlicher gewesen wäre. Wenn die Pariser infolge einiger Dutzende Erschießungen vor ihm gezittert hätten, wie das den Käfig des Löwen teilende Kaninchen, so wäre vielleicht eher etwas mit ihnen anzufangen gewesen. So machten sie sich über ihn lustig — wenn der Mont Valérien nicht „donnerte," während er sein Hauptquartier da hatte, so hieß es: vielleicht schlummre er noch, und man werde ihn nicht wecken wollen —, oder sie schoben ihm die Verantwortung für Dinge zu, um die sich ein Oberbefehlshaber schwerlich kümmern konnte, die aber recht eigentlich in den Pflichtenkreis der unter ihm kommandierenden höhern Offiziere gehörten.

Daß die zur Vorbereitung des artilleristischen Angriffs auf den Mont Avron deutscherseits vorgenommnen Erdarbeiten von den Belagerten nicht gestört wurden, kann allerdings auffallen. Ungesehen hatten die zahlreichen Arbeiterkommandos, die man täglich aus der Umgebung heranzog, nicht kommen und gehn, ebensowenig hatte das Geräusch der mit Mühe in den steinhart gefrornen Boden eindringenden Spitzhacken der Besatzung des Plateaus entgehn können. Man wußte also, wie das auch von französischen Militärschriftstellern zugegeben wird, woran man war, und daß das Plateau dem Feuer der im Bau begriffnen deutschen Batterien ausgesetzt sein würde. Man wäre, lesen wir, durch den Frost an der Herstellung der nötigen Erdwerke gehindert gewesen — die Deutschen, denen derselbe Frost auch zu schaffen machte, waren freilich mit ihm fertig geworden —, und zu nächtlichen Streifzügen, auf denen man das von den Deutschen tagsüber fertig gebrachte hätte zerstören können, mochte man wohl mit Rücksicht auf das nicht genügend vorgebildete und gefestigte Truppenmaterial, über das man einzig verfügte, wenig Vertrauen haben. Zudem lag ein Teil der von uns errichteten Batterien, die von Gournay und Noisy-le-Grand, auf einer Strecke des linken Marneufers, auf die sich auch der beherzteste Bandenführer kaum hätte wagen dürfen. Alles das war Trochu jedenfalls von dem Kommandanten des Rayons (secteur) mit den schlagendsten Gründen auseinandergesetzt worden, und die Art, wie ihm, der natürlich nur zu gern dem feindlichen Artillerieangriffe die Spitze abgebrochen hätte, in der Marguerittischen Darstellung die Schuld für die Sache in die Schuhe geschoben wird, ist doch ein bischen gar zu summarisch. „Als es bekannt wurde, heißt es, daß man das Avronplateau geräumt hätte, war die Entrüstung grenzenlos. . . . Niemand schien einer Beschießung gewärtig zu sein, und wir hatten durch eine unglaubliche Nachlässigkeit den Preußen die Errichtung ihrer Batterien ermöglicht. Und dann, als die Granaten über das Plateau hinfegten, hatten die Artilleristen und Mobilgardisten Befehl zum Abzuge erhalten." Daß man nach einer dreiundzwanzig Stunden lang ausgehaltnen Beschießung mit diesem Befehle nicht weiter gesäumt hatte, war, beiläufig gesagt, gut, denn viel würde er, wenn er noch länger auf sich hätte warten lassen, an unversehrtem totem oder lebendem Material nicht angetroffen haben. „Ein allgemeines: Fort mit ihm! erhob sich. Alle Welt sah

Digitized by Google

in der Aufgabe dieses Plateaus, das man im November mit Batterien bedeckt hatte, damit es dem Vormarsch Ducrots nach der Marne und dem Ausfall der der Loirearmee entgegenziehenden Pariser als Stützpunkt dienen sollte, den schließlichen Zusammenbruch aller Angriffspläne, einen neuen Beweis von Trochus Unfähigkeit." Alle Welt sah! Wir bedauern es sagen zu müssen, alle Welt sah in diesem einen Falle wenigstens durch ein gefärbtes Glas, denn für die Maßregeln, die zu treffen gewesen wären, das Plateau gegen einen artilleristischen Angriff zu sichern, war Trochu nicht verantwortlich. Das war Sache des Kontreadmirals Saisset und des Obersten Stoffel. Wir haben gelesen, man sei bei der Herstellung der Erdwerke sehr bald auf felsigen Boden gestoßen: inwieweit das auf Thatsache beruht, lassen wir dahingestellt.

Auch wegen Le Bourget, wo, wie uns die Verfasser versichern, „Trochu zwölfhundert brave Soldaten von der ganzen preußischen Garde abschlachten ließ," geht Mademoiselle Nini sehr streng mit ihm ins Gericht. „Es wird alle Tage besser, sagt sie. Man setzt sich durch Überrumplung in den Besitz eines wichtigen Punktes und läßt ihn sich am nächsten Tage wieder entreißen. Pech für die, die sich dabei wegputzen lassen. Trochu läßt das kalt: er hat seinen Plan." Sie summte:

Je sais le plan de Trochu,
Plan! Plan! Plan! Plan!
Je sais le plan de Trochu,
Grâce à lui rien n'est perdu.

Der vielbesprochne Ausfall, nach dessen erfolglosem Verlauf in den Tagen vom 29. November bis mit 2. Dezember die Pariser Truppen unter Ducrot auf das rechte Marneufer zurückgingen, wird von den Verfassern ausführlich geschildert. Es war namentlich deswegen ein wenig versprechendes Unternehmen, weil der Angriff der Loirearmee, die dem Gegner in den Rücken fallen sollte, noch in zu weitem Felde war, als daß man sich, wenn auch alle sonstigen Veranstaltungen geklappt hätten, auf das rechtzeitige Eintreffen eines Ersatzheeres hätte Hoffnung machen dürfen. Aber es klappte ja, wie dem deutschen Leser ohnehin bekannt ist, auch sonst vieles nicht; wir brauchen dabei nur an das wirklich ausgesucht unglückliche Zusammentreffen von Umständen zu erinnern, daß die dem Brückentrain als Remorqueur dienende Persévérance am Passieren des nicht zerstörten einen Bogens der Brücke von Joinville hinderte und so die rechtzeitige Herstellung der zum Übergang der zweiten Armee auf das linke Marneufer nötigen Pontonbrücken unmöglich machte. Die Marguerittischen Brüder geben sich zwar einer Illusion hin, wenn sie glauben, der deshalb um vierundzwanzig Stunden (vom 29. auf den 30. November) verschobne Angriff habe nun deswillen weniger Aussicht auf Erfolg gehabt, weil man den Gegner nun nicht mehr habe überraschen können — man war vielmehr deutscherseits von den für einen größern Ausfall getroffnen Vorbereitungen eingehend unterrichtet —, aber die beiden Diversionen bei l'Hay auf dem linken Marneufer, bei l'Epinai im Norden hingen nun in der Luft, und der uns von der ersten Stunde bis heute unerklärlich gebliebne Umstand, daß es den Ausfalltruppen während der vier Nächte, die sie bei zum Teil sehr hartem Frost auf dem linken Marneufer verbrachten, mehrfach an den notwendigsten Lager- und Proviantgegenständen gefehlt haben soll, muß offenbar mit jeder so durchwachten Nacht die schlecht versorgten französischen Truppen den in der Hauptsache gut versorgten deutschen gegenüber in Nachteil gebracht haben. Von der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember sagen Marguerittes wörtlich: „Die Nacht ist pechschwarz, der Frost nimmt zu. Auf die Pariser Armee, die in den von ihr besetzten Stellungen lagert, senkt sich wie ein eisiges Leichentuch die bleierne Schwere der Ermüdung und das Schrecknis der entsetzlichen Stunden ohne Feuer, ohne Brot, ohne Lagerdecke. Denn man hat sich an maßgebender Stelle von vornherein mit dem Gedanken wieder umzukehren so vertraut gemacht, daß man für die Bedürfnisse der gelagerten Truppen

Digitized by Google

keine Vorsorge getroffen hat." Und das unmittelbar vor den Thoren der Stadt und bei geradezu idealen Zufuhrlinien zu Wasser und zu Lande. Und weiter heißt es, wo das Erwachen am 1. Dezember früh beschrieben wird: „Die Kälte wurde unerträglich (atroce). Erschöpft, vor Frost zitternd, nichts im Magen, erhoben sich die Leute, ohne sich von der schlaflos oder in unerquicklichem Schlummer zugebrachten Nacht gestärkt zu fühlen, in ihren hartgefrornen, verlegnen Kleidern und versuchten, ihre steif gewordnen Gliedmaßen zu rühren. Blasse Wangen, verzerrte Gesichter; viele waren mit Erdarbeiten zur Herstellung von Brustwehren und Gräben beschäftigt gewesen. Die, die geschlafen hatten, waren von dem unruhigen Schlaf auf gefrornem Boden bis ins innerste Mark erstarrt. Überall hörte man peinliche Hustenanfälle . . ."

Der 1. Dezember wurde bekanntlich beiderseits mit Bergung der Verwundeten und Beerdigung der Gefallnen zugebracht. „Während man längs der Frontlinie in den gedeckten Stellungen, heißt es weiter, die Spitzhacke arbeiten hörte, während die Soldaten, die man ohne Lebensmittel gelassen hatte, elende Krautsträunke und Kartoffeln ausgruben und halbgare Stücke gefallner, gleich an Ort und Stelle ausgeschlachteter Pferde genossen, war man auf dem Plateau, wo der Tod seine Ernte gehalten hatte, geschäftig. . . . Die schneidende Kälte unter dem wolkenlosen blauen Himmel ließ eine noch mörderischere Nacht als die vorhergehende befürchten. Die Schlachtfeldkommandos, Linie und Mobilgarde, Württemberger und Sachsen, sahen einander ohne Haß in die Augen, hoben auf, rastlos und betrübt, hoben auf. . . . Vor allem galt es die Verwundeten wegzubringen: eine zweite solche Nacht sollten die nicht zubringen! Dann die Toten . . .

Und wiederum zwölf eisige Stunden, die Erschöpfung und die Leiden der in elendem Durcheinander am Boden hingestreckten Soldaten, das Dunkel der Nacht unter dem wolkenlosen Himmel, das Schweigen rings umher — ein so tiefes Schweigen, daß es scheinen konnte, als wäre, wie vor dem Ausbruch eines Orkans, alles Leben in banger Schwebe geblieben."

Auch die Gefechte des 2. Dezembers sind die Verfasser bemüht, dem Leser anschaulich zu schildern, und wenn auch ihre Darstellung den Spezialisten, der einzelne Episoden genau kennt, nur grosso modo befriedigen dürfte, so ist doch manches in allgemeinen Umrissen richtig genug gezeichnet.

Eine krankhafte Sucht, uns von angeblichen großen Eigenmächtigkeiten und subordinationswidrigem Verhalten besonders vorsichtiger und starrköpfiger Generale zu erzählen, haben Marguerittes allerdings, aber um so wahrheitsgetreuer ist das Bild, das sie uns von einer Episode des Gefechts vom 2. auf dem Plateau von Villiers-sur-Marne entwerfen, und das uns den Befehlshaber einer Armee von über hunderttausend Mann zeigt, wie er auf einem schneeweißen Rosse unmittelbar hinter oder eigentlich in der Schützenlinie einer engagierten Abteilung hin- und hergaloppiert, als wenn es sich dabei um eine Zirkus- oder Theatervorstellung handelte. Wir fragen uns noch heute, wie es der Tod, den er augenscheinlich suchte, eigentlich angefangen hat, ihm zu entschlüpfen.

Ratsam ist offenbar ein solches Verfahren für den Befehlshaber einer Armee nicht, und wenn man sich die damaligen Gepflogenheiten der Truppenführung, des Meldungswesens und der Befehlsbeförderung bei den Franzosen vergegenwärtigt, wird einem recht klar, wie viel Chancen des Gelingens wir in diesen Punkten vor ihnen voranshatten. Denn die zweite Pariser Armee hätte, wenn wir dem, was wir auch sonst gelesen haben, glauben dürfen, in der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember überhaupt nicht gewußt, wo ihr Befehlshaber, General Ducrot, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, und dieser hätte am Morgen des 1. Dezembers beim Abreiten seiner Stellung eine ganze Division (Bellemare) vermißt, die von dem Kommandeur des dritten Korps (d'Exéa) ohne sein Vorwissen eigenmächtig über die Marne zurückgenommen worden wäre.

Digitized by Google

Das Vertrauen zu der Heeresleitung, das neben dem zur andern Natur gewordnen Gehorsam die deutschen Truppen zu einem so haltbaren und handlichen Werkzeuge machte, war bei den französischen nicht überall vorhanden. Wir sehen das recht deutlich, wenn wir den jungen Ehemann Eugène Réal zur Loirearmee unter General d'Aurelle de Paladines begleiten.

„Es war am Morgen der Schlacht von Coulmiers (6. November 1870). Eugène, dem der scharfe Nachtfrost und die Unruhe der zuströmenden Gedanken den Schlaf geraubt hatten, hatte die Nacht mit Herumliehn und Herumgehn verbracht.

Im Osten wurde inmitten der Dunkelheit ein fahler Streif sichtbar, und im heller und heller werdenden Lichte des Himmels und der Wolken war ein großer Tag angebrochen. Der ruhige Atem von tausenden von Schläfern machte einem stärker und stärker werdenden unruhigen Geräusch Platz, unter den leinwandnen Zelten wurde es lebendig, und in einer Ausdehnung von zwei Stunden brachte ein Erwachen ohne Signal, unter dem Gesumme menschlicher Stimmen und dem Gewieher der Pferde, die junge Loirearmee auf die Beine.

Nach dem Ablochen war auch das 75. Mobilgardenregiment, das aus Eugènes Bataillon (dem 3. d'Indre-et-Loire) und den Bataillonen des Loir-et-Cher-Departements bestand, als letztes Regiment der Brigade Bourdillon, Division Jauréguiberry, aufgebrochen. Die Brigade marschierte als Reserve des linken Flügels des 16. Korps, und auf ihrer Flanke ritt die Kavalleriedivision Reyau. Der Frost hatte abgenommen, ein Sonnenblick erhellte das graue Tageslicht. Eugène stapfte vergnügt neben seinen Leuten her. Die Kompagnie war guter Laune. Mit dem unbehaglichen Bewußtsein, daß es gegen den Feind gehe, mischte sich ein natürliches Gefühl von Selbstvertrauen, eine Ausgelassenheit, die häufig aufhörte, natürlich zu sein. Wenn man eine Weile still gewesen war, fand sich ein Spaßmacher, und es wurde gelacht. Das Indre-et-Loire-Bataillon, das anfänglich auf seine Remingtons stolz gewesen war, bewidete nun die vom Loir-et-Cher um ihre Bajonette. Die weißen Kepis nahmen sich wie die Wellen eines Stromes aus.

Eugène, auf einer Anhöhe angelangt, war von dem sich ihm plötzlich darbietenden Schauspiel überrascht: der Aufmarsch des d'Aurelleschen und Chanzyschen Korps bedeckte die weite sanft geschwungne Ebne: ihre hintereinanderher brandenden Fluten füllten die Mulden, schlängelten sich auf den Kämmen hin. Das Rollen der Batterien, Feldlazarette und Transporte, das Getrampel der Hufe und Füße floß in ein dumpfes Geräusch zusammen, das den Herzschlag beschleunigte. Seit der Vernichtung der regulären Armeen und der vom Korps des Generals La Motte-Rouge erlittnen Niederlage waren das die ersten vom Lande wieder ins Gefecht gebrachten Truppen, eine in hastigem, aber herrlichem Wurfe von Grund aus neu geschaffne Armee von fünfundfiebzigtausend Mann: ungleich in ihren Bestandteilen, aber in guter Zucht, der erste Anlauf der sich zum Entsatz von Paris aufmachenden Provinz.

Halb zehn Uhr ertönte Geschützfeuer vom rechten Flügel her. Der Klang dieser rauhen Stimme machte Eugène erbeben, es war, als wäre sein ganzes Innere in Verwirrung geraten. Aber er suchte sich sofort dagegen zu stählen, bei jedem Schusse von neuem erschüttert: er mühte sich, wie wenn ein Betrunkner gerade zu gehn sucht. Die Augen seiner Leute hatten sich ihm zugewandt und suchten den seinen zu begegnen; es war ihnen um ein Vorbild für ihre eigne Haltung zu thun. Erst als er fühlte, daß seine blassen Wangen ihr gewöhnliches Rot wiedergefunden hätten, wagte er sie anzusehen. Alle hatten denselben Anfall von Furcht gehabt, einzelne sahen noch blaß aus (étaient encore verts). Man blieb desungeachtet im Vormarsch, und für unerfahrne Truppen hielten sich die Mobilgardisten noch leidlich genug. Als sich die anfänglich in Abständen vernommnen Schüsse zu einem ununterbrochnen Getöse zusammengeschlossen hatten, kam die frühere Heiterkeit, jedoch etwas fieberhafter, zurück: sie fühlten sich hinter Deckung: der Gedanke, daß die Kameraden im Feuer stünden, erfüllte sie zwar mit Bangen, gab ihnen aber

Digitized by Google

doch auch ein Gefühl der Sicherheit. Nach einem Halt wurde der Vormarsch wieder angetreten. Eugène war keine hundert Schritte marschiert, als sich das Gefechtsfeld zum zweitenmal vor ihm ausbreitete.

Über den Erdboden sah man erst kleine weiße Wölkchen hintreiben: dann kam ein wilder und furchtbarer Donner, unter dem die Erde erzitterte. Er glaubte dabei ein eigentümliches Pfeifen zu unterscheiden, das Geräusch der dahinsausenden Granaten. Das Infanteriefeuer knatterte immer lebhafter: es brannte weiter nach vorn auf der Straße in mehreren Höfen. Eugène betrachtete mit Erregung und Teilnahme das vor ihm ausgebreitete Panorama, die sich unter dem grauen Tageslicht in langen Linien dahinbewegenden Truppen, die roten Blitze der Batterien, das wie von Ameisen wimmelnde Gelände, und zwischen den Rauchwolken durch einige sich in hellern Farben absetzende Dörfer. Ihre Namen, die ihm von frühern Besuchen in der Nachbarschaft her bekannt waren, und die ihm das Marschtableau in Erinnerung gebracht hatte, lebten in seiner Erinnerung wieder auf. Roziéres, Coulmiers, Baccon, welches von ihnen würde heute abend im blutigen Rot der Niederlage oder des Sieges prangen? Welchem von ihnen würde die Geschichte das hellglänzende oder das düstre Mal aufdrücken?

Die Bataillone waren den Abhang hinabgestiegen und rückten auf der Ebne vor. Eugène hatte keinen Überblick mehr. Es umgab ihn ein eng begrenztes Gelände, Felder, an denen sich eine den Horizont verdeckende Hecke hinzog, ein Gebüsch, an dessen Ästen die letzten Blätter im Winde zitterten. So mit seinen Leuten in der Unwissenheit und der Erwartung zu sein, verursachte ihm neue Unruhe. Sie hatten keine Aussicht: waren sie den Blicken des Gegners entzogen? Der Geschützdonner grollte lauter; jetzt hörte man deutlich das ohrenzerreißende Heulen und das Krepieren der Granaten.

Plötzlich kam etwa hundert Meter rechts von ihnen etwas Schwarzes geflogen, es wurde Erde aufgeworfen, Rauch stieg auf. Sie waren entdeckt. Wie eine Kralle wühlte etwas krampfartiges in Eugènes Eingeweiden. Die bleiche Furcht, die den Willen lähmt, den Menschen wie in einer Art Schwindel in Angst jagt. Es krepierte in abnehmender Entfernung eine zweite, eine dritte Granate. Unwillkürlich bückten sich die Mobilgardisten, ließen sich auf die Erde fallen. Eine vierte fiel mitten hinein; Kugeln pfiffen. Eugène hörte neben sich den dumpfen Klang des in den menschlichen Körper einschlagenden Bleis, sein Nachbar fiel. Mechanisch rief er mit erstickter Stimme: Aufrücken. Niemand gehorchte; ein Durcheinander, ein plötzlicher Schreck, ein kopfloses Davonstürzen hatte die Sektion, die ganze Kompagnie auseinander gesprengt. Einer stürzte über den andern weg: auch ihn hatte die mit elementarer Gewalt umkehrende Flut mit sich fortgerissen.

Das Gewissen erwachte in ihm: er war also im Begriff davonzulaufen? Nein! Er wollte seine Leute zum Stehn bringen, das wars, was er wollte! Und von einer unerklärlichen Wut ergriffen, kriegte er den ersten besten zu packen, schüttelte ihn. Er rannte von einem zum andern, beschwor die Leute kehrt zu machen, sprach ihnen Mut zu. Neben ihm hielt sein Hauptmann, ein rothaariger Riese, breitete beide Arme aus und brachte ein paar Leute zum Stehn: mit lauter zuversichtlicher Stimme rief er sie beim Namen, höhnte sie, machte ihnen Vorwürfe. Die Mobilgardisten traten wieder in Reih und Glied, fast ebenso schnell wie sie auseinandergestoben waren: die Kompagnie war wieder ein organisches Ganze geworden; Eugène zählte sein Peloton durch. Sie kamen bei dem Gefallnen vorbei: der sah wie ein Kind aus und lag mit untergeschlagnen Beinen auf dem Rücken, die Arme hintenübergestreckt, wie einer, der schläft. Es war wieder hügelauf gegangen, und nun hatte man in einem Gehöfte Halt gemacht.

Eugène fühlte sich gedemütigt und stand schreckliche Martern aus. Hatten es seine Leute, die er fast auf dem Flecke zum Stehn zu bringen gesucht hatte, für bare Münze genommen? Hatte sich der Hauptmann täuschen lassen? Hatte ihn

Digitized by Google

seine Todtenblässe nicht verraten? Nein, es war ihm gelungen, die Sache zu bemänteln: es war ja auch nichts gegen ihn zu sagen gewesen von dem Augenblick an, wo er den dicken Neuvy, der noch nicht wußte, wie ihm geschehen war, beim Kragen gepackt hatte . . .

Man hatte das Gehöft längst verlassen, es ging eine kleine Anhöhe hinan. In der Entfernung wurde eine dunkle Kavalleriemasse sichtbar: waren es Deutsche oder Franzosen? Wieder gab es Unsicherheit, wieder schwankte der gute Wille. Eingezogne Erkundigungen ergaben, daß es die Division Reyau war, die anstatt zu handeln, auf Befehle wartete. Man blieb stundenlang auf der Stelle. Auf dem gefrornen Boden sitzend hörte man dem Geschützdonner zu. Eugène konnte es nicht fassen: das hieß also eine Schlacht? Marschieren, Halt machen, warten. Auf die Dauer wurde das Nichtsthun unerträglich: nicht von der Stelle kommen, nichts wissen . . .

Und doch war es gerade um diese Zeit, wo sich eine aus dem 31. Marschregiment, dem 7. Jägerbataillon und den Mobilgarden der Dordogne zusammengesetzte Kolonne, die zur Verstärkung der von der Einnahme der »Renardière« noch ganz erhitzten Schützenketten der Division Peytavin zum Angriff auf Coulmiers angetreten war: sie hatte sich unter einem mörderischen Feuer im Park festgesetzt und ein Haus nach dem andern mit Sturm genommen, als der General Barry, der die Erschöpfung seiner Leute gewahr geworden war, den Degen zog und unter dem Ruf: En avant! vive la France! die Mobilgarden der Dordogne zu einem heroischen Anlaufe begeisterte. Ihr jugendlicher Enthusiasmus warf die erprobten bayrischen Truppen und nahm das Dorf; der begeisterte Schwung der Nation drängte mit gefälltem Bajonette vorwärts.

Kurz darauf war, wer könnte sagen wie und woher, die von den Lüften weitergetragne Siegesnachricht, die sich von einem Ende der Armee zum andern verbreitet hatte, auch bei Eugènes Bataillon angekommen. Die Gesichter strahlten, eine wahre Trunkenheit stieg einem in die Augen. Es war fünf Uhr abends. Zögernd wich der Tag der Nacht. An dem schon in Dämmerung gehüllten Horizont wälzte sich in schwarzen voneinander getrennten Massen die Schlange der zurückweichenden bayrischen Armee: wo war die Kavallerie des Generals Reyau? Jetzt war der rechte Moment zum Nachsetzen. Eugènes Augen suchten sie. Umsonst. Sie hatte die Lipowskischen Schützen, die Befehl hatten, mit ihr zu operieren, für den Feind angesehen und war, ohne Aufklärungsdetachements zu entsenden, zu dem Lagerplatz, den sie früh innegehabt hatte, zurückgekehrt.

Eugène dachte an nichts. Er folgte in der Dämmerung mit dem Auge dem Abzug der besiegten Bayern. Ein feiner Regen, zwischen den der Wind halbgeschmolznen Schnee peitschte, fing an zu fallen. Es gab für ihn keinen Hunger mehr, keinen Durst, keine Ermüdung. Ein unendlicher Jubel erfüllte ihn, machte alles vergessen. Man war Sieger."

(Fortsetzung folgt)

# Litteratur

Der Hunger nach Kunst. Betrachtungen von Arthur Seemann. Leipzig und Berlin E. A. Seemann, 1901

Den Hauptinhalt des Buchs bildet eine Reihe feuilletonartiger, frisch, temperamentvoll geschriebner Aufsätze über das Kunstbedürfnis im heutigen Kunstgewerbe, über Erziehung zur Kunst, über die Schönheit, über verschiedne Fragen aus den Gebieten der Musik, der Dichtung und der bildenden Künste. Mit der Doktrin eines

Digitized by Google

flachen Naturalismus haben die Kunstanschauungen des Verfassers ebensowenig gemein, wie mit den sogenannten idealistischen Tendenzen eines gewissen modernsten raffinierten „Ästhetentums." Ein gesunder Idealismus giebt sich in seinen „Betrachtungen" überall kund. Seine mannigfaltige Litteraturkenntnis — erfreulicherweise ist ihm auch unsre ältere ästhetische Litteratur nicht fremd — setzt ihn instand, durch manches gute Zitat seine Anschauungen zu bekräftigen. In dem Kapitel über die Schönheit beruft er sich an erster Stelle auf Friedrich Vischer. Wo er auf moderne Kunst und Dichtung zu sprechen kommt, wird man seinen anerkennenden, wie seinen abweisenden Urteilen fast immer beipflichten können.

Einer der übrigen Aufsätze hat den frappanten Titel: „Das Skelett als Erzieher." Der Verfasser hat, wie er hier sagt, in Professor Lichtwarcks Schrift „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken" einen schrecklichen Fund gemacht: Holbeins Totentanz solle der künstlerischen Jugenderziehung dienen. Der Gedanke, Kindern den Totentanz in die Hand zu geben, erscheint ihm unleidlich, als im höchsten Grad unpädagogisch, und wir meinen, mit Recht. „Dieses Holbeinische Werk enthält eine finstre Ironie. Ironie ist das Gift der Naivität." Auch in Bezug auf andre Werke der ältern deutschen Kunst, von denen Lichtwarck meint, daß sie mit in erster Linie geeignet seien, das deutsche Kind in die Kunst einzuführen, ist der Verfasser andrer Ansicht. Was an Martin Schön wirklich schön ist, dafür könne das Kind kein Gefühl haben. „Man gebe den Kindern anfangs nur Wohlklang, der Masse, der Linie und besonders der Farbe. Wohlklang aber atmet nur die ausgereifte, voll erblühte Kunst."

In dem folgenden Aufsatz ergreift der Verfasser in eigner Sache das Wort. Er verteidigt hier ein von ihm selbst, als dem jetzigen Inhaber der Verlagsbuchhandlung von E. A. Seemann, im vorigen Jahr begonnenes Werk, die Nachbildungen von Gemälden alter Meister in Dreifarbendruck, gegen die Angriffe Professor Muthers. Das Unternehmen bot zunächst nicht geringe Schwierigkeiten, die Anwendung des Dreifarbendrucks auf derartige Reproduktionen war etwas neues. Daß die technischen Hindernisse, die sich dabei herausstellten, nicht sogleich in der ersten Lieferung des Werks überwunden waren, hat sich der Herausgeber selbst nicht verhehlt. Die Fortschritte, die schon die nächstfolgenden Lieferungen zeigten, wird jeder gerecht Urteilende anerkennen. Professor Muther, der eine Reihe solcher Lieferungen kannte, verurteilte sie schlechtweg, mit dem Aufgebot der verwerfendsten Ausdrücke. Bei der scharfen Erwiderung auf diese Kritik, die sich auch von persönlichen Invektiven nicht frei hielt, war der Herausgeber in der glücklichen Lage, sich auf zahlreiche anerkennende Urteile über das Werk stützen zu können, vor allem konnte er sich auf das schwer wiegende Urteil Adolf Menzels berufen, von dem er mitteilt, daß er sich über die Nachbildungen von Jan van Eycks „Mann mit den Nelken" und Terborchs „Konzert" in der Berliner Gemäldegalerie höchst beifällig geäußert habe. Die Behauptung Professor Muthers, daß das neue Verfahren eine Anwendung vor den Originalen noch nicht gestatte, daß für die Dreifarbenaufnahme immer eine Kopie des Originals hergestellt werden müsse, beruht auf Unkenntnis der Sache. Für eine große Zahl der in dem Seemannschen Werk bis jetzt veröffentlichten Blätter sind die Aufnahmen unmittelbar nach den Originalen gemacht worden. Nur in den Fällen, wo die Originale für solche Aufnahmen nicht zur Verfügung gestellt wurden, haben Kopien als Vorlagen gedient.

Die letzten Kapitel der Schrift sind auch noch Professor Muther gewidmet. Eine hier mitgeteilte Arbeit von Dr. W. Gensel bringt neue, sehr merkwürdige Nachweise über die bekannte Methode der Mutherschen Geschichtschreibung.

—e.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Disziplin und Sozialdemokratie

Als eine Erscheinung, die nicht nur die Aufmerksamkeit militärischer Kreise verdient, ist es zu bezeichnen, daß am Schluß der diesjährigen Herbstübungen in Frankreich sowohl wie in der Schweiz grobe Vergehn gegen die militärische Disziplin bei den einberufnen Reservisten vorgekommen sind. In St. Etienne (Departement Loire) ist es bei einem aus Reservisten zusammengestellten Bataillon des 38. Infanterieregiments zu einer vollständigen Meuterei gekommen wegen angeblicher Überanstrengung während der Manöver, und weil der Regimentskommandeur die Leute den Unbilden der Witterung zu sehr ausgesetzt hätte. Französische Zeitungen berichten, daß ein Mann infolgedessen im Hospital gestorben sei, hunderte aber krank in den Lazaretten lägen. Während eines Halts nach einem längern Marsche sei ein heftiges Gewitter mit starkem Regen ausgebrochen, die Offiziere hätten in einer Scheune Unterkunft gesucht, während die Mannschaften dem Unwetter ausgesetzt gewesen seien ohne jeden Schutz. Darauf habe sich lautes Murren erhoben, dann Schimpfen auf den Oberst und die Offiziere, und schließlich sei der Oberst sogar thätlich bedroht worden, als er erschienen sei, um die Ordnung herzustellen. Die Leute hätten dann die Carmagnole und die Arbeitermarseillaise gesungen, wobei sie von der zugeströmten Bevölkerung — meist sozialdemokratischer Fabrikbevölkerung — kräftig unterstützt worden seien. Die Offiziere hätten nichts ausrichten können, sondern seien wieder in ihre Scheune zurückgekehrt, während sich die Mannschaft in die nächstliegenden Ortschaften und Wirtschaften zerstreute. Das gesamte Bataillon von 750 Mann löste sich auf diese Weise auf und ließ Offiziere, Gewehre und Gepäck im Stich. Welche Rolle die Unteroffiziere dabei gespielt haben, wird nicht berichtet, doch scheint es, als hätten sie gemeinsame Sache mit den Soldaten gemacht.

Über andre Vorkommnisse bei den im Südosten Frankreichs abgehaltnen



Digitized by Google

Manövern berichtet die Liberté. Abgesehen davon, daß die Soldaten nicht zur Ausdauer erzogen und infolgedessen den Anstrengungen der Übungen nicht gewachsen gewesen seien, habe die Disziplin außerordentlich viel zu wünschen übrig gelassen. Ein Bataillonskommandeur habe dem Berichterstatter gesagt, daß es Tage gäbe, wo er sich nicht auf die Straße zu gehn getraue, weil er fürchte, von seinen Soldaten nicht gegrüßt zu werden. Jede Bestrafung eines Mannes habe aber die Einmischung eines Abgeordneten zur Folge, dem der Kriegsminister — da der Abgeordnete meist der parlamentarischen Mehrheit angehöre — jedesmal Recht gäbe. Mit den Worten: „Meine Kameraden und ich sind tief entmutigt," habe der Bataillonskommandeur seine Klage geschlossen.

Man könnte ja hierin unbegründete oder tendenziöse Berichte vermuten, aber ein gewiß einwandfreier Zeuge, der Korrespondent von La France militaire über die großen Manöver im Osten Frankreichs, der in günstigster Weise über die Leistungen der Truppen berichtet, schreibt doch auch an einer Stelle seines Berichts: „. . . ich war überrascht von den offenbaren Anzeichen von Schlaffheit. Es gab Soldaten, die ihre Gewehre von gutwilligen jungen Bauernburschen tragen ließen, die sich der Marschkolonne anschlossen; Massen von Nachzüglern erwarteten die Ankunft des Oberarztes. Dabei war die Temperatur ideal günstig: milder Sonnenschein ohne Hitze, starker Wind, der für die Fußtruppen außerordentlich angenehm war."

Wenn das französische stehende Heer unter solchen Erscheinungen der Disziplinlosigkeit litt, so darf man sich nicht wundern über ähnliche Vorkommnisse in der Schweizer Milizarmee. Während der Manöver in der Westschweiz sind beim Landwehrbataillon Nr. 103 Ausschreitungen vorgekommen, die nicht mit Unrecht von vielen Seiten als Meuterei bezeichnet wurden, und die bis zur Beschimpfung und thätlichen Bedrohung der Offiziere gingen. Ein ganz vorzüglicher Artikel in der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung (Nummer 40 vom 5. Oktober) stellt fest, daß kein pflichtwidriges Benehmen der Offiziere vorgelegen habe, und daß diese Vorfälle nicht als ein Übel bezeichnet werden dürften, das mit der Bestrafung der Übelthäter erledigt sei, sondern daß sie das Symptom eines latenten Zustands der Indisziplin seien.

Nach der Besprechung dieser Vorkommnisse in Frankreich und in der Schweiz wäre es ungerecht, wenn wir nicht auch die Vorfälle auf dem deutschen Kriegsschiff „Gazelle" und neuerdings auf dem Panzer „Hagen" erwähnen wollten, da eine gewisse Indisziplin jedenfalls dabei im Spiele gewesen sein dürfte, wenn auch unzweifelhaft andre Anlässe vorhanden waren.

Diese Vorkommnisse und Erscheinungen legen nun, unsrer Meinung nach, zwei Fragen nahe: 1. Wodurch werden derartige Vorkommnisse von grober Indisziplin in der Armee hervorgerufen, und 2. wie hat sich die vorgesetzte Behörde ihnen gegenüber zu verhalten?

Wegen der ersten Frage sind wir der festen und unumstößlichen Über-

Digitized by Google

zeugung, daß in Frankreich ebenso wie in der Schweiz und eventuell auch in Deutschland jeder größern, namentlich im Komplott begangnen oder wenigstens systematisch vorbereiteten Auflehnung gegen Disziplin und militärischen Gehorsam der Einfluß der Sozialdemokratie zu Grunde liegt. So wie der Franzose bei andrer Gelegenheit sagt: Où est la femme? so kann der militärische Vorgesetzte bei solchen Vorkommnissen getrost sagen: „Wo ist der sozialdemokratische Agitator?" Es ist ja von sozialdemokratischer Seite selbst oft ausgesprochen worden, daß die Agitation im Heere eine ihrer nächsten und wichtigsten Aufgaben sei, und es wäre geradezu ein Wunder, wenn diese Bemühungen gegenüber jungen unreifen Leuten von zwanzig Jahren, die zum großen Teile in den industriellen Großstädten aufgewachsen sind, nicht von mehr oder minder großem Erfolge sollten begleitet sein. Alle von den Militärbehörden dagegen getroffnen Maßregeln können nicht genügen. Bei uns in Deutschland werden ja die Soldaten nach Möglichkeit überwacht, aber radikal kann solche Vorsicht nicht helfen, und während der Manöver, wo die Mannschaften einquartiert sind, und abgesehen von persönlichen Einflüssen, jede Art der Presse ihnen zugänglich ist, versagt sie vollständig. Das weiß auch die sozialdemokratische Preßleitung recht wohl, und zu keiner Zeit wird man in diesen Blättern so viel lesen über Überanstrengung der Truppen, übergroße Strenge, menschenunwürdige Behandlung usw. wie zur Zeit der Manöver. Bei den Vorkommnissen in St. Etienne in Frankreich wird von allen Seiten anerkannt, daß die sozialdemokratische Arbeiterbevölkerung hauptsächlich die Schuld an der Meuterei trug, und in der Schweiz gingen die sozialdemokratischen Blätter der französischen Schweiz, so namentlich das in Genf erscheinende Le Peuple so weit, daß sie die Dienstpflichtigen geradezu zur Meuterei aufforderten, falls ihnen nicht eine „menschenwürdige" Behandlung zu teil würde. In einer deutsch-schweizerischen Zeitung fanden wir vor kurzem eine Korrespondenz aus Genf, in der es heißt: „Es darf betont werden, daß auch unter den Sozialdemokraten der französischen Schweiz die beständigen Hetzereien in militärischem Gebiete, die sich der Peuple von Genf, das Grutli von Lausanne und die Sentinelle von La Chaux-de-Fonds zu Schulden kommen lassen, eine abfällige Beurteilung erfahren." Auch die sozialdemokratischen Blätter der deutschen Schweiz verfolgen die nämliche Tendenz, und ebenso natürlicherweise — nirgends herrscht bekanntlich so strenge und straffe Disziplin wie in der Sozialdemokratie — die Parteiorgane der andern Länder. Je kürzer die Dienstzeit wird, desto leichter ist die Arbeit der Sozialdemokraten, weil der Soldatenstand als Beruf mehr und mehr schwindet, die Erziehung zur Vaterlandsliebe, zur Treue und zum Gehorsam immer schwieriger wird und mehr und mehr nur noch an der Oberfläche haftet. Wir haben in der letzten Zeit mehrfach die Erfahrung gemacht, daß Männer, die ein warmes Herz für das notleidende Volk haben, Sympathie für die Sozialdemokratie gewinnen, und besonders in gut christlichen Kreisen begegnet man jetzt öfters einer Hinneigung zu den Bethätigungen der Sozialdemokratie — einzelne

Digitized by Google

Geistliche sind ja offen zu der Partei übergetreten —, aber man vergißt oder übersieht dann, daß die Interessen des arbeitenden und des notleidenden Volks, als dessen alleinige Vertreter sich die Führer der Sozialdemokraten aufspielen, genau ebenso, wenn nicht mehr und besser, von andern Kreisen gewahrt und gepflegt werden, und daß bei den Sozialdemokraten meist ganz andre Tendenzen zu Grunde liegen, als wirkliche Sorge für den bedürftigen Mitmenschen. Wir können nicht umhin, in dem mächtig anschwellenden Wachstum der Sozialdemokratie, in ihrem Eindringen in immer neue Schichten der Gesellschaft, namentlich aber in die Reihen der Armee, eine Gefahr zu sehen, wie sie größer gar nicht gedacht werden kann. Da der Siegeszug innerhalb der Arbeiterbevölkerung zur That geworden ist, innerhalb der ländlichen Bevölkerung aber zur Zeit noch als verfrüht, teilweise aussichtslos betrachtet wird, ist die Armee das Objekt geworden, das „in Bearbeitung" genommen wird. Es wird dies in den höhern Regierungskreisen ebenso wie an den höhern Kommandostellen nicht oder nur wenig empfunden, da sieht man in der Armee noch immer den rocher de bronze; aber man frage einmal die jüngern Offiziere, namentlich die an der Spitze der Kompagnien und Schwadronen stehenden, die in täglicher unmittelbarer Fühlung mit der Truppe sind, welche Veränderungen der „militärische Geist," der Geist der Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland, der Sinn für Disziplin, für unbedingtes Vertrauen zum Vorgesetzten erlitten hat! An seine Stelle ist, Hand in Hand mit der kurzen Dienstzeit und mit der zunehmenden Halbbildung, ein Geist der Kritik getreten, der unverträglich ist mit dem militärischen Gehorsam. Hier muß Wandel geschafft werden, wenn man überhaupt noch Wert auf die bisherige Staatsform, auf Gehorsam gegen die Gesetze und auf ein diszipliniertes Heer legt.

Diese Überzeugung führt uns zur Beantwortung unsrer zweiten Frage: „Wie hat sich die vorgesetzte Behörde den Erscheinungen der Indisziplin gegenüber zu verhalten?" Wir sehen von einer Besprechung gesetzlicher Maßnahmen (von Ausnahmegesetzen u. dergl.) hier ab, da uns das zu weit führen würde, und wir uns auch nicht für kompetent dazu erachten; aber der militärische Vorgesetzte *muß* die Pflicht und *sollte* das Recht und die Machtvollkommenheit haben, mit der größten Energie und nötigenfalls mit äußerster Strenge gegen Agitation und gegen Erfolge der Agitation einzuschreiten; er soll vor allem die Sache bei dem rechten Namen nennen und nicht in seinem eignen Interesse oder in dem des guten Rufs seiner Truppe Vorkommnisse beschönigen, die die strengste Verurteilung erheischen. Wir verweisen zur Erläuterung dieser Forderung wieder auf die eben berichteten Vorgänge in Frankreich und in der Schweiz. Der Kommandeur des 38. französischen Infanterieregiments, das sich diese unerhörten aufrührerischen Ausschreitungen zu Schulden kommen ließ, Oberst d'Aubigny, hat beim Einrücken des Regiments in die Garnison St. Etienne nach dem Manöver einen Tagesbefehl erlassen, worin es heißt: „Am Vorabend des Einrückens in die Garnison ist der Oberst glücklich, den Herren Offizieren, Unteroffizieren, Korporalen und Soldaten des aktiven

Digitized by Google

Dienststands wie der Reserve danken zu können für die hingebende Hilfe, die sie ihm während der Manöver geleistet haben, für die Ausdauer und den Eifer, den sie trotz des fortwährenden Regens(!) bewiesen haben. Damit die Freude der Rückkehr in die Garnison vollständiger sei, hebt der Oberst alle Strafen der Reservisten und der aktiven Soldaten, die aus dem Manöver zurückkehren, auf. . . . Möchten die Reservisten des 38. Regiments schnell die Anstrengungen einiger Tage vergessen, aber andrerseits nie vergessen, daß sie Glieder der großen Regimentsfamilie sind, und daß sie dessen Ehre ebenso hoch halten müssen wie ihre eigne. Sie werden es sich angelegen sein lassen, die lächerlichen Fabeln von Auflehnung, Insubordination und übler Behandlung, die einige schlecht unterrichtete Zeitungen überall verbreitet haben, für nichtig zu erklären usw."

Auch in der Schweiz sind die Verfehlungen gegen die Disziplin von den meisten Seiten möglichst milde beurteilt, und alle erdenklichen Entschuldigungsgründe sind hervorgesucht worden. Zwei Erscheinungen berühren aber hier sehr erfreulich und sind nachahmenswert: einerseits tritt nämlich die Allgemeine Schweizerische Militärzeitung in der allerschärfsten Weise gegen die Disziplinwidrigkeiten auf, und andrerseits hat der Bundesrat das Militärdepartement auf dessen Antrag hin aufgefordert, ungesäumt die Revision des Artikels 1, Ziffer 10 der Militärstrafgerichtsordnung in die Hand zu nehmen und so zu fördern, daß sie noch in der Dezembersession den Eidgenössischen Räten unterbreitet werden kann. Nach diesem Artikel fallen gegenwärtig Zivilpersonen nur dann unter die militärische Gerichtsbarkeit, wenn sie Militärpersonen, die schon im aktiven Dienste stehn, zur Verletzung wichtiger militärischer Obliegenheiten verleiten oder zu verleiten suchen. Hiernach konnte jetzt gegen die Genfer Zeitung Peuple, das die Leute des Landwehrbataillons Nr. 103 zur Widersetzlichkeit, ja geradezu zur Meuterei aufforderte, nicht gerichtlich eingeschritten werden.

Wenn nun in der Schweiz, wo die Milizarmee weit mehr als bei uns das „Volk in Waffen" repräsentiert, solche Modifikationen der Gesetze als dringlich erscheinen, so sollte man sich bei uns noch weit weniger scheuen, mit allen Mitteln einzuschreiten, so lange es vielleicht noch Zeit ist. Auch die freisinnig und demokratisch Gesinnten, die sich aber Liebe und Anhänglichkeit zum Vaterlande bewahrt haben, sollten einsehen, daß die Anforderungen, die an die Armee und ihre einzelnen Glieder gestellt werden müssen, absolut unvereinbar sind mit dem Grundsatz, den auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitage der Abgeordnete Bebel wieder einmal mit geradezu cynischer — Unbefangenheit ausgesprochen hat, daß der Eid den „Genossen" nicht bindet. Er sagte, die Sozialdemokraten hätten im sächsischen Landtage den Verfassungseid geleistet, weil sie dies für eine leere Form ansähen, und daß sie sich demnach an diesen Eid nicht für gebunden hielten. Wir sollten doch denken, daß es hiernach außerordentlich nahe läge, wenn die Sozialdemokraten auch den Fahneneid, den Treueid gegen Fürst und Vaterland, nicht als bindend, sondern als „leere

Digitized by Google

Form" betrachten und dieser Anschauung und Gesinnung mehr und mehr Eingang in den Reihen der Armee zu verschaffen suchen. Darum: „Landgraf, werde hart!" v. W.

# Das Reich und das Reichsland

(Schluß)

Seit kurzem hat man begonnen, in Gefängnissen und Kasernen Studien über die Bildungsstufe der untersten Volksschichten, aus denen die große Mehrzahl der Wähler hervorgeht, zu machen. Diese Studien haben geradezu verblüffende Resultate ergeben. In einem Breslauer Gefängnis wurde festgestellt, daß sogar geborne Breslauer den Namen des Flusses, an dem Breslau liegt, nicht zu nennen wußten, daß für viele Schlesien, Preußen, Deutschland und Europa identische Begriffe waren, und daß der Papst öfter mit dem in Breslau wohnhaften Kardinal verwechselt wurde.*) Bei einer Rekrutenabteilung, die zur Hälfte aus Westfalen und zur Hälfte aus andern preußischen Provinzen stammte, wußten von achtundsiebzig Rekruten nur vierzehn, wer Bismarck war, einundzwanzig kannten ihn überhaupt nicht.

Es wird wohl niemand behaupten können, daß die Bildung der oberelsässischen Fabrikarbeiter oder der lothringischen Knechte höher sei als die ihrer altdeutschen Standesgenossen. Der Staat hat kein Interesse, die Entscheidung bei den Wahlen der Menschenklasse einzuräumen, der die Anfangsgründe jeder höhern Kultur fehlen. Auch die reichsländischen Liberalen haben keinen Grund, sich für die Wahlreform ihres Parteigenossen Riff zu begeistern. Wenn das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zum Landesausschuß eingeführt würde, so müßten die künftigen Landtagswahlen eine große klerikale Majorität ergeben, wie die Statistik der Reichstagswahlen beweist. Unter den fünfzehn Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen sind nur drei — nämlich die Städte Straßburg und Mülhausen, sowie der Kreis Zabern —, in denen die Klerikalen bisher vergeblich um die Herrschaft gekämpft haben. Alle übrigen zwölf Wahlkreise sind schon wiederholt von den Klerikalen erobert worden; die meisten oberelsässischen und lothringischen Wahlkreise sind sogar eine sichere Domäne der Klerikalen. In dem Zukunftsstaate des Abgeordneten Riff würden also die Klerikalen die unbestrittene Herrschaft haben; die protestantisch-liberale Minorität würde vollständig an die Wand gedrückt werden. Die Liberalen müßten wenigstens danach streben, eine verfassungsmäßige Garantie für die Vertretung der Minderheit durch die Einführung der Proportionalwahlen zu

*) Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, Band 21, Seite 9, 16.

Digitized by Google

gewinnen. Die von Riff empfohlne Listenwahl allein bietet keinen genügenden Schutz. Die kritiklose Annahme des Programms Riff durch die reichsländischen Liberalen würde politischer Selbstmord sein.

In der Reichstagssitzung vom 21. März 1879 hat Fürst Bismarck erklärt, die Einräumung eines Stimmrechts im Bundesrat an Elsaß-Lothringen sei gleichbedeutend mit einer Vermehrung der preußischen Stimmen. Richtig ist zweifellos, daß in allen politischen Fragen die Regierung des Kaisers im Reichsland keine andern Ziele verfolgen kann als die Regierung des Kaisers im Reiche. Wenn die Reichsregierung die Kriegsmarine vermehren, eine Kolonialarmee schaffen, die Getreidezölle erhöhen oder Handelsverträge schließen will, so kann der Vertreter Elsaß-Lothringens im Bundesrat nicht anders stimmen als der preußische Bevollmächtigte. Andrerseits aber giebt es zahllose Fragen zweiten Ranges, deren Entscheidung nicht von politischen, sondern lediglich von wirtschaftlichen und technischen Erwägungen abhängt. Es besteht kein Hindernis, daß der elsaß-lothringische Vertreter im Bundesrat für die Deklarationspflicht der gezuckerten Weine, für die Erhöhung des Zolls auf eingestampfte Trauben, für die Berufung in Strafsachen und für die Beibehaltung des Voreids an Stelle des Nacheids eintritt, auch wenn die preußischen Bevollmächtigten eine abweichende Stellung einnehmen. Die Forderung einer stimmberechtigten Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrat beruht jedoch weniger auf praktischen als auf theoretischen Gründen, auf der Idee der vollen Gleichberechtigung Elsaß-Lothringens mit den deutschen Bundesstaaten.

Der größte Widerstand gegen die Bewilligung eines Stimmrechts für den Vertreter Elsaß-Lothringens im Bundesrat ist von den Mittelstaaten zu erwarten. Diese befürchten von der Bewilligung eine Verschiebung des Stimmenverhältnisses zu ihren Ungunsten und zu Gunsten Preußens, wie der bayrische Minister Freiherr von Crailsheim in der bayrischen Abgeordnetenkammer am 5. Dezember 1899 offen ausgesprochen hat. Um die berechtigten Bedenken, die die Mittelstaaten in dieser Beziehung haben, zu beseitigen, braucht man nur auf einen Gedanken zurückzugreifen, den der Abgeordnete Windthorst im Reichstage geäußert hat, nämlich auf den Gedanken, die Gesamtzahl der Stimmen im Bundesrat entsprechend zu erhöhen. Wenn z. B. Preußen achtzehn und Elsaß-Lothringen drei Stimmen erhielten, zugleich aber die Stimmen von Bayern, Württemberg, Sachsen und Baden um je eine vermehrt würden, so wäre die von den Mittelstaaten gefürchtete Verschiebung des Stimmenverhältnisses vermieden.

Viel wichtiger als alle bisher erörterten Fragen ist die Hauptfrage, ob eine Weiterbildung des bisherigen Reichslands zu einem selbständigen Bundesstaat im Gesamtinteresse des Reichs liege. Bei den bisherigen Debatten über diesen Gegenstand ist die Thatsache vollständig in Vergessenheit geraten, daß über das zukünftige Schicksal von Elsaß-Lothringen nicht bloß das Interesse des Landes, sondern vor allem und zuerst das Interesse des Reichs entscheidet.

Digitized by Google

Es erscheint darum zeitgemäß, diese unbestreitbare und selbstverständliche Thatsache hier wieder einmal in Erinnerung zu bringen. In der Reichstagssitzung vom 30. November 1874 hat Fürst Bismarck den Elsaß-Lothringern zugerufen: „Im Reichsinteresse haben wir diese Länder in einem guten Kriege, in einem Verteidigungskriege, wo wir uns unsrer Haut zu wehren hatten, erobert; nicht für Elsaß-Lothringen haben unsre Krieger ihr Blut vergossen, sondern für das Deutsche Reich, für seine Einheit, für den Schutz seiner Grenzen."

Das Reichsinteresse nun wird durch die Gründung eines selbständigen Bundesstaats Elsaß-Lothringen, solange die jetzigen politischen Zustände im Reichsland bestehn, nicht gefördert, sondern direkt gefährdet. In dem künftigen Bundesstaate müßten die Verwaltungs-, Gesetzgebungs- und Aufsichtsrechte, die die Reichsregierung, der Bundesrat und der Reichstag gegenwärtig in allen innern Landesangelegenheiten haben, natürlich wegfallen. Der elsaß-lothringische Landtag würde in Zukunft allein — ohne Konkurrenz des Reichstags — über die Bewilligung neuer Einnahmen entscheiden; seine Zustimmung wäre für alle Ausgaben, die nicht Pflichtausgaben sind, wesentlich. Durch dieses unbeschränkte Budgetrecht müßte der neue Landtag einen ungeheuern Zuwachs an Macht und Einfluß gewinnen. Die Leitung der Regierung würde sehr bald den Führern oder Vertrauensmännern des Landtags zufallen, da diese allein imstande wären, wichtige Gesetzesvorlagen im Landtage durchzusetzen. Die Stellung des kaiserlichen Statthalters würde gegenüber einem mit vollem Budgetrecht ausgerüsteten Landtage, dessen Existenz und Rechte durch die Landesverfassung gesichert sind, ganz anders und viel schwieriger sein als gegenüber dem jetzigen Landesausschuß, der jederzeit von den Organen der Reichsgesetzgebung korrigiert und bevormundet, im Notfall sogar gänzlich beseitigt werden kann.

Es fragt sich nun, ob die innere Aussöhnung der Elsaß-Lothringer mit der historischen Thatsache der Annexion so weit vorgeschritten ist, daß ein Mißbrauch des Budgetrechts und der Selbstverwaltung nicht mehr zu befürchten wäre. Aus der gegenwärtigen, sehr loyalen Haltung des Landesausschusses können keine Schlüsse für die Zukunft gezogen werden. Bei der Einführung der von Riff empfohlnen Wahlart würde vermutlich ein großer Teil der bisherigen Abgeordneten durch andre Männer ersetzt werden. Es darf auch nicht übersehen werden, daß manche Beschlüsse des Landesausschusses unter dem Drucke der Erwägung gefaßt worden sind: „Wenn wir nicht mitthun, wird die Sache ohne uns im Reichstage gemacht." Die spärliche Erhöhung der Beamtengehälter im Jahre 1899, die der Landesausschuß zugleich zu einer Gehaltsverschlechterung benutzt hat, sowie die Steuerreform vom Jahre 1901 würden wohl kaum zustande gekommen sein, wenn nicht im Hintergrunde ein Eingreifen der Reichsgesetzgebung gedroht hätte.

Jede Schilderung der politischen Zustände im Reichsland wird dadurch erschwert, daß die Verhältnisse der einzelnen Landesteile außerordentlich verschieden sind. Die Zustände im Elsaß sind anders als in Lothringen, im

Digitized by Google

Unterelsaß anders als im Oberelsaß, im französischen Sprachgebiet von Lothringen anders als im deutschredenden Teile dieser Provinz. Städte und Dörfer, Industriegebiete und ländliche Bezirke, protestantische und katholische Gegenden weisen in politischer Beziehung große Unterschiede auf. Jede allgemeine Behauptung über die politischen Verhältnisse in Elsaß-Lothringen kann also immer nur auf eine beschränkte Richtigkeit Anspruch machen. Will man trotzdem den gewagten Versuch unternehmen, einige allgemeine Grundzüge zu skizzieren, so wird wohl der Satz unbestritten bleiben, daß bei den untern Volksklassen im Reichsland keine ausgesprochne Abneigung gegen das Deutschtum besteht. Einen Beweis hierfür bietet die große Zahl der eingebornen Unterbeamten im Dienst der Landesverwaltung, der Post und der Eisenbahn, ferner die starke Beteiligung des einheimischen Elements an den deutschen Kriegervereinen und die Häufigkeit der Mischehen zwischen Eingebornen und Eingewanderten. Das politische Interesse dieser Klassen ist bis jetzt gering, da die Sozialdemokratie in den Kreisen der Einheimischen verhältnismäßig wenig Anhänger gefunden hat. Die Führer der sozialdemokratischen Bewegung im Reichsland sind fast sämtlich eingewanderte Altdeutsche. Die Haltung der untern Klassen bei den Wahlen wird in der Regel durch die höhern und die mittlern Stände, in katholischen Gegenden besonders durch die Geistlichkeit bestimmt.

Anders liegt die Sache bei den Angehörigen der gebildeten und halbgebildeten Klassen. Hier lassen sich im großen und ganzen drei verschiedne Gruppen unterscheiden: 1. die Gruppe der deutschen Elsaß-Lothringer, 2. die Gruppe der französischen Elsaß-Lothringer, 3. die Gruppe der partikularistischen Elsaß-Lothringer. Bei der Trennung des Landes von Frankreich im Jahre 1871 war überhaupt keine deutschgesinnte politische Partei in Elsaß-Lothringen vorhanden. Nur ein kleines Häuflein protestantischer Straßburger hat damals die Rückkehr ihrer elsässischen Heimat zum alten Mutterlande freudig begrüßt und in Liedern öffentlich gefeiert. Im Lauf von dreißig Jahren ist aus diesem kleinen Häuflein deutschgesinnter Männer ein stattliches Bataillon geworden. Heute wird man die größere Hälfte der eingebornen Beamten sowie eine Anzahl Rechtsanwälte, Notare, Ärzte, Geistliche, Bürgermeister usw. zu dieser Gruppe zählen können. Die Zahl der deutschgesinnten Elsaß-Lothringer würde zweifellos noch viel größer sein, wenn die Landesregierung konsequent den deutschen Standpunkt festgehalten hätte. Bekanntlich ist dies nicht geschehn; das unheilvolle Regiment des Feldmarschalls von Manteuffel hat die Germanisierung des Reichslands um Jahrzehnte gehemmt und verzögert.

Die Partei der französischen Elsaß-Lothringer, die im Jahre 1871 fast die ganze Bevölkerung umfaßte, hat im Lauf eines Menschenalters sehr viel Anhänger verloren und ist genötigt gewesen, ihre Taktik vollständig zu ändern. Erklärungen, wie sie der Abgeordnete Teutsch am 18. Februar 1874 im Deutschen Reichstage abgegeben hat, kommen heute nicht mehr vor; Wahlmanifeste, wie sie Antoine 1882 in Metz und Lalance 1887 in Mülhausen



Digitized by Google

erlassen haben, werden heute nicht mehr veröffentlicht. Kein einziger Abgeordneter wagt heute mehr, die Abtretung von Elsaß-Lothringen an Deutschland für „ungiltig“ zu erklären, weil die Zustimmung der Bevölkerung nicht eingeholt worden sei; sogar der Abgeordnete Preiß ist ein Opportunist geworden und hat bei den letzten Reichstagswahlen auf die Frage, wie er zu dem Frankfurter Friedensvertrage stehe, eine ausweichende Antwort gegeben. Offenbar fürchten die Führer der französischen Partei im Reichslande den Rest ihrer Anhänger zu verlieren, wenn sie auf dem Standpunkt des unfruchtbaren Protestes gegen vollendete und unabänderliche Thatsachen verharren. In der Reichstagssitzung vom 21. Februar 1900 hat der Abgeordnete Hauß im Namen der elsaß-lothringischen Gruppe, zu der auch die Abgeordneten Preiß und Wetterlé gehören, die Versicherung abgegeben, daß sie „samt und sonders, voll und ganz“ auf dem Boden der Reichsverfassung stünden.

Indessen wäre es verfehlt, aus dem Verschwinden der Protestpartei zu schließen, daß auch die Protestler verschwunden seien. Der offne Protest ist tot; der verkappte Protest führt noch ein zähes Leben. Zum Beweise dieser Behauptung soll zunächst das Zeugnis eines eingebornen Elsässers angeführt werden. Heinrich Schneegans, ein Sohn des bekannten Parlamentariers Karl August Schneegans, hat in dem Hamburger „Lotsen“ vom 1. Dezember 1900 einen Aufsatz über die gegenwärtige Stimmung im Reichslande veröffentlicht, worin u. a. folgendes ausgeführt wird: „Ein Teil der gebildeten Bevölkerung ist im Grunde ihres Herzens ganz französisch geblieben. Ihre ganze Erziehung, ihre Bildung, ihre Sprache ist französisch. Sie lesen französische Zeitungen, französische Romane und Zeitschriften; sie halten sich vollständig auf dem Laufenden über alles, was im Nachbarlande vor sich geht. Deutschland interessiert sie nicht.“ Auch die Landesverratsprozesse, die namentlich in den achtziger Jahren geführt worden sind, haben grelle Streiflichter auf die französische Gesinnung zahlreicher Volkskreise geworfen. Ein weiteres Zeichen für die Stärke der im Lande noch vorhandnen französischen Gesinnung ist die wiederholte Wahl des Reichstagsabgeordneten Preiß. Im Oktober 1895 veröffentlichte ein französischer Journalist — Ernest Judet — in dem Pariser Petit Journal eine Unterredung, die er mit dem genannten Abgeordneten gehabt hatte. Nach dem Bericht von Judet hat der Abgeordnete Preiß bei diesem — offenbar für die Öffentlichkeit bestimmten — Gespräch die Theorie entwickelt, die Protesterklärung, die die Abgeordneten der annektierten Provinzen 1871 in der französischen Nationalversammlung zu Bordeaux abgegeben haben, sei die letzte offne Aktion der Elsaß-Lothringer, der letzte Ausdruck ihrer Gesinnungen und ihres Willens gewesen; so lange diese Protestation nicht durch einen neuen, gleichwertigen Akt ausgelöscht sei, fahre Elsaß-Lothringen fort, gegen die neue Nationalität, die es nicht anerkannt habe, zu protestieren. Trotz dieses extremen politischen Standpunkts ist der Abgeordnete Preiß 1898 in dem oberelsässischen Wahlkreise Kolmar wieder zum Reichstagsabgeordneten gewählt worden. Endlich muß der offne Kampf, den die große Mehrzahl des

Digitized by Google

elsässischen Klerus gegen die von der Regierung beabsichtigte Errichtung einer katholischen Fakultät in Straßburg geführt hat, als ein Symptom französischer Gesinnung bezeichnet werden. Ein genauer Kenner der Verhältnisse, der katholische Reichskanzler Fürst Chlodwig Hohenlohe, hat in der Reichstagssitzung vom 21. Februar 1900 erklärt, er könne den leidenschaftlichen Protest, den ein Teil des Klerus in dieser Frage erhoben habe, nur auf dessen französische Gesinnung zurückführen; ein Teil des Klerus hänge noch an den französischen Traditionen, die sich im großen Seminar erhalten hätten.

Die dritte Gruppe wird gebildet von den partikularistischen Elsaß-Lothringern. Im Jahre 1871 ist vielfach von deutscher Seite der Gedanke ausgesprochen worden, man solle den Partikularismus im Reichslande stärken; die Pflege einer partikularistischen Gesinnung sei das Mittel, wodurch die Elsaß-Lothringer wieder zu guten Deutschen gemacht werden könnten. Diese auch von dem Fürsten Bismarck geteilte Hoffnung hat sich bis jetzt nicht erfüllt. In dem französischen Sprachgebiet von Lothringen giebt es heute noch keine Spur einer partikularistischen Gesinnung. Hier besteht noch der alte nationale Gegensatz zwischen Deutschtum und Franzosentum mit ungeschwächter Kraft. Auch im deutschredenden Teile Lothringens hat sich kein provinzielles Sonderleben, das im Gegensatz zum französischen Volkstum stünde, entwickelt. Die Abgeordneten aus dem deutschen Sprachgebiet von Lothringen gehn in allen Fragen mit ihren Landsleuten aus dem französischen Sprachgebiet zusammen. Im Straßburger Landesausschuß bilden die sämtlichen Abgeordneten aus Lothringen einen Sonderbund, der geschlossen stimmt, Anträge stellt, Erklärungen abgiebt, Beifall spendet und Mißfallen äußert! Man wird also annehmen dürfen, daß die Gesinnungen und die Interessen dieser lothringischen Landsmannschaft im wesentlichen solidarisch sind. Allerdings ist 1878 der Autonomist Lorette im Wahlkreis Diedenhofen-Bolchen zum Reichstagsabgeordneten gewählt worden. Aber diese Wahl hatte nur lokale Bedeutung; eine Autonomistenpartei — wie im Elsaß — hat in Lothringen niemals existiert.

Im Elsaß dagegen hat schon unter französischer Herrschaft eine starke partikularistische Strömung bestanden. Die amtliche Teilung des Landes in die Departements Haut-Rhin und Bas-Rhin hat den innern Zusammenhang des elsässischen Volksstamms nicht zerstören können. Die Bewohner beider Departements haben sich jederzeit mit demselben Stolz als „Elsässer" gefühlt; Straßburger und Mülhäuser Dichter haben gewetteifert, die Schönheiten ihrer gemeinsamen Heimat zu besingen. Im Jahre 1850 wurde in Kolmar die noch heute bestehende elsässische Monatsschrift Revue d'Alsace begründet, zu der auch viele Unterelsässer Beiträge geliefert haben. Wenig Jahre später — 1855 — entstand in Straßburg die société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace, die auch im Oberelsaß zahlreiche Freunde und Mitglieder fand. Die genannte Zeitschrift und die genannte Gesellschaft sind wohl die einzigen Beispiele dafür, daß sich in dem streng zentralisierten Frankreich An-

Digitized by Google

gehörige verschiedner Departements zur Pflege provinzieller Sonderaufgaben vereinigt haben.

Die elsässischen Sonderbestrebungen waren bis zum Jahre 1870 durchaus unpolitisch; erst seit der Annexion haben sie eine politische Bedeutung gewonnen. Seit dem genannten Zeitpunkt ist die zarte Pflanze des elsässischen Partikularismus mit allen Mitteln gepflegt worden und zu einem mächtigen Baume erstarkt. Es ist aber ein großer Fehler, diesen elsässischen Partikularismus mit dem bayrischen, dem württembergischen oder dem sächsischen Partikularismus auf dieselbe Stufe zu stellen. Dieser steht auf nationalem Boden; er ist eine Spezies des deutschen Nationalgefühls, ein deutsches Nationalgefühl mit lokaler oder dynastischer Färbung. Der elsässische Partikularismus steht nicht auf nationalem Boden; er ist nicht eine Spezies des deutschen Nationalgefühls, sondern ein ganz andres Genus. Die elsässischen Partikularisten fühlen sich als dritte selbständige Nation neben den „Welschen" — den Franzosen — und neben den „Schwoben" — den Deutschen. Der bayrische, der württembergische und der sächsische Partikularismus ist ferner verbunden mit einer kräftigen deutschen Staatsgesinnung. Der bayrische, der württembergische und der sächsische Partikularist fühlt sich mit Stolz als Glied des mächtigen Deutschen Reichs, wenn er auch darin seine besondre Eigenart bewahren will. Diese deutsche Staatsgesinnung fehlt dem Elsässer Partikularisten gänzlich. Er steht innerlich dem Deutschen Reiche ebenso fremd und gleichgiltig gegenüber wie der deutsche Schweizer und der deutsche Luxemburger. Zum Beweise für diese Behauptung sei wiederum Heinrich Schneegans angeführt, der in seinem schon erwähnten Aufsatz hervorhebt, daß die Gesinnung der meisten Elsässer „weder protestlerisch französisch noch offen reichsdeutsch, sondern streng partikularistisch" sei.

Ein weiterer Beweis für die Richtigkeit dieser Darstellung ist das Verhalten der elsässischen Reichstagsabgeordneten, die zu der sogenannten „elsaß-lothringischen Gruppe" im deutschen Reichstag gehören. Sie können sich heute — dreißig Jahre nach der Annexion — noch nicht entschließen, einer deutschen Fraktion als Mitglieder beizutreten. Mit einer einzigen Ausnahme sind sie klerikal; die größere Hälfte unter ihnen — vier von sieben — besteht aus katholischen Geistlichen; ein Unterschied ihres Programms von dem des Zentrums ist nicht zu erkennen. Trotzdem halten sie sich vom Zentrum fern und ziehn es vor, mit ihren lothringischen Nachbarn eine besondre Landsmannschaft — gleich den Polen — zu bilden. Dem Liebeswerben des katholischen Volksvereins wird von vielen elsässischen Katholiken gleichfalls ein zäher passiver Widerstand entgegengesetzt, wie eine kompetente Persönlichkeit — Professor Müller vom Straßburger Priesterseminar — auf der Straßburger Versammlung des genannten Vereins am 22. Juni 1901 offen ausgesprochen hat.

Ein geradezu klassisches Beispiel für den Gegensatz zwischen deutscher und elsässischer Gesinnung bieten die Verhandlungen des Landesausschusses vom 5. und 6. Februar 1901. In der ersten dieser Sitzungen äußerte der Ab-

Digitized by Google

geordnete Götz von Weißenburg folgendes: „Wir haben uns in den dreißig Jahren seit der Annexion gewöhnt, uns im Deutschen Reiche wohl zu fühlen. Ich glaube, kein Mensch denkt mehr daran, französisch zu werden. Im Gegenteil, die Entwicklung der französischen Verhältnisse, die Zerfahrenheit, die Erschütterung der staatlichen Autorität, die Lockerung der Disziplin in der Armee, die Erschütterung der Unabhängigkeit des Richterstands haben die Sympathien der Elsaß-Lothringer für Frankreich ganz wesentlich abgekühlt, und ich glaube, sagen zu können, daß wir uns in den neuen Verhältnissen ganz wohl fühlen als Glieder des Reichs unter der zielbewußten Führung eines kraftvollen Monarchen." Diese kräftige Betonung des deutschnationalen Standpunkts im Landesausschuß war vollständig neu und erregte großes Mißvergnügen. Am folgenden Tage machte der lothringische Abgeordnete Ditsch einen heftigen persönlichen Ausfall gegen Götz und warf ihm vor, er habe durch seine Ausführungen die Empfindungen der ältern Generation verletzt. Die große Majorität des Landesausschusses bewies durch den demonstrativen Beifall, den sie dem Abgeordneten Ditsch spendete, daß sie ebenfalls in ihren „Gefühlen" verletzt und weit davon entfernt war, die deutsche Gesinnung des Abgeordneten Götz zu teilen.

Was nun die Stärkeverhältnisse der erwähnten drei Gruppen betrifft, so lassen sich nur unsichere Schätzungen anstellen. Anhaltspunkte zur Ermittlung der deutschgesinnten Elemente bieten die Reichstagswahlen, jedoch dürfen ihre Ergebnisse nur mit Vorsicht benutzt werden. Es wäre z. B. grundfalsch, aus der Thatsache, daß der Reichstagsabgeordnete Schlumberger Hospitant der nationalliberalen Fraktion geworden ist, zu schließen, daß im Wahlkreise Mülhausen eine nationalliberale Mehrheit existiere. Erst wenn mehrere Wahlen nacheinander annähernd gleiche Resultate ergeben haben, werden sich einigermaßen richtige Schlüsse auf die politische Gesinnung der Bevölkerung machen lassen. Auf Grund der Reichstagswahlen kann man annehmen, daß in den Wahlkreisen Hagenau-Weißenburg, Straßburg-Stadt und Zabern die Majorität der Wähler deutschgesinnt ist. In Hagenau-Weißenburg ist schon zweimal — 1893 und 1898 — der altdeutsche Prinz Alexander von Hohenlohe gewählt worden; Zabern ist seit 1890 ununterbrochen durch den Freikonservativen Dr. Höffel vertreten, und Straßburg-Stadt hat seit 1887 wiederholt deutschfreundliche Männer, Petri und Riff, in den Reichstag entsandt. Auch in den übrigen Wahlkreisen des Unterelsasses besteht eine starke deutschgesinnte Partei. Straßburg-Land hat viele Jahre lang (1877 bis 1881 und 1890 bis 1898) die deutschfreundlichen Abgeordneten North oder Bostetter gehabt; Molsheim-Erstein hat fünfmal — 1881, 1884, 1890, 1893 und 1895 — den jetzigen Unterstaatssekretär im reichsländischen Ministerium Baron Zorn von Bulach in den Reichstag gewählt. In Schlettstadt endlich hat 1893 sogar ein altdeutscher Kreisdirektor gesiegt. Hiernach läßt sich annehmen, daß die deutschgesinnten Elsässer im Unterelsaß sehr stark vertreten sind, wahrscheinlich sogar eine gewaltige Majorität haben. Die partikularistischen Elsässer haben zahl-

Digitized by Google

reiche Gesinnungsgenossen in Straßburg-Land, Molsheim-Erstein und Schlettstadt; sie haben außerdem die Herrschaft im ganzen Oberelsaß, wo überall die deutschgesinnten Wähler in der Minorität sind. Eine Schätzung der französisch gesinnten Elsässer ist auf Grund der Wahlergebnisse nicht möglich, da sie bei den Wahlen nicht mehr als selbständige politische Partei auftreten. Nach dem bekannten Spruch: Français ne puis, Allemand ne daigne, Alsacien je suis gehn sie — in Ermanglung eines Bessern — bei allen Wahlen mit ihren partikularistisch gesinnten Landsleuten zusammen. Im französischen Sprachgebiet von Lothringen haben die französisch gesinnten Lothringer die unbestrittne Alleinherrschaft, da unter der eingebornen Bevölkerung überhaupt keine andre — deutsche oder partikularistische — Partei besteht. Bei dem deutschen Sprachgebiet von Lothringen kommt in Betracht, daß die amtliche Grenze zwischen Elsaß und Lothringen an manchen Stellen — z. B. in der ehemaligen Grafschaft Dagsburg — eine willkürliche ist. Der Unterschied in der politischen Gesinnung der Bevölkerung tritt deshalb nicht schroff und plötzlich, sondern nur langsam und allmählich hervor.

Möglich und wahrscheinlich ist nun, daß dieselbe Macht der Zeit, die in einem Menschenalter aus guten Franzosen elsässische Partikularisten gemacht hat, in einem weitern Menschenalter aus elsässischen Partikularisten gute Deutsche machen wird. Sicher aber ist, daß dieser Umwandlungsprozeß durch die Gründung eines selbständigen Bundesstaats Elsaß-Lothringen nicht beschleunigt, sondern verzögert würde. Wenn die Elsaß-Lothringer erst einmal Herren im eignen Hause sind, so werden sie natürlich nicht darauf bedacht sein, die deutsche Nationalität, die für viele unter ihnen eine fremde ist, zu schützen und zu stärken, sondern gerade umgekehrt, ihre besondre Art in Sitte und Sprache, gesellschaftlichen und politischen Traditionen zu bewahren und zu pflegen. Vielfach ist z. B. im Landesausschuß, in den Bezirkstagen und andern kommunalen Körperschaften der Wunsch geäußert worden, den französischen Unterricht in den Volksschulen des deutschen Sprachgebiets wieder einzuführen. Einheimische Minister, die das Land nach eigner Façon regieren könnten, würden diesem Drängen der Bevölkerung jedenfalls nachgeben. Damit wäre einer der größten Fortschritte, den das Deutschtum seit 1870 gemacht hat, wieder in Frage gestellt. Der Verbannung der französischen Sprache aus den Volksschulen ist es zu verdanken, daß der Gebrauch dieser Sprache in den untern Klassen des deutschen Sprachgebiets im Aussterben begriffen ist, und daß diese Volksschichten der deutschen Nationalität wieder gewonnen sind.

Die Errichtung eines selbständigen Bundesstaats im Reichsland würde also dem deutschen Interesse nicht förderlich, sondern einfach schädlich sein.

## 5

Wenn der Bundesstaat Elsaß-Lothringen nur ein schöner Traum ist, so entsteht die weitere Frage: Ist eine andre Regelung der staatsrechtlichen Beziehungen zwischen Elsaß-Lothringen und dem Reiche möglich und denkbar?

Digitized by Google

Kann das Provisorium auf andre Weise beseitigt werden, oder soll es für ewig fortbestehn? Die Lösung des Problems muß auf dem Wege einer Änderung und Ergänzung der Reichsverfassung gesucht werden, die schon in § 2 Absatz 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 in Aussicht genommen war.

Der Kaiser führt die Regierung im Reiche und im Reichslande „im Namen des Reichs," also nicht im eignen Namen, sondern im fremden Namen, im Namen der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte. Die Reichsregierung steht dem Kaiser kraft eignen, unwiderruflichen Rechts zu; sie kann ihm gegen seinen Willen niemals entzogen werden, da er als Inhaber der siebzehn preußischen Stimmen gemäß Artikel 78 der Reichsverfassung jede Änderung dieser Verfassung verhindern kann. Die Landesregierung im Reichslande steht dem Kaiser kraft fremden, widerruflichen Auftrags zu; sie beruht auf dem Reichsgesetz vom 9. Juni 1871, das durch Reichsgesetz wieder aufgehoben werden kann. Dieser Unterschied zwischen dem jus proprium auf die Reichsregierung und dem jus delegatum auf die Landesregierung hat keine innere Berechtigung und keinen vernünftigen Sinn. Artikel 1 und 11 der Reichsverfassung müssen also in der Weise abgeändert werden, daß Artikel 1 am Schlusse folgenden Zusatz erhält: „sowie aus dem Reichsland Elsaß-Lothringen," und daß in Artikel 11 Absatz 1 hinter den Worten: „Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen" eingeschaltet wird: „sowie die Staatsgewalt im Reichslande auszuüben." — Durch diese Änderung würde das bisherige, provisorische Verhältnis des Kaisers zum Reichslande in ein definitives umgewandelt werden; der Kaiser würde im Reichslande dieselbe Stellung erlangen, die er schon im Reiche hat — nämlich die eines erblichen Regenten.

Wenn der Kaiser die Staatsgewalt im Reichslande im fremden Namen, aber kraft eignen Rechts ausübt, so kann er als Regent des Reichslands ebensogut ein Stimmrecht im Bundesrat beanspruchen, wie die Regenten von Braunschweig, Lippe-Detmold, Sachsen-Koburg und Mecklenburg-Schwerin. Die Stimmentabelle in Artikel 6 wäre deshalb etwa in folgender Weise zu ändern: Preußen 18, Bayern 7, Sachsen 5, Württemberg 5, Baden 4, Hessen 3, Elsaß-Lothringen 3. Die Erhöhung der Stimmenzahl im Bundesrat müßte natürlich ihre Rückwirkung auf Artikel 78 äußern, worin die Ziffer 14 durch 17 zu ersetzen wäre.

Die Instruierung der elsaß-lothringischen Bevollmächtigten im Bundesrat würde als Landesangelegenheit nicht dem Reichskanzler, sondern dem Statthalter zufallen, der dadurch Gelegenheit erhielte, die besondern Interessen Elsaß-Lothringens zur Geltung zu bringen. Bezüglich des Statthalters wäre in Artikel 17 am Schlusse beizufügen: „In elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten tritt an die Stelle des Reichskanzlers der Statthalter."

Endlich wäre in Artikel 5 noch eine Bestimmung über die Landesgesetzgebung nötig. „Gesetze für Elsaß-Lothringen können auch vom Kaiser unter Zustimmung der elsaß-lothringischen Landesvertretung erlassen werden. Die Verkündigung erfolgt in einem besondern Gesetzblatt."

Digitized by Google

Bei der Verwirklichung dieser Vorschläge würden zwei wesentliche Forderungen der Elsaß-Lothringer — Stimmrecht im Bundesrat und Ausschluß des Bundesrats von der Landesgesetzgebung — erfüllt, zugleich würden aber die nationalen Interessen durch die Erhaltung der unbeschränkten Reichskompetenz in allen Angelegenheiten der Reichsprovinz Elsaß-Lothringen gesichert.

# Über das Krankenversicherungsgesetz

(Fortsetzung)

Der dritte Mangel, worunter das Versicherungswesen leidet, sind Übertreibung und Simulation der Versicherten. Das ist nicht nur bei den Zwangsversicherungen so, sondern ebenso bei den Privatversicherungen. Die Kasse und die Kassenmitglieder wollen gemeinsam gegen alle möglichen Gefahren oder Unfälle ankämpfen. Aber sobald der Versicherungsfall eingetreten ist, entsteht der Gegensatz zwischen der Kasse und dem Versicherten. Dieser nämlich hat jetzt ein Recht gegen die Kasse. Er will vor allem nicht zu kurz kommen. Die Interessen der Gesamtheit sind ihm in diesem Augenblick gleich. Die Kasse aber will vor allem nicht zu viel zahlen. Damit ist der Kampf eröffnet, und von dem Stand der Ehrlichkeit oder der Rechthaberei auf beiden Seiten hängt es ab, wie lange er dauert. Je größer die Kasse oder die Anstalt ist, um so ferner liegt dem Berechtigten der Gedanke an die Interessen der Allgemeinheit. Es ist dann der große Beutel, worein er so lange gezahlt hat, der nun endlich einmal bezahlen soll. Sieht dieser Beutel aus der Ferne gesehen dem Gemeindefiskus oder gar dem Staatsfiskus ähnlich, so wird die jahrhundertelang geübte Moral des kleinen Mannes wieder lebendig, die lehrt, daß wer ordentlich und sparsam sein will, den Fiskus zu betrügen sucht, wo er kann! Ich will aber, um ehrlich zu sein, erwähnen, daß es noch eine andre Moral im Volke giebt, die lehrt, daß wer Armenunterstützung braucht, ehrlos wird. Das Volk ist immer geneigt, besonders die Gemeindekrankenversicherung und die Renten der Invaliditätsversicherung als Armenunterstützung anzusehen, um die man betteln muß, wenn man sie sicher erhalten will. Ich habe alte, anständige Leute weinen sehen und sagen hören, sie hätten jahrzehntelang in die Kasse gesteuert, ohne sie zu brauchen, und nun müßte es ihnen doch noch passieren, daß sie Hilfe annehmen müßten. Sie glaubten sich dadurch in ihrer Ehre gekränkt. Aber diese Anschauungsweise ist selten und entspricht auch nicht der Absicht des Gesetzes.

Je kleiner die Kasse ist, je mehr der Versicherte teil an der Verwaltung

Digitized by Google

hat, den Etat mit aufstellt, die Verhütung eines Fehlbetrags wahrnimmt, die Erhöhung der Umlagen, wenn sie nötig ist, mitbeschließt, um so weniger wird er selbst, wenn er Rechte gegen seine Kasse zu verfolgen hat, übertreiben und simulieren, um so strenger ist auch die unbezahlte, freiwillige und allerwirksamste Beaufsichtigung der Arbeitsgenossen. Es giebt Simulanten aus Intelligenz und solche aus Dummheit. Es giebt bewußte und unbewußte. Durch unsre Versicherungsgesetze ist eine ganz neue Krankheit entstanden, die sehr schwer und hartnäckig ja unheilbar sein kann: das Rentensiechtum. Es giebt Menschen, die, nachdem sie einen Beinbruch erlitten hatten, der vielleicht nicht als Betriebsunfall gelten kann, aus Rechthaberei nicht gesund werden wollen. Während ein andrer Mensch nach einem Vierteljahr wieder vollständig hergestellt ist, laufen diese jahrelang an Krücken, sind sich und ihren Angehörigen eine Last, laufen von einem Arzt zum andern, von einem Prozeß in den andern und ruhen nicht eher, als bis sie sich und ihre Familien durch Schulden und Nichtsthun vollständig ruiniert haben. Sie sind zu geisteskranken Querulanten geworden.

Es giebt andre, die aus Energielosigkeit in denselben Zustand geraten. Zumal unter unsern Gästen aus dem Osten giebt es Menschen, die sobald sie durch einen Unfall für einige Monate ins Bett geraten sind, nur durch Hunger und Kälte wieder herausgebracht werden können. So lange aber Krankengeld kommt oder eine Rente winkt, und sich irgend ein einflußreicher Mann, der Gutsherr, der Arzt, der Pastor für sie interessiert, so lange ist nicht die geringste Aussicht auf Besserung, sie fühlen sich thatsächlich elend, so lange sie bemitleidet werden. Während ein andrer nach sechs Wochen von selbst aufsteht, werden sie immer elender. Nachdem sie ein halbes Jahr im Bett gelegen haben, sind sie nicht mehr imstande, aufrecht zu stehn, also liegen sie weiter, und wenn man ihnen schließlich in den großen Nervenheilanstalten der Universitäten begegnet, so bieten sie ein bejammernswertes Bild körperlicher und geistiger Schwäche, sie leiden an Rentensiechtum.

Der größte Schaden der Versicherungsgesetzgebung mit Zwang liegt darin, daß sie im Einzelnen das Verantwortlichkeitsgefühl für seine Not und für die Bedürftigkeit seiner Familie erstickt und in ihm planmäßig den Glauben groß zieht, daß für alles Unglück, das ihn trifft, die Gesamtheit aufkommt, ja sogar ihm das schuldig sei. Freilich, die menschliche Gesellschaft hat es seit langer Zeit unter ihre Pflichten gerechnet, den notleidenden Mitmenschen zu pflegen. In den katholischen Jahrhunderten war es die Aufgabe der Kirche, die Armen und die Kranken zu pflegen; sie hatte im Lauf der Jahrhunderte große Kräfte für diesen Zweck gesammelt, und sie gab so reichlich, daß man zuweilen geneigt wurde, Armut, Faulheit und Bettelei für die Hätschelkinder der Kirche zu erklären und sie nicht als den Gegenstand, sondern als die Folge des Almosengebens der Kirche und der Frommen anzusehn. Aber mit dem Kirchenvermögen wurde in Deutschland und England zu der Zeit der Reformation, in Frankreich und im katholischen Deutschland zu der Zeit der Revolution gründlich auf-



Digitized by Google

geräumt. Da nun die Armut doch mit dem Almosen nicht ganz verschwand, so mußten die politische Gemeinde, oder wo noch die feudale Verfassung bestand, die Grundherren für das Nötigste sorgen. Die Armenunterstützung wurde aus einer unkontrollierbaren freien Liebesthätigkeit der Kirche zu einer gesetzlich abgemessenen Pflicht der Gemeinde, aber nicht zu einem Recht, das der Bedürftige fordern konnte. Im Einzelfalle trat an Stelle eines nach Willkür bald reichlichen, bald ärmlichen Almosens eine durch Gesetz schablonenmäßig festgelegte Geld- oder Naturalunterstützung.

Ihre klassische Form hat die öffentliche Armenpflege in der englischen Armengesetzgebung gefunden, die eine der wichtigsten Gegenstände für die volkswirtschaftliche Diskussion im vorigen Jahrhundert war. Malthus hat seine Ideen aus den damaligen Erfahrungen und Erlebnissen gewonnen. In den Zeiten des schlimmsten englischen Arbeiterelends wurde dem bedürftigen Arbeiter zu seinem unzureichenden Verdienst so viel zugegeben, als er zum Auskommen für sich und seine Familie nötig hatte. Die Größe der Unterstützung war nach einem gesetzlich bestimmten Schema auszurechnen. Wer einmal Almosenempfänger geworden war, war sicher, das Notdürftigste zum Lebensunterhalt zu haben, er mochte nun Arbeit finden oder nicht. Je mehr Kinder er hatte, umso mehr Hilfe bekam er. Er war in der Lage, den noch selbständigen Arbeiter, der noch ein wenig Besitz hatte, vielleicht ein Häuschen oder ein Stück Vieh, überall zu unterbieten. Die Folge war, daß die Zahl der sich selbst erhaltenden Arbeiter geschwind abnahm, und die Zahl der verarmten, andauernd unterstützten Arbeiter ins ungeheure zunahm. Die Kosten dieser Armenpflege wurden auf die grundbesitzenden großen und kleinen Eigentümer der Gemeinde umgelegt, und indem sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stiegen, thaten sie das ihrige, um auch die kleinen Bauern noch vom Hofe zu bringen und in das Heer der Armut und des Elends einzureihen, woraus es kein Emporsteigen mehr gab.

Gerade angesichts dieses durch kurzsichtige Hilfe nur vermehrten Proletarierelends kamen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die großen Ideen des Individualismus und des Liberalismus auf. Allmächtig wurde in den Köpfen die Überzeugung, daß die Gesamtheit nur Freiheit brauche auf allen Wegen, politische Freiheit, religiöse Freiheit, Freiheit des Eigentums, des Handels und der Gewerke, daß die einzelnen Menschen an Kräften einander ungefähr gleich seien, daß man dem einzelnen nur den Wettbewerb und die Bethätigung seiner Kräfte auf jedem Gebiet, das ihm beliebt, erlauben solle, damit die größte Summe von Glück und Wohlstand des Einzelnen und somit auch der Gesamtheit erreicht werde. Die Regierung aber würde nur Thorheiten begehn, wenn sie glaubte, sich in das freie Spiel der Kräfte mischen zu müssen, um diesem zu helfen, jenen aber zurückzuhalten. Die Armenunterstützung, das war die Überzeugung der damaligen Zeit, solle karg und hart sein, damit sie nicht die für den freien Wettbewerb notwendigen Eigenschaften im Menschen, das Gefühl seiner Verantwortlichkeit und Selbständigkeit zerstöre,

Digitized by Google

damit sie nicht zum Unrecht werde an denen, die nicht verarmen wollen. Will man diese Idee mißliebig machen, so nennt man sie heute Manchestertum oder die Religion des laisser faire, laisser aller. Aber man schafft damit nicht die Thatsache aus der Welt, daß diese Ideen in ganz Europa binnen einem Menschenalter siegreich wurden und die Kulturwelt, worin wir heute leben und arbeiten, geschaffen haben, in Frankreich durch eine blutige Revolution, bei uns aber durch die friedliche Arbeit einiger Staatsmänner, worunter Stein der gewaltigste war. Wir haben heute alle die Freiheiten, die man damals entbehrte, die Freiheit des Gewissens und der Rede, die politische Freiheit, die Freiheit der Person, die freie Verfügung über das Grundeigentum, die Freiheit von Zunftzwang, die Freizügigkeit und die Handelsfreiheit, und wollen sie im Ernst nicht wieder hergeben, wollen uns auch den kraftvollen Kern in diesen Ideen nicht verdunkeln lassen, nämlich die stolze Überzeugung, daß im großen gerechnet alle Menschen mit denselben Fähigkeiten zum Gebrauch dieser Freiheiten geboren werden, und daß, so wenig sie einem andern verantwortlich sind für den Gebrauch, den sie davon machen, so wenig auch irgend jemand oder etwa der Staat verantwortlich ist für das Glück oder das Unglück, das sie im Gebrauch dieser Freiheiten erleiden.

Aber freilich das Reich der ewigen Glückseligkeit brach auch nach den liberalen Reformen noch nicht an. Auf den Optimismus der Liberalen folgte der Pessimismus der Sozialisten. Statt zur Gleichheit aller Menschen schien die freie Entwicklung zu wachsender Ungleichheit der Menschen zu führen. Der Gedanke wurde wieder wach, daß die Gesellschaft die Pflicht habe, dem Schwachen zu helfen. Heute glauben die Menschen, und zumal wir Deutschen im neuen Reich ebenso fest daran, daß der Staat die Macht und auch die Pflicht habe, alle Not zu lindern, wie unsre Vorfahren vor hundert Jahren an die Ohnmacht des Staats glaubten, und daran, daß es seine Pflicht sei, die Hände von dieser wohlmeinenden Quälerei zu lassen. Eine der besten Früchte des modernen Sozialismus ist die deutsche Arbeiterversicherung. Indem sie den neuen Gedanken von der Pflicht der Fürsorge durch den Staat in wirkliche Thaten umsetzte, hat sie doch zugleich die Lehren der Vergangenheit nicht vergessen und bedeutet darum einen großen Fortschritt gegen alles, was früher bestanden hat.

Das Neue an ihr ist folgendes. Erstens nicht die politische Gemeinde, sondern die Werte schaffende Arbeit selbst soll die Mittel hervorbringen. Zweitens nicht nur die Arbeitgeber, sondern auch die Arbeiter sollen, einer für den andern, die Lasten tragen. Drittens: es soll nicht nur die Pflicht bestehn, dem Bedürftigen das Nötige zu geben, sondern der Arbeiter soll das Recht haben, eine ganz bestimmte Summe zu fordern. Viertens: der Arbeiter soll in dem Maße, als er mit steuert, auch an der Verwaltung der Mittel teilhaben. Fünftens: es soll nicht jedes beliebige menschliche Unglück aus der Welt geschafft werden, sondern nur gesetzlich scharf begrenzte Fälle von Unfall, Krankheit und Invalidität sollen und müssen Hilfe erfahren.

Digitized by Google

Diese fünf Grundsätze liegen als Keime in dem Worte „Versicherung“ geborgen. Jeder, der das Wort ausspricht, läßt undeutlich diese Grundtöne mitklingen. Solange diese Grundsätze eingehalten werden, scheiden sie weit unsre Versicherungsgesetzgebung von jeder eigentlichen Armengesetzgebung. Trotzdem behalten beide etwas Gemeinsames. Auch an unsrer Gesetzgebung muß es sich bewahrheiten, daß es politisch und wirtschaftlich nachteilig ist, dem Menschen das Gefühl abzugewöhnen der eignen Verantwortlichkeit für alles Glück und Unglück, verdientes und unverdientes, das ihn und seine Familie trifft. Es sollte darum die Versicherung, ich meine nicht die freiwillige, sondern was ein großer Unterschied ist, die Zwangsversicherung, niemals für alle Möglichkeiten sorgen, sondern einen guten Teil von der nötigen Fürsorge der freien Kraft des Einzelnen überlassen und seiner Helferin, der verborgnen Nächstenliebe, damit in ihm nicht die Tugenden der Selbständigkeit und der Voraussicht erstickt werden, die er braucht, wenn er in unsrer bürgerlichen Welt einmal mehr werden will, als ein Lohnarbeiter, der gegen einen bequemen Tagelohn sein Erstgeburtsrecht oder sein Urheberrecht an der Werte schaffenden Arbeit verkauft hat und sich um Regen und Sonnenschein nicht schert, wenn er nur von der täglichen Not und Sorge befreit wird. Will man sich diese wertvollen Tugenden anschaulich machen, so stelle man nur einen kleinen Bauern neben einen großstädtischen Arbeiter und ihre Frauen dazu und frage sich, ob dieser, der vom sechzehnten Jahre auf gewohnt ist, täglich für eine bestimmte Zahl von Stunden Arbeit seinen sichern Lohn zu erhalten, wohl noch imstande wäre, wie der andre eine Wirtschaft zu führen, worin er erst nach jahrzehntelangen Plagen den Lohn seiner Arbeit sieht.

Eine der sehr zweifelhaften Wohlthaten der Zwangskrankenversicherung ist z. B. die Mitversicherung der Kinder. Sie gehört nicht zu den überall vorgeschriebnen Kassenleistungen, und die meisten Kassen haben sie wohl nicht eingeführt, aber sie können den Beschluß fassen, die Versicherung der Kinder mit zu übernehmen, und zwingen dann jedes Mitglied, daran teilzunehmen. Im allgemeinen sind es gut situierte städtische Kassen, die ihren Mitgliedern diese vermeintliche Wohlthat erweisen, aber diese Kassen sind das Kreuz der Ärzte, denn sie erhöhen deren Mühsal bedeutend, ohne deshalb entsprechend mehr zu zahlen. Arbeitende Männer sind, wenn sie sich zu Bette legen, der Regel nach auch wirklich krank; der Umstand, daß sie auf den Verdienst verzichten und mit dem geringern Krankengeld zufrieden sind, verbürgt wenigstens, daß sie sich so fühlen. Freilich verhindert es nicht, daß folgendes vorkommt. Es rollt einer den Rasenhang hinunter, glaubt, daß er sich eine Rippe verstaucht hat, telegraphiert nach dem Arzt. Der Arzt muß in einer stürmischen Herbstnacht Pferd und Wagen im Wert von 800 Mark riskieren und seine eigne Gesundheit dazu, und findet schließlich den Verunglückten nicht einmal zu Hause, sondern rauchend und schwatzend bei Nachbarn. Das ist mir selbst passiert. Bei Männern sind solche Fälle nicht allzu häufig, aber bei Kindern alltäglich. Die Mutter braucht nur zu finden, daß das Kind zu viel oder zu

Digitized by Google

wenig Ausleerungen hat, und zu viel oder zu wenig schreit, so treibt sie ihre Angst oder ihre Dummheit zum Arzt, und der Arzt muß springen und kann nicht einmal grob sein; denn es ist ja möglich, daß sie wirklich solche Angst hat. Es ist mir schon passiert, daß ich in der Nacht zwei Stunden weit über Land fahren mußte, in ein Dorf, in das ich mindestens einen Tag um den andern fuhr, und wo ich eben denselben Abend noch gewesen war, zu einem Kinde, das seit drei Tagen einen leichten Sommerdurchfall ohne alle Gefahren hatte. Ein Schullehrer; ein Pastor, auch ein Gutsbesitzer würde sich dreimal besinnen, ehe er in solchem Falle den Arzt holen ließe, denn das kostet 10 Mark, aber ein Arbeiter, der an manchen Orten nicht einmal den Wagen zu bezahlen braucht, besinnt sich keinen Augenblick. Unterdessen verblutet vielleicht im Nachbardorf eine Gebärende, weil der Arzt nicht zu finden war.

Nun wären ja diese Ärztenöte wirklich nicht der Rede wert, wenn das Volk einen entsprechenden Vorteil davon hätte. Aber bei den Kinderkrankheiten in den niedern Ständen ist dieser Vorteil allzu gering. Was ein Arzt den Kindern Gutes thun kann, und wenn er monatelang jeden Tag kommt, das ist noch nicht der hundertste Teil von dem, was eine aufmerksame Mutter ihrem Kinde in den Zeiten der Krankheit und der Gesundheit anthut. Hat aber eine Arbeiterfrau erst einmal den Glauben gewonnen, daß für die Krankheiten der Arzt mit seinen Medizinen aufzukommen habe, so ist das Kind sicherlich verloren; sie folgt nur aufmerksam dem Rat des Arztes, den sie selbst mit ihren Ersparnissen bezahlt. Es gilt auch von keinem Zweige der Krankenversicherung mehr als von diesem, daß wenn wirkliche Not da ist, man sich nicht an den vorgeschriebnen Arzt wendet, vielmehr sucht sich die Mutter den Arzt ihres Vertrauens aus. Der kommt vielleicht nur dreimal, wo der andre sechsmal kommen müßte, um nicht nachlässig zu erscheinen, aber um so aufmerksamer wird sein Rat befolgt, und um so besser ist die Pflege der Mutter. Die Krankenkassen sollten für Kinderkrankheiten nur in den Fällen etwas geben, wo das Kind der Krankenhauspflege bedarf, und auch da nur die Hälfte der Kosten und die andre Hälfte nur leihen. Eltern, die nicht einmal für die gewöhnlichen Kinderkrankheiten etwas Geld übrig haben, deren Kinder sind überhaupt schlimm daran, mit und ohne Arzt.

### 4. Der Segen der Versicherungsgesetze

Vielleicht sind dem Leser angesichts dieser Darstellung der Fehler der Zwangsversicherung Zweifel gekommen an ihrem wirklichen Wert. Es wäre ihm damit nur ebenso gegangen, wie dem, der an der täglichen Ausführung des Gesetzes mitarbeitet. Er muß sich immer wieder auf den großen Segen, den das Gesetz ausstreut, besinnen, wenn er diesen Fehlern gegenüber nicht unmutig werden soll. Die Versicherungsgesetze sind sehr viel wert. Aber ich möchte eine Stufenleiter ihres Wertes aufstellen. Das Unfallversicherungsgesetz steht mir am höchsten, denn der Schaden durch Betriebsunfall muß wirklich

Digitized by Google

dem Arbeiter abgenommen werden. Die Größe des Schadens lohnt auch in vielen Fällen den umständlichen Apparat, und man muß den Zank und den Ärger der kleinen Fälle als unvermeidlich mitnehmen. Danach kommt das Krankenversicherungsgesetz, das, obwohl seine natürlichen Unvollkommenheiten größer sind, doch soviel Segen stiftet, daß es im ganzen nicht wieder entbehrt werden kann. Am wenigsten habe ich für das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz übrig, was zu begründen hier zu weit führen würde.

Das idealste Versicherungsgesetz fehlt aber noch. Das ist das Witwen- und Waisenversicherungsgesetz. Auch jeder Bürgersmann versichert sich zunächst nicht gegen Unfall oder gar Krankheit, sondern auf den Todesfall. Diese Versicherung hat nämlich den großen Vorzug, daß über den Versicherungsfall kein Zweifel sein kann. Hier giebt es keine kleinen Fälle, die die Versicherung nicht wert sind, wie bei der Krankheit, man ist entweder ganz tot oder gar nicht. Hier giebt es keine Übertreibung und Simulation. Denn den Tod kann man nicht simulieren. Hier braucht die Rente nicht nach einem so schwer schätzbaren Begriff wie dem Grade der Erwerbsfähigkeit bestimmt zu werden. Beim Invaliditätsversicherungsgesetz ist z. B. die Gewährung der Rente davon abhängig, ob der Arzt guten Gewissens schreiben kann, daß der Antragsteller nicht mehr imstande sei, durch eine seinen Kräften und Fähigkeiten angemessene Thätigkeit 33⅓ Prozent seines frühern Verdienstes zu erwerben, eine Frage, die niemand zuverlässig beantworten kann. Man schreibt also „ja," wenn man meint, daß der Antragsteller eine Rente kriegen soll, und „nein," wenn er keine kriegen soll. In der Lebensversicherung giebt es derartige Unbestimmtheiten nicht, darum ist die private Lebensversicherung auch immer ein ehrliches Geschäft, was die andern Versicherungszweige manchmal von beiden Seiten nicht sind. Weil der Rechtsfall so klar ist, wird die Verwaltung billig, und ist auch keine Gelegenheit für Streitigkeiten und Schiedsgerichte. Mir sind nur Vorteile dieser Versicherungsart bekannt und keine Nachteile, sie schädigt auch nicht die Selbständigkeit und Voraussicht des Einzelnen. Diese Tugenden mögen sich an andern Objekten üben. Die Gefahr eines frühzeitigen Todes des Familienhauptes ist zu groß und ihre nachfolgenden Schäden zu schwer, als daß der Fleiß und die Sparsamkeit des Einzelnen ihnen gewachsen wäre, sie ist jedenfalls nötiger als die Versicherung gegen das Alter. Ich wenigstens habe noch nicht begriffen, warum der Fall, daß man bei guter Gesundheit siebzig Jahre alt wird, ein so großes Unglück sein soll, daß man sich dagegen versichern müßte. Es ist doch vielmehr etwas, womit jeder rechnen muß, wenn er den Mut hat, ein solches Glück zu hoffen. Freilich im Alter wird man gebrechlich. Aber sind denn die deutschen Arbeiter durchschnittlich ein solches Gesindel, daß jeder alte Vater unter ihnen wie König Lear von einem Herd zum andern getrieben wird? Man soll die Alten nicht auf das Mitleid der Kinder verweisen? Aber heißt denn das jetzt Mitleid, was seit Jahrtausenden Kindespflicht hieß? Wenn die Alten ihre Jungen so schlecht erzogen haben, so sollen sie den Undank ernten, und wenn diese Jungen einst alt werden, so

Digitized by Google

sollen sie von ihren Kindern erleiden, was sie selbst gesündigt haben. In solche Gottesgerichte braucht man nicht hineinzupfuschen. Die wenigen alten Männlein und Weiblein, die ganz allein stehn und ganz arm sind, die sind auch bisher versorgt worden. Es braucht nicht ein ganzes Volk wöchentlich zu kleben, damit ihnen das werde, was die Nächstenliebe ihnen schuldig ist.

### 5. Der Reformvorschlag der Regierung

Es ist aus Regierungskreisen ein Aufsatz*) hervorgegangen, der den Plan zur Verbesserung der Krankenversicherung ausführlich darlegt und sozusagen zur Diskussion stellt.

Hierin wird als erster Grund zur Veränderung der Wunsch hingestellt, die empfindliche Lücke auszufüllen, die zwischen der Fürsorge durch die Krankenkassen und der durch die Invalidenanstalten klafft. Bis jetzt erhält die Mehrzahl der Kranken ihr Krankengeld, Arzthilfe und Arznei nur dreizehn Wochen lang, es sei denn, daß die Kasse beschlossen hat, längere Zeit zu helfen, was nur bei reichen Ortskrankenkassen und Betriebskrankenkassen der Fall ist und auch den Vorzug der freien Hilfskassen ausmacht. Dauert die Krankheit länger, so muß der Kranke sich selbst versorgen; kann er das nicht, so tritt die Armenpflege für ihn ein. Bis vor kurzem bekam er eine Invalidenrente erst, wenn er länger krank war als ein Jahr. Nachdem das Invaliditätsversicherungsgesetz geändert worden ist, beginnt das Recht auf Invalidenrente schon sechsundzwanzig Wochen nach dem Beginn der Erwerbsunfähigkeit. Es bleibt also nur ein Zeitraum von dreizehn Wochen, worin der Kranke hilflos ist, es sei denn, daß die Armenpflege sich seiner annimmt, oder daß die Invalidenanstalt von ihrem Recht der Krankenfürsorge zur Verhütung größern Schadens Gebrauch macht, was bisher doch immer nur vereinzelt geschehn ist.

Wäre es nur der Schönheitssinn der Gesetze bauenden Phantasie, der die Beseitigung dieser „häßlichen Lücke" verlangte, so erschiene mir dieses Verlangen ungenügend begründet. Denn ohne Zweifel hat diese Lücke auch ihr Gutes. Wir Ärzte begrüßen es in vielen Fällen als einen Segen, daß bei ein und derselben Krankheit die Unterstützungsrechte einmal ein Ende erreichen (bei einer neuen Erkrankung beginnen die Rechte wieder von vorn); Gott sei Dank, nun endlich wird der Mensch doch durch die Not gezwungen, mit seiner Krankheit fertig zu werden, so denkt man manchmal. Als das Recht auf Invalidenrente erst ein Jahr nach der Erkrankung begann, hatte der Anwärter eine ziemlich lange Wartezeit durchzumachen. Hierdurch wurde eine Menge von Leuten ausgesiebt, die in dieser Zeit körperlich und seelisch wieder so weit zu Kräften kamen, daß sie nicht mehr als invalide gelten konnten. Von nun an aber sollen alle Unterstützungsrechte, die jemand aus einer Krankheit beansprucht, ohne Ende sein. Sechsundzwanzig Wochen soll die Kasse bezahlen

*) Regierungsrat Hoffmann, Die Abänderung des Krankenversicherungsgesetzes. Preußisches Verwaltungsblatt, 21. April 1900.

Digitized by Google

— einige Kassen thun es ja schon jetzt —, und je mehr sich der Kranke dem Ende dieser Zeit nähert, um so weniger darf er gesund werden: denn schon winkt die Invalidenrente! Es ist ziemlich umständlich, die Rente zu erlangen, es ist noch umständlicher, sie wieder los zu werden. Wenn der Rentenempfänger auch etwas arbeitet, so liegt die Gefahr, daß er seine Rente wieder los wird, ziemlich fern; er gilt ja als gegen ein Drittel erwerbsfähig. Soll es doch geschehn, so geht ein erbitterter Kampf los. Denn jeder ficht gern für sein Recht, wenn es auch etwas zweifelhaft ist. Man will vor allem nicht zu kurz kommen; das ist nicht bloß bei der Arbeiterversicherung so, sondern ebenso bei der privaten Unfallversicherung. Ein gesunder tüchtiger Arbeiter findet natürlich hierbei seine Rechnung nicht; dazu ist die Invalidenrente zu gering. Immerhin tritt auch an ihn die Versuchung heran; aber die große Zahl der körperlich und moralisch Schwachen wird Rentenempfänger, sobald irgend eine vielleicht recht ungefährliche Krankheit sie bis in die Nähe der sechsundzwanzigsten Woche der Erwerbsunfähigkeit bringt.

Es giebt ungezählte alte Weiber, die offne Beine haben. Im Bürger- und Beamtenstande kostet es die größten Überredungskünste, die Frauen zu wochenlangem Liegen zu bringen, was nötig ist, sie zu heilen. Die Frauen haben keine Zeit, sie haben wichtigere Pflichten, und auch die, die es könnten, thun es nicht; sie stellen zu viel Ansprüche an den Inhalt des Lebens, als daß sie sich wegen ihres Leidens einen Monat ins Bett legten, wohl gar mehrmals im Jahre. Frauen aus dem Volk liegen, sobald die Kinder alle vierzehnjährig sind, mit ihren Beinleiden drei Monate im Krankenhaus, wenn sie es haben können auch sechs, und die Rente ist ihnen sicher. Wenn jemand nach Ablauf der sechsundzwanzigsten Woche noch ärztlich behandelt werden muß, so ist er erwerbsunfähig, auch wenn das Leiden sehr geringfügig ist. Denn die Kur verlangt in den meisten Fällen, daß der Kranke nicht arbeitet. Weil er arbeitsunfähig ist, muß er Rente haben. Hat er Rente, so muß er erst recht behandelt werden. Denn das ist ja der einzige Weg, auf dem er kontrolliert werden kann, damit er die Rente einmal wieder los wird. So kann man auch mit einem juckenden Hautausschlag, mit Stichen nach einem alten Rippenbruch, mit dem Rheumatismus der Alkoholiker und ähnlichen schwer zu beweisenden und schwer zu leugnenden Krankheiten Rentenempfänger werden, ja man muß es sogar, man hat ja doch ein Recht darauf; man hat so lange geklebt und will nun endlich einmal sehen, ob es wahr ist, daß man von dem Gelde wieder etwas zu sehen kriegt. Man muß nur einen Arzt finden, der erklärt, die Krankheit sei da und müsse weiter behandelt werden, damit die Erwerbsfähigkeit des Kranken erhalten bleibe. Denn die Arbeitsunfähigkeit ist in den meisten Fällen durch die Art der Kur gegeben, also ist der Rentenfall da.

Es beweist ein recht schmeichelhaftes Vertrauen in die Tüchtigkeit des ärztlichen Standes, daß man von ihm verlangt, er solle an Stelle der Not der strenge Richter sein, der die Unberechtigten zurückweist. Ein undankbares

Digitized by Google

und rohes Geschäft ist es, so an der Schwelle des Invalidenversicherungsgesetzes den Hausknecht zu spielen; mancher wird nicht dazu passen. Man hat im allgemeinen bei dem Aufbau des Versicherungskörpers den ärztlichen Stand recht schlecht behandelt. Auf allen verantwortlichen Posten steht irgend ein andrer, nur kein Arzt. Man hat ihm die Rolle zuerteilt, zu reden, wenn er gefragt wird, und zu schweigen, wenn man nicht nach seinem Rat handelt. Man hat ihm dafür den allerunangenehmsten Teil der ausführenden Arbeit am Invaliditätsversicherungsgesetz überlassen, zugleich aber auch den allerwichtigsten: den Kampf mit den Antragstellern. Oder glauben die Vorstandsmitglieder es zu sein, die die Rentenanträge genehmigen oder verwerfen? „Invalidenrente erhält derjenige Versicherte, sagt das Gesetz, welcher nicht mehr imstande ist, durch eine seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit, die ihm unter billiger Berücksichtigung seiner Ausbildung und seines Berufs zugemutet werden kann, ein Drittel desjenigen zu erwerben, was körperlich und geistig gesunde Personen derselben Art mit ähnlicher Ausbildung in derselben Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen."

Es ist überaus schwierig, einem Menschen, der irgend ein Leiden hat, anzusehen, ob der Rest seiner Erwerbsfähigkeit über oder unter einem Drittel der normalen liegt, und noch schwerer ist es, die Ansicht, die man dem lebenden Menschen gegenüber gewonnen hat, einer hohen Behörde schriftlich zu beweisen. Man kann meist keinen Beweis führen, sondern nur seine Ansicht möglichst einleuchtend übermitteln. Damit liegt die Entscheidung aber zu allermeist in dem ärztlichen Gutachten, und die Wirkung des Gesetzes hängt in hohem Grade von subjektiven Eigenschaften der Ärzte ab, ob sie mehr Härte oder mehr Mitleid haben. Es ist nun sehr nötig, daß in der Verteidigung öffentlicher Gelder mit Härte verfahren wird, das ist gewissenhafte Beamtentradition. Wenn man aber nicht verantwortlich ist für die Gesamtwirkung, so ist ein wenig Mitleid viel befriedigender und viel bequemer, zumal wenn man die aufgewandte Zeit und Mühe nicht bezahlt erhält. Ein Arzt hat in sehr launiger Weise einmal beschrieben, wie er einem Antragsteller in einstündiger Konsultation hat auseinandersetzen müssen, daß er keinen Anspruch auf Rente habe, am nächsten Tage dasselbe dessen Frau hat wiederholen müssen, dann den hartnäckigen Antragsteller noch hat aus seinem Hause werfen, und endlich noch ein Klage- und Sühneverfahren hat aushalten müssen, bloß weil er die drei Mark für das Attest nicht hat verdienen wollen.

(Schluß folgt)



Digitized by Google

# Hellenentum und Christentum

## I. Die homerische Religion

(Schluß)

Burckhardt meint, als Stützen der Moral seien die polytheistischen Religionen nicht viel wert. Wohl wahr, aber daraus folgt nicht, daß die polytheistischen Völker unmoralischer sein müßten als die monotheistischen. Die alten Germanen sind nicht unmoralischer gewesen als die alten Juden, den Hindu begeistert seine Religion zu den wunderbarsten asketischen Kraftleistungen, und die heutigen Protestanten behaupten zwar, sie seien moralischer als die einem abgeschwächten Polytheismus huldigenden Katholiken, aber den statistischen Beweis für ihre Behauptung haben sie noch nicht erbracht. Auch beruht die stärkere moralische Wirkung des Judentums und des Christentums nicht eigentlich auf der Idee des einen Gottes, die sich zudem für den Christen in eine Dreiheit gespalten hat, sondern auf etwas anderm. Die genannten beiden Religionen sind nicht Erzeugnisse des Volksgeistes, sondern geoffenbarte Religionen, treten denen, die sie annehmen, oder denen sie aufgezwungen werden, als unfehlbare Autoritäten gegenüber und vermögen ihnen dadurch, wo die Besserung nicht gelingt, wenigstens ein böses Gewissen und die Hölle heiß zu machen. (Die Berechtigung des unzeitgemäßen Wortes Offenbarung soll später nachgewiesen werden; vorläufig bitte ich die beleidigte Wissenschaft um Entschuldigung.) Die Griechen dagegen haben sich ihre Götter selbst geschaffen, und als ein heiteres und lebenslustiges Volk haben sie sich Götter gemacht, vor denen sie sich weder zu genieren noch allzusehr zu fürchten brauchten und mit denen sich leben ließ, wie Burckhardt sagt. Daß das in moralischer Beziehung bedenklich sei, hat Äschylus hervorgehoben, indem er die Athener in den Eumeniden mahnt, nicht alles Furchterregende von sich zu entfernen. Soweit die Götter sittliche Eigenschaften haben, sind diese ihnen von ihren Schöpfern geliehn. Die Götter sind eben auch darin Abbilder der Menschen, und wie denn das Geschöpf natürlich hinter dem Schöpfer zurückbleibt, so stehn die Götter in der Moral einige Stufen unter den Menschen, während der jüdische und der christliche Gott mit seiner furchterregenden Heiligkeit in unerreichbarer Höhe über ihnen thront. Aus der Entstehungsweise der griechischen Götter darf man aber nicht materialistisch folgern, daß der olympische Himmel bloß ein müßiges Spiegelbild ohne Wesenheit und Wirklichkeit, ohne Sinn und

Digitized by Google

Daseinszweck wäre. Sobald der Mensch nachzudenken anfängt, findet er unter anderm, daß er sich mit seinen leiblichen und geistigen Eigenschaften und Kräften nicht selbst gemacht hat, und dann findet er weiter, daß der Geist mit seinen Ideen unmöglich das Erzeugnis eines brodelnden Chaos von materiellen Stoffen sein könne, daß es also eine höhere und eine höchste Vernunft geben müsse, von der die seine ein Teil, ein Strahl oder ein Geschöpf ist. Nicht den höchsten Geist, von dem der Mensch selbst ein Geschöpf ist, hat die griechische Phantasie geschaffen, sondern nur die kindliche Form, in der sie sich ihn vorstellt. Als natürliche Offenbarung hat die christliche Theologie und Philosophie von Paulus bis Kant diese Vernunftthätigkeit des hellenischen Geistes anerkannt. Ein übrigens sehr wohlwollender Rezensent der „Drei Spaziergänge" (vorjährige Nr. 139a der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, Beilage) hält die Schlüsse, die ich aus den Tragikern auf die athenische Volksmoral gezogen habe, für unzulässig; die Weltanschauung der Tragiker sei unvolkstümlich gewesen, ihr Ursprung in Dunkel gehüllt, sie stamme aber wahrscheinlich aus dem Orient. Was aus dem Orient stammt, davon wird noch die Rede sein; gerade die Moral ist es am wenigsten, abgesehen von solchen Erscheinungen wie dem asketischen und vegetarischen Hippolytus des Euripides. Vorläufig frage ich nur: Wo gehörte denn blenden, verstümmeln, pfählen, lebendig verbrennen, zersägen und schinden zur Praxis der Strafjustiz, des Kultus und des Kriegs, in Hellas oder im Orient? Wo findet man auf hellenischen Denkmälern Marterszenen abgebildet und dem Könige Köpfe vorzählende Hauptleute wie auf den assyrischen, und wo findet man unter den morgenländischen Darstellungen ein freundliches und liebliches Tieridyll wie auf der Gemme, die Milchhöfer Seite 38 wiedergiebt? (Zwei Kühe, die ihre säugenden Kälbchen belecken.) Und wo herrscht ein geordnetes Familienleben und ein heiliger Ehebund, am Herd der griechischen Heroen oder in den Harems der assyrischen, der jüdischen und der persischen Sultane?

Das dem griechischen Volksgemüt im Unterschied vom orientalischen Eigentümliche bleibt nun einmal die Humanität, und sie offenbart sich gleich in den homerischen Gedichten mit solcher Kraft und so deutlich, daß damit ihre Ursprünglichkeit hinreichend bewiesen ist. Man denke nur an den Abschied Hektors von Andromache, an das Wiedersehen von Odysseus und Penelope, an das Wiedersehen von Odysseus und Laertes, an Alkinoos und Arete, an Nausikaa und ihre Brüder (als Folie nehme man die Familiengeschichten im Hause Davids und die der persischen Könige hinzu), an den Besuch Priams bei Achill, an die Zärtlichkeit, mit der der treue Phönix den kleinen Achill gepflegt hat, an die Stellung, die Eumäus und Eurykleia im Haushalt ihrer Herrschaft einnehmen, an die Begrüßung des Telemach durch Eumäus, an die Hochherzigkeit und Zartheit, mit der die Gastfreundschaft geübt wird, und an die Behandlung der Bettler (sogar die übermütigen Freier entsetzen sich, als Antinoos den Odysseus mit dem Schemel wirft, und dieser die Götter und die Erinyen der Bettler anruft: denn diese gehören doch dem Zeus,

Digitized by Google

und es könnte ein Gott sein, der in Bettlergestalt die Menschen zu prüfen erschienen ist!). Wer nicht einsieht und nicht anerkennen will, daß er in diesen Szenen die wesentlichen Elemente der Humanität beisammen hat, daß er sie hier deutlicher ausgeprägt und wirksamer hat, als Bände moderner Predigten und Abhandlungen über Ethik sie ihm bieten können, mit dem ist nicht zu streiten.

Und diese Lichtbilder heben sich nicht etwa als Ausnahmen von einem dunkeln Hintergrunde ab, sondern sie treten nur als Glanzpunkte eines im ganzen gleichartigen Kulturzustands hervor. Gleich den Göttern erzürnen sich auch die Menschen Homers leicht, versöhnen sich aber auch wie die Götter gern und sind nach kurzem Aufbrausen sofort wieder freundlich gegeneinander. Hartnäckig Zürnende werden von weisen Alten wie Nestor und Phönix mit lieblicher Rede wie mit linderndem Öl behandelt. Innige und treue Freundschaft verbindet die Männer. Die Diener und die Knechte werden freundlich und achtungsvoll behandelt, zum Teil als Kriegskameraden; Sklaverei ist ihr Verhältnis zum Herrn kaum zu nennen. Zum Teil sind sie freie Lohnarbeiter, zum Teil im Kriege erbeutete oder von Kriegsleuten und Seeräubern gekaufte Leibeigne. Sind sie als Kinder gekauft worden, so werden sie von der Herrin mit deren eignen Kindern erzogen; dem mannbaren Diener vermählt der Herr eine Frau, mit der er in ordentlicher Ehe lebt. Ackert ein Knecht, so steht auf dem Rain ein andrer bereit, der ihn bei jeder Wendung des Pflugs mit einem Schluck Wein labt (ein Brauch, der im Mittelalter am Rhein wiederkehrt). Wohl ist die Arbeit der Magd an der Mühle schwer, aber von überlanger Dauer nur in außergewöhnlichen Fällen, z. B. im Hause des Odysseus, wo die zahlreichen Freier täglich schmausen; ihnen, nicht ihrer Herrschaft, wünscht die Müllerin, deren Worte Odysseus als gute Vorbedeutung auffaßt, den Untergang. Verwaiste Kinder haben gleich ihren des Gatten beraubten Müttern wohl manchmal Schweres zu erdulden, aber keine unmenschlichen Grausamkeiten. Trotz der Nähe des grausamen Orients kommt in den beiden homerischen Gedichten nur eine Handlung von orientalischer Scheußlichkeit vor, die Bestrafung des Melantheus; aber dieser hatte auch seinen Herrn durch Verhöhnung und körperliche Mißhandlung des in Bettlergestalt Erschienenen, durch sein offnes Bündnis mit den Freiern und seinen an dem schon Erkannten geübten Verrat auf das höchste gereizt. Die Freier, obwohl übermütige Frevler, verüben doch an den lästigen Bettlern keinen grausamen Frevel, sondern drohen nur, sie dem Unhold Echetes zu schicken, der solche zu verüben pflege. Außer Thersites kommt kein widerlicher und häßlicher Charakter vor; die Freier sündigen aus Jugendübermut, und den ebenfalls noch jungen Melanthens entschuldigt die starke Versuchung einigermaßen, die darin liegen mußte, daß er, der Knecht, von den Herren als Kamerad behandelt wird.

Die Helden sind allesamt sympathisch und mehrere von ihnen zu Vorbildern der Jugend geeignet. Telemach z. B. ist ein reiner Jüngling voll Mut, hohen Strebens und Güte, der jedoch seine Gedanken, seine Wünsche

Digitized by Google

und sein Feuer aus Bescheidenheit wie aus kluger Vorsicht zu bezähmen und zurückzuhalten versteht. In äußerst schwieriger Lage behauptet er sich, sein bedrohtes Eigentum verteidigend, ohne die Pietät gegen die Mutter, die unschuldige Ursache der Verwüstung, anders als manchmal in ungeschickten Worten zu verletzen; ihr Zwang anzuthun, wozu er berechtigt wäre, erlaubt weder seine kindliche Liebe, noch seine Furcht vor den Göttern. Achill ist etwa zehn Jahre älter als Telemach. Des Vaters Mahnung — immer der erste zu sein und vorzustreben den andern — gehorchend und aus eignem Antrieb hat er von der Kriegsarbeit immer den schwersten Teil auf sich genommen. Daß er im Rat hinter andern zurücksteht, bekennt er offenherzig. Seinem ungestümen Temperament gemäß ist er im Zorn unversöhnlich, läßt ihn aber die Boten seines Beleidigers nicht entgelten, sondern ist gegen Agamemnons Freunde so freundlich wie gegen jeden andern, der ihm nichts gethan hat. Auch im Kriege versteht er zu schonen und Milde zu üben; erst nachdem Patroklus gefallen ist, wird er hart und unerbittlich, teils aus Rachegefühl, teils weil er dem Verstorbnen blutige Opfer zu schulden glaubt, teils in der Erwägung, daß ihm selbst und unzähligen andern, da Patroklus jung habe sterben müssen, dasselbe Schicksal beschieden sei, eigentlich kein Mensch den Anspruch auf ein langes Leben erheben dürfe; in solcher Gemütsverfassung ersticht er, ganz ohne Haß, den um Gnade flehenden jungen Lykaon, dem er früher schon einmal das Leben geschenkt hat. Den Patroklus betrauert er so leidenschaftlich, daß er weder essen noch trinken noch seinen absichtlich mit Schmutz bedeckten Leib waschen mag. Leichtere Unmutsanfälle lindert er mit Saitenspiel und Gesang. Im höchsten Zorn verübt er an Hektors Leiche Dinge, die vom Dichter wiederholt als unwürdig getadelt werden. Zum Teil thut er es aus Aberglauben, denn nachdem er den Leichnam dem freundlich empfangnen Priamus ausgeliefert und für die würdige Bestattung elftägige Waffenruhe bewilligt hat, glaubt er die Seele des Patroklus um Verzeihung bitten zu müssen. In sein Verhängnis fügt er sich zwar und scheut nicht den Kampf, von dem er weiß, daß er ihm den Tod bringen werde, aber er macht kein Hehl daraus, daß er lieber in Ruhe und ohne Ruhm daheim alt werden möchte, und ist auf die Götter, das Schicksal und die ganze Weltordnung nicht gut zu sprechen. Unbedingte Aufrichtigkeit, Offenheit und Wahrhaftigkeit gehören zu seinen hervorstechendsten Charakterzügen.

Odysseus, ein Mann in den vierzigen, ist das Musterbild männlicher Tüchtigkeit. Starken Armes und starken Geistes, die ehernen Waffen und den Bogen mit derselben Virtuosität handhabend wie die Waffe des Worts, in der gefährlichsten und verzwicktesten Lage nicht verzweifelnd, ist er im Kriege und in der Ratsversammlung gleich gut, auch überall sonst und zu allem zu gebrauchen. Er erklärt sich zu jedem Knechtsdienste bereit, macht Feuer an, zimmert sich sein Ehebett und sein Floß, erbietet sich zu einem Wettmähen und Wettpflügen. Daraus sehen wir nebenbei, daß die Männer ihre Zeit im Frieden keineswegs bloß mit Schmausen, Tanzen und gymnastischen Spielen

Digitized by Google

zugebracht, sondern gearbeitet haben. Auch der greise Laertes arbeitet noch wie ein Knecht in seinen Obst- und Weingärten; den Sohn hat er schon in frühester Jugend zu solcher Arbeit angeleitet. Die ihm Böses thun, denen ist Odysseus ein furchtbarer und unversöhnlicher Feind, dagegen können sich seine Freunde auf ihn verlassen. Als Herrscher hat er in der kurzen Zeit seiner Regierung mild und gerecht gewaltet, und seine treuen Diener haben ein gemächliches Alter zu erwarten und werden von ihm als liebe Freunde behandelt. Auf seinen Vorteil ist er klug und eifrig bedacht. Geschenke zu nehmen schämt er sich nicht im mindesten, und er zählt, auf Ithaka angekommen, die von den Phäaken empfangnen Stücke genau nach, argwöhnend, es sei ihm davon etwas weggestiebitzt worden. (Achillens dagegen macht sich nichts aus kostbaren Geschenken.) Sehr freut es ihn, daß Penelope den Freiern Geschenke ablistet und so seine Habe mehrt. Auch ein bischen Raub nimmt er gern mit. Sein Einfall bei den Kikonen, die ihm gar nichts gethan haben, ist der häßlichste Fleck auf seinem Ehrenschilde, doch scheint er den Sturm, den ihm Zeus darauf sendet, als gerechte Strafe dafür anzuerkennen. Übrigens sind Raubzüge in jedem Heroenzeitalter selbstverständlich; Menelaos rühmt sich, durch Beute ein reicher Mann geworden zu sein, und Nestor fragt die ankommenden Ithazenser, ob sie Geschäfte haben oder Seeräuber seien, wie man heute einen fragt, ob er in Geschäften oder zum Vergnügen reist. Die Virtuosität des Odysseus im Lügen, das aber nicht plumpes Lügen, sondern nur Bethätigung seiner erfindungsreichen Phantasie, liebenswürdiges poetisches Fabulieren und als solches eine der schönsten, freilich auch der gefährlichsten Gaben des griechischen Geistes ist, ist schon erwähnt worden. Sie ist eines der beiden Hauptmittel, mit denen er seine Pläne durchführt und allen Gefahren entgeht; das andre ist seine vollendete Selbstbeherrschung, mit der er sich auch, wenn er Fußtritte zu erdulden hat, die geeignete Zeit der Rache aber noch nicht gekommen ist, zum Stillhalten zwingt und mahnt: Dulde, mein Herz, schon Schlimmeres hast du erduldet.

Die Frauengestalten Homers beschreiben, hieße Eulen nach Athen tragen. Nur an einen der feinsten Züge, die Homer im Bilde der hehren und lieblichen Penelopeia angebracht hat, soll erinnert werden. Als das Gräßliche unten im Männersaale beginnt, versinkt sie in süßen Schlummer. Wie sie nach dem Erwachen hinunterkommt, findet sie keine Spur mehr des Unrats und des Schreckens: die Leichen sind hinausgeschafft, die Räume rein gescheuert, die Sieger haben sich gewaschen; kein Tröpflein Blut oder Schmutz darf den weißen Schleier verunreinigen und die Augen der Holden, Reinen beleidigen. Wie anders die Brunhilden und die Chriemhilden!

Sogar der Krieg erscheint in der Ilias noch menschlich. Solche Zerreißungen und Verstümmelungen, wie sie die Kanonenkugeln bewirken, kamen ja vor der Erfindung der Feuerwaffen überhaupt nicht vor. Homer bringt nun aber den hellenischen Abscheu vor allen Greuelszenen noch dadurch zum Ausdruck, daß er das Schlimmste von dem, was doch auch bei der damaligen Bewaff-

Digitized by Google

nung manchmal vorgekommen sein muß, verschleiert. Es giebt bei ihm kein langes Leiden und keine lebenden Verstümmelten. Fleischwunden werden rasch vom Arzte geheilt, sodaß die Verwundeten schon am andern Tage wieder in den Kampf ziehn können. Wird einer schwer verwundet, so trägt ihn entweder ein Gott aus der Schlacht und stellt ihn vollkommen wieder her, oder er stirbt augenblicklich, sogar wenn ihm nur ein Arm abgehauen worden ist. Die Schlacht gewährt Lust als ein gefährliches Kampfspiel, worin der Held seine Kraft und Geschicklichkeit erprobt, Ruhm und Beute gewinnt, und in der Muskel- und Willensspannung, im betäubenden Tumult und Getöse ein erhöhtes Lebensgefühl genießt, aber das Morden, Verwunden und Verstümmeln bereitet ihm kein Vergnügen, und auch auf das, was der Krieg an angenehmer Aufregung, an Ruhm und Beute bietet, würden alle gern verzichten, wenn sie nur mit Ehren heimziehn könnten. Bald ja, meint Odysseus, stelle sich im Schlachtgetümmel Übersättigung ein; Achäer und Troer freuen sich gleicherweise, als ein Zweikampf zwischen Alexander und Menelaus den „jammervollen" Krieg zu beendigen verspricht, und der Letztgenannte schilt die Troer übermütig, weil sie die Schlacht nicht satt bekommen; bekomme man doch den Schlaf und die Liebe, Musik und Tanz satt, was alles viel begehrenswerter sei als der Krieg. Eben der Überdruß am Krieg und seine lange Dauer machen die Griechen so wild, daß Agamemnon einmal um Gnade flehende Jünglinge mordet und das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen droht, wenn man Troja endlich haben werde. Giftpfeile mag aus Furcht vor dem Zorne der Götter nicht jeder gebrauchen.

Entscheidend für die Abschätzung des sittlichen Gehalts der Homerischen Welt ist ihr Familien- und Gemeindeleben. Der Liebesgenuß wird als höchstes Erdenglück gefeiert, das Geschlechtsleben aber als etwas Heiliges mit der äußersten Zartheit behandelt. Die Männer sind schamhaft, auch wenn sie unter sich und sonst übermütig sind (Od. 18, 76). Die Jünglinge werden von den Eltern beizeiten vermählt,*) und es findet sich keine Spur, daß vor der Vermählung illegitimen Umgang zu pflegen gebilligte Sitte gewesen wäre. Das Treiben der Freier mit zwölfen von den fünfzig Mägden des Odysseus wird als ein Frevel angesehen, und Telemach knüpft die leichtfertigen Frauenzimmer auf, weil sie auf sein und der Mutter Haupt Unehre gehäuft hätten und deshalb eines reinen Todes nicht wert seien. Für die Gattin versteht sich fleckenlose Treue von selbst. Helena wird als Werkzeug eines Götterbeschlusses mit der Verblendung durch Aphrodite entschuldigt, Klytämnestra aber erfährt uneingeschränkte und mitleidlose Verurteilung. Penelopen würde die Sitte erlaubt haben, ihren Gemahl für verschollen zu erklären und sich wieder zu vermählen, oder sich von ihren Eltern wieder vermählen zu lassen, und ihr Sohn hätte das Recht gehabt, sie nach Hause zu schicken und sich so der Schmarotzer zu

*) Allein von wirtschaftlichen Erwägungen bestimmt, empfehlen Hesiod und Solon den Männern, sich um das dreißigste Jahr zu verehelichen.

Digitized by Google

entledigen. Doch wird diese Roheit der Sitte durch das Zugeständnis gemildert, daß es ihr freisteht, den zweiten Gemahl selbst zu wählen. Daß den ersten die Eltern bestimmen, erscheint nicht in dem Grade als Vergewaltigung der Persönlichkeit, wie es heute oft der Fall ist. Denn die Menschen waren damals nicht so differenziert wie heute. Von gutem Stamm, unverkümmert und unverkrüppelt aufgewachsen, waren sie alle gesund, kräftig, wohlgebildet, von gleichem Benehmen und hatten dieselbe Lebensansicht, führten dieselbe Lebensweise, wurden nicht durch einseitige Berufsarbeit verbildet; hauptsächlich in der geistigen Begabung unterschieden sie sich voneinander. Auch suchte man der Tochter einen Bräutigam von passendem Alter aus, und es konnte also nicht leicht vorkommen, daß eine Jungfrau physischen Ekel oder sonstigen Widerwillen gegen den erkornen empfunden hätte. Die individuelle Liebe erwuchs dann aus dem Zusammenleben in der Ehe, und in Penelope wird sie so stark, daß sie noch nach zwanzig Jahren nicht aufhören kann, den geliebten Gemahl zu beweinen, daß sie nach ihm schmachtet und vor der Nacht der zweiten Vermählung als vor etwas entsetzlichem zurückschaudert, obwohl ihr Odysseus selbst beim Scheiden gesagt hat, sie solle, wenn er nicht wiederkomme, einen andern Mann wählen, sobald dem Sohne der Bart sproßt. Die Männer hatten Gelegenheit, oft wohl auch Lust, mit einer ihrer zahlreichen Mägde zu verkehren, und kein Gesetz verbot es ihnen, aber entweder unterließen sie es aus Scheu vor der Frau, oder wenn sie es wagten, hatten sie zu fürchten, daß der Sohn die Ehre der Mutter rächen werde.

Bei längerer Abwesenheit, namentlich im Kriege, legte keine Sitte dem Manne Enthaltsamkeit auf, und am wenigsten war bei vieljährigem Aufenthalt im polygamen Asien an solche zu denken; aber das Leben mit den erbeuteten Mädchen wurde doch immer als ein trauriger Notbehelf empfunden und befriedigte die Männer nicht. Wer auch nur einen Monat von der Gattin entfernt ist, sagt Odysseus im Kriegsrat, der weilt schon unmutig bei den Schiffen, und Achilleus, dem es nicht an weiblicher Kriegsbeute fehlt, sehnt sich danach, daheim in ordentlicher Ehe zu leben und in Eintracht mit der Gattin sich des vom Vater aufgehäuften Reichtums zu freuen. Mit den gefangnen Jungfrauen wird übrigens nicht so roh verfahren wie im Orient oder wie in neuern Zeiten mit den der Prostitution verfallnen. Als Agamemnon dem Achillens die Briseis zurückschickt, schwört er einen furchtbaren Eid, daß er niemals ihrem Lager genaht sei. Briseis hat ungern das Zelt des Achilleus verlassen, wo der freundliche Patroklus sie mit herzlichen Worten über den Verlust der Eltern, Verwandten und der Freiheit getröstet und ihr versprochen hatte, daß Achill sie in der Heimat zu seiner rechtmäßigen Gemahlin machen werde. Erbeutete Frauen werden allerdings sehr geschätzt, aber nicht als Gegenstände des Sinnengenusses, sondern um ihrer Arbeitskraft und Kunstfertigkeit willen als unentbehrliche Bestandteile eines großen Hauswesens, die auf andre Weise als durch Raub oder durch Kauf von Geraubten nicht zu beschaffen waren; man brauchte eben doch Müllerinnen, Bäckerinnen (das Kochen oder vielmehr

Digitized by Google

Braten besorgten die Herren mit Hilfe von Dienern höchst eigenhändig), Wäscherinnen, Dienerinnen der Frau, Spinnerinnen, Weberinnen und Stickerinnen. Das Leiden der Sklaverei bestand also für die Frauen nur in der gewaltsamen Trennung von den Ihrigen, und wenn sie edel geboren waren in der Erniedrigung, nicht in der Arbeit, da die vornehmen Frauen selbst mit ihren Mägden zu arbeiten pflegten (ebenso wie die Herren mit den Knechten), nicht in roher Behandlung und namentlich nicht in frecher Verletzung der Frauenehre. Für gewöhnlich wenigstens. Bei der Erstürmung einer Stadt freilich mochte es, namentlich wenn die Sieger durch langen Widerstand erbittert und durch lange Entbehrung leidenschaftlich erregt waren, wüst genug zugehn (Il. 2, 355), wenn auch nicht so wüst wie im Dreißigjährigen Kriege und beim Einfall von Mélacs Horden in die Pfalz, und vielleicht nicht wüster, als gegenwärtig den Zeitungen nach in manchen Gegenden des Burenlandes. Aber keineswegs wird so wüstes Treiben als etwas erfreuliches begehrt, sondern nur als eine traurige Notwendigkeit hingenommen. Begehrt als höchstes Glück wird auch vom Manne nur das geordnete Familienleben. Den Phäaken, von denen Odysseus so viel Gutes genossen hatte, wünscht er zum Abschied: Beglückt die Weiber der Jugend und die Kinder! Der Nausikaa wünscht er gleich bei der ersten Begrüßung, wo er ihr als Hilfeflehender naht: „Mögen die Götter dir schenken, so viel dein Herz nur begehret, einen Mann und ein Haus, und Frieden euch gewähren und glückliche Eintracht; nichts ist wahrlich so wünschenswert und erfreulich, als wenn Mann und Weib einmütig ihr Haus verwalten: dem Feinde ein Ärger, den Freunden eine Wonne." Und Penelope meint nach der Wiedervereinigung mit dem geliebten Manne, die Götter hätten ihnen wohl Elend beschert, weil sie ihnen das übergroße Glück, zusammen ihre Jugend zu genießen und in aller Ruhe der Schwelle des Alters zu nahen, nicht gegönnt hätten. Höchst charakteristisch ist es, daß Odysseus in zehnjährigem Kriege und zehnjähriger Irrfahrt nicht verwildert. Nicht erfreuen ihn die Göttinnen, die, weit schöner als seine Penelope, sich ihm schenken und ihn zu fesseln suchen. Weinend sitzt er am Ufer und sehnt sich, nur den Rauch seines Hauses zu sehen, verlangt nach Haus, Weib und Kind wie der ermüdete Pflüger bei sinkender Sonne nach der Nachtkost.

Nicht minder innig als das Verhältnis der Gatten zu einander ist das zwischen den Geschwistern und zwischen Eltern und Kindern. Die Mutter des Odysseus ist aus Gram um den abwesenden Sohn gestorben, und er sucht mit heftigem Verlangen dreimal vergebens ihren Schatten zu umarmen. Mit zartester Rücksicht wird sein Vater Laertes, der in seiner Betrübnis über den vermeintlich Verlornen das Leben eines Knechtes führt, von Schwiegertochter und Enkel behandelt. Die Stellung der Frau im Hause kann uns Penelope, die in außergewöhnlichen Verhältnissen lebt, nicht veranschaulichen. Wir sehen sie aber im Hause des Menelaus, wo Helena, neben dem Gatten sitzend und mit Handarbeit beschäftigt, an den Gesprächen der Männer teilnimmt, und in dem des Alkinoos, wo der Hilfeflehende, Nausikaas Weisung folgend, an dem König



Digitized by Google

vorbeigeht und die Kniee der Königin umfaßt, weil von dieser die Entscheidung abhängt.

Dem würdigen Gemütsinhalt der Familie entspricht die würdige äußere Fassung. Das Haus ist wohlgebaut und geräumig, für alle Zwecke hinreichend, in Säle, Kammern und Hallen abgeteilt, bei Reichen mit metallnen Beschlägen verziert und mit kostbarem Gerät und Kunstwerken ausgestattet. Die Vorratskammern sind mit allem Nützlichen und Erfreulichen gefüllt, in Truhen verwahrt man kostbare Gewänder. Die Wirtschaftsgebäude des Hofes bieten Platz für die Wagen und die Rosse. Um den Hof ziehn sich die sorglich gepflegten Obst- und Weingärten, die wohlbestellten Äcker, weiter hinaus liegen die Hürden der Rinder-, Schweine-, Ziegenherden mit den Wohnungen der Hirten. An die Gehöfte des Königspalastes schließt sich die Stadt an, deren Bewohner wir uns als Ackerbürger zu denken haben. Sie wird vom König unter Mitwirkung der Ältesten regiert, und in wichtigen Fällen entscheidet die Volksversammlung. Bricht Zwietracht aus, so führen die Götter eine Versöhnung herbei. Zeus gebietet: „Weil er nunmehr die Freier gestraft, der edle Odysseus, schwöre man heiligen Bund; er bleib ihr König auf immer; wir dann wollen der Söhn' und leiblichen Brüder Ermordung tilgen aus aller Geist; man liebe sich unter einander so wie zuvor, und es sei Friede und Wohlstand befestigt." (Freilich gehört, wenn ich nicht irre, der Schluß des vierundzwanzigsten Gesangs zu den Abschnitten, die von der neusten Kritik für spätere Einschiebsel erklärt werden.) Daß das gesellschaftliche Leben von den Göttern geordnet werde, und zwar nach dem Grundsatze der Gerechtigkeit, glaubt man nicht sowohl, als man es fordert, wie besonders aus der unmutvollen Rede Telemachs in der Volksversammlung hervorgeht, wo er, den Zeus und die Themis anrufend, den Freiern mit dem Zorne der Götter droht, und aus dem Ausrufe des Laertes: „Vater Zeus, so lebt ihr also doch noch, ihr Götter im hohen Olymp, wenn es wahr ist, daß die Freier ihren ruchlosen Übermut gebüßt haben!" Nicht ohne zwingende Not greift der Gottesfürchtige zur Gewaltthat; nicht vor Gott recht (*ὅσιη*) ists, andern schlimmes bereiten, sagt Penelope zu Antinoos, und als Eurykleia beim Anblick der Leichen in Jubel ausbricht, verweist es ihr Odysseus mit den Worten: „Im Geiste freue dich, Alte, aber den lauten Jubel halte zurück; über erschlagne Männer jauchzen ist nicht *ὅσιη*; diese hat der Götterratschluß (es ist eine der Stellen, wo die Moira nichts andres bedeutet als den Götterwillen) und ihre eigne Ruchlosigkeit überwältigt." Diesem griechischen Leben dient zur Folie die Schilderung der Cyklopen, der gesetzlosen Frevler und Menschenfresser, die in Höhlen leben, ihre Weiber und ihre Kinder nach Gutdünken richten, sich um einander nicht kümmern, weder Gesetz noch Ratsversammlung kennen, weder Acker- noch Gartenwirtschaft treiben, sondern nur die Milch ihrer Herden genießen und die Früchte, die die Erde von selbst hervorbringt.

Nun wird man freilich sagen, ja, die Ilias und die Odyssee sind doch eben nur Gedichte, und so wenig der Olymp Wirklichkeit gewesen ist, so wenig sind

Digitized by Google

es die Paläste und die Städte des Menelaus, des Alkinous und des Odysseus. Darauf ist zu erwidern: Wenn schon die Götterwelt Homers nichts andres ist und gar nichts andres sein kann als ein Spiegelbild der Welt, die er um sich sah, so kann seine Menschenwelt erst recht nichts andres sein. Kein Dichter kann die Geschöpfe seiner Phantasie anderswoher nehmen als aus der Wirklichkeit, die er kennt, und dem Griechen des neunten oder des achten Jahrhunderts vor Christus mit seinem beschränkten Gesichtskreise standen nicht, wie einem heutigen Dichter, alle Völker der Erde, alle Zeiten und Kulturstufen zur Verfügung. Idealisiert hat er natürlich; er ist ja nicht Chronist, sondern Dichter. Weder sind alle Menschen so schön, noch alle Paläste so glänzend und reich ausgestattet gewesen, wie er sie schildert (obwohl die Altertumsforscher aufgehört haben, über den Aufschneider und Phantasten zu lachen, seitdem Schliemann und seine Nachfolger so große Schätze an Gold und Kunstwerken zu Tage gefördert haben). Kein Held jener Zeit hat so übermenschliche Heldenthaten verrichtet, wie die Ilias von Achilleus erzählt, und keine noch so große Mägdeschar hätte den durch eine förmliche Schlacht verwüsteten Männersaal des Odysseus in ein paar Stunden blitzblank zu putzen vermocht. Auch sind sicherlich nicht alle Ehen ohne Ausnahme Musterehen, nicht alle Jünglinge so rein wie Telemach gewesen, und es wird in Häusern, wo fünfzig ledige Mägde mit ebensoviel Knechten zusammenlebten, oft liederlich genug zugegangen sein, die Herren aber werden sich gehütet haben, durch ein Strafgericht, wie das von Odysseus und Telemach vollstreckte, einen großen Teil ihres Vermögens zu vernichten. Die alten Hellenen sind eben doch auch nur Menschen gewesen. Aber es waren Menschen, die reines, geordnetes und schönes Leben kannten, es liebten und erstrebten; hätten sie es nicht gekannt, so hätten sie es nicht erstreben können, denn ignoti nulla cupido. Das Ideal ist niemals Wirklichkeit, aber aus den Idealen eines Menschen, eines Volkes kann man mit Sicherheit auf seine Wirklichkeit schließen. Man halte das Alte Testament gegen die homerischen Gedichte! Nach der Überzeugung der neuern Forscher enthalten auch dessen historische Bücher mehr Sage und Dichtung als wirkliche Geschichte, und die Hofhistoriographen und die höchst patriotischen Propheten, die diese Bücher geschrieben haben, hatten sicherlich nicht die Absicht, ihre Könige und ihre Vorfahren schlecht zu machen, sondern wollten sie vielmehr verherrlichen. Wenn sie uns nun weder so liebenswürdige und achtungswerte Charaktere zeigen, wie Homer, noch ein so reines, würdiges und schönes Familienleben, dafür aber viel scheußliche Greuelthaten, so kann der Unterschied doch nur daher kommen, daß beide ganz verschiedne Vorbilder vor Augen hatten.*)

*) Man sage nicht: Die Verfasser der alttestamentlichen Bücher erzählen zwar wahrheitsgetreu das Arge, das vorgefallen ist, aber sie stellen es als verwerflich dar. Sie thun das durchaus nicht mit allem, was wir Heutigen verwerflich finden. Um nur ihre Auffassung der Sexualmoral zu erwähnen, so wird in den ältern Büchern die Polygamie mit keinem Worte gemißbilligt, der außereheliche Geschlechtsverkehr nur in Fällen, wo er eine Gefahr für die

In einem waren Hellenen und Juden einander ziemlich gleich, in der Vorstellung vom Tode und vom Jenseits. Je schöner das Leben, desto schrecklicher erschien ihnen der Tod, da sie nach ihm nichts angenehmes zu erwarten hatten. Verlief das Leben glücklich und dauerte es lange, so war man ja trotzdem mit seinem Schicksal zufrieden und wünschte sich nur einen leichten Tod vom sanften Geschoß des Apoll oder seiner Schwester. Wer aber, wie Achill, wußte, daß er, ohne zum rechten Lebensgenuß gelangt zu sein, jung sterben müsse, dem fraß grimmer Unmut das Herz. Daß die Seelen durch den Tod nicht vernichtet würden, davon überzeugte ihr Erscheinen im Traume. So giebt es denn wirklich ein Bild der Seele im Hades, ruft Achill, denn mir ist diese Nacht die des Patroklus erschienen! Die Seelen führen ein bewußtloses Schattendasein, können aber durch den Genuß von Opferblut zu vorübergehendem Bewußtsein erweckt werden und bejammern dann ihren elenden Zustand und den Verlust ihres Erdenglücks. Achill möchte lieber auf Erden Tagelöhner als Beherrscher des ganzen Totenreichs sein. Dieses wird bald in der Unterwelt gedacht, bald oberhalb der Erde auf deren Nachtseite. Die wahrscheinlich später eingeschobne Erzählung vom Abstieg der Freier in den Hades zeigt uns die Seelen der Helden sich auf der Asphodeluswiese unterhaltend, also nicht bewußtlos. Diese Erzählung und die dem Menelaus gewordne Offenbarung, daß er als Gemahl des Götterkinds Helena nicht sterben, sondern in hohem Alter ans Ende der Erde entrückt werden soll, ins Elysium, wo den Menschen ein leichtes und angenehmes Leben beschieden ist, enthalten den Keim der spätern Vorstellung vom Elysium und von den Inseln der Seligen. Positiver Pein sind die Verstorbnen, auch die Sünder und Verbrecher, nicht unterworfen, ausgenommen einige wenige große Frevler; an orientalischen Geschmack erinnert nur die Strafe des einen Tityos, dem Geier die Leber fressen; die Henkerphantasie, die in Dantes Hölle ihre Orgien feiert, hat erst sehr lange nach Homer in Europa ihren Einzug gehalten.

Burckhardt nennt Sokrates einen heitern Pessimisten, das ist auch schon Homer und sind die homerischen Menschen; man darf diesen heitern und fröhlichen Pessimismus als die Grundstimmung des griechischen Gemüts bezeichnen. Der Hellene ist ein scharfer Beobachter und ein tiefer Denker. Er gewahrt

---

Religion bedeutete, und erst in den jüngsten Büchern, die unter dem Einflusse des Hellenismus entstanden sind, wird die Einehe empfohlen. Nach meiner Erinnerung hat Emanuel Herrmann darauf aufmerksam gemacht, eine wie viel reinere Luft in den homerischen Gedichten weht, als in der durchschnittlichen mittelalterlichen Litteratur. Ich kann aber jetzt die Stelle nicht mehr finden und schreibe zum Ersatz dafür den Schluß seiner Studie: Im Kulturkreise der Odyssee (in dem Buche: Sein und Werden) ab. Nachdem er die gewaltige Erweiterung des Kulturkreises seit Homer beschrieben hat, fährt er fort: „Was aber die geistige Kultur anbetrifft, so erscheint die ganze Erde für das homerische Kulturwerk kaum groß genug. Niemals wird seine bildende, umgestaltende Macht auf die in jedem Individuum neu auflebende odysseische Zeit im Sinne und Herzen unsrer Jugend bis in alle künftigen Jahrtausende ein Ende nehmen. Durch diesen Kulturkreis muß eben jeder Geist geschritten sein, bevor er auf Bildung, auf Kultur überhaupt Anspruch machen darf."

Digitized by Google

die Kürze des Menschenlebens, die Eitelkeit alles menschlichen Strebens, sieht, daß die Geschlechter der Menschen den vom Winde verwehten Blättern des Waldes gleichen, daß sehr viele, wo nicht die meisten Menschen mehr Leiden, Sorgen und Unglück als Glück erfahren, daß das Unglück nicht einmal immer verdiente Strafe ist, daß dem Feigen und Faulen mitunter derselbe Lohn und dieselbe Ehre zuteil wird wie dem Wackern, der sich rechtschaffen müht; daß Zeus die Pfeile der Feigen so gut zum gewünschten Ziele lenkt wie die der Tapfern, daß also die Bilanz des Lebens gleich Null oder ein wenig darunter zu sein scheint. Aber durch das traurige Ergebnis der Rechnung, die sein Verstand anstellt, läßt er sich keinen Augenblick weder die Freude trüben, die er zu genießen Gelegenheit hat, noch von der Arbeit oder der That abhalten, die ihm obliegen; der Pessimismus bleibt auf das Raisonnement beschränkt und bricht weder seinen Willen, noch verdüstert er sein Gemüt.

# Les tronçons du glaive

(Fortsetzung)

Das Schwanenhäuschen ist unter der Bemerkung: trois jours après, à quelques kilomètres d'Orléans gedreht worden, aber wir ignorieren das und warten, bis einige Seiten weiter das 75. Mobilgardenregiment bei Saint-Péravy-la-Colombe wieder zum Vorschein kommt.

. . . Ein unfreundlicher kalter Morgen war über der Ebne von Beauce angebrochen und jagte seine Nebelschauer über die von Regenfäden durchzogne graue Landschaft um das Dorf Saint-Péravy-la-Colombe. Seit dem Abend von Coulmiers war unausgesetzt derselbe Schnee und Regen gefallen; man hatte zehn Tage einförmiges, schlechtes Wetter gehabt, das aus dem Erdboden einen Kotteich machte, durch die Kleider drang und die Seele in Wasser aufweichte. Eugène hatte zum Wecken blasen hören, aber er hatte sich in der feuchten Wärme zwischen seiner Decke und seinem Strohlager wie eine Katze zusammengeballt und ließ sich einen behaglichen Halbschlaf schmecken, während für sein Ohr die Weckrufe der Korporale und das Aufschlagen des Regens auf die Zelte wie traumweise verschwammen. Als er die Augen öffnete, war es Tag. Er schämte sich über sich selbst, rüttelte sich zusammen und rief, indem er den Kopf durch die Spalte der herabhängenden Zeltthüre steckte:

Ricard!

Der Bursche, ein junger Bauer von Vouvray, mit einem runden, pfiffigen, durch Sommersprossen wie ein Sieb gezeichneten Gesicht, entstieg einem Nachbarzelte, patschte durch das Kotmeer und holte ein am Fuße von Eugènes Zelt aufgestelltes Kasserol weg, das sich vermittelst einer klug erfundnen Traufenvorrichtung gefüllt hatte. Das ersparte doch wenigstens eine Arbeit. Das Kommando zum Wasserholen war eins der mühseligsten, oft mußte man das Wasser von weither holen, und so wenig auch die Leute davon für den äußerlichen Gebrauch aufgehn ließen, so war doch immerhin eine tüchtige Menge davon nötig. Da man in den

Digitized by Google

Sachen schlief, war Eugène bald fertig. Er ordnete seine kleinen Gerätschaften, stellte die Spirituslampe auf den Koffer, legte seine Bürsten zurecht: er nannte das die Wirtschaft besorgen. Wie lange würde er das schmächtige Häuschen bewohnen, das seit gestern vor dem Park von Saint-Péravy aufgerichtet war? Es war seit Coulmiers sein dritter Lagerplatz.

Entschwunden war die trunkne Begeistrung, in der er die erste schlaflose Siegesnacht, das endlose Hin- und Herrücken, das Rasten im Regen mit verspäteten Fassungen erträglich gefunden hatte. Das Feuer, das nicht brennen wollte, der erbärmliche Kaffeeaufguß, der harte Schiffszwieback! Das waren alles kleine Leiden im Vergleich zu der großen Freude, die man gehabt hatte: die Wiedereinnahme von Orléans, die rückwärtige Bewegung der Deutschen bei Etampes war gemeldet worden. Die Hoffnung, den Sieg durch eine kräftige Offensive vervollständigen zu können, der Umstand, daß man durch jubelnde Dörfer den gefangnen Pariser Brüdern entgegenmarschierte, ließ den Tornister weniger schwer, die Etappe weniger ermüdend erscheinen: der Schnee fiel einem hinten zum Hals hinein, schmolz den Rücken hinunter, klebriger Morast heftete sich einem an die Sohlen, bei jedem Schritte hatte man ein bleiernes Gewicht zu heben. Es wurde einem bald klar, daß es an einem Plan, an einer leitenden Idee fehle. Verfolgung des Feindes, Vorstoß? Nein, zweckloses Verharren am Platz, eine Wassermasse, die statt sich wie ein Gießbach durch den gebrochnen Damm vorwärtszustürzen, rückwärts flutet, hin- und herschwankt, zum stehn kommt.

Sie waren durch Dörfer gekommen, wo einem deutsche Inschriften, zerbrochne Fensterscheiben, besudelte Streu das Schmerzliche feindlichen Hausens im Lande klar machten. Tümpel waren von dem Blute umgestandner, steif ausgestreckter Pferde gerötet. Ein paar alte Männer, einige Frauen betrachteten wie im Traume die durchziehenden Truppen. Und nur die Erschütterung beim Anblick der ersten feindlichen Leichname, drei Infanteristen in blauer Uniform, barfuß. Nun ja doch, er war auf diese Begegnung vorbereitet gewesen, aber er hatte es sich nicht so überwältigend vorgestellt. Diese verlassenen, freventlich beraubten Leiber, das, was in ihren verbissenen Zügen noch von Ausdruck geblieben war, der Gedanke, daß diese bleichen Körper Menschen gewesen seien, und daß ihnen aus der Ferne, aus dem bayrischen Lande, die Eltern, die Mutter, eine Braut mit heißen Segenswünschen gefolgt wären, alles machte ihm den Eindruck noch entsetzlicher.

Vom Biwak bei Villardu bis zu dem von Clos-Aubry immer Regen und Kot — eine lange, im Banne der Langenweile hingebrachte Woche. Nein, wirklich man rückte nicht von der Stelle. Der Tag von Coulmiers sollte keinen Nachfolger haben. Worauf wartete man? Sollten die Truppen von der Tanns Zeit haben, sich erst wieder zu formieren, wollte man denen des Großherzogs von Mecklenburg Zeit lassen, von Chartres herunterzukommen? Eine rekognoszierende Abteilung, die in Viabon ein Ulanenregiment über den Haufen geworfen hatte, hatte auf dem Tisch seines Kommandeurs, des Prinzen Albrecht, ein ausführliches Marschtableau gefunden. Und die Armee des Prinzen Friedrich Karl, die seit der Übergabe von Metz verwendbar war? Würde sie nicht auch in Eilmärschen herbeigeeilt kommen? Die 16. Armee hatte sich in noch engern Kantonnements gelagert: man blieb bei Orléans kleben. Umsonst forderte Chanzy d'Aurelle auf, weiter vor den Abschnitt von la Conie zu besetzen, umsonst war Lipowski mit seinen Patrouillen bis Voves, auf zwei Drittel des Wegs nach Chartres vorgegangen. Indem man, um sich angeblich wieder zu verproviantieren, die kostbare Zeit verlor, griff man nach einem zweifelhaften Gewinn, willigte in einen sichern Verlust . . .

Die Begeistrung des Kampfs ist von kurzer Dauer, dann kommen die Strapazen, die Entbehrungen, die täglichen Enttäuschungen. Er fühlte, daß es mit

Digitized by Google

seiner Stimmung bergab ging, und versuchte es, sich dagegen zu stemmen: das beste Mittel, sich an seine Pflichten zu gewöhnen, war doch schließlich das, sie zu erfüllen. Was machten seine Leute?

Das Wetter hatte sich ein wenig aufgehellt. Der Wind fegte den Himmel rein. Der gallische Wetterhahn auf dem Kirchtum von Saint-Péravy hob sich als Silhouette von den Wolken ab; die kahlen Bäume des Parks bewegten sich und rauschten im Winde. Eugène ging die Zelte entlang. Der Sergeant trat auf ihn zu und meldete: Drei Kranke. Einem von den Leuten hatte er eine Strafwache geben müssen. Es gab frische Patronen zu fassen. Die Bajonette waren noch nicht da. Er sprach in langsamem, wohlbedachtem Tone und übertrieb es mit der militärischen Haltung. Die überall herumspähenden Augen, die große Nase über dem kleinen blonden Schnurrbärtchen drückten Befriedigung mit seiner Person und hohe Genugthuung an den ihm zugefallnen kleinen Bruchteilchen militärischer Autorität aus. Als Sohn eines Seidenhändlers in der Kulanz des Geschäftszimmers und in der größten Zuvorkommenheit gegen die Kundschaft erzogen, schwelgte er in dem Genusse, seinen bisherigen Herren zu gebieten; eine Tresse, die Genugthuung, mit der er die in jedem von uns schlummernde tyrannische Anlage zu bethätigen bereit war, hatten einen andern Menschen aus ihm gemacht.

Eugène erkundigte sich nach den Kranken. Die Blattern grassierten. Kein Wunder bei einer solchen Existenz. Wie er so von einem Zelt zum andern ging, gab sich ihm in den Zügen der einen freundliches Lächeln, in denen andrer Gleichgiltigkeit oder feindselige Gesinnung kund; er selbst teilte diese Gefühle. So blieb er mit Wohlgefallen vor Neuvy stehn, der sich das Einölen seines Gewehrs angelegen sein ließ und ihm einen freundlichen Blick zuwarf. Weit entfernt davon, Réal in der Erinnerung an die Kehrtwendung von Coulmiers mit scheelen Augen anzusehen, empfand Neuvy für ihn herzliche Verehrung. Auch der kleine Kerl, der schwarz wie ein Maulwurf war und ihn mit gutmütigen Augen ansah, ein Schuhmacherlehrling Namens Verdette, war ihm wohlgesinnt. Dagegen wandte sich Cassagne ab, der pockennarbige, dem er tags zuvor einen Verweis gegeben hatte: dieser bürstete wütend seine schichtweise mit Kot überzogne Litewka und zog dabei die Augenbrauen zusammen, als ob er den Leutnant für den zähen Schlamm verantwortlich machen wollte, der überall aufspritzte, unter die Gamaschen eindrang, Lagerstroh und Decken schlierig machte, die Laufmündungen der Gewehre verstopfte.

Zwischen den Gewehrpyramiden durchgehend war Eugène an die Kochfeuer getreten; die Köche beaufsichtigten ihre geschwärzten, auf zwei großen Steinen gestellten Kasserole; ein scharfer, vom Wind niedergedrückter Rauch entquoll dem nassen Holz.

Ach, Herr Leutnant, sagte ein Mobilgardist von der Sektion, der vor dem Feuer stand und Michot, dem Koch, zusah, wie er eine Zwiebel schälte, wenn das keine Schande ist! Es wird nie gar werden! Wo es doch so viel trockues Holz bei den Bauern giebt. Aber nein, sie hebens lieber für die Deutschen auf!

Die Gesprächigkeit des Mannes, der eigentümliche Glanz seines Blicks machten es Eugène nicht schwer, zu erraten, daß von seiner gestrigen Betrunkenheit noch etwas zurückgeblieben war. Er war kein schlechter Kerl, im Gegenteil, er war gefällig und findig, der Pirou, ein Zimmergesell, dem das Stadtleben geschadet hatte — zuviel mit dem Glas in der Hand gefeierte blaue Montage. Während er seinen Gang durch das Lager fortsetzte, dachte Eugène an die Verschiedenheit der Leute seiner Sektion: im Bataillon wie im Regiment war es ebenso wie bei der ganzen so eilig ausgehobnen Mobilgardenarmee, in der sich allerhand Berufsarten, allerhand Charaktere zu einem ungleichartigen Ganzen zusammenfügten, das ein Abbild der Gesellschaft war.

Digitized by Google

Als Basis die zahlreichste Klasse der Bauern, dann die städtischen Arbeiter, die Kaufmannssöhne, die Privilegierten des Bürgertums und des Adels. Eine Welt ohne Zusammenhalt, mit ihren Gegensätzen und Vorurteilen, Leute, die in Eile eingekleidet und bewaffnet worden waren, aber den Nacken noch nicht unter das Joch der militärischen Zucht zu beugen gelernt hatten. Bei seinem kläglichen System hatte Frankreich als Armee nur die kaiserlichen Truppen, Berufstruppen, in denen brave, aber allzu zuversichtliche Offiziere, geworbne oder als Stellvertreter dienende Soldaten im Wahne des errungnen Ruhms und in der Unthätigkeit der Garnisonen versumpften. Dank der unwürdigen Berechnung und der Sorglosigkeit der Minister und des Landesherrn, dank der bedauerlichen Lehren der Opposition, die sich gescheut hatte, aus dem Land eine Kaserne zu machen — Hütet euch, einen Kirchhof daraus zu machen! hatte der Marschall Niel vorahnend ausgerufen —, hatte Frankreich, als es von Gambetta mit so leidenschaftlichem Eifer zu den Waffen gerufen wurde, zu seiner Verteidigung niemand gefunden als tausende und aber tausende von Menschen, die es der Pflugschar, der Werkstatt, dem Laden, dem Schreibtisch hatte entreißen müssen.

Aber Mut und guter Wille genügten nicht, sie konnten aus dem Stegreif keine Armee herstellen. Die Regierung von heute, die Opposition von gestern, fing an, sich davon zu überzeugen.

Der Soldat muß sich fühlen lernen, es bedarf für ihn einer besondern Erziehung: beides fehlte. Man konnte die Nation hundertmal aufrufen, die ideale Glaubensfreudigkeit von 92 war erloschen, das Land war in Parteien zerrissen, aus den Fugen gebracht durch den zersetzenden Einfluß der Gier und des Bedürfnisses nach Geld, durch das gesunkne moralische Niveau. Der Mangel an militärischen Lehranstalten, vor allem der Mangel an Führern, diese leeren Cadres, die man immer von neuem, gleichgiltig wie, füllen mußte, hatten es soweit gebracht, daß das Volk in Waffen, das so rasch mit dem Argwohn bei der Hand ist, so rasch verzagt, so rasch die Flinte ins Korn wirft, thatsächlich unbewaffnet dastand. Den meist zu jungen oder zu alten Generalen, die jeden Augenblick gewechselt wurden, gelang es nicht, den Funken, die latenten Kräfte der Nation zu entfachen. Nur zu oft waren den Offizieren der untern Grade, denen die gewinnende Persönlichkeit und das Ansehen abgingen, die Anfangsgründe einer Kunst unbekannt, die man nur durch die Praxis erlernt. Viele aufrichtige aufopferungsvolle Bemühungen blieben erfolglos.

Aber sollte man, sagte sich Eugène, am Tage nach einem Siege verzweifeln, während doch diese jungen Truppen, denen alle Teile des Landes ihr Siegel aufgedrückt hatten, nur auf das Signal zum Kampf warteten? In seinem Regiment, um nur von diesem zu reden, vereinigte Mittelfrankreich die feine und kräftige Konstitution der Tourainebewohner mit der schneidigen Lebhaftigkeit der Beaucerons, mit der sanftern Gemütsart der leicht erregbaren Solognoten. In der Brigade, in der Division, im Armeekorps waren Leute, die aus den Departements der Charente, der Mayenne, der Nièvre, der Sarthe, der Rhônemündungen, der Isère, der obern Loire, der Dordogne gekommen waren, alle mit den Überlieferungen und dem Stolze ihres Kirchdorfs, die gesprächigen und die schweigsamen, die von der Ebne und die aus den Bergen. Bei einem Blick auf ihre Züge und ihre Statur, auf die sie unterscheidenden Kennzeichen war es einem, als sähe man den Schlangenlauf der Flüsse, als spürte man den salzigen Seewind, den schweren Nebel der Thäler, die trockne leichte Luft des Südens. Man erkannte die erstaunliche Verschiedenheit der Rassen, jede mit ihrem Gemisch von Sprachen, Gewohnheiten, Fehlern und Vorzügen. Alte Rivalitäten zwischen Provinzen kamen, durch die Berührung erweckt, von neuem zu Tage, machten aber, sobald es zur Schlacht

Digitized by Google

ging, brüderlichem Zusammenstehn im Kampfe gegen die Gefahr und gemeinschaftlichen vaterländischen Gefühlen Platz.

Kommen Sie frühstücken, Réal, ertönte die derbe und herzliche Stimme des Hauptmanns.

Eugène begrüßte mit Freuden den rothaarigen Riesen. Monsieur de Joffroy war ein früherer Leutnant, der nach dem Krimkriege seinen Abschied genommen und eine reiche Frau geheiratet hatte, ein friedliebender Mann und ein leidenschaftlicher Jäger, der sein Haus, seine Kinder, seine Wiesen und Felder liebte.

Beim Frühstück drückte Eugène die Hand seines Kameraden, des Leutnants Groude. Er war Architekt, nicht besonders gut gewachsen, eine sonderbare lange Gestalt, einer von den alten tendenzenreichen Junggesellen, die sich fertiger Phrasen an Stelle eigner Gedanken bedienen. Sie waren die drei einzigen Offiziere der Kompagnie und wirtschafteten zusammen; ein Mobilgardist, der früher in einem Tourer Restaurant Küchengehilfe gewesen war, sorgte für ihr Essen, er ließ es sich angelegen sein, zwischen den sechsunddreißig Arten, auf die man Kartoffeln zubereiten kann, zu wechseln.

Es gab einen langen Nachmittag, den die Durchsicht der Remingtongewehre nicht hinreichend abzukürzen vermochte. Eugène, der sich gehörig langweilte, nahm deshalb mit doppeltem Vergnügen den Vorschlag seines Hauptmanns an, daß sie einen kleinen Spaziergang nach der Richtung von Patay hin, bis nach la Boissière machen wollten. Als sie das Lager verlassen hatten, kam es ihnen sonderbar vor, daß sie wie Spaziergänger auf der freien Straße zwischen abgeernteten Feldern hinschritten: die Hecke auf den Straßenböschungen, die niedrigen Bäume kamen ihnen neu und wie eine friedliche Abwechslung vor. Sie hatten für eine kurze Weile den Krieg vergessen, sie atmeten zu ihrem Erstaunen eine reinere Luft, sogen den Duft der feuchten, mit blassen Herbstzeitlosen geschmückten Wiesen ein. Es gab also noch friedliche Fleckchen Erde, Flächen, über die sich keine Züge von Menschen und Wagen bewegten. Frösche hüpften eiligst in den Straßengraben, wenn sie sie kommen hörten. Wie das hübsch war, der verdeckte Ball der untergehenden Sonne, der feuerfarbne Saum des grauen Gewölks. Dort war ein Gehöft ganz davon vergoldet. Von der rötlichen Erde stieg ein feuchter Nebel auf. Sie schlugen den Weg ein, der nach den in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne schimmernden Gebäuden führte.

Schönes Jagdwetter, sagte Monsieur de Joffroy. Das ist die Sorte, die ich vorziehe. Ich lege ein Paar tüchtige Jagdschuhe an und mache mich auf den Weg; die Jagdtasche füllt sich: mein Hund Navaud läuft vor mir her und wackelt mit dem Schwanze, und wenn man nach Hause kommt, welchen Wolfshunger man da hat, und wie froh man ist, seine Frau und die Kinder um die rauchende Suppenterrine vereinigt zu finden. . . .

Sie hörten plötzlich die Stimme eines Betrunknen und zorniges Geschrei.

Es kommt vom Gehöft, sagte Monsieur de Joffroy.

Sie waren etwas schneller gegangen. Der Streit wurde heftiger: dazwischen hörte man Frauengekreisch. Sie kamen auf eine Chaussee, an der die Gebäude lagen. Vor der Einfahrt machte sich das unruhige Hin und Her eines Auflaufs bemerklich. Mehrere Soldaten verschwanden rasch, als sie der Offiziere gewahr wurden. Es blieb nur einer zurück, der sich mit einem alten Mann in Trikot herumzerrte. Sie suchten sich gegenseitig ein Bündel Reisigholz zu entwinden. Das weiße Kepi des Mobilgardisten wackelte bei jeder Bewegung hin und her, während der Bauer, vor Wut schäumend, außer Atem rief:

Räuber! Dieb!

Die Frau, eine gelbhaarige Xanthippe, kreischte, daß es einem durch und durch



Digitized by Google

ging. Der Betrunkne drehte sich um. Eugène erkannte Pirou. In demselben Augenblick stürzte die Frau auf die beiden Offiziere und rief sie zu Zeugen auf:

Die Leute sind schlimmer als Preußen! Sie haben uns Hühner gestohlen! Sie nehmen unser ganzes Holz weg.

Der Hauptmann hatte die Chaussee entlang gesehen: von links näherte sich eine aus der Vorpostenlinie zurückkehrende Kompagnie, von rechts kamen zwei Generalstabsoffiziere angetrabt. Monsieur de Joffroy zog die Augenbrauen zusammen: der dumme Kerl wird sich arretieren lassen, sagte er. Nachsichtig wie er war, lag ihm nur daran, die Sache in Güte abzumachen, und wenn er auch die Bauersleute aus seiner Tasche hätte schadlos halten sollen.

Laß das los, sagte er.

Aber Pirou, sagte Eugène.

Der Zimmergeselle, den ein Gläschen wieder vollends betrunken gemacht zu haben schien, zwinkerte mit dem Auge.

Sie, Sie achte ich, aber diese S ..... da. Wer läßt sich denn für sie die G ..... verhauen? Überhaupt gehört das uns, das Holz.

Und mit einem wütenden Stoße riß er den Mann um. Die Kompagnie war keine dreißig Meter mehr entfernt; die Generalstabsoffiziere waren herangekommen. Die Frau zeterte nur umso stärker. Was thun? Der Hauptmann, sehr ungehalten, hatte geglaubt, wenn er sein Ansehen gebrauchte — in der That blieb ihm ja auch gar nichts andres übrig —, würde er Pirou zur Raison bringen. Er ergriff das Reisigbündel und rief mit stärkerer Stimme:

Laß das los!

Die Kompagnie, beinahe bei ihm angelangt, sah, was geschah. Er fühlte hinter sich die Blicke der haltenden Generalstabsoffiziere, den warmen Dampf aus den Nüstern der Pferde. Es schien eine Sekunde, als ob sich Pirou, dem das Blut in die Augen getreten war, besinnen würde; aber die Betrunkenheit siegte; mit einem renitenten, verbissenen Gesichtsausdruck hielt er die Zweige fest. Monsieur de Joffroy, dem es zu arg zu werden anfing, zog aus allen Kräften. Ein kurzer verhängnisvoller Augenblick: und dann die eine Bewegung, die nie wieder gut zu machen war: Pirou hatte dem Hauptmann mit der flachen Hand einen Schub gegeben.

Es wurde halt kommandiert.

Man hörte die Abteilung halt machen, das dumpfe Geräusch der bei Fuß genommnen Gewehre. Eugène war sehr blaß geworden: sein Auge überfah mit einem Blick die unbeweglich dastehende Kompagnie, den ernsten und betrübten Gesichtsausdruck der Generalstabsoffiziere, Monsieur de Joffroy feuerrot, Pirou leichenblaß, durch die furchtbare Stille halb und halb ernüchtert.

Arretieren Sie den Mann, sagte einer der beiden Reiter.

Ein Unteroffizier erfaßte den Trunkenbold, der keinen Widerstand leistete. Auf allen Gesichtern konnte man deutlich die Bestürzung, den unerbittlichen Urteilsspruch lesen.

Vorwärts marsch, wurde kommandiert.

Die Generalstabsoffiziere ritten davon, nachdem sie mit dem Hauptmann ein paar Worte gewechselt und sich die nötigen Namen in ihr Taschenbuch notiert hatten. Der Bauer ging befriedigt, sein Reisigbündel im Arm, in sein Gehöft; ihm folgte, höhnisch lachend, seine Frau.

Langsam, ohne ein Wort zu sprechen, kehrten Eugène und Monsieur de Joffroy ins Lager zurück. Die Abenddämmerung badete das Gelände in feuchtem Nebeldunst; im weiten Umkreis nichts als Stille und Andacht. Der feurige Rand der Wolken war verschwunden; die weite Fläche der wasserbedeckten Wiesen verschwamm in der grauen Ferne, die lila Herbstzeitlosen hatten sich wieder geschlossen. Aus den Furchen stieg nächtliches Dunkel auf: die Hecken auf den Böschungen, die kurzstämmigen Bäume färbten sich schwarz.

Digitized by Google

Der nächste Tag war für Eugène sehr traurig. Er sah ihn, in der nicht enden wollenden Nacht vor der Vollstreckung des Urteils, mit allen seinen Einzelheiten nochmals vor seinem geistigen Auge vorüberziehn. Seine Zeugenaussage vor dem Kriegsgericht, die peinlichen Eindrücke der durchlebten Stunden verfolgten ihn wie Gespenster. Vor ihm stand Pirou, bei dem schlecht brennenden Feuer, neben ihm der Koch, der eine Zwiebel schälte. Es war ihm, als hörte er die lallende, verschwiemelte Stimme des Gesellen. Später, im Laufe des Nachmittags, hatte er ihn noch vor seinem Zelt einen Knopf annähen sehen.

Pirou, der schon seinen kleinen Plan hatte, hatte ihm zugelächelt. Der verwünschte Spaziergang! warum mußten sie vor Tisch noch ausgehn, ihren Weg nach dem Gehöft einschlagen! Nun überstürzten sich die Ereignisse: das durchdringende Geschrei der Frau, das elende Reisig, an dem der Alte, Pirou und der Hauptmann zogen; die unglückliche Dazwischenkunft der Zeugen, und dann der verhängnisvolle Stoß, der nicht bös gemeinte Versuch des Betrunkenen, seine Beute zu verteidigen, dieses harmlose Abwehren, das weniger war als ein böses Wort, weniger als nichts. Und infolge eines barbarischen Brauchs wurde daraus ein die Todesstrafe nach sich ziehendes Vergehn! Die Disziplin war in Gefahr. Es mußte Blut fließen, des Beispiels wegen.

Und nun sah er im Geiste das Kriegsgericht wieder, das ihm in der prunklosen Einfachheit seines Verfahrens doppelt schrecklich erschienen war. Eine leere Scheune, ein Tisch, die fünf Richter auf Strohstühlen; ihnen gegenüberstehend der Angeklagte: Eugène war eingetreten, hatte ausgesagt. Während er sprach und sich wie Monsieur de Joffroy bemühte, den Vorgang in mildem Lichte darzustellen, hatte er den Vorsitzenden, einen alten, keine Miene verziehenden Bataillonskommandeur beobachtet; die Beisitzer waren zwei Hauptleute, ein Leutnant, und wie es das Gesetz forderte, ein Sergeant von der Kompagnie. Seurat, der im erhebenden Gefühle seiner Wichtigkeit der einzige war, der mit Teilnahme zuhörte. Einer der Hauptleute zeichnete, der andre bewegte sich unruhig hin und her, als wenn er nach dem Schluß der Sitzung schmachtete; der Leutnant suchte ein Gähnen zu verbergen und zwirbelte seinen Schnurrbart. Und Pirou! Dieses verzogne Gesicht, worauf der Wunsch, sein Leben zu retten, mit der Furcht kämpfte: diese Empörung eines Menschen, der noch ein langes Leben vor sich hatte, gegen ein grausames Gesetz, dieses schwiemlige Augenzwinkern, das sich wie etwas Angewöhntes einstellte.

Er war mit Herrn von Joffroy von Saint-Péravy, wo das Stabskriegsgericht seinen Sitz hatte, zurückgekommen. Sie tauschten ihre Eindrücke aus und warteten auf Seurats Rückkehr. Die Kompagnie, die sich um die Zelte gesammelt hatte, flüsterte lebhaft. Da war auch der Sergeant zurückgekommen, ernst und gemessen.

Nun? fragte der Hauptmann mit unsicherer Stimme.

Zum Tod.

Diese Nachricht verbreitete sich wie ein eisiger Hauch, das Geflüster verstummte. Herr von Joffroy war ohne weiteres wieder in sein Zelt gegangen. Er war nicht zu Tisch gekommen. . . .

Die Aufmerksamkeit Eugènes, der sich im Stroh seines Lagers umwandte, hatte sich auf die Zeltleinwand gerichtet, mit der der Wind spielte. Pechschwarze Nacht. O daß sie rasch für ihn zu Ende gehn und für Pirou nie enden könnte! Hatte er Eltern, eine Geliebte? Eine Angst, die mehr als einen um diese Stunde überkommen hatte, packte Eugène: wenn nur seine Kompagnie nicht das zur Vollstreckung des Urteils kommandierte Peloton zu stellen hatte, wenn er nur nicht . . .

Und Seurat? Schlief er, nachdem er über den Kameraden zu Gericht gesessen hatte? Hatte seine Stimme nicht gezittert, als er eine solche Verantwortung auf sich genommen hatte? Freilich die Umstände, die Sitte hatten ihm dies als Pflicht auferlegt. Die Armee kann ebensowenig wie andre Gemeinschaften und weniger

Digitized by Google

noch als jede andre ohne Gesetz, ohne Gehorsam bestehn. Und doch, konnte es auf der Welt eine härtere Pflicht geben? Ehe man sich dessen versah, einen Kameraden, einen Bruder wegen eines leichten Vergehns, das so viele andre ungestraft begingen, wegen einer Handlung, die nichts war als das natürliche Ergebnis eines sich ohnehin in Rohheit und Gemetzel bethätigenden Zustands, ohne eine über einem stehende Berufungsinstanz richten, das Urteil vielleicht selbst vollstrecken zu müssen?... Der Gedanke, daß er als Soldat einer derer hätte sein können, die heute ihr Gewehr gegen einen Franzosen richten müßten, daß er als Offizier der sein könnte, der das Feuer zu kommandieren hätte, erfüllte ihn mit Grauen und Entsetzen....

Wie am Morgen von Coulmiers fand ihn die aufgehende Sonne nicht in seinem Zelt.... Er sah die Leute aufstehn und in gedrückter Stimmung ihren Gewohnheiten nachgehn. Er vermied es, gewissermaßen aus Schamgefühl, auf Monsieur de Joffroy zuzugehn und ihm die Hand zu drücken, und dessen Blässe verriet ihm, daß auch er in der vergangnen Nacht gelitten hatte. Die Langsamkeit, womit sich die Sektion fertig machte, das Durchsehen der Effekten waren eine Marter für ihn. Er getraute sich nicht, seinen Leuten ins Gesicht zu sehen. Die Erwartung war ihm so verhaßt, daß er nur mit einer Ungeduld, aus der er sich einen Vorwurf machen mußte, geradezu wünschte, es möchte vorbei sein. Es war ihm ein Stein vom Herzen gefallen, als er erfahren hatte, daß das erste Bataillon das Kommando zu stellen hatte. Mit klingendem Spiel marschierte ein Regiment in Kriegsstärke und ein Jägerbataillon am Lager vorbei: um die blutige Lehre, auf die es abgesehen war, in feierlicherer Weise zu erteilen, hatte man die ganze Brigade ausrücken lassen.

Auf einem Feld bei dem Gehöft war aus den Truppen ein auf einer Seite offnes Karree formiert worden. Eugène vor seiner Sektion betrachtete den freigelassenen mittlern Raum und eine um den kommandierenden General versammelte Gruppe Offiziere. In ihrer Nähe, in einem Glied, standen die zwölf Leute des Kommandos. Man hörte einen Wagen gefahren kommen: er hielt.

Pirou, von zwei Gendarmen bewacht, war vom Wagen gestiegen: ein Schauer lief durch die Reihen seiner Kameraden. Eugène, unbeweglich, sah den Mobilgardisten an sich vorbei gehn: Pirou, dessen entstellte Züge sich gegen die Härte seines unvermeidlichen Schicksals aufzulehnen schienen, sah ihn eine Weile mit gehässigem Blicke an. Eugène, der sich der Art erinnerte, wie ihm Pirou vor dem unseligen Ereignisse zugelächelt hatte, that dieser Blick weh. Pirou, zwischen den ihn bewachenden Gendarmen gehend, von dem Stabsarzt und dem Feldprediger gefolgt, entfernte sich; die fünf Gestalten wurden in der Entfernung immer kleiner. Von überall her sichtbar, erhob der die Truppen kommandierende Oberst den Säbel:

Gewehr — auf!

Mit ein und demselben Griff gehorchten alle drei Seiten des Karrees, das Blinken der fünftausend Flinten leuchtete wie ein Blitz. Wie aus einem Stück fielen die linken Arme wieder herab, derselben Disziplin gehorchend, um derentwillen hier ein Mensch den Tod erleiden sollte.

Die entfernte, unpersönliche Stimme kommandierte:

Tambours!

Ein unheimliches Rollen, und dann eine noch unheimlichere Stille. Man glaubte die schweren Atemzüge des Gefangnen zu hören. Eugène dachte an das freie Himmelszelt, an den offnen Weltenraum; jetzt mußte sich das schreckliche Schicksal erfüllen, es gab keine Möglichkeit der Flucht. Eine dünne Stimme las das Erkenntnis vor: inmitten der schweigenden Niedergeschlagenheit hörte man die letzten Worte:

Im Namen des vom Feinde besetzten Vaterlandes verurteilen wir den Soldat Pirou zum Tode.

Fast unmittelbar darauf ein starker Knall, und dann ein einzelner Schuß,

Digitized by Google

hart, vereinzelt, unheimlich. Der Gnadenschuß. Mit bittrer Ironie sah Eugène die Rauchwolke aufsteigen und sich zerteilen.

Von neuem kommandierte der Oberst: Das Gewehr über! Die Tambours schlugen ab. Der mitleidlose Vorbeimarsch begann. Eugènes Kompagnie, die die letzte war, mußte warten: endlich ließ sie Monsieur de Joffroy, dem große Thränen in den Augen standen, antreten. Eugène folgte wie eine Maschine. Man kam an den Leichnam heran. Der Geistliche und der Arzt standen daneben. Pirou, das Gesicht gegen den Boden, lag auf der Seite, in einer Lache schwarzen Blutes. Man marschierte ins Lager zurück. Ein Zentnergewicht lag allen auf dem Herzen, schloß ihnen den Mund.

Eugène hatte immer und immer wieder den haßerfüllten Blick des Erschossenen vor Augen. Er fühlte sich in seiner Menschenwürde verletzt und empfand vor allem, was ihn umgab, Verwirrung und Schauder. Seine Leute, deren Mienen er zu erforschen suchte, schienen dasselbe zu empfinden wie er. Seurat hatte seinen Stolz verloren und war klein geworden. Der dicke Neudy warf verzweifelte Blicke um sich; Verdette, sonst so freundlich, sah ordentlich grimmig aus; Cassagne sagte es rund heraus:

Es ist grausam und albern.

Eugène that, als hätte er nichts gehört. Ja, es war grausam! Er wiederholte sich freilich die Worte: „Im Namen des vom Feinde besetzten Vaterlandes . . .“ Auch des gewichtigen Spruchs gedachte er, den Monsieur du Breuil am Hochzeitsabend im Gespräch mit dem Vetter Frédéric gethan hatte: „Ohne Disziplin keine Armee!“ Und das eine mußte er freilich zugeben: der rechte Zug in der Armee, das Wohl des Landes ging über alles! Was war das arme einzelne Opfer im Vergleich mit den unzähligen Existenzen, die der Tod schon dahingemäht hatte, und die er noch hinmähen würde? Bei Coulmiers war sein Nachbar im Glied gefallen, ohne daß er ihn so mitleidig bedauert hätte, und der war doch ohne Schuld gewesen. Auch Pirou, der arme Teufel, der Trunkenbold war einer höhern Notwendigkeit zum Opfer gefallen. Ein dem Vaterlande dargebrachtes Opfer, dem Vaterlande, dem es, wenn es siegreich sein sollte, nicht an disziplinierten Truppen fehlen durfte . . .

Aber mit einemmale fühlte er den haßerfüllten Blick des Toten wieder auf sich ruhn, dieser Blick eines Wesens in Fleisch und Blut, eines Menschen wie er. Er fühlte sein Gewissen in den Fluten untergehn. Er empfand nichts andres mehr als einen unbeschreiblichen Ekel vor dem Kriege, vor diesem blutigen Mahlgang (meule sanglante), der jedes Einzelgefühl zermalmt, jedes Mitleid, jede brüderliche Teilnahme erstickt; vor dem Kriege, der brennt, der vergewaltigt, der zerstört, der mordet; vor dem Kriege, der aus dem Menschen ein wildes Tier macht.

(Schluß folgt)

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Vom friedfertigen Russen und vom blutdürstigen Deutschen.** Der russische Soziologe Novicow, Mitglied und ehemaliger Vizepräsident des internationalen soziologischen Instituts, hat seit 1882 eine Reihe von Büchern und Schriften herausgegeben, von denen zehn in französischer, zwei in russischer und eine in italienischer Sprache erschienen sind. Eines der französischen Werke: Les gaspillages des sociétés modernes, habe ich an einem andern Ort das gescheiteste und verrückteste aller Bücher genannt. Es sei ein urgescheiter Gedanke, die Zeitverschwendungen, deren sich die Menschen und Staaten in ihrer Dummheit schuldig

Digitized by Google

machen, zusammenzuzählen und in Geld umzurechnen, aber Verrücktheit zu glauben, die Menschen würden sich durch diese Berechnung bestimmen lassen, in Zukunft anders zu leben und damit dem Lauf der Weltgeschichte nicht allein eine andre Richtung zu geben, sondern ihn auch zu beschleunigen (Novicow berechnet, daß Europa jährlich um 61 175 Millionen reicher werden würde, wenn das überflüssige Geschreibsel der Bureaukratie, das Warten in den Gerichtssälen, die unzweckmäßigen Schuleinrichtungen usw. wegfielen, und die Soldaten sich in Produzenten verwandelten). Sein neustes Werk, Die Föderation Europas, hat er in deutscher Sprache herausgegeben (Berlin und Bern, Dr. John Edelheim, 1901; autorisierte Übersetzung von Alfred H. Fried), und von diesem müssen wir sagen: es würde dem weltberühmten satirischen Roman des Don Miguel de Cervantes Konkurrenz machen, wenn sich der Verfasser hätte entschließen können, als Humorist statt als Prediger zu schreiben. Gegenüber den großartigen Dummheiten der Völker, ihrer Staaten und Regierungen versagt die vis comica aller Individualnarrheiten, und man würde sich bei ihrem Anblick totlachen, wenn man das Blut und das Elend vergessen könnte, das sie verschulden. Bis jetzt ist uns aber noch niemand begegnet, der alle diese Dummheiten mit solchem Scharfblick ausgespäht und so grausam aller Hüllen entkleidet hätte wie Novicow; um nur eine zu nennen: die Dummheit der Versuche herrschender Nationen, sich die beherrschten Teile andrer Nationen zwangsweise zu assimilieren, da doch die Voraussetzung jeder Einverleibung Sympathie, Wahlverwandtschaft, und jeder auf die zu Assimilierenden ausgeübter Zwang, weil er Haß erzeugt, das sicherste Mittel ist, die Assimilierung auf Jahrhunderte hinaus zu hintertreiben. Hätte uns Novicow einen Staats-Don Quixote und seine Abenteuer in einem lustigen Roman gezeichnet, er würde einen durchschlagenden Erfolg erzielt haben. So aber ist er selber zu einem Don Quixote geworden, der den Staaten predigt: Kindlein, liebet einander, und ihnen den Rat giebt, die Entscheidung ihrer Streitigkeiten lieber einem Tribunal erleuchteter Juristen anzuvertrauen als der Kraft ihrer Kriegsheere. Neunzehnhundert Jahre lang predigen die Geistlichen dem einzelnen Menschen das Liebesgebot (was sie niemals gehindert hat, selbst die ärgsten Zänker und die unversöhnlichsten Feinde zu sein) mit verzweifelt geringem Erfolg, und nun wendet sich dieser Russe mit derselben Predigt gar an die Völker, die als millionenköpfige Kollektivwesen keine Spur von Verantwortlichkeitsgefühl und Gewissen haben! Was aber das hohe Tribunal anlangt, so giebt es Menschen, ja es giebt Juristen (siehe im diesjährigen 28. Heft der Grenzboten S. 68), die in Fällen, wo sie das sonnenklare Recht für sich haben, nicht klagen mögen, weil „man immer nicht wissen könne, wie das Gericht die Sache auffaßt.“

Das Gesagte gilt aber nur für den ersten, größern Teil des Buchs. Der kleinere letzte Teil, der darstellt, welche Kräfte thatsächlich an der Verminderung der Kriege und an der Herstellung einer Föderation der Kulturstaaten arbeiten, verträgt die ernsthafte Behandlung sehr gut. Daß der moderne Verkehr, die moderne Technik, die modernen Handelsbeziehungen und Finanzen, die internationalen Sitten, Moden und Gesellschaften, die internationale Litteratur eine Symbiose schaffen, die sich ihrerseits wieder Organe schafft wie die Weltkongresse und den Weltpostverein, daß diese Symbiose zusammen mit den modernen Heereseinrichtungen und der Zurückführung der Vielstaaterei auf eine kleine Anzahl von Großstaaten und Weltreichen den Ausbruch von Kriegen außerordentlich erschwert und eine Föderation im Sinne Novicows nicht bloß anbahnt, sondern teilweise schon hergestellt hat, das ist eine sehr ernste Thatsache. Die Menschen mögen so ungebärdig, so blind und dumm und so selbstsüchtig sein und bleiben, wie sie wollen, es ist nicht allein denkbar, sondern sogar wahrscheinlich, daß diese Entwicklung den Kriegen ein Ende machen und die von Novicow empfohlne Föderation herbeiführen wird. Ob sie die Menschen glücklicher und zufriedner machen wird, das ist eine andre Frage. Wenn nun

Digitized by Google

jemand diese Entwicklung fördern und beschleunigen will, dann muß er die Nationen und Regierungen zu allererst kennen, um sie richtig beeinflussen zu können. Novicow ist aber von der richtigen Schätzung der Hauptpersonen des Weltdramas sehr weit entfernt. So viel Schlimmes Frankreich auch — das gesteht er zu — früher verübt haben mag, Preußen gegenüber ist es ihm das unschuldige Opferlamm, Bismarck hingegen der böse Dämon, der aus Eroberungssucht eine auf Jahrhunderte hin fortwirkende Kriegsgefahr geschaffen und das der echten Kultur schon so nahe Europa aufs neue in die Barbarei zurückgestoßen hat. — Im einzelnen findet man, wie sich das bei einem dicken Buche eines geistreichen Mannes von selbst versteht, viel Wahres, viel Falsches und viel Geistreiches. Zu dem Falschen gehört, daß Eroberungskriege unter allen Umständen beide Parteien schädigen. Daß der beständige Ausgleich zwischen übervölkerten und untervölkerten Ländern eine Notwendigkeit ist, leugnet auch Novicow nicht. Wenn nun ein übervölkertes Land an ein untervölkertes grenzt, dessen Bewohner noch dazu so träg oder so unwissend und ungeschickt sind, daß sie auf dem fruchtbarsten Boden verhungern, wenn das zweite Land den wirtschaftlich tüchtigen Bewohnern des ersten die friedliche Einwandrung verwehrt und diese sich den Zugang durch einen Eroberungskrieg erzwingen, so gewinnen zweifellos beide Nationen, und zwar die besiegte am meisten. Zu den Wahrheiten rechnen wir, daß die Erschwerung des Warenaustausches durch Zölle in den meisten Fällen schadet. Aber Novicow hätte klüger gethan, bei seiner frühern Bezeichnung solcher Schädigungen als gaspillages zu bleiben; jetzt charakterisiert er sie als Raub und gemeinen Diebstahl, und das erbittert zu sehr, als daß es wirken könnte. Von den vielen geistreichen Einfällen des Verfassers führen wir zwei an, die zusammengenommen den Theologen eine harte Nuß zu knacken geben. „Alle, die an die tierische Abstammung des Menschen glauben, sind unversöhnliche Gegner des Kriegs. Alle dagegen, die den Menschen für einen aus dem Paradiese verstoßenen Engel halten, sind Freunde des Kriegs. Jene glauben, daß wir uns, nachdem wir Tiere gewesen sind, in der Richtung nach dem Engeltum hin bewegen, diese, daß wir aus Engeln Tiere geworden und ewig Tiere zu bleiben verurteilt sind“ (S. 196). „Die Gegner sagen, es würde keinen Krieg mehr geben, wenn alle Menschen Engel wären. Mit dem Engel meint man ein geistig und sittlich vollkommnes Wesen; also sind die Menschen, wenn sie Krieg führen, unvollkommen, also entweder Narren oder Verbrecher. Wenn demnach Moltke behauptet, Gott habe den Krieg eingesetzt, so heißt das, er hat den Wahnsinn und das Verbrechen eingesetzt“ (S. 280). Zum Schluß bemerken wir, daß der Verfasser den reichen Inhalt seines 738 Seiten klein Oktav starken Buchs in vier Hauptabschnitte gliedert: Die Vorteile der Föderation, die Hindernisse, die begünstigenden Faktoren, die Verwirklichung, und das Rundschreiben des Grafen Murawiew (Friedensmanifest des Zaren) als Anhang beifügt.

Über das Fluchen. Die Kirche bekämpft nicht alle Sünden mit demselben Eifer. Gegen manche, die uns gering erscheinen, eifert sie unablässig und rügt sie mit Strenge, wogegen sie gegen andre weit schwerere, die aufs äußerste bekämpft werden sollten, nachsichtig, ja gleichgiltig ist. Ein weites Thema! Eine Sünde giebt es, gegen die die Kirche von jeher geeifert hat: das Fluchen. Diese Gewohnheit hat die verschiedensten Veranlassungen. Ein Böswicht flucht, wenn ihm sein verbrecherisches Vorhaben mißlungen ist, und zeigt damit seine Nichtswürdigkeit. Ein schlechter Mensch flucht gegen sein Weib und seine Kinder, das ist schändlich. Wenn aber der Vorgesetzte flucht über Faulheit, Liederlichkeit, Unordnung seiner Untergebnen, so begeht er wohl keine Sünde, er thut vielmehr seine Pflicht und braucht dazu ein unter Umständen ganz zweckdienliches Mittel. Als im Jahre 1813 Blücher bei Wartenburg über die Elbe ging und an der Brücke hielt, marschierte auch ein Landwehrbataillon über die Brücke in sehr nachlässiger und schlechter

Digitized by Google

Haltung. Da fuhr er es an mit den Worten: „Ihr habt wohl keine Lust, da drüben anzubeißen, das Donnerwetter soll euch in die Knochen fahren, ich lasse auf euch schießen.“ Am Abend aber, als sich das Bataillon gut geschlagen hatte, ritt er vorbei und sagte, dies anerkennend, freundlich zu den Leuten: sie wüßten ja wohl, daß er das am Morgen nicht so böse gemeint hätte. Was würde man dazu sagen, wenn sich etwa ein Moralprediger unterfangen wollte, dies zu mißbilligen? Der Fluch pflegt ferner bei uns oft ein derber Scherz zu sein, ein Ausbruch guten Humors und ist dann durchaus nichts Böses. Aber die Kirche sieht die Sache sehr ernsthaft an. Warum mag wohl die Kirche so eifern gegen das Fluchen, das doch wahrlich keine so schlimme Sache ist? Damit hat es eine eigne Bewandtnis. Wir stoßen hier wieder, wie so oft, auf etwas, was wohl zweifellos aus der jüdischen Moral herstammt und zu den Dingen gehört, die sich aus der ersten christlichen Zeit infolge des vorherrschenden Einflusses der Juden in der Kirche vererbt haben bis auf unsre Tage. Es ist ja bekannt, wie der Fluch in den religiös-abergläubischen Vorstellungen der Juden eine große Rolle spielt, was sich auch bei ihnen allenthalben im gewöhnlichen Leben zeigt. Wie der Jude dem befreundeten Stammesgenossen Gutes anwünscht, so wünscht er dem, den er haßt, oder an dem er sich rächen will, Übles an. „Du sollst ein Geschwür am Auge bekommen, und es soll dir dein Auge zerfressen, und du sollst daran sterben.“ Eine ganze Krankheitsgeschichte wünscht der Jude seinem Feinde an, und alle erdenklichen Übel wünscht er auf ihn herab. Nun sagt die jüdische Moral: das solle man nicht, man solle nicht fluchen. Dieser jüdische Fluch ist uns aber völlig unbekannt. Jetzt wird, sonderbarerweise, das jüdische Verbot des Fluchens auf unsern ehrlichen Fluch angewandt, auf den es gar nicht paßt. Es kommt noch hinzu, daß es verboten ist, den Namen Gottes unnötig zu gebrauchen, und daß es auch für bedenklich erachtet wird, den Namen des Teufels dabei zu nennen, da dieser den ausgesprochnen Fluch möglicherweise verwirklichen könnte. Daher ist es gekommen, daß das Fluchen mit einem gewissen Fanatismus verpönt wird, und daß man noch im achtzehnten Jahrhundert überall landesherrlichen Verordnungen gegen das Fluchen begegnet. In den Sammlungen preußischer Edikte findet man immer von Zeit zu Zeit solche Verordnungen. Sie beginnen jedesmal damit, daß gesagt wird, es habe in neuerer Zeit wieder das Fluchen überhand genommen, und es folgen dann strenge Strafen dagegen. In den damaligen Zeiten ging es den Leuten oft recht schlecht, und wenn sich ihr gerechter Unwille einmal in einem derben Fluch Luft machte, so hätte man nicht so streng sein sollen. Aber die Theologen dachten darüber anders.

**Ankündigung.** Unsern Lesern wird es Freude machen, zu erfahren, daß die „Grenzboten“ vom nächsten Jahre an, bei dem Eintritt in ein neues Jahrzehnt, ihren Abonnementspreis auf 24 Mark für den Jahrgang, 6 Mark für das Quartal ermäßigen, und daß sie trotz dieser Ermäßigung den Umfang ihrer Hefte nicht vermindern, sondern erhöhen werden. Wir hoffen, daß durch diesen Schritt erreicht werden wird, daß die „Grenzboten“ in sehr viel weitere Kreise dringen als jetzt, bitten aber ganz besonders auch unsre Freunde und Leser, uns zu helfen, daß dieses Ziel erreicht wird, indem sie neue Leser für die „Grenzboten“ werben, wo sie dazu Gelegenheit haben.

Für den Monat Dezember eröffnen wir ein Probeabonnement für 2 Mark — entsprechend dem künftigen Preise —, und wir drucken einen Brief, durch den dieses Probeabonnement angeboten wird. Diesen Brief — in Couvert — bitten wir unsre Leser zur Verteilung zu benutzen; wir stellen ihn in beliebiger Anzahl zur Verfügung und bitten, ihn von uns zu verlangen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Deutſchland und England

## Eine Abrechnung

Eine angeſehene engliſche Zeitſchrift, die National Review, hat die Freundlichkeit gehabt, uns den Abzug eines Artikels aus ihrem Novemberheft zu überſenden mit dem Zuſatz, daß er für uns vielleicht von Intereſſe ſein dürfte. Das iſt er nun in hohem Grade, wir quittieren alſo dankend den Empfang und wollen unſern Dank auch dadurch abſtatten, daß wir genauer auf den Aufſatz eingehn und ihn mit unſern freimütigen Bemerkungen begleiten. Es liegt uns nämlich ſehr viel daran, uns mit unſrer Kollegin an der Themſe möglichſt zu verſtändigen, und dazu iſt Offenheit das beſte Mittel. Die National Review, die offenbar die deutſche Preſſe aufmerkſam verfolgt, weiß vermutlich, daß die Grenzboten keineswegs „englandfeindlich“ ſind. Sie haben mit ihrem Urteil über den unſeligen ſüdafrikaniſchen Krieg niemals zurückgehalten und gedenken es auch jetzt nicht zu thun, aber in das alltägliche Geſchrei eines Teils der deutſchen Preſſe, die jeden kleinen Erfolg der Buren mit Jubel, jede engliſche Schlappe mit ſchadenfrohem Hohn begrüßt, haben ſie niemals eingeſtimmt, und ſie haben unter anderm in einem Artikel, der den laufenden Jahrgang einleitete, ausdrücklich darauf hingewieſen, wieviel Deutſchland mit England verbinde, und wie es ein Unglück erſten Ranges für beide ſein würde, wenn ſie jemals mit den Waffen aufeinanderſtoßen ſollten. Aber die National Review wird es, weil ſie ſelbſt engliſche Intereſſen nachdrücklich vertritt, den Grenzboten nicht verargen, wenn ſie deutſche Intereſſen wahren, ſo gut ſie es verſtehn und können, aus eigner, wohlerwognер Überzeugung, nicht auf einen „Wink“ von oben.

Alſo zur Sache. Der mit einer für uns bedeutungsloſen Chiffre gezeichnete, aber offenbar von kundiger, wohlunterrichteter Seite herrührende Artikel führt die Überſchrift British Foreign Policy; er giebt zunächſt eine Kritik der bisherigen engliſchen Weltpolitik und entwickelt dann ein voll-



Digitized by Google

ständiges Programm für ihre künftige Richtung. Beides aber wendet sich gegen Deutschland, und nur gegen Deutschland. Ein solches Maß von Mißtrauen, Übelwollen und Feindseligkeit, einen solchen völligen Mangel von Verständnis für unsre politische Entwicklung und unsre gegenwärtigen Ziele hatten wir von einem unterrichteten Engländer nicht erwartet. Der Verfasser sollte, was unsre politische Entwicklung betrifft, doch wissen, daß Preußen den Frieden von Basel 1795 nur deshalb schloß, weil eine österreichisch-russische Koalition, die über den ganzen Osten und Südosten von Europa die Würfel werfen wollte, ohne Preußen auch nur zu fragen, es aufs schwerste in seinen wichtigsten Interessen bedrohte, daß es also, wenn es an seinen Bundesgenossen das beging, was die National Review einen „Verrat" (treason) zu nennen beliebt, zuvor von seinem Bundesgenossen Österreich „verraten" worden war. Wir erlauben uns die Gegenfrage, ob der Abfall Lord Butes vom Bündnisvertrage mit Friedrich dem Großen 1761, der den König an den Rand des Verderbens brachte und vor allem damit motiviert war, daß England seine Kriegsbeute, Kanada, schon in Sicherheit gebracht hatte, nicht etwas viel schlimmeres gewesen ist. Doch das nur nebenbei. Aber aus dem, was über die Neugestaltung Deutschlands seit 1862 gelegentlich gesagt wird, glauben wir wieder die freundliche Stimme Lord Palmerstons zu hören, der 1849 die schwarzrotgoldne Flagge auf der Nordsee als Seeräuberflagge zu behandeln drohte, und die Cheers, mit denen das englische Unterhaus den angeblichen dänischen „Sieg" über das österreichisch-preußische Geschwader Tegetthoffs bei Helgoland am 9. Mai 1864 begrüßte. Denn die National Review sagt: „Binnen zehn Jahren folgten rasch hintereinander die Annexion der Elbherzogtümer durch Preußen, Bismarcks Angriff auf Österreich und die Losreißung Elsaß-Lothringens von Frankreich, eine Reihe von Ereignissen, die nicht nur den friedliebenden Kontinent in etwas wie ein Kriegslager umwandelten, sondern auch ein einiges Deutschland schufen, das, nachdem es seinen militärischen Ehrgeiz befriedigt hat (exhausted), jetzt darauf ausgeht, neue Welten am Ozean zu erobern, und das seine Größe nur errungen hat, indem es seine Nachbarn niedertrat" (by trampling on her neighbours). Also: wenn sich ein großes, politisch jahrhundertelang zerrissenes Volk — in zwölfter Stunde! — im mühsamsten Ringen einigt, wenn es dabei die halbfremde Macht, die, lediglich in ihrem eignen Interesse, diese Einigung hinderte, hinausdrängt und Gebiete, die früher deutsch gewesen, aber in Zeiten der Schwäche verloren gegangen waren, den Fremden entreißt, Schleswig-Holstein den Dänen, einem kleinen, aber übermütigen und zähen Feinde, Elsaß-Lothringen den Franzosen, die Deutschland jahrhundertelang beraubt und zuguterletzt auch noch heimtückisch überfallen hatten, weil ihnen die werdende deutsche Einheit gefährlich schien; wenn die Deutschen also das einigermaßen wiederhergestellt haben, was sie im Mittelalter schon einmal besessen hatten und nicht aufgeben konnten, ohne als Nation unterzugehn, ein nationales Gemeinwesen, dann ist das militärischer Ehrgeiz, Eroberungssucht, Niedertretung der Nachbarn, dann hat Deutschland dem friedliebenden Europa einen bewaffneten

Digitized by Google

Frieden aufgezwungen; denn vor der Entstehung des Deutschen Reichs hat es in Europa bekanntlich so gut wie keine Kriege gegeben, wenn man vom Dreißigjährigen Kriege, den Raubkriegen Ludwigs XIV., dem spanischen Erbfolgekriege, dem Nordischen Kriege, den schlesischen Kriegen, den Napoleonischen Feldzügen und einigen andern kleinen Zusammenstößen absieht. Es ist schwer, die heftigen Worte zu unterdrücken, die uns angesichts eines solchen Maßes von falschem Urteil in die Feder kommen, aber wir wollen es thun. Nur konstatieren wir: erst seit der Neugründung des Deutschen Reichs, seit dreißig Jahren, ist der Friede des europäischen Kontinents außer durch lokalisierte Kriege auf der Balkanhalbinsel nicht mehr gestört worden. Wir geben allerdings zu: der Schein ist bei unsern eignen Einheitskämpfen gegen uns. Denn die eine, unter den Hohenzollern in Preußen schon geeinte Hälfte der Nation mußte der andern die Vorbedingungen der Einheit mit den Waffen aufzwingen, mußte sie erobern; aus einer großen, einmütigen Volksbewegung, wie die Einheit Italiens, ist die Einheit Deutschlands leider nicht erwachsen. Aber die deutschen Einzelstaaten waren niemals „Nationen," nicht einmal Stämme, sondern Bruchstücke von Stämmen, sie hatten auf souveräne Existenz niemals ein historisches Recht, sie datierten ihre Scheinsouveränität erst von 1806 und verdankten sie lediglich der Willkür eines fremden Eroberers. Doch wir wollen versuchen, diese für einen Ausländer nicht so leicht verständlichen Verhältnisse sozusagen ins Englische zu übersetzen. Bekanntlich ist das britische Königreich, the United Kingdom, eine Vereinigung früher selbständiger Einzelstaaten, so gut wie Frankreich, Spanien, Rußland u. a. m. Sogar das eigentliche England zerfiel lange in sieben selbständige Königreiche, ihm ist Schottland erst 1707, Irland erst 1801 einverleibt worden, und an Waffengewalt hat es dabei wahrhaftig nicht gefehlt, so wenig wie bei der Gründung andrer großen Nationalstaaten, nicht nur im frühen Mittelalter, sondern auch späterhin, nicht gegenüber dem keltischen Irland, das eine Eroberung des englischen Schwertes ist und mehrmals, von Cromwell wie von Wilhelm III., mit blutiger Gewalt hat niedergeworfen werden müssen, ohne daß es doch jemals gelungen wäre, die Iren wirklich mit den verhaßten „Sachsen" zu versöhnen, nicht gegenüber Schottland, dessen tapfre, hochländische Clans sich noch 1745 gegen England erhoben und nur mit grausamer Härte niedergezwungen werden konnten. Gewiß, England mußte so handeln, wenn es bestehn wollte, aber macht es einen sachlichen Unterschied, ob das alles im neunten, zwölften, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert geschah, oder, wie in Deutschland, leider erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts? Und was würden die Engländer sagen, wenn wir ihnen raten wollten: Gebt doch Irland frei, es will nichts von euch wissen, denn es ist gar nicht einmal angelsächsisch, sondern größtenteils keltisch, nicht protestantisch, sondern meist eifrig katholisch? Sie würden diese Zumutung mit berechtigter Entrüstung zurückweisen; sie haben der vielgeplagten Insel nicht einmal das Maß von Selbständigkeit gewährt, das jede preußische Provinz hat, geschweige die Stellung auch des kleinsten deutschen Einzelstaats oder des Reichslands Elsaß-

Digitized by Google

Lothringen. Mit demselben Grunde weisen wir den Vorwurf zurück, wir hätten Schleswig-Holstein von Dänemark, Elsaß-Lothringen von Frankreich „losgerissen“; zurückgenommen haben wir unser entfremdetes Eigentum! Mit welchem Rechte will man uns mißgönnen, was man bei andern Völkern, die ihre Staatseinheit früher gegründet und befestigt haben als wir, ganz selbstverständlich findet?

Wenn die National Review schon unsre moderne Entwicklung nicht verstehn will, so tritt sie der ganzen deutschen Politik der Gegenwart mit demselben Mangel an Billigkeit, ja mit den schwersten Anklagen gegenüber. Daß sich die Engländer über die lebhaften deutschen Sympathien für die Buren ärgern, ist ganz begreiflich; wir haben uns seiner Zeit auch über englische Kundgebungen und manches noch ganz andre zu Gunsten der Dänen und Franzosen Geschehne geärgert, und wir regen uns über Ausdrücke wie „unwissende Verwünschung und politische Gereiztheit der zivilisierten Welt“ (ignorant execration and the political animosity of the civilised world) gegen England und den „boshaften Eifer derer, die wohl verwunden wollten, aber sich fürchteten zu schlagen“ (the zealous malignity of those who were willing to wound, but afraid to strike) nicht weiter auf. Aber der Verfasser verkennt den Charakter dieser allerdings in Deutschland sehr starken antienglischen und burenfreundlichen Strömung. Gewiß, die englische Politik ist in Deutschland seit mindestens vierzig Jahren keineswegs beliebt, aber nicht daraus und überhaupt nicht aus politischen Erwägungen fließt die gegenwärtige populäre Antipathie gegen England, sondern überwiegend aus rein menschlichen Motiven. Die Mehrzahl der Deutschen (wie der ganzen zivilisierten Welt außerhalb Englands) sieht eben in dem Kriege die Vergewaltigung eines kleinen, schwachen, obendrein stammverwandten Volks von ein paarmalhunderttausend Menschen durch eine Weltmacht, die ihre Unterthanen nach Hunderten von Millionen zählt, obendrein zu Gunsten eines raubgierigen Kapitalistentums, und die Sympathie für die Schwachen ist immer ein Kennzeichen edler Völker gewesen. Wir wissen recht wohl, in welcher Zwangslage England jetzt in Südafrika ist, und wir achten die Zähigkeit und die Einmütigkeit der Nation, die für ein als notwendig erkanntes Ziel fortgesetzt die größten Opfer bringt, aber woher sollen die Sympathien für sie kommen? Politische Bedeutung hat diese deutsche Burenfreundlichkeit übrigens bis jetzt nicht gewonnen; unsre Reichsregierung ist zu stark, als daß sie sich von ihr fortreißen ließe; ja der Kaiser hat sich selbst vor einer so durchaus unpopulären Maßregel, wie die Weigerung, den Präsidenten Krüger zu empfangen, doch war, nicht gescheut, weil er zu ehrlich war, auch nur die leiseste Hoffnung auf deutschen Beistand in dem Oberhaupte des unglücklichen Volks zu erwecken.

Höchst gefährlich erscheint der National Review sonderbarerweise der Alldeutsche Verband (the Pangermanic League), eine Körperschaft „ehrgeiziger Träumer (ambitious dreamers), die von der deutschen Regierung die zärtlichste Beachtung erfährt (a body most tenderly regarded by the German Government).“ „Du lieber Gott, werden die wackern Patrioten vom Alldeutschen

Digitized by Google

Verbande, wenn sie diese Wendung lesen sollten, seufzen, wenn dem doch so wäre! Aber leider ist es keineswegs so. Graf Bülow will von uns nicht viel wissen und hat unserm Führer am 12. Dezember vorigen Jahres eine sehr deutliche Absage erteilt, wegen deren wir ihm recht böse gewesen sind." In der That, der Alldeutsche Verband ist, was man vielleicht bedauern kann, noch keine Macht im deutschen Leben, und was er erstrebt, ist nichts eigentlich Politisches. Er will nur das Gefühl der nationalen Gemeinschaft zwischen den Deutschen im Reiche und denen jenseits der Grenze, namentlich in Österreich, stärken, und er rechnet zu den Deutschen allerdings auch die Niederländer, die sich bekanntlich erst seit dem siebzehnten Jahrhundert von der Gesamtheit der Nation abgezweigt haben und bis dahin nichts weiter gewesen sind als ein niederdeutscher Stamm so gut wie etwa die Westfalen, nichts weiter. Und dieser Alldeutsche Verband soll eine „russenfeindliche Politik" verfolgen und den Bestand Österreichs bedrohn! Unser englischer Herr Kollege verwechselt hier slawisch und russisch und scheint gar nichts davon zu wissen, daß wir Deutschen im Reiche wie in Österreich gegenüber einer slawischen Hochflut im Verteidigungszustande sind, keineswegs im Angriff; das Unsrige zu behaupten, die Früchte einer vielhundertjährigen Kulturarbeit uns von unentwickelten Völkern, die ihr sogar ihre junge Kultur erst verdanken, nicht nehmen zu lassen, das wird er uns wohl erlauben. Oder hat er schon vergessen, daß die Beschwerden der Uitlanders in Transvaal über Rechtsverkürzung durch die Burenregierung für England den Anlaß zum südafrikanischen Kriege gegeben haben? Ähnliche Bestrebungen giebt es doch überall. Von dem Panslawismus sehen wir dabei noch ganz ab, denn er geht weit über die Grenzen des russischen Volks hinaus, kann also mit dem Alldeutschen Verbande gar nicht verglichen werden; aber auch die italienische Società Dante Alighieri will die nationalen Bande mit den im Auslande lebenden Italienern befestigen, vielleicht zum Ärger der Engländer auch mit den italienischen Maltesern, denen man jetzt das Englische als Amtssprache aufdrängen will. Wir wollen hier die englische Imperial Federation League und die British Empire League nicht zum Vergleich heranziehn, denn ihr Ziel ist die engere politische Verbindung zwischen den lose zusammenhängenden Teilen des britischen Reichs, und die Kolonien stehn eben auch unter englischer Herrschaft; aber die Stärkung des angelsächsischen Gesamtbewußtseins erstrebt sie doch auch, und wenn die Deutschen Österreichs oder die Niederländer politisch jetzt vom Kerne der Nation getrennt sind, so sind sie jahrhundertelang mit ihm nicht nur politisch verbunden, sondern Glieder des nationalen Körpers gewesen und darum mit ihm durch Geschichte und Kultur viel enger verwachsen als die jungen englischen Kolonien mit dem Mutterlande. Wir denken gar nicht daran, Österreich, die Schweiz, Holland zu annektieren, aber jene Beziehungen werden und dürfen wir niemals aufgeben, darüber sind alle denkenden Deutschen einig, auch wenn sie nicht dem Alldeutschen Verbande angehören.

Das Wichtigste, was der Artikel gegen Deutschland vorbringt, sind die Anklagen gegen die deutsche Politik der Gegenwart. Wie tief das kaiserliche

Digitized by Google

Telegramm an den Präsidenten Krüger vom 3. Januar 1896 die Engländer verletzt hat, ergiebt sich auch aus diesen Darlegungen. Der Verfasser nennt das Telegramm, das den Präsidenten zur Abwehr eines Freibeutereinfalls beglückwünschte, „eine unfreundliche Handlung“ (an unfriendly act), wie denn bekanntlich der Hofdichter Austin, der Nachfolger des poeta laureatus Alfred Tennyson, diesen Jameson Raid in einer schwungvollen Dichtung gefeiert hat. Damit gestehn die Engländer also offen ein, was unser Kaiser offenbar damals noch nicht voraussetzte, daß hinter dieser unter allen Umständen völkerrechtswidrigen Handlung, die den Buren unzweifelhaft das Recht gegeben hätte, ihre Teilnehmer und wenigstens ihre Führer kurzweg als Banditen zu füsilieren, wie die Regierung von Honduras 1860 den nordamerikanischen Flibustier William Walker erschießen ließ, nicht nur eine Gesellschaft, sondern, wenn nicht die englische Regierung, so doch die englische Nation gestanden hat. Ein erbauliches Geständnis! Gesetzt den Fall, es wäre in der Zeit der Fenier und der Mondscheinler einer irisch-amerikanischen Freibeuterbande gelungen, an der Küste Irlands zu landen, englische Truppen hätten sie gefangen genommen, und der König von Preußen hätte der befreundeten Regierung gratuliert, wie würde die englische Presse den ritterlichen Herrscher gepriesen haben! Wenn aber sein Nachfolger dasselbe gegenüber einer ebenfalls befreundeten, nur leider nicht englischen Regierung thut, so ist das „eine unfreundliche Handlung“ gegen England, nur weil die Freibeuter Engländer waren. Dem sei nun, wie ihm wolle; die Schlußfolgerungen, die in der National Review an das kaiserliche Telegramm geknüpft werden, sind falsch. Sie sagt, es sei „nicht das Erzeugnis einer unbedachten zornigen Aufwallung über den Zug Jamesons“ (not the offspring of an unpremeditated impulse of resentment against the Jameson Raid), sondern „ein wohl überlegter Schritt“ gewesen, um festzustellen, wie weit Deutschland bei der Bildung einer antibritischen Verbindung auf die Unterstützung Frankreichs und Rußlands rechnen könne (a deliberate effort to ascertain how far Germany could reckon on the support of France and Russia in forming an anti-British combination), und sie beruft sich dafür auf Graf Bülows Reichstagsrede vom 12. Dezember 1900, von der sie sich zu sagen unterfteht: „Wir zweifeln, ob sich die Geschichte in den Beziehungen zwischen Großmächten eines unverschämtern Bekenntnisses einer unfreundlichern Handlung erinnert“ (we doubt whether history records in the relations between great Powers a more impudent avowal of a more unfriendly act). Der Reichskanzler hat dort aber nur gesagt, indem er das Telegramm den korrekten Ausdruck eines richtigen Empfindens für das Völkerrecht nannte, es habe das Verdienst gehabt, „durch die Aufnahme, die es fand, nicht in Deutschland, sondern außerhalb, die Situation für uns insofern aufzuklären, daß diese Aufnahme keinen Zweifel darüber ließ, daß wir im Falle eines Konflikts mit England in Afrika auf unsre eigne Kraft, und allein auf unsre eigne Kraft angewiesen sein würden.“ Das heißt also: das Telegramm war kein ballon d'essai, es ging wirklich aus der unmittelbaren berechtigten Empfindung des Kaisers hervor, aber es erregte, was wir verständigerweise nicht erwarten

Digitized by Google

konnten, einen solchen Sturm der Entrüstung in England, daß wir uns der Gefahr eines Bruchs gegenüber sahen, und als wir, was uns doch wohl erlaubt sein mußte, uns umsahen, wo wir etwa Hilfe finden könnten, da wir mit unsrer einzigen Linienschiffsdivision doch nicht gegen ganze Geschwader fechten konnten, da machten wir die angenehme Erfahrung, daß wir allein bleiben würden. Nicht Deutschland wollte England angreifen, sondern England wollte Deutschland angreifen, weil — der Kaiser seine Freude über das Mißlingen eines völkerrechtswidrigen englischen Freibeuterzugs ausgesprochen hatte. In puncto der nationalen Ehre ist man eben jenseits des Kanals sehr empfindlich.

Aber der Kaiser hat gelegentlich (in Stettin) gesagt: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser," und der Zweck des deutschen Flottengesetzes ist eingestandnermaßen, uns in den Stand zu setzen, „die Nordsee frei zu halten" (to keep the North Sea clear). Hinter jener „geschwollnen Phrase" (swelling phrase; immer höflich!) sieht die National Review den Vorsatz, England seine Alleinherrschaft zur See zu entreißen, und durch den deutschen Adler den Union Jack zu ersetzen als Sinnbild der Seegewalt. Aber l'océan ne comporte qu'un seul maître. Wir wissen nicht, von wem diese in der That „geschwollne Phrase" herstammt, aber wir können ihre Richtigkeit nicht anerkennen, mag sie gebraucht haben, wer da will. Die englische Vorherrschaft zur See ist knapp hundert Jahre alt, denn sie besteht erst seit der Vernichtung der französisch-spanischen Flotte bei Trafalgar 1805. Im achtzehnten Jahrhundert hielt die französische Marine der britischen annähernd das Gleichgewicht, und ebenso im siebzehnten bis zur Schlacht von La Hogue 1692. Die holländische Seegewalt hat etwa fünfzig Jahre gedauert, und die spanische, die 1588 zu Grunde ging, kaum so lange. In den spätern Jahrhunderten des Mittelalters beherrschte die deutsche Hansa widerspruchslos die nordischen Meere, als von einer englischen Flotte noch gar keine Rede war, Venedig und Genua geboten im Mittelmeer. Es gab also Zeiten, wo nicht nur keine englische Seeherrschaft bestand, sondern wo mehrere ebenbürtige Seemächte nebeneinander standen, und Britannia rules the waves nicht kraft irgend welches natürlichen Rechts, sondern kraft seiner Macht, die es in seinem Interesse entfaltete. Wir lassen dahingestellt sein, ob das ein naturgemäßer oder nur wünschenswerter Zustand ist, ob nicht ein Gleichgewicht zur See den Vorzug verdiente, wie sich ein solches Gleichgewicht zwischen den Mächten des europäischen Festlandes längst durchgesetzt hat und durch die Begründung des Deutschen Reichs nicht gestört, sondern befestigt worden ist, und wir konstatieren, daß sich schon heute auch zur See und in den Weltverhältnissen ein solches Gleichgewicht anbahnt. Noch ist die englische Marine die erste der Welt und einer Koalition mehrerer Seemächte gewachsen, aber die absolute Herrin des Ozeans wie nach 1805 ist sie nicht mehr, seitdem außer Frankreich auch Rußland, Deutschland, Italien, Nordamerika und Japan Kriegsflotten entwickeln, die zusammen doch schon stärker sind als die englische. Sie werden natürlich niemals zusammen gegen England wirken, aber das wird die englische Staatskunst und die Verschiedenheit der Interessen verhindern, nicht die englische

Digitized by Google

Flotte. Wenn Deutschland an dieser Bewegung teilnimmt, weil es muß, strebt es deshalb danach, an Englands Stelle zu treten und das Szepter des Weltmeers an sich zu reißen? Eine solche Thorheit uns zuzutrauen und den Ausdruck eines solchen Strebens in den auf unsre wirtschaftliche Ausbreitung zielenden Worten des Kaisers zu finden, dazu gehört ein seltnes Maß von Verblendung und Nervosität. Worüber man im selbstbewußten Rußland seiner Zeit natürlich kein Wort verloren hat, die Reorganisation der preußischen Armee seit 1859, also die Verdopplung ihrer Kriegsstärke, das erregt, auf die junge deutsche Seemacht übertragen, bei den Engländern bange Gespensterfurcht, und wir zweifeln keinen Augenblick an ihrem guten Willen, unsrer Flotte dasselbe Schicksal zu bereiten, das sie der dänischen durch den rechtlosen Überfall Kopenhagens 1807 bereitet haben, wenn ihnen Gelegenheit geboten würde. Aber sie mögen sich beruhigen: der deutschen Politik liegt das ihr zugeschriebne Ziel vollkommen fern. Das freilich mag man in England als ihren festen Willen betrachten: unsre Nordsee gedenken wir zu behaupten, auch um den Preis einer großen Seeschlacht, gegen jede Macht.

Aber wir sind auch sonst von höchst sträflichem Ehrgeiz besessen. Wir haben schon seit längerer Zeit den Gedanken, die ganze asiatische Türkei vom Bosporus bis zum Persischen Golf unsrer Herrschaft zu unterwerfen, um dorthin den Strom unsrer Auswandrer abzuleiten, der jetzt nach den Vereinigten Staaten und den britischen Kolonien geht. Unzweifelhaft hat Deutschland auch den Sultan aufgestachelt, das kleine bisher unabhängige Sultanat Koweit, das zum Endpunkte der Bagdadbahn ausersehen ist, zu besetzen, und nur Englands schützende Hand hat dieses freche Attentat auf diesen biedern souveränen Scheikh uneigennützig verhindert! Nun, eine deutsch-französische Gesellschaft hat in Kleinasien ein ansehnliches Bahnnetz gebaut und gedenkt es bis Bagdad fortzusetzen; sie stellt deutsche Beamte an, bezieht deutsches Material, und es entstehn wohl hier und da längs der Bahnlinie kleine deutsche Niederlassungen. Aber von deutschen Ackerbaukolonien ist bei den sehr schwierigen islamitischen Bodenrechtsverhältnissen noch gar keine Rede, und wenn solche auch mit der Zeit entstehn sollten, so würden sie doch die türkische Herrschaft nicht zerstören. Die ganze deutsche Orientpolitik geht doch darauf aus, das türkische Reich wenigstens in Asien, wo nicht mohammedanische Minderheiten über weit stärkern christlichen Mehrheiten sitzen, so lange als möglich zu erhalten und also wirtschaftlich wie militärisch möglichst zu stärken, um ganz unabsehbare Katastrophen abzuwenden oder wenigstens hinauszuschieben. Was eine ferne Zukunft bringen wird, das kann niemand wissen, und für eine solche kann sich niemand verpflichten; die praktische Politik wird für den Tag gemacht. Im übrigen aber: was geht es die Engländer an, was wir in Kleinasien treiben? Haben wir sie etwa gehindert, Ägypten, Birma u. a. m. zu „okkupieren“? Gehört denn alles zur englischen Interessensphäre, was noch nicht im Besitz Englands ist?

Das Stärkste aber leistet unsre englische Kollegin in einer Bemerkung über die chinesische Politik Deutschlands. „Wir zweifeln, ob es im ganzen

Digitized by Google

diplomatischen Verkehr möglich sein würde, auf das Verhalten einer Großmacht zur andern in seiner Illoyalität mit dreistem Cynismus hinzuweisen, als auf das Benehmen Deutschlands gegenüber England, das Graf Bülow das Yangtseabkommen zu taufen beliebte" (to point to the behaviour of one great Power to another more audaciously cynical in its disloyalty than the conduct of Germany to England, over what Count von Bülow has been pleased to christen the Yangtse Agreement). Bekanntlich verpflichteten sich am 16. Oktober 1900 beide Mächte, alle See- und Flußhäfen Chinas, soweit sie unter ihrem Einflusse stünden, für alle Nationen offen zu halten und „den Territorialbestand des chinesischen Reichs unverändert zu erhalten," so lange eine andre Macht nicht für sich „territoriale Vorteile" erstrebe. Als Zweck dieses Abkommens bezeichnete Graf Bülow am 19. November 1900 im Reichstage den Schutz des deutschen Handels in Südchina. Kann man offner, loyaler handeln und reden? Die Engländer werden uns doch wohl erlauben, das zu thun, was wir zum Schutz unsrer Interessen für nötig halten. Ihr Ärger entspringt sehr einfach aus der schweren Enttäuschung, die dieses Yangtseabkommen ihnen allerdings bereitet zu haben scheint, da es ihre wohlwollende uneigennützige Absicht, das Yangtsegebiet, den besten Teil Chinas, allein unter ihre Fittiche zu nehmen, ungefähr wie Rußland die Mandschurei, vereitelt hat, und aus dem selbständigen, ja führenden Auftreten Deutschlands in den chinesischen Wirren, das in der That über unsre augenblickliche Seegewalt insofern hinausging, als wir, was ja nicht ohne Bedenken war, unsre einheimischen Gewässer von Linienschiffen beinahe entblößen mußten. Über diesen durchaus begreiflichen Ärger vergißt man in England natürlich, wie sehr diese starke Machtentfaltung Deutschlands den Interessen auch Englands zu gute kam, das, mit seiner gesamten Landarmee in Südafrika rettungslos festgenagelt, nur durch Deutschlands Hilfe in den Stand gesetzt wurde, das Gleichgewicht gegen Rußland zu behaupten, was es mit der Flotte allein und mit seinen meist asiatischen, obendrein schwachen Landtruppen gar nicht vermocht hätte. Es entspricht freilich durchaus englischem Brauch, Dienste, die eine andre Macht dem stolzen Albion, natürlich nicht nur in dessen Interesse, sondern zunächst im eignen leistet, als etwas ganz Selbstverständliches gnädig und ohne Dank anzunehmen.

Wenn nun die National Review mit solchen Äußerungen des Hochmuts und der Gespensterfurcht etwa den Versuch verbände, uns nachzuweisen, daß es für Deutschland gar kein wirtschaftliches Bedürfnis sei, eine See- und Weltmacht zu werden, daß wir also am besten thäten, zu Hause, in Europa zu bleiben und den andern, vor allem den Engländern, die Welt zu überlassen, wie wir das so artig und bescheiden dreihundert Jahre lang gethan haben, so ließe sich darüber allenfalls reden. Aber Gott bewahre! Die National Review erkennt vollkommen „die Thatsache" an, „daß dieses furchtbare Gemeinwesen [Deutschland] in wachsendem Maße von fremder Zufuhr sowohl an Lebensmitteln als an Rohstoffen und teilweise an Industrieerzeugnissen abhängig wird" (that this formidable community is becoming in-



Digitized by Google

creasingly dependent on a foreign food supply, as on foreign supplies of raw and partially manufactured articles), daß Deutschland sich aus einem Ackerbau- in ein Industrieland zu verwandeln im Begriffe steht, und daß es, „wenn dieser Prozeß noch ein Vierteljahrhundert ungestört weiter geht, für sein Wohlbefinden von den Hochstraßen zur See nicht weniger abhängig sein wird, als wir es sind“ (if the process continues for another quarter of century, she will become no less dependent on the ocean highways for her prosperity than we are). Also ungefähr die Begründung des deutschen Flottengesetzes von 1900! Trotzdem möchte uns die National Review alle Thüren vor der Nase zuschlagen. Wenn das nicht ein „dreister Cynismus“ ist, dann giebt es keinen. Übrigens mag man sich in England nicht unsern Kopf zerbrechen. Deutschland ist keine Insel, die man durch eine Blockade aushungern könnte, wie England, und wir haben gar keine Neigung, ein Industrie- und Handelsvolk nach englischem Muster zu werden. Für ein zweites derart hat die Welt gar keinen Raum, und wir wollen uns eine blühende Landwirtschaft, einen kräftigen Grundbesitzerstand aus wirtschaftlichen wie aus sozialen Gründen erhalten. Die Vernichtung des Bauernstands und des Ackerbaus, die Verwandlung des größten Teils des offnen Landes in grundherrliche Viehweiden, Jagdgründe, Parks und „Schaudörfer“ (show villages), die sich in England vollzogen haben, gilt uns als eine kaum weniger krankhafte, unnatürliche Entwicklung, als die künstliche Verödung der römischen Campagna, keineswegs als ein erstrebenswertes oder auch nur erträgliches Ziel.

Um nun das bedrohliche Wachstum Deutschlands zur See- und Weltmacht aufzuhalten, hat England nach der National Review nicht nur nichts gethan, sondern hat es selbst sogar gefördert. Zwar die Ansicht, die Gladstone, the great old man, noch 1873 aussprach und Disraeli damals teilte, es sei am besten, wenn England seine Kolonien, diesen „Mühlstein um unsern Hals,“ möglichst bald los würde, ist längst überwunden; die Kolonien, diese „glänzenden jungen Nationen,“ setzen heute ihren Stolz in die Verbindung mit dem Mutterlande (Mother Country), ihre Vertreter paradierten 1897 vor der Königin bei ihrem sechzigjährigen Regierungsjubiläum, und sie sandten 1899 ihre Truppen nach Südafrika. „Das britische Reich hatte sich selbst wiedergefunden.“ Darum „kann die Aufmerksamkeit seiner Staatsmänner nicht mehr länger ausschließlich den häuslichen Angelegenheiten zweier kleiner Inseln gewidmet sein, sondern wir müssen hinfort in allen politischen Fragen nicht nur die Interessen, sondern auch die Gefühle des Volks von Greater Britain berücksichtigen“ und „danach unsre auswärtige Politik einrichten.“ Dies ist bisher viel zu wenig geschehn, England ist namentlich gegenüber Deutschland viel zu entgegenkommend gewesen. Es hat den [angeblichen] Versuch Deutschlands, Europa gegen England in Bewegung zu setzen (1896), „mit einem englisch-deutschen Abkommen vergolten, das ihm [Deutschland] die Anwartschaft auf weite Gebiete [des portugiesischen Afrikas] sicherte, auf die es nicht den Schatten eines Anspruchs hat“ (rewarded for failing to raise Europe against us by an Anglo-German agreement securing to her the reversion to spacious terri-

Digitized by Google

tories to which she has no sort of claim), und Kaiser Wilhelms „ertragreicher Besuch“ (fruitful visit) in England verschaffte ihm „dieses huldvolle Zugeständnis unsers Anteils an Samoa“ (the graceful concession on our part of Samoa). Hier können wir das einzige Wort, das hierher paßt, nicht in der Feder zurückhalten; wir nennen das auf gut deutsch eine „Unverschämtheit“ und überlassen es den Engländern, das mit impudence oder insolence zu übersetzen. Hat denn England über Portugiesisch-Afrika zu verfügen, und ist sein Anspruch darauf auch nur um einen Deut besser als der unsre? Hat es nicht für seinen kleinen Anteil an Samoa, den es jahrelang benutzt hatte, um uns dort Steine in den Weg zu werfen, eine recht ausgiebige Entschädigung empfangen? Nicht England hat uns damals ein „huldvolles Zugeständnis“ gemacht, sondern Kaiser Wilhelm ihm, indem er, der öffentlichen Meinung in Deutschland zum Trotz, nach England ging und so in dem Augenblicke, wo das Kriegsspiel in Südafrika für die englischen Waffen sehr schlecht stand, aller Welt zeigte, daß er nichts gegen England im Schilde führe. Und in der That eine graceful concession an dieses war der noch heute in Deutschland nicht verschmerzte Afrikavertrag vom 1. Juli 1890, der ihm Sansibar, Wituland u. a. m. für den zerbröckelnden Sandsteinfelsen Helgoland überließ, einen ganzen Anzug für einen Hosenknopf, wie der Engländer Stanley damals höhnisch sagte.

Aber diese Politik der graceful concessions gegen Deutschland soll aufhören; England muß zurückkehren zu Lord Palmerstons Politik. Und nun entwickelt die National Review einen wohldurchdachten Plan zu einer Verständigung zwischen England und Rußland. Im „nähern Osten“ (Near East) soll Rußland auf jede Einmischung in den status quo in Ägypten verzichten, England dagegen anerkennen, daß die Erfüllung der „historischen Mission“ Rußlands auf der Balkanhalbinsel nicht gegen ein britisches Lebensinteresse verstößt, und die Begünstigung [?] der deutschen Pläne in der asiatischen Türkei aufgeben (also ohne Umschweife gesprochen, die Türkei, abgesehen von Ägypten und Cypern, an Rußland ausliefern). In Persien und Zentralasien soll England den Russen einen Schienenweg nach einem Hafen am Persischen Golf öffnen, wogegen auch hier der status quo anerkannt werden soll. Im „äußersten Osten“ (Far East) muß England sein Einverständnis mit Japan als den „Schlußstein“ (keystone) seiner dortigen Politik pflegen, ihm also „eine ausschließliche Einflußsphäre“ (an exclusive sphere of influence) in Korea zugestehn, mit Rußland aber sich dahin verständigen, daß dieses seine Stellung in der Mandschurei und in der Mongolei durch unmittelbare Verhandlungen mit China regelt, England ebenso die seinige im Jangtsethal, beide mit der Verpflichtung, in diesen Gegenden keine Unternehmung einer dritten Macht zu unterstützen. So würde Rußland neutral bleiben im Falle eines deutsch-englischen, England im Falle eines deutsch-russischen Kriegs. Mit Frankreich würde England dadurch in bessere Beziehungen kommen, Italien, „das Lord Byron liebte, und dem Lord Palmerston so ergeben war“ (wie rührend ), ist sein „natürlicher Bundesgenosse“ wie Portugal, und sollte Öster-

Digitized by Google

reich einmal zusammenbrechen, so könnte sich Italien von den disiecta membra alles, was italienisch ist, aneignen. Ein solches Einverständnis zwischen England und Rußland würde — natürlich — „zum Vorteil der Zivilisation" (for the advantage of civilisation) sein, und wenn Großbritannien zur Politik Cannings und Palmerstons zurückkehrte, nämlich „die Sache der bürgerlichen und der religiösen Freiheit und der Volksrechte energisch zu unterstützen" (energetically support the cause of civil and religious liberty and popular rights in Europe), dann werde es seine Stimme auch für die Tschechen erheben und so „das wahre Interesse Österreichs fördern" (also eine Prinzipienpolitik und Einmischung in fremde Angelegenheiten!).

Das ist ja alles wohl bedacht, doch wir fürchten, dieser offenbar für St. Petersburg bestimmte Versuchsballon hat nicht nur ein Loch, sondern deren mehrere. Aber diese werden die Russen schon selbst herausfinden, uns interessiert hier vor allem die Tendenz dieses Vorschlags. Er ist vor allem gegen Deutschland gerichtet, oder vielmehr nur gegen Deutschland. Deutschland soll vollkommen isoliert, von seinen Bundesgenossen getrennt und dann bei günstiger Gelegenheit überfallen werden. Die Überlegenheit, also der Sieg Englands zur See ist sicher, die deutsche Industrie, der deutsche Handel und die deutschen Finanzen würden sofort zusammenbrechen, und die Sozialdemokratie würde die allgemeine Not zur Erhebung benutzen. Mit diesem düstern Zukunftsbilde schließt der Aufsatz.

Was uns an alledem empört, das ist gar nicht die unverhüllte Feindseligkeit gegen uns. Diese überrascht uns nicht so sehr. Denn man haßt nur, was man fürchtet, und man fürchtet nur den Starken. Was uns empört, das ist vielmehr der Hochmut, eine Folge der, wie es scheint, ganz unüberwindlichen insularen Beschränktheit, und die Heuchelei, der echt englische cant. Aus beiden fließt eine Unbilligkeit des Urteils über Deutschland, die keinem andern Volke gegenüber angewandt wird. Wenn man uns drüben haßt und fürchtet, so mag man uns offen sagen: Ihr seid uns mehr im Wege, als jede andre Macht, denn ihr seid unsre gefährlichsten Konkurrenten. Man soll aber nicht mit zweierlei Maß messen, man soll nicht das, was man sich selbst und andern Völkern erlaubt, bei uns ehrgeizig, gewaltthätig, unverschämt, unehrlich und Gott weiß was noch alles finden. Wenn England Ägypten, den Sudan, Cypern, die Burenrepubliken usw. nimmt, so ist das ganz in der Ordnung; wenn Deutschland Samoa beansprucht und sich für gewisse, vielleicht niemals eintretende Fälle einen Anteil an Portugiesisch-Afrika zu sichern sucht, so ist das eine unverzeihliche Anmaßung. Rußland mag „seine historische Mission" auf der Balkanhalbinsel, die ihm niemals gehört hat, ruhig verfolgen, Italien darf, wenn Österreich, das hoffentlich noch recht lange leben wird, zusammenbrechen sollte, Triest, Istrien, Dalmatien, das Trentino nehmen, denn Großmut auf fremde Kosten ist wohlfeil, aber wenn Deutschland in solchem Falle Deutsch-Österreich, altes deutsches Reichsgebiet, an sich nehmen wollte, so könnte das England nicht dulden, „unter keinen Umständen aber leiden, daß die deutsche Flagge über der italienischen Stadt Triest flattert." Dabei wird das Miß-

Digitized by Google

trauen aller Mächte gegen Deutschland aufgeregt, ihnen vorgehalten, welchen schlechten Tausch sie machen würden, wenn die deutsche Seeherrschaft an die Stelle der britischen träte, wie wir dann freie Hand haben würden für „unsre feindselige Politik gegen Rußland." „Nieder mit Deutschland" hätte die Aufschrift des Aufsatzes lauten müssen.

Wir bedauern eine derartige Sprache aufrichtig und lebhaft. Wir bedauern aus demselben Grunde das unverantwortliche und noch dazu völlig überflüssige Urteil, das Mr. J. Chamberlain, der Kolonialminister Sr. britischen Majestät, der Hauptvertreter des britischen Imperialismus, vor kurzem in einer Wählerversammlung über den grausamen Charakter der deutschen Kriegführung 1870/71 gefällt hat. Auch hier wieder unwissender Hochmut und Cant! Die deutschen Truppen haben damals in Frankreich zuweilen einige Franktireurs standrechtlich erschossen und einige Dörfer, aus denen auf sie geschossen worden war, abgebrannt, aber sie haben niemals Frauen und Kinder der feindlichen Soldaten zu Tausenden in „Konzentrationslagern" vereinigt, wo sie verkommen, sie haben niemals die Gefangnen, die aus Elsaß-Lothringen stammten, als Rebellen behandelt, wir Lord Kitchener mit den Buren thut, niemals das besetzte Land planmäßig verwüstet, um den Widerstand zu brechen, der wahrlich zäh genug war, sie haben ihre ritterlichen Feinde immer ritterlich behandelt. Überhaupt ist es eine Abgeschmacktheit, wenn Engländer den blutigen, endlosen Kleinkrieg, den mühsam zusammengebrachte, daheim verachtete Söldner aus den niedrigsten Klassen der Gesellschaft in Südafrika ergebnislos führen, vergleichen wollen mit dem glorreichen Siegeszuge unsers Volksheeres, des Volks in Waffen, unter Helden, denen England nichts, auch gar nichts an die Seite zu setzen hat.

Wie gesagt, wir bedauern das alles aufrichtig, so gut wie wir den Ton bedauern, den ein Teil der deutschen Presse zuweilen gegen England anschlägt. Durch beides kann die Stimmung in beiden Ländern allmählich so verbittert werden, daß es für beide Regierungen schwer wird, gegebnen Falls zusammenzugehn, wie es früher oft genug und jetzt wieder in China geschehn ist und wieder notwendig werden kann. Eine Zerstörung der britischen Macht liegt genau so wenig in unserm wahren Interesse wie eine Zerstörung des Deutschen Reichs im wahren Interesse Englands. Wir begreifen, daß die Existenz unsers Reichs und sein Aufstreben zur Weltmacht den Engländern unbequem ist, schon weil es etwas Neues, Ungewohntes ist, aber sie werden damit als mit einer unabänderlichen Thatsache rechnen müssen. Sie haben nur die Wahl, ob wir das, was wir brauchen, mit ihnen oder gegen sie durchsetzen sollen; durchgesetzt wird es, und auch vor Rußland und Nordamerika ist der Starke regelmäßig mutig zurückgewichen. Wir wollen gar nicht an die Stelle Englands treten, aber wir fordern als eine gleichberechtigte Macht, nicht als freche Eindringlinge behandelt zu werden. Wir haben große Achtung vor der englischen Kultur, aber wir stellen die deutsche nicht um einen Finger breit tiefer. Nicht eine einzige nationale Kultur und auch nicht nur zwei sollen die Welt beherrschen, sondern alle großen Kulturvölker sollen auch künftig die Weltkultur

Digitized by Google

bilden, damit ihre reiche Mannigfaltigkeit nicht untergehe in öder Einförmigkeit. Je eher man auch in England zu dieser Erkenntnis kommt, desto besser wird es für England sein und für die Welt.

# Über das Krankenversicherungsgesetz

(Schluß)

Ich habe dargestellt, daß es Nachteile haben wird, wenn die Lücke zwischen der Krankenkassenfürsorge und der Hilfe der Invalidenanstalt ausgefüllt wird. Es fällt mir aber nicht ein zu leugnen, daß hiermit mindestens in ebenso viel Fällen großer Segen gestiftet werden wird. Viele Schwerkranke und viele Genesende werden die verlängerte Hilfe sehr nötig brauchen. Eine ganze Zahl von Kassen leistet ja auch schon diese Hilfe, manche unterstützen sogar bis zu einem Jahre. Wenn eine Lücke sein soll, so braucht sie ja auch nicht gerade bei der dreizehnten Woche zu beginnen. Erst die Veränderung des Invalidengesetzes hat ihre äußerste Grenze statt auf das Ende des ersten Jahres auf die sechsundzwanzigste Woche gelegt. Wenn die Ausfüllung der Lücke ein Fehler ist, so liegt er also in der Veränderung des Invalidengesetzes. Damals hätte man sich fragen müssen, ob es wohlgethan sei, das Gesetz mit dem nur willkürlich bestimmbaren Versicherungsfall an die Krankenversicherung ohne Karenzzeit anzuschließen.

Soll jetzt allen Krankenkassen aufgegeben werden, ihre Leistungen auszudehnen, so ist das schließlich nicht mehr eine Prinzipienfrage, sondern eine Frage der Leistungsfähigkeit der Kassen, ob die größere Wohlthat die größere Belastung wert ist. Der Verfasser des oben zitierten Aufsatzes schätzt die Vermehrung der Kosten für eine Kasse, die ihre Leistungen von dreizehn auf sechsundzwanzig Wochen ausdehnt, auf höchstens ein Sechstel der bisherigen. Er stellt aber die Forderung auf, daß die Kassenkosten überhaupt nicht erhöht werden sollen, und erklärt dieses Ziel für erreichbar, wenn man an Stelle der „jetzt bestehenden Zersplitterung“ der Kassen Zentralisation einführte. An Stelle der zahlreichen nach Berufen geschiednen Kassen soll an einem Orte nur eine alles vereinigende große Kasse geschaffen werden, wodurch viele Unbequemlichkeiten für die Arbeitgeber und die Arbeiter und viele Verwaltungskosten erspart würden.

Es fragt sich, ob es eines Reichsgesetzes bedarf, um so einleuchtende Vorteile den Kassen, die ja das Recht der Vereinigung haben, klar zu machen. Auch könnte man den Nachteilen der Mannigfaltigkeit ihre Vorteile gegenüber stellen. Es ist doch denkbar, daß gerade die Vielzahl aller möglichen Kassen es erlaubt, für jeden Zweck und jeden Wunsch die passendste auszusuchen. Der

Digitized by Google

Verfasser muß von der vorgeschlagnen Zusammenlegung auch gleich einen großen Teil der bestehenden Körperschaften ausnehmen, nämlich die Betriebs-, Bau-, Innungs- und Knappschaftskrankenkassen mit gewiß einem Drittel aller Versicherten. Eine große und reiche Fabrik will ihren Arbeitern mehr Zuwendungen machen, als die zentralisierte Kasse kann, sie hat schon ein Vermögen dazu angesammelt. Darin darf sie nicht gestört werden. Zur Vereinigung bleiben an einem gegebnen Orte übrig die Einzahl der Gemeindekrankenkasse und die Vielzahl der Ortskrankenkassen. Der Verfasser ist nicht der Ansicht, daß die Gemeindekrankenkasse die andern aufschlucken sollte. Er tadelt an ihr erstens die Unzulänglichkeit der Leistungen und zweitens den Grundsatz, daß ihr Defizit aus dem Gemeindeetat gedeckt wird.

Die Gemeindekrankenkassen sind in vielen rein ländlichen Gegenden gewählt worden, und zwar wegen ihrer geringen Leistungen, und weil das geringe Interesse der Arbeitgeber und der Arbeiter die Verwaltungsmühen gern den vorhandnen Gemeindebehörden überließ. Ihre Nachteile scheinen dort als Vorteile gegolten zu haben.

Der Plan geht vielmehr dahin, daß die Gemeindeversicherung in der großen gemeinsamen Ortskrankenkasse aufgehn soll. Aber die Verfassung der Ortskrankenkassen soll zu diesem Zwecke umgeändert werden. Diesen Kassen, wie sie jetzt sind, beherrscht von einer Arbeitermajorität, die es liebt, Ärzte, Versicherte und Lieferanten zu terrorisieren, will die Regierung offenbar die vermehrte Macht nicht anvertrauen.

Es sollen darum erstens die Arbeitgeber ebensoviel Stimmrechte haben wie die Arbeiter, und damit sie das mit gutem Gewissen dürfen, sollen auch ihre Leistungen mit den Beiträgen der Arbeiter auf gleiche Höhe gebracht werden. Zweitens soll der Vorsitzende der Kasse nicht mehr gewählt, sondern aus der Zahl der Gemeindebeamten ernannt werden und soll die Verwaltung durch andre Gemeindebeamte nebenamtlich ausführen lassen. Im übrigen soll die Generalversammlung dieselben Befugnisse haben wie früher, nämlich über Art und Maß der Unterstützung zu beschließen.

Um diese Änderung wird der lebhafteste Streit geführt werden. Die Behörden werden froh sein, wenn sie die sozialdemokratischen Kassen nicht mehr zu sehen brauchen; die Versicherungsämter werden in den neuen Kassen zuverlässigere und willigere Mitarbeiter in statistischen und hygienischen Fragen haben, und die Ärzte haben nicht mehr mit herrschsüchtigen kleinen Leuten zu thun, sondern mit Beamten, von denen sie an höhere Beamte appellieren können. Die Kassenbeamten aber erreichen ihren Wunsch, daß sie zu mittelbaren Staatsbeamten erhoben werden.

Die Arbeiter allein werden damit unzufrieden sein, und mit einigem Rechte. Denn sie werden ziemlich weit entfernt von der Verwaltung der Gelder, die sie zu einem Teile selbst gezahlt haben, und die zum andern Teil von Gesetzes wegen für ihre Interessen bestimmt sind. Es ist klar, daß die Arbeitgeber bei der Verwaltung der Gelder niemals dasselbe thätige Interesse haben können wie die Arbeiter; denn obwohl sie einen Teil der Gelder ge-

Digitized by Google

zahlt haben, so haben sie von deren Verwendung doch weder Vorteile noch Nachteile zu erwarten. Wenn sie ihre Beiträge an die Kasse abgeführt haben, so ist für sie eigentlich die Geschichte zu Ende; für die Arbeiter fängt sie erst an. Diese Änderung trifft nicht nur die Form, sondern auch den Geist des Versicherungsgesetzes. Je weniger der Arbeiter von den Kosten der Krankenversicherung trägt, um so höher werden seine Ansprüche an die Leistungen wachsen. Angenommen, er trüge nichts mehr, der Arbeitgeber alles, so würde er geradezu in seinem sozialdemokratischen Dogma bestärkt, das lehrt: alles, was der Arbeitgeber erwirbt, ist unrechtmäßig erworbner Mehrwert, und wenn er davon abgiebt, so giebt er nur einen Teil von dem, was er alles hergeben sollte. Der Arbeiter soll für die Krankenversicherung die Gelder aufbringen, die ihm zu gute kommen. Das Drittel, das bisher die Arbeitgeber zahlten, galt nur als ein Ausgleich dafür, daß die Unfallverletzten in den ersten dreizehn Wochen der Krankenkasse zur Last fielen. Von diesem Grundsatz entfernt man sich um einen kleinen Schritt. Aber schon der erste Schritt entscheidet. Zu den Grundsätzen der Versicherungen gehört auch, daß der Versicherte das Recht haben soll, die Hilfe zu fordern. Dieses Recht ist unwiderruflich in dem Maße, als der Arbeiter zu den Kosten der Versicherung beigetragen hat. Je weniger er beiträgt, um so mehr gleicht das, was er erhält, einem Almosen, und um so dürftiger wird sein Recht, zu verlangen. Der Arbeiter soll in dem Maße, als er beiträgt, an der Verwaltung der Mittel teilnehmen. Wenn es irgend eine Aufgabe auf öffentlichem Gebiete giebt, die man den Arbeitern anvertrauen darf und anvertrauen muß, wenn man sie zur verantwortlichen Mitarbeit in den öffentlichen Geschäften erziehn will, so ist es die Verwaltung ihrer Krankenkassen nach den Paragraphen des Gesetzes. Zum Reichstag sollen sie wählen dürfen, und von dieser Aufgabe sollten sie ausgeschlossen werden? Das verträgt sich nicht; denn das letzte ist das ungefährlichere. Das ist gerade eine Aufgabe, die ihnen zukommt. Wenn sie sich dabei auch etwas großspurig und herrschsüchtig zeigen, was macht das? Über den engen Rahmen des Gesetzes können sie nicht hinaus. Darin gefangen aber mögen sie lernen, praktische, politische Arbeit leisten, das ist der politische Zweck des Versicherungsgesetzes, der nicht zum wenigsten seine Existenz rechtfertigt.

Um für das veränderte Invalidengesetz die nötigen Hilfsorgane zu schaffen, verlangt der Verfasser, daß der Zwang zur Krankenversicherung ausgedehnt werde auf alle, die bisher dem Klebegesetz allein unterliegen, also in der Hauptsache auf die landwirtschaftlichen Arbeiter und das Gesinde. Man hat bisher mit gutem Grunde diese Klassen aus dem Versicherungszwange ausgelassen und nur den Bundesstaaten und Kommunalbehörden das Recht gegeben, über die landwirtschaftlichen Arbeiter den Zwang auszusprechen, wovon mehr im Westen als im Osten Gebrauch gemacht worden ist. Die Leistungen der Krankenkassen sind nach den Bedürfnissen des Lohnarbeiters eingerichtet, der sich von Woche zu Woche seinen ganzen Bedarf bar verdienen muß, der auch wöchentlich bar für Wohnung, Brot und Fleisch bezahlen muß, kurz der brotlos ist, sobald er erwerbsunfähig wird. Dieser braucht Krankengeld. Aber weder

Digitized by Google

die Mehrzahl der landwirtschaftlichen Arbeiter noch das Gesinde ist in solcher Lage. Mietezahlen giebt es nicht, oder in unbedeutendem Maße. Die Kost braucht auch nicht bezahlt zu werden. In vielen Gegenden ist der landwirtschaftliche Arbeiter, was die Nahrungsmittel anlangt, die seine Familie braucht, nicht Konsument, sondern glücklicherweise noch Produzent, ein kleiner Unternehmer auf dem Gebiete des Kartoffelbaus und der Schweinemästung. Legt er sich für sechs Wochen auf das Krankenlager, so ist seine Familie noch nicht gleich brotlos. Wenn er Jahreslohn erhält, so erleidet er durch einige Wochen Krankheit überhaupt keinen großen wirtschaftlichen Schaden. Ähnlich geht es den Dienstboten, die im Hause ihres Herrn Kost und Wohnung haben, ich meine natürlich das landwirtschaftliche Gesinde, denn um des herrschaftlichen in den großen Städten willen brauchte man keine umständlichen Reichsgesetze zu machen.

Freie Arzthilfe und Arznei haben die bisher freigelassenen Klassen in vielen Gegenden auch schon durch Gewohnheits- oder Vertragsrecht erhalten. Was ihnen in Krankheitsfällen fehlt, ist nur Pflege und besonders eine bequem und freigebig angebotne Krankenhauspflege. Alles andre haben sie, und es besteht die Gefahr, daß eine Kasse ihnen nur teurer liefert, was sie ohne eignen Aufwand jetzt schon haben. Wenn Dienstboten in der Gemeindekrankenkasse des Kreises Osterburg waren, so habe ich oft beobachtet, daß der Dienstherr das Krankengeld für seinen erkrankten Knecht einsteckte, und mit Recht; denn er giebt ihm ja, wofür das Krankengeld gilt, Lohn und Kost. Aber ist es denn nötig, daß er mit der einen Hand Geld hergiebt, um es mit der andern wieder zu nehmen? Mehr wird es indessen nicht geworden sein. Krankheitsverpflegung ist auch für die städtischen Dienstboten das einzige, was sie von einer Kasse brauchen. An dieser Kasse haben auch die Herrschaften und Arbeitgeber Interesse. Denn für den einzelnen kleinen Bauern, Handwerksmeister usw. kann die Verpflichtung zur Krankenhausverpflegung überaus drückend werden. Auf dem Lande ist diese Pflicht, nachdem der Dienstherr das Seine gethan hat, von den kleinen Gemeinden und Gutsbezirken als Armenlast weiter getragen worden. Ihnen könnte nur dadurch geholfen werden, daß ein größerer und leistungsfähigerer Verband gegründet würde.

In dem zitierten Aufsatze heißt es: „Das patriarchalische Verhältnis dürfte kaum mehr vorwiegen, auch dürfte die Naturalöhnung mehr in den Hintergrund gedrängt sein.“ Die geschilderten Verhältnisse sind aber nicht patriarchalisch, sondern in jeder vernünftigen Bevölkerung, sofern sie nur Landbau treibt, einfach natürlich und werden darum hoffentlich weiter bestehn. Es wird dort außerdem darauf hingewiesen, daß nach dem § 136 des landwirtschaftlichen Versicherungsgesetzes die Versicherungspflichtigen, die ausreichende Ansprüche an die Hilfe ihres Arbeitsherrn haben, dem Zwange entzogen werden dürfen. Dadurch würde aber vermutlich in manchen Gegenden die Kasse gesprengt werden, ehe sie geschlossen ist.

Eine Änderung im Verhältnis der Ärzte zu den Kassen beabsichtigt man nicht. Vermutlich erwartet man noch einen brauchbaren Vorschlag aus den



Digitized by Google

Kreisen der Ärzte selbst zu hören. Ein Vorschlag, nämlich der des Dr. Silbermann in einem Aufsatz:*) „Zur Revision des Krankenversicherungsgesetzes" geht dahin, die Lieferung der ärztlichen Hilfe in natura abzuschaffen, es jedem Kranken zu überlassen, ob und wo er sich kurieren lassen will, dafür aber das Krankengeld zu erhöhen. Man würde also nur die wirtschaftlichen Folgen der Krankheit zu lindern suchen, ganz aber das bisher giltige Prinzip verlassen, daß die Kasse es übernehmen soll, den Kranken zu heilen, ihm die Hilfe zu verschaffen, die er braucht. Da das Krankengeld nicht unbegrenzt erhöht werden kann — es darf nämlich nicht über drei Viertel des durchschnittlichen Tagesverdienstes steigen, sonst wird es zu einem Reizmittel der Betrügerei, nicht nur in Zeiten der Arbeitslosigkeit, sondern dauernd —, so kann der Fall eintreten, daß die Unkosten, die der Kranke nötig hat, wenn er sich ordentlich kurieren lassen will, weit über die Summen hinauslaufen, die er von der Kasse erhalten kann. Bei Krankheiten, die nicht viel Aufwand und nicht viel ärztliche Besuche fordern, würde das Krankengeld zu hoch sein, vielleicht so hoch, daß der Kranke es mit dem Versuch des Arbeitens nicht sehr eilig hätte; bei Krankheiten, die viel Hilfe brauchen, würde dasselbe Krankengeld nicht im entferntesten ausreichen. Um der ersten Fälle willen würde die Kasse eine Kontrolle ausüben müssen, und in kleinern Verhältnissen würde die Kontrolle gewiß auch durch beauftragte Kassenmitglieder ausgeübt werden können, neben einigen gelegentlichen ärztlichen Gutachten. Aber große Riesenkassen würden ohne ärztliche Kontrolle nicht bestehn können. Somit würde der Kassenarzt, den man eben abschaffen wollte, in häßlicherer Gestalt wieder auferstehn. Der Arzt würde dann die überflüssigen Kranken, die ihn nicht nötig haben, als Kontrolleur besuchen müssen, und den wirklich Kranken könnte er seine Hilfe nur gewähren, wenn sie ihn holen lassen, und soweit sie ihn bezahlen. Ich würde es darum nicht für richtig halten, wenn man diesem Vorschlag nachginge, wenn auch dadurch mit einem Schlage die Abhängigkeit der Mehrzahl der Ärzte beseitigt werden könnte und wieder freies Feld für jeden wäre. Ich glaube nicht, daß sich die Versicherten diese Änderung eingewohnter Rechte gefallen lassen würden. Immerhin steckt ein richtiger Gedanke darin, nämlich der, daß der einzelne Versicherte einen Teil der Krankenkosten tragen sollte. Wollte man in dieser Richtung Versuche machen, so wäre es vielleicht zweckmäßiger, wenn man den Kranken aufgäbe, die Apothekerkosten auszulegen, und ihnen nur die Hälfte der gemachten Auslagen ersetzte. Die Leute würden fast immer dazu imstande sein — abgesehen natürlich immer von der Kur im Krankenhaus mit kostspieligen Bädern und Verbänden. Man hätte aber dadurch eine Garantie gegen unnütze und entbehrliche Ausgaben, auch gegen überflüssige Besuche bei den Ärzten, die nur zum Ziele haben, etwas zum Einreiben oder dergleichen zu verlangen.

Was das Verhältnis der Ärzte zu den Krankenkassen anbetrifft, so glaube ich nicht, daß man eine Form finden kann, die überall und jederzeit beide

*) Silbermann, Conrads Jahrbücher, August 1900.

Digitized by Google

Teile zufrieden stellen würde. Das ist unmöglich. Man kann einerseits von den Ärzten nicht verlangen, daß sie sich die Wohlthaten, die das Gesetz den Arbeitern verspricht, von den Kassen so halb umsonst aus den Knochen saugen lassen; andrerseits darf es nie dazu kommen, daß der ärztliche Dienst bei den Krankenkassen zu wohlbezahlten und bequemen Pfründen werde. Denn das Gesetz will den Arbeitern Wohlthaten erweisen und nicht den Ärzten. Von diesem Extrem sind wir ja wohl heute ziemlich weit entfernt, dazwischen aber die richtige Mitte zu finden, das ist gewiß recht schwer und im Einzelfalle unmöglich. Es wird meistens gegenseitigen Kämpfens und gegenseitigen Nachgebens bedürfen, also eines Kompromisses, daß man den Gleichgewichtspunkt findet, worauf die Sache nun dauernd ruhn kann. Ob freie Arztwahl oder beschränkt freie Arztwahl oder angestellte Ärzte, diese Frage wird von Ort zu Ort verschieden beantwortet werden müssen — ich will nur daran erinnern, daß an einem Ort, wo nur ein Arzt leben kann, die freie Arztwahl schon an sich unmöglich ist, sodaß es auch ohne sie gehn muß.

Es ist Sache der Verwaltungsbehörde, die die Ausführung des Gesetzes zu überwachen hat, dafür zu sorgen, daß die Streitigkeiten nicht in einen Zwist ausarten, der die Ausübung des Gesetzes zum Stehn bringt. Sie findet auch in der Absicht des Gesetzes die Handhabe für die Art ihres Eingreifens. Hier sind immer drei Parteien: die Versicherten, die Kasse und die Ärzte. Die Hauptsache ist, daß den Versicherten das werde, was das Gesetz ihnen verspricht. Diesem Zweck haben sowohl die Interessen der Kassen wie die der Ärzte nachzustehn. Für die Kassen ist die Hauptsache, daß ihr Etat nicht in Gefahr gerät, und für die Ärzte, daß man nicht Unmögliches von ihnen verlangt. Wenn eine Kasse eine möglichst kleine Zahl möglichst abhängiger Ärzte anstellt, so werden nicht nur die Ärzte geschädigt, sondern auch die Versicherten, die für ihre Beiträge schließlich Ärzte erhalten, zu denen sie kein Vertrauen haben, und die keine Zeit für sie haben. Hiergegen kann die Regierung einschreiten. Denn die Kasse verfehlt so den Zweck, um dessen willen sie existiert. Es kann dann der Kasse aufgegeben werden, eine andre Einrichtung der Versorgung mit ärztlicher Hilfe anzunehmen, insofern es ihr Vermögenszustand erlaubt, und nicht weil die Klagen der Ärzte es verlangen, sondern weil die Versicherten berechtigten Anspruch darauf haben, daß sich die von ihren Beiträgen gespeiste Kasse nicht als Selbstzweck betrachtet. In vielen Fällen werden sich die Interessen der Versicherten und der Ärzte als solidarisch erweisen; zumal eine Korporation von Ärzten kann vernünftigerweise nur einen Zustand herbeiwünschen, bei dem sich alle Teile, die Ärzte sowohl wie die Kranken andauernd wohl fühlen. Darum ist es nur in der Ordnung, wenn große Krankenkassen einen modus vivendi durch freie Verhandlungen mit irgend welchen ärztlichen Körperschaften suchen. Wenn das zu einem Mitregieren dieser Ärztevereine in den Kassen führt, so mag das den bisherigen Beherrschern sehr unbequem sein, aber an sich wäre es nur vernünftig. Etwas mehr sachkundiger Einfluß in der Verwaltung großer Krankenkassen könnte gar nichts schaden, könnte sogar manchen Etat verbessern.

Digitized by Google

Will man die Wohlthaten unsrer Versicherungsgesetze anschaulich machen, so zählt man gewöhnlich die Summen auf, die von den Anstalten jährlich oder täglich ausgegeben werden. Aber auf das Geldausgeben allein kommt es nicht an, es fragt sich, ob es auch richtig ausgegeben wird, hier nicht zu viel und dort nicht zu wenig, wieviel wirkliche Wohlthaten für dieses Geld geleistet werden können. Nur der Arzt bekommt zu sehen, wo nun das so reichlich ausgeschüttete Geld bleibt, welche Wirkungen es ausübt, wo es befruchtend wirkt und vermehrt werden könnte, und wo es im Übermaß gegeben verschwindet und darum vermindert werden sollte. Es wäre nur natürlich, wenn die Ärzte nachträglich auf die Ausübung des Krankenversicherungsgesetzes den Einfluß gewännen, den man ihnen von vornherein wunderbarerweise versagt hat. Andrerseits werden die Ärzte häufig genug auf berechtigte Wünsche verzichten müssen, wenn es die geringe Leistungsfähigkeit der zu versichernden Bevölkerung verlangt. Sie werden das um so eher thun, je mehr Einfluß sie haben auf die Abwägung der Ansprüche und der Leistungen im Kassenetat.

### 6. Prinzipienfragen

In der Äußerung, die wir schon einmal angeführt haben, heißt es: Die Berufsgenossenschaften und die Invalidenversicherungsanstalten sorgen für vollständige Wiederherstellung und geben deshalb auch verhältnismäßig bedeutende Summen für Ärzte und Arzneien aus. Die Krankenkassen, soweit sie von der Sozialdemokratie geleitet werden, verfahren umgekehrt. Sie suchen möglichst viel bei den Kosten für Ärzte und Arzneien zu sparen und versprechen dafür den Arbeitern möglichst hohes Krankengeld. Sie legen demgemäß auf die baldigste und umfassendste Wiederherstellung der Kranken weniger Wert — was ja auch schon daraus hervorgeht, daß die Berufsgenossenschaften vielfach die Unfallverletzten, die noch in der Behandlung der Kassen sind, in eigne Behandlung nehmen —, wollen aber, wenigstens vorgeblich, die Unterstützungen möglichst hoch bemessen. Es kommen also innerhalb der Arbeiterversicherung zwei Bestrebungen zur Erscheinung, die diametral entgegengesetzt sind. Es ist keine Frage, daß das Prinzip der Berufsgenossenschaften und der Versicherungsanstalten den Vorzug verdient, und es wird wohl an der Zeit sein, zu erwägen, ob diesem Prinzip nicht auch in der Krankenversicherung etwa durch Änderung des Krankenversicherungsgesetzes Geltung verschafft werden sollte.

Dieses Prinzip macht die Versicherungsanstalt nicht zum wirtschaftlichen Helfer, der dem Notleidenden giebt, was er im Augenblicke braucht, nämlich Geld, sondern zum Arzt, der es sich vornimmt, alle Krankheiten zu heilen, und nach seiner bessern Einsicht zum Besten des Kranken und des ganzen Volkes zu heilen, der Kranke mag wollen oder nicht. Es ist nicht mehr die Krankheit wegen ihrer wirtschaftlichen Folgen Objekt der Zwangsversicherung, sondern der hygienische Begriff Krankheit. Der Kranke soll nicht nur unterstützt, er soll mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft geheilt werden. Ein grandioser Plan, die Heilung bald aller kranken Menschen zu einer Aufgabe des

Digitized by Google

Staats oder wenigstens öffentlicher Korporationen zu machen! Aber dieser Gedanke gehört in den ursprünglichen Geist unsrer Versicherungsgesetze eigentlich nicht hinein. Hier war das Ziel kleiner und bescheidner; es handelte sich um materielle Unterstützung in wirtschaftlicher Not. Die Krankenbehandlung, die zielbewußte von Versicherungs wegen, gab es nur in der Unfallversicherung, und zwar nicht als Wohlthat für den Versicherten, sondern als notwendige Garantie der Gesellschaft gegen Verschleppung und Simulation. In das Invaliditätsversicherungsgesetz ist die Krankenbehandlung im großen Stil erst neuerdings eingeführt worden, und in der Krankenversicherung giebt es überhaupt noch keine zielbewußte Krankenbehandlung, sondern nur Arzt und Arznei, möglichst billig in natura. Gerade einen Arzt muß ja dieser Plan gefangen nehmen, Therapie und Hygiene im großen aus öffentlichen Mitteln zu organisieren. Aber gerade auch ein Arzt weiß am besten, wie wenig solche Zwangsbehandlung als Wohlthat empfunden wird, sie mag objektiv so nützlich sein, wie sie kann, weil nämlich die Menschen noch immer nicht als Zellen eines sozialen Organismus geschaffen werden, sondern als Individuen mit Selbstgefühl und Trotz begabt.

Nur in einem Menschenalter tiefster politischer Stille, in einer Art dreißigjähriger Sauregurkenzeit konnte man darauf kommen, den Riesen Staat für solche Kleinigkeiten arbeiten zu lassen, wie die soziale Hygiene ist. Jahrhundertelang ist der Inhalt der innern Politik Deutschlands die Glaubensfreiheit gewesen. Hiernach haben andre Menschenalter gearbeitet und geblutet für die politische Freiheit und für die Einheit des Vaterlands. Wir füllen die Leere unsers Daseins aus mit hygienischen Experimenten, ob man das Leben der allermeisten um einige Jahre verlängern könne, als wenn der Wert des Lebens nach seiner Dauer zu messen sei. Wenn nun die Völker sogar des Ideals der Freiheit überdrüssig geworden sind, so sehr, daß sie sich in ihren früher so heiß ersehnten Parlamenten langweilen, so kann man damit rechnen, daß sie recht bald auch des staatssozialistischen Ideals und besonders des Ideals der sozialen Hygiene wieder überdrüssig werden, und finden, daß der kleine Zweck doch der Anstrengungen so großer öffentlicher Verbände nicht wert sei. Klingt das den Ohren der Sozialisten wie Ketzerei? Aber welche Ketzerei wäre es vor hundert Jahren in den Ohren der Liberalen gewesen, wenn man prophezeit hätte, daß einstmals die Volksvertreter ihre parlamentarische Arbeit zu anstrengend und zu langweilig finden würden.

Es liegt mir fern, etwa die Existenz unsrer Versicherungsgesetze anzutasten. Was von öffentlichen Einrichtungen einmal ins Leben gerufen ist, davor soll man Achtung haben, wie vor lebendigen Menschenseelen. Sie kaltblütig wieder ins Schattenreich befördern, das wäre politischer Mord. Aber es ist in der Politik nicht immer nützlich, wenn man ein Prinzip, es mag noch so gut sein, bis in seine äußersten Konsequenzen verfolgt. Außerdem kann man den politischen Zweck der Versicherungsgesetze als erreicht ansehen. Die erst so unsichere Lage des gewerblichen Arbeiters ist jetzt gegen die verschiedensten Fährnisse in erfreulicher Weise geschützt. Wieviel es in seinem Leben noch an

Digitized by Google

Unsicherheit giebt, das hängt von der Menge der Arbeitsgelegenheit im Deutschen Reiche ab. Bleibt die Arbeitsgelegenheit so zunehmend reichlich, wie sie jetzt ist, so wird der Verdienst des Arbeiters noch weiter über das notdürftige Mindestmaß hinaussteigen, als er jetzt schon steht. Wie reichlich sie ist, das hängt von den Leistungen der deutschen Unternehmerschaft ab, der man das beste zutrauen kann, und von der Handels- und Gewerbepolitik, nicht aber von der Sozialpolitik. Dem Arbeiter geht es heute gut. Das beweisen auch die enormen Summen, die er neben der Zwangsversicherung noch für politische und Gewerkschaftszwecke aufbringt, ohne darum in seinen Vergnügungen sehr enthaltsam zu sein. Ist er auch heute unzufrieden, und stellt er dem Staate seine sozialdemokratische Partei entgegen, so geschieht das nicht, weil es ihm schlecht geht, sondern weil es ihm gut geht, weil sich die Arbeiter als Stand fühlen, sich ihres Werts und ihrer Macht bewußt sind und sich eben auch an dem Männerspiel der Politik beteiligen wollen. Das wäre ja an sich auch ganz natürlich und durchaus lobenswert; es wird erst gefährlich, wenn sie in ihrer Anmaßung so weit gehn, daß sie ihre Interessen, die Interessen der gewerblichen Arbeiter mit denen des deutschen Volks verwechseln und das deutsche Volk nach ihrem Dogma regieren wollen. Soweit sind wir noch nicht; aber jedenfalls sind die deutschen Arbeiter keine in Not und Sorge erschöpften, hilflosen Proletarier mehr. Damit ist im großen und ganzen das sozialpolitische Ziel erreicht.

In der Politik ist alles Gute des Besten Feind; alles nur Nützliche des Notwendigen Feind. Nur eins ist not, heißt es in jedem Augenblick der Weltgeschichte. Am kleinen bescheidnen Erdendasein gemessen sind die Augenblicke der Weltgeschichte eine lange Zeit, ein Jahr vielleicht, oder auch fünf. Aber in Wahrheit sind es doch Augenblicke, ein Aufschauen nur, und schon ist der Augenblick, wo man handeln konnte, handeln mußte, verloren. Ein Reichstag wird einberufen: darüber vergeht ein Vierteljahr. Er fängt an zu beraten: wieder ist ein Vierteljahr herum. Er bewilligt allerlei nützliche Dinge: noch ein Vierteljahr herum. Er fängt an über das Allernotwendigste zu reden, er einigt sich nicht und geht nach Hause: ein Jahr ist herum. Wenn die Sonne im nächsten Jahre wieder so hoch steht, kann ungeheuer viel in der Welt geschehn sein. Der Augenblick, wo ihr handeln wolltet und mußtet, gehört nun ewig der Vergangenheit an. Zum Beispiel in den Jahren 1848 bis 1850: welche Jagd der Stimmungen, Pläne und Entschlüsse von der Wiener Revolution, dem schwarzrotgoldnen Preußen, der Paulskirche, der deutschen Kaiserkrone bis zum badischen Feldzug und der Reaktion! Oder in den Jahren von 1806 bis 1815: in wie wenig Jahren kann ein Volk aus der Ruhe des Glücks in Schande und Elend, durch wirtschaftlichen Bankrott bis an sein offnes Grab und durch schwere Kriege wieder hinauf auf eine gefährliche Höhe gejagt werden. Wir Enkel freilich haben dreißig Jahre politischer Ruhe hinter uns, wir glauben, daß die Zeit stille steht, und daß sie auf uns wartet. Wir haben keine Vorstellung mehr davon, daß in der Politik die Jahre wie im Augenblick verrauschen. Was uns gefällt, unsre Liebhabereien, die treiben

Digitized by Google

wir gern, und das Notwendigste, aber Schwere schieben wir auf, bis wir mehr Mut dazu haben.

Nur eins thut not. Was heute not thut, das ist die Lösung des Rätsels, wie wir uns der Arbeiterfrage im Osten gegenüber verhalten sollen, ob wir unser Ackerland slawischen Arbeitern und Bauern lassen wollen, weil die Landwirtschaft dem Deutschen zu notleidend und zu karg erscheint, und ob wir uns dafür mit Weltpolitik und Überseehandel begnügen wollen, oder ob wir der Überzeugung sind, daß ein nationaler, demokratisch wählender Staat, wie das Deutsche Reich, ein so fremdartiges Gewächs, wie es ein wachsendes Slawentum ist, nur unter der Strafe schweren Siechtums in sich groß werden lassen kann. Alles, was in dem engen Lichtkreis der öffentlichen Erörterung diesen Gegenstand verdrängen will, es sei, für sich genommen, noch so schön und gut, ist schädlich; es sei denn so eng mit ihm verwandt, wie die Fragen der Zoll- und der Agrarpolitik. Das Wohlbefinden der städtischen Lohnarbeiter, für die hauptsächlich die Versicherungsgesetzgebung erdacht ist, gehört heute nicht mehr unter die wichtigsten politischen Aufgaben, ja für die gefährdete Zukunft des Vaterlands sogar unter die nebensächlichen. Darum höre man auf davon. Denn das Gute ist des Besten Feind. Georg Schiele

# Aus der Heimat Miquels

Fern abgelegen von den großen Bahnen des nationalen Verkehrs ist die Heimat des verstorbnen Finanzministers von Miquel bei seinen Lebzeiten kaum einigemal ans Licht der Öffentlichkeit gezogen worden, und nach seinem Tode wird sie bald wieder unter dem Dunkel der Vergessenheit weiter dämmern, das von jeher über ihr ausgebreitet lag. Für die große Welt ist in der früher reichsunmittelbaren und später dem Königreich Hannover einverleibten Grafschaft Bentheim wenig zu finden. Im Innern ihres Bodens birgt sie keine Schätze, und nach außen strahlt sie nicht in dem, was man Naturschönheit zu nennen pflegt. Weite Moore und ebenso ausgedehnte Heideflächen fallen dem Auge zuerst auf, dazwischen um die Ansiedlungen der Menschen herum eine Ackerkrume, die nur unter sorgsamer Pflege das Nötige hergiebt.

Trotzdem ist auch diese Landschaft nicht ohne einige Reize, die eine ernsthafte Würdigung verdienen. Im obern Teile der Grafschaft liegt auf einem Felsen, dem letzten Ausläufer des Teutoburger Waldes, der nach drei Seiten hin steil abfällt, die weitläufige Burg Bentheim, eins der besterhaltnen Dynastenschlösser in ganz Deutschland. Dieses alte Bauwerk, dessen erste Anlagen bis in die Römerzeit hinaufreichen, hat nicht bloß künstlerisches Interesse, insofern als es der Kunst eines Ruysdael zum Vorwurf gedient hat, sondern

Digitized by Google

ist auch im Gang der Geschichte nicht ohne einige Bedeutung geblieben. Hic Drusus Tubantibus leges scripsit heißt eine alte Inschrift auf einem der riesigen Felsblöcke, die der Schloßmauer im Norden vorgelagert sind. Obgleich diese Urkunde aus einer spätern Zeit stammt und von der Wissenschaft schon lange als eine Täuschung erkannt ist, ist es doch thatsächlich, daß die Bodenerhebung von Bentheim den Römern in ihren germanischen Kriegen ein wichtiger strategischer Punkt war. Auf der Grenze zwischen dem Lande der Bataver und den mittlern Emsgebieten liegend und die sonst ebne Gegend nach allen Himmelsrichtungen hin beherrschend, diente sie sowohl den von der Nordsee wie den vom Unterrhein her eindringenden Römerheeren zum Stützpunkt. Die Lage war für die Erbauung eines Kastells wie geschaffen, und wie immer dessen Anlage beschaffen gewesen sein mag, es war damals für die römischen Feldherrn dasselbe, was im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts das feste Schloß der Bentheimer Fürsten für die eindringenden Franzosen gewesen ist. Hierüber giebt uns kein Geringerer Bericht, als der spätere Feldmarschall Fürst Blücher, der kurz vor dem Basler Frieden als Generalmajor im nördlichen Westfalen gegen die Franzosen im Felde lag und ihnen einmal in nächtlicher Überrumplung das Schloß Bentheim wegnahm.

Stolz erhebt sich noch jetzt dasselbe starke Gemäuer mit seinen dräuenden Zinnen und riesigen Türmen über das flache Land und gewährt dem Besucher von seinen Höhen einen prächtigen Ausblick. Zunächst über den Bentheimer Wald, der sich stundenweit in die Länge und die Breite ausdehnt und in seinen Tiefen manche urwaldmäßige, malerische Partie eingeschlossen hält. Über ihn hinaus schweift das Auge nach Norden in die Niederungen der untern Grafschaft Bentheim, deren charakteristische Eigenschaften die Heide und das Moor sind. Beide haben in ihrer grauen Eintönigkeit nichts verlockendes für den Blick, lieber haftet er an den Ufern des kleinen Flusses, der in sanften Windungen durch das Land zieht. Nicht immer kann man ihn sehen, aber trotzdem läßt sich sein Lauf genau verfolgen. Denn hintereinander liegen an ihm die Heimstätten der Bewohner, die einzelnen Gehöfte der großen Bauernschaften und die zusammenliegenden Häuser der kleinen Städte.

Ganz in seiner Nähe — aber von dem hohen Standpunkte, den wir bis jetzt eingenommen haben, kann man es nicht sehen — liegt auch das kleine Ackerstädtchen Neuenhaus, wo Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der heimgegangne Minister Miquel geboren ist. Damals war es klein und ist jetzt nicht größer, eher kleiner geworden, aber immer noch liegt es in derselben, nur selten unterbrochnen Ruhe, in derselben Freundlichkeit seiner holz- und wasserreichen Umgebung. Denn von allen Seiten drängen die Bauernschaften hart an ihre längst niedergelegten, jetzt mit hohen Eichen und Ulmen bestandnen Wälle heran, und von ihren Thoren führen prächtige, schattige Alleen zu den benachbarten Ortschaften.

Zu dem Schatten der Bäume kommt die Frische des Wassers, das Neuenhaus von allen Seiten umgiebt. Unmittelbar oberhalb der Stadt nämlich teilt sich ein ungemein wasserreiches Flüßchen, das dem andern vorher genannten

Digitized by Google

zueilt und sich auch bald mit ihm vereinigt, in drei Arme, von denen zwei durch den Ort selbst fließen, während der dritte ihn in einem nach Westen gehenden knappen Bogen umspannt. Dadurch kommt es, daß dieses belebende Element kaum an irgend einer Stelle den Besucher aus seinem Banne heraus läßt. Eine Menge von Brücken und Brückchen führt über die Wasserläufe und gewährt dem schauenden Auge die freundlichsten Ausblicke. Draußen auf frische Wiesengründe und von Vieh belebte Weiden, drinnen flußauf und flußab auf grüne Gärten, die sich nicht selten parkartig angelegt am Ufer entlang ziehn.

Im übrigen trägt Neuenhaus ganz den holländischen Charakter. Eine einzige lange Straße, die sich nur an zwei Stellen zu Hintergassen abzweigt, durchzieht den Ort. Von ihr führen fünf oder sechs Querstraßen nach außen, und parallel mit ihr laufen zwei Heckengänge, die zusammen mit dem alten Wall und dem Wasser dem Ganzen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit verleihen.

Mit wenig Ausnahmen, die sich allerdings in den letzten Jahrzehnten nicht unbeträchtlich vermehrt haben, haben die Häuser, die an diesen Straßen liegen, ein ungemein einfaches Gepräge. Langgestreckte, einstöckige Bauten, stoßen sie mit der schmalen Giebelfront an die Straße. Der Schmuck, den sie nach außen hin zeigen, ist dem entsprechend. Die hohen, hölzernen, spitz zulaufenden Giebel sind grün angestrichen, die schmale Bandeinfassung weiß, ebenso die Fensterkreuze und ihre Rahmen. Es wäre merkwürdig, wenn mit diesem einfach natürlichen Ausdruck ihrer Sinnesart die Beschäftigung und Lebensweise der Menschen nicht übereinstimmte. Eine im wesentlichen auf den Ackerbau angewiesene Bevölkerung, die ihre Sorge zwischen den Gleichtakt des Dreschflegels und die pflichttreue Ausübung jeglichen Handwerks teilt.

Mitten unter ihr wohnte die Miquelsche Familie, wie so manche andre, die ein höherer Beruf oder ein Amt in Neuenhaus festhielt, der fluktuierende Teil der Einwohnerschaft, der in regelmäßiger Wiederkehr jedesmal nach zwei, höchstens drei Generationen wieder geschwunden ist. Jedermann weiß, daß der Vater des Finanzministers Arzt war, und als solcher hatte er den Titel eines Fürstlich Bentheimischen Hofmedikus. Daß er es jemals, wie in einem Nekrologe berichtet wurde, auch zum Sanitätsrat gebracht habe, davon ist dem Schreiber dieser Zeilen nichts zu Ohren gekommen. Die Nachricht klingt auch deshalb unwahrscheinlich, weil der alte Herr in ausgesprochner Opposition zur hannoverschen Regierung stand. Eine eigentümliche, höchst charakteristische Figur dieser Bentheimische Hofmedikus. Hager und schlank, wenn auch nicht über die mittlere Größe hinausgehend, mit einem ernsten, fast strengen Gesichtsausdruck, der nur selten durch ein freundliches Lächeln erhellt wurde.

Solange die Kinder, es waren ihrer acht, noch nicht erwachsen waren, ging dem vielbeschäftigten Arzte so ziemlich das ganze Leben in der treuen Erfüllung seines Berufs und in der Sorge für die Familie auf. Die Erziehung seiner fünf Söhne und drei Töchter lag der Hauptsache nach ihm allein ob; ging der ganze Vormittag in der Ausübung seiner Praxis auf, so



Digitized by Google

waren viele Stunden des Nachmittags dem regelmäßigen Unterricht im Lateinischen, im Griechischen und in andern Gegenständen, besonders der Botanik und Zoologie gewidmet. Später, als die Sorge um das Fortkommen der Kinder nicht mehr drängte, blieb doch der Tenor des Miquelschen Familienlebens derselbe. Zwei von den Töchtern waren nicht verheiratet: in keinem Hause herrschte ein regeres geistiges Leben als in dem kleinen Kreise, den Johanna und Minna Miquel mit ihren Eltern bildeten.

Freilich nach außen hin drang davon nur wenig; auch wollen für gewöhnlich die Menschen aus einer erklärlichen Scheu von höherer Intelligenz nicht gern etwas wissen. Dagegen erregte um so größeres Interesse alles, was sich nicht innerhalb der vier Wände des Hauses halten ließ. Die ärztliche Praxis des alten Doktors hatte sich mit der Zeit keineswegs vermindert. Den größten Teil von ihr, der auf dem Lande lag, machte der Hofmedikus bis in sein hohes Alter zu Pferde ab. Das war es besonders, was niemals aufhörte, die Teilnahme nicht bloß der Nachbarschaft, sondern des ganzen Orts rege zu halten. Oft ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, horchten die Leute auf den Hufschlag seines Pferdes, und manche Thür und manches Fenster öffnete sich, weil man den ausreitenden oder heimkehrenden Alten zu sehen gewöhnt war. Besonders wir Jungen auf der Straße waren an seinem Ausreiten und Zurückkommen mit mehr als bloßer Neugier beteiligt. Die Erscheinung war allein schon danach. Je nach dem das Wetter war, in einfachem Rocke oder bei Regen und Wind wie zur Winterszeit mit einem langen Mantel angethan, auf dem Kopfe eine spitze Mütze, die zur Abhaltung der Kälte mit Ohrenklappen versehen war, so saß er Tag für Tag aufrecht und gehobnen Haupts im Sattel, eine Ehrfurcht gebietende Gestalt.

Gern hätten wir ihm beim Auf- und Absteigen das Pferd oder den Steigbügel gehalten, aber wir wagten es nicht, uns anzubieten, auch hätte er uns nicht zugelassen. Die einzige Hilfe, die er entgegennahm, ging von einem Dienstmädchen aus, denn einen Knecht hatte er nicht, und zwar in früherer Zeit aus Sparsamkeitsrücksichten, und später weil es einmal Gewohnheit geworden war. Die Magd mußte das Pferd aus dem Stalle holen und es dahin zurückbringen. Sie that es mit derselben Bedächtigkeit, wie der Vierfüßler den einen Fuß vor den andern setzte, und der Hofmedikus das Bein zum Aufsteigen vom Boden hob. Der Reiter, das Roß und die Magd gehörten einmal zusammen, sie sind auch miteinander alt geworden.

Ja, und mit ihnen wurde auch die Frau Hofmedikus alt, alt in der Liebe ihres Mannes und ihrer Kinder. Wenn es wahr ist, daß das die besten Frauen sind, mit denen sich die Öffentlichkeit am wenigsten beschäftigt, so hätte man schon daraus auf eine hohe Vortrefflichkeit schließen können, aber es war allgemein bekannt, daß sie eine ebenso gute Frau wie sorgliche Mutter war. Über die Grenzen ihres Hauses und ihres Gartens trat die alte Dame nur selten hinaus, es war schon etwas, wenn man sie an der offnen Hausthür dem Wegreiten ihres Mannes zuschauen sah. Trotzdem erfreute sie sich der Zuneigung aller ihrer Nachbarn in seltnem Maße. Folgender Vorfall legt

Digitized by Google

darüber ein beredtes Zeugnis ab. Jedermann in der Nachbarschaft wußte, daß die Frau „Doktorin“ beim Nahen eines Gewitters in starke nervöse Aufregung geriet. Als nun eines guten Tags in der Abwesenheit ihres Mannes und ihrer Töchter ein starkes Gewitter losbrach, da geschah es, daß die eine Nachbarin der andern über die Straße weg zurief, ob schon jemand nach der Frau Hofmedikus gesehen habe, und daß eine dritte das eigne Haus im Stiche ließ, um unter strömendem Regen in das Miquelsche zu eilen.

So war die nahe, nähere und nächste Umgebung beschaffen, in der wie die ältern Geschwister das jüngste der Miquelschen Kinder aufwuchs. Es ist für jemand, der eine Zeit lang mit dem Verewigten dieselbe Heimat gemein hatte, natürlich, daß die Erinnerung an alle die Dinge, von denen die Rede war, in seinem Leben dauernd von einigem Belang war. Nicht immer von derselben Stärke, wurde sie jedesmal dann wieder frisch und lebendig, wenn eine hervorragende Wendung im Leben des großen Staatsmanns die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zog. Vollends damals, als es sich vor Monaten bewahrheitete, daß der Kaiser seinen Finanzminister entlassen hatte. Würde er Aufzeichnungen machen, und wenn er es that, würde er es allein thun oder jemand anders zuziehn? Sein Leben hatte ihn mit vielen hervorragenden Männern von der Feder in Berührung gebracht; wer war berufen, den Memoiren Miquels die gehörige Fassung zu geben? Mit den alten Erinnerungen gepaart gingen diese Gedanken durch mein Gehirn, da kam die von niemand erwartete Nachricht, daß der eben in den Ruhestand versetzte Staatsmann gestorben sei.

Der Tod zieht den Strich unter die Rechnung der Menschen, aber häufig ist sein Eintreten auch der Anstoß zu einer neuen Bewegung. Kaum hatte ich mich über das Ereignis, das mir die Quelle wirklicher Betrübnis gewesen war, beruhigt, als ich plötzlich von der Pflicht, einen nahen Verwandten zu Grabe zu geleiten, in die bentheimische Heimat gerufen wurde. Da lag denn das alte Neuenhaus wieder im Sonnenschein des warmen Septembertags vor meinen Augen. War es denn noch das alte? — Ja und nein. Nein, weil ich nicht mehr von zwei Postpferden über die holprige Straße in das Innere gezogen wurde, sondern weil mich die neue Kreisbahn draußen auf einem modernen Bahnhofe abgesetzt hatte. Von niemand anders als vom „Staatsminister von Miquel“ selbst war ich an den Ort meiner Bestimmung befördert worden. Waren da nicht auch ein paar ganz neue Häuser auf dem Wege nach der Stadt? Ja, und in dieser selbst hatten mehrere alte die wurmstichigen Holzgiebel abgeworfen und dafür frische steinerne hochgezogen. Auch das Geburtshaus des jetzt gestorbnen glänzte in diesem Schmucke, es trug überhaupt kein Zeichen der Trauer.

Sonst aber war alles genau so, wie ich es vor fünfzig Jahren zum erstenmal gesehen hatte. Aus allen alten Ecken und Winkeln drang die Erinnerung auf mich ein, auch durch das Trauergeläute schallte sie in meine Ohren. Als ich hinter der Leiche herschritt, die auf ihrem letzten Wege von mir begleitet wurde, kam mir erneut der Gedanke, daß ich gewiß noch mehr Erinnerungen

Digitized by Google

ausgraben könnte, wenn ich nicht bloß an diesen alten Häusern vorüberzöge, sondern auch an ihre Thüren pochte und die Menschen drin zum Sprechen brächte. Es mußte doch immer noch den einen oder den andern geben, der Johannes Miquel persönlich gekannt hatte und mir erzählte, was er wußte. Wirklich, so war es, und gleich die erste Erkundigung, die ich einzog, gab mir die Gewißheit, daß außer einem mir bekannten Kaufmanne, der einmal Bürgermeister von Neuenhaus gewesen war, noch ein biedrer Buchbindermeister und ein ebenso wackrer Schneidermeister lebten, die auf meine Fragen gern Rede und Antwort stehn würden.

Es waren Männer von bewährtem Charakter, zu denen mich am andern Morgen mein erster Weg führte, und sie standen in ihrer kleinen Welt in allgemeiner Achtung. Da mir außerdem persönliche Bekanntschaft den wünschenswerten Rückhalt gewährte, so trat ich meinen Rundgang mit so viel Zuversicht an, wie nur jemals einem Interviewer Stärkung verliehen hat. Wenn ich nur eins vorher bedacht hätte! Es wäre mir dann eine Enttäuschung erspart geblieben, die eigentlich gar keine war. Woher sollten denn diese einfachen Männer die Menge von Dingen wissen, die ich zu hören wünschte? Ja, wenn ein großer Mann schon in seiner Kindheit den Stempel der Berühmtheit an sich trüge, dann würden die Leute den Knaben auf Schritt und Tritt beobachten und ihre Wahrnehmungen fein säuberlich geordnet und registriert auf die Nachwelt bringen.

Die erste Jugend eines hervorragenden Menschen ist gleich der Quelle des großen Stroms. Wer, der sein Wasser aus der Rinde der Erde hervorbrechen sieht, hat eine Ahnung, daß es einmal die großen Seeschiffe tragen und in weiter Mündung ins Weltmeer ausströmen wird? Ohne Zweifel trug schon in den Tagen der Kindheit Johannes Miquel die Spuren seiner spätern Bedeutung an sich, aber keiner in seiner Umgebung und besonders niemand von denen, die mit ihm auf der Straße gespielt und Flur und Feld durchschweift hatten, hatte die Augen gehabt, sie als solche zu erkennen. Man darf das nicht bedauern. Die frühzeitige Erkenntnis würde uns zwar eine Menge Material auf den Tisch bringen, aber auch viel Arbeit, den Weizen von der Spreu zu sondern. Denn die Subjektivität ist für das Erkennen ein gefährliches Ding und häufig schlimmer als die völlige Unbewußtheit.

Anstatt mich also enttäuscht zu sehen, hatte ich alle Ursache, mich zu freuen, daß ich es nur mit Unbewußtheit und Vergessenheit zu thun hatte. Was mir zuerst gesagt wurde, war etwas, was ich schon von Hause her wußte, daß sich bis zu seinem zwölften Jahre die Begabung Miquels keineswegs als hervorragend herausgestellt habe. Im Vergleich mit seinen Brüdern eher das Gegenteil. Auf die Klagen einer Nachbarin, daß es mit ihrem Jungen in der Schule gar nicht vorwärts wolle, habe die Frau Hofmedikus mehr als einmal tröstend erwidert: Lassen Sie es gut sein, meine Liebe, und denken Sie an unsern Johannes, der wollte anfangs auch nicht recht in Tritt kommen, bis ihm in seinem dreizehnten Jahre das Licht aufging.

Oder ob das wohl nur eine Tröstung war, die absichtlich das Licht des

Digitized by Google

eignen Jungen tiefer stellte, um dadurch um so sicherer ihr Ziel zu erreichen? Besonders im Rechnen, so lautete die Tradition unsers Hauses, sei er hinter dem Durchschnitt seiner Altersgenossen zurück geblieben. Als ich mich wegen dieses Punktes bei meinen Gewährsleuten erkundigte, lauteten die Antworten sehr verschieden. Der Kaufmann, der allein mit ihm in die eigentliche Schule gegangen war, wußte davon überhaupt nichts. Soweit er sich des jungen Miquel erinnern konnte, der nur an dem Vormittagsunterricht teilgenommen hatte, war der in keinem Gegenstande weder im plus noch im minus gewesen. Er hatte das seinige gethan, wie die andern auch, die sich der Zufriedenheit des Lehrers erfreuten, und nur durch seine stille Aufmerksamkeit war er ihm noch in gutem Gedächtnis. Auf der Straße beim Spiel, so fuhr er fort, bin ich überhaupt nicht mit ihm zusammengetroffen, das schied sich damals wie auch jetzt noch genau nach Altstadt und Neustadt.

Die Familie Miquel hatte „auf" der Neustadt gewohnt; sehen wir zu, ob da eine reichere Ernte zu holen ist. Der Buchbinder, der hier zunächst wohnte, hatte niemals mit Johannes zusammen die Schulbank gedrückt. Nach der Länge der Zeit, die das Vergessen im Gefolge hat, war es ihm sogar zweifelhaft, ob er jemals die öffentliche Schule besucht hatte. Wenn es der Fall gewesen war, so konnte es nur ein paar Stunden des Vormittags gewesen sein. Was hätte er da auch anders lernen sollen, als notdürftig lesen und schreiben und etwas rechnen? Aber das hätte er nach des Buchbinders Meinung viel besser zu Hause haben können. Der Vater gab seinem Sohne allein den Unterricht, auf den es später ankam, da wäre das andre wohl auch gut mit untergelaufen. Daß er darin weniger fix gewesen wäre, ich lasse hier meinen Gewährsmann sprechen, habe ich nicht gemerkt. Wohl aber weiß ich, daß er auf dem Gymnasium in Lingen gleich in Prima aufgenommen worden ist. Als der Hofmedikus die Nachricht durch einen Brief erhielt, den ihm das Mädchen in den Garten brachte, wo er zufällig war, machte er einen Freudensprung und lief ganz gegen seine Gewohnheit ein paarmal um den einzigen Rosenplatz herum. Als ein Nachbar das bemerkte, eilte er vorn ins Miquelsche Haus, um der Frau Hofmedikus Mitteilung zu machen und sie zu fragen, ob sie nicht einmal nach ihrem Manne sehen wolle; dem scheine was in den Kopf gefahren zu sein. Lachend habe diese erwidert, sie wisse schon, was das sei, der Nachbar solle den Alten nur ruhig springen lassen. Da kommt er schon, habe sie hinzugefügt, und dann sei mit dem Erscheinen des „Doktors" auch dem Nachbar alles klar gemacht worden.

Miquels waren nette, gute Leute, fuhr auf mein Nachfragen der Buchbinder fort, aber streng und sparsam gings im Hause zu, es war fast zu schlimm. Zucker gab es für die Kinder im Kaffee und im Thee nicht, und die Butter auf dem Brote konnte man kaum sehen. Wir Kinder geringrer Leute können rauchen, wann wir wollen, und Vater und Mutter fragen viel danach, ob ihr Junge ne Pfeife hat, wenn sie ihnen selbst nur keine Kosten macht. Aber daß nur der alte Miquel keine bei seinen Söhnen entdeckte! Johannes hatte die seinige in unsrer Werkstatt stehn, und wenn wir uns bei

Digitized by Google

der Arbeit was erzählten, dann war auch die Pfeife tüchtig im Zuge. Auf die Straße wagte er sie für gewöhnlich nicht mitzunehmen, aber eines Tages, als der Vater mir früher als gewöhnlich Feierabend bewilligt hatte, that er es doch. Mein Vater kommt heute so früh nicht zurück, sagte er zu mir, aber kaum waren die Worte heraus, da hörten wir die bekannten Hufschläge, und Sie hätten sehen sollen, wie rasch die Pfeife unter meinem Rocke verschwand.

Ja auf der Straße mit ihm gespielt habe ich nur wenig oder gar nicht, weil der Vater mich schon früh bei der Arbeit gebrauchte, aber als wir älter wurden, da sind wir wohl, wenn es die Zeit zuließ, zusammen ins Feld gegangen. Was wir da miteinander gesprochen haben, ja, wer will sich darauf noch besinnen? Viel was großes wirds wohl nicht gewesen sein; er hat gewiß ebensowenig daran gedacht wie ich, daß er ein so berühmter Mann werden würde. Hochmütig war Johannes Miquel auch nicht, aber ein guter und zuverlässiger Kamerad — das war er, das habe ich auch von andern gehört.

Das letzte und alles andre auch fand ich an meiner dritten Quelle bestätigt. Der Schneidermeister hatte nicht nur die Straße mit ihm unsicher gemacht, sondern war auch mit ihm in die Kinderlehre gegangen. Im Murmelspiel — in Neuenhaus nennen sie es Knickerspiel — wäre er allen über gewesen, aber grundehrlich sei es immer dabei zugegangen. Keinem der Gespielen sei es jemals in den Sinn gekommen, daß der Sohn des Hofmedikus etwas andres gewesen sei, als sie selber. Eine rückhaltlose Kameradschaft, die sich in fröhlicher Jagd durch die Straßen und Heckengänge geäußert und in manchem losen Streich bewährt habe. Johannes Miquel war niemals ein Spielverderber, und so war er auch mit dabei, als eines guten Tags die Rangen einen jungen Bauern verleiteten, ihrem Beispiele zu folgen und am Mast eines Torfschiffes emporzuklimmen. Der arglose Landmann merkte es nicht, daß einer von den behenden Burschen ihm folgte, das herabhängende Segeltau um seine Beine schlang und in einen festen Knoten schlug. Ji verd .... Stadtfenten,*) schalt der Gefesselte von oben herunter und glaubte, seinen Peinigern durch Drohungen zu imponieren. Aber das war gerade das verkehrteste, was er thun konnte, der notleidende Landmann wurde nicht eher aus der Patsche gelassen, als bis er keine Hand mehr rühren konnte und kläglich um Mitleid flehte. Was brauchte er sich auch auf Schiffahrt und Handel einzulassen?

Das war die Straße, und nun die Kinderlehre oder der Konfirmationsunterricht? Mit dem Lernen des Katechismus sei es bei Johannes immer nur wacklig bestellt gewesen. Häufig genug habe Herr Wilmsen, so hieß mein Schneidermeister, dem Gefragten die Antwort ins Ohr flüstern müssen. Nicht selten sei es auch vorgekommen, daß dieser auf deutsch — der Unterricht war sonst holländisch**) — eine ganz andre Antwort gegeben habe, als

*) Das altdeutsche Fant. In Uhlands Roland Schildträger heißt es: „Sag an, Roland, du junger Fant."

**) Es hat lange gedauert, bis das Deutsche sich den Bentheimischen Grenzbezirk erobert hat. Noch jetzt ist in Neuenhaus der Nachmittagsgottesdienst holländisch.

Digitized by Google

das Fragebuch enthielt, und daß gleichwohl der Pastor sich damit zufrieden gegeben habe, oder wenigstens stillschweigend darüber hinweggegangen sei. Auf das Verhalten der übrigen Schüler, die sich hierdurch beeinträchtigt geglaubt hätten, weil doch Miquels Antwort unrichtig gewesen sei, habe dann die Antwort des Geistlichen regelmäßig gelautet, daß sie das nicht verstünden, Johannes Miquel oder de jonge heer habe aus einem andern Buche geantwortet, und das sei auch richtig. Dabei hätten sich dann die Frager beruhigen müssen, aber plausibel sei ihnen die Sache nie erschienen. Was ihn aber selber anbeträfe, so habe er sich später das Ding so zurecht gelegt, daß wohl der etwas furchtsame Geistliche einen Konflikt mit dem alten Hofmedikus gefürchtet hätte, „der auch mit seinen Söhnen in den gelehrten Büchern las."

So weit mein letzter Gewährsmann, der sich mir in seiner ganzen Unterhaltung, wie auch aus der letzten Bemerkung hervorgeht, als einen nachdenklichen Mann kund gab. Aber nicht allein als einen nachdenklichen, sondern auch als einen, der mit seinen Gedanken das Richtige getroffen hatte. Der alte Miquel war katholisch und hatte, soviel ich weiß, völlig mit seiner Kirche gebrochen, aber das war kein Grund für ihn, sich zum Ersatz in den Schoß der reformierten Orthodoxie zu flüchten. Von dem innern Widerspruch, worin er sich ohne Zweifel mit den Glaubenssätzen der Dordrechter Synode befand, war vermutlich schon damals genug auf seinen jüngsten Sohn übergegangen, diesen als gefürchteten oder wenigstens als unbequemen Gegner erscheinen zu lassen.

Noch eins kann daraus entnommen werden. Noch bis in die neuste Zeit ist darüber in der Presse gestritten worden, ob der gestorbne Finanzminister, in reinlicher Scheidung vom Katholizismus, ausgesprochen einer der protestantischen Kirchen angehört habe. Schon aus dem vorher erzählten kann man sich hierüber Gewißheit verschaffen. Denn daß der junge Miquel mit dem Wissen der Eltern an dem reformierten Konfirmationsunterricht teilgenommen habe, ohne daß dieser Thatsache durch die Einsegnung in derselben Kirche die spätere Folge gegeben worden sei, ist einfach undenkbar. Deshalb wußte auch in Neuenhaus von jeher niemand anders, als daß der unter ihnen geborne Finanzminister reformierter Konfession sei. Auch das wußte man, daß er in der katholischen Kirche getauft worden war. Indes, wer kanns wissen? Trotz unsrer Neuenhaus-Bentheimischen Gewißheit waren in der großen Welt periodisch immer wieder Zweifel laut geworden, und so wandte ich mich kurzerhand an den jetzigen katholischen Pfarrer in Neuenhaus. Von diesem Herrn nun ist eine amtliche Bescheinigung in meinem Besitz, daß Johannes Miquel katholisch getauft worden sei, während derselbe Herr mir privatim mitteilt, daß die spätere Einsegnung reformiert war.

Dieses ist das einzige thatsächliche, was über die äußere Stellung Miquels zur christlichen Kirche gesagt werden kann. Und sein inneres Verhalten dazu? Die Frage soll uns deshalb nicht beschäftigen, weil ihre Erörterung für den Zweck dieser Veröffentlichung von wenig oder gar keinem Belang sein würde. Ob der Heimgegangne ein gläubiger Christ war, soll uns so wenig beschäftigen, wie die andre Frage, mit welchem Rechte er zu den wirklich großen Staats-

Digitized by Google

männern gerechnet werden kann. Dagegen muß ich hier um so entschiedner Stellung zu einem Punkte nehmen, der mehrfach Gegenstand der öffentlichen Diskussion gewesen ist.

Daß Miquel, dessen ganzes Leben mehr als irgend eines seiner noch lebenden Zeitgenossen unter den Augen der Öffentlichkeit gelegen hat, der Zielpunkt vieler und erbitterter Feindschaften war, ist ein so selbstverständliches Ding, daß man darüber weiter kein Wort zu verlieren braucht. Wenn einer in der großen Politik es allen recht machen will, so legt er gerade damit vielleicht das schlechteste Zeugnis über sich ab. Aber die Verleumdung brauchte sich wie beim Fürsten Bismarck nicht an seine Fersen zu heften. Es ist leicht von einem Staatsmanne gesagt, daß er die Gunst der Lage für seine persönlichen Zwecke ausgenützt habe, aber schwer ist es, den damit angehefteten Makel wieder abzuwaschen. Wer eine solche Menge von Urteilen über Miquel in den Höhen und den Tiefen des Volkes gehört hat, wie mir die Gelegenheit geboten wurde, der hat auch ein Urteil darüber, wie tief das also ausgespritzte Gift frißt. Es ist nur ein schwacher Trost für den gewissenhaften Mann, daß bei weitem das meiste von dem, was jetzt noch im Gedächtnis der vielen haftet, allein im natürlichen Wandel der Zeit wieder weggeschwemmt wird, denn manches bleibt auch da sitzen, wo später die Quellen der Geschichte gesucht werden. Freilich dies alles aus den Ecken wegzukratzen ist nicht wohl möglich, aber man soll doch mit bester Kraft bemüht sein zu verhindern, daß es sich noch weiter einnistet.

Aus diesem Grunde und nicht etwa aus landsmännischer Vorliebe habe ich mir die Gelegenheit nicht entgehn lassen, mich an der Stelle, wo seine Wiege stand, nach dem Wesen des Mannes umzuthun, der so lange Zeit an der Leitung der Geschicke des neuen Reichs teilgenommen hat. Man wird sagen, daß die Ausbeute spärlich genug gewesen sei, aber darüber darf nicht vergessen werden, daß sie dafür um so reiner und wahrhafter ist. Die Zeugnisse, die ich gebracht habe, sind wie aus Kindermund, sonder Falsch und Hehl. Will man sich aber darauf versteifen, daß sie auf den Anfang und nicht auf das Ende gehn, und daß zwischen diesem und jenem eine Menge Wandlungen möglich sei, so mag daran erinnert werden, daß der Grundzug des individuellen menschlichen Charakters immer derselbe bleibt, und daß der Mann halten muß, was das Kind verspricht.

Es sei mir erlaubt, noch ein weiteres Zeugnis hierher zu setzen. In dem denkwürdigen Jahre 1866 war ich Hauslehrer in der Familie des Barons von dem Bussche-Streithorst, der als hannoverscher Kammerherr im Winter in Hannover und im Sommer in Thale am Harz wohnte, wo er einen ausgedehnten Großgrundbesitz hatte. Noch mag bemerkt werden, daß er als Inhaber dieser Güter Mitglied des preußischen Herrenhauses war und in dieser Eigenschaft später auch bei Gelegenheit seinen Protest gegen die Annexion von Hannover abgegeben hat. Es war lange Zeit vor diesem Ereignis, daß eines guten Tags mehrere Herren und Damen vom hannoverschen Adel an unsrer Mittagstafel versammelt waren; unter ihnen war auch der Flügeladjutant des

Digitized by Google

Königs Georg, der ihm persönlich sehr nahestehende Graf Erhard Wedell. Es war natürlich, daß, soweit meine Ohren es aufnehmen durften, von den die Zeit bewegenden politischen Dingen die Rede war. Der Abgeordnete Miquel hatte den Tag oder zwei Tage vorher in längerer Rede den sogenannten Urantrag Rudolf von Bennigsens auf Anschluß Hannovers an Preußen verteidigt und hatte damit bei allen historischen Köpfen einen ungeheuern Erfolg erzielt.

Wie großes er später auch auf dem Gebiete der Beredsamkeit geleistet hat, so will es mir doch jetzt nach so langer Zeit immer noch scheinen, als ob niemals eine größere Rede von seinen Lippen geflossen sei. Natürlich waren die, deren zufälliger Tischgenosse ich war, ganz andrer Meinung. Es waren echt welfische Heißsporne unter ihnen, die es sich mit der Wahl der Worte nicht schwer machten. Es fielen harte, ehrabschneidende Worte, auch der Charakter Miquels wurde nicht geschont. Bis dahin hatte der Graf Wedell geschwiegen, als es aber so weit kam, mischte er sich ein und sagte, daß er gegen eine Verunglimpfung des Genannten Einspruch erheben müsse. Ich habe Miquel auf der Schule in Lingen gekannt, so lauteten seine Worte, er war immer ein anständiger und ehrenwerter Kamerad, den wir alle gern hatten. Aus seiner politischen Gesinnung, die damals dieselbe war wie jetzt, hat er niemals ein Hehl gemacht. Mag er sonst sein, was er will, und wenn er mein politischer Gegner ist, so ist und bleibt er doch ein Ehrenmann. Von den Feinden des Geschmähten wurde kein Wort mehr gesagt.

Arnold Fokke

# Absaloms Brunnen

Von Kunst und Litteratur ist während der letzten Zeit in den Grenzboten weniger zu lesen gewesen als sonst, denn wenn Zolltarif, Welthandel und beinahe das ganze geräuschvolle Register der innern Politik sich zum Worte drängen, dann sind die Musen gewohnt, bescheiden auf die Seite zu treten, wenigstens bis jetzt noch, und bis einmal der große Tag erschienen sein wird, wo die Notwendigkeiten des Lebens schweigen, alle Tage Sonntag ist, und alles nur noch durch die Kunst und für die Kunst geschieht. Dann werden in unsern Schulen Bilder nicht nur hängen, sondern auch anstatt der weniger kurzweiligen Buchstabierfibeln von Hand zu Hand gehn, unsre Kleinsten werden dann etwa den verschlafnen, unschädlichen Hans Thoma erhalten, die vorlauten und frühreifen könnten allerlei Linienkunst und tiefsinnigen „Buchschmuck“ bekommen, die braven und guten müßten kopfüber ins Wasser schießende Seejungfrauen oder sonst was vergnügliches haben, und die unartigen Holbeins Totentanzbilderchen, zur Strafe so und so oft durch die Finger zu ziehn wie einen Rosenkranz. Aber nicht genug damit. Während man bisher die kleinen Finger, die unbefugterweise die Ränder der Schulhefte bekritzeln, unsanft zu klopfen pflegte, wird man fortan ihre Krähenfüße sauber ausschneiden, sortieren und zu Museumssammlungen vereinigen, an denen die Großen dann die „Kindes-



Digitized by Google

seele" zu studieren haben werden. „Das Kind als Künstler" ist eine Abteilung überschrieben in dem uns vorliegenden Katalog einer Wanderausstellung (Leipzig und Berlin, E. A. Seemann), die „die Kunst im Leben des Kindes" veranschaulichen soll, und die auch uns vielleicht noch einmal Gelegenheit zu einigen Mitteilungen geben wird. Die Volksschullehrer, die dann entbehrlich sind, denn ein solcher Unterricht geht ja „von selbst," steigen nun auch eine Stufe höher, sie werden Lehrer des ganzen Volks und erläutern den feiernden Greisen und Mütterchen (denn die Arbeiter werden dafür keine Zeit haben) Schongauer und Dürer, und das mag nicht ganz leicht sein. Vielleicht auf die Dauer auch nicht völlig befriedigend, denn an der höchsten Aufgabe, die hier winkt, den „Deutschen der Zukunft" zu bilden, könnten sie doch nur ausnahmsweise teilnehmen. Diese würde, soweit sich darüber schon jetzt aus Zeitungsberichten etwas sagen läßt, nach den Mitteilungen des hervorragendsten Kunstpädagogen aus Hamburg auf der neulichen Dresdner Tagung (der sich freilich über das Bild des Zukunftsdeutschen selbst noch nicht ganz klar zu sein bekannte), sie würde, sagen wir, vorzugsweise in die Hand von Offizieren gelegt werden müssen, da die überseeischen Kaufleute, die nach der Autorität des Hamburger Sachverständigen gleichfalls mit einer vertrauenswürdigen pädagogischen Begabung ausgestattet sind, ihren gegenwärtigen Beruf lohnender finden werden als diese immerhin doch sehr in das Ideal hineingebaute Erziehung des jungen Deutschen. Da es nun aber zweifelhaft ist, ob unsre Offiziere sich noch zu etwas weiterm verpflichten können, als was ihnen den Einjährigen gegenüber zu thun schon jetzt obliegt, so könnte hier mit der Zeit doch noch etwas für die Volksschullehrer abfallen, denen man zunächst wenigstens schon, da doch immer sehr viel auf die Titelfrage ankommt, das Zugeständnis machen könnte, daß man sie hinfort nicht mehr als Elementarlehrer, sondern als Erzieher des jungen Deutschen ansähe. Doch wir wollen dem Anbruch des neuen Zeitalters nicht vorgreifen, geduldig abwarten, bis sich uns das Zukunftsbild des Sachverständigen aus Hamburg in festern Formen zeigen wird, und bescheiden in den Weg einlenken, den wir für diesesmal zu gehn haben. Er führt uns nach Kopenhagen, scheinbar weitab, doch aber nicht ganz aus dem Zusammenhang mit den oben berührten schönen Dingen, wie der Leser sehen wird.

Unsre dänischen Nachbarn haben ein lebendiges Heimatgefühl, eine reich entwickelte, durch Gemütstiefe ausgezeichnete Erzählungslitteratur und eine enger begrenzte nationale Kunst, an deren Genuß auch der einfache Mann aus dem Volke mit berechtigtem Stolze teilnehmen kann; da fühlt sich der Deutsche dem Dänen noch immer nahe und verwandt, wie einst in den Tagen der Stolberge und Klopstocks, so weit uns auch heute die leidige politische Kluft voneinander getrennt hält. Mögen die Franzosen zur Zeit als Volk den Dänen lieber sein, und einem Teile von ihnen nicht zu ihrem Vorteil auch als geistige Anreger: wir Deutschen verstehn sie besser, innerlicher, nach ihren guten und tüchtigen Seiten. Dieses Verhältnis zu fördern und unser Verständnis ihrer Kultur zu vertiefen ist ein von dem dänischen Touristenverein herausgegebnes, sehr hübsches kleines Buch geeignet: Kopenhagen (Generalkommissionäre G. E. C. Gad in Kopenhagen und A. Juncker in Berlin), das, von einer Reihe von Fachleuten verfaßt, zunächst als Führer für die Besucher der Hauptstadt gedacht ist. Es greift aber in seiner Bedeutung viel weiter und giebt uns in knappster Fassung eine vollständige Schilderung ihrer volkstümlichen, geschichtlichen und künstlerischen Kultur, mit zahlreichen guten Abbildungen und in einer so durchweg charakteristischen, wirklich stilvollen äußern Ausstattung, wie man sie bei einem so wohlfeilen Buche (2 Mark) wohl kaum wieder finden wird. Wollten wir es nur als Wegweiser für Reisende empfehlen, so kämen wir, da die Reisezeit vorüber ist, mit unsrer Anzeige jetzt zu spät; es wird aber auch als angenehmes Lesebuch jedem nützlich sein, der sich über die Kopenhagner Architektur nach ihren

Digitized by Google

drei Perioden (Renaissance, achtzehntes Jahrhundert und Neuzeit) und über das reichentwickelte Kunstgewerbe, z. B. das jetzt bei uns wieder so beliebt gewordne moderne Kopenhagner Porzellan, näher unterrichten will. Wir haben aber noch einen weitern persönlichen Grund, auf das Buch hinzuweisen, der es uns besonders wertvoll gemacht hat. Wir hatten es längst gelesen und zu gelegentlicher Empfehlung zurückgelegt, da kam uns eine Novelle eines dänischen Schriftstellers zu Gesicht, die mitten in das Leben des heutigen Kopenhagens gelegt, und wie man sagen darf, aus demselben Geiste geschrieben ist, der den Verfassern jenes Buchs die Feder führte: wie eigentümlich schön durch ihre Lage, wie merkwürdig und geschichtlich interessant ist doch diese Riesenstadt des Nordens, und wie sehr hat der, der sie seine Heimat nennt, Ursache, sich das zum Bewußtsein zu bringen, während er mit seinen Gedanken und auf Reisen oftmals in die Ferne hinausstrebt!

Die Novelle, die wir meinen, Absaloms Brunnen von Sophus Bauditz, ist soeben im Grenzbotenverlage herausgekommen, wo nun innerhalb der letzten zwei Jahre im ganzen zwölf Bände dieser „nordischen Erzählungen" von Brönsted, Björnson, Nielsen, Magdalene Thoresen und Bauditz erschienen sind. Alle diese Bücher haben nicht bloß den äußern Wert einer feinen Ausstattung in Druck, Papier und Einband, was die Rezensionen hervorzuheben nie unterlassen, sondern noch ein viel größeres inneres Verdienst: sie sind nicht fabrikmäßig, sondern individuell übersetzt, mit Nachdenken und einem Aufwand von Sorgfalt bis ins einzelnste, sodaß sie sich wie Originale lesen. Einige Erzählungen sind ja norwegisch, einige spielen in Dänemark und in Norwegen zugleich, da bekanntlich zwischen beiden Ländern immer noch ein enger Zusammenhang besteht, allen ist neben der realistischen Schilderung von Land und Leuten die Betonung des sozialen Lebens, seiner geschichtlichen Grundlagen und seiner Umgestaltung durch die heutige Zeit gemeinsam, manche behandeln Probleme der Gesellschaft, des Wirtschafts- und des Bildungswesens, kurz sie sind im besten Sinne aktuell und für uns in Bezug auf die Zustände des fremden Landes belehrend. Der neuste Band von Brönsted, „Freiheit," zeigt uns z. B. wie ein junger Mensch aus der ängstlichen Bewahrung eines ländlichen Pfarrhauses durch die Schule der Hauptstadt hindurch in die Kreise des freien Litteratentums gerät und der Volkshochschulen, die ja im Leben der Dänen so viel von sich reden machen. Auch in den Büchern von Bauditz, dem berufnen Kenner des dänischen Bildungswesens, hören wir mancherlei über Schule und Litteratur, in dem neusten aber, Absaloms Brunnen, steht in der Mitte der Handlung die Kunst.

Ja die Kunst! Es ist freilich nicht gerade die, die die Hamburger Kunstfreunde und die Gelehrten des Dresdner Kunsterziehungstags meinen, denn soweit ist man in Dänemark noch nicht, daß man die Kunst unter die Kinder bringen möchte, aber es wird sicherlich einmal dahin kommen, und wir wünschen unserm Freunde Bauditz ein so langes Leben, daß er uns dann auch darüber einen Roman schreiben möchte, denn der würde köstlich sein. Diesesmal haben wir es bei ihm noch mit der Kunst für Erwachsene zu thun.

„Absaloms Brunnen" ist eine alte historische Stätte in den Ruinen des vom Feuer zerstörten Schlosses Christiansborg. Der Leser steht ganz unter dem Eindrucke des Stadtbildes von Kopenhagen, und die Hauptpersonen des Romans werden in ihrem Handeln dadurch bestimmt. Ein Kandidat, der die alten Bauwerke bewundert und den andern erklärt und die Ehrfurcht vor der Vergangenheit in ihre Seele legen will; ein Maler, der seine unausführbaren Entwürfe liegen läßt und zum Kunsthandwerk übergeht, während sein Freund, der früher grasgrüne Viehweiden gemalt und auch verkauft hat, es für verdienstlicher hält, Kopenhagner Ansichten zu radieren; endlich eine Frau, die junge Gattin jenes ersten Malers, die von ihren weiblichen Handarbeiten aus fördernd und immer mehr entscheidend

Digitized by Google

in die Thätigkeit ihres Mannes eingreift. Die Äußerlichkeiten dieses Lebens, Kunst und Natur von Kopenhagen als Hintergrund der Handlung, alle diese Architekturen, Straßen und Plätze, von denen in dem Roman die Rede ist, führt uns der oben erwähnte Führer in Bildern und Beschreibungen vor Augen, sodaß die beiden Bücher sich auf das vollkommenste ergänzen. Bauditzens Schilderung steht, wenn sie Naturstimmungen ausdrückt, z. B. den Wechsel der Jahreszeiten und die verschiednen Stunden des Tags, auf derselben Höhe, wie wenn sie uns die knapp und langsam redenden nordischen Menschen vorführt. Aus alltäglich einfachen Situationen entspinnt sich die Handlung, die gemächlich fortschreitet, ohne Spannungen und Überraschungen, nichts ist phantastisch erdichtet, alles natürlich und glaubhaft und gesund, unsre Teilnahme wird geweckt, unser Gemüt warm, und zu den reichlichen Thorheiten schüttelt der Humor seine goldnen Flügel.

Wir wollen die Geschichte nicht nacherzählen. Ihr psychologisches Interesse beruht darauf, daß die hier zusammengeführten, sehr verschieden gearteten Menschen mit vieler Überlegung und zum Teil ohne Verständnis für einander ihren Eigentümlichkeiten nachgehn, daß die einen bleiben, wie sie sind — das sind die komischen Nebenfiguren —, die andern aber, die ernsthaften Hauptpersonen, aus einer nicht völlig befriedigten Lage heraus zu einem ihrer Begabung entsprechenden Abschluß kommen. Unsre Teilnahme wendet sich bald ganz der praktisch klugen, beinahe nüchternen Ragna zu, die den hochstrebenden, aber gänzlich unproduktiven Maler Duborg heiratet, zum Verdruß ihres Vaters, eines reichen und kindisch eiteln Heringskaufmanns, dem Bilder nur dazu da sind, Flecke auf den Tapeten zu verdecken. Da ihr Mann nicht viel verdient und ihr Vater nicht viel giebt, so lernt sie jetzt entbehren, was sie bis dahin nicht gekannt hat. An Kenntnissen und Kunstschliff ist sie gegen ihren Mann gehalten ein Kind, macht aber doch schon bald ganz verständige Beobachtungen, z. B. über die Holbeinsche Madonna in Dresden auf der Hochzeitsreise (wo freilich unser Freund Bauditz Gelegenheit gehabt hätte, zu bemerken, daß diese „eigentlich“ nicht von Holbein ist), lernt ferner Mandoline klimpern, was ihrem Mann keine Freude bereitet, weil er „ja“ nicht spielt, versucht sich auch im Musterzeichnen und hat damit sogar kleine Erfolge, die ihn vollends verdrießen. Er wird eifersüchtig auf seine starke kleine Frau, deren Kräfte gewachsen sind, ohne daß ers gemerkt hat, und die nun bisweilen ihren Kopf aufsetzt. Die Freunde des Hauses schicken sich zur Erörterung der Frage an, ob die beiden wohl „glücklich“ sind. Das Glück hängt wirklich nur noch an wenigen Fäden, die bald zerreißen können, und der Kandidat Berner, der die historische Erziehung als seine Lebensaufgabe ansieht, würde die ruhige, tief angelegte Frau, mit der er sich so gut versteht, ganz gern mit in sein Lebensschiff nehmen, wenn es wirklich zum Bruch zwischen ihr und Duborg kommen sollte. Dann tritt eine Katastrophe ein: Trennung, und baldiges Wiederfinden und Aussprechen.

Duborg sieht nun ein, daß sie die Überlegne ist, und ärgert sich nicht mehr darüber, daß sie inzwischen für eine gestickte Decke die silberne Medaille bekommen hat. Eigentlich war es ja zwischen ihnen der Kampf der „kleinen“ mit der „großen“ Kunst, und nun hatte jene gesiegt. Sein Freund, der Maler Holst, hatte ihm lange gesagt: „Wenn ich die Frau hätte, ich überließe der alles Geschäftliche, gäbe das unnütze Bildermalen auf und finge wieder mit dem Dekorativen an.“ „So, mit dem Porzellan?“ hatte er dann zurückgefragt und gemeint, entmündigen lassen wolle er sich doch noch nicht. Nun, wo er seine Frau wieder hat, ist er sich klar darüber geworden, daß Holst recht hatte, als er davon sprach, daß unsre Zeit nicht die der großen, sondern die der kleinen Kunst sei. „Ich interessiere mich nun freilich mehr für die Galerien, das thue ich, aber die Wohnstuben haben doch auch ihre Berechtigung. Da entschloß ich mich denn, mich wieder auf das Porzellan zu legen, das ist doch auch etwas ziemlich Vornehmes, und

Digitized by Google

dazu eigne ich mich. Ich bin jetzt draußen in der Fabrik geweſen, und dort hat man mich mit Kußhand empfangen.“ Von dem Tage an, wo dieſe Ausſprache ſtattfand, war es in Duborgs Hauſe wie in einem konſtitutionellen Staat, der Souverän hatte ſeine Macht mit einem verantwortlichen Miniſter geteilt und außerdem eine neue Zeitrechnung eingeführt: „ſo und ſo lange vor oder nachdem ich meine Frau wieder zurückholte.“ Nämlich von zwei alten Tanten draußen auf einem Gut hatte er ſie geholt, zu denen ſie geflüchtet war, und die ganz köſtlich gezeichnet werden. Sie gehören eben zu den komiſchen Figuren, von denen der Roman einen Überfluß hat. Die vollkommenſte Leiſtung hierin iſt ein altes Fräulein, das einigen kleinen Kindern Unterricht giebt, beſtändig Wohnungen, Prediger und Ärzte wechſelt und übrigens alles, was ſich in ihrem Umkreiſe ereignet, wahrnimmt. Wenn die ſich mit einem Antiquitätenhändler und ehemaligen Landſchullehrer, der einmal mit ihr in einem Hauſe gewohnt hat und ſie fortan immer von Zeit zu Zeit beſucht, unterhält, gemächlich, mit Wiederholungen und nachträglichen Einſchränkungen, ganz wie unſre langſam denkenden Niederdeutſchen, das iſt in der That ein litterariſcher Hochgenuß, der auch ſolchen zu empfehlen wäre, die jetzt die Pflege der „Volksſeele“ in beſondern Vereinen übernommen haben.

Soviel menſchlich anſprechendes Banditzens Erzählung enthält, ſo wird für die meiſten Leſer doch das ſachliche Intereſſe an den Betrachtungen, die ihr beigegeben ſind, noch größer ſein. Sie haben die bildende Kunſt zum Gegenſtand, ihre Bedeutung für die Kultur und ihre Anwendung auf das Leben eines Volks, oder ſagen wir lieber gleich: unſers Volks, denn was Banditz hier ſeinen Dänen lehrt, können wir uns mit demſelben Nutzen merken. Eine Kunſtpädagogik alſo in Romanform, deren Leitſätze uns perſönlich vernünftig zu ſein ſcheinen. Ob im einzelnen die moderne Kopenhagner Keramik als Ganzes unbeſtritten als die erſte der Welt daſteht, wie Holſt an Duborg entwickelt, kann dabei unentſchieden bleiben, jedenfalls ſind die porzellanenen Katzen, Seehunde, Eisbären und Teckel mit der duftigen grauen Unterglaſurmalerei allerliebſt, wenn ſie auch für eine allgemeine Verbreitung noch zu teuer ſein werden. In dem Buche des däniſchen Touriſtenvereins leſen wir auch einen ſeltſam exkluſiven Spruch über das neue Rathaus von Nyrup: ein ſchwediſcher Architekt, der ſelbſt Bauten geſchaffen habe, die ſeinen Namen unſterblich machen würden, hätte geſagt, dieſes Rathaus ſei das bedeutendſte Bauwerk, das in den letzten fünfhundert Jahren im Norden entſtanden ſei. „Und das iſt wahr!“ Von ſolchen Übertreibungen hält ſich Banditz fern. „Hier iſt es doch am beſten auf der ganzen Welt,“ ſagt ſein Kandidat Berner am Schluſſe der Erzählung. „Und am ſchönſten! fügt Holſt hinzu. Es wird ſchöner und ſchöner hier, ſehen Sie nur Nyrups Rathaus an, wie das über Kopenhagen aufragt.“ Und dann reden ſie weiter miteinander und phantaſieren von dem Wiederaufbau des in Trümmern liegenden Königsſchloſſes Chriſtianusborg und von der Zukunft Kopenhagens, das das Herz des Landes ſei. Wie wenige es aber doch wirklich gebe in einer ſo großen Stadt, die ſo recht mit ihr verbunden ſeien! So auch Duborg, der ſich am glücklichſten fühle, wenn er nur weit weg wäre, z. B. auf Capri.

Dieſe drei mit ihren Unterhaltungen, und dazu als Handelnde Ragna, entwickeln die kunſtpädagogiſchen Anſichten des Verfaſſers. Duborg iſt der Allerweltskünſtler, den erſt das Leben mit Mühe zu einem brauchbaren Menſchen bildet. Holſt hat zwar von vornherein die Richtung auf das Heimatliche, wozu Duborg erſt durch die Not getrieben wird, aber wie er den praktiſchen Aufgaben gegenüber zu ſehr „Nichtsalskünſtler“ iſt, ſo ſteht es auch mit ſeinen Meinungen: „Den Kindern die Augen für Kunſt und Schönheit zu erſchließen, das, finde ich, iſt das am meiſten Entwickelnde.“ Berner vertieft den Heimatbegriff, indem er die Vergangenheit hinzunimmt, und gewinnt auf dieſe Weiſe den Grund für ſeine Auffaſſung von den Aufgaben der Kunſt. „Man kann im Leben nicht von Schönheit allein leben.

Digitized by Google

Unsre Erziehung ist zu wenig historisch; hätten wir etwas mehr historischen Sinn und Blick, wüßten und bedächten wir besser, wie die Weltentwicklung vor sich gegangen ist, und wie man zu den verschiednen Zeiten gelebt, gedacht und geglaubt hat, so würden neun Zehntel aller Mißverständnisse, deren sich jetzt die Menschenkinder gegeneinander schuldig machen, verschwinden." Die Gebäude und Denkmäler einer Stadt weisen nicht nur auf bestimmte Ereignisse oder Personen hin, sondern sie zeigen auch, an was und an wen die Stadt zu erinnern wünscht. Der historische Hintergrund wirkt weiter und allgemeiner als das bloß Künstlerische, das Malerische z. B. von Ruinen; der gewöhnliche Mensch gerät nun einmal leichter unter den Einfluß einer historischen als einer künstlerischen Stimmung. Welche Bilder locken in den Galerien die meisten Zuschauer an? Deshalb bewundert Kandidat Berner auch den stolzen Gedanken des Kaisers Wilhelm, der seinen Berlinern die Standbilder der Siegesallee geschenkt hat, einen täglichen Geschichtsunterricht für den gemeinen Mann in weißem Marmor.

Alles dies ist selbstverständlich sehr viel unterhaltender vorgebracht, als unsre Zusammenfassung es wiedergeben kann, oft witzig und höchst spaßhaft, mit vielerlei Beispielen, die gerade so gut für uns Geltung haben. Eben jetzt geht eine Mitteilung durch unsre Zeitungen, wonach das württembergische Kultusministerium die höhern Lehranstalten anweist, dem für deutsche Schüler unpassenden Mißbrauch englischer Ausdrücke beim Tennis- und Fußballspiel Einhalt zu thun. Flögen nur die fremden Spiele selbst auch hinterdrein, unsre eignen sind mindestens ebenso gut und viel weniger vorlaut und albern.

Bei Bauditz wird das Kapitel von der jüngern Generation, deren ganze Ausbildung sozusagen körperlich ist, ebenfalls berührt, und ein junger Sportschlingel wird eingeführt in karrierten Kniehosen und durchgeschwitztem wollnem Hemd. „Das Haar war in die Stirn gekämmt wie bei einem Bologneser, und die Augen waren nur Ritzen; gähnend trat er in das Zimmer, beide Hände in den Taschen, und nach einem schläfrigen Kopfnicken, zur gefälligen Teilung unter die Familie, warf er sich in einen Stuhl." Das ist Ragnas Bruder, der vielversprechende Stammhalter der Großkaufmannsfamilie. Zum Verlobungsdiner erscheint er in einem neuen, blödsinnig hohen Kragen, der ganz bis an den Nacken hinaufreicht und den Hals derartig einengt, daß es aussieht, als könne der dumme Kopf jeden Augenblick von dem Stock rollen, und als sich der Vater eine kritische Bemerkung erlaubt, erhält er als einzige Antwort ein mitleidiges: English fashion! Dieser Dänenjüngling stellt ja leider auch den Typus des jungen Deutschen der Gegenwart dar. Er sei den Hamburger Zukunftspädagogen ans Herz gelegt!

# Les tronçons du glaive

(Schluß)

Wir hatten die beredten Worte wiedergegeben, mit denen Eugène Réal den Krieg verwünscht, weil er sengt und vergewaltigt (ein so schönes langes Mäntelchen wie unser Zeitwort hat das von den Marguerittes gebrauchte übrigens nicht um), weil er zerstört und mordet, weil er aus dem Menschen ein wildes Tier macht. Das zum wilden Tier werden ist offenbar cum grano salis zu verstehn. Wir sind zwar während des Feldzugs von 1870/71 in Laon im wilden Schweinskopf, über dessen

Digitized by Google

Thor ein den Unteroffizieren und Mannschaften sehr anstößiger Name prangte, und in Chelles in einem Hause von mehr als zweifelhafter Jüngstvergangenheit untergebracht gewesen, aber abgesehen von diesen beiden Fauxpas, die der kindlichen Unbefangenheit der Quartiermacher zur Last fallen, und auf die wir sofort durch den erfahrnern Regimentsschreiber aufmerksam gemacht wurden, glauben wir uns dem Zustande des wilden Tiers höchstens ab und zu durch den Genuß zu vielen, stets redlich aus unsrer Tasche bezahlten Rotweins oder durch „kerzengerade" im Kamin aufgestellte Holzscheite genähert zu haben. Auch zu einem leichten Mißfallen an den Franzosen, denen die Hände in den Hosentaschen angewachsen schienen — und das war vor den Thüren und in den Straßen die große Mehrzahl —, müssen wir uns bekennen.

Sonst hat der Krieg weder, daß wir wüßten, aus uns noch aus unsrer Umgebung wilde Tiere gemacht, und mit den oft ziemlich in denselben Ausdrücken wiederkehrenden Verwünschungen (man vergleiche z. B. Seite 125 und 517) ist herzlich wenig gewonnen. In einer von den Marguerittischen Brüdern geschaffnen Welt, deren Vortrefflichkeit wir dahingestellt sein lassen, möchte es vielleicht ohne Krieg abgehn, denn in einer solchen würden die Franzosen befehlen, den Ton angeben, sich gegenseitig beräuchern oder die Augen auskratzen, während die übrigen Völker staunend und anbetend darumstünden, aber so liegen nun einmal die Verhältnisse nicht. Vor den Augen dessen, den wir uns nicht einmal insoweit vorstellen können, daß wir uns nach Zeit und Raum einen Begriff von der Unermeßlichkeit seines Wesens zu machen imstande wären, kommen und gehn die Geschlechter, Völker werden alt, und junge treten an ihre Stelle, und wo überlegne Kraft auf geringere stößt, ringt sie mit ihr und überwindet sie in ehrlichem Kampfe. Wie wir alle sterben müssen, so müssen auch alle Völker untergehn. Das sieht sehr nach einem von der Vorsehung gewollten endlosen Kampfe aus, und lieber als ein faules Schiedsgericht ist uns ein gesunder Krieg doch. Nun braucht freilich das Schiedsgericht nicht faul zu sein, und wir würden z. B. zu der reizenden kleinen Königin von Holland und zu dem Fürsten von Monaco das vollste Vertrauen haben, aber es wird immer, wenn es auch nicht voreingenommen ist, mehr dem bisher bestandnen Rechnung tragen, während durch den Kampf das jüngst gewordne besser zur Geltung kommt.

Irgend etwas von einer fidelen Paukerei, wie sie noch viele Jahrzehnte lang nach der Einführung der Schießwaffen gäng und gäbe war, hat ja die moderne Kriegführung nur in den seltensten Fällen aufzuweisen, und es wäre ohne Zweifel angenehmer, wenn man sich mit der Rothose, die einem schließlich den Garaus macht, oder die man in den Sand streckt, vorher ein wenig herumkampeln könnte, während so in den meisten Fällen alles höchst unpersönlich aus der Ferne vor sich gehn wird. Aber trotz der zweifellosen Ungemütlichkeit dieser Verhältnisse möchten wir doch glauben, daß die künftigen Errungenschaften der Zivilisation weniger in der Vermeidung jedes Kampfes zu suchen sein werden als vielmehr in der Heranbildung des Menschen zu einem Soldaten, den der Krieg nicht in ein wildes Tier zu verwandeln vermag. Wie viel oder wie wenig Roheit in einem Volke „steckt," kommt beim Kriege deutlicher zum Vorschein als unter friedlichen Verhältnissen, und die zivilisierten Staaten, die sich der Roheiten ihrer Soldaten nicht bloß schämen, was ja nur in der Ordnung ist, sondern sie auch um des guten Rufs des Ganzen willen bei der Erde weg ableugnen zu müssen glauben, erinnern an die braven Zigeunermütter, die sich eher die Zunge abbeißen würden, als eine der täglichen Untaten ihrer schwarzäugigen Schlingel als ein Ding der Möglichkeit einzuräumen.

So sind nun Marguerittes nicht: ils n'ont voulu taire aucune défaillance, pour pouvoir chanter mieux toutes les gloires, aber das befreiende Gefühl des

Digitized by Google

wahren Worts, von dem Iphigenie spricht, hat man desungeachtet nicht. Das liegt daran, daß man es mit einem historischen Roman zu thun hat, und daß man deshalb oft nicht weiß, was beruht auf geschichtlichen Thatsachen, was ist nur zurechtgemacht, was ist von Grund aus erfunden?

Auf Seite 284 erfahren wir, daß die beiden Regierungsgreise Crémieux und Glais-Bizoin, die eine — schwer begreifliche — Vorliebe dafür gehabt haben sollen, in Macfarlanes gehüllt und mit Cachenez verwahrt, Nationalgardenabteilungen Revue passieren zu lassen, sich dabei gegenseitig „einzuheukeln" pflegten, damit nicht einer dem andern den Vortritt abgewinnen könnte. Herzlich lachen kann man darüber doch nur, se non è trovato. Aber die grünröckigen Sachsen, bei denen schon die Pickelhauben anstatt der Kepis befremdeten, sind nun doch trotz der über den Appetit der Mannschaften und die großen Pfeifen der Offiziere gegebnen Details an der Loire ebenso mythisch wie die von den Verfassern mit besondrer Rankune gezeichneten Badenser; auch ein bayrisches Bataillon, das am heiligen Abend, anstatt die Mitternachtsmesse zu besuchen, „Eine feste Burg ist unser Gott" singt, giebt zu denken. Muß man Bayern, Badenser und Sachsen, und was von ihnen gesagt ist, zu Alibaba und den vierzig Räubern in das Gebiet der Phantasie verweisen, oder hat man die Sachsen nur an die Somme, Epte und Oise zu versetzen und für die Bayern den lutherischen Schlachtgesang mit einem weniger ketzerischen, etwa der Wacht am Rhein zu vertauschen?

Wenn man von ungefähr in dem einen oder dem andern Falle auf den Mustopf stößt, dem die Fülle eines Marguerittischen Pfannkuchens entnommen ist, so wird einem die Art, wie die Verfasser beim Zurechtmachen zu Werke gehn, sofort klar. Frédéric de Nairve, der Lebemann und Pampasjäger, hat in Autun mit den Obersten Bordone und Lobbia zu thun. Rasch die zu Kennzeichnung des Garibaldischen Milieus nötigen Daten! Die Aufzeichnungen des Obersten Chenet, der Garibaldi vorgestellt worden war und, allerdings unter sehr bedauerlichen Umständen, sowohl das Dienstzimmer des Obersten Lobbia als das des Platzkommandanten von Autun betreten hatte, geben das Nötige. Und nun wird mit einer Genauigkeit und Vorsicht, die die erfahrne Hand verraten, alles zusammengetragen, was der Oberst Chenet wahrgenommen hat, und was — das ist richtig — auch ebensogut der Lebemann und Pampasjäger, wenn er existiert hätte, hätte wahrnehmen können. Garibaldi, die Füße unter einem Pelz, ein rotes Seidentuch lose umgeschlungen, seine Krücken neben sich, reicht dem ihm Vorgestellten die Hand und bewillkommnet ihn in tadellosem, von jedem fremden Accent freien Französisch. Das Dienstzimmer des Obersten Lobbia ist ein angenehm durchwärmter, duftender Salon, blumengefüllte Sèvresvasen schmücken den Kamin, der Fuß versinkt in einem üppigen Teppich, elegant gekleidete Offiziere machen es sich auf schwellenden Fauteuils behaglich. Im Dienstzimmer des Platzmajors riecht es nach Tabak und Absinth, aufgeklebte Bilderbogen stellen Garibaldi dar, wie er dem Papste und Napoleon III. die Freiheit entreißt, die Lichter stecken in Flaschen, der Tisch ist weidlich mit Tinte eingeschmutzt. Der Platzmajor ist ein kleiner, ältlicher, olivenfarbner, ziemlich kurz angebundner Herr. Die ganze Bescherung wird, wie sie ist, für den Pampasjäger zurechtgemacht, und es braucht nur noch die deutsche Spionin Magdalene „Wurfch" als verführerische Blondine in seine Arme geführt zu werden, damit dem Leser ein „wahrheitsgetreues" Bild vom Hauptquartier der Vogesenarmee entgegentritt.

Wir möchten noch ein paar Worte über die von den Verfassern gehegten oder ihren Helden beigelegten politischen und militärischen Anschauungen sagen, und da ist denn natürlich Gambetta der hervorragendste Vertreter der von ihnen gebilligten und bewunderten Richtung. Sie treten mit leidenschaftlicher Bewundrung für ihn ein. Sie thun das, indem sie ihr Urteil und ihre Begeistrung bald der einen bald der andern der von ihnen eingeführten Personen in den Mund legen,

Digitized by Google

und verstehn es so einzurichten, daß man auch in Fällen, wo die von ihnen vertretne Ansicht aus einem andern Munde Widerspruch erfährt, sofort weiß, woran man ist. Der Vertreter der mißliebigen Meinung wird dem Leser durch kleine, scheinbar nebensächliche Bemerkungen verleidet. Der Familie Réal, die die Helden und Heldinnen liefert, steht die Familie des Grafen de La Mûre gegenüber, der sich als Bonapartist und Konservativer nicht recht in das feurige und rücksichtslose Wesen des Volkstribunen finden kann. Dafür, daß man sich dem, was er über Gambetta sagt, nicht irrigerweise anschließt, ist durch sicher wirkende kleine Hilfsmittel gesorgt. Während den Réalschen jungen Damen alle Reize der Jugend und Anmut angerühmt werden, ist Mademoiselle de La Mûre une plate et blême jeune fille, ihre Mutter wird als dicke Gräfin und aggressive Legitimistin gebrandmarkt, und der Vater, der einen Teint wie altes Porzellan hat und Galoschen trägt, legt diese in einem Augenblick an, wo die Familie Réal, die allerdings nicht wie er in die kalte Dezembernacht hinausfährt, sondern an den behaglichen Theetisch in dem hellerleuchteten und sanftdurchwärmten Salon zurückkehrt, infolge ihres patriotischen Feuers warme Füße hat und darum auch des Pelzes und des Foulards, mit denen sich der Sybarit gegen die Kälte schützt, nicht bedürfen würde. Auch später in Bordeaux, nach der Genehmigung des Präliminarfriedens durch die Konstituierende Versammlung, steigt der unbegreifliche Graf — welcher Patriot könnte das in einem solchen Augenblicke thun! — in eine funkelnde, mit mutigen Rossen bespannte Kalesche (il gagnait une luisante calèche, équipage piaffant), und der Hexenmeister, der sein Möglichstes gethan hat, ihn zu schneiden, sieht durch das offne Wagenfenster la grosse comtesse sitzen, stolzer denn je (plus bouffie de morgue que jamais) und Mademoiselle de La Mûre, avec sa raideur plate.

Wie könnte man sich mit solchen Leuten gegen Gambetta zusammenthun! Und doch haben auf uns, vielleicht weil wir Barbaren sind, weder die Galoschen des Vaters noch die Korpulenz der Mutter oder das Plättbrett der Tochter einen solchen Eindruck gemacht, daß wir ohne weiteres in den Marguerittischen Lobgesang auf den Diktator einstimmen möchten. Es bleibt für uns vielmehr bei der bisherigen Ansicht, daß Gambetta trotz seines Patriotismus, seiner Beredsamkeit und seines organisatorischen Talents nicht der Kriegsminister und Stratege war, den sich Frankreich unter den damaligen mißlichen Verhältnissen wünschen mußte, und daß es im Gegenteil er und Freycinet sind, deren Unkenntnis vom Wesen des modernen Kriegs man das namenlose Elend der französischen Truppen zuschreiben muß, das sogar für die Wünsche des Gegners zu gräßlich und entwürdigend war. An der Vortrefflichkeit der Gesinnungen und Absichten der beiden Patrioten zweifelt niemand, den nicht Voreingenommenheit blendet. Nur das muß man ihnen zum Vorwurf machen, daß sie einen für ihr Vaterland so gefahrvollen Augenblick dazu benutzten, sich als Dilettanten in einer Kunst zu versuchen, die wie jede andre gelernt sein will, und die sie unbegreiflicherweise mit dem verwechselten, was Organisatoren und Feldherren am Anfang des Jahrhunderts zu leisten gehabt hatten, um dem auch damals einer brauchbaren ständigen Armee entbehrenden Frankreich zum Siege zu verhelfen. Die Idee der Volksbewaffnung, des Massenaufgebots, des Kriegs bis aufs Messer (le combat à outrance, wie sich Gambetta ausdrückte) hatte sie hypnotisiert. Sie glaubten, was einem Carnot, einem Bonaparte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gegen die Truppen der europäischen Koalitionen gelungen war, ließe sich im Jahre 1870 Moltke gegenüber wiederholen. Die mangelhaft verpflegten und gekleideten, im Handumdrehn formierten und instradierten Haufen haben ja an gutem Willen, Begeisterung und Opferfreudigkeit das Unglaubliche geleistet, und soweit Mut und Vaterlandsliebe einem Volke schon an sich und ganz abgesehen vom Erfolge zu unvergänglichem Ruhm gereichen, braucht Frankreich die für Gambettas Pläne gebrachten Opfer nicht zu bereuen.



Digitized by Google

Aber vom rein praktischen, militärischen Standpunkte aus betrachtet war die Art, wie zu Werke gegangen wurde, so unsinnig, daß man sie sich nur durch die fanatische Zuversicht erklären kann, von der Gambetta und seine Anhänger getragen waren, daß das, was man für ein geheiligtes und gerechtes Unternehmen hielt, unter allen Umständen gelingen müsse. Mißerfolg an sich würde nichts beweisen, denn Niederlagen erleidet auch eine gut verpflegte und gut geführte Armee. Was entscheidend erscheint, war die Art des Mißerfolgs, das vollkommne aus dem Leime gehn aller oder doch so ziemlich aller Gefechtseinheiten, wie wir es bei sämtlichen von der Regierung der Landesverteidigung aufgestellten und im bunten Wechsel bald durch Gambetta, bald durch Freycinet geopferten, bald von unzweifelhaft sachverständigen Generalen, bald von Stümpern geführten Truppen wahrnehmen. Das kann nur vorkommen, wenn sich Leute in die Sache mischen, die, bei aller sonstigen Befähigung, in militärischen Dingen unerfahrne Neulinge sind und keine Idee von der Verantwortung haben, die einen Befehlenden trifft, wenn er seine Truppen ungedrillt, mangelhaft bekleidet, summarisch bewaffnet, sporadisch verpflegt, in den Kampf mit dem Feind und den Elementen schickt. Wenn man auf Kosten andrer eine gefährliche Kunst ausübt, die man nicht versteht, so ist der gute Wille, den man unter Umständen dabei haben mag, keine Entschuldigung für die Verblendung, die einen über die eigne Unfähigkeit getäuscht hat. Einen guten Einfall auf strategischem Gebiet kann auch der Laie haben; er kann z. B. im Rechte sein, wenn er sich unter gegebnen Umständen etwas von einem Angriffe auf die Verproviantierungslinien des Feindes verspricht: die Entscheidung der Frage aber, inwieweit ein solcher Angriff mit dem vorhandnen Material möglich ist, und in welcher Weise man ihn ins Werk setzen kann, muß er — man sollte glauben, das sähe ein Blinder — den Leuten vom Fach, den Generalen und ihren Stäben überlassen. Der große Fehler, den die Regierung der Landesverteidigung begangen hat, war nicht die Fortsetzung des Kampfes nach den Katastrophen von Sedan und Metz, sondern die abenteuerliche, jeden Augenblick Plan und Leitung wechselnde, nie mit dem menschlich Möglichen und den Bedürfnissen der Truppen rechnende Art der Kriegführung. Und die Schuld hieran tragen nicht die Generale, die von dem unglücklichen abgetriebnen Volke des Verrats bezichtigt worden sind, sondern einzig und allein Gambetta und Freycinet, die mit dem Kopf durch die Wand wollten und sich dazu leider fremder Schädel bedienten.

Wir glauben, daß Frankreich das, was es in den Jahren 1870 und 1871 gelitten hat, seit den Tagen Ludwigs XIV. reichlich um Deutschland verdient hatte, und wir segnen das günstige Schicksal, das uns erlaubt hat, den Tag der Vergeltung zu erleben: aber nachfühlen können wir es den Franzosen doch, daß ihnen das über sie hereingebrochne zu bunt war, und daß sie nach Sedan nicht klein beigaben. Nur daß sie es auf eine so abenteuerliche Weise versuchten, wird uns schwer zu begreifen, und das würde auch nicht geschehn sein, wenn es damals in Frankreich noch Befehlende und Gehorchende gegeben hätte, und wenn der Staat nicht vielmehr wie ein brodelnder Kessel gewesen wäre, aus dem hier ein Schulterknochen, da eine Leber oder ein Herz auftaucht, je nachdem die wallende Flüssigkeit sie auf die Oberfläche bringt. Der Verratspopanz hat das Kraut erst fett gemacht. In dem Marguerittischen Buche spukt er zwar, was die Kapitulation von Metz anlangt, nach wie vor, aber Trochu, Bourbaki, Faidherbe und namentlich Chanzy gegenüber sind die Verfasser gerecht und billig. Man nimmt wohl allgemein an, daß zu Anfang des Feldzugs die französischen Befehlshaber, die über erprobte Armeen verfügten, dem strategischen Genie Moltkes nicht gewachsen waren, auch in der Organisation, dem Material und der Disziplin scheint Frankreich vielfach hinter Deutschland zurückgestanden zu haben. Daß es sich bei der deutschen Heeresleitung nicht, wie bisweilen behauptet worden ist, um eine präzise aber etwas ungelenke

Digitized by Google

Maschinerie handelte, und daß die unter ihren Befehlen stehende Armee in der Hand ihres Meisters ein wunderbar gefügiges und bewegliches Werkzeug war, haben die Tage zwischen Metz und Sedan und die Schicksale der französischen Armeen in den Monaten Dezember und Januar zum Erstaunen vieler bewiesen. Bazaine, Mac-Mahon und Bourbaki saßen in den Fallen drin, ehe sie wußten, wie ihnen geschah. Noch einmal wird sich so etwas nicht ereignen, dazu haben die Franzosen in den inzwischen vergangnen dreißig Jahren zu viel gelernt, aber verstanden hat es das französische Publikum, glauben wir, noch heute nicht, warum es so schwer war, aus diesen Fallen — Paris war auch eine solche — wieder herauszukommen, wenn man einmal drin war. Das lag nicht am schlechten Willen oder am Ungeschick der Führer, das lag — wenn wir den feindlichen Truppen gleichen Mut und gleiche Ausdauer zusprechen wie den unsern — an den überaus verschmitzten, mit vorzüglicher Kenntnis des Terrains berechneten und mit eiserner Energie durchgeführten Veranstaltungen, die die Verteidigung des umfassenden Ringes erleichterten, die Führer rechtzeitig von allen feindlichen Truppenansammlungen benachrichtigten und die Verstärkung bedrohter Punkte ohne Aufenthalt und Reibung möglich machten. Von dem Nutzen, den z. B. vor Paris einzelne Observatorien der deutschen Heeresleitung gebracht haben, scheinen die Gebrüder Margueritte kaum etwas zu wissen, wenigstens erwähnen sie davon nichts, und man hat vielmehr den Eindruck, als glaubten sie, alle für die Ausfälle nötigen Bewegungen der Pariser Truppen seien hinter einem undurchdringlichen Schleier vor sich gegangen. Man wußte deutscherseits immer, wo etwas los war, und konnte sich beizeiten darauf einrichten. Dem gegenüber hatten natürlich auch die entschlossensten und begabtesten Führer von Ausfallstruppen sehr schweren Stand; wenn ihnen, wie dies mehrfach der Fall gewesen ist, die Sache noch obendrein dadurch erschwert wurde, daß untergebne Generale erhaltne Befehle nicht ausführten, so kann man sich kaum wundern, daß es mit den Durchbruchsversuchen bei bestem Willen nicht glückte. Ganz abgesehen davon, was aus einer durchbrechenden, aber zu einem unmöglichen Flankenmarsch zwischen zwei feindlichen Armeehälften genötigten Ausfallsarmee hätte werden sollen. Darum bekümmerten sich die Pariser Schreier, die den „Massenausfall" verlangten, natürlich nicht.

Massenaufgebot, Krieg bis aufs Messer und Franktireurtum sind in dem Buche nicht bloß als Gambettas Lieblingsidee dargestellt; auch die Verfasser und ihre Helden erklären sich dafür. An sich ist ja die Sache, wenn es mit den regulären Truppen nicht geglückt ist, begreiflich genug, und im Prinzip haben wir nichts dagegen, unter der einen Voraussetzung, daß das gesamte Volk echt kastilisch und aragonisch ist. Verbissener Nationalhaß und mörderische Blutgier sind nicht Gefühle, die man einer Bevölkerung durch Proklamationen einflößen kann: als Faktor der Kriegführung kann blutgieriger Haß der Bevölkerung gegen den Eindringling nur in Rechnung kommen, wenn er wirklich in weiten Kreisen der Bevölkerung vorhanden ist. Wir glauben, es war Gambettas Hauptirrtum, daß er hierin von einer falschen Voraussetzung ausging. Er glaubte, das leidenschaftliche Haß- und Rachegefühl gegen die Deutschen, das ihn verzehrte, werde auch von der großen Mehrzahl der Nation empfunden, oder könne ihr doch durch begeisterte Proklamationen eingeimpft werden. Das traf aber, soweit wir dabei aus Erfahrungen urteilen können, nicht zu. Der Durchschnittspatriot wünschte allerdings den Sieg der französischen Waffen, die Niederlage des deutschen Heers, den Einzug in Berlin und war damit von seinem Standpunkt aus auch im Recht, aber er war zu sehr von der Kultur beleckt, als daß ihn seine Vaterlandsliebe in einen Mohikaner hätte verwandeln können. In dem allerdings engen Kreise, auf den sich unsre Wahrnehmungen beschränkten, haben wir in den Jahren 1870/71 unter den Franzosen blutgierige Skalpjäger, als welche uns die Réals zum Teil beschrieben werden,

Digitized by Google

nicht angetroffen und könnten uns im Gegenteil, wenn hier der Ort dazu wäre, auf Erlebnisse beziehn, woraus hervorgehn würde, daß man auch als Feind „in Wäldern noch so groß“ von der Heimtücke der Franzosen nichts zu befürchten hatte, sondern ihnen sein kostbares Leben wie unsrer heimischen Bevölkerung anvertrauen, sich auf sie wie auf diese verlassen konnte. Das beweist natürlich nicht, daß es nirgends Leute nach Gambettas und der Gebrüder Marguerite Herzen gegeben hätte; es gab deren, wie einzelne Vorkommnisse deutlich genug gezeigt haben, aber sie waren zu vereinzelt: man traf sie, wie es im poetischen Abc vom Zebra heißt, nur stellenweise.

Das ist der Grund, warum uns das Franktireurtum, abgesehen von einigen unsern Truppen verderblich gewordnen Überfällen und Angriffen aus dem Hinterhalt, im ganzen wenig geschadet hat, und aus demselben Grunde würden auch vielleicht die Franzosen, trotz der seit 1870 unzweifelhaft sehr gesteigerten Erbitterung der Bevölkerung gegen Deutschland, besser daran thun, beim nächsten Krieg mit uns nicht ein Element in die Kriegführung aufzunehmen, das notwendigerweise zu harten Repressalien veranlassen und so dem Kriege etwas das Leben und das Eigentum der Zivilbevölkerung Gefährdendes geben muß, das ihr sonst, außer soweit es sich um die auf dem Schlachtfeld selbst liegenden Ortschaften handelt, erspart werden kann.

Und damit berühren wir einen Punkt, wo uns die Logik der Verfasser einigermaßen in die Brüche zu gehn scheint. Während sie nämlich dem Kriege bis aufs Messer, dem Angriffe aus dem Hinterhalt und dem Franktireurtum bei jeder Gelegenheit das Wort reden (qu'il y ait un fusil derrière chaque haie, derrière chaque mur lautet der freundschaftliche Rat, den der vierundsiebzigjährige Patriarch Jean Réal seinen Gästen beim Hochzeitsmahle seines Enkels giebt), nehmen sie keinen Anstand, deutsche Repressalien gegen eine solche Teilnahme der Zivilbevölkerung am Kampfe als unnötige Greuelthaten (l'atrocité inutile de ces vengeances) zu bezeichnen und in ihnen Beweise der dure cruauté, der froide barbarie, des raffinement de méchanceté, der tyrannie und sauvagerie allemandes zu sehen.

Wir haben für milde und menschenfreundliche Sieger persönlich eine ausgesprochne Vorliebe, und wir können den Gebrüdern Marguerite insofern auf halbem Wege entgegengehn, als wir die preußische und mithin die ganz nach ihrem Zuschnitt gestaltete deutsche Kriegführung für außerordentlich scharf und durchgreifend halten, bisweilen in solchem Grade scharf und durchgreifend, daß man sie nach dem, was man im Frieden gewohnt ist, als hart und rücksichtslos bezeichnen kann. Aber das liegt im Wesen des Kriegs, bei dem es sich prinzipmäßig um die völlige und möglichst beschleunigte Niederwerfung des Gegners handelt; Zitterfedern dürfen dabei nicht aufgesteckt werden, am wenigsten, wenn es sich um das Wohl und Wehe der eignen Mannschaften handelt. Wie aber, fragen wir, konnten Überfälle in Städten und Franktireurangriffe auf Kolonnen anders erschwert und der Bevölkerung verleidet werden, als indem man jedes derartige Vorkommnis in unnachsichtiger Weise an allen denen ahndete, die auch nur durch Geschehnlassen damit zu thun gehabt hatten? Ein Befehlshaber, der in solchen Fällen mit äußerster Strenge vorzugehn unterlassen hätte, würde sich an der Sicherheit der ihm untergebnen Truppen auf das gröblichste versündigt und sich die sofortige Entziehung des Kommandos zugezogen haben. Phrasen wie: nous avons affaire à des sauvages — outrage imbécile, wenn von der Beschießung von Paris die Rede ist — les implacables fauteurs de cet égorgement de peuples — exactions et meurtres mettaient l'envahisseur au ban de la civilisation — âpre faim de conquête, hypocrisie des reîtres, cupidité vorace — machen sich als rhetorische Floskeln für ein französisches Auge ohne Zweifel ganz gut, aber Phrasen bleiben es doch, und mit diesen phantastischen Waffen werden die Landsleute der Verfasser in einem künftigen Kriege

Digitized by Google

ebensowenig Glück haben, wie ihnen 1870/71 die berühmten Proklamationen, Tagesbefehle und Schwüre ihrer Tribunen und Generale etwas genützt haben.

Wären die Verfasser verhärtete Bösewichte, so würden uns ihr Haß und ihre Verachtung weniger berühren, aber es sind brave, vaterlandsliebende Männer, die uns ihrer festen Überzeugung nach im Namen der Zivilisation als schmutzige und übelriechende Barbaren brandmarken zu müssen glauben. Das ist hart: aber die Demütigung, die sie uns mit ihrem Buche zufügen, kann doch der unwillkürlichen Komik ihrer bisweilen etwas unbewacht ausbrechenden Entrüstung nicht ganz die Spitze abbrechen. Namentlich leistet Gustave Réal, der Arzt, der uns als rotwangig, bartlos, untersetzt, als ein Mann voll entgegenkommender und feiner Gemütlichkeit geschildert wird, in seinen uns mitgeteilten Tagebucheinträgen nach dieser Richtung hin erfreuliches. Er ist uns trotz seiner antideutschen Gesinnung einer der liebsten; sein Tagebuch kommt uns weniger „zurechtgemacht" vor als das übrige: aber wenn er auch einiges Gute an uns läßt, zu hören giebt ers uns doch tüchtig.

Unter dem 19. November 1870 finden wir folgenden Eintrag. „In Soissons — so groß ist die Furcht vor dem leisesten Schatten eines Franktireurs — macht le gouverneur (vermutlich der Generalgouverneur von Reims) bekannt, daß er jeden, der sich mit der Waffe in der Hand betreffen läßt, ohne zur aktiven Armee zu gehören, als Verräter (traitre) verurteilen und ohne weiteres (sans autre forme de procès) hängen oder erschießen lassen wird. Ich habe mir diesen Satz, fährt der gute Doktor fort, abgeschrieben, weil ich ihn für ein Meisterstück von Unverschämtheit (admirable d'impudence) halte. Verräter der, der in seinem eignen Lande das Leben der Seinen und sein Eigentum verteidigt! Bei Gott, das ist ein starkes Stück (c'est roide)!" Ist es dem guten Doktor wirklich unbekannt, oder stellt er sich nur so, daß französische Generale, wenn sie in Feindesland operieren — und sie haben das, außer in England, zur größern gloire der grande nation so ziemlich in allen europäischen Staaten probiert —, nur eine trahison und eine Sorte von traitres kennen, den Verrat und den Verräter an der in Feindesland stehenden französischen Armee, und daß sie dieses Vergehn des, wie sich Monsieur Gustave ausdrückt, in seinem eignen Lande das Leben der Seinen und sein Eigentum verteidigenden Bürgers in den allerseltensten Fällen anders als mit dem Tode bestraft haben? Ist es das Verbot, bewaffnet einherzugehn, das ihm admirable d'impudence erscheint, oder die darauf gesetzte Strafe? So naiv wird er doch wohl kaum sein, daß er geglaubt haben könnte, die deutschen Besatzungen der Generalgouvernementbereiche hätten in jedem einzelnen Falle abwarten sollen, was der die Seinen und sein Eigentum verteidigende Bürger mit der Mordwaffe anrichten würde, und die Strafe des Erschießens für verbotwidriges Tragen und Aufbewahren von Waffen ist eine von der Notwehr gebotne Maßregel, für die er in den französischen Kriegsannalen tausende von Vorgängen finden wird. Übrigens ist es bekannt, daß unsre deutschen Generale die Suppe nicht so heiß zu verzehren pflegten, als sie vom Herd kam, und daß zu Bismarcks vorgeblichem Ärger — wenn er selbst Entschließung zu fassen hatte, war er auch nicht so schlimm — die meisten der Ergriffnen mit einem unfreiwilligen Abstecher nach den deutschen Festungen davonkamen.

Unter dem 8. Dezember 1870 beklagt Dr. Réal seine in Rouen zurückgebliebnen Freunde wegen der Okkupation der Stadt durch deutsche Truppen und ruft, als ob es sich um ein Übermaß von Leid und Trübsal handelte, elegisch aus: „Armes Rouen! wenn ich denke, daß ich jetzt vielleicht auch wie die mir befreundeten B.schen und T.schen Familien einige schwerfällige und gefräßige Teutonen zu beherbergen haben könnte (que je pourrais être en train d'héberger en ce moment quelques lourds et voraces Teutons)! Die Gesundheit und den guten Appetit kann er uns als Arzt, der den Wert dieser Güter kennt, auch später nicht verzeihn. Die Deutschen, sagt er, haben den Vorzug der Gesundheit vor uns voraus. Sie mästen sich an

Digitized by Google

dem, was sie ohne Nachsicht zusammenrequirieren (leurs dures réquisitions les engraissent). Liegt einem da nicht der Gedanke nahe, daß die Franzosen, die im eignen Lande waren, kaum hätten Not leiden können, wenn ihre Befehlshaber für sie gesorgt hätten, wie die unsern für uns?

Einen Eintrag vom 7. Januar 1871 wollen wir gleichfalls wiedergeben: er beweist, daß Monsieur Gustave auch das Gute an uns zu sehen verstand. „Die ernste Sinnesart und der einfältige Glaube der deutschen Soldaten fällt mir auf. Wie verschieden ist ihr Seelenzustand von dem unsrer Soldaten, die an nichts glauben. Notwendigkeit irgend eines Glaubens, es sei, welcher es wolle (Nécessité d'une croyance, quelle qu'elle soit)." Die Phrase im Lapidarstil ist, so kavaliermäßig sie auch klingen mag, ganz ernst gemeint. „Dieses Volk — man glaubt einen Chinesen oder Perser reden zu hören — hat auch bessere Schulbildung als das unsre (est aussi plus instruit que le nôtre); fast alle können schreiben, lesen, haben ein Notizbuch, in das sie ihre Eindrücke eintragen (ont un carnet de route où ils griffonnent leurs impressions). Habe einige davon durchgeblättert, worin sich die Überzeugung ausspricht, daß sie für eine gerechte Sache kämpfen, daß Gott auf ihrer Seite steht! Ein starker Menschenschlag, weniger verfeinert, nachdenklicher (moins affinée, plus réfléchie)." Nicht wahr, das thut einem wohl, mitten zwischen die kalte Grausamkeit und das übelriechende Barbarentum hinein? Wenn nur die schreckliche Gefräßigkeit nicht auch hier wieder das Bild verdürbe. „Seltsame Mischung von geistigem und tierischem Wesen (curieux mélange d'idéologie et d'animalité). Einen dicken Kürassier behandelt, der außer sich über das ihm auferlegte unvermeidliche Fasten, mit großen Rollaugen nichts andres zu sagen wußte als Fleisch! Fleisch! Er machte mich so nervös, daß ich ihm hätte sagen mögen: Da, friß und verrecke."

Über die Verpflichtung, die für gefangne Offiziere aus dem von ihnen unter Verpfändung ihres Ehrenworts geleisteten Versprechen entsprang, keinen Fluchtversuch unternehmen zu wollen, ist nach den Katastrophen von Sedan und Metz viel gesprochen und geschrieben worden. Die Verfasser der tronçons du glaive lassen Charles Réal ganz richtig sagen, ein Offizier, der sein Ehrenwort, keinen Fluchtversuch zu unternehmen, nicht gegeben habe, handle recht, wenn er nach Frankreich zu entkommen suche, aber sie berichten von einem Zwischenfall, auf den oft zurückgekommen wird, und bei dem von der Voraussetzung ausgegangen zu werden scheint, es habe unter den gefangnen französischen Offizieren zwei einander schroff entgegenstehende, jeden gegenseitigen Verkehr ausschließende Ansichten darüber gegeben, ob es Pflicht sei, die Gefangenschaft der Mannschaft zu teilen oder einen Fluchtversuch zu machen, um bei den neuformierten Regimentern eintreten zu können. Wir vermuten, da die Verfasser die Sache so darstellen, daß sie so war: aber bei Offizierkorps andrer Länder hat über diesen Punkt weder früher noch später ein Zweifel bestanden. Eine Pflicht, die Gefangenschaft der Mannschaften zu teilen, ist nie angenommen worden; im Gegenteil, wer sein Wort nicht gegeben hatte und nachlässig bewacht wurde, suchte zu entkommen, nur mit dem Unterschiede, daß das in neunundneunzig Fällen unter hundert unmöglich war. Wir sehen deshalb nicht recht ein, wie Offiziere, die Gelegenheit zur Flucht fanden, denen, die keine hatten, etwas als getroffne Wahl zurechnen konnten, was nur mangelnde Gelegenheit war.

Der in französischen Publikationen über den Krieg von 1870/71 nahezu ständige Irrtum, daß die Nichterstreckung des am 28. Januar 1871 abgeschlossenen Waffenstillstands auf die Ostarmee durch eine Weigerung Bismarcks oder Moltkes, die Armee Bourbakis in die allgemeinen Bedingungen aufzunehmen, verursacht worden sei, kehrt auch in den tronçons du glaive wieder (Bismarck y tient). Es fällt einem schwer einzusehen, wie der, der das berichtet, in gutem Glauben sein kann, da nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller beteiligten die Ostarmee von den Waffenstillstandsbedingungen auf Favres ausdrücklichen Wunsch ausge-

Digitized by Google

nommen worden war, aber begreiflich ist es andrerseits, warum es den Verfassern besonders schwer wird, diese Thatsache zuzugeben; denn wenn die Nachrichten, die Gambetta und Freycinet über die angeblichen Erfolge und Aussichten Bourbakis nach Paris hatten gelangen lassen, nicht in einer den Verhältnissen widersprechenden Weise so optimistisch gefärbt gewesen wären, daß Favre auf einen entscheidenden Erfolg der französischen Waffen in der Nähe von Belfort rechnen zu dürfen geglaubt hatte, so wäre wenigstens die eine Katastrophe des Übertritts in die Schweiz und der letzten an den Rückzug Napoleons aus Rußland erinnernden Marschtage bis an die Grenze vermieden worden.

Auch sonst führt der Wunsch, so zu schreiben, wie es patriotische Franzosen gern lesen, die Verfasser etwas weit. So finden wir da, wo von dem rechtzeitigen Anmarsch Manteuffels auf Pontarlier die Rede ist, folgende pathetische Schilderung: er kam den französischen Truppen mitleidlos (impitoyablement) zuvor, sperrte die Straßen, verengte das Flußbett (rétrécissait le lit du fleuve). Wenn es nicht auf einen rhetorischen Effekt abgesehen ist, kann doch unter dem impitoyablement eigentlich nichts Verständiges gemeint sein; denn Mitleid hat im Kriege bekanntlich da, wo es sich darum handelt, einem Gegner zuvorzukommen, keine Stimme, und die klassische Periode der dem fliehenden Feinde zu bauenden goldnen Brücken ist auch längst vorüber. Sehr geschickt wird das Benehmen des Generals Beaufort in Versailles, worüber in den Tagebuchblättern von Moritz Busch, Band II, Seite 94 und 96, einige deutsche Urteile zu lesen sind, in folgender Weise charakterisiert: le général de Valden remplaçait à l'improviste le général de Beaufort, clairvoyant, lui, jugé trop violent la veille par Bismarck. — Clairvoyant ist unbezahlbar.

Liebhaber von Kuriosis erlauben wir uns schließlich auf ein an Homerische Seitenstücke erinnerndes Klischee aufmerksam zu machen, da es überraschend lang und gleichlautend ist; während nämlich Seite 106 von der Nachricht des französischen Siegs bei Coulmiers gesagt ist: Un peu plus tard, venue d'où? apportée comment? l'insaisissable nouvelle de la victoire, courant d'un bout à l'autre de l'armée, venait aboutir au bataillon d'Eugène, heißt es Seite 372 von der französischen Niederlage bei le Mans: C'est alors que venue d'où, apportée comment, l'insaisissable nouvelle de la défaite, courant d'un bout à l'autre de l'armée, vint aboutir aux bivouacs d'Yvré-l'Évêque.

In der erzählenden und beschreibenden Prosa ist diese besondre, dem Volksepos vorbehaltne Art des schmückenden Beiwerks eigentlich nicht üblich, und wir würden uns nicht wundern, wenn sich das Klischee als Zufälligkeit, als tic eingeschlichen hätte. Aber es ist bezeichnend für den Rhythmus des Ganzen, für den hohen Kothurn patriotischer Trauer und Entrüstung, den sich die Verfasser im Vorwort anschnallen, und von dem sie auch, außer da, wo der rotwangige, bartlose Doktor zu Worte kommt, nicht sehr herunterstreigen. Wir glauben, ein hochgebildeter, poetisch begabter Schriftsteller im Reiche der Mitte würde über die Leiden seines Vaterlands während der letzten Fremdeninvasion in ähnlicher Weise geurteilt und berichtet haben: dazu passen auch die für ausländisches Barbarentum empfundne Geringschätzung und der durch angebornes wie anerzogues Selbstbewußtsein anmutig beschränkte Gesichtskreis.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein kleiner Sieg des Reichsgedankens. Anfang November hat die deutsche Reichspostverwaltung (nicht Preußen, wie gedankenloserweise hier und da geschrieben stand) mit Württemberg einen Vertrag abgeschlossen, wonach vom 1. April

Digitized by Google

1902 an die im übrigen selbständig bleibende königlich württembergische Postverwaltung die Reichspostmarke annimmt. Endlich! wird so mancher geseufzt haben. Denn mit allen solchen Dingen, die unsre Einheit auch äußerlich zum Ausdruck bringen, was für die Empfindung des Volks und des Auslands keineswegs gleichgiltig ist, geht es bei uns ganz entsetzlich langsam. Die Einheit des bürgerlichen Rechts war längst gesichert, als das deutsche Reichsheer, das formell noch in einzelne selbständig verwaltete „Armeen“ mit eignen Feldzeichen zerfällt und nicht einmal eine gemeinsame Rangliste hat, am hundertjährigen Geburtstage Kaiser Wilhelms I., über ein Vierteljahrhundert nach der Reichsgründung, die deutsche Kokarde neben der Kokarde in den verschiedentlichen Landesfarben anlegte, und dreißig Jahre mußten seit jenem Zeitpunkte vergehn, ehe einer der beiden süddeutschen Staaten, die unter ihren „Reservatrechten“ auch die Posthoheit „gerettet“ hatten — denn so faßte mans dort auf —, sich herbeiließ, nicht etwa diese Posthoheit aufzugeben, sondern eben nur ein gemeinsames Zeichen anzunehmen, etwa wie bei den Münzen. Und sogar über diesen neuen schrecklichen Erfolg der „Verpreußung“ weint die partikularistische Presse heiße Thränen, und auch der Halbmondsaal des bescheidnen württembergischen Landtagshauses wird ohne Zweifel bald von beweglichen Klagen patriotischer Herzen wiederhallen. Denn so steht es: das „Volk“ ist immer noch in Gefühlen und Gewohnheiten ganz partikularistisch, und es hemmt sogar die Regierungen, wenn sie, weiterschauend als die Wählerschaften, im wohlverstandnen Interesse des eignen Landes, einmal ein „Opfer“ für die Reichseinheit bringen wollen. Wie wäre es sonst möglich, daß man sich allerorten gegen eine deutsche Eisenbahngenossenschaft so heftig sträubt, die doch so sicher kommen wird, wie einstmals der Zollverein gekommen ist, in einer Zeit, die auf immer stärkere Konzentration des Verkehrswesens gebieterisch hindrängt! Vollends in Bayern, das zwar alle Vorteile der Reichsgenossenschaft genießt, aber in vieler Beziehung mehr ueben, als im Reiche steht, hat der Minister von Crailsheim sofort erklären müssen, die Regierung sei „fest entschlossen,“ an den bestehenden Verhältnissen nichts zu ändern. Nnu, „kommen wird einstens der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,“ nämlich die bayrische Sonderbriefmarke, beileibe nicht die bayrische Posthoheit — soweit reichen auch unsre kühnsten Träume nicht —, wie der Raupenhelm, dieses angestammte Palladium bayrischer Art aus der Napoleonischen Zeit, auch schon der schrecklichen Pickelhaube, diesem Sinnbilde der „Verpreußung,“ gewichen ist, dank dem weisen Entschlusse des Prinz-Regenten, der doch wohl auch zu beurteilen weiß, was Bayern und dem Reiche frommt. Aber einen Teil der Schuld an solchen unerfreulichen Erscheinungen, die die Schwäche unsers Nationalbewußtseins immer wieder, auch dem Auslande, in beschämender und nicht unbedenklicher Weise verraten, trägt unsre nationale Presse, wenn sie jede partikularistische Empfindlichkeit (angeblich nach Bismarck!) ängstlich zu schonen rät, eine Schädigung des Reichsgedankens sogar von der Abschaffung der billigen Sonntagsfahrkarten in Thüringen fürchtet und ganz vergessen hat, daß sich jede Verfassung, am meisten die eines so jungen Gemeinwesens, wie das Deutsche Reich, weiter entwickeln muß, wenn das Gemeinwesen nicht verkümmern oder gar zu Grunde gehn soll, wie der Deutsche Bund an der Unveränderlichkeit und Unverbesserlichkeit seiner Verfassung zu Grunde gegangen ist. Kein Mensch, am allerwenigsten die preußische Regierung, denkt daran, den Einzelstaaten eines ihrer durch die Reichsverfassung gesicherten Rechte, namentlich etwaige „Reservatrechte“ ohne ihre Zustimmung zu nehmen; aber daß ein Menschenalter nach der Reichsgründung der freiwillige Verzicht auf die württembergische Sonderbriefmarke noch Opposition erweckt, das ist in der That ein Zeichen einer bedauerlichen politischen Unreife.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Die Haltung der Prinzessin von Preußen in den Jahren 1848 und 1849

Von G. Schuster

Die kürzlich erschienenen „Denkwürdigkeiten“ des Ministers Otto von Manteuffel enthalten keineswegs, wie man nach dem Titel annehmen könnte, persönliche tagebuchartige Aufzeichnungen des bekannten Staatsmanns, sondern sie sind der Hauptsache nach eine Sammlung von Akten und Briefen. Die Bearbeitung dieser Dokumente läßt allerdings viel zu wünschen übrig und entspricht keineswegs wissenschaftlichen Anforderungen. Doch hiervon bei andrer Gelegenheit. Wir verdanken den Aufzeichnungen eine Reihe von Briefen und Aktenstücken, die zum Teil recht wertvoll sind und vielfach neues Licht über eine interessante, aber keineswegs glänzende Periode der preußischen Geschichte verbreiten. Von hervorragender Bedeutung sind namentlich die im ersten Bande veröffentlichten Briefe der Prinzessin Augusta von Preußen und eine von ihr verfaßte politische Denkschrift. An der Hand dieser geschichtlichen Dokumente wird es möglich sein, das uns überlieferte Bild von dem persönlichen Wirken und der Haltung Augustas hauptsächlich in den Jahren 1848/49 wesentlich zu vervollständigen.

Die feingebildete Weimarer Prinzessin war die Enkelin Karl Augusts, der ja zuerst von allen deutschen Fürsten seinem kleinen Staate eine Verfassung gegeben hatte. Sie war eine entschiedne Vertreterin des Herderschen Humanitätsgedankens, und so war sie gleichsam mit freiern Anschauungen über das Verhältnis von Fürst und Volk, als man sonst an den deutschen Fürstenhöfen zu hören gewohnt war, nach Berlin gekommen. An dieser Auffassung hielt Augusta auch in ihrem neuen Wirkungskreise fest, um so mehr, als sie durch einen längern Aufenthalt in England im Jahre 1846, wo sie dessen staatliche Einrichtungen mit eifrigem Interesse studiert hatte, darin bestärkt worden war. In ihrer besondern Vorliebe für englische Dinge begegnete sie sich übrigens mit ihrem liebenswürdigen Schwager, dem König Friedrich Wilhelm IV., so sehr auch sonst diese beiden Charaktere ihrer ganzen Naturanlage nach voneinander ab-



Digitized by Google

weichen mochten. Der Umgang mit einer Reihe hervorragender Geister, dem berühmten Historiker Friedrich von Raumer, den Brüdern Humboldt, dem geistvollen Archäologen Böckh, mit Boyen, Gneisenau, den Helden der großen Zeit der Befreiungskriege, bot ihrem lebhaften Wesen nicht nur eine erwünschte vielseitige Anregung, sondern trug auch dazu bei, ihre Jugendideale, ihre freiere politische Auffassung immer von neuem zu beleben und zu kräftigen. Besonders aber wirkte das vertraute Verhältnis, das sich zwischen ihr und Alexander von Humboldt entwickelte, nach dieser Richtung bestimmend auf sie ein. Der große, politisch freidenkende Naturforscher, dem die Hofluft ein notwendiges Lebenserfordernis war, und der sich dort nicht selten aufdringlich bemerkbar machte, hat ihr in politischen Dingen häufig als intimer Ratgeber zur Seite gestanden. Die Prinzessin selbst bezeichnet ihn in ihrem Briefwechsel als ihren „physikalischen Hofkaplan," als ihren „getreusten Urmenschen" usw. Humboldt war es auch, der ihr die ihm befreundete, mit einem Sohne des Bürgerkönigs Louis Philipp vermählte Helene von Mecklenburg näher brachte. Nicht lange währte es, da verband die engste Freundschaft die beiden wahlverwandten Frauenseelen. Ein reger Briefwechsel entspann sich, und häufige Zusammenkünfte gaben eine erwünschte Gelegenheit zu vertraulichem Aussprechen. An dem schweren Unglück, in das auch Helene durch die Pariser Februarrevolution geriet, nahm ihre glücklichere Freundin aufrichtigen Anteil, und es bedurfte vieler Jahre, ehe sie diesen Schmerz völlig verwinden konnte.

Auch das sich allmählich zwischen Augusta und dem Bunsenschen Ehepaar entwickelnde freundschaftliche Verhältnis ist offenbar von Humboldt vermittelt worden. Ob aber die Prinzessin in dem langjährigen Verkehr mit diesen schöngeistigen, idealistischen, interessanten Menschen wirklich ihre Rechnung gefunden hat, steht dahin. Wenigstens hat der Politiker Bunsen, häufig ein „schwankes Rohr im Winde," ihrer regsamen Seele schwerlich mehr als leere Phantastereien zu bieten vermocht. Ähnlich verhält es sich mit einer Reihe andrer Freunde und Verehrer, die Augusta beständig um sich versammelte, wie die Grafen Pourtalès und Perponcher, Rudolf von Auerswald, den Freiherrn Alexander von Schleinitz u. a. Es waren das durchweg gewandte Hofkavaliere, schöngeistig, von tadellosen äußern Formen und hinreißender Unterhaltungsgabe, politisch aber herzlich unbedeutend. Da sie in dieser Beziehung selbst nichts bieten konnten, so machten sie sich wenigstens zu gefälligen Vertretern der Gedanken ihrer Herrin. Von dem Braunschweiger Alexander von Schleinitz ist bekannt, wie sehr er in der Folge seine ganze Persönlichkeit für diesen Dienst eingesetzt hat.

Als die politischen Anschauungen des liberalen Freundeskreises zum erstenmal in dem Vereinigten Landtage von 1847, besonders durch Georg von Vincke, den wackern Doktrinären, „Heros des Rechtsbodens," öffentlichen Ausdruck fanden, zeigte sich Augusta mit der Lage der Dinge durchaus vertraut, und mit eindringendem Verständnis wußte sie die innern und äußern Motive zu umfassen und zu ermessen, die dem tiefen Verlangen nach einer geordneten Mitwirkung der Staatsbürger an der Gesetzgebung zu Grunde

Digitized by Google

lagen. So kam es, daß sie sich bei der liberalen Partei im Lande bald großer Popularität erfreute, ein Umstand, der dem König Ernst August von Hannover Veranlassung gab, sie gelegentlich die „kleine Jakobinerin" zu nennen. So widerwärtig und verabscheuungswürdig der gereiften Frau auch alles erscheinen mußte, was an Revolution erinnerte, so entging doch ihrem historisch geschulten Blicke keineswegs die der deutschen Bewegung anhaftende nationale Tendenz. „Der Gedanke an Deutschlands Einheit, Freiheit und Herrlichkeit erfüllte die ganze Seele Augustas mit glühender Leidenschaft." Aber hiermit fand sie nur bei Wenigen verständnisvolles Entgegenkommen. Der kühlen, besonnenen Denkungsart ihres Gemahls erschien diese Gesinnung zuweilen sogar gefährlich, obwohl beide in der Beurteilung der durch das heillose Schwanken der Regierung unhaltbar gewordnen politischen Lage einig waren. Die schlimme Krisis, die über das alte Preußen hereinbrechen sollte, sah Augusta mit prophetischem Blicke voraus. Aber ihrer Besorgnisse achtete niemand, ja man lächelte wohl überlegen und mitleidig über die „Kassandra." Und doch durfte die charaktervolle Frau nach Goethes Ausspruch „mitreden, denn sie hatte etwas gelernt."

So trafen die Pariser Februarereignisse, der Sturz des Bürgerkönigs, die Berliner Märzrevolution die Prinzessin nicht unvorbereitet. Sie gehörte zu den wenigen Persönlichkeiten, die in den furchtbaren Tagen nicht völlig den Kopf verloren. Als das Menschengewühl in den Nachmittagsstunden des 18. März auf den Straßen Berlins immer dichter und beängstigender wurde, teilte sie ihrem Sohne und dessen anwesendem Lehrer, dem Mathematiker Schellbach, in freudiger Erregung mit, der König habe eine Deputation empfangen, eine Verfassung versprochen, und alles werde noch gut werden. Bald darauf eilte sie aus ihrem Palais „Unter den Linden" ins Schloß, wo Deputationen auf Deputationen kamen und gingen. Auch als am 19. März wegen des Abmarsches der Truppen beraten wurde, der ohne Frage auf eine von Arnim veranlaßte, aber wohl mißverstandne oder unklare und dann von Bodelschwingh in unbedachtem, verhängnisvollem Eifer verbreitete Äußerung des Königs zurückgeführt werden muß, war sie zugegen. In der Mittagsstunde waren die Truppen bis auf zwei im Schlosse als Besatzung zurückgebliebne Bataillone nicht nur von den Straßen und Plätzen zurückgezogen, sondern hatten auch die Hauptstadt schon verlassen. Tiefe Niedergeschlagenheit befiel alle Gemüter. Es fehlte in diesem verhängnisvollen Augenblicke der große Mann, der tapfer zugriff, wo selbst der König, körperlich und geistig erschöpft, verzagte, der energisch und mit Umsicht handelte, wo alle Welt verzagte. Da faßte sich endlich der junge Flügeladjutant Rittmeister Edwin von Manteuffel ein Herz und riet dem gebeugten König, unter dem Schutze der beiden Bataillone aus Berlin zu ziehn. Der Augenblick sei günstig, der Weg „Unter den Linden" zum Brandenburger Thor sei frei, die überraschten Volksmassen ohne einheitliche Leitung, die Regimenter noch in der nächsten Nähe und bereit, auf den ersten Alarmruf zum Schutze des gefährdeten Hofs herbeizueilen. In der That trafen der König und seine Umgebung Anstalten, dem angesichts der nicht ungefährlichen Lage vielleicht

Digitized by Google

sehr zweckmäßigen Rate zu folgen. Da aber herrschte die Prinzessin den kühnen Sprecher ungnädig an: „Manteuffel, Sie sind ein exaltierter junger Mensch! Wie können Sie sich herausnehmen, über Dinge zu sprechen, die nur Staatsmänner zu beurteilen imstande sind!" Wirkte schon die leidenschaftliche Sprache der Prinzessin lähmend auf die wenigen Entschlossenen ein, so verhinderten dann die sich bald darauf vor und im Schlosse abspielenden wüsten Szenen, von deren entsetzlicher Roheit wir uns heute kaum eine Vorstellung machen können, die Ausführung des Planes.

Die weitere Entwicklung der Dinge machte bekanntlich die schleunige Entfernung des Prinzen von Preußen aus Berlin notwendig. Willig folgte da die stolze Fürstin dem harten Zwange und begab sich mit ihrem Gemahl nach der Wohnung (Karlsbad Nr. 2) des vortragenden Rates im Ministerium des Innern, Julius von Schleinitz, des Bruders ihres Vertrauten. Von hier eilte der Prinz in der Nacht vom 19. zum 20. März nach Spandau, wo er morgens um vier Uhr anlangte, und fuhr in der nächsten Nacht nach der Pfaueninsel bei Potsdam. Dort traf er mit seiner Gemahlin zusammen, verlebte in ihrer Gemeinschaft seinen Geburtstag, den 22. März, und brach noch am Abend desselben Tages nach England auf. Von einem Dorfe bei Perleberg brachte ihn ein Prediger Behrendt in seinem Wagen über die mecklenburgische Grenze nach Ludwigslust. Dann ging es mit der Eisenbahn nach Hamburg, und am 24. März abends, nachdem in dem Landhause des preußischen Konsuls Oswald in Blankenese kurze Rast gehalten worden war, wurde ein Schiff bestiegen, das den hohen Reisenden glücklich nach London führte (27. März).

Von der Pfaueninsel begab sich Augusta zu ihren Kindern nach Potsdam. Prinz Karl, der ihre und der ganzen Familie Sicherheit dort für bedroht hielt, verlangte, daß sie in der Nacht zum 23. März die Stadt verlasse. Diese Zumutung wies jedoch die tapfere Frau energisch zurück, und die Generale von Prittwitz, von Hirschfeld und von Unruh bestärkten sie in ihrer Weigerung. In diesen trüben Tagen legte sie Trauer an, und ihr Unglück mit dem der Herzogin von Orleans vergleichend, schrieb sie klagend: Je suis une veuve avec deux orphelins.

Der Aufenthalt des Gemahls in dem von ihr geschätzten England, der Verkehr mit dem Prinz-Gemahl, mit Bunsen, dem preußischen Gesandten in London, u. a. war Augusta durchaus erwünscht. Aus Bismarcks Memoiren erfahren wir, daß damals bei der trostlosen Mut- und Ratlosigkeit in der Umgebung des Königs, bei den unberechenbaren Zickzackkursen seiner Politik, der Unpopularität des Prinzen von Preußen die liberale Partei mit Vincke an der Spitze auf den abenteuerlichen Gedanken einer Abdankung des Königs, eines Verzichts des Prinzen auf sein Erbrecht kam und den Plan erwog, eine Regentschaft der Prinzessin für ihren minderjährigen Sohn herzustellen. Zwar kam die gefährliche Idee des „Abgeordneten aus dem Sauerlande" angesichts der entschlossenen Haltung Bismarcks nicht zur Reife, aber der ganze Vorgang zeigt doch deutlich, wie groß das Vertrauen und die Wertschätzung waren, die man Augusta in diesen Kreisen entgegenbrachte. Hierzu kam, daß auch ein-

Digitized by Google

sichtige Patrioten, wie Max Duncker und Stockmar, Augustas Persönlichkeit begeistert huldigten. Dieser erklärte: „Die Prinzessin von Preußen ist tüchtig, klar, entschieden und begreift wohl von allen das Außerordentliche und Eigentümliche unsrer Zeit am besten." Jener setzte bei ihr ein reifes Verständnis für die großen sittlichen Fragen des Staatslebens für die deutsche Sache und die Zukunft ihres Hauses voraus und suchte in diesem Sinne als Mitglied der Nationalversammlung auf sie einzuwirken.

Man wird nicht fehl gehn, wenn man behauptet, daß sich der stolze Geist der hochstrebenden Frau durch alle diese Vorgänge, durch das ungewöhnliche Maß des ihr zuströmenden Vertrauens außerordentlich gehoben fühlte, daß das Gefühl des eignen Wertes sich unwillkürlich steigerte und der Wunsch immer reger wurde, Gedanken und Worte in die That umzusetzen. Zugleich aber kann man auch wahrnehmen, daß die „verschiedenartigen Prätensionen und Ratschläge," die in diesen Tagen unaufhörlich auf sie einstürmten, und über die sie sich auch zu Vertretern der Gegenpartei, namentlich zu Bismarck und Leopold von Gerlach „herzzerreißend" äußerte, sie arg mitnahmen. Einen tiefen Einblick in ihre damalige Stimmung gewährt ein an ihren alten Lehrer Hand aus Babelsberg (10. Juni 1848) gerichtetes Schreiben. „Ich sehne mich, so lesen wir hier, schon längst nach der Möglichkeit, Ihnen meinen herzlichen Dank für die Teilnahme auszusprechen, welche Sie mir bewiesen haben, und die ich um so mehr erkannte, als unser Gespräch im vergangnen Herbst allerdings auf die seitdem eingetretnen Stürme hindeutete. So hat mich denn die neue Zeit nicht unvorbereitet gefunden und bis jetzt auch nicht des Mutes und der Kraft beraubt, aber tief erschüttert hat mich ihr gewaltsames Auftreten da, wo eine weise Vermittlung möglich gewesen wäre, und so nun schwere Opfer gebracht werden mußten. Hoffen wir das deutsche Vaterland geläutert aus dieser Zeit hervorgehn zu sehen und deutschen Sinn bewährt zu finden, von einer Zunge zur andern; denn nur durch Wahrheit, Eintracht und Gesetzlichkeit gedeiht das Wohl der Völker."

Im Vordergrunde des öffentlichen Interesses standen damals neben dem Schicksale der Elbherzogtümer das preußische Verfassungswerk und die Frage der Reichsverfassung. Am 18. Mai trat die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. zusammen, am 22. hielt die preußische Nationalversammlung in Berlin ihre erste Sitzung.

Anstatt mit dem König auf Grund der bekannten am 21. März erlassenen Proklamation Hand in Hand zu gehn, verwarf die Berliner Versammlung in unfruchtbarer Opposition den ihr von der Regierung vorgelegten Verfassungsentwurf und die zur Wiederherstellung der Ordnung beabsichtigten Maßregeln. Ebenso geringer Staatsklugheit begegnen wir in Frankfurt. Nachdem man hier die kostbare Zeit mit langatmigen Reden und heftigen Wortgefechten über die „Grundrechte des deutschen Volks" nutzlos vergeudet hatte, über die Verfassung eines Reichs, das noch gar nicht da war, beschloß man, nicht etwa Friedrich Wilhelm IV. wegen der Durchführung seiner Proklamation anzugehn, sondern die Oberhauptsfrage zu vertagen, und wählte den volksfreundlichen

Digitized by Google

Erzherzog Johann zum „Reichsverweser," ein klägliches Zeichen für die tiefe innere Zerklüftung der Nation. Man wünschte wohl, daß Preußen in Deutschland aufginge, aber man wollte es nicht an dessen Spitze sehen. Ein Umschlag in der Stimmung des Volksgeistes erfolgte erst nach den Frankfurter Septembermorden. Das Gespenst einer Herrschaft des kommunistischen Terrorismus schien drohend am politischen Horizont heraufzuziehn. Mit den monarchisch gesinnten Elementen verband sich jetzt gesinnungstüchtig die angsterfüllte Bourgeoisie zu entschiedner Opposition gegen das herrschende demokratische Treiben. Sieg über den Radikalismus, Wiederherstellung der Ordnung wurde die Losung der Nation und der sich nunmehr zu energischem Handeln aufraffenden Regierungen.

In Berlin, wo die Lage heillos verwirrt, wo ein liberales Ministerium auf das andre gefolgt war — Camphausen, Hansemann, von Pfuel —, berief der König endlich am 8. November 1848 das Ministerium der „rettenden That," das aus dem Grafen Brandenburg als Ministerpräsidenten, dem Freiherrn Otto von Manteuffel als Minister des Innern, dem Kriegsminister von Strotha, dem Kultusminister von Ladenberg und dem Handelsminister von der Heydt bestand. Das neue Ministerium verlegte alsbald die preußische Nationalversammlung nach der Stadt Brandenburg. Als die Majorität der Versammlung trotzdem ihre Sitzungen in Berlin fortsetzte, wurde der Belagerungszustand über die Hauptstadt verhängt, und die Sitzungen wurden mit Waffengewalt aufgehoben. Diesem Vorgehn der Regierung begegnete die Nationalversammlung mit dem unsinnigen Beschluß der Steuerverweigerung (13. November).

Alle diese Vorgänge verfolgte Augusta mit gespanntester Aufmerksamkeit und griff ohne Zaudern da persönlich ein, wo es nach ihrer Meinung dringend geboten schien. Sie hat denn auch häufig die Genugthuung gehabt, daß die Ereignisse ihr Recht gaben. Schon die Thatsache, daß sie ihren Wohnsitz zum Unterschiede von der königlichen Familie nach Berlin zurückverlegte, deutet darauf hin, daß sie nicht gewillt war, der Entwicklung der Dinge müßig zuzuschaun. Am 15. September 1848 machte sie Leopold von Gerlach in „einer sehr heftigen, aber gut gesetzten und eigentlich nichts als Wahrheiten enthaltenden" Rede auf die Fehler der Regierung aufmerksam. Die Berufung Pfuels ins Ministerium, dessen haltlose Schwäche sie richtig erkannt hatte, suchte sie, freilich vergeblich, zu verhindern. Als dann das Ministerium Brandenburg auf dem Plan erschien, sandte die Prinzessin am 24. November 1848 folgenden, von einer hochinteressanten Denkschrift begleiteten Brief an Manteuffel, der vom November 1844 bis Ende März 1848 als vortragender Rat eine Vertrauensstellung bei ihrem Gemahl bekleidet hatte:

„Der Prinz autorisiert mich zu einem Schritt, den ich sonst gewiß nicht gethan haben würde, so sehr Sie auch gewohnt sind, mich offen und vertrauensvoll mit Ihnen die Interessen unsers Vaterlands besprechen zu sehen, dessen Schicksal mir als Frau und Mutter so nahe liegt. Der jetzige Augenblick ist zu wichtig, zu entscheidend, und ich habe das Urteil einer zu großen Anzahl Personen der verschiedensten Richtung vernommen, als daß ich es mir

Digitized by Google

nicht hätte zur Aufgabe machen müssen, meine eigne Ansicht der Klarheit wegen zu Papier zu bringen.

Der Prinz hat sie geprüft und gebilligt, er ermächtigt mich, sie Ihnen mitzuteilen, und ich lege sie Ihnen ans Herz, nicht weil es meine Ansicht ist, sondern weil in solch einer Zeit ein jeder das Bedürfnis fühlt, sein Scherflein mit beizutragen für das Wohl des Ganzen!

Indem ich meinen Aufsatz Ihrer Nachsicht empfehle, spreche ich Ihnen meine vollste Anerkennung aus für die Aufopferung, mit der Sie sich dem Dienste des Vaterlands gewidmet haben. Möge Gott uns helfen!

Prinzessin von Preußen."

Die hier erwähnte Denkschrift hat nachstehenden Wortlaut:

Nachdem viele günstige Momente unbenutzt vorübergegangen sind, und das Ministerium Pfuel sowohl durch den Zeitverlust vor seinem Zustandekommen als durch seine Fehler und endlich durch seinen schmählichen Fall der Krone und dem Staate großen Schaden zugefügt hat; nachdem endlich nach neuem Zeitverlust ein unvollständiges Ministerium zusammengetreten ist, in welches die öffentliche Meinung, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, Mißtrauen setzt, weil es in ihm das Gespenst der Reaktion verkörpert wähnt; nachdem die Krone durch ihre frühern Konzessionen gegen eine anmaßende Versammlung gezwungen worden ist, nun entscheidende Schritte zu thun, erfolgte bei dem Eintritt des Ministerium Brandenburg die Verlegung resp. Vertagung dieser Versammlung, das Einrücken einer ansehnlichen Truppenmasse in Berlin, die Erklärung des Belagerungszustands und die Entwaffnung der Bürgerwehr. Nach diesen Maßregeln fragt es sich nun 1., wie ist die Lage der Dinge beschaffen, und 2., was ist zu thun?

1

Die Krone hat von ihrem formellen Recht Gebrauch gemacht, eine von ihr nicht ausschließlich an einem Orte, sondern im allgemeinen zur Vereinbarung der Verfassung berufne Versammlung zum Schutze ihrer eignen Würde und Freiheit nach einem andern Ort zu verlegen, was eine Vertagung zur Folge haben mußte. Daß dieses Recht vom juristischen Standpunkt in Frage gestellt, ja durch die öffentliche Meinung bekämpft wird, zeigt die Unklarheit der Auffassung und das dringende Erfordernis einer künftigen Feststellung desselben auf dem Verfassungswege. Indem aus der Parität beider Gewalten, der Krone und der konstituierenden Versammlung, die erstere nur auf die Befugnis der paciscenten beschränkt wird, räumt man faktisch der Versammlung eine größere Macht ein, denn die Krone soll sich nur auf legalem Boden bewegen, während man jener doch alle Mittel zur Erreichung ihrer vertragswidrigen Zwecke gestattet. Diese unklare Auffassung hat aber leider die verderblichsten Folgen, indem der Kern der Nation, auf welchen die Monarchie sich stützen muß, der Stand der Besitzenden, der höhern Gewerbetreibenden, der Beamten usw. dem Zweifel preisgegeben ist und somit der zersetzende Stoff der Revolution in die Sphäre bringt, welche bisher noch am gesundesten war. Dazu kommt eine allgemeine Verstimmung infolge des Drucks der Zeit und ein persönliches Mißtrauen gegen den Monarchen. Zeigt sich die konservative Seite unter so ungünstiger Gestalt, so kann man vollends nicht ohne banges Vorgefühl auf die Seite der Bewegung blicken. Dort überbieten sich die Anstrengungen zum Umsturz des Bestehenden, und die rohe Masse gestaltet sich immer mehr als Miliz der Demokratie, welche die Republik will.

Digitized by Google

Durch ihre Verheißungen regiert die Krone bereits nach konstitutionellen Formen, noch bevor die Verfassung zustande gekommen ist; sie hat noch keinen Staatsmann zu ihrer Verfügung, wie ihn der Ernst des Augenblicks erfordern würde, und sie befindet sich außerdem in der Lage, sich der deutschen Zentralgewalt nicht unterordnen zu wollen, aber doch ihrer moralischen Unterstützung zu bedürfen. Möge sie den noch bevorstehenden Moment, wo Preußen an die Spitze Deutschlands berufen werden wird, nicht wiederum versäumen!

2

Was unter diesen Umständen zu thun ist, läßt sich, vom Standpunkt des 20. Novembers aus betrachtet, folgendermaßen bezeichnen:

Da einmal der Weg der Vereinbarung eingeschlagen, die Krone von vornherein nicht gegen die Übergriffe der Versammlung geschützt und der Augenblick der höchsten Ungesetzlichkeit (Steuerverweigerung) nicht zur Auflösung benutzt worden ist, muß die Krone jetzt noch alle Mittel aufbieten, die ihr zu Gebote stehn, um sich auf dem Rechtsboden zu halten und ihre Gegner auf den des Unrechts zu drängen. Sie darf erst dann in den Bruch willigen, wenn er faktisch nicht mehr zu vermeiden ist.

Am 27. November tritt die Versammlung in Brandenburg zusammen. Da sind zwei Fälle annehmbar, entweder sie ist beschlußfähig oder nicht.

1. Ist sie nicht beschlußfähig, so müssen zur Ergänzung der fehlenden Mitglieder die Stellvertreter einberufen werden. Dadurch wird noch etwas Zeit gewonnen, und dies bietet jetzt in Bezug auf die Entscheidung, die in Frankfurt bevorsteht, entschiednen Vorteil dar. Denn während Preußen durch legale Schritte den innern Frieden wenigstens scheinbar bewahrt, wird der Anschluß Deutschlands an Preußen, den die Zentralgewalt ihrer Selbsterhaltung wegen wünschen muß, natürlicher und leichter zu bewirken sein, als wenn Preußen in einem ungewissen Kampf gegen sein eignes Volk begriffen wäre, ein Anschluß, um so wünschenswerter, da er vielleicht die Regierung Preußens eines letzten Gewaltschritts überhebt. Welche Aufgabe für Preußen, sich und ganz Deutschland für Jahrhunderte zu retten, d. h. in einen Zustand zu erheben, der Dauer hoffen läßt!

2. Kommen die Stellvertreter nicht oder in ungenügender Anzahl, und es ist erwiesen, daß allgemeine Neuwahlen zu einer zweiten vereinbarenden Versammlung außer der verlängerten Spannung im Lande ein ebenso ungünstiges Resultat liefern würden, dann muß die Krone es den einzelnen Kreisen anheimstellen, ob sie für die ausfallenden Mitglieder andre wählen wollen oder nicht, und dazu eine kurze Frist bestimmen. Findet auch diese Ergänzung nicht statt, so kann die Krone dem ihr treu gebliebnen Teil der Versammlung, als Kommission vereinigt, zur letzten Prüfung den bereits in den Ausschüssen bearbeiteten Verfassungsentwurf — in welchem die Krone nur die unentbehrlichsten Modifikationen zu machen hat — vorlegen, dann auf umfassende und überzeugende Weise dem Lande erklären, daß, da die Vereinbarung verhindert worden sei, sie sich von der eingegangnen Verpflichtung enthoben sähe und, auf die Sanktion jener Kommission sich stützend, die vorgeschlagne Verfassung vollziehn müsse. Ist die Brandenburger Versammlung beschlußfähig, so kann man bei der Frechheit der Linken wohl erwarten, daß sie dort vertreten sein wird. Da muß die Krone (und möge sie sich nur dafür mit einem geeigneten Organ versehen) von vornherein verkünden, daß keine Beratung stattfinden könne, bevor die ungesetzlichen Berliner Beschlüsse nicht etwa zurückgenommen (denn dies würde eine Art Gefälligkeit voraussetzen), sondern für unrechtmäßig, mithin für null und nichtig erklärt würden. Inwieweit man sich dabei des wichtigen Frankfurter Beschlusses gegen die Steuerverweigerung bedienen kann, muß einer gediegnen politischen Begutachtung der Sachkenner vorbehalten bleiben, jeden-

Digitized by Google

falls scheint dies ein günstiges Hilfsmittel, das, mit Vorsicht gebraucht, namentlich auf den westlichen Teil der Monarchie Einfluß haben würde. Tritt die Majorität der Krone bei, dann hat diese gesiegt, und die Linke fügt sich entweder oder scheidet aus. Bleibt hingegen die Krone in der Minorität, wozu allerdings Gefahr vorhanden ist, wegen der Unpopularität des Ministeriums (weshalb es so nötig wäre, dasselbe vorläufig mildernd zu komplettieren), dann muß sich die Krone in der freien Wahl ihrer Organe für befugt und entschlossen erklären, die Veränderung derselben erst dann vorzunehmen, wenn die Streitfrage der Verlegung dadurch erledigt sei, daß die Aufhebung des Belagerungszustands und die Rückkehr nach Berlin durch ihre provisorischen Beschlüsse gegen die Mißbräuche der Presse, sowie des Assoziationsrechts und gegen tumultuarische Auftritte möglich gemacht werde. Gelingt dies, so muß ein neues Ministerium ganz fertig in Bereitschaft gehalten werden, um, sobald die Versammlung dem Verlangen der Krone genügt haben wird, auch seitens der Krone Bereitwilligkeit für die Wünsche des Landes zu zeigen; gelingt es nicht, so muß wiederum ein neues oder mindestens stark modifiziertes Ministerium bereit sein, um dann den äußersten und gefahrvollsten Schritt zu thun, der ohne diese Modifikation gewiß scheitern würde, nämlich zur Auflösung der Versammlung und zur Verleihung der Verfassung vorbehaltlich ihrer spätern Revision durch die von derselben verheißene Nationalvertretung in zwei Kammern.

Nicht dringend genug kann dieser Schritt als der äußerste und gefährlichste bezeichnet werden, denn der Vergleich mit den tragischen Resultaten ähnlicher Staatsstreiche in den Annalen der Geschichte liegt zu nah, und der Zustand ganz Deutschlands ist zu beängstigend, als daß man nicht, abgesehen von den auswärtigen Rivalen deutscher Macht und Einheit, die innere Zerrüttung, den Sturz der Monarchie und Dynastie zu befürchten hätte, als mögliches Resultat des Bürgerkriegs, den selbst die trefflichste Armee nicht bezwingen wird, eben als solchen, das heißt als Bürgerkrieg, weil die Gesinnung, ohne welche sich keine Macht handhaben läßt, auf die Länge nicht durch die Gewalt der Waffen erobert und verteidigt werden kann.

Möge Gott diejenigen erleuchten, denen das Schicksal Preußens in diesem verhängnisvollen Augenblick anvertraut ist, und neben der würdigen Festigkeit und Konsequenz auch die politische Anschauung des Ganzen verleihen, durch welche sich der wahre Staatsmann in den Stunden der Gefahr als Retter des Vaterlands bewährt.

Die „Denkschrift“ beleuchtet klar und scharf die damalige Situation. Von den verschiednen Möglichkeiten, die die staatskluge und patriotische Verfasserin hier scharfsinnig erörtert, trat gerade die ein, die sie als die „äußerste“ und „gefährlichste“ bezeichnet hatte, ohne daß sich aber ihre daran geknüpften Befürchtungen verwirklichten. Am 5. Dezember sprach nämlich der König, nachdem sich in Brandenburg (am 27. November) nur ein Teil der Abgeordneten eingefunden hatte, die Auflösung der preußischen Nationalversammlung aus und erließ dann aus eigner Machtvollkommenheit eine ziemlich freisinnige (die „oktroyierte“) Verfassung.

Inzwischen waren die Aussichten auf die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung immer mehr geschwunden, eine Wahrnehmung, die Augusta tief betrübte. Am 6. März 1849 schrieb sie an einen Freund:

Ich danke Ihnen bestens für Ihren Brief, dessen Inhalt mit meiner eignen Ansicht übereinstimmend ist. Umstände allein können helfen; denn Erfahrung und Einsicht scheinen ihre Kunst in unsern Tagen versagen zu wollen, was nicht ohne



Digitized by Google

Betrübnis wahrgenommen werden kann. Seit Ihrer Abreise hat sich nichts gebessert, im Gegenteil verschlimmert; hier durch den Rücktritt des Grafen Bülow; in Frankfurt durch die zunehmende Zersplitterung infolge der austro-bayrischen Intriguen, welche die Hilfe der Linken nicht verschmähen. Der Partikularismus verschließt sein Auge gegen die drohende Gefahr der Märzzeit, und das Medium tenuere beati scheint den Parteien völlig unbekannt. Wäre nicht mein Hoffen auf Gott gerichtet, glaubte ich nicht an die welthistorische Aufgabe Deutschlands, das sich trotz aller Thorheiten doch um den einzigen festen Mittelpunkt scharen muß, wüßte ich nicht, daß die Hilfe oft da am nächsten, wo die Gefahr am größten ist — ich könnte wahrlich verzagen, aber das will ich nicht, und darum blicke ich getrost in die Zukunft und bleibe der guten Sache getreu.

Von Ihrem Standpunkt aus können Sie noch viel Gutes stiften und die Wahrheit sagen da, wo es not thut, sie zu kennen; aber es wäre jetzt an der Zeit, zu handeln, die des Hörens ist bereits um, und ich befürchte wieder ein „zu spät."

Über die Kammern läßt sich noch nichts sagen, die erste scheint sehr gemäßigt, die zweite aus zu heterogenen Elementen zusammengestellt, als daß sich eine feste Majorität bilden könnte; daher droht zunächst von da innere und von den Proletariern äußere Gefahr. Die Frankfurter sind über die hiesige parlamentarische Unkunde und Roheit erstaunt, und doch galt die Paulskirche nicht als Vorbild.

Gewitterschwüle lastet auf Europa, und brächte das drohende Gewölk nur den Regen, er könnte den Boden befruchten, aber ich fürchte den Sturm und achte auf seine Vorzeichen, solange es mir vergönnt ist, andre zu warnen.

Wir wissen, daß sich die meisten deutschen Regierungen, namentlich die der Mittelkönigreiche, die den Verlust ihrer Souveränität befürchteten, der in der Paulskirche beratnen Reichsverfassung widersetzten. Hierzu kam, daß Österreich, dessen Ausschluß vorgesehen war, nicht nur erklärte, es werde sich nicht aus dem Deutschen Bunde herausdrängen lassen, sondern auch verlangte, mit seinem ganzen außerdeutschen Gebiet in das Deutsche Reich aufgenommen zu werden. So geschah es, daß die Nationalversammlung am 27. März 1849 nach zehnmonatiger Arbeit eine Reichsverfassung unterzeichnete, die der König von Preußen nicht nur gegen seine eigne Neigung, sondern auch gegen den Willen Österreichs und der deutschen Mittelstaaten hätte durchführen müssen. Nachdem endlich die Erblichkeit der Kaiserwürde, die erste Bedingung eines preußisch-deutschen Kaisertums, durchgesetzt worden war, wurde am 28. März Friedrich Wilhelm zum deutschen Kaiser erwählt. Am 30. März brach die Kaiserdeputation unter Eduard Simsons Führung nach Berlin auf. Damals war es, daß die Prinzessin Augusta den inhaltreichen Brief an Manteuffel sandte, worin sie unter anderm bestimmt zur Kaiserfrage Stellung nahm. Es heißt darin:

Wenn Sie nicht so beschäftigt wären, würde ich Sie gern in diesen Tagen gesprochen haben, da es aber jedenfalls morgen nicht möglich ist und die Zeit drängt, erlaube ich mir im vollsten Vertrauen einige schriftliche Worte.

Der Entschluß, der in diesen wichtigen Tagen gefaßt werden muß, betrifft nicht allein die Gegenwart, er betrifft auch die Zukunft unsers Sohnes, und da ist es doch wohl Pflicht, sich über die Lage der Dinge zu verständigen. Ich schwärme nicht für die Paulskirche, ich will nicht Preußens Würde und das Recht der Fürsten verletzt sehen, aber ich will ebensowenig neuen Zündstoff in das un-

Digitized by Google

glückliche Deutschland geworfen wissen, ich will nicht Preußens angestammte Stellung an der Spitze Deutschlands zu Gunsten seiner Rivalen verscherzt sehen. Die Verhältnisse sind mir genau bekannt; ich beklage die überaus schwierige Lage des Ministeriums zwischen individuellen Aufregungen und der Last einer Verantwortlichkeit, welche die Kammern noch erhöhen. Aber um so schwieriger noch die Aufgaben, desto dringender die Verpflichtung, fest und beharrlich dem Ziele entgegen zu schreiten. Aus den Händen der Deputation kann die Krone Deutschlands nicht angenommen werden, aber die Antwort darf keine negative sein, sie muß versöhnlich und befriedigend auf die Befugnis der Fürsten hinweisen, ohne deshalb das Parlament zu verletzen, in welchem neben einer großen Zahl unwürdiger Subjekte treue Preußen und viele gut gesonnene Männer aus allen Ländern Deutschlands für die gute Sache mit wahrer Aufopferung gekämpft haben. Welch eine Demütigung für diese, welch eine Kränkung der so wichtigen öffentlichen Meinung, wenn Preußens Antwort unglücklich gefaßt würde, und welche unberechenbaren Folgen!

Wir haben seit zwei Monaten täglich Berichte aus Frankfurt erhalten, daher kann ich beurteilen, mit welchen Anstrengungen dies Resultat erkauft wurde, und wie unfreundlich sich Österreich benommen hat. Alles kommt darauf an, daß die Antwort mit den Mitgliedern der Rechten besprochen werde, die jetzt die Monarchie hier unterstützen wie früher in Frankfurt; zugleich muß aber mit allem Nachdruck der engere Verband mit den achtundzwanzig Fürsten befestigt werden. Ich weiß sehr wohl, was die Gesandten der beiden kaiserlichen Höfe in Bewegung setzen, um den König zu einer negativen Antwort zu bewegen, oder vielmehr, um ihn darin zu bestärken . . . ich weiß aber auch, daß die preußische Politik kühn sein muß, wenn sie dem großen Vorbild der Vergangenheit entsprechen und sich eine ruhmwürdige Zukunft schaffen will. Ich bitte Sie inständigst, sich in dieser hochwichtigen Angelegenheit wieder in Ihrem vollen Patriotismus zu zeigen, und zu dem großen Verdienst, das Sie sich bereits für das Vaterland erworben haben, ein neues zu fügen, nämlich dahin zu wirken, daß die Antwort befriedigend wirkt.

Ich kann Ihnen nicht leugnen, daß die Wahl des Grafen Arnim (Heinrichsdorf) der größte Mißgriff war, den das Ministerium begehn konnte; es hat sich seine ohnehin schwierige Lage dadurch bedeutend erschwert, und es kommen mir fortwährend von außerhalb Nachrichten zu, die mein eignes Mißtrauen gegen die Richtung dieses sehr beschränkten und keineswegs charakterfesten Diplomaten bestärken. — Es wäre sehr zu wünschen, daß er beseitigt würde, wenn dies aber nicht geschieht, so müssen wenigstens seine Kollegen so taktlose Schritte wie die unglückliche Note vom 10. März verhindern.

Schließlich bitte ich Sie, beifolgende drei Denkschriften vom 15., 25. und 30. März prüfen und mir dieselben so bald wie möglich zurücksenden zu wollen, indem ich Ihnen den Ausdruck meiner vollsten Anerkennung und Teilnahme erneuere.

Prinzessin von Preußen.

Hiernach — und das ist sehr bemerkenswert — war also Augusta hinsichtlich der Kaiserfrage im vollen Einklange mit ihrem Gemahl, der darüber am 16. März zum Freiherrn von Stillfried geäußert hatte: „. . . Ich ersuche Sie, die Personen, welchen Ranges und Standes sie sein mögen, die sich für Annahme der Verfassung aussprechen, zu fragen, ob sie dieselbe Paragraph für Paragraph gelesen haben, und wenn dies geschehn, ob sie die Paragraphen genau geprüft haben und sich davon überzeugt halten, daß die Stellung, die man dem sogenannten Kaiser gegeben hat, eine solche ist, die Macht und Kraft verleihet, um dem gesamten Deutschland zum Heile zu gereichen? Eine solche Prüfung wird ergeben, daß alle Macht dem Parlamente gegeben ist und das

Digitized by Google

Oberhaupt nur zum Scheine besteht, dessen man sich bei Gelegenheit entledigen kann, um zur Republik zu gelangen. . . . In wenig Tagen wird der König sprechen, und die, welche hören, sehen und verstehn wollen, werden Ihn prüfen für den Weg, den Er geht."

Die Note, von der die Prinzessin in ihrem Briefe spricht, ist eine Zirkulardepesche Arnims, die den Unwillen zahlreicher Patrioten erregt hatte, zumal da sie dem Verdachte Raum gegeben hatte, daß es „Österreich wiederum gelungen sei, Preußen zu umgarnen." Das Urteil über Arnim, der schon 1848 (März bis Juni) dem Ministerium Arnim-Boitzenburg angehört hatte, läßt zwar an Schärfe nichts zu wünschen übrig, ist aber im ganzen zutreffend. Der Rat Augustas, den unfähigen Diplomaten zu beseitigen, blieb, als sie ihn bald darauf in dringender Form wiederholte, an maßgebender Stelle offenbar nicht ohne Eindruck.

Ich erlaube mir ein letztes mal — so schreibt die Prinzessin erregt, vermutlich Ende April 1849 an Manteuffel — Ihnen in der besten Absicht eine Warnung auszusprechen, die, wenn sie unberücksichtigt bleibt, zu spät bereut werden dürfte. Graf Arnim kann und darf nicht im Ministerium bleiben, das Land will keine Demütigung Österreich gegenüber, das uns so schnöde behandelt hat. Sie alle verscherzen Ihre Lage und die Möglichkeit, dem Staate auch wieder in dieser furchtbaren Krisis zu helfen, wenn Sie dem Verlangen, das von oben kommt, den Grafen Arnim zu halten, nachgeben; es giebt Fälle, wo die Opposition gegen ein solches Verlangen, das dem Ganzen schadet, Pflicht ist, und wo Nebenrücksichten zurücktreten müssen. Wenn die Sache gut geführt wird und Sie sich Beckeraths anzunehmen wissen, läßt sich noch ein additioneller Artikel erwarten, der die beiden Hauptpunkte, die man der Verfassung vorwirft, zu ändern vermag; nur kommt es hierauf an, daß man Beckerath für die Sache gewinnt, d. h. sich offen mit ihm darüber bespricht und nicht durch kalte Zurückhaltung diese letzte Brücke abbricht. Ich ersuche Sie, in dieser vertraulichen Mitteilung einen Beweis meines Wohlwollens und meiner besondern Achtung zu erkennen.

Am 2. Mai trennte sich der König — allerdings höchst ungern — von seinem „Liebling" Arnim.

Am 3. April wurde die Kaiserdeputation vom König in Berlin empfangen. Die Kaiserkrone „von Volkes Gnaden" wurde von ihm — ganz im Sinne seiner Schwägerin — zwar nicht direkt abgelehnt, aber die ganze Frage doch so behandelt, daß daraus nur eine Ablehnung zu entnehmen war. Noch am Abend desselben Tags luden die prinzlichen Herrschaften die Frankfurter Deputation zu einer Soiree. Über den Empfang liegt ein Bericht Karl Biedermanns vor, aus dem zu entnehmen ist, daß Augusta der Mittelpunkt des Interesses für die Abgeordneten war. Begeistert schreibt der Frankfurter Deputierte: „Die Prinzessin, eine Frau, bei welcher Geist und Gemüt um den Vorrang streiten, vielleicht der klarste politische Kopf und das wärmste patriotische Herz am Hofe zu Berlin, bat, beschwor uns fast, mit tiefer Bewegung in ihrer Stimmung und in ihren Mienen, an dem glücklichen Ausgange unsrer Sendung nicht zu verzweifeln, das Werk der Verständigung nicht vorschnell abzubrechen. Es werde, es müsse alles noch gut werden; das Ziel sei ja ein so herrliches, ein so notwendiges."

Digitized by Google

Daß die „schwarz-rot-goldne“ Haltung Augustas in den Kreisen der Kamarilla vielfach Anstoß erregte und ihre Persönlichkeit dort mißliebig machte, wird kaum überraschen. Aber auch der König, von seiner Umgebung in diesem Sinne beeinflußt, sah es schließlich ungern, daß die Prinzessin, als die Wogen des parlamentarischen Kampfes wieder hochgingen (September 1849), Persönlichkeiten empfing, die „einen übeln preußischen Weg“ wandelten. Trotzdem war die Zeit schon angebrochen, wo Augusta „am meisten Einfluß ausübte.“ „Von Jahr zu Jahr, so äußert sich zutreffend einer ihrer jüngsten Biographen, Hermann von Petersdorff, gewann sie mehr Boden bei ihrem Gemahl und sonst. Sie wirkte förmlich parteibildend. Ihr ceterum censeo war der Anschluß an England, Abschüttlung des russischen und anfangs auch des österreichischen Einflusses.“

## Das Heer und die Sekten

Alles, was unser Volk berührt, berührt auch das Heer, das Volk in Waffen. Die religiösen Anschauungen und Strömungen, die durch das Volk gehn und das Volk bewegen, finden sich darum auch im Heere wieder. In den Zeiten der brandenburgischen Kurfürsten und der ersten Könige von Preußen entstanden hieraus noch keine Schwierigkeiten. Der preußische Staat, den Friedrich der Große 1740 übernahm, war im wesentlichen von Evangelischen bewohnt. Erst mit der Erwerbung Schlesiens wurden dem Könige von Preußen auch zahlreiche Katholiken unterthänig. Ihre Zahl wurde noch größer durch die polnischen Erwerbungen. Und aus dem Wiener Kongreß ging ein Preußen hervor, das zwar im Verhältnis zu früher deutscher, aber auch katholischer geworden war. Auf eine größere Anzahl von Katholiken waren aber manche Heereseinrichtungen zunächst noch nicht zugeschnitten. So kennt z. B. die Militärkirchenordnung von 1832 noch nicht katholische Militärgeistliche. Erst später wird in der Militärseelsorge auch der katholische Soldat berücksichtigt; und heute ist im Heere in gleicher Weise für Protestanten und Katholiken gesorgt; denn ein katholischer Feldpropst und katholische Militäroberpfarrer, Divisions- und Garnisonpfarrer stehn neben ihren evangelischen Amtsgenossen mit gleichem Rang und gleichen Einkünften; nur daß die katholischen Geistlichen weniger zahlreich sind, aber doch durchaus entsprechend der Zahl der Soldaten katholischen Glaubens.

Dem Soldaten konnte keine Kollision mit seinen dienstlichen Pflichten aus seinem evangelischen oder katholischen Bekenntnis und den ihm dadurch auferlegten religiösen Pflichten erwachsen. Die Ausübung der religiösen Pflicht wurde ja sogar zugleich zu einer Dienstpflicht. In dankenswerter Weise ist von der Heeresverwaltung für die religiösen Bedürfnisse gesorgt worden. Und

Digitized by Google

mit Recht, schon aus praktischen Gründen, denn für die Stärkung der Disziplin ist das religiöse Empfinden des Soldaten wichtig, im Kriege nicht weniger als im Frieden. Jedenfalls wird, um nur eins hervorzuheben, die militärische Disziplin Stütze und Kräftigung erfahren durch die scharfe Betonung des Gebots des Gehorsams gegenüber der Obrigkeit, wie es die Heilige Schrift ausspricht. In weitgehender Weise ist den Forderungen Rechnung getragen worden, die sich aus den religiösen Anschauungen der Soldaten ergeben. So haben die Katholiken Gelegenheit erhalten, ihre Feste zu feiern; aber kaum jemals wird ein katholischer Christ im Heere den Gehorsam verweigert haben, weil etwa an einem weniger bedeutungsvollen katholischen Feiertage Dienst angesetzt worden wäre. Die katholische Kirche ist in diesem Punkte sogar recht fügsam. Im Elsaß z. B. wurde noch vor wenigen Jahren — vielleicht ist es noch heute so — der Fronleichnamstag nicht am zweiten Donnerstag nach Pfingsten gefeiert, wie überall sonst in der katholischen Welt, sondern am darauffolgenden Sonntag. Dieses Verfahren entspricht den Bestimmungen des Konkordats, das Napoleon I. mit dem Papste abgeschlossen hatte. Die Militärgemeinden aber — wenigstens die, in denen etatsmäßige katholische Militärgeistliche wirkten — feierten ihr Fronleichnamsfest am Donnerstag! Von keinem katholischen Soldaten wurde Dienst verlangt. Der Klerus und das reichsländische Volk sahen also, daß die ihnen als gottlos hingestellten Preußen doch keineswegs so schlimm waren; ja es lag doch klar auf der Hand, daß sie mehr Ehrfurcht vor den Geboten der Kirche hatten als die geliebte französische Obrigkeit von ehemals!

Bot die Ableistung der Dienstpflicht im Heere also keinerlei Schwierigkeit für den Protestanten oder den Katholiken, so mußten sich doch, so konnte man fürchten, Übelstände ergeben, als durch die Scharnhorstischen Reformen auch der Jude zum Heeresdienst herangezogen wurde. Ihm ist ein besondres Heiligtum das Sabbathgebot. Es war aber natürlich schwer, auf die doch immer nur vereinzelt dienenden Juden in dieser Beziehung Rücksicht zu nehmen. Und die Juden fügten sich. Sie thaten auch am Sabbath ihren Dienst. Auch mit ihren Speisegeboten fanden sie sich ab. Die meisten aßen mit den Kameraden, die strengern hungerten oder bekamen durch ein kleines Geldopfer leicht Gelegenheit, anderweitig ihrer Religion entsprechende Speisen zu genießen — kurz, irgend welche bedeutendere Übelstände zeigten sich nicht.

Anders aber ist es mit den Sekten. Der Staat darf ihr Treiben nicht unbeachtet lassen. Es kann leicht der Fall sein, daß die Ausübung ihres Kultus nicht verträglich ist mit der öffentlichen Ordnung. Es kann vorkommen, daß Forderungen, die der Staat an alle seine Bürger stellt und stellen muß, als mit den religiösen Vorschriften der Sekte unvereinbar, von den Sektierern als unerfüllbar bezeichnet und verweigert werden. Dann ist der Konflikt da. Vielfach — besonders geschah dies im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert — wichen die Sektierer den Folgen solcher Weigerung aus, indem sie ein Land aufsuchten, wo ihnen keine Schwierigkeiten gemacht wurden. Zahlreiche Auswandrer suchten aus diesen Gründen die Neue Welt auf, und noch heute

Digitized by Google

ist darum Amerika die eigentliche Heimat der Sekten. Heute wird es nur noch selten vorkommen, daß eine Sekte mit der staatlichen Gesetzgebung in Konflikt gerät, der Staat läßt im allgemeinen jeden nach seiner Façon selig werden. Wenn einer meint, am Sonnabend nicht arbeiten zu dürfen, so wird er nicht dazu gezwungen; freilich muß er dann sehen, wie er mit den fünf Arbeitstagen auskommt, denn den christlichen Sonntag schützt das Gesetz. Auch das Verbot einer Sekte, die Waffen zu gebrauchen oder auch nur zu tragen, wird den zu solcher Sekte gehörenden nicht in Konflikt mit der staatlichen Gesetzgebung bringen, denn der friedliche Bürger braucht ja keine Waffen zu tragen, und begiebt er sich des Rechts der Notwehr, so ist das eben Privatsache; den Schaden mag der Sektierer tragen!

Anders aber, wenn der Sektierer ins Heer tritt. Als Staatsbürger eines Landes, wo die allgemeine Wehrpflicht Gesetz ist, muß er seiner Dienstpflicht genügen. Und die militärische Disziplin zieht die Grenzen für die Freiheit des Einzelnen natürlich viel enger als die staatliche Gesetzgebung. Da kann es also leicht zu einem Konflikt kommen. In unserm Heere werden solche in drei Beziehungen am ehesten vorkommen. Der Soldat wird bald nach seinem Eintritt ins Heer veranlaßt, seinem obersten Kriegsherrn den Fahneneid zu leisten, aber mancher Sektierer sagt, ihm sei der Eid verboten — der Konflikt ist also da. Ein andrer — vielleicht sogar derselbe, der nicht schwören zu dürfen meint — hält es für unvereinbar mit seiner religiösen Pflicht, wenn er auch nur eine Waffe in die Hand nimmt. Aber des Soldaten Thun und Dienen läuft doch im wesentlichen darauf hinaus, den Gebrauch der Waffen zu lernen und zu üben, daß einer wirklich Soldat sein könnte, ohne eine Waffe in die Hand zu nehmen, ist nicht recht denkbar. Wieder ein Anlaß zum Konflikt. Ein dritter endlich behauptet, seine religiösen Vorschriften verböten ihm, an einem bestimmten Tage der Woche zu arbeiten, aber das Heer muß auch an diesem Tage den Dienst fordern; also wieder ein Konflikt!

Den Eid zu schwören ist nach der Lehre der Mennoniten verboten. Ein überzeugungstreuer Mennonit wird sich also weigern, den Fahneneid abzulegen. Die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten sind überwunden worden. Schon eine Deklaration vom 17. Dezember 1801 entbindet die Unterthanen mennonitischen Bekenntnisses von der Verpflichtung, den Fahneneid zu leisten. Eine Versicherung unter Handschlag wurde als genügend anerkannt, und beide Teile haben sich bei dieser Lösung wohl befunden. Die Mennoniten — ernste Christen und treue Unterthanen — waren dankbar für das ihnen bewiesene Entgegenkommen, sie thaten ihre Pflicht und Schuldigkeit. Das Heer hat also die Dienste braver Unterthanen des Königs nicht zu missen nötig gehabt, weil diese Unterthanen in einer doch nicht wesentlichen Beziehung von den religiösen Ansichten der Mehrzahl der Staatsbürger abwichen.

Es ist übrigens auch schon vorgekommen, daß Christen andern Bekenntnisses als des mennonitischen den Eid abzulegen verweigerten. Sogar ein aus der separierten lutherischen Gemeinde in Wiesbaden stammender Rekrut lehnte es vor einigen Jahren ab, den Fahneneid zu schwören, unter Hinweis

Digitized by Google

darauf, daß ihm möglicherweise von den Vorgesetzten, denen er gehorsam zu sein schwören würde, etwas befohlen werden könnte, was gegen Gottes Wort wäre. Der Mann behauptete, sein Pfarrer habe ihm dieses Verhalten geraten, und er sei gesonnen, lieber alle Strafen zu leiden, als davon abzugehn. Schon war zu fürchten, daß die Sache von den übelsten Folgen für den Eidesverweigerer sein würde, denn es mußte doch als Willkür und Auflehnung gegen das Gesetz erscheinen, wenn ein einzelner Altlutheraner sich weigerte, den Fahneneid zu leisten, während alle andern ihn ohne jeden Anstand abgelegt hatten; wenigstens war vom Gegenteil nichts bekannt geworden. Da übergab man die Angelegenheit dem Generalkommando zur Entscheidung, und dieses bestimmte, daß der Mann nicht zu vereidigen, sondern unter Handschlag zu verpflichten sei mit Hinweis darauf, daß diese Versicherung dieselbe Folge habe als der Eid für die übrigen Soldaten. Die Maßregel erwies sich in diesem Falle als zweckmäßig. Der Mann diente seine Zeit wie jeder andre, that seine Pflicht und kam unbestraft zur Entlassung. Ob es freilich ratsam wäre, in ähnlichen Fällen jedesmal in dieser Weise zu handeln, sei dahingestellt. Es käme ja bei einem so offenbar nichtigen Vorwande wie in diesem einzelnen Falle schließlich darauf hinaus, daß die Ablegung des Eides in das Belieben eines jeden gestellt bliebe. Denn was dem einen recht ist, das ist dem andern billig.

Schwieriger ist es, wenn eine Sekte ihren Anhängern den Gebrauch der Waffe nicht erlaubt, und wenn dieses Gebot dahin ausgelegt wird, daß auch die Übung mit der Waffe verboten sei. Im wesentlichen handelt es sich auch hier um die Mennoniten, aber es ist auf ihre Anschauungen die weitgehendste Rücksicht genommen worden. Das Entgegenkommen beim Eide ist schon erwähnt worden; später stellte man Mennoniten überhaupt nicht ins Heer. Erst das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 9. November 1867 hob die Befreiung der Mennoniten von der persönlichen Erfüllung der Wehrpflicht wieder auf, bestimmte aber, daß die Mitglieder der ältern Mennonitenfamilien, wenn sie sich nicht freiwillig zum Waffendienst bereit erklärten, zur Ableistung ihrer Dienstpflicht als Krankenwärter oder als Schreiber sowie als Ökonomiehandwerker und als Trainfahrer auszuheben seien. Bei allen — seit dem 30. Januar 1879 auch bei den Trainfahrern — sollte von der Ausbildung mit der Waffe Abstand genommen werden.

Schwierigkeiten konnten hier also nicht aufkommen. Wohl aber war das der Fall bei kleinern Sekten, die nicht zu den Mennoniten gehörten, aber doch ihre Anschauungen über den Waffendienst teilten, aber man hat auch hier mehrfach Entgegenkommen gezeigt; so z. B. vor einiger Zeit in Straßburg, wo sich ein sogenannter „Fröhlichianer“ weigerte, den Dienst mit der Waffe zu leisten. Er konnte schließlich seine Zeit im Lazarett als Sanitätssoldat abdienen. Schwieriger haben sich die Verhältnisse gestaltet, wenn Angehörige der Sekte der Adventisten ins Heer eingestellt wurden. Diese Sekte ist ziemlich zahlreich in Amerika, aber nur in wenig kleinen Gemeinden in Deutschland vertreten. Die größte mag in Hamburg sein. Sie halten streng fest am buchstäblichen Sabbathgebot der Bibel, beobachten es also ganz in jüdischer Weise,

Digitized by Google

indem sie schon am Freitag abend den Sabbath beginnen und bis zu Sonnenuntergang am Sonnabend jede Thätigkeit als von Gott verboten verweigern. Nur Werke der Not und der Liebe dürfen sie thun. Ähnliche Lehren befolgen die Siebenten-Tags-Baptisten, auch Sabbatharier genannt.

Es liegt auf der Hand, daß diese Sektierer bei strengem Festhalten an ihren Grundsätzen in Konflikt mit der militärischen Disziplin geraten müssen. Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß ein aus solcher sektiererischen Gemeinde stammender Rekrut ohne weiteres vom Dienst in der Zeit vom Freitag bis Sonnabend abend befreit wird. Die Truppe muß die ihr überwiesenen Rekruten kriegsmäßig ausbilden, und sie kann es nur, wenn die Zeit zu Rate gehalten wird. Einen Mann zwei Jahre lang wöchentlich je vierundzwanzig Stunden dem Dienst entziehn, während die Kameraden ihn thun müssen, ist schlechterdings unmöglich. Also die Kompagnie muß und wird den Dienst vom Adventisten oder Siebenten-Tags-Baptisten auch am Sonnabend fordern. Dieser wird sich auf das Schriftwort „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ berufen und an seinem Ruhetage keinen Dienst thun. Natürlich tritt dann die Bestrafung ein, in den seltensten Fällen aber wird sie einen andern Erfolg haben, als den Sektierer noch fester in seinem Widerstand zu machen, denn es ist fast regelmäßig völlig vergeblich, ihn auf den von der Heiligen Schrift geforderten Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, hinzuweisen; er wird immer mit dem Schriftwort erwidern, das als höchste Norm das Gottesgebot hinstellt. Und daß das einzig und allein in der von der Sekte gelehrten Weise Erfüllung findet, steht dem Sektierer unwandelbar fest. Wird nun die Sache weiter getrieben, verweigert der Sektierer vor versammelter Mannschaft den Gehorsam, so tritt sehr schwere Bestrafung ein, ja es ist überhaupt nicht abzusehen, daß ein solcher Mann je seine Dienstpflicht erledigen kann, wenn er nicht endlich nachgiebt, und — was das schlimmste ist — er windet um sein Haupt den Strahlenkranz des Märtyrers. Seine Sekte ist froh, daß einer der Ihrigen so standhaft Zeugnis ablegt für die gute Sache, und daß er um der Gerechtigkeit willen Streiche leidet, sie schlägt Kapital aus der Sache. Der Fall, daß sich ein aus Hamburg stammender Adventist schwere Bestrafung zuzog, ereignete sich nach der Rekrureneinstellung im Herbst 1898. Fortgesetzte Bestrafungen machten den Mann keineswegs mürbe; er ist gegenwärtig einer Arbeiterabteilung zugewiesen. Und dieser Mann war in seinem Zivilverhältnis nie bestraft worden und war ein sonst durchaus tüchtiger Soldat, er that willig alles, was ihm befohlen war, nur am Freitag abend begann er jedesmal wieder den Dienst zu verweigern.

Dem Heere wäre am besten damit gedient, wenn solche Leute gar nicht Soldat würden. Aber das geht natürlich nicht; das Heer muß also irgend einen Modus finden, sich mit diesen Leuten abzufinden und ihnen die Ableistung ihrer Dienstpflicht zu ermöglichen, ohne daß sie dabei ihrer religiösen Überzeugung zu nahe zu treten genötigt werden. Das ist schwierig, aber doch nicht ganz unmöglich. Schroffheit züchtet Sekten, und das muß natürlich nach Möglichkeit vermieden werden, aber zu weitgehende Nachgiebigkeit gegen doch



Digitized by Google

immer nur vereinzelt auftretende Erscheinungen ist ebenfalls ein Übel. Der Willkür wäre Thor und Thür geöffnet, und es wäre gar nicht unmöglich, daß irgend eine Sekte zu dem Zweck ins Leben träte, eine Zuflucht für Drückeberger zu sein.

Aber die Organisation unsers Ersatzwesens giebt doch die Mittel an die Hand, sich über die religiösen Verhältnisse des Einzelnen Gewißheit zu verschaffen, sobald er selbst angiebt, irgend einer Sekte anzugehören. Ist seine Zugehörigkeit zu einer Sekte, deren Grundsätze erfahrungsgemäß Konflikte mit der militärischen Disziplin herbeiführen, erwiesen, so ist Milde ratsam. Unser Heer bietet Gelegenheit genug, daß auch die Arbeitskräfte der im ganzen doch nur wenig zahlreichen Sektierer dienstbar gemacht werden. Die Eidesverweigerung hat sich am leichtesten überwinden lassen, und wer die Waffe nicht tragen darf, der mag Verwendung als Krankenwärter finden, wenn er sich dazu eignet, denn keineswegs soll etwa der Sanitätsdienst als ein geringer Dienst bezeichnet werden, zu dem jeder noch gut genug ist. Freilich ist es gewiß bedenklich, gerade dem Sektierer Zutritt zu den Krankenbetten der Kameraden zu gewähren, und ein Fanatiker ist jedenfalls fern zu halten.

Auch die Küche bietet Gelegenheit, den Sektierer in ihr unterzubringen. Sogar die schwierigsten Elemente, die Adventisten und Sabbatharier können hier beschäftigt werden, denn ihnen ist Arbeit zu thun auch am Sabbath nicht verboten, sobald diese Arbeit ein Werk der Not und der Liebe ist, und die Zubereitung der Speisen ist nach ihrer Anschauung ein Werk der Liebe. Nur das Reinigen der Gefäße, nach dem Essen, das Aufräumen der Küche usw. verweigert der Adventist am Sonnabend, da das Arbeiten sind, die auch am folgenden Tage Erledigung finden können. In dem oben erwähnten Falle hat der Adventist bei der Arbeiterabteilung seinen Dienst in der Küche zur Zufriedenheit ausgeübt; da ihm am Freitag und am Sonnabend nach der Speisung der Mannschaften keine Arbeit befohlen wurde, kam es zu keiner Gehorsamsverweigerung. Er wurde mit vortrefflichem Führungszeugnis entlassen. Ein mild gesinnter Hauptmann hätte auch aus ihm vielleicht einen gut ausgebildeten Soldaten gemacht, der außerdem noch ein tüchtiger Koch geworden wäre, unter Umständen doch von großem Wert für eine Truppe!

Aber die Gefahr, daß es zu einem Konflikt kommen könnte, ist doch immer vorhanden, und jedenfalls wäre nach allen Seiten hin eine befriedigende Lösung gegeben, wenn solchen Leuten Befreiung vom Dienst an ihrem Feiertage zugebilligt werden könnte, wofür dann aber am Sonntag ihre Dienste in Anspruch genommen werden müßten. Solche Ordnung würden die Adventisten usw. gewiß mit großem Danke freudig begrüßen.

Dem Kommandeur wird viel daran gelegen sein, Konflikte, die doch meist zu traurigen Ergebnissen führen, zu vermeiden, aber natürlich hat er nicht minder ein Interesse daran, daß ja nicht die Disziplin, diese Grundfeste unsers Heeres, irgendwie auch nur die leiseste Erschütterung erfährt. Eine milde Praxis wird gewiß zu empfehlen sein, schon als Folgerung aus dem den Mennoniten gegenüber beobachteten Verfahren, vielleicht bleibt da-

Digitized by Google

durch eher als durch das Gegenteil mancher gute Soldat dem Heeresdienst erhalten. Toleranz ist eigentlich von alters her unter preußischen Fahnen geübt worden. Es war der große Preußenkönig selbst, der folgende Grundsätze aufgestellt hat: „Es muß allermaßen evitieret werden, Leuten, die einer Sekte zugethan, in den Kopf zu bringen, als ob man solche so viel achtete, als ob man sie deshalb verfolgte und sie durch Gewalt von ihren Irrtümern zurückbringen wollte, da die Erfahrung durch alle Zeiten gelehrt hat, daß, wenn Leute, so in die radikalsten Irrtümer verfallen, durch Bedruck und Verfolgung zurückgebracht werden sollen, selbe sich umsomehr darin opiniatrieret haben, in völligen Fanatismus verfallen sind, dadurch aber auf die Phantasie geraten, als ob doch etwas Sonderliches unter dergleichen Sekten stecken müsse, weil man solche nicht anders als durch Gewalt reprimieren müsse. Wohergegen aber, wenn man dergleichen Leute und ihre Sekten mepriſieret und gethan hat, als ob sie nicht einmal einiger Attention wert und Leute wären, die eher Mitleiden als Haß verdienten, dabei aber nur darauf gesehen hat, daß die Häupter der Sekte das Land meiden, die andern aber sich als Bürger und Unterthanen aufführen müssen, solche sich endlich ihrer Thorheit geschämt haben und entweder selbst zurückgekommen sind, oder doch andern keine Impression gemacht, und keinen weitern Zuwachs noch Anhang gefunden, mithin endlich unvermerkt aufgehöret haben."

Es müßte interessant sein, die Erfahrungen, die mit den verschiednen Sektierern im Heere schon gemacht worden sind, kennen zu lernen. Aus ihnen könnten gewiß allgemeine Grundsätze, die bei ihrer Behandlung zu befolgen wären, gewonnen werden, zum Segen für das Heer und nicht zum wenigsten auch für so manche in ihrem Gewissen geängstigte und um ihr Heil besorgte Menschenseele.

B. Wohlfahrt

# Ein Stück Zukunftsstaat in Frankreich

Von Hugo Böttger

Zwischen der phantastischen Phalansterie des Fourier und dem nüchtern-praktischen Zukunftsstaate des Bellamy liegt Godins Familisterium in Guise (Frankreich), eine Kombination der Erzeugung von Kochherden, Öfen, Küchengeräten und Menschen, alles im Großbetriebe. Wohl bei keinem industriellen Wohlfahrtsunternehmen sehen wir eine solche Vielseitigkeit der patriarchalischen Fürsorge, eine solche bis in das kleinste Detail die Entschließungen des Einzelnen überflüssig machende Regelung der Wirtschaft, wie in der von J. B. A. Godin begründeten Familistèregesellschaft von Guise, Collin und Cie. Gewinnbeteiligung, Vergesellschaftung des Unternehmens, gemeinsame Wohnung, eigne Volks-

Digitized by Google

schulen mit den Vorläufern der Krippe, der Kinderbewahranstalt, der Spielschule, besondre Konsumanstalten, Versicherungs- und Pensionskassen aller Arten, Vergnügungspark, Gemüsegärten, Badeanstalten, Theater, Bibliothek, alles das ist an ein Gewerbeunternehmen angegliedert, wird von einer sozialpolitischen Idee getragen und sichert so den Arbeitergenerationen, die dort Eingang gefunden haben, eine unerschütterliche Existenz. Voraussetzung ist nur, daß sie sich in das Ganze einfügen, ihr Glück nicht selbst schmieden wollen und jeden Wandertrieb und jede Veränderungslust zu unterdrücken wissen. Dann kann es ihnen im Godinschen Familisterium gut gehn, und sie können lange leben auf Erden.

Was wir hier zur Charakterisierung der Wohlfahrtstechnik einer großen industriellen Unternehmung schildern wollen, verdanken wir einer Denkschrift, die der Kapitän zur See Harms und der Geheime Admiralitätsrat Franzius im Anschluß an ihre Informationsreise in Belgien und Frankreich dem Staatssekretär des Reichsmarineamts übergeben haben. Alles, was sie in Guise gesehen haben, ist die alleinige Schöpfung Godins, eines self made man aus der Zeit der Julirevolution und der französischen Nationalwerkstätten.

Im Jahre 1840 verfertigte Godin in einer Schmiede mit zwei Gehilfen Heizapparate, und heute finden in dem Unternehmen gegen 1800 Menschen Beschäftigung. Schritt für Schritt hat Godin mit dem Aufblühn seiner Fabrik die Lage seiner Arbeiter verbessert. Die Arbeitszeit wurde von vierzehn auf zwölf, dann auf zehn Stunden verkürzt. Anstatt des Tagelohns wurde der Stundenlohn, dann der Stücklohn eingeführt. Die Lohnauszahlung wurde so geregelt, daß die Arbeiter aller vierzehn Tage ihren Lohn bekommen, aber nicht alle auf einmal, sondern in vier Gruppen nach dem Alphabet getrennt. Hierdurch soll verhindert werden, daß alle Leute auf einmal Geld bekommen und der eine den andern verführt, das Geld in den Schenken zu verthun. Im Jahre 1876 wurde die Gewinnbeteiligung des Personals eingeführt. Nach und nach wurden Gegenseitigkeitskassen für Unterstützungen, Arzneimittel, Pensionskassen begründet, ein „Palais social“ errichtet, ein großes Wohngebäude für viele Familien mit Konsumanstalten, Schulen, Theater. Godin kam auf Umwegen zu seinem Ziele, er unterstützte zunächst eine genossenschaftliche Niederlassung nach „Fourierschem System“ in Texas; die Versuche schlugen fehl, aber der Praktikus Godin benutzte die Lehren dieses Mißgeschicks und gestaltete sein eignes „System“ lebensfähig aus.

Und wie sieht das nun aus? Godin meint, der Mensch müsse die zu seinem leiblichen und geistigen Wohl getroffnen Einrichtungen erst verstehn, ehe sie verwirklicht werden könnten. Die Arbeiter sollten also an der Verwaltung der zu ihren Gunsten errichteten Anstalten ihren Anteil haben, freilich immer nur einen untergeordneten Anteil, denn die Intelligenz und das Kapital leiten jetzt das Ganze und in alle Ewigkeit. Godin ist ungemein redselig, um seine Ideen der Mitwelt anzuvertrauen. Wir können nur eine kleine Stichprobe wiedergeben und wählen einen Passus aus seinem Buche: Mutualité sociale, womit Godin die Gewinnbeteiligung der Arbeiter empfiehlt. Da wird

Digitized by Google

gesagt: Wenn die sozialen Lasten getragen, die Gehalte, Löhne und Kapitalzinsen bezahlt sind und alsdann noch ein Gewinn verbleibt, ist es gerecht und im sozialen Interesse, die Talente zu belohnen, die ihn herbeigeführt haben. Es muß der Teil, der der leitenden und verwaltenden Intelligenz gebührt, vorweg bezahlt werden, denn die Initiative und die kluge Voraussicht sind die Hauptursachen einer guten Geschäftsführung. Sie sind es, die durch weise Maßnahmen, nützliche Entdeckungen jeden Tag die Quellen des Fortschritts und des Glücks vermehren. Ihnen muß vor allem ein Gewinn oder Verlust zugeschrieben werden. Deshalb muß beim Endergebnis der geschäftlichen Operationen der der Intelligenz zustehende Teil des Gewinns festgestellt werden. Das Recht der Intelligenz besteht nur dann, wenn ein Gewinn den Wert ihrer Thätigkeit beweist. Das Allgemeininteresse fordert alsdann, daß ein Teil dem sozialen Reservefonds zugeführt wird, mit dem unglücklichen Ereignissen vorgebeugt werden soll. Der Überschuß der Früchte der Produktion kann alsdann mit Recht als das Ergebnis des Zusammenwirkens von Arbeit und Kapital angesehen werden. Die Billigkeit erfordert, daß jeder von ihnen den Teil vom Überschuß erhält, der seinen geleisteten Diensten entspricht. Die Dienste, die die Einzelnen geleistet haben, sind durch die Gehalte, Löhne usw. der Angestellten und der Arbeiter und durch die Kapitalzinsen bewertet. Deshalb muß auf dieser Grundlage der verbleibende Gewinn zwischen Arbeit und Kapital verteilt werden.

Im großen und ganzen handelt es sich hierbei, wie man sieht, um die Grundsätze eines humanen Manchestertums, wobei die kapitalistische Wirtschaftsordnung unberührt bleibt und in alle Ewigkeit fortexistieren kann. Von der Gebundenheit des Arbeiters bei diesem Verhältnis zeugt der Revers, worin er handschriftlich sein Ehrenwort zu geben hat, „gewissenhaft und regelmäßig über die Interessen der Genossenschaft zu wachen; seine Kräfte ihrem Gedeihen zu widmen, um die geeigneten Mittel zu finden, Verluste zu vermeiden und Ersparnisse anzustreben; sich allen Teilnehmern nützlich, wohlwollend und gefällig zu erweisen, nach bestem Vermögen eine gute Erziehung und den Unterricht der Kinder zu fördern; dazu beizutragen, den Aufenthalt im Familisterium allen angenehm zu machen und sich überhaupt allen Satzungen, Reglements und Entscheidungen der Gesellschaft zu unterwerfen." Falls der Arbeiter jedoch findet, daß ihm dies nicht länger möglich ist, verpflichtet er sich, sich ohne Konflikt oder Prozeß zurückzuziehn. Soweit die ungemein vielsagenden Grundsätze und Erklärungen im Godinschen Aufbau.

Es gilt nun zu prüfen, wie weit die Einrichtungen die Ideen Godins thatsächlich verkörpern, wie sich in ihnen Bein und Fleisch, Theorie und Praxis ergänzen. Wir werden sehen, daß seine gelockerte Patronage, wobei dem Arbeiter ein Schein von Einfluß und Mitwirkung gewährt wird, mindestens vorübergehend unzweifelhafte Erfolge aufweisen kann. An der Spitze der Gesellschaft steht ein Verwaltungsdirektor, dessen Thätigkeit nur in bescheidnem Maße von dem Kontrollapparat eines Verwaltungsrats eingeengt wird. Der Direktor bekommt 15000 Franken Gehalt und 4 Prozent des Reingewinns in

Digitized by Google

Sparscheinen. In den Jahren 1897/98 betrug, um ein Beispiel zu geben, der Reingewinn 16484 Franken. Der Verwaltungsrat, dessen Vorsitzender der Verwaltungsdirektor ist, besteht aus höchstens dreizehn höhern Beamten der Gesellschaft, ihnen wird je 1 Prozent des Reingewinns als besondre Remuneration zu teil. Der Verwaltungsrat entscheidet über die Zulassung von Mitgliedern und Teilhabern usw., über die Zulassung zu den Wohnungen des Familisteriums, über Vorschläge an die Generalversammlung, über das Ausschließen von der Gesellschaft, über die Auszahlung von Sparkassenscheinen usw., über die Höhe der Zuwendungen an die verschiednen Unterstützungskassen, schließlich auch über die Ausgaben für die Unterrichtsanstalten und die Auswahl von Schülern zum Besuch höherer Lehranstalten.

Die Mitwirkung der Arbeiter beginnt erst in der Generalversammlung, und zwar auch erst nach einer gründlichen Durchsiebung, wobei die Rechte der Anciennität die entscheidende Rolle spielen. Es sind nämlich vier verschiedne Gruppen von Genossen der Gesellschaft gebildet worden: 1. die Interessenten, Personen, die nur deshalb Genossen sind, weil sie durch Erbgang, Kauf usw. Anteile am Gesellschaftskapital haben; 2. die Teilhaber, die erste Stufe der wirklichen Hilfskräfte, sie müssen zur Arbeit zugelassen, mindestens schon ein Jahr beschäftigt sein und mindestens ein Alter von einundzwanzig Jahren haben; 3. die Mitglieder; sie haben eine dreijährige Dienstzeit in dem Unternehmen hinter sich und wohnen im Familisterium; 4. die höchste Stufe, die der Kommanditisten; sie müssen mindestens fünfundzwanzig Jahre alt sein, seit fünf Jahren im Familisterium wohnen, seit fünf Jahren im Dienst der Gesellschaft sein, lesen und schreiben können und einen Anteilschein am Gesellschaftskapital von mindestens 500 Franken haben. Nur die letzte Gruppe von Arbeitern und Genossen, die Kommanditisten, stellen die Mitglieder zur Generalversammlung und haben einen Einfluß auf die Geschäftsgebarung und die Kontrolle der Gesellschaft, und zwar nach der Richtung hin, daß die Generalversammlung unter andern aus ihrer Mitte drei Verwaltungsratsmitglieder wählt, unter ganz bestimmten Verhältnissen den Verwaltungsdirektor absetzen kann, die Vergrößerung des Gesellschaftskapitals beschließen, besonders qualifizierte Schüler auf höhere Schulen schicken darf, und daß sie die Anteil- und Sparscheine auszahlt. Die Organisation stellt also einen recht sicher fundierten hierarchischen Bau dar, bei dem die aristokratischen Gewalten der Tradition und des Alters, sowie die realen Mächte des Kapitals und der Intelligenz die festen Quadern sind, während der Anteil der Arbeiter, die moderierte demokratische Verfassung, hier und da Bindemittel, in der Hauptsache aber Verzierung und das Gemeinschaftsleben idealisierender Schmuck ist. Damit wird ihm nichts von seinem Werte genommen, denn daß das Verhältnis des gewöhnlichen Arbeitsvertrags manchmal viel öder und gemütsärmer ist, wird allgemein einleuchten.

Faktisch war nach der Zahl das Verhältnis der einzelnen Gruppen zu einander 1898/99 derart, daß es 502 Interessenten und 1886 Mitarbeiter gab, von diesen Mitarbeitern waren 316 oder 16,7 Prozent Kommanditisten, 160 oder 8,5 Prozent Mitglieder, 615 oder 32,6 Prozent Teilhaber und 795

Digitized by Google

oder 42,2 Prozent Hilfskräfte. Genau so wie es in der ganzen Welt zugeht, hat die relative Mehrheit der Hilfsarbeiter nur die Anwartschaft, nicht direkten Anteil an den Segnungen der Gesellschaft, ein Drittel ist Teilhaber, steht also auf der Vorstufe zu den Kommanditisten, und nur 16 Prozent haben als Kommanditisten einen verhältnismäßigen Einfluß auf das Unternehmen. Dem Einfluß entsprechend ist die Gewinnbeteiligung. Der Verwaltungsdirektor erhielt 1897/98 16484 Franken, zwölf Verwaltungsratsmitglieder 49256 Franken, auf jeden Arbeiter mit einem Jahresverdienst von 1500 Franken fielen, wenn er Kommanditist war, 252,72 Franken Gewinnanteil, wenn er Mitglied war 189,57 Franken, und schließlich wenn er nur als Teilhaber in Frage kam 126,36 Franken. Die Gesellschaft besteht seit zwanzig Jahren und hat inzwischen über 5 Millionen Franken an die beteiligten Personen als Gewinnanteile abgegeben. In demselben Zeitraum sind annähernd 1 Million Franken für Hilfskassen und etwa 650000 Franken für Erziehungszwecke verwandt worden. Man wird nicht bestreiten wollen, daß das immerhin ein praktischer Erfolg der Godinschen Arbeit ist. Bei der Gewinnbeteiligung ist übrigens charakteristisch, daß die Anteile nicht bar ausgezahlt werden, wobei ja leicht Mißbrauch und unzweckmäßige Verwendung der Guthaben unterlaufen könnten, sondern daß die Arbeiter Sparscheine in der Höhe ihrer Gewinnanteile erhalten. Diese Sparscheine stellen die Aktien gewöhnlicher Aktiengesellschaften dar, mit ihnen werden die ursprünglichen Besitzer ausgekauft und abgefunden, ein Prozeß, der 1894 abgeschlossen war. In diesem Jahre war das ganze Gesellschaftskapital durch Sparscheine der Genossen aufgebracht, die Gesellschafter waren die alleinigen Besitzer der Gesellschaft geworden. Marx würde sagen: die Expropriateure expropriiert.

Damit nun auch wirklich die jeweilig arbeitenden Angestellten und die Arbeiter der Gesellschaft deren Besitzer seien, werden laut unabänderlichem Beschluß immer nur die ältesten Sparscheine ausgezahlt. In den Jahren 1894/95 kamen als Dividende 287602 Franken zur Verteilung. Für diese Summe wurden also die entsprechenden Sparscheine für jeden daran beteiligten Angestellten und Arbeiter ausgestellt, und in derselben Höhe wurden die ältesten Sparscheine ausgezahlt. Es ist sehr bezeichnend, daß der ganzen Einrichtung, die ja in der That etwas verzwicktes hat, die Arbeiter zunächst skeptisch gegenüber gestanden haben, daß sie volles Zutrauen erst gewonnen haben, nachdem 1894 die ersten Sparscheine zurückgezahlt wurden. Wir erwähnen noch, daß Schiebungen und Verpfändungen der Sparscheine ausgeschlossen sind, weil jede gänzliche oder Teilzession vom Verwaltungsrat genehmigt werden muß, und dieser den Grundsatz befolgt, daß den noch im Dienste der Gesellschaft stehenden Angestellten und Arbeitern die Erlaubnis niemals erteilt wird.

Ist schon die allmähliche Expropriierung der Gesellschaft Godin ein Stück Zukunftsstaat, so bedeutet auch die Behandlung des Wohnungsproblems und der weitern Wohlfahrtsaufgaben eine Sozialisierung, die der Allgemeinheit heute noch fremd ist. Der Gesamtwille drückt den Einzelwillen in die Ecke, materielle Vorteile müssen für den Verlust individueller Freiheit entschädigen.

Digitized by Google

Auch Godin war der Ansicht, daß die gesunde und ausreichende Wohnung die Voraussetzung einer menschenwürdigen Existenz ist. Aber er ging noch weiter: durch die Art des Wohnens sollen die Arbeiter zum Bewußtsein der Gemeinsamkeit ihrer Interessen gebracht und die Gefühle der Brüderlichkeit erweckt oder gesteigert werden. Das sollen die Familisterien bewirken: große achteckige Hausblöcke von vier Stockwerken, die den Eingang in der Mitte haben und innen nach den Höfen umlaufende Galerien, von denen aus sämtliche Wohnungen zugänglich sind. Die Höfe der ältern Blocks sind sogar mit einem Glasdach versehen, bei den neuern hat man aber glücklicherweise auf diese hygienisch sehr bedenkliche Anordnung verzichtet. Bei dem einen Familisterium, das in Schaerbeck liegt, ist der innere Hof des Zentralgebäudes betoniert und dient als Festsaal für die Gesellschaftsfeste der Arbeiter und der Kinder. Bei allen Familisterien sind weder die Eingänge geschlossen, noch giebt es einen Pförtner. Jeder kann mit Hilfe der umlaufenden innern Galerien jederzeit frei ein- und ausgehn, in jede Wohnung, in die eigne und in fremde. Unsre Gewährsmänner meinen von diesem freiwilligen Kontrollsystem: „Es wird behauptet, daß die stete Aufsicht, die die Bewohner untereinander ausüben, die Nachteile, die in moralischer Beziehung bei dieser Wohnart zu befürchten stehn, nicht habe in die Erscheinung treten lassen. Vielmehr wird behauptet, daß innerhalb der Familisterien vollste Harmonie herrsche, das Wohnen in denselben sehr angenehm sei, und daß Godin seinen Zweck, die Bewohner einander näher zu bringen und den Geist der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit zu heben, erreicht habe."

Es wohnen in diesen Familisterien Arbeiter und Angestellte zusammen. Der Begründer Godin ist in einem Familisterium gestorben. Die Wohnungen haben ein, zwei, drei, vier, fünf und mehr Räume, je nach Wunsch und Bedarf des Mieters. Am meisten begehrt sind zwei- bis dreiräumige Wohnungen. Man zahlt für jeden Raum 40 bis 65 Franken im Jahre. Immer sind mehr Aspiranten als Wohnungen da. Der Reinlichkeitsdienst — die schwierigste Frage in Mietkasernen — wird in der Weise gehandhabt, daß jeder Bewohner für seine Räume verantwortlich ist, unsaubere Elemente werden rücksichtslos ausgeschlossen. Höfe, Treppen, Balkons, Aborte werden durch dreiundzwanzig angestellte Frauen gereinigt, die Verwaltung giebt dafür annähernd 7000 Franken im Jahre aus. Vom ganzen Personal wohnen in Guise 39 Prozent, in Schaerbeck 27 Prozent in den Familisterien.

Wir wollen uns auf die Schilderung der weitern Wohlfahrtsanstalten nicht einlassen; die Versicherungskassen, Krippen, Kinderbewahranstalten, Bibliotheken, Vergnügungseinrichtungen sind Teile eines großen und bewundernswerten Ganzen, bei dem wir vom deutschen Standpunkt aus freilich die innere Teilnahme der Arbeiter vermissen. Alles wird auf dem Präsentierteller dargebracht, die selbsthelfende Initiative scheint nahezu gelähmt zu sein. Nur über die Konsumanstalten noch ein paar Worte. Sie umfassen jetzt nahezu alle Lebensbedürfnisse, Bekleidung, Möbel, Kolonialwaren, Schlächterei, Wurstwaren, Bäckerei, Restauration, Brennmaterialien, Bäder usw., und nicht weniger

Digitized by Google

als 107 Angestellte sind zum Betriebe der Anstalten nötig. In diesen Anstalten kann jeder kaufen, niemand ist jedoch verpflichtet, seinen Bedarf dort zu decken. Barzahlung ist Pflicht. In Guise konnten am Jahresschluß gegen 100000 Franken als Anteil am Reingewinn an die Käufer verteilt werden.

Soviel also von den Einrichtungen, nun aber von dem Wesentlichern, den Menschen, die sie benutzen, und denen sie Glück und Frieden bringen sollen. Unsre Autoren lassen der Gesellschaft und ihrem Begründer alles Lob zu teil werden, das möglich ist, aber sie sind beim Durchwandern der Familisterien, der Werkstätten, beim Beobachten der Menschen darin ihre mancherlei Bedenken nicht los geworden, wohl trotz dem Wohlwollen, das sie empfingen, und das sie erwiderten, ein sicherer Beweis dafür, daß mit Einrichtungen von der Godinschen Art eine Glücksgarantie nicht gegeben ist. So glauben sie nicht an das Gelingen des Experiments von der sittlichen und brüderlichen Kontrolle im Familisterium. Gewiß, der Zudrang zu diesen Wohnungen war groß. Aber ob es ebenso gewesen wäre, wenn weniger große materielle Vorteile mit dem Wohnen im Familisterium verknüpft waren? Wer es in der Gesellschaft zu etwas bringen will, wer vollwertiger Genosse sein und Anteil an den besten Versicherungskassen haben will, muß ja Familisterienbewohner sein. Der Zudrang beweist also nicht viel für die Volkstümlichkeit dieser Wohnart an sich, sondern nur einiges für die Wertschätzung der Hilfskassen. Ein Besuch der Werkstätten hinterließ einen wenig erfreulichen Eindruck. Die Werkstätten hatten wenig Luft und Licht, die Werkzeugmaschinen standen zum Teil sehr dicht, an Schutzvorrichtungen war bedenklicher Mangel. In den Schleifereien beugten sich die Arbeiter und die Arbeiterinnen tief über die Schleifsteine, Staubabsaugevorrichtungen waren nicht vorhanden. Die Schleifvorrichtungen in der Montagewerkstatt waren auffallend primitiv. In Summa stand die Fabrik in der technischen Ausstattung an manchen Stellen nicht auf der Höhe, in hygienischer Beziehung blieb viel zu wünschen. Es war auch da unsauber, wo die Fabrikation eine größere Sauberkeit wohl zugelassen hätte. Kurz, ein deutscher Gewerbeaufsichtsbeamter hätte ohne Frage nicht wenig auszusetzen gehabt.

Die Arbeiter und die Arbeiterinnen, die man beim flüchtigen Durchgehen durch die Werkstätten sah, machten keinen besonders freundlichen Eindruck. Es heißt in der Denkschrift: „Sieht man sich den Familistèrebetrieb an, hier die gemeinsamen Familienwohnungen unter einem Dach mit gemeinsamem Hof, dann kommen die Kinder, sie werden von Krippe, Kinderbewahranstalt, Spielschule auf die andre Seite des »Palais social« in die Schule befördert, mit vierzehn Jahren treten sie aus dieser entlassen in die Fabrik ein, dann dienen sie, kommen wieder in die Fabrik, heiraten, und das Spiel beginnt von neuem, so kann man sich des Gedankengangs, dort jenseits der Oise die Kochherdfabrik, hier diesseits derselben die Fabrik der dazu gehörigen Menschen, kaum erwehren." — „Über dem Ganzen schien ein gewisser erkältender Hauch, ein unbestimmtes drückendes Etwas zu liegen. Man konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß die allerdings augenfällig nach einer Richtung entwickelten Grundsätze, auf denen das Ganze aufgebaut ist, doch nicht alles ausfüllen,



Digitized by Google

und daß sie die Herzensbedürfnisse auch der Familistèregenossen nicht voll zu befriedigen vermögen. Wir müssen es somit dahingestellt sein lassen, ob es Godin gelungen ist, seine Angestellten und Arbeiter nach seiner Façon glücklich werden zu lassen."

Dieser resignierten Stimmung wird man sich anschließen müssen. Mag vieles in der ausgetüftelten Form verfehlt, zu sehr nach der Schablone gearbeitet sein, manches also noch der Verbesserung Raum geben, in der ganzen Einrichtung liegt so viel Erkältendes und Abstoßendes, daß wir ihr eine allgemeine Anwendung nicht zutrauen und in ihr nicht die Tendenz der Zukunftsentwicklung des Arbeitsverhältnisses und des Wohnungsproblems entdecken können. Der Mietkaserne darf die Zukunft nicht gehören, wenn die Wohnung auch Individualitätsbedürfnisse befriedigen soll; und aus der Patronage und der Unmündigkeit muß sich die volle Selbstverantwortung und Selbstverwaltung der Arbeiter entwickeln, die in der humanen, gerechten und verständigen Gesinnung der Unternehmer die notwendige Ergänzung finden muß. Eine Menschenfabrik ist jedenfalls nicht das Zukunftsideal.

## Briefe eines Zurückgekehrten

### 7

Zu den beliebten Gesprächsgegenständen einer anglokeltischen Gesellschaft gehören die Kirche und ihr Geistlicher. Natürlich nur, wenn die Gesellschaft aus Leuten besteht, die, wie die bezeichnende Rede lautet, „sich selbst achten," d. h. sich in Obacht nehmen, daß sie nichts sagen, was andre für unzulässig erachten. Solche Gespräche sind, wie ich merke, in Deutschland stark außer Übung gekommen; in meiner Jugendzeit waren sie in manchen Kreisen noch beliebt. Aber da hatten sie doch oft eine Neigung, sich zu vertiefen. Denn da es in deutschen Gesellschaften immer Leute giebt, die sich so wenig achten, daß sie offen und ehrlich herausſagen, was sie denken, so kam man auf Glauben und Unglauben, Himmel und Hölle, Feuerbach und Strauß zu reden, und es wurden innige aus der Tiefe des Herzens geschöpfte Bekenntnisse des Glaubens von schneidenden Zweifeln durchbohrt, dabei aber wohl auch manche Schärfe des Zweifels stumpf befunden. In Amerika fand ich es ganz anders. Da griffen die Kirchen und die Sekten tief in das Leben der ganzen Gesellschaft ein, und so wie es zu oberst methodistische Universitäten und presbyterianische Legislaturen gab, unterhielt man sich weiter unten auf baptistischen Tanzkränzchen oder hochkirchlichen Picknicks. Trotz der ungeheuern Hohlheit und Langweile solcher Veranstaltungen in den Händen halbgebildeter Eiferer waren Missionsstunden die beliebtesten Versammlungsorte der Jugend beiderlei Geschlechts. Die Frage

Digitized by Google

wurde ohne Furcht vor Lächerlichkeit erörtert, ob der Beitritt zu Turn- und Gesangvereinen mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Denomination" vereinbar sei. Selbst Sekten, die kein einziges Dogma irgend einer christlichen Kirche bekannten, wie die Unitarier, dieser radikalste Schoß des Kalvinismus, umspannten und durchdrangen in dieser Weise das Leben ihrer Mitglieder, und gerade diese Sekte, die bei geringer Zahl ihrer Anhänger, worunter aber Geister und Charaktere ersten Ranges waren, in den entscheidungsreichen fünfziger und sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts einen gewaltigen Einfluß auf das öffentliche Leben in Neuengland und dadurch in ganz Nordamerika übte, giebt ein interessantes Beispiel von dem rückwirkenden Vorteil dieser straffen Zusammenfassung auch auf das irdische Wohl der Menschen, die von keinem andern Bande so fest umfaßt waren, als von dem religiösen. Was Wunder also, daß die kirchlichen Fragen fast das ganze Feld okkupierten, das die geschäftlichen und politischen Interessen frei ließen. Es sprach sich das auch in einer für Europäer überraschenden Pflege und Verbreitung der religiösen Zeitschriften- und Traktatlitteratur aus. Aber gerade in dieser kamen die engen, konventionellen Auffassungen einer sehr äußerlichen Kirchlichkeit oft so naiv zum Ausdruck, daß wir Neuhinzugekommnen nicht genug staunen konnten, wie die intelligenten, fortgeschrittnen Amerikaner solche Plattheit und Läppischkeit mit der ernstesten Miene aufnahmen und diskutierten.

Hier war uns ein Gegengewicht gegeben, das manche Überlegenheit der angloamerikanischen Gesellschaft aufzuwiegen schien. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die Blüte der freien Gemeinden verschiedner Art, aus denen dann auch die ethischen Gesellschaften hervorgegangen sind, gerade unter den Deutschen, und besonders auch unter deutschen Juden, der Überzeugung vieler Eingewanderter entsprang, daß sie damit einen geistigen Vorsprung vor den Angloamerikanern gewönnen, von denen sie sich politisch, wirtschaftlich und meist auch gesellschaftlich weit übertroffen fühlten. Sie haben sich darin getäuscht; sie vergaßen, daß man nicht mit einem Bekenntnis, sei es des Glaubens oder des Unglaubens, siegt, sondern nur mit dem Geist, dem Mut, der Thatkraft, der Überzeugungstreue, womit es vertreten wird. Die deutsche Einwandrung aber, an sich arm an Intelligenzen, sah fast keine von den geistigen Kräften, die sie mitbrachte, bereit, sich an die Spitze der freien Gemeinden zu stellen. Verhieß doch die Politik, zunächst gleichbedeutend mit Tagesschriftstellerei, ganz andre Preise. Und welche Wandlung haben die Menschheitsapostel durchgemacht, die in den freien Gemeinden das Wort führten! Ich denke an einen der meistgenannten, den Böhmen Naprstek, einst der stürmische Aufklärer und Humanitätsapostel von Milwaukee, der als fanatischer Tscheche endigte; seinen Landsleuten hat er ein in manchen Beziehungen wertvolles ethnographisches Museum in Prag hinterlassen. In Newyork wohnte ich einmal einem Konventikel bei, wo ein Bäckermeister, früher Jude, vielleicht auch später wieder Jude, ein Schmähgedicht auf Deutschland im Stil von Atta Troll, geist- und geschmacklos über die Maßen, vortrug, das eine kleine Anzahl der Anwesenden veranlaßte, sich demonstrativ zu entfernen, während die andern dem Pfuscher ihren Beifall zu-

Digitized by Google

jubelten. Überhaupt, wie leuchtete in diesen Kreisen der Stern Heines, heller sicherlich, als er jemals in Deutschland geleuchtet hat. Die Agitation für die Aufstellung seines in Düsseldorf abgelehnten Denkmals in Newyork, die vor ein paar Jahren die deutsch-amerikanischen Kreise bewegte, war nur der Ausfluß eines weit zurückreichenden Heinekultus der dortigen Halbbildung und der oberflächlichern Elemente des deutsch-amerikanischen Judentums. In San Francisco stand die deutsche freie Gemeinde einst höher, aber ihr Führer schlug sich nur kümmerlich durch. Kurz, wenn man diese Bewegung verglich mit der nahverwandten der Unitarier, fiel der Vergleich ganz ausgesprochen zu Gunsten der Amerikaner aus.

Andre Sekten und Kirchen haben ähnliche Erfahrungen gemacht. Sogar die Lutheraner, die soviele kräftige Stützen und in den schon seit den dreißiger Jahren eingewanderten Altlutheranern einen alten, überzeugungstreuen Kern hatten, haben sich veruneinigt, gespalten, wiedervereinigt, ohne in all diesen Wandlungen die Kraft zu gewinnen, die so manche kleine, schwach fundierte Glaubensgemeinschaft der Amerikaner hat. Ich möchte nicht ohne weiteres daraus folgern, wie man so oft drüben zu thun pflegt, daß der Deutsche ursprünglich weniger religiös angelegt sei als der Anglokelte. Es kommt zunächst nur die Kirchlichkeit in Frage. Und darin sind uns alle Anglokelten überlegen, wie sie in allem den Vorsprung haben, was Unterordnung unter anerkannte Führer, seien es nun Personen oder Gesellschaften, und daraus folgende Ein- und Zusammengliederung und Zusammenhalt der Einzelnen fordert. In keiner Gesellschaft versteht stillschweigend einer den andern so genau wie hier, und in keiner folgen die Massen so gehorsam Befehlen der Sitte, die nie ausgesprochen zu werden brauchen. Darin liegt ja auf allen Gebieten die große und gefährliche Kraft des Anglokeltentums, daß alle Bewegungen die Tendenz haben, ganz allgemein zu werden, das ganze Volk mitzureißen. Nicht die Tiefe und die Verschiedenartigkeit, sondern die Allgemeinheit des religiösen Zuges imponiert dem fremden Beobachter. Besser noch als die Organisation der politischen Parteien und die sichere Schichtung der Gesellschaft gelingt ihnen der Zusammenhalt der kirchlichen Gemeinschaft. Die Deutschen treibt gerade in diesen nicht bloß der teutonische Individualismus, auf den sie sich gern berufen, sondern, daß wir es offen bekennen, viel mehr der kleinliche Neid und der unverständige Eigensinn auseinander. Außerdem sind die Bildungsgänge und -ansprüche gerade in deutschen Kreisen verschiedner und werden stärker betont als in anglokeltischen. Der zum Steineklopfen reduzierte Deutsche, und wie viele ereilte dieses Geschick in den kritischen Jahren transatlantischer Eingewöhnung, der in der Heimat das Gymnasium durchlaufen hat, sieht stolz auf den reichgewordnen Kaufmann hinab, der nur die Volksschule absolviert hat. Unzweifelhaft hat aber der Anglokelte auch eine religiöse Anlage von besondrer Kraft und Lust der Äußerung und des Schaffens. Die deutsche Religiosität vertieft sich, hat einen Zug zum Innerlichen, die anglokeltische wirkt, organisiert, macht Proselyten. Die Missionsthätigkeit irischer und später angelsächsischer Mönche in ganz Mittel-, Nord- und West-

Digitized by Google

europa gehört ebenso der Weltgeschichte an, wie die Missionsthätigkeit der Engländer und der Amerikaner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts an Erfolgen in der Kultur, in der Wirtschaft und der Politik die Missionen der Deutschen und der Skandinavier weit übertrifft und überhaupt nur von der der römischen Kirche und der Orthodoxen bedroht werden dürfte, die beide noch fester organisiert sind und noch planmäßiger vorgehn. Hier kommt eben die auf so vielen Punkten entscheidende Gabe des Anglokelten zur Geltung, dem Gedanken sofort die That folgen zu lassen. Der andre grübelt, dieser handelt. Der Amerikaner hat diese Gabe in verstärktem Maße, sie ist bei ihm bis zur Thorheit ausgebildet, mit der er für Schlagworte, Halbwahrheiten, Unwahrheiten, Unwahrscheinlichkeiten ins Zeug geht.

Ich will aber damit nicht den Anglokelten die religiöse Innerlichkeit absprechen, was im Hinblick auf die alte und die neue Geschichte ihrer Kirchen und Sekten ja ganz unmöglich ist. Darin liegen ja überhaupt die Erfolge dieser großen Rasse, daß ihre innern Kräfte mit seltnen Gaben der Wirkung nach außen verbunden sind. Und ebensowenig will ich die große Verflachung beschönigen, die in so vielen deutschen Kreisen an die Stelle der alten, stillen Frömmigkeit getreten ist. Die Deutschen machen keine Ausnahme bei der allgemeinen Zersetzung, der das religiöse Leben in allen Kulturvölkern verfallen ist. Echtes Christentum, das eine Gemeinschaft von Menschen jedes Standes, Berufs und Alters mit gleicher Kraft umfaßt, giebt es nicht mehr auf den Höhen dieser Völker. Die liegen trocken, bis zum Wüstenhaften. Um solches Christentum zu finden, muß man in Amerika in ein kleines Walddorf von Maine oder Vermont oder noch besser in eine arme Negergemeinde des Südens gehn, die vom Geistlichen bis zum Ärmsten — arm sind sie aber alle — von Bildung unberührt, aber aufrichtig und bis zum Aberglauben gläubig ist. Es ist ein Zustand wie in einem Lande, aus dem sich das befruchtende Wasser zurückzieht; indem der Wasserspiegel sinkt, vertrocknen die Quellen von oben her, und endlich ist nur noch das Grundwasser in den tiefsten Schichten übrig. Alles übrige dürr und wüst. In Deutschland waren bekanntlich die Höhen schon lange trocken gelegt, als bei andern Völkern wenigstens noch künstliche Leitungen dort Feuchtigkeit hinführten. Es gab eine Zeit, wo in großen deutsch-amerikanischen Gemeinden nur in zwei extremen Lagern das alte zweifelsfreie Christentum bestand: bei den Römisch-Katholischen auf der einen, bei den Altlutheranern auf der andern Seite, dazwischen eine breite Zone der Lauheit, wo heftige Angriffe auf Andersdenkende die religiöse Überzeugung dokumentieren mußten. Wenn einmal die Geschichte der deutschen Gemeinden von Cincinnati, Milwaukee, Chicago, St. Louis in den vierziger und fünfziger Jahren gründlich, aber auch unbeschönigt geschrieben sein wird, wird der konfessionelle Hader in seinen kleinlichsten und giftigsten Formen so manche Seite füllen, wo man Größeres und Schöneres suchen dürfte.

Seitdem ist freilich auch bei den Amerikanern das religiöse Bewußtsein ungemein gesunken, im Verhältnis noch mehr als bei uns. Die Aufklärung hat später eingesetzt, dafür aber auch alle Dämme überstiegen. Bezeichnenderweise haben

Digitized by Google

nun darunter nicht die großen alten Religionsgesellschaften so sehr gelitten, wie die kleinern und jüngern. Diese Erzeugnisse eines verspäteten Aufschwungs, fast möchte man sagen einer Aufwallung des religiösen Empfindens, verloren an Anziehungskraft in einer Zeit, wo alles Äußerliche an Wert stieg, alles Innerliche im Werte sank. Der reichen, alten, aristokratischen Hochkirche haben sich seitdem manche zugewandt, deren Vorfahren für den Methodismus, den Baptismus mit Gut und Leben eingetreten waren. Die Censusveröffentlichungen von 1900 werden uns im kirchlichen Leben der Union sicherlich ein unverhältnismäßiges Wachstum des Katholizismus und der Hochkirche zeigen, das darf aber nicht über den Rückgang in der Tiefe und Echtheit des religiösen Sinnes täuschen, den natürlich keine Statistik belegt. Die großen Kathedralen dieser einflußreichsten Kirchen werden darum nicht stärker besucht, als früher die kleinen Bethäuser. Die starke Abwendung von den radikalen Sekten, die im letzten halben Menschenalter eingetreten ist, bedeutet ebensowenig eine Stärkung des positiven Christentums. Es mag paradox klingen, aber sie ist ein Symptom derselben Art für die Amerikaner, wie die zunehmende Entkirchlichung für die Deutschen. Dort ein äußerlicher Anschluß, hier eine ebenso äußerliche Abwendung. Die echte Religiosität ist in beiden Fällen die Verlierende. Wenn die Symptome bei Amerikanern und Deutschen so verschieden auftreten, muß man auch in dieser Sache an die grundverschiedne Stellung der Frau denken, die dort mit anerkannter Überlegenheit die ganze Familie da festhält, wo sie das Heil sieht, hier den Mann gewähren läßt und ihm, wenn auch unter Seufzern und Vorwürfen, nachfolgt.

Noch etwas andres darf ebensowenig vergessen werden: die äußern Anziehungsmittel des Kirchenbesuchs in Amerika. Der Komfort auf die Einrichtung der Kirchen übertragen, die Kirchenmusik, die Tausende von Deutschen, hier bedeutende Sänger und dort armselige Musikanten, ernährt, und nicht zuletzt die Prediger, die große Redner sind, überragen alles zusammengenommen die Attraktionen jeder Hofkirche des protestantischen Deutschlands. Nur die Architekturen deutscher Kirchen sind im allgemeinen nicht bloß ehrwürdiger, sondern auch würdiger. Aber die in Amerika zahl- und einflußreichen Vertreter der Lehre von der Schönheit als Lebensnotwendigkeit, deren Schlagworte Ruskin zwar nicht erfunden, doch geprägt hat — Artistic Ordering of Life ist seit einigen Jahren ein beliebtes Thema der Zeitungen und Debattierklubs, in Sinn und Absicht: ästhetische Lebensführung —, werden auch noch das Unwahrscheinliche verwirklichen, daß eine Gesellschaft im entschiednen religiösen Niedergang Prachtgebäude für einen Kultus errichtet, dem eine rasch wachsende Mehrheit zweifelnd oder gleichgiltig gegenübersteht. Einstweilen gehört es noch zu den auffallendsten Merkmalen des Katholizismus in Amerika, daß er imposante Gotteshäuser hinstellt, neben denen alle andern kirchlichen Gebäude verschwinden. Für die amerikanische Auffassung spricht sich darin eine Macht aus, von der sie sich willig imponieren läßt. Wenn man die großen Klostergebäude und die mächtigen, wenn auch nicht oft schönen Kathedralen des spanischen Amerikas hinzurechnet, muß man allerdings zugeben, daß die bedeutendsten Werke religiöser Architektur

Digitized by Google

in der Neuen Welt von Montreal bis Buenos Aires überhaupt der Katholizismus geschaffen hat, trotzdem daß die Entdeckung Amerikas mit der Reformation zusammenfiel. Das ist aber nur ein äußeres Zeugnis dafür, daß der Katholizismus überhaupt die älteste geschichtliche Macht besonders im Westen der Vereinigten Staaten ist. Mit wie andern Gefühlen trat der junge deutsche Kaplan in Wisconsin oder Minnesota der vierziger Jahre seiner jungen Gemeinde gegenüber, da er wußte, daß zweihundert Jahre früher die Jesuiten auf diesem Boden missioniert und gelitten hatten. Da versteht man erst die Macht eines Mannes wie des Erzbischofs Henni, einer geistig und an tiefer Wirkung alle überragenden Figur in der Geschichte jenes etwa seit 1830 kolonisierten Nordwestens, den man heute den „alten Nordwesten" nennt.

Die protestantischen Kirchen Deutschlands haben vor denen Amerikas das Alter, die Ausbreitung, die Anlehnung an den Staat, die bureaukratische Organisation und nicht zuletzt die theologischen Fakultäten der Universitäten für sich. Es sind zum Teil nur äußere Vorzüge, aber ihr Gewicht ist alles in allem doch sehr groß. Freilich groß für die äußere Stellung und für die Aufrechterhaltung alles dessen, was Einrichtung ist, nicht groß für das innere Leben. Dieses scheint mir, wider alles Erwarten, nicht kräftiger zu sein als in den kleinen, jungen Kirchen Amerikas. Der Kirchenbesuch, bei weitem nie so stark in Deutschland wie in England oder Amerika, wo sehr viele Familien gewohnheitsmäßig zweimal des Sonntags zur Kirche gehn, hat in ganz auffallendem Maße abgenommen. Sehr beliebte Prediger füllen noch die Kirchen, die indessen im Durchschnitt von gähnender Leere und an Zahl und Größe weit hinter dem Wachstum der Bevölkerung zurückgeblieben sind. Man nannte mir die große Zahl gebildeter Männer unter den Kirchenbesuchern als einen Lichtpunkt in dem Dunkel dieser Teilnahmlosigkeit. Aber bei näherm Zusehen habe ich davon nicht viel bemerken können. Es ist wahr, das weibliche Element überwiegt nicht so sehr in den Kirchen wie in Frankreich, aber die Zahl der deutschen Männer gebildeten Standes, die die Kirche nicht ganz selten und nicht aus äußern Gründen besuchen, wie Offiziere, Beamte, Gutsbesitzer, Leiter großer Arbeitermassen und dergleichen, die gelegentlich einmal ein gutes Beispiel geben müssen, ist noch geringer als die Klagen der kirchlichen Presse mich hatten erwarten lassen. Ich rede hier von der protestantischen Seite, die ich kenne. Auf der katholischen ist der Zusammenhang der untern Klassen mit ihrer Kirche offenbar noch nicht so weit gelockert, und die obern umschließen zwar auch dort viele sogenannte Auchkatholiken, aber seit dem Kulturkampf soll auch in diesen die Teilnahme an allen kirchlichen Angelegenheiten wieder gewachsen sein.

Ungemein oft hat mich seit meiner Rückkehr nach Europa die Frage beschäftigt, wie gerade in den Schichten, die stolz auf ihre Bildung sind und das Wort Halbbildung mit der äußersten Verachtung aussprechen, ein so großer Mangel an wahrer geschichtlicher Bildung möglich sein kann, wie ihn die weitverbreitete Ablehnung aller kirchlichen Gesinnung voraussetzt. Ist das nicht eigentlich das stärkste Zeichen von halber und seichter Bildung, wenn ich hochmütig die Form ablehne, in die sich der Gottesglaube einer hinter mir liegenden

Digitized by Google

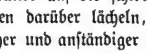
Zeit ergossen hat, so wie man auf beliebige andre „überwundne Standpunkte“ überlegen hinabschaut? Ich wohne und kleide mich anders als vergangne Geschlechter, aber ich kann doch nicht etwa ebenso leicht ihren Glauben ablegen. Es geht nicht ohne Schädigung meiner selbst und derer, die um mich sind, daß ich aus den hohen Hallen der kirchlichen Gemeinschaft, an denen viele Geschlechter mit dem Besten ihrer Kraft gebaut haben, in eine Bretterhütte meines eignen armen Planens und Wirkens übersiedle. Es giebt Dinge, die man nicht allein thun kann. Alle sind einverstanden, daß sie nicht, jeder für sich, Staaten bilden können; aber an der Zerbröcklung der alten Kirche nach einzelnem Gutdünken zu arbeiten, halten sie nicht für Raub. Die Kurzsichtigen! Als ob irgend etwas auf der Welt imstande wäre, das Gefühl zu ersetzen, das in der Kirche inmitten der von denselben Gedanken und Empfindungen getragnen Masse der Andächtigen uns beseelt und erhebt.

Mir scheint es natürlich, bis zur letzten Möglichkeit in dieser Gemeinschaft zu verharren, mit deren Bestand ja sogar das ganz äußerliche des erhabnen Kirchenbaus zusammenhängt, wo sich nun seit Jahrhunderten die Gemeinde versammelt. Die Zweifel des Einzelnen an Einzelheiten kommen dabei nicht in Betracht, sie können den Gottesglauben und die Grundgedanken des Christentums nicht erschüttern. Es sind ja auch nicht die Zweifel, die die Abwendung von der Kirche hervorgebracht haben, sondern das Gegenteil, die Denkträgheit. Die allgemeine Abneigung unsrer Zeit gegen religiöse Vertiefung ist der Grund, warum sich gerade die Masse der sogenannten Gebildeten lautlos zurückzieht. Sie wollen beileibe kein Aufsehen erregen, wollen äußerlich „mitthun,“ Taufen und Trauungen wollen sie sogar mit kirchlichem Pomp begehn, und selten hat einer den Mut, die letzte Konsequenz zu ziehn und das kirchliche Begräbnis abzulehnen. Welche Heuchelei, welche Feigheit und welche Oberflächlichkeit! Und das gerade auch in den Kreisen, von denen die Nation geistige Impulse und Aufklärung erwartet.

Man kann nicht sagen, daß die deutschen Geistlichen in ihren Predigten die Fragen des öffentlichen Wohls unberührt lassen, wie in der Zeit der Reaktion. In den fünfziger Jahren wurde dieser Vorwurf vielen nicht mit Unrecht gemacht; heute kann man von der Kanzel freie und einschneidende Meinungsäußerungen hören. Schade, daß sie nicht selten den Eindruck bestellter Arbeit machen, wie bei der straffen Organisation aller deutschen Kirchen natürlich ist, und noch mehr schade, daß sie so oft die kleinliche konfessionelle Gehässigkeit offenbaren, die von der Kirche um so ferner gehalten werden sollte, je breiter sie sich in der deutschen Tagespresse macht. Der allgemeine Rückgang des religiösen Lebens giebt einen sehr dunkeln Hintergrund ab für den Hader der Konfessionen, den man glücklicherweise in dieser Art nur in Deutschland findet. Man kann sich der Vermutung nicht verschließen, daß sich viele Blätter dieses traurigen Stoffs nur bemächtigen, um damit dem echt deutschen Geschmack breiter Lesermassen an kleinlichen Zänkereien entgegenzukommen. Das gehört zu den unerwartetsten Erfahrungen, daß ich in großen deutschen Zeitungen dieselbe Freude an dieser häßlichen Zänkerei wiederfand, die ich in

Digitized by Google

Missouri und Wisconsin als den Ausfluß der mangelhaften Bildung untergeordneter Pfennigschriftsteller mit Verachtung angesehen hatte und deren Hohlheit dort sogar die einfachen Hinterwaldsleute bald einsahen. Leider ist es nur eine von den vielen betrübenden Erfahrungen, die jeder machen muß, der die deutsche Presse von heute mit der vor einem Menschenalter vergleicht. Als damals Mark Twain seine Satire auf die schwerfälligen deutschen Zeitungen losließ, konnten wir überlegen darüber lächeln, denn wir wußten, daß sie tausendmal gründlicher, ehrlicher und anständiger als die amerikanischen waren. Es hat sich sehr zum Schlimmen verändert. Doch darüber ein andermal.



# Neue biographische Litteratur

Die biographische Litteratur zu unsrer neuern deutschen Geschichte nimmt in der Breite immer mehr zu und steigt zum Glück vielfach auch wirklich in die Tiefe. Wir weisen hier wenigstens auf einige wichtigere Erscheinungen der allerletzten Zeit hin. Voran stehn an Umfang und wohl auch an innerer Wichtigkeit die Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel, herausgegeben von Heinrich von Poschinger (Berlin, 1901, E. S. Mittler u. Sohn, 3 Bände), mit denen die historische Wissenschaft sich nur langsam wird auseinandersetzen können. Das Buch ist in der gewöhnlichen, hinlänglich bekannten, äußerlichen Art des Herausgebers hergestellt; es beruht auf der ausgedehnten und sorgfältig aufbewahrten Korrespondenz Manteuffels mit zahlreichen hochstehenden oder sonst wichtigen Persönlichkeiten und verbindet die meist vollständig mitgeteilten Stücke, nach Zeiträumen und Inhalt (Auswärtiges, Inneres) angeordnet, mit einem kurzen einleitenden oder untereinander verknüpfenden Texte. Ein Versuch zu einer verarbeitenden Darstellung wird nirgends gemacht, und dort, wo ein zusammenhängender Bericht unvermeidlich ist, nämlich über die Zeit bis zum Eintritt in die eigentliche politische Laufbahn 1847, also über die Jugend und das Emporkommen des Mannes (geb. 3. Februar 1805), ist er dürftig und trocken; es wird z. B. nicht einmal angedeutet, daß für sein Leben der Anfall seiner heimatlichen Landschaft, der sächsischen Niederlausitz an Preußen 1815, schlechthin entscheidend war, und von seiner Vorbildung in Schulpforta 1819 bis 1824 erfahren wir so gut wie nichts. Das Ganze erscheint also nur als eine geordnete Stoffsammlung, und zwar ausschließlich aus dem Manteuffelschen Familienarchiv in Krossen. Der erste Band umfaßt die Zeit bis 1851, vor allem also die ersten Jahre seiner Ministerschaft (seit November 1848), der zweite die Jahre 1851 bis 1854, der dritte die Periode 1854 bis 1858, bis zu seinem Rücktritt, und die Jahre des langen Ruhestands bis zu seinem Tode am 26. November 1882. Gleichwohl verfolgt der Herausgeber eine bestimmte Absicht. Er hofft durch seine Veröffentlichung zu zeigen, daß der Mann von Olmütz, der Reaktionsminister, bei dessen Sturz in Preußen alles aufatmete, wie von einem Alp befreit, doch viel mehr gewesen sei als das: daß er nämlich, indem er „den feudalen Schutt“ weggeschaufelt und das tief erschütterte Königtum aufs neue befestigt habe, die Fundamente für einen Neubau befreit und das Königtum zu der entscheidenden, das Deutsche Reich begründenden Politik unter Wilhelm I. erst befähigt habe. Auch wollte er keineswegs im Schlepptau Öster-



Digitized by Google

reichs schwimmen, sondern vertrat eine selbständige preußische Politik am Bundestage wie in den auswärtigen Beziehungen, stimmte darin also ganz mit Bismarck überein, den ja er nach Frankfurt brachte; wenn er den Vertrag von Olmütz schloß, so zog er damit nur die Konsequenzen der vorausgehenden schwankenden, unsichern Politik, nicht seiner eignen (wobei freilich hinzugefügt werden muß, daß Manteuffel einen Sieg über Österreich geradezu fürchtete und um keinen Preis mit der „Revolution," d. h. mit der volkstümlichen Einheitsbewegung gehn wollte). Leider bringt Poschinger gerade über diese Verhandlungen gar nichts Neues; er begnügt sich damit, den Bericht Abekens, der doch nicht tiefer eingeweiht war, und einige Urteile von Historikern abzudrucken. Wie viel Neues er sonst mitteilt, kann erst eine tiefer eindringende Kritik lehren, denn er selbst macht darüber niemals eine Angabe. Sehr charakteristisch ist unter anderm eine Denkschrift des Königs vom 13. Mai 1851 (II, 24) über die Umgestaltung des Abgeordnetenhauses in „eine Vertretung der großen Städte und der Kreiskorporationen," also in eine ständische Form, wie sie seinen Idealen entsprach, und nicht weniger merkwürdig sind die beiden Schreiben des Prinzregenten vom 3. November 1858, die dem Minister seine Entlassung ankündigen (III, 334 f.). Seitdem lebte er auf seinem niederlausitzischen Gute Krossen in Zurückgezogenheit, aber mit innerer Teilnahme den Ereignissen folgend; er bot sogar Anfang Juni 1866 dem König seine Dienste an, obwohl er, wie sein Schreiben deutlich genug zwischen den Zeilen lesen läßt, mit Bismarcks Politik keineswegs einverstanden war (III, 368 f.), und wurde kurz vorher — im Januar desselben Jahres — ins Herrenhaus berufen. Über Manteuffels Stellung zu den Ereignissen von 1870/71 liegt ein Brief an Bismarck vom 23. August 1870 vor, der sich für die Herstellung eines Deutschen Reichs und die Erwerbung Elsaß-Lothringens, aber als eines neutralisierten Reichslands ausspricht (III, 377 f.), ihn also in wesentlicher Übereinstimmung mit Bismarck zeigt. Hingegen trat er später gegen den Kulturkampf im Herrenhause mehrfach mit aller Schärfe auf, was man ihm heute vielleicht weniger verübeln wird als früher. Nach seiner letzten Rede (15. Mai 1874) zog er sich ganz auf sein Amt als Landtagsmarschall der Provinz Brandenburg zurück, wozu ihn 1868 der König ernannt hatte, seit 1873 die Stände immer wieder wählten, bis ihn zunehmende Schwäche 1880 nötigte, auch diese Stellung aufzugeben.

Einen ähnlichen Charakter wie Poschingers Buch, nämlich den einer Stoffsammlung, trägt, wenigstens größtenteils, das in demselben Verlag wie dieses erschienene Werk: August von Göben. Eine Auswahl seiner Briefe mit einem einleitenden Charakterbilde von Gebhard Zernin. Mit einem Bildnisse in Stahlstich, 1901. Es bietet eine fortlaufende ausgewählte Reihe von Briefen des Generals (meist an seine Gemahlin), die von 1834 bis 1871 reichen, auf Grund der größern 1895/97 veröffentlichten zweibändigen Biographie aus der Feder desselben Verfassers. Dazu aber kommt ein knapp und lebendig geschriebnes, für weitere Kreise bestimmtes Lebens- und Charakterbild des Generals, das durch die mitgeteilten Briefe aufs trefflichste erläutert wird, und sicher wird das Buch dazu beitragen, das Bild des merkwürdigen und bedeutenden Mannes, der nach einer abenteuerlichen Jugend — er focht 1834 bis 1840 als Karlist in Spanien — unter preußischer Fahne an vier Feldzügen, 1849 in Baden, 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen die Bayern und das VIII. Bundesarmeekorps, 1870/71 gegen Frankreich und immer siegreich teilnahm und dabei in verschiednen Stellungen von wachsender Bedeutung und Selbständigkeit die glänzendsten Eigenschaften eines Feldherrn entfaltete, dem deutschen Volke lebendig zu machen. Er gehört zu den zahlreichen ausgezeichneten Männern, die Preußen aus andern deutschen Staaten an sich zu ziehn wußte, wie Gneisenau, Scharnhorst, Moltke, um nur Soldaten zu nennen, denn er war am 10. Dezember 1816 in Stade geboren und trat aus freier Wahl, alle Bedenken seiner hannöverschen Verwandten mit energischem Ent-

Digitized by Google

schluß beiseite schiebend, 1833 in die preußische Armee ein, der er noch in voller Manneskraft, am 13. November 1880, entrissen wurde.

Eine wirkliche durchgeführte Biographie ist das Werk von W. Bigge: Feldmarschall Graf Moltke. Ein militärisches Lebensbild. (2 Bände. München, C. H. Beck, 1901.) Der Verfasser, Oberst des 7. rheinischen Infanterieregiments Nr. 69 in Trier, will vor allem ein Bild der militärischen Entwicklung und Thätigkeit Moltkes geben, die ihm bei den bisher erschienenen Biographien hinter dem Menschlichen zu sehr zurückzutreten scheinen. Er hat deshalb nicht nur die ganze sehr umfängliche Litteratur benutzt, sondern auch die Akten des Kriegsarchivs, des Großen Generalstabs und einiger andrer Behörden, sowie persönliche Mitteilungen solcher Männer, die dem großen Strategen nahe gestanden haben. Aus demselben Grunde behandelt er im ersten Bande, der bis zur Ernennung Moltkes zum Chef des Generalstabs im Herbst 1857 reicht, die Thätigkeit seines Helden in der Türkei 1835 bis 1839 besonders ausführlich (I, 49 bis 217), denn schon hier treten sein militärischer Scharfblick, seine rührige Umsicht und das lebendige Interesse für Land und Leute sehr charakteristisch hervor; dieser junge Offizier ist schon in jedem Zuge der spätere Heerführer. Die Kriege 1864 bis 1871 werden natürlich nur soweit behandelt, als Moltke dabei persönlich beteiligt war; da er aber 1866 und 1870/71 thatsächlich alles leitete, so erhalten wir auch ein vom Standpunkt des Generalstabschefs aus geschautes Bild der Ereignisse, und auch viel behandelten Streitfragen geht der Verfasser dabei nicht aus dem Wege, wie etwa der Frage, warum bei Königgrätz keine energische Verfolgung eingeleitet worden sei (II, 205 ff.), oder dem damals und später mit einer gewissen Hitze geführten Streit über die Beschießung von Paris (II, 340 ff.). Die Darstellung ist überall klar und leidenschaftslos, für jeden Gebildeten vollkommen verständlich und interessant, nicht mit militärischen Einzelheiten überladen, allerdings nach der Art der Militärs, die sich gewöhnlich scheuen, lebhaft zu schildern und Bilder zu geben, etwas sehr zurückhaltend. Kartenbeilagen, fünf für den ersten, sieben für den zweiten Band, fördern wesentlich das Verständnis.

Mit wohlthuender Wärme ist die Biographie geschrieben, die Bernhard von Simson über seinen Vater veröffentlicht hat: Eduard von Simson. Erinnerungen aus seinem Leben. (Leipzig, S. Hirzel, 1900.) Er hat dazu eigenhändige Aufzeichnungen, Briefe, Aktenstücke, stenographische Berichte, eigne und fremde Erinnerungen zu einem trefflichen, anziehenden Bilde verarbeitet. Gewiß gehört Simson zu den merkwürdigsten Männern dieser reichen Zeit. Jüdischer Abkunft, was keineswegs verschleiert wird, erst mit 13 Jahren 1823 zur evangelischen Kirche übergetreten, der sich später auch seine Eltern zuwandten, wurde er ein guter Deutscher und ein überzeugter Monarchist, kein Mann von hartem Metall und heißer Thatkraft, durch und durch Optimist, aber vortrefflich geeignet, milde zu vermitteln und andre klug und würdevoll zu lenken. Diesen Eigenschaften verdankt er seine geschichtliche Rolle als Leiter großer parlamentarischer Versammlungen und als erster Präsident des Reichsgerichts. Als Präsident des Frankfurter Parlaments bot er am 3. April 1849 Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone an, in derselben Stellung leitete er 1850 das Volkshaus des Erfurter Parlaments, seit 1867 den Norddeutschen Reichstag und das Zollparlament; er war es deshalb, der am 3. Oktober 1867 dem König Wilhelm auf der Burg Hohenzollern, im Herzen des noch grollend abseits stehenden Süddeutschland, die bedeutungsvolle Huldigungsadresse des Reichstags überreichte und ihm am 18. Dezember 1870 in Versailles die Bitte des Hauses vortrug, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen; er hat dann auch den deutschen Reichstag bis zu seiner Berufung ans Reichsgericht im April 1879 geleitet. Ein sprechend ähnliches Bildnis in Heliogravüre und einige Faksimiles sind beigegeben.

Digitized by Google

Einen Mann von ganz andrer Art, einen zähen, hartköpfigen Germanen niedersächsischer Prägung schildert Gustav Stüve: Johann Carl Bertram Stüve, nach Briefen und persönlichen Erinnerungen. (2 Bände. Hannover und Leipzig, Hahn, 1900.) Aufs festeste wurzelte er in seiner Vaterstadt Osnabrück und dem alten Hochstift, die er noch als Knabe (geb. 1798) in ihrer Eigentümlichkeit gesehen, deren Geschichte er mit liebevoller Gründlichkeit behandelt, deren Dienste er sich gewidmet hat; erst 1815 trat er mit seiner Heimat in den Verband eines größern Staatswesens, Hannovers, ein, und mit derselben Pflichttreue hat er ihm dann als Abgeordneter und Minister gedient. Aber seine Anschauung ist doch vor allem durch Osnabrück gebildet worden. Sein politisches Ideal war die autonome, auf eignem Rechte stehende Gemeinde; der Bureaukratie und der Schablone, absolutistischer Willkür und aller Gewaltanwendung war er ein abgesagter Feind, und, selbst im praktischen politischen Leben geschult, wollte er von politischen Theorien ebensowenig etwas wissen wie von der Professorengeschichtschreibung in der Studierstube. Mit der Politik Hannovers seit dem Verfassungsbruch von 1837 war er gar nicht einverstanden; er faßte darum den Untergang der hannöverschen Selbständigkeit 1866 als deren unvermeidliche Folge auf und lehnte jede Teilnahme an welfischen Demonstrationen ab; aber zu dem neuen Wesen, zum Norddeutschen Bunde und zum Deutschen Reich vermochte er ebensowenig Vertrauen zu fassen, denn er hatte eine Reform der deutschen Gesamtverfassung, deren Notwendigkeit er durchaus anerkannte, nur von einer friedlichen Weiterentwicklung der Bundesverfassung von 1815 erhofft, für die er 1849 einen merkwürdigen Entwurf aufgestellt hatte. So stand er in seiner ganzen Anschauung vereinsamt, in der That eine Partei für sich selbst, wie ein dem ersten Bande vorgesetztes Wort Dantes sagt, und hatte keine Freude mehr an dem, was Millionen Deutsche mit frohem Stolz erfüllte, als er am 16. Februar 1872 in seiner Vaterstadt verschied. Solche Charaktere wie er machen es mehr als lange Auseinandersetzungen verständlich, warum das deutsche Volk so unendlich schwer und so spät, fast zu spät, zu einer nationalen Staatsordnung gelangt ist; es liegt eben im Wesen unsers Volks, daß jeder auf seiner Ansicht, seiner Überzeugung stehn will. Darüber hat es so oft und so lange vergessen, daß der Staat vor allem Macht ist, die Macht, sich selbst zu behaupten, nicht nur eine Rechts- oder Wirtschaftsgenossenschaft, auch keine Akademie für Kunst und Wissenschaft, daß es also die höchste Pflicht einer Nation ist, ein selbständiges politisches Ganze zu bilden, sogar mit dem Bruch alter hemmender Rechte, weil sie nur als solches sich und ihre Art behaupten kann. Der Verfasser hat das Lebensbild seines Vaters schon vor einer Reihe von Jahren abgeschlossen und lange gezögert, es zu veröffentlichen — mit Unrecht, denn es ist überaus lehrreich, und nicht nur für Hannoveraner; es ist das umsomehr, als es auf den besten Grundlagen fußt, vor allem auf Stüves Briefen an seinen Freund Frommann in Jena, die in ununterbrochner Reihe von 1818 bis 1872 reichen, und aus denen zahlreiche Stücke in den Text aufgenommen sind. Das beigefügte Bildnis entspricht ganz der Vorstellung, die der geschilderte Charakter von dem Äußern des Mannes unwillkürlich erweckt.

Ein glücklicheres Los als dieser Niederdeutsche hatte ein süddeutscher Staatsmann französischer Abkunft, Graf Otto Bray-Steinburg, bayrischer Ministerpräsident in den entscheidenden Jahren 1870/71. „Denkwürdigkeiten aus seinem Leben," nicht gerade eine zusammenhängende Biographie, wohl aber die Darstellung einiger einer solchen ziemlich nahe kommenden Hauptabschnitte in persönlichen Aufzeichnungen oder in den auf solchen beruhenden Schilderungen hat jetzt sein Sohn herausgegeben, Professor K. Th. von Heigel in München bevorwortet (Leipzig, S. Hirzel, 1901). Graf Otto Bray entstammte einem normännisch-französischen Adelsgeschlecht, das durch seinen Vater François Gabriel Bray (geb. 1765) nach Deutschland kam

Digitized by Google

und seit 1800 in Bayern heimisch wurde wie vorher etwa Graf Montgelas. Ursprünglich Malteserritter, trat dieser damals in den diplomatischen Dienst Bayerns und wurde 1801 Gesandter in Berlin. Hier wurde Otto Bray als Sohn einer deutsch-livländischen Mutter am 17. Mai 1807 geboren. Auch er widmete sich zunächst der Diplomatie und lernte dabei die Höfe von St. Petersburg, Paris und Athen kennen, bis er 1846 als Minister des Auswärtigen König Ludwigs I. nach München heimberufen wurde, was er trotz der Stürme des Jahres 1848 bis zum Eintritt von der Pfordtens am 18. April 1849 blieb. Seitdem wirkte er als Gesandter in Petersburg, als solcher zugleich in Stockholm beglaubigt, 1859/60 in Berlin, 1860 bis 1870 in Wien. Während dieser Zeit führte er im August und September 1866 die Friedensverhandlungen mit Preußen, über die eine Reihe von tagebuchähnlichen Aufzeichnungen mitgeteilt wird, die den lebhaften Kampf zwischen den anfänglichen, auf große Gebietsabtretungen in Franken gerichteten preußischen Forderungen und den von Bismarck verfochtnen Tendenzen auf ein nationales Verteidigungsbündnis ohne wesentliche Gebietsverluste in interessanter Weise beleuchten. Als Fürst Hohenlohe zu Anfang des Jahres 1870 dem Drängen der Ultramontanen und „Patrioten" weichen mußte, trat Graf Bray an seine Stelle. Ob dabei, wie neuerdings behauptet worden ist, auch französische Einflüsse in Hinblick auf den geplanten Kriegsbund zwischen Frankreich, Österreich und Italien mit im Spiele gewesen sind, ergiebt sich aus diesen „Denkwürdigkeiten" nicht, wohl aber, daß Graf Bray in Bezug auf die deutschen Dinge das „System" seines Vorgängers in allen wesentlichen Punkten fortsetzte. Dem entspricht auch sein hier urkundlich belegtes Verhalten in den Julitagen des Jahres 1870, wo er gegenüber der unpatriotischen Thorheit der „Patrioten" mit aller Entschiedenheit für die Erfüllung des von ihm selbst im August 1866 abgeschlossenen Verteidigungsbündnisses mit Preußen, also für die Beteiligung Bayerns am Kriege mit Frankreich eintrat. Besonders ausführlich sind die dann seit dem September 1870 geführten Verhandlungen über den Anschluß Bayerns an den Norddeutschen Bund behandelt. Gewiß war Graf Bray in seiner Weise gut „deutsch," aber eben nach der bayrischen Art, d. h. er betrachtete die Souveränität und Selbständigkeit Bayerns, also auch seine „europäische" Stellung, als das an sich Natürliche und Selbstverständliche und empfand alle Schmälerungen als „Opfer." All das ist aber doch, historisch betrachtet, unbegründet. Der deutsche Gesamtstaat und der Anspruch des deutschen Volks auf einen solchen ist weit älter als alle jetzt bestehenden deutschen Staaten, und die „Stämme" existieren als politische Gebilde nicht mehr, seitdem unsre mittelalterlichen Kaiser die Stammesherzogtümer zerschlagen haben. Bayern ist also historisch wie rechtlich bis 1806 niemals etwas andres gewesen als ein Stück Deutschlands, sein Herzog oder Kurfürst nichts andres als Vasall des Kaisers, und es verdankte seine ansehnliche Vergrößerung und seine „Souveränität" seit jenem Jahre keineswegs seiner innern Kraft, sondern europäischen Ereignissen, auf die es sehr wenig einwirkte, und der Gunst eines fremden Eroberers. Hätte man sich diese unleugbaren Thatsachen in Bayern und außerhalb immer gegenwärtig gehalten, statt sie sich durch partikularistische Märchen verdunkeln zu lassen, so wäre die deutsche Geschichte seit 1815 anders verlaufen, und der Bruderkrieg gegen Süddeutschland 1866 nicht nötig gewesen. Aus dieser unhistorischen Auffassung entsprang aber noch 1870 das Verhalten der bayrischen Staatsmänner. Der Antrag Graf Brays an den König vom 12. September spricht noch von „einer Verbindung Bayerns mit Deutschland," als ob es sich etwa um den Anschluß Hollands an das Deutsche Reich gehandelt hätte, will auch von einem Eintritt in den Norddeutschen Bund nichts wissen, sondern eher von einem ganz neuen, auf neuer Grundlage zu errichtenden Deutschen Bunde, und beansprucht auch in einem solchen für Bayern „eine Sonder- und Ausnahmestellung"; ja man dachte in München

Digitized by Google

bis in den November hinein an eine Gebietsvergrößerung zur Entschädigung für den Verlust der paar Quadratmeilen 1866, während kein andrer Staat, auch Preußen nicht, einen solchen Anspruch erhob, der an die unglückseligen Vergrößerungsgelüste der seit 1792 gegen Frankreich verbündeten Mächte erinnert. Aus diesen — man kann doch ehrlicherweise nicht anders sagen als rückständigen — Ansichten erklärt sich weiter die Schwierigkeit der Verfassungsverhandlungen in Versailles, und um so dankenswerter ist die Veröffentlichung einer Reihe von Briefen Brays aus dieser Zeit. Damit wird auch ein billigeres Urteil über die seiner Zeit in nationalen Kreisen hart getadelten Zugeständnisse Bismarcks an Bayern möglich, denn es ist kein Zweifel, daß nicht nur der König Ludwig II., sondern auch die Mehrheit des bayrischen Volks geradeso dachte wie Bray und — leider — wahrscheinlich noch heute so denkt. Bei Graf Bray ist aber, wie der Bearbeiter mit Recht hervorhebt, schon das Durchdringen zu diesem Grade von nationaler Gesinnung, wie er ihn 1870 bewährt hat, um so anerkennenswerter, als die Familie fremden Ursprungs war und gar keine deutschnationalen Traditionen hatte. Nach der Gründung des Reichs ließ er sogar seinen einzigen Sohn Graf Hippolyt Bray in dessen diplomatischen Dienst eintreten, als den ersten Bayern, der das that, „der vielen einer, denen deutsches Reichsinteresse und bayrisches Landesinteresse identische Begriffe geworden sind." Er selbst kehrte im September 1871 als Gesandter nach Wien zurück und versah diesen Posten in voller geistiger Frische noch bis 1897, wo er als ein Neunzigjähriger in den Ruhestand trat. Nach kurzer Krankheit verschied er 1899 in München.

Eine ähnliche Verbindung von Biographie und Aufzeichnungen wie dieses Buch ist ein neues Werk von Heinrich Friedjung: Benedeks nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet. (Leipzig, 1901, Grübel u. Sommerlatte.) Da wir auf diese wichtige Publikation, die des Herausgebers vorzügliche Arbeit über den Krieg von 1866 (Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland) in der wünschenswertesten Weise ergänzt, noch ausführlicher einzugehn gedenken, so begnügen wir uns an dieser Stelle mit dieser kurzen empfehlenden Anzeige. Aus demselben Grunde gedenken wir hier nur mit einer ebensolchen der Fortsetzung eines der allerwichtigsten zeitgeschichtlichen Quellenwerke: Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. 8. Teil: Zwischen zwei Kriegen. Tagebuchblätter aus den Jahren 1867 bis 1869. (Leipzig, S. Hirzel, 1901.) Schon die Bruchstücke, die daraus die Deutsche Rundschau im November 1900 und im Januar 1901 gebracht hat, gaben eine Reihe der allerinteressantesten Einzelheiten über die italienische Politik dieser Jahre, als Bernhardi Militärbevollmächtigter in Florenz war. Als er im April 1869 in derselben Eigenschaft nach Madrid ging, waren die leitenden Kreise in Berlin vollkommen überzeugt, daß das Bündnis zwischen Frankreich, Österreich und Italien schon so gut wie geschlossen sei. Um so interessanter dürften die spanischen Aufzeichnungen Bernhardis werden, und wir hoffen nur, daß ihrer baldigen Veröffentlichung nichts entgegensteht.

Keinen eigentlich wissenschaftlichen Wert beansprucht das Prachtwerk von Hermann Müller-Bohn: Kaiser Friedrich der Gütige. (Berlin, Paul Kittel, 1900.) Aber es bemüht sich, ein möglichst vielseitiges und treues Bild der edeln Persönlichkeit zu geben, und unterstützt dieses Bestreben durch eine Fülle meist gut ausgeführter Illustrationen von historischen Stätten, Szenen und Persönlichkeiten und einige Faksimile. Auch die übrige Ausstattung des ansehnlichen Foliobandes ist vorzüglich.

Eine willkommne Ergänzung zu jeder Bismarckbiographie ist eine Arbeit des Obersten Grafen York von Wartenburg, der kurz nach ihrem Erscheinen in China seinen Tod gefunden hat: Bismarcks äußere Erscheinung in Wort und Bild. Neunzig Bismarckbildnisse nach den Originalaufnahmen nebst Verzeichnis einer

Digitized by Google

Sammlung von Bismarckphotographien. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1900.) Graf York beabsichtigt also keineswegs eine vollständige Ikonographie Bismarcks zu geben, schließt vielmehr die Gemälde grundsätzlich aus und bietet nur eine Reihe chronologisch geordneter Photographien, die er selbst noch keineswegs für vollständig hält. Aber sie beginnt mit einem Bilde aus der Frankfurter Zeit von 1858 oder 1859 und schließt mit einer Aufnahme vom 19. Oktober 1897 aus Friedrichsruh. Auch eine Anzahl von Gruppenbildern ist darunter. Erläuternde Bemerkungen über die jeweilige Situation und ein Verzeichnis der Photographien mit dem Datum sind beigefügt. Eine Illustration andrer Art bietet K. Walther, Bismarck in der Karikatur, mit erläuterndem Text. Stuttgart, Franckh (o. J.). Vieles ist daran amüsant, andres, namentlich Wiener Witzbilder, unerlaubt geistlos, manches geradezu widerwärtig.

# Die ergötzlichen Geschichten des Bar-Hebraeus

In der letzten Zeit seines reichen Lebens hat Bar-Hebraeus 727 Geschichten gesammelt, die der bekannte englische Orientalist Wallis Budge zuerst 1897 zusammen mit dem syrischen Text veröffentlicht hat, und die später dann auch unter dem Titel Oriental Wit & Wisdom or the „Laughable Stories" collected by Mâr Gregory John Bar-Hebraeus (London, Luzac & Co., 1899) in einer Sonderausgabe des englischen Textes allein erschienen sind. Einige der ergötzlichen Geschichten aus Orientalischem Witz und Weisheit kannte man schon im achtzehnten Jahrhundert; deren sechzig hat Morales 1886 in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft in deutscher Sprache veröffentlicht; aber erst durch Wallis Budges Übersetzung ins Englische wird die ganze an Weisheit und Frömmigkeit, Witz und Humor so reiche Sammlung des Syriers einem weitern Leserkreis erringen. Noeldecke nennt Bar-Hebraeus einen der hervorragendsten Männer seiner Kirche und seiner Nation, und William Wright beginnt in der Encyclopaedia Britannica, Artikel Syriac Literature, die Biographie des großen Mannes mit den Worten: „Alle Schriftsteller Syriens sind in den Schatten gestellt durch seine imposante Figur; er war einer der gelehrtesten und erfahrensten Männer, die Syrien je hervorgebracht hat."

Abûl-Faraj Gregorius war der Sohn eines Arztes zu Melitene, Namens Aaron. Ob Aaron Jude war oder schon zum Christentum bekehrt, ist nicht sicher; jedenfalls war er jüdischer Abkunft, weshalb sein Sohn „der Sohn des Hebraeus" hieß. Bar-Hebraeus war 1226 geboren und lernte von seiner frühesten Jugend an arabisch und griechisch. Etwas später widmete er sich der Theologie und Philosophie und betrieb dabei unter den Auspizien seines Vaters und andrer hervorragender Ärzte praktisch die Medizin. Als um 1243 vor den anrückenden Tatarenhorden zahlreiche Bewohner von Malatiah (Melitene) nach Aleppo flohen, kam sein Vater Aaron nur durch einen glücklichen Zufall nicht dazu, sich den Fliehenden anzuschließen. Er hatte als Arzt einen tatarischen General zu behandeln, der ihn mitnahm und ihn auch in die Lage setzte, seinen Wohnsitz in Malatiah mit dem sicherern in Antiochia zu vertauschen. Hier vollendete Bar-Hebraeus seine Studien und trat in ein Kloster ein. Dann aber studierte er in Tripolis (natürlich nicht dem afrikanischen) unter dem Nestorianer Jakob Medizin und Rhetorik weiter; sein

Digitized by Google

Ruf kam vor den Patriarchen Ignatius II., der ihn am 12. September 1246 in seinem zwanzigsten Jahre zum Bischof von Gubos bei Melitene machte. Im Jahre 1253 kam Bar-Hebraeus nach Aleppo und erreichte 1264 die hohe kirchliche Würde eines Maphrian. Er schrieb eine unglaubliche Anzahl teilweise ganz bedeutender Werke, theologische und grammatikalische — und diese letzten übertreffen für den Europäer an Wert alles andre von Bar-Hebraeus geschriebne —, philosophische, historische und naturwissenschaftliche. Aristoteles, Hippokrates, Galen, Euklid und Ptolemaeus hat er bearbeitet und kommentiert; astronomische, medizinische und zoologische Werke hat er verfaßt. Auch der Poesie war er nicht fremd, und Renan hat seine Dichtung bona lex sed melior philosophia für der Publikation wohl würdig erklärt. Dabei war er der beste Lenker und Vater seiner Diözese, und Griechen wie Armenier und Nestorianer verehrten ihn gleichmäßig. Als er 1286 starb, war allgemeine Trauer; als man ihn zu Grabe trug, ruhten alle Geschäfte zu Maragdah, und alle Läden waren geschlossen. Sein Grab wurde in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts noch im Mar-Mattaikloster nordöstlich von Mossul durch den englischen Reisenden Badger gesehen.

Wie Bar-Hebraeus den Zweck seiner Sammlung der ergötzlichen Geschichten auffaßt, geht aus seiner Einleitung hervor: „Dieses Buch soll ein Trost für die Traurigen und eine Aufrichtung für die Gebeugten sein; es sei ein Lehrer für die, die Unterweisung annehmen, ein lieber Begleiter für die, denen angenehme Unterhaltung am Herzen liegt. Denn keine Sache, die der Erwähnung wert ist, ist dabei vergessen. Und laß — so bittet er —, o Schöpfer, dieses Buch einen religiösen Freund für den Leser abgeben, mag dieser Moslim, Hebräer oder Aramäer, mag er einheimisch oder fremd sein. Und der verständige und gebildete Mann möge ebenso wie der schwatzende Narr das, was das Beste für ihn ist, darin finden usw." Wir wollen sehen, aus den zwanzig Kapiteln, in die die 727 Geschichten eingeteilt sind, je eine oder die andre von den kleinern und kleinsten auszusuchen und dabei möglichst nicht die wiederzugeben, die durch die Übersetzung von Morales in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft schon in deutscher Sprache zugänglich sind, oder die in dieser oder jener Form schon anderweitig überliefert wurden. In der englischen Ausgabe sind die Geschichten, die für die englische Spezialmoral nicht passend erschienen, die man also als shocking bezeichnen kann, in lateinischer Sprache wiedergegeben.

1. Aus den nützlichen Sprüchen und Geschichten griechischer Philosophen (67 an der Zahl): Ein gewisser Philosoph passierte einst eine Stadt und sah den Kriegshauptmann, der sich im Felde noch nie ausgezeichnet hatte, mit dem Arzte zusammen stehn. Da sagte der Philosoph zu den Stadtbewohnern: „Schade, daß der Kriegshauptmann nicht der Arzt und der Arzt nicht euer Kriegshauptmann ist. Dieser nimmt sich so sehr in acht, einen Menschen zu töten, und der Arzt hat doch so große Erfahrung im Menschenmord." — Ein andrer Philosoph nahm sich eine kleine schmale Frau zum Weibe. Als man ihn fragte, warum er eine solche Wahl getroffen habe, antwortete er: „Ich nahm das geringere Übel auf mich." — Einst schenkte man Alexander dem Großen eine Anzahl Glasgefäße. Obgleich er außerordentliches Gefallen an ihnen hatte, gab er sofort Befehl, alle die Gläser zu zerschlagen. Man fragte ihn nach der Ursache, und er antwortete: „Ich bin ganz sicher, daß eins der Gläser nach dem andern durch die Hand der Sklaven zerbrochen würde; das würde jedesmal meinen Ärger und Zornausbrüche hervorrufen. So habe ich mit einer Aufregung viele Stürme des Zorns verbannt."

2. Aus den persischen Weisen (40 Geschichten): Als Bazarjamhir vom König eingekerkert wurde, fragten ihn seine Freunde: „Mit was tröstest du dich jetzt?" Er antwortete: „Mit vier Reden. Zuerst sage ich mir, daß alles Bestimmung ist, und man seinem Geschick nicht entgehn kann. Dann rede ich mir zu: Wenn ich

Digitized by Google

meine Leiden nicht geduldig trage, was soll ich dann thun? Drittens hätte ich doch auch in eine schlimmere Grube fallen können, und viertens kann Hilfe nahe sein, und ich weiß nur nicht davon." — Jyandahar sagte: „Ist ein Roß noch so flink, braucht es doch die Peitsche; mag ein Weib noch so keusch sein, muß ihr Mann ein rechter Mann sein, und wenn ein Mann noch so weise ist, so kann ein Rat von andern ihm nicht schaden."

3. Nützliche Reden indischer Weisen (18 Geschichten): Ein indischer Weiser sagte: „Weise Männer sind die, die in ihrer Seele das Leid empfinden; die Narren leiden mit ihrem Körper." — Ein andrer sagte: „Sechs Dinge sind es, die nicht stand halten: die Schatten einer Wolke, die Freundschaft eines Thoren, die Liebe der Weiber, Reichtum im Übermaß, ein tyrannischer Fürst und lügnerisches Lob." — Ein Inder sagte: „Eine Wunde, von scharfen Waffen geschlagen, mag rasch heilen; aber wenn Worte verwundet haben, so heilt dies niemals."

4. Desgleichen hebräischer Weisen (48): Ein jüdischer Weiser sagte: „Für einen König schickt es sich nicht, seine Rache zu beeilen; kann er sich doch immer rächen, wenn er Lust hat." — Ein andrer: „Verlaß dich nicht auf einen Freund, der leicht in Zorn gerät, mag er sonst mit noch so viel Güte ausgestattet sein." — Noch einer sagte: „Die Regierung eines Volkes muß zuerst ihr eignes Verhalten in Ordnung gebracht haben und kann erst dann daran denken, an dem Volk dies zu unternehmen. Andernfalls würde es ihr gehn wie einem Manne, der den Schatten eines Gegenstands regeln wollte, bevor er den Gegenstand, zu dem der Schatten gehört, in Ordnung gesetzt hat." — Ein Weiser sagte: „Ich habe oft bereut, daß ich gesprochen habe, aber niemals, daß ich den Mund hielt."

5. Nützliche Reden christlicher Mönche (38): Einer der Brüder, Macarius von Alexandria, war ein so vollendeter Christ, daß sogar wilde Tiere seine Freunde wurden, und er ihre Jungen aufzog. Ein andrer Bruder meinte: „Geh in ein Mönchskloster, und wenn du in der That ein vollendeter Christ sein willst, so komm mit den Brüdern dort aus," womit er sagen wollte, daß man leichter mit wilden Tieren als mit Mönchen zusammenleben könne. — Abba Ammon, der Einsiedler, suchte einst Abba Antonius auf und sagte zu ihm: „Siehe, ich lebe viel asketischer als du, und doch bist du beliebter bei den Gläubigen als ich." Abba Antonius antwortete: „Das kommt daher, daß ich nicht die Askese, sondern Gott mehr liebe als du."

6. Nützliche Reden mohammedanischer Könige und Weisen (40): Zu einem König brachte einst ein Mann ein Paar Schuhe und sagte: „Das sind die Pantoffeln des Propheten." Und der König nahm sie als Geschenk an und belohnte den Schenker reichlich. Als dieser gegangen war, sagte der König zu seiner Umgebung: „Ich weiß wohl, daß dies nicht die Pantoffeln des Propheten sind; denn der Mann konnte sie nicht geerbt haben, noch hat er sie gekauft, noch wurden sie ihm geschenkt. Aber ich fürchtete, man könne mir nacherzählen, ich hätte die Pantoffeln des Propheten zum Geschenk erhalten und kein Wesens daraus gemacht, und die Menschen möchten mich als nicht stark im Glauben beurteilen." — Ein König sagte: „Wenn meine Unterthanen wüßten, wie gern ich Schuld und Fehler verzeihe, würde keiner ohne Schuld und Fehler sein."

7. Desgleichen von Lehrern und Gelehrten (19): Ein Lehrer gab sich so, als wenn er von der Antwort des Schülers auf seine Frage lernen wollte. Man sagte ihm: „Von einem solchen willst du lernen?" Er antwortete: „Wohl weiß ich die Antwort auf diese Frage viel besser als er. Aber ich will ihm das Vergnügen machen, daß er mich belehren darf, damit sein Eifer im Lernen noch größer wird." — Ein andrer sagte: „Laß die weisen Reden, die in den Büchern stecken, das Kapital sein und die, die du dir selbst daraufhin eingiebst, die Zinsen dieses Kapitals."



Digitized by Google

8. Nützliche Reden arabischer Asketen und Greise (54): Ein arabischer Asket traf sich mit dem Gouverneur der Provinz in einer Moschee. Der Gouverneur sagte zu ihm: „Verlange nur von mir, was du brauchst; ich gewähre es gern." Darauf antwortete der fromme Mann: „In Gottes Haus verlangt man allein von Gott." — Ein andrer Asket wurde gefragt: „Wie konntest du es so leicht über dich gewinnen, auf die Dinge dieser Welt zu verzichten?" Da antwortete der fromme Mann: „Ich wußte, daß der Tod sie mir gewaltsam nehmen würde, da gab ich sie gleich freiwillig auf." — Ein andrer Asket sah einen König von seiner Leibwache streng bewacht. Da sagte er: „Hätte er den Menschen nie Unrecht gethan, brauchte er sie nicht zu fürchten." — Ein Weiser sagte: „Vierzig Jahre habe ich Gott gebeten, mir eine Bitte zu erfüllen; er hat es noch nicht gethan." Man fragte ihn: „Welche Bitte hat dir Gott nicht erfüllt?" Der Weise antwortete: „Daß sich meine Gedanken nicht mit unnützen Dingen abgeben."

9. Aussprüche und Geschichten von Ärzten (44): Ein Arzt wurde gefragt, welches die passendste Zeit zum Essen sei. Er antwortete: „Für die, die etwas zu essen haben, wenn sie hungrig sind; für die, die nichts haben, wenn sie etwas zu essen finden." — Ein Mann mit schwachem Magen kam zu einem Arzte. Dieser fragte, wieso er sich unwohl fühle. Der Mann sagte, weil er verbranntes Brot gegessen habe, und verlangte vom Arzte ein Rezept. Der Arzt sagte darauf, er wolle ihm eine Augensalbe aufschreiben. Da der Patient meinte, er komme nicht wegen seiner Augen, erwiderte der Arzt: „Ich weiß das wohl; aber ich möchte dein Gesicht schärfen, damit du siehst, welches Brot verbrannt ist, und nichts davon ißt." — Ein Maler gab seine Profession auf und wurde Arzt. Auf die Frage, warum er dies gethan habe, antwortete er: „Fehler im Zeichnen und Malen kann jeder sehen und kritisieren; aber die Irrtümer der ärztlichen Kunst bedeckt die Erde."

10. Eine Auswahl von Reden unvernünftiger Tiere (17): Eine Ziege stand auf einem Dach und schmähte einen Wolf. Der Wolf sagte: „Nicht du bist es, der mich schmäht, sondern dein Standort." — Ein Hund verfolgte eine Gazelle. Diese rief ihm zu: „Du wirst mich doch nicht kriegen." „Warum?" fragte der Hund. Sie sagte: „Ich laufe für mein Leben; du für deinen Herrn, den Jäger."

11. Geschichten von solchen, deren Träume und Ahnungen in Erfüllung gegangen sind (43): Ein Kaufmann erzählte einem Traumdeuter, er habe geträumt, sein roter Hofhund habe mit ihm am Tisch gesessen und gegessen. Der Traumdeuter legte das so aus: „Du hast einen skythischen Sklaven, der das Bett deiner Gattin mit dir teilt." Und siehe es war so. (Diese Kategorie hat wenig Interesse, und die Auswahl ist schwer. Für die Engländer war übrigens die erzählte Geschichte zu shocking, und sie steht lateinisch.)

12. Geschichten von reichen und edelmütigen Männern (16): Ein Armer kam zu einem als wohlthätig bekannten Mann, um diesen um etwas zu bitten. Während er mit ihm sprach, setzte der Arme unwillkürlich die Spitze seines Stockes dem Reichen auf die Zehe und lehnte sich darauf. Der Reiche sagte nichts und gewährte dem Armen die Bitte. Als ihn seine Umgebung fragte, warum er den Schmerz ertragen hätte, ohne etwas zu sagen, antwortete er: „Ich scheute mich etwas zu sagen, damit er sich nicht scheuen solle, etwas zu verlangen."

13. Geschichten von Geizigen (50): Ein Geiziger hatte die Gewohnheit, um Mitternacht zu essen. Als man ihn nach dem Grunde fragte, antwortete er: „Um diese Zeit schlafen alle Fliegen und können mir nichts wegfressen, und außerdem bin ich sicher, daß um Mitternacht kein Bettler an die Thür klopft, um etwas von meinem Tische zu verlangen." — Ein Geiziger empfahl seinem Sohne, sich im Verkehr mit den Menschen wie ein Schachspieler zu benehmen: „Behalte deine Figuren und sieh dem andern die seinigen durch Geschicklichkeit und List zu nehmen."

Digitized by Google

14. Geschichten von Leuten aus nicht angesehenem Stand (18): Ein Mann kam zu einem Zahnarzt, um sich einen kranken Zahn ausziehn zu lassen. Der Zahnarzt verlangte dafür eine Zûzâ (50 Pfennige), der Mann bot nur eine halbe. Da sagte der Zahnarzt: „Billiger thue ich es unter keinen Umständen; da du aber ein so ehrenwerter Mann bist, will ich dir für das Geld noch einen zweiten Zahn ziehen."

15. Lächerliche Geschichten von Schauspielern und Komödianten (45): Ein Schauspieler wollte seine Frau loswerden und fing an mit ihr zu streiten. Da sagte das Weib: „Denke doch daran, wie lange wir schon zusammen gelebt haben." Da antwortete er: „Das ist das thörichtste, was du mir vorhalten konntest. Denn gerade darum bin ich deiner satt." — Ein Weib fragte seine Nachbarin: „Woher kommt es, daß ein Mann das Recht hat, sich ein Kebsweib zu kaufen und mit ihr zu treiben, was er Lust hat, während eine Frau so etwas nicht — frei und offen thun darf?" Die Nachbarin antwortete: „Weil Könige, Richter, Gesetzgeber alle männlichen Geschlechts sind; sie waren Sachwalter ihres eignen Vorteils, haben nur an sich gedacht und die Weiber zurückgesetzt." (Wallis Budge macht in der Einleitung der syrischen Textausgabe darauf aufmerksam, daß man diese Begründung auch in Frauenversammlungen unsrer Zeit oft genug höre. In Deutschland haben die auf Frauen bezüglichen Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs auch nicht wenig oft dieselbe Dialektik ertragen müssen.) — Ein Schauspieler hatte ein recht häßliches Weib, das an einem trüben und regnerischen Tage zu ihm sagte: „Was kann man an einem solchen Tag rechtes thun?" Er antwortete: „Sich scheiden lassen!" (Angesichts der deutschen Statistik über die Häufigkeit der geschiednen Schauspielerehen zeigt sich, daß in diesem Stand Jahrhunderte, Klima, Religion, und Land nichts ausmachen.)

16. Geschichten von Possenreißern und Einfältigen (88): Als man einem Narren sagte: „Dein Esel ist gestohlen," sprach er das Dankgebet: „Gelobt sei Gott, daß ich nicht darauf saß." — Ein Thor wurde gefragt: „Warum hast du kein Weib heimgeführt?" Er antwortete: „Mein Bruder hat eine Frau, die genügt uns beiden." Es erhob sich ein großes Geschrei: „Wehe dir, Elender, wie soll ein Weib zweien angehören?" Er antwortete: „Seht doch auf Abraham, den Vater der Völker; hat er doch zwei Weiber heimgeführt und genügte als ein einziger Mann. Dann kann ein Weib gewiß zwei Männern genügen." — Einst sagte ein Thor: „Zweimal wallfahrte mein Vater nach Jerusalem, dort ist er auch gestorben und begraben. Nun besinne ich mich die ganze Zeit und weiß nicht, ob er bei seinem ersten oder seinem zweiten Besuche in Jerusalem gestorben ist."

17. Geschichten von Narren und Teufelsbesessenen (32): Man sagte zu einem Thoren: „Zähle doch einmal die Narren in Emesa." Darauf er: „Die kann ich nicht zählen, weil es deren so viele giebt. Aber ich will die Vernünftigen zählen, damit bin ich sofort fertig." — Ein Narr saß weinend da; man fragte ihn nach dem Grunde seiner Traurigkeit, und er sagte: „Der Winter naht heran, und ich habe kein Hemd. Wie sollte ich da nicht weinen?" Die Umstehenden wollten ihn trösten: „Sei nicht so betrübt. Gott wird dich nicht ohne Hemd lassen." Doch er antwortete: „So sagt man immer; aber den letzten Winter hat er mich nicht allein ohne Hemd, sondern auch ohne Lendentuch und Mantel gelassen."

18. Geschichten von Dieben und Räubern (14): Diebe nahmen auf der Straße einem Manne seine Kleider weg. Da flehte er: „Laßt mir meine Kleider; ich werde euch den Gegenwert und noch etwas dazu schenken." Die Diebe aber meinten: „Du Narr, hat man je einen Räuber etwas auf Zins ausleihen sehen?" — Einem Manne wurde Geld gestohlen. Er klagte: „Das ist ein Trauertag." „Nicht für jedermann," meinte der Dieb, der in der Menge stand. — Diebe brachen eines Nachts in ein Haus ein und begannen eifrig nach Wertsachen zu suchen, die sie aber nicht

Digitized by Google

fanden. Der Eigentümer des Hauses wachte auf und rief ihnen zu: „Ihr braven Jungens; das was ihr in dem Haus bei Nacht so emsig sucht, dem habe ich bei helllichtem Tage nachgestöbert und es nicht gefunden!“

19. Geschichten von wunderbaren Ereignissen und Zufällen (21): In einem hebräischen Buch ist zu lesen, daß zu der Zeit als der Prophet Jesaias eines gewaltsamen Todes durch Auseinandersägen gestorben war, ein Mann ein fremdes Haus betrat. Er sprach mit dem Hausbesitzer von dem Tode des Gottesmannes und sagte: „Glaube nicht, daß Gott den Mörder des Propheten auch auf dieser Welt ungestraft lassen wird.“ Der Wirt sagte frech: „Nun ich bin einer von denen, die die Säge hielten.“ Während sie sprachen, begann die Lampe zu brodeln und zu zischen. Der Hausbesitzer wollte mit der Hand den Docht zurechtmachen. Die Flamme ergriff seine Finger — denn sie brannten damals Naphtha —, er hielt den Finger an den Mund, um die Flamme mit Speichel auszulöschen; sie ergriff Bart und Gesicht, und obgleich er sich in eine Zisterne stürzte, verbrannte er elendiglich.

20. Physiognomische Charakteristiken, von Weisen angegeben (50): Wer einen fetten Nacken, große Füße und aufwärtsgebogne Schultern hat, wer einen starken Leib, eine hervortretende Stirn und einen grünen Schimmer im Auge hat, ist ohne Gefahr für das weibliche Geschlecht. — Ein Mann mit starken Lippen, flacher Nase und großen aufwärts stierenden Augen ist ein Narr. Auf ihn ist kein Verlaß. — Dünne bewegliche Lippen, von denen die obere etwas über die untere hängt, bezeichnen den Jäger. Denn so ists bei Löwen und großen Hunden.

Die Schlußaphorismen der Sammlung lauten: Ein Weiser zog das Zuhören dem Sprechen vor. Nach dem Grunde gefragt sagte er: „Gerade deswegen hat ja Gott dem Menschen nur einen Mund aber zwei Ohren gegeben.“ — Wie die Menschen gewohnt sind, irdene Ware mit dem Ringe klingen zu lassen und so auf ihre Güte zu prüfen, so kann ein Mann an den Worten, die ihm aus dem Mund kommen, geprüft und erkannt werden.

Natürlich entbehren zahlreiche der von Bar-Hebraeus erzählten Geschichten für uns des Reizes; dagegen ist die Lebensweisheit in den Reden der griechischen, indischen, persischen, hebräischen und christlichen Denker und Frommen ein schätzbares Gut auch für unsre Welt; und auch viele der Anekdoten und Geschichtchen sind wahrhaft ergötzlich für alle Zeiten. Man muß in der Fülle der 727 Sprüche und Erzählungen die Spreu von dem Weizen scheiden. — Bar-Hebraeus hat teilweise Originalquellen benützt und z. B. die Weisheit der griechischen Philosophen aus Laertius Diogenes geschöpft. Aber es standen ihm auch Sammelwerke zur Verfügung. Es waren ja zur Lebenszeit des großen Syrers schon fünftausend Jahre vergangen, seitdem die erste Sammlung von Sprüchen und moralischen und religiösen Aphorismen niedergeschrieben war: um 3800 vor Christi Geburt hatte Kaquemma — zur Zeit des Huni, eines ägyptischen Königs der dritten oder vierten Dynastie — schon sein „Buch der Weisungen“ verfaßt. Bar-Hebraeus, der in seiner frühen Jugend schon griechisch lernte, ist ein Beispiel, wie innige Beziehungen zwischen der syrischen und der griechischen Kultur bestanden. Über den großen Einfluß der syrischen christlichen Litteratur auf die byzantinisch-griechische und von dort aus auch auf die westliche, namentlich die religiöse Dichtung, fängt die moderne Wissenschaft erst an, sich klar zu werden.*)

m.

*) Eine ausführliche Biographie des Bar-Hebraeus und Würdigung seiner Werke finden wir jetzt als Einleitung zu der tüchtigen Schrift: „Bar-Hebraeus und seine Scholien zur heiligen Schrift“ von Dr. Johannes Göttsberger, Dozenten am erzbischöflichen Klerikalseminar in Freising. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlag. 4. und 5. Heft der von Bardenhewer herausgegebnen Biblischen Studien. 1900.)

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kaiser, Volk und Presse. Ein Deutscher in England schreibt uns: Wenn ein Mensch, gebildet oder nicht, täglich seine eine Zeitung liest, womöglich eine lokale, so wird er, mag er wollen oder nicht, bald mit seinen Ansichten und Urteilen im Bann dieser Zeitung stehn, sie wird ihm mehr und mehr „aus dem Herzen sprechen," und schließlich wird ihm jedes Blatt, das anders spricht, als der „Generalanzeiger" oder wie das Leibblatt heißen mag, als ein lügendes, gewissenloses, schlecht unterrichtetes, bezahltes, elendes Käseblatt erscheinen. So wird es etwa 90 Prozent von allen regelmäßigen Zeitungslesern gehn. Die Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit der deutschen Zeitungen wird sicher von der Presse keines andern Landes übertroffen, und in dieser Beziehung hat die deutsche Presse einen so fundamentalen Vorzug vor den Zeitungen andrer Länder, daß man die deutsche Einrichtung des Nachrichten- und Stoffaustauschs gewiß nur billigen und bewundern kann. Andrerseits ist die Gefahr vorhanden, und in der That ist es schon so weit gekommen, daß das Vielwissen bei einer ganzen Anzahl von Zeitungen in Vielwisserei ausgeartet ist. Man lese zum Beispiel die Leitartikel, in denen die letzte Reise unsers Kaisers nach England kritisiert worden ist. Man weiß da oft nicht, ob man eine alte Tante klugreden hört, oder ob das wirklich ein wohlunterrichteter Mann geschrieben hat, der sich bewußt ist, daß Tausende lesen, was er schreibt, und daß semper aliquid haeret. Da wird in leidenschaftlichen Ausdrücken, an der Grenze des Persönlichwerdens, und natürlich immer „aus dem Herzen des deutschen Volks" an den Handlungen und Worten eines Mannes gedeutelt und gemäkelt, der von allen zivilisierten Nationen gegenwärtig als der erste Mann in der Welt anerkannt wird!

Man lese die Telegramme vom Transvaalkrieg. Sie sind so gespickt mit eingeklammerten Ausrufungszeichen und Bemerkungen, daß sie allenfalls in ein Witzblatt gehören, aber nicht in eine ernste Zeitung. Auch hier wieder: man liest es, und semper aliquid haeret.

So ist es auch gekommen, daß die deutsche Presse und (leider) hinter ihr das deutsche Volk den Engländern gegenüber jetzt eine ganz falsche und ihrer selbst unwürdige Stellung einnehmen. Mit kleinlichstem Spott und unermüdlicher Malice wird alles und jedes, was da unten in dem unseligen Kopjenland passiert, verfolgt, besprochen und bekrittelt. Mit höchst unchristlicher Wonne wird jede Schlappe, die die Engländer erleiden, berichtet, und mit schriftlichen Lorbeerkränzen und papiernen Aureolen werden die tapfern Buren umgeben.

Chamberlain hat am 25. Oktober in Edinburgh gesagt: I think that the time has come — is coming — when measures of greater severity may be necessary, and if that time comes we can find precedents for anything we may do in the action of those nations who now criticise our „barbarity" and „cruelty," but whose example in Poland, in the Caucasus, in Algeria, in Tonquin, in Bosnia, in the Franco-German War, we have never even approached. Darauf erheben sich die deutschen Zeitungen im Sturm, überall werden Protestversammlungen arangiert, und die Veteranen von 1870 stampfen entrüstet auf den Boden.

Ja warum denn? Erstens weil ihr Tageblatt den Leuten gesagt hat, der freche Chamberlain habe gesagt, sie wären gerade so barbarisch Anno 1870 verfahren, wie die Engländer jetzt in Transvaal, sogar noch viel schlimmer. Zweitens weil sie schon aus demselben Tageblatt seit zwei Jahren und länger ihre antienglische Gesinnung saugen. Aber sagt denn Chamberlain ein Wort von den Deutschen?

Digitized by Google

Haben wir uns nicht hundertmal bitter über die barbarische Kriegführung der Franzosen beklagt? Und wer sagt denn, daß Chamberlain nicht gerade daran gedacht hat? Aus seinen Worten geht nicht hervor, daß er die Deutschen meint, und man könnte fast denken, daß wir ein schlechtes Gewissen haben, wenn wir auf ein Antippen von seiten des boshaften Joe so aufgeregt werden. Wie ruhig und erhaben sollten wir statt dessen das alles betrachten, was die guten Engländer thun und sagen, wir, die wir ihnen an innerer Ausbildung schon lange und jetzt auch schon an Sicherheit nach außen ganz ruhig die Stange halten können. Der englische Vetter, dem wir die kriegs- und kostenlose Einführung in den von ihm geschaffnen Welthandel mit verdanken, und der uns nun so oft schon mit rührender Offenheit gezeigt hat, wie man es nicht machen soll, ist uns doch eine Wohlthat gewesen, wie wir sie uns nicht besser hätten wünschen können. Und dazu bietet er doch jetzt einen so traurigen Anblick dar für jeden Mann mit offnen Augen und fängt sogar schon an, sich selbst zu bemitleiden, der Vetter, mit seinem äußern Glanz und seinem innern Elend!

Ist es nicht schon ein genügendes Zeichen innerer, unbewußter oder bewußter Unsicherheit, wenn Chamberlain für das, was England im Transvaalkrieg thut oder noch thun will, schon Präzedenzfälle sucht? Wo ist da das stolze England, das thun und lassen kann, was es will?

Also mache deiner Erziehung Ehre, deutsche Presse, und sei maßvoll. Es handelt sich jetzt nicht mehr um Scheiben, die die Presse einwirft, und die die Regierung nachher bezahlen muß, es handelt sich darum, daß sich Deutschland in seiner Stellung als geistiger Primus omnium rasch zurechtfindet, und unserm Kaiser, dem Primissimus omnium, die Führung nicht gar zu schwer macht.

Nachschrift der Redaktion. In dem Vorstehenden haben wir die Ansicht eines Landsmanns aus London wiedergegeben, der doch wohl auch das Recht hat, gehört zu werden. Denn in der That, so wie bisher kann es nicht lange mehr weiter gehn, ohne daß die Beziehungen der beiden Länder ernsthaft gefährdet werden. Was in einzelnen Protestversammlungen, die in den letzten Wochen einander gedrängt haben, gegen England vorgebracht worden ist, das hat die Grenzen berechtigter Abwehr einer unberechtigten Äußerung und des Ausdrucks gerechtfertigter Entrüstung über manche Maßregeln der englischen Kriegführung in Südafrika hier und da wesentlich überschritten. Am weitesten sind darin mehrere „Resolutionen“ einer Leipziger Versammlung gegangen, die am 18. November von der Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes abgehalten und thatsächlich von dessen Vorsitzendem, dem nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Professor Hasse geleitet worden ist; die Resolutionen vor allem sind von ihm formuliert worden. Charakteristisch sind davon die dritte und die vierte. Danach „hoffen“ die Versammelten, „daß der deutsche Reichskanzler nunmehr endlich von den amtlichen Schritten öffentliche Kenntnis giebt, die er ohne Zweifel sofort zur Abwehr jener Angriffe gethan hat,“ und „sie erwarten, daß im Hinblick auf den Reichsgedanken und die monarchischen Gefühle des deutschen Volks deutscherseits alles unterlassen wird, was den Anschein erweckt, als sei die Haltung des Deutschen Reichs durch andre Beweggründe bestimmt, als die der eignen Sicherheit und der Wahrung der eignen Vorteile“! Die 2500 deutschen Männer, die diesen Resolutionen zugestimmt haben, haben sich schwerlich recht überlegt, was sie damit aussprachen. In der ersten setzen sie voraus, daß der Reichskanzler imstande oder willens gewesen ist, amtlich gegen die in einer Wählerversammlung gefallne Äußerung Mr. Chamberlains Verwahrung einzulegen, sie fordern es also, und sie verlangen weiter, daß er diese Schritte zur öffentlichen Kenntnis bringe. Sie haben demnach gar nicht bedacht, ob solche Schritte überhaupt möglich waren (wir selbst wagen darüber kein Urteil), nicht

Digitized by Google

bedacht, daß die Erwägung einer solchen Möglichkeit Sache des sachverständigen Reichskanzlers ist, der dafür dem Kaiser verantwortlich ist, und nicht einer beliebigen Volksversammlung, die von den Formen des diplomatischen Verkehrs keine Ahnung hat. Der Reichstag mag darüber den Grafen Bülow befragen und vielleicht zur Rede setzen, eine Volksversammlung hat dazu kein Recht. Aber noch weiter geht die zweite Resolution, denn sie enthält einen direkten Angriff auf den Kaiser, natürlich im Namen des „Reichsgedankens“ und der „monarchischen Gefühle des deutschen Volks.“ Nachdem der Reichskanzler mehrmals und aufs nachdrücklichste erklärt hat, was sich von selbst verstand, daß die deutsche Politik ausschließlich von sachlichen Gründen, vom Interesse des Reichs bestimmt werde, drückt die Resolution dennoch, natürlich in verhüllter Form, Zweifel an dieser Thatsache aus, sie traut also dem Kaiser und dem Kanzler eine Pflichtwidrigkeit zu und droht wieder einmal mit einer Schädigung des Reichsgedankens und des monarchischen Gefühls, wenn der Monarch sich nicht genau danach richtet, was gewisse Blätter ihm selbst in persönlichen Beziehungen verbieten oder erlauben wollen! Soweit ist die „Selbständigkeit des deutschen Bürgers“ gestiegen, daß er sich eine so unfähige und unüberlegte Führung in einer so ernsten Sache gefallen läßt!

Inzwischen hat Mr. Chamberlain durch seinen Privatsekretär auf eine private Anfrage erklären lassen, daß seine Äußerung keine Nation unzulässiger Grausamkeiten habe beschuldigen wollen, hat also damit einen halben Widerruf geleistet. Es wäre für beide Teile besser gewesen, wenn das früher, nachdrücklicher und in mehr direkter Form geschehn wäre. Ferner hat die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, also ein hochoffiziöses Blatt, mit Bezug auf diesen Brief die Entrüstungskundgebungen, soweit sie gegen „die unbedachten und verletzenden Äußerungen Chamberlains“ gerichtet waren, als berechtigt anerkannt und die Schuld an der Erregung in Deutschland „der wochenlang unwidersprochen gebliebnen englischen Berichterstattung“ (über die Edinburgher Rede) zugeschrieben, dagegen dem Verlangen nach amtlichen Schritten widersprochen, denn „das Ansehen, das die deutsche Armee sich sowohl durch ihre Manneszucht und Menschlichkeit, als auch durch ihre Tapferkeit in der gesitteten Welt erworben hat, steht viel zu fest, als daß es durch falsche und unpassende Vergleiche berührt werden könnte.“ Das ist deutlich, würdig und maßvoll gesprochen, und wir meinen, damit wäre für jeden vernünftigen Menschen die Sache zu Ende. Darüber hinaus aber mögen sich unsre burenfreundlichen Zeitungen überlegen, was sie denn eigentlich mit dem alltäglichen Schimpfen und Höhnen über England und englische Kriegführung für die Buren und für uns erreichen wollen, und an das deutsche Sprichwort denken: „Wie es in den Wald schallt, so schallt es heraus.“ Die Presse ist doch nicht nur dazu da, irgendwelchen Stimmungen der „Volksseele“ Ausdruck zu geben, sondern vor allem dazu, zu belehren, ihre Leser aufzuklären, zu warnen. Diese Hauptaufgabe wird heute von vielen sogenannten „Organen der öffentlichen Meinung“ in der unverantwortlichsten Weise außer Augen gesetzt.

**Voraussetzungslose Forschung und Wahrhaftigkeit.** Die Erklärung Theodor Mommsens zu Gunsten der freien Forschung auf den deutschen Universitäten hat im Hinblick auf den Fall Spahn in vielen seiner Kollegen den Wunsch wachgerufen, ihm an die Seite zu treten. Denn gewiß, wo der Forschung durch „konfessionellen Rechtszwang“ willkürliche Schranken gezogen werden, ist die Axt an die Wurzel aller wissenschaftlichen Arbeit und alles ehrlichen Idealismus gelegt. Um so lebhafter bedaure ich, daß die Art, in der Mommsen seine zeitgemäße Mahnung begründet, viele verhindern wird, ihm schlicht und froh zu folgen. Er setzt Begriffe miteinander gleich, die geschieden sein wollen, und mißt die Theologen mit anderm Maße als die übrigen wissenschaftlichen Arbeiter.

Digitized by Google

Was ist „voraussetzungslose Forschung“? „Diejenige Forschung, die nichts findet, was sie nach Zweckerwägungen und Rücksichtnahmen finden soll oder finden möchte, was andern außerhalb der Wissenschaft liegenden praktischen Zielen dient, sondern was logisch und historisch dem gewissenhaften Forscher als das Richtige erscheint, in ein Wort zusammengefaßt: die Wahrhaftigkeit.“ So definiert Mommsen. Aber diese Definition ist willkürlich; denn sie setzt die Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit des Forschers gleich mit einem psychologisch unmöglichen Begriff, der seit D. F. Strauß dazu verwandt wird, abweichende Ansichten zu verdächtigen und herunterzusetzen. Voraussetzungslosigkeit kann nicht einfach Unvoreingenommenheit und Bestreben nach sachlicher Ehrlichkeit in der Kritik heißen. Der Theologe Rückert hat den Begriff sachgemäßer gefaßt als Mommsen, wenn er den voraussetzungslosen Exegeten also beschreibt: „er sei weder orthodox noch heterodox, weder Supranaturalist noch Rationalist noch Pantheist, weder fromm noch gottlos, weder sittlich noch unsittlich, weder zartempfindend noch gefühllos.“ So wurde „voraussetzungslos“ ein irreführendes Schlagwort, das auch darin seinen Charakter als Schlagwort erweist, daß es Postulate stellt, die auf Einbildung und Selbsttäuschung beruhen. Wer ist voraussetzungslos? Der Jurist etwa, der es ablehnt, einen Anarchisten oder Sozialisten, mag er auch der beste juristische Kopf sein, in die Fakultät zu rufen, oder der Mediziner, der einen berühmten „Naturarzt“ als Kollegen ablehnt? Aber wer wird solchen an sehr bestimmte Voraussetzungen gebundnen Männern Wahrhaftigkeit aberkennen? Als Plato dem Aristoteles sagte, daß ihm für die Ideen das Auge fehle, war er keineswegs voraussetzungslos, aber sicher nicht unwahrhaftig. Wenn es sich also darum handelt, für die freie, nur durch die Sache geleitete Forschung einzutreten, da sollte das Schlagwort Voraussetzungslosigkeit vermieden werden, und allein von der Wahrhaftigkeit die Rede sein. Die Gleichsetzung beider eröffnet dem Dünkel und der Überhebung ebenso unsachliche Hintertüren, wie die Gleichsetzung von „kritisch“ und „ungläubig“ oder von „gläubig“ und „unwissenschaftlich,“ die noch vor nicht langer Zeit unter den Theologen Mode war.

Unter den Theologen. Von denen will Mommsen absehen. „Abgesehen von den theologischen Fakultäten ist der Konfessionalismus der Todfeind des Universitätswesens.“ Warum nicht auch bei den Theologen? Wenn Konfessionalismus mit „konfessionellem Rechtszwang“ gleichzusetzen wäre, wie Mommsen zu meinen scheint, so müßte diese Frage rund bejaht werden. Aber wo besteht für die evangelischen Theologen, von denen rede ich hier allein, ein konfessioneller Rechtszwang? Sie sind Kinder der Reformation, der alle Wissenschaft das Recht auf freie Bewegung verdankt. Darum stehn sie zu ihrer Aufgabe, das Christentum wissenschaftlich zu bearbeiten und nach seiner Bedeutung lebendig zu erhalten, gerade so, wie der Jurist oder der Mediziner oder der Historiker zu seiner wissenschaftlichen Aufgabe. Für sie alle handelt es sich nicht um „Voraussetzungslosigkeit,“ sondern um Wahrhaftigkeit. Und so wird allerdings kein Mann der Wissenschaft, der sich selbst achtet, Mommsen seine Zustimmung versagen können, wenn er eine von äußern Rücksichten, seien es, welche sie wollen, geleitete Forschung als den schlimmsten Feind unsers geistigen Lebens brandmarkt. Wenn aber Mommsen beim Wort genommen würde und einen protestantischen Historiker der Gegenwart nachweisen sollte, der es sich versagen müßte, „das gewaltige Geisteswerk des Papsttums in volles Licht zu setzen,“ dann würde er in arge Verlegenheit kommen. Auch das Schlagwort „Parität“ wirkt für sachliche Schätzung der evangelischen Theologie verhängnisvoll.

H.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Das englische Königtum

Von Hugo Bartels

Cerdic war der Sohn des Elesa, Elesa des Esla, Esla des Gewis, Gewis des Wig, Wig des Freawin, Freawin des Frithogar, Frithogar des Brand, Brand des Bäldäg, und Bäldäg war der Sohn Wodans. Also berichtet die angelsächsische Chronik über die Herkunft Cerdics, des Königs der Westsachsen, aus dessen Hause Egbert entsproß, der erste König von Ganz-England. Einer ebenso erlauchten Abstammung von Wodan rühmten sich die Könige der übrigen angelsächsischen Staaten, die später unter die Botmäßigkeit von Wessex gelangten. Sie sind alle längst verschollen, aber vom Hause Cerdics ist das göttliche Blut auf die Plantagenets und alle spätern englischen und schottischen Könige übergegangen und fließt auch in den Adern des jetzt in Großbritannien herrschenden Hauses Koburg.

Urkundlich nachweisbar ist natürlich die göttliche Abkunft der angelsächsischen Könige nicht. Wodans Weisheit ging nicht so weit, auf Asgard ein Standesamt einzurichten, und wenn deswegen ein Zweifler die ganze Sache für eine höfische Schmeichelei des Chronisten halten will, so dürfte mit ihm nicht zu streiten sein. Auf die Wahrheit der Thatsache kommt es aber hierbei auch gar nicht an, sondern bloß auf die Auffassung von der Stellung des Königtums, die sich aus dem angegebnen Stammbaum ergiebt.

Dem Chronisten und neben ihm wohl auch vielen andern war das Königtum eine erhabne Würde. An und für sich liegt darin nichts besondres. Auch Herkules und Romulus waren Göttersöhne, und die germanische Sage führte die Wölsunge auf Wodan zurück. Das Bemerkenswerte liegt in dem Umstande, daß sich gerade aus dem sächsischen Volksstamme, der am längsten und zähesten an der alten germanischen Volksfreiheit festgehalten hat, das Königtum so entwickeln konnte. Weder bei den in der Heimat gebliebnen Sachsen, noch bei ihren Nachbarn, den Friesen, zeigt sich die geringste Spur eines Königtums. Zwar als Mathilde die Gemahlin Heinrichs des Voglers und



Digitized by Google

die Mutter des großen Otto geworden war, hielt man es für angemessen, ihrem Ahnen (Ururgroßvater) Widukind einen entsprechenden Rang anzudichten, sodaß er zuerst als ein Herzog und endlich bei Thietmar von Merseburg als ein König der Sachsen erscheint. Doch das beweist nichts gegen Einhart, der Widukind nur als unum ex primoribus Saxonum kennt und weder von einem Sachsenherzoge noch Sachsenkönige etwas weiß.

Daß sich trotzdem bei den nach Britannien ausgewanderten Sachsen ein Königtum ausbildete, kann nicht wunder nehmen; derselbe Vorgang spielte sich bei allen Germanen ab, die sich auf die Wandrung begaben. Aus dem Heerführer, dem Herzog wurde leicht ein König, und stand dem Herzog daneben auch noch der von den Germanen so hoch gehaltne Geburtsadel zur Seite, so war das Ergebnis ein Königtum mit starken Wurzeln.

In England begünstigten die Verhältnisse ein starkes Königtum. Die Lage des Landes verlieh den Eroberern eine Sicherheit, deren andre germanische Reiche auf römischem Boden entbehrten. Den Franken kam zu gute, daß sie fortwährend neue Kraft aus dem altgermanischen Teile ihres Gebiets ziehn konnten. Goten und Vandalen, nicht so günstig gestellt, erlagen. Die Angelsachsen dagegen hatten keinen Feind zu fürchten, der mächtig genug gewesen wäre, ihr Volkstum zu gefährden, und die vielfachen Kämpfe zwischen den einzelnen kleinen Königreichen dienten nur dazu, dem Geschlechte Cerdics, das endlich allein das Feld behauptete, zum höchsten Ansehen zu verhelfen.

Über die Führer der erobernden Angeln, Sachsen und Jüten sind die Berichte so spärlich, daß sich aus ihnen wenig ersehen läßt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie edeln Geschlechtern entstammten und deshalb bevorzugt waren, als es an die Gründung der neuen Gemeinwesen ging. Sicher ist, daß sie später für so bevorzugt gehalten wurden, und das war für ihre Nachfolger im Staate ebensoviel wert.

Die Königswürde über ganz England, wie sie seit Egbert erscheint, ist durchaus gefestigt und an ein Geschlecht geknüpft, außerhalb dessen es kein legitimes Königtum giebt. Das Blut, nicht die persönliche Tüchtigkeit berechtigt zur Herrschaft. Aus mehreren erwachsenen Mitgliedern des Königshauses wird wohl der kräftigste gewählt, doch auch ein Schwächling findet Anerkennung. Die Macht der Dänen unter Knut verdrängt auf kurze Zeit das sächsische Haus, aber sobald sich die Gelegenheit bietet, wendet sich die germanische Treue wieder zu dem geheiligten Geschlechte und ruft Edward den Bekenner, den Unmann, auf den Thron. Edwards Nachfolger Harold war nicht vom Blute Cerdics, und darum folgten nur die Männer seines eignen Herzogtums Wessex und die von Kent seiner Fahne auf das Schlachtfeld von Senlac. Mercia, Ostanglien und der Norden hielten sich ihm fern und fanden erst, als es zu spät war, welchen Fehler sie begangen hatten. Es war kein Nationalgefühl, was den angelsächsischen Staat zusammenhielt, sondern nur die persönliche Treue zu dem Königsgeschlechte.

Wilhelm von der Normandie trug dem Rechnung, als er seinen Anspruch auf die Krone nicht auf Eroberung begründete, sondern auf ein angebliches

Digitized by Google

Vermächtnis Edwards, das ihn zum Erben und Rechtsnachfolger einsetzte und dadurch Harold zum Empörer stempelte. Den Angelsachsen jedoch konnte das nicht genügen, da noch ein Sprößling Cerdics lebte, Edward der Ätheling, und Wilhelm war genötigt, sich den Beinamen des Eroberers zu erwerben. Sieben Jahre dauerte es, bis er auch den Widerstand der letzten Angelsachsen überwand, des kleinen Häufleins unter Herewards, das ihm in Ely steifnackig die Huldigung versagte.

Die normännische Eroberung bedeutete für England etwa soviel wie für Gallien der Einbruch der Franken. Die Franken waren der Adel und gaben dem Staate das Gepräge. Das alte Volk haben sie nicht verändert. Sie sind vielmehr allmählich von ihm aufgesogen worden, und nur eine beschränkte Zahl germanischer Wörter ist in die französische Sprache übergegangen. So hat auch die normännische Eroberung keine durchgreifende Änderung herbeigeführt. Der alte sächsische Adel wird vom normännisch-französischen verdrängt, das Feudalsystem, das schon in seinen Anfängen bestand, wird völlig und streng ausgebildet; aber bevor zwei Jahrhunderte verflossen sind, haben sich Angelsachsen und Normannen zu dem Volke der Engländer verschmolzen, worin, wie der Name sagt, der ältere Bestandteil überwiegt.

Die normännischen Könige brauchten nicht lange dazu, diesen Gang als unvermeidlich zu erkennen. Sie mußten fühlen, daß, obwohl Edgar Ätheling seinen Frieden mit Wilhelm gemacht hatte, in den Augen der alten Bevölkerung das Vermächtnis Edwards ohne die Zustimmung des Witenagemots keinen genügenden Rechtsgrund für den Besitz der Krone darstellte, und daß bei den Ansprüchen der normännischen Barone eine Versöhnung mit dem besiegten Volke weise Staatskunst war. Der Übermut der Barone führte schon Wilhelm den Roten und die Angelsachsen zusammen. Dieselbe Ursache bewog Heinrich I. nicht nur die Gesetze Edwards wieder herzustellen, sondern auch Matilda von Schottland, die Nichte des Äthelings, zu heiraten und damit das Blut Cerdics wieder auf den englischen Thron zurückzuführen. Das salische Recht hatte in England nicht Eingang gefunden und hat auch später keine Geltung erlangt gegenüber der cognatischen Erbfolge. Mit dem Absterben des Mannesstamms gingen demnach die Ansprüche des Hauses Cerdics auf Edgars Schwester, Margarete von Schottland über. Streng genommen war Margaretens Sohn Edgar, von dessen Bruder David die Bruces und Stuarts abstammen, der Vertreter des Cerdicschen Bluts. Aber da Edgar seine Krone der englischen Hilfe verdankte, konnte die Heirat Heinrichs mit Matilda als ein billiger Ausgleich gelten, und die Engländer jubelten ihr zu. Zur Nachkommenschaft aus dieser Ehe gehören mit Ausnahme des Usurpators Stephan sämtliche spätern Könige von England. Bei allen Verändrungen hat man jederzeit am Blute Cerdics festgehalten.

Für das englische Königtum war diese Wiederanknüpfung an die alte Überlieferung von großer Wichtigkeit. Sie stellte die legitime Rechtsordnung wieder her, die durch die Eroberung unterbrochen war. Die Anerkennung der Gesetze Edwards bedeutete ein Aufgeben der despotischen Gewalt und mit

Digitized by Google

nötigen Änderungen eine Rückkehr zu den Formen des alten germanischen Königtums mit seinem Witenagemote.

Freilich darf man nicht zuviel Gewicht auf die Formen legen. Denn vor allem kommt es doch auf die Männer an, die diese Formen handhaben, und günstige oder ungünstige Umstände spielen eine große Rolle. Die Staaten, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgingen, begannen ihr selbständiges Dasein mit denselben Formen der Herrschaft. Doch wie verschieden ist ihre Entwicklung! In Frankreich endet sie in einer einheitlichen unumschränkten Monarchie, in Deutschland in einem Chaos kleiner Länderfetzen, die der königlichen Obergewalt spotten. Aus dem geheimnisvollen Walten einer Volksseele läßt sich diese Verschiedenheit nicht erklären.

Frankreich hatte den Vorzug, daß seit dem Abgang der Karolinger ein und dasselbe Geschlecht herrschte, und daß der Schwerpunkt des Ganzen immer in Franzien lag. In Deutschland dagegen war der Sitz der Königsgewalt bald in Sachsen, bald in Franken, bald in Schwaben, und jedes neue Herrscherhaus hatte die Arbeit nationaler Einigung von neuem zu beginnen, ohne je Zeit zu haben, auf der Bahn weiter zu kommen als seine Vorgänger. Nehmen wir aber an, ein kraftvolles Geschlecht hätte ohne Wechsel den deutschen Königsthron innegehabt, so bedarf es keiner kühnen Einbildungskraft, sich ein andres Deutschland auszumalen. Das Wahlkönigtum hätte bald auch in der Form dem erblichen Platz gemacht, dem es gelungen wäre, die deutschen Stämme zu einem nationalen Ganzen zu verschmelzen. Unter einem starken, wirklich deutschen Königtum hätte die Reformation keine Spaltung im deutschen Volke, vielleicht nicht einmal in der Kirche selbst bewirkt, kein Dreißigjähriger Krieg hätte unsre Fluren verheert, und der mächtige Überschuß unsrer Bevölkerung hätte, anstatt unter den Schlägen der Schweden, Kroaten und Franzosen zu verbluten, Amerika mit deutschen Ansiedlern besetzen können, bevor das meerumschlungne Albion Zeit fand, sich zu besinnen.

In England war es auch nicht die angelsächsische Volksseele, die dem Königtum die Flügel beschnitt. In England sehen wir wie in Frankreich schon früh einen Teil des Reichs, den Süden, als ständigen Träger der Macht. Wo dynastische Veränderungen eintreten, sind sie so, daß keine Stammeseifersucht das Werk nationalen Zusammenschlusses stören kann. Die Nation als solche entfaltet sich deshalb so kräftig wie in Frankreich, aber die Stellung des Königtums nähert sich am Ende bedenklich der des deutschen, das mehr Zierat als Macht darstellte.

Viele Umstände haben zusammengewirkt, das englische Königtum zu dem zu machen, was es ist. Der Hauptgrund für seine Schwäche aber ist doch in den Trägern der Krone selbst zu suchen. Es giebt kaum etwas Mannigfaltigeres als die englische Geschichte mit der Verschiedenheit im Charakter der Herrscher. Alle guten und alle schlechten Eigenschaften der menschlichen Natur, alle Leidenschaften haben ihre Vertreter auf dem englischen Throne. Alfred der Große, der mönchische Edward der Bekenner, der despotische Staatsordner Wilhelm, der Kreuzfahrer Richard Löwenherz, der träumerische Richard II., der

Digitized by Google

Blaubart Heinrich VIII., die verschlagne Elisabeth, der weise Narr Jakob I., der bigotte Jakob II., der Wüstling Georg IV., sie alle sind typisch für ihre Art. Wen nach Schauermären gelüstet, hier findet er sie in Fülle. Die deutsche Geschichte ist dagegen von einer geradezu idyllischen Zahmheit. Von den englischen Königen seit der normännischen Eroberung haben zwei den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden, nicht weniger als sechs sind durch Mord oder Henkershand umgekommen, gar nicht zu reden von Königinnen und Prinzen, die eines gewaltsamen Todes starben. Es mutet einen als eine wahre Erleichterung an, als ein humorvoller Streich der Weltgeschichte, daß England auch einen König aufweisen kann, der an Überfressung mit Neunaugen starb.

Wie Deutschland, so bietet auch England im Mittelalter das Schauspiel der Empörung der Vasallen gegen die Lehnsherren. Kräftige Herrscher wissen die Aufsässigen zu bändigen, schwache müssen sich ihnen fügen. Bald steht die königliche Macht hoch, bald zeigt sie ein Bild der Ohnmacht. Wenn sie sich stark fühlt, vermag sie die Thatenlust des Adels nach Frankreich abzulenken, ist sie schwach, so wird das Land von Parteikämpfen zerrissen. Durch Jahrhunderte stehn sich so Königtum und Adel gegenüber. Was dem Königtum zum Schlusse das Übergewicht gab, war der Krieg der beiden Rosen, der den Adel in zwei gleiche Lager schied, die einander aufrieben.

Wo man nicht davor zurückschreckt, Königsblut zu vergießen, da können geringere Personen nicht auf Erbarmen hoffen. Fast jede Schlacht in den Parteikämpfen hat als Nachspiel die Hinrichtung der Besiegten als Hochverräter, bis endlich am Ende der Rosenkriege mit den beiden Häusern York und Lancaster auch ihre Parteigänger ausgerottet sind. Zu derselben Zeit also, wo in Deutschland das Kleinfürstentum zur Selbständigkeit gegenüber der Spitze des Ganzen gelangte, verschwand es in England ganz von der Bühne und überließ dem Königtum der Tudors eine Machtvollkommenheit, die nur von der Wilhelms des Eroberers übertroffen wurde.

Die Tudors waren mächtig, aber dabei auch mit einem guten Maße von Klugheit ausgestattet. Es fiel ihnen nicht ein, nach der Abschaffung des Parlaments zu streben. Sie hüteten sich, die alten hergebrachten Formen durch neue zu ersetzen. Es genügte ihnen, daß ihr Wille ausschlaggebend war und im Parlament ein gefügiges Werkzeug fand. Elisabeth ging von allen am weitesten in der Vernachlässigung des Parlaments. Sie berief es so selten wie möglich ein, und nur, wenn bei den unruhigen Zeitläuften sogar ihre knausernde Sparsamkeit nicht imstande war, den Staatshaushalt aus den gewöhnlichen Einnahmen der Krone zu bestreiten. Wäre ihre Regierung durchweg friedlich gewesen, wer weiß, ob sie es nicht hätte ganz einschlafen lassen. Nur ungern befaßte sie sich mit ihren getreuen Lords und Gemeinen. Einer Geldbewilligung gingen immer Klagen und Forderungen auf Abstellung von Mißbräuchen voraus, und neben dem neuen Adel, den sie nicht zu fürchten brauchte, begannen jetzt die bescheidnen Gemeinen sich zu fühlen, die das Aufblühn von Handel und Gewerbe als Steuerzahler gegen früher zu größerer Bedeutung erhob. Aber Elisabeth wußte gut mit dem Parlament auszukommen,

Digitized by Google

und auch, wo sie seinen Vorstellungen nachgab, erschien ihr Rückzug als ein königlicher Gnadenbeweis. Unter ihr büßte die Krone nichts ein, doch was das Königtum unter ihr stark machte, war vor allem ihre Persönlichkeit.

Die Stuarts hatten nicht die Eigenschaften, die sie berechtigt hätten, in die Fußstapfen einer Elisabeth zu treten. Sie gehören zu den Geschlechtern, die nichts lernen und nichts vergessen. Große Aussichten eröffneten sich ihnen, als Elisabeths Tod ihnen zu der schottischen Krone auch die englische in den Schoß warf. Doch nur zu wahr ist Goethes Wort: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Die Stuarts haben es nicht verstanden, ihr Erbe zu erwerben, und es ist ihnen unter den Händen zerronnen.

Jakob I. hatte Elisabeth nicht mehr abgeguckt, als Schillers Wachtmeister dem Friedländer. Er erbte ihre Krone, ihr Geist ging nicht auf ihn über, und darum deuchte er sich viel erhabner als sie. Eine Art milder Cäsarenwahnsinn kam über ihn, als er sich plötzlich aus den engen Verhältnissen seiner schottischen Heimat, wo die Großen ihm das Leben sauer gemacht hatten, auf die Höhe des englischen Thrones gehoben sah. Es giebt ein kleines vergilbtes Büchlein von ihm, betitelt The Dutie of a King in his Royall Office. Darin stellte er kühnlich den König als einen Gott auf Erden hin. Denn, sagt er, „wenn man die Eigenschaften Gottes betrachtet, so sieht man, wie sie in der Person eines Königs zusammentreffen. Gott hat Macht zu schaffen oder zu vernichten, er kann Leben geben, Tod senden, kann alle richten und ist doch niemand Rechenschaft schuldig. Und dieselbe Macht haben die Könige." Von demselben Geiste waren die Worte eingegeben, die er einst in einer Rede in der Sternkammer äußerte: „Wie es Atheismus und Gotteslästerung ist, darüber zu streiten, was Gott thun kann, so ist es Anmaßung von einem Unterthanen, darüber zu streiten, was ein König thun kann, oder zu sagen, daß ein König dies und das nicht thun kann."

Einem Manne mit so erhabnen Begriffen konnte ein Parlament schwerlich als angenehme Zugabe gelten. Deshalb riet er seinem Sohne: „In diesem Lande haben wir schon mehr gute Gesetze, als gut ausgeführt werden, und dieweil das Parlament zur Gesetzgebung da ist, so siehe zu, daß du es nicht mißbrauchst. Und darum halte kein Parlament, außer wenn neue Gesetze nötig sind, was nur selten der Fall sein sollte; denn wenig aber gut ausgeführte Gesetze sind das beste für einen gut regierten Staat."

Wäre er sparsam gewesen wie Elisabeth, so wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, das Parlament nur zur Gesetzgebung zu berufen. Doch im tiefsten Frieden brauchte er mehr Geld als Elisabeth in Kriegszeiten, und nur durch rechtswidrige Mittel konnte er sich sonst Geld verschaffen. Dazu schwächte er durch seine Günstlingwirtschaft die beste Stütze des Throns, das Ansehen der Staatsbeamten. Am schlimmsten aber war, daß er zu dem göttlichen Rechte der Könige auch noch ein göttliches Recht der Bischöfe über die Gewissen fügte. Gewissensdruck ist am schwersten zu ertragen.

So untergrub Jakob I. selbst die Wurzeln des Königtums und trieb fast

Digitized by Google

alle Kreise des Volks in eine tiefe Erbitterung hinein, die unter seinem Sohne, der dem Beispiele und den Lehren des Vaters nur zu sehr folgte, zur Katastrophe führte. Der Plan, England nach dem Vorbilde Frankreichs zu einer absoluten Monarchie zu machen, scheiterte.

Man hätte meinen können, es sei für immer aus mit der Monarchie in England. Doch auf die Tyrannei Karls I. folgte die noch schärfere Tyrannei Cromwells. Wie Karl I. Cromwell in die Hände arbeitete, so hatte Cromwells Herrschaft bei all ihren unleugbaren Erfolgen das Ergebnis, die zurückgedrängte Treue für das legitime Königsgeschlecht, die den Engländern im Blute liegt, neu zu beleben.

Die Stuarts bestiegen den Thron wieder, wenn auch unter andern Umständen als im Jahre 1603. Sie traten nicht wieder das Erbe der Elisabeth an. Rechtlich zwar war die Stellung der Krone wie vor dem Bürgerkriege; keine neue **Magna Charta** beschränkte sie, Karl II. hatte keinerlei Verpflichtungen einzugehn brauchen, um wieder auf den Thron zu kommen. Das englische Volk war froh, aus der nach Cromwells Tode eingerissenen Haltlosigkeit wieder in feste Verhältnisse zu kommen, und alles wetteiferte, dem Könige zu versichern, wie sehr man sich nach ihm gesehnt habe. Aber aus der Geschichte ließ sich die Zeit von 1642 bis 1660 nicht ausmerzen. Sie hatte bewiesen, daß eine selbstherrliche Regierung nach französischem Muster nicht durchzuführen war, und daß die Engländer weder ihren Geldbeutel noch ihr Gewissen der freien Verfügung des Königs zu unterwerfen geneigt waren.

So wenig es war, sogar das hatten die Stuarts in den Jahren der Verbannung nicht gelernt; sie wirtschafteten drauf los, als ob es nie einen Cromwell gegeben hätte, und brachten es endlich zuwege, daß auch die Kavaliere, die Gut und Blut für Karl I. geopfert hatten, ihnen den Rücken kehrten. Als der Oranier landete, erhob sich der Norden unter dem Rufe: Ein freies Parlament und die protestantische Religion, und Jakob II. fand sich von allen verlassen.

Die Engländer reden gern von der glorreichen Revolution von 1688. Der Ausdruck ist wenig passend. Glorie hat dabei niemand gewonnen, nicht Wilhelm, der ein Königreich ohne eine Schlacht gewann, nicht Churchill, der seinen Herrn schnöde verriet, noch auch Jakob, der ausriß. Von dem Blutvergießen, das wir mit dem Begriffe verbinden, hatte die Revolution nichts, es sei denn, man zieht die kriegerischen Vorgänge in Schottland und Irland, die sich anschlossen, hinein; und eine Umwälzung war sie nur für Jakob, der sich und seine männlichen Nachkommen vertrieben sah.

War nun die sogenannte Revolution auch keine Umwälzung der bestehenden Verhältnisse, so leitete sie doch Änderungen ein, die das Wesen und die Stellung des Königtums für die Zukunft bestimmten und mit der Göttlichkeit des Königs für immer aufräumten. Jakob II. abzusetzen, dazu glaubte niemand ein Recht zu haben, und unter den Formen des tudorischen und stuartischen Königtums hatte auch niemand ein solches Recht, wenn man nicht die verabscheuten Maßregeln des langen Parlaments als gesetzmäßig anerkennen

Digitized by Google

wollte. Man verschleierte die Absetzung mit der Erklärung, daß Jakob, indem er das Land räumte, abgedankt habe. Thatsächlich war er abgesetzt, so gut wie Karl der Dicke oder König Wenzel. Einen weitern Stoß erhielt die Annahme eines ordnungsmäßigen Thronwechsels durch die Einsetzung Wilhelms als wirklichen Königs neben Jakobs Tochter Maria. Dadurch, daß der junge Prinz Jakob Stuart für illegitim angesehen wurde, erhielt wohl das Titularkönigtum der Maria einen Schein der Berechtigung, doch ihr Recht konnte sich nicht auf ihren Gatten übertragen. Daß Wilhelm von Oranien durch seine Mutter selbst ein Enkel Karls I. war, war dabei von keiner Bedeutung. Nach legitimistischer Anschauung war seine Thronbesteigung ein Thronraub, und die begleitenden Umstände beweisen, trotz aller Bemäntelung, den Kern dieser Anschauung.

Karl II. war ohne Bedingungen auf den Thron zurückgekehrt, der Befreier Englands von der stuartischen Tyrannei mußte sich, sehr zu seinem Verdruß, Beschränkungen gefallen lassen. Das Parlament mußte ihn auf seine Forderung als König annehmen, weil ohne seine holländischen Truppen die Vertreibung Jakobs nicht erfolgt wäre; auf der andern Seite mußte Wilhelm einsehen, daß er mit seinen paar tausend Holländern nicht als ein zweiter Eroberer zu schalten vermochte. Auf das göttliche Recht der Könige, wie es Jakob aufgestellt hatte, konnte er sich nicht stützen; das war gerade durch seine Thronbesteigung in Stücke gegangen, und an die Stelle des göttlichen Rechts der Könige war das Recht des Volkes getreten, den König abzusetzen und einen neuen zu berufen. Wilhelm hatte auch nicht wie der Sieger von Senlac ein Testament seines Vorgängers zur Unterstützung seiner Ansprüche. So unterschrieb er die Bill of Rights, das neue Grundgesetz, das dem Könige das Parlament als eine gleiche, im Grunde selbst überlegne Macht an die Seite stellte.

Damit fiel das Königtum der Tudors durch die Schuld der Stuarts. Mit dem Grundsatze der Legitimität war gebrochen. Hinfort stand der König nicht mehr frei da, sondern beschränkt und gebunden und abhängig.

Es ist sonderbar, wie gerade die Stuarts von einem romantischen Zauber verklärt worden sind. Sie vertreten keine fruchtbringende Idee, nichts zeichnet sie vor andern Geschlechtern aus. Nicht einmal als Kriegsleute können sie sich im entferntesten mit dem Hause Douglas messen, das seinen Namen auf jedes Blatt der schottischen Geschichte geschrieben hat, von dem Jahre an, wo es plötzlich, fertig wie Pallas Athene, vor die Welt tritt. In dem Unabhängigkeitskampfe, den Robert Bruce gegen England führt, hören wir genug von Douglas, wenig von Stuart. Nur der Umstand, daß Marjory, Roberts Tochter, einen Stuart heiratet, hebt das Haus Stuart aus seiner bescheidnen Mittelmäßigkeit heraus auf die Höhe des Throns, die es durch seine Thätigkeit und seine Talente nicht verdient hat. In Mittelmäßigkeit schleppt es sich von einem Jahrhundert ins andre bis zu seinem schmählichen Ende. Seine Mitglieder sind fast alle schwache Herrscher ohne politische Voraussicht, aber persönlich von einer gewinnenden Anmut, die alles bezaubert und allein die opferfreudige Hingebung verständlich macht, die sie so oft gefunden haben, sogar bei den

Digitized by Google

Douglassen, ihren Nebenbuhlern. Als Jakob I. von Schottland von den Mördern gesucht wurde, war es Katharina Douglas, die ihren Arm als Riegel vor die Thür schob und den Eintritt wehrte, bis vor dem Drucke von außen ihre Knochen zerbrachen. Als William Douglas, später der achte Earl of Morton, Maria Stuart auf Schloß Lochleven gefangen hielt, war es sein junger Bruder Georg, der sie befreite, und als Karl I. mit dem Parlament in Fehde lag, veräußerte der neunte Earl of Morton den besten Teil seiner Güter, um dem König Geld in den Beutel thun zu können. Wenn ein aller Weichheit und Sentimentalität abholdes Geschlecht wie dieses dem Zauber der Stuarts zugänglich war, brauchen wir uns nicht zu wundern, daß andre ihm unterlagen und freudig Gut und Leben hingaben.

Sogar heute noch giebt es eine, freilich ungefährliche jakobitische Partei, der die Prinzessin Ludwig von Bayern als Maria IV. für die rechtmäßige Königin von England gilt, und die neben der Bildsäule des Märtyrers Karls I. auch die seines verblendeten Sohnes Jakob mit Blumen bekränzt. Gewiß erregt das Unglück Teilnahme, umso mehr, je tiefer der Fall war, und die Stuarts sind ohne Zweifel vom Schicksal schwer geschlagen worden; doch die Geschichte muß sagen, daß sie ihr Schicksal verdient haben.

Noch einmal zieht ein Stuart, der junge Karl Edward, wie ein leuchtendes Meteor über die Weltbühne, noch einmal sieht die Welt ein Schauspiel von schottischer Treue und Hingebung, noch einmal tritt ein heldenmütiges Mädchen, Flora Macdonald, für einen verfolgten Stuart ein, dann sinkt der Vorhang für immer, und der romantische Held von 1745 endet sein Leben in Verkommenheit. Große Charaktere werden durch das Unglück gestählt, ohne den Purpurmantel sind die Stuarts nur kleine Menschen.

Friedrich der Große hatte die Nichtigkeit der Stuarts gründlich erkannt. Aus seinem politischen Briefwechsel wissen wir, wie weit er sich mit ihnen einließ, nämlich nicht weiter, als für seine Absicht, einen Druck auf England auszuüben, nötig war. Ihnen zur Wiedererlangung des Thrones behilflich zu sein, daran hat er nie gedacht.

Der Stuarts hatte England sich entledigt. Aber die Welfen haben ihm auch keinen großen Segen gebracht. Wie so manche andre Fürstengeschlechter hatten die Welfen einst einen großen Anlauf genommen und anscheinend damit ihre Kraft erschöpft. Seit Heinrich dem Löwen und Kaiser Otto IV. giebt es in der ganzen langen Reihe welfischer Fürsten wenige, von denen man annehmen kann, daß sie sich, wenn sie in bescheidnen Verhältnissen auf die Welt gekommen wären, zu einer höhern Stufe der gesellschaftlichen Leiter emporgearbeitet haben würden. Niedergedrückt durch den tiefen Fall, der ihnen zwei große Herzogtümer entriß, versanken sie in der Masse des deutschen Kleinfürstentums und schwächten den Rest ihrer Macht noch kurzsichtig durch Teilungen. Heinrich der Löwe hatte sich der nationalen Aufgabe der Germanisierung der baltischen Lande zugewandt, keiner seiner Nachkommen hat sie wieder aufgenommen. Von der staatenbildenden, ans Meer strebenden Kraft der Hohen-



Digitized by Google

zollern hatten die Welfen nichts. Auch die Erwerbung der englischen Krone war nicht ihrem Verdienst oder ihrem innern Werte zuzuschreiben, sondern lediglich dem Zufalle, daß sie protestantisch und keine andern protestantischen Nachkommen Jakobs I. mehr vorhanden waren.

Gewiß war die Stellung Georgs I. auf dem englischen Throne schwierig. Er verdankte die Krone lediglich den Whigs und mußte die Tories als verkappte Anhänger der Stuarts ansehen. Auf Dank hatten die Whigs deswegen keinen Anspruch. Denn was sie an Georg fesselte, war nichts als die Furcht vor einer Wiederkehr der Stuarts und einer damit verbundnen Erschütterung des Kredits, dessen Festigkeit für sie Lebensfrage war. Es hätte keines großen Aufwandes von Verstand bedurft, einzusehen, daß in Wirklichkeit die Whigs mehr vom Könige abhingen, als der König von den Whigs. Wilhelm III. war ebensowenig volkstümlich gewesen wie Georg I., aber Wilhelm war jeder Zoll ein König, der durch das Gewicht seiner Persönlichkeit die Leitung des Staates in der Hand behielt, während Georg nicht einmal versuchte, durch Erlernung der englischen Sprache zu einem Verständnis seiner Unterthanen zu gelangen, sodaß er mit Walpole in schlechtem Lateinisch verkehren mußte. Allen Kreisen des britischen Volkes bis an sein Lebensende als Fremder gegenüberstehend, war es für den Welfen ein Ding der Unmöglichkeit, ein eignes Urteil zu gewinnen, geschweige denn bestimmend in den Gang der Staatsmaschine einzugreifen. Zugegeben, daß er nur mit den Whigs regieren konnte, die seine Thronbesteigung bewirkt hatten und sich der Unterstützung eines großen Teiles des Landadels, der Kirche und der Handelswelt erfreuten, wäre es für ihn richtig gewesen, wenigstens die Leitung dieser Partei zu übernehmen, anstatt ihr bloß als Puppe zu dienen. Unter seinem Sohne war es nicht um ein Haar anders. Georg II. stand England ebenso fremd gegenüber, als wäre er nur Kurfürst von Hannover gewesen, und ein volles halbes Jahrhundert regierten die Whigs, ohne daß sich der Träger der Krone geltend gemacht hätte, um der zunehmenden Versumpfung zu wehren.

Als endlich in Georg III. ein Fürst den Thron bestieg, der in England aufgewachsen war und die Sprache des Volks verstand, über das er herrschen sollte, da hatte sich die Korruption so tief eingefressen, daß es eines Herkules bedurft hätte, Besserung zu schaffen. In seiner Art war Georg III. ein kluger Mann. Er mochte sich wohl der Geschichte vom König Augias erinnern und hielt es für geratner, sich nicht nach einem Herkules umzuschaun, sondern die herrschende Verderbnis für seine Zwecke zu benutzen.

Pitt, der ältere, hatte es für seiner unwürdig gehalten, sich mit Bestechung und Stimmenkauf zu befassen, und hatte dergleichen Schachergeschäfte Newcastle überlassen. Georg III. aber schien einen besondern Genuß in der Behandlung dieser schmutzigen Sachen zu finden. Er verfügte persönlich über die Belohnungen der ihm willfährigen Abgeordneten und ordnete die Verfolgung ihm mißliebiger Personen an. Er erreichte zwar nicht immer, was er wollte, er mußte am Ende selbst den Eintritt des ihm verhaßten John

Digitized by Google

Wilkes ins Unterhaus zulassen, aber in der Hauptsache hatte sein ständig auf ein Ziel gerichtetes Streben Erfolg. Durch eine beispiellose Bestechung eines beispiellos bestechlichen Parlaments wurde er wirklich zum Herrscher. Leider stand seine Herrscherfähigkeit im umgekehrten Verhältnisse zu seinen Ansprüchen. Auch in seinen geistig besten Jahren war er höchstens ein englischer Tammany Boß, und für sein Reich war seine Selbstregierung alles andre als ein Segen. Seiner blinden Halsstarrigkeit verdankt England den Verlust der amerikanischen Kolonien. Vergebens hielt Chatham seine Reden zu Gunsten der Amerikaner, Reden, die, nebenbei gesagt, mit einigen Änderungen auch auf die Gegenwart passen; für den König waren die Amerikaner nichts als Rebellen, denen nicht ein Fetzen von Selbständigkeit gelassen werden durfte. Zu einem höhern Standpunkt vermochte sich sein beschränkter Geist nicht zu erheben. Der Ausgang gab ihm Unrecht. Während sein Verstand der Umnachtung verfiel, blühte der überseeische Sproß auf, und die Nemesis der Geschichte hat aus ihm den gefährlichsten wirtschaftlichen Nebenbuhler des Mutterlands gemacht, das ihn einst kurzsichtig in wirtschaftlicher Unmündigkeit halten wollte.

Mit der königlichen Selbstherrlichkeit Georgs III. ist England übel gefahren, mit der seines Nachfolgers fuhr es nicht besser. Die Macht, die auf Georg IV. als Prinzregenten wie als König überging, beruhte auf derselben faulen Grundlage der Korruption, die nur wenig eingeengt war. Georg IV. übertraf dabei seinen Vater noch dadurch, daß er durch sein schamlos unsittliches Leben und sein gemeines Benehmen gegen seine Gemahlin sogar die Würde seiner Stellung in den Kot herabzerrte und der allgemeinen Verachtung preisgab.

Festigkeit konnte eine auf so morschem Unterbau beruhende königliche Macht nicht haben. Sie war ebenso fest und dauerhaft wie die Giftmorchel, der sie an Anrüchigkeit gleichkam. Sobald die Reform des Unterhauses diesen Unterbau zu Fall brachte, zerfloß sie, und Wilhelm IV. hatte sich mit saurer Miene zu einem umgekehrten schlemihlschen Königtum zu bequemen, zum Schatten ohne das Wesen. Er war der letzte, der ein Ministerium entließ und den Versuch machte, eine eigne Meinung durchzusetzen. Dem in einer Zeit, wo das Königtum den Ausschlag gab, aufgewachsenen mußte es schwer fallen, einzusehen, wie wenig die Krone in Wirklichkeit bedeutete, und wie sie durch die sittliche Lebensführung der Mitglieder des königlichen Hauses fast den letzten Rest von Achtung beim Volke eingebüßt hatte. Das Urteil, das ihn als den einfältigsten alten Herrn im Vereinigten Königreiche hinstellte, ist vielleicht zu absprechend, aber der Krone wieder zu Ansehen zu verhelfen, dazu war er nicht der Mann.

Was Wilhelm IV. seiner Nachfolgerin hinterließ, war ein fadenscheiniger und nicht ganz reiner Königsmantel. Dünn ist der Mantel auch unter der Königin Viktoria geblieben. Aber wenn sie ein Verdienst hat, so ist es das, daß sie ihn vom Schmutz rein gehalten und sozusagen den königlichen Hof wieder hoffähig gemacht hat. Daß sie sich dieses Verdienst erwerben konnte,

Digitized by Google

das verdankte sie vor allem ihrer deutschen Mutter, die es verstanden hatte, die Thronerbin von der sittlich verderbten Luft des Hofs fern zu halten und sie in Reinheit auf ihre künftige Stellung vorzubereiten. Man braucht bloß Isabella von Spanien zum Vergleich heranzuziehn, und man wird den Wert dieser deutschen Frau richtig würdigen, die durch ihre Erziehungsweise für Großbritannien mehr gethan hat, als die Geschichtbücher melden. In vielen Staaten des Festlands zeigt die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine Stärkung des monarchischen Gefühls, wohl begründet durch die politischen Leistungen der Monarchen. In England beruht die Stärkung lediglich auf der unpolitischen Persönlichkeit der Königin Viktoria.

Sie suchte nicht die Volksgunst, die dem Träger einer Krone immer schon halbwegs entgegenkommt. Auch zu der Zeit des Prinzen Albert zog sie das Leben im Familienkreise rauschenden Festlichkeiten vor, und als Witwe ist sie nur äußerst selten in der Öffentlichkeit erschienen. Dennoch hat sie die Liebe ihres Volkes genossen wie keiner ihrer Vorgänger, einzig, weil sie persönlich Achtung einflößte.

Ein wichtiger Punkt freilich darf dabei nicht vergessen werden, nämlich daß ihre Mutter es für weise gehalten hatte, sie zu einer durchaus konstitutionellen Fürstin zu erziehn. Ein Herrscher, der seine Räte nach eignem Gutdünken wählt, der einen eignen Willen hat und die Macht, ihn durchzusetzen, kann einer Beurteilung im guten wie schlimmen nicht entgehn. Ein rein konstitutioneller Monarch dagegen ist solcher Beurteilung nicht unterworfen. Politisch ist er ein geheimnisvolles, unpersönliches Etwas. Was dem Volke sichtbar wird, ist nicht der König, sondern nur ein mit dem Königstitel geschmückter Mensch. Der König selbst ist so unnahbar wie die Gottheit eines theokratischen Staats, und Lob wie Tadel fällt auf die Minister allein.

Die britische Verfassung läßt sich einem dreigeteilten Baume vergleichen. Der mittelste Sproß, die Verlängerung des Stamms, ist das Königtum; aber zu seinen Seiten sind die beiden Zweige der Lords und der Gemeinen emporgewachsen und haben ihm allmählich Licht und Luft genommen, sodaß er nur noch mit dürren Zweigen als dünner verkümmerter Schoß zwischen ihnen steht. Die starken Seitenäste schützen ihn vor dem Sturm, doch die Sicherheit hat er mit seiner eignen Schwäche erkauft. Stünde er allein, der Wind würde ihn zerknicken, und brächen die Zweige, sie rissen ihn mit ins Verderben.

Wilhelm IV. sträubte sich noch, die Schwäche des Königtums anzuerkennen, die Königin Viktoria ist immer eine konstitutionelle Königin gewesen, ohne irgend welchen Vorbehalt, zu dem sie berechtigt gewesen wäre. Die berühmte question de jupons des Jahres 1839 macht davon nur scheinbar eine Ausnahme.

Als Lord Melbournes Ministerium gefallen war, verlangte Peel, der die Bildung einer neuen Regierung übernommen hatte, auch die Entfernung zweier Damen aus dem königlichen Hofhalt, weil sie in engen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Führern der scheidenden Whigpartei standen, ein Begehren,

Digitized by Google

dem sich die Königin widersetzte. Die Sache erregte damals ein größeres Aufsehen, als sie verdiente; für den Gang der Regierung wäre der Einfluß, den die beiden Damen hätten ausüben können, von keiner Bedeutung gewesen. Peel jedoch verzichtete lieber auf eine Kabinettbildung, als daß er von seiner Forderung abgestanden wäre, und Melbourne mußte die Zügel wieder ergreifen. Thatsächlich hatten der Königin autokratische Anwandlungen ferngelegen. Was sie empörte, war nur, daß sie gehalten sein sollte, mit jedem Kabinettwechsel auch ihre persönliche Umgebung und ihre Freundinnen zu wechseln. Später aber ließ sie Änderungen in der Besetzung der obersten Stellen ihres Haushalts zu, gab also nach.

Nichts zeigt den Stand der königlichen Macht in England besser als dieser Einfluß der Politik auf den Hofstaat. Die Oberhofmeisterin (Mistress of the Robes) hat im königlichen Kleiderschrank so wenig eine politische Aufgabe zu erfüllen, wie der Oberstallmeister bei den Pferden. Aber je nach der Regierung werden die Kleider konservativ oder liberal aufgehängt und die Pferde konservativ oder liberal gestriegelt. Die großen Hofämter mit ihren Gehalten gelten als rechtmäßige Beute der herrschenden Partei, und die persönlichen Gefühle des Monarchen kommen dabei nicht in Betracht. Folgerichtig hat der Träger der Krone auch in der Besoldung der einzelnen Stellen keine Stimme. Er darf die Zivilliste nicht verwenden, wie ihm beliebt. Jedem freien Briten ist erlaubt, sein Einkommen, und wo kein Fideikommiß besteht, auch sein Kapital zu vergeuden, ohne daß sich jemand dreinzumischen das Recht hat. Es ist nach britischem Gesetz nicht möglich, einen offenkundigen Verschwender zu entmündigen, wie anderswo geschieht. Bloß der arme König wird wie ein Minderjähriger behandelt, dem man nicht zutraut, einen eignen Haushalt zu führen. Das Parlament setzt genau fest, wie die Gelder der Zivilliste zu verwenden sind, und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil ist der parlamentarischen Spürnase vorenthalten und der freien Verfügung des Königs überlassen.

(Schluß folgt)

# England und Rußland

Nicht zum erstenmal taucht der Gedanke auf, zwischen den beiden größten Reichen der Gegenwart eine Verständigung herzustellen. Zarte Hände haben in Kopenhagen schon oft an diesem Gespinst gesponnen, und jüngst hat eine der angesehensten englischen Monatsschriften, die National Review, einen wohlüberlegten Vorschlag für ein solches Einvernehmen gemacht. Im äußersten Osten

Digitized by Google

soll Rußland die Mandschurei und die Mongolei, England das Jangtsethal, Japan Korea als seine „ausschließliche Einflußsphäre“ behaupten, im türkisch-griechischen Orient soll Rußland den status quo in Ägypten, also die englische Okkupation, anerkennen, England dagegen den Russen in Kleinasien freie Hand lassen; in Persien will England eine russische Eisenbahnlinie nach einem Hafen des Persischen Golfs zulassen, unter der Bedingung, daß auch hier der status quo nicht geändert werde. Das bedeutet also: eine friedliche Teilung Chinas und der asiatischen Türkei zwischen England und Rußland und die thatsächliche Auslieferung Persiens an Rußland, mit Ausschluß jeder dritten Macht. Ein Bündnis darüber hinaus ist nicht beabsichtigt, wohl aber soll bei einem englisch-deutschen Kriege Rußland, bei einem russisch-deutschen Kriege England neutral bleiben, jede der beiden Mächte also der andern in Europa freie Hand lassen.

Es liegt eine gewisse Naivität in der Ansicht, ein so tiefer, welthistorischer Gegensatz, wie er seit fast einem Jahrhundert zwischen England und Rußland besteht, lasse sich durch einen Vertrag aus dem Wege räumen. Von einer solchen Anschauung gingen auch die fürstlichen Damen aus, die in dem Vertrage von Olmütz 1850 „ein glückliches Einvernehmen der Familien“ sahen und sich dann entsetzten, als 1866 das Schwert das Verhältnis ordnete, gründlicher, dauerhafter als damals die Feder. Unendlich umfassender und tiefer als damals der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich ist heute der Gegensatz zwischen England und Rußland, denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Herrschaft über Asien, um Sein und Nichtsein der britischen Weltmacht, die am Besitz Indiens hängt. Über einen solchen Preis verständigt man sich nicht; man kann gezwungen — auch ohne Krieg — darauf verzichten, aber man giebt ihn nicht freiwillig aus der Hand. Und Rußland ist hier von vornherein im Vorteil. Denn in Indien herrschen die Engländer nur, sie kolonisieren nicht, sie stehn als eine herrschende Kaste, als Soldaten, Beamte, Kaufleute, als eine dünne Schicht von ein paarmalhunderttausend Köpfen über den ungezählten Millionen der eingebornen Bevölkerung, ihnen fremd in Sprache, Religion, Anschauung und Sitte, mit dem abweisenden Stolz einer überlegnen Rasse. Sie haben unzweifelhaft den Indern die beste Regierung gegeben, die diese jemals gehabt haben, und unter fremder Herrschaft hat die ungeheure Halbinsel fast immer gestanden; aber ebenso unzweifelhaft regieren die Engländer Indien doch nicht um Indiens willen, sondern um ihrer selbst willen, sie beuten den Reichtum des Landes, direkt und indirekt, durch Steuern, Gehalte, Pensionen, Unternehmergewinn derart aus, daß der größte Teil dessen, was es aufbringt, nach England abfließt. Die Folgen eines Verlustes von Indien wären also schon in finanzieller Hinsicht gar nicht auszudenken, aber eine Notwendigkeit, daß gerade die Engländer in Indien zur Herrschaft gelangten, gab es nicht. Wäre im achtzehnten Jahrhundert das Los der Waffen anders gefallen, so würde heute dort, wozu schon ein guter Anfang gemacht war, ein französisch-indisches Reich bestehn; denn Indien und

Digitized by Google

Kanada sind nicht nur bei Plassey und Quebek, sondern auch bei Roßbach und Leuthen erobert worden, und wäre Deutschland im siebzehnten Jahrhundert eine Macht gewesen, hätte es sich nicht in selbstmörderischen Kriegen verblutet, so könnten heute zwar nicht, wie der wackre alte Möser in Osnabrück träumte, Ratsherren von Hamburg und Lübeck, wohl aber ein kaiserlich deutscher Vizekönig in Kalkutta gebieten. Damals haben die drei Millionen Niederländer auf der hinterindischen Inselwelt ein großes Reich begründet. Nicht anders würden die Engländer in China herrschen, als Beamte, Soldaten, Kaufleute, Unternehmer; von einer wirklichen Kolonisation kann ja in diesem übervölkerten Lande gar keine Rede sein, so wenig wie in Indien.

Ganz anders die Russen. In Zentralasien, in Sibirien, im äußersten Osten herrschen und kolonisieren sie zugleich. Mit ihren Garnisonen, Eisenbahnen und Flußdampfern schieben sie ihre Bauern- und Handwerkerkolonien unaufhaltsam vor, hier nach der afghanischen und persischen Grenze, dort bis an den Großen Ozean. Sie treten nirgends als die herrschende Rasse auf, oder vielmehr, sie beanspruchen als Russen kein Vorrecht vor den Eingebornen, sie fühlen sich genau so als gehorsame Unterthanen des „weißen Zaren" an der Newa, wie diese ihm unterworfen sein sollen; sie nehmen Männer aller Stämme, ohne nach Nationalität oder Religion zu fragen, bereitwillig in ihre Dienste, sobald sie geeignet sind und Russisch verstehn. Selbst der russische Bauer, der Muschik, verträgt sich mit den Asiaten vortrefflich. Denn er ist selbst in theokratisch-absolutistischen Begriffen aufgewachsen, nach Anschauung und Sitte und nach seiner Kulturstufe ein halber Asiat, und gerade auch diese niedrige Kultur, die ans Leben geringe Ansprüche stellt, unter Umständen mit einer dürftigen Holzhütte, Kwas, Schnaps, Thee und Brot zufrieden ist, macht den Russen zu einem vorzüglichen Kolonisator. Es klingt sonderbar, aber es ist so: je höher die Kultur eines Volkes steht, desto weniger eignet es sich zur Gründung von Ackerbaukolonien, weil die Ansiedler viel zu verwöhnt sind, als daß sie ohne gewisse Kulturgenüsse zu leben und die schweren Entbehrungen einer ersten Festsetzung inmitten der Barbarei jahrelang gleichmütig zu ertragen vermöchten. Dasselbe gilt vom russischen Soldaten, der an blinden Gehorsam, Ausdauer und Anspruchslosigkeit kaum seinesgleichen findet, während der englische Söldner in Asien ohne Dienertroß gar nicht denkbar ist. So sind die Russen da, wo sie in Asien einmal Fuß gefaßt haben, niemals vertrieben worden, denn sie schlagen feste Wurzeln im Lande. Die Engländer würden dagegen durch militärische Niederlagen aus Indien spurlos hinausgefegt werden. Auch ist das Drängen der Russen nach dem offnen Ozean etwas ganz natürliches, geradeso natürlich, wie zur Zeit Peters des Großen das Vordringen nach der Ostsee, unter Katharina II. das Vordringen nach dem Schwarzen Meere. Das ungeheure Reich muß für seinen Bodenreichtum und seine Industrieerzeugnisse, für die es im hochkultivierten Europa gar keinen oder nicht genügenden Absatz findet, freie Bahn haben im halb oder ganz barbarischen Osten. Schon hat es eisfreie Häfen am Großen

Digitized by Google

Ozean, und es ist auf dem Wege, sich eine Eisenbahnverbindung durch Persien nach dem Indischen Ozean zu schaffen. Seine Eisenbahnen und Garnisonen sind bis an den Fuß der iranischen Grenzgebirge vorgerückt; ein Befehl des Zaren, und Herat, der Schlüssel Afghanistans, liegt in seiner Hand. Schon herrscht der Einfluß Rußlands in Persien derart, daß nach dem Urteile Kundiger „Englands Zukunft im Lande vorbei ist, vorbei vom Golf bis an den Kaspi, von den Alpen Kurdistans bis zur Pforte von Indien." Sobald vollends die geplante Eisenbahn von Meschhed aus nach dem östlichen Persien (Sejistan) hineingeführt ist, können die Russen von dort und von Herat aus Indien erreichen, und „der Besitz Indiens für England hängt nicht mehr daran, ob es die Russen am Einmarsch über den Indus verhindern kann, sondern nur noch daran, ob der Zar den Entschluß faßt, marschieren zu lassen oder nicht."

Steht es so in Asien, was bietet dann jener Verständigungsvorschlag den Russen? Nichts, was sie nicht schon hätten oder nächstens haben werden, oder was ihnen minder wichtig ist, wie Kleinasien, das jetzt keineswegs im Vordergrunde ihrer Politik steht. Denn England wird sie weder aus Nordchina noch aus Persien verdrängen. Von Indien aber schweigt der Vorschlag bezeichnenderweise ganz. Glaubt sein Urheber, daß die Russen den Gedanken daran aufgegeben haben, oder treibt er die furchtsame Selbsttäuschungspolitik des Vogels Strauß?

Doch — ein lockendes Anerbieten wird Rußland gemacht: die Neutralität Englands in einem russisch-deutschen Kriege. Man muß in England einen solchen Krieg für sehr wahrscheinlich halten, wenn man glaubt, schon die bloße Neutralität Großbritanniens, nicht etwa sein Bündnis, sei für Rußland wertvoll genug, daß es mit so bedeutenden Zugeständnissen erkauft werden müßte, und ohne Zweifel stellt man sich vor, daß in einem solchen Falle Frankreich sofort auf Rußlands Seite treten würde. Auch wir bezweifeln das durchaus nicht, trotz der unfraglichen Friedensliebe des französischen Volks, denn im entscheidenden Augenblick ist es immer von den Schreiern der Hauptstadt in der Kammer und in der Presse bestimmt worden, und sobald diese den Ruf nach Revanche erhöben, würde es heute nicht anders gehn. Aber wir wüßten nicht, was Rußland in absehbarer Zeit zu einem Kriege gegen Deutschland veranlassen sollte. Das in monarchischen Staaten so wichtige persönliche Vertrauensverhältnis der Monarchen ist durch die Zusammenkunft der beiden Kaiser vor Danzig aufs neue befestigt oder bestätigt und in dem Ritt unsers Kaisers nach dem abgebrannten russischen Grenzstädtchen Wyschiten in ungewöhnlicher, aber sicherlich wohlberechneter Weise vor aller Welt betont worden. Nirgends, weder in Zentralasien noch in China tritt Deutschland den russischen Bestrebungen in den Weg; auch das Jangtseabkommen mit England hat sie ganz außer Spiel gelassen. Der Vertragsentwurf der National Review setzt voraus, daß die deutschen Eisenbahnbauten in Kleinasien und Mesopotamien bis zum Persischen Golf die russischen Absichten kreuzten. Da diese aber heute gar

Digitized by Google

nicht auf die Zerstörung der Türkei, sondern eher auf ihre Erhaltung und Beherrschung für russische Zwecke gerichtet sind, so kann ihnen ein deutsches Bahnnetz, das doch auch dem russischen Handel zu gute kommt, nicht unwillkommen sein, um so weniger, als dieses den englischen Bestrebungen am Persischen Golf Konkurrenz macht; und auch wenn die Russen diese Bahnen vielleicht lieber selbst bauten, so sind, sagt einer der besten Kenner Vorderasiens, Paul Rohrbach, der jetzt wieder in den Preußischen Jahrbüchern eine Reihe höchst interessanter Aufsätze über Mesopotamien und Persien gebracht hat, „die Interessen unsers östlichen Nachbarn so groß, daß es ihm ernsthaft auf gewichtige Zugeständnisse uns gegenüber gar nicht ankommen darf, wenn er in der Hauptfrage sich bewußt sein kann, was uns betrifft, vollkommen sicher zu gehn.“ (In Turan und Armenien. Berlin, Stilke, 1898.) In Europa aber giebt es jetzt schlechterdings keine Frage, die Rußland und Deutschland entzweien könnten; ja Rußland leistet uns hier den großen Dienst, daß es Frankreich sozusagen an die Kette gelegt hat.

Aber gesetzt den unwahrscheinlichen Fall, Rußland und Frankreich griffen uns an, wäre dann ihr Sieg so sicher, auch mit Hilfe der englischen Neutralität? Ein solcher Doppelangriff würde den ganzen Dreibund unter Waffen rufen, und das Gleichgewicht der Kräfte zu Lande sofort herstellen, zur See aber würde mindestens die Hälfte der französischen Flotte im Mittelmeer gebraucht werden, und was sie uns dann mit der russischen Ostseeflotte im Norden entgegenstellen könnte, dem würden wir vielleicht gewachsen sein. Den Dreibund aber vorher zu sprengen dürfte nicht so leicht sein. Die einzige Macht, deren Ablösung in Aussicht zu nehmen wäre, würde Italien sein. Aber Italien würde zu einem Vasallen Frankreichs herabsinken, wenn es am Dreibund keine Anlehnung mehr fände, was die Italiener sehr genau wissen, und England bedarf der italienischen Flotte im Mittelmeer, wie dieses der englischen, um dort den Franzosen, vielleicht auch den Russen, wenn deren Schwarzmeerflotte durch die Meerengen kommen kann, die Wage zu halten. Und welches Interesse hätte Rußland daran, Deutschland zu brechen? Es gab eine Zeit, wo russische Offiziere meinten, der Weg nach Wien und Konstantinopel führe durch das Brandenburger Thor. Sie haben seitdem wohl gefunden, daß der Weg nach der alten byzantinischen Kaiserstadt von Sebastopol aus kürzer und bequemer ist, und daß der Marsch nach Indien sehr viel mehr lohnt. Jedenfalls würde Rußland, wenn es das Deutsche Reich zerstörte, eine Macht zerstören, die es ihm erleichtert, das Gleichgewicht gegen England zu halten, und die unter Umständen sein Bundesgenosse sein kann.

Daß dagegen das vorgeschlagne Abkommen für England sehr große Vorteile bieten würde, liegt auf der Hand. Die Alleinherrschaft über das Jangtsethal hat es eben noch nicht, während die Russen in der Mandschurei und Mongolei schon ganz fest stehn; es will sie erst gewinnen, und müßte dazu erst Deutschland aus seiner chinesischen Position verdrängen, was ihm



Digitized by Google

höchstens mit russischer Hilfe möglich sein würde, denn gutwillig räumen wir weder Schanghai noch Tsingtau. Der status quo am Persischen Golf ist England am bequemsten, weil er seine Herrschaft dort bedeutet, und in Ägypten fühlt es sich nicht sicher, denn das Nilland kann auch zu Lande angegriffen werden, und England würde schwerlich imstande sein, es auch nur gegen eine gut geführte türkische Armee zu halten, der wahrscheinlich eine Erhebung der Muhammedaner zu Hilfe kommen würde. Auch über das alles hinaus würde für England eine friedliche Verständigung mit Rußland, und wenn sie nur zehn Jahre hielte, vorteilhaft sein. Es wäre jeder Befürchtung für Indien, die eingestandner- oder nichteingestandnermaßen immer wie eine drohende Wetterwolke über England hängt, enthoben und hätte freie Hand gegen Deutschland und Frankreich. Es könnte dann etwa seinen Einfluß in Marokko zum herrschenden machen und Tanger nehmen, dessen Besitz erst seine Herrschaft über den Eingang des Mittelmeers ganz sichern würde, denn Gibraltar allein genügt dazu heute nicht mehr; es könnte bei günstiger Gelegenheit über uns herfallen, ohne von Rußland gestört zu werden. Aber zur See allein kann Deutschland nicht besiegt werden, und die englische Armee kommt gegenüber der deutschen wenig in Betracht. Wollte deshalb England die Hilfe Frankreichs gegen uns erkaufen, dann müßte es ihm wieder auf kolonialem Gebiet Zugeständnisse machen und wäre doch des Sieges nicht sicher, denn mit Frankreich werden wir auch allein fertig, und das wissen die Franzosen. Und für den Fall, daß wir erliegen sollten, würde England eine Macht vernichtet haben, die ihm wirtschaftlich unbequem sein mag, aber ihm unter Umständen als Bundesgenosse wertvoll sein kann, und es würde mit der Zerstörung des deutschen Wohlstandes seinem eignen Handel einen schweren Schlag versetzen.

Es ist eben nicht anders: dieses Deutschland hält die Wage des europäischen Gleichgewichts in starker Hand, es liegt wie ein großer Isolierkörper in der Mitte des Weltteils zwischen geladnen elektrischen Kraftmaschinen und kann sich jeden Augenblick, wenn es berührt wird, selbst Funken sprühend in eine solche verwandeln. In dieses Verhältnis wird man sich allerorten finden müssen, auch in England. Die Aufgabe, die Europa seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigte, das Gleichgewicht seiner großen Mächte zu begründen, und die erst durch die Erneuerung des Deutschen Reichs völlig gelöst wurde, ist in erweiterter Form wiedergekehrt. Es gilt heute, ein Gleichgewicht der Weltmächte herzustellen. Damals war Frankreich zweimal der Gegner, weil es ein unnatürliches, dem Geiste der modernen Welt widerstrebendes Übergewicht auf dem Festland erstrebte, und England hatte die Führung im Kampfe. Heute übt England zur See und im Welthandel ein so ungeheures Übergewicht aus, daß es zu den aufstrebenden Mächten in einen ähnlichen Gegensatz geraten ist wie damals Frankreich. Aber dieser Gegensatz ist wesentlich wirtschaftlich, nicht politisch wie jener, er braucht also keineswegs mit politisch-militärischen Mitteln, durch kriegerische Zusammenstöße entschieden zu werden. Der Einsatz bei einem solchen wäre in der That so groß, daß er den etwaigen Gewinn weit

Digitized by Google

übertreffen würde; er kann auch in friedlichem Wettkampf, der freilich nicht eines politisch-militärischen Rückhalts entbehren kann, gelöst werden. Zu solcher Erkenntnis sollte man allerseits kommen, und man sollte also auch vermeiden, Schreckbilder von Bündnissen zu kriegerischem Zweck an die Wand zu malen und die Nationen gegenseitig zu verbittern. Aus diesem Grunde stehn wir auch den neulichen Entrüstungsversammlungen in Deutschland, die sich gegen Mr. Chamberlains unvorsichtige Äußerungen richteten, mit recht gemischten Gefühlen gegenüber; denn so gerechtfertigt wir die Abwehr grundloser Anschuldigungen finden, diese Kundgebungen haben oft weit über das Ziel hinausgeschossen, indem sie einer allgemeinen Feindseligkeit gegen England zum Ausdruck verhalfen. Wir sollen den Engländern ruhig und fest erklären: Wir werden unser Ziel, als gleichberechtigte Weltmacht geachtet und berücksichtigt zu werden, energisch weiter verfolgen, und wir fürchten uns vor euch nicht; aber wir sollen ihnen nicht fortwährend zurufen: Wir hassen und verabscheuen euch.

## Böcklin

Wie es berühmten Sterblichen zu geschehn pflegt, wenn sie aus dem Leben scheiden und eine Welle von Nachrufen und Gedächtnisfeiern ihren Namen emporhebt, daß ihr Bild hoch und höher über Menschliches hinaus steigt, so war es auch nach Böcklins Tode eingetreten — hörten wir doch z. B. mit eignen Ohren einen Festredner beginnen: Er ist nicht gestorben, nein, er lebt, lebt unter uns usw. —, und nun liegt es schon lange hinter uns. Bald nach jenen Tagen, als Böcklins Name durch alle Blätter rauschte, erschien auch ein Buch von länger dauerndem Wert, auf das wir heute zunächst hinweisen möchten, es sind die Tagebuchaufzeichnungen des jungen Berliner Porträtmalers Rudolf Schick aus den Jahren 1866, 1868 und 1869 (Berlin, Fontane u. Komp., 1901). Diese sich über fünfhundert Tage erstreckenden, höchst interessanten Mitteilungen wurden zuerst einige Jahre nach Schicks 1887 erfolgtem Tode im vierten und fünften Bande des Pan veröffentlicht, und wir sind ihnen damals mit aller Aufmerksamkeit, die so sachlich treue und ausführliche Dokumente verdienen, gefolgt (1898, IV, S. 362; 1899, II, S. 595; 1900, IV, S. 227) — jetzt füllen sie, vervollständigt und durch spätere Zusätze ergänzt, einen schönen Band von 430 Seiten, mit einem äußerst sorgfältigen dreifachen Register von Cäsar Flaischlen. Ein sehr nützliches Buch also und zum Verständnis Böcklins geradezu unentbehrlich. Die Vorrede erwartet allerdings den vollen Nutzen dieser Bekenntnisse und ein Geschlecht, das ihrer wert ist, erst von der Zukunft. Käufer der Gegenwart

Digitized by Google

werden das nicht sehr höflich ausgedrückt finden, vielleicht auch nicht ganz vorsichtig, da es ungewiß ist, ob sich die Böcklinverehrung noch steigern lassen wird.

Zwölf Jahre nach dem Zeitpunkt, wo Schicks Mitteilungen schließen, lernte Gustav Floerke, der bis 1879 Professor der Kunstgeschichte an der Weimarer Akademie gewesen war, Böcklin kennen, er lebte mit ihm an verschiednen Orten zehn Jahre lang (1881 bis 1891) zusammen und machte darüber Aufzeichnungen, die so, wie sie sich nach seinem Tode in Rostock (1898) fanden, von seinem Sohne bei Bruckmann in München unter dem Titel: Zehn Jahre mit Böcklin in einem prächtig ausgestatteten Bande mit vielen Bildertafeln herausgegeben worden sind. Ein merkwürdiges Buch, das dem auf seiner Höhe stehenden Böcklin gewidmet ist. Floerke hat in seiner Jugend zwei nach unserm persönlichen Geschmack allerliebste Verstexte geschrieben (zu des Bildhauers Fritz Schulze originellen Silhouetten aus dem römischen Leben und zu Schwinds Märchen von den sieben Raben) und dann später noch einige italienische Novellen und Schilderungen, von denen uns das, was wir kennen gelernt haben, manieriert und unbedeutend vorgekommen ist. Er war ohne Frage ein feiner Kopf, ein Künstler des höhern Lebensgenusses, ein Hyperästhetiker, wie man heute sagt, den seine Überkritik wohl an schaffender Arbeit gehindert hat, wenigstens scheint es begreiflich, daß, wer zehn Jahre lang einem Künstler beobachtend folgt und es nicht über Anmerkungen hinausbringt, kein fruchtbarer Schriftsteller hat werden können. Für das Verständnis Böcklins ist das auch übrigens gedankenreiche Buch jedenfalls wichtig, weil es viele Züge zu seinem Bilde bringt, die den meisten Lesern neu sein werden, nicht alle freilich sind vorteilhaft, und manchmal fragt man: Kann Böcklin selbst das so gemeint haben, oder hätte er es geäußert, wenn er bedacht hätte, daß es einmal gebucht und für jedermann zur Einsicht offen liegen würde? Das sind die direkten Äußerungen. Noch mehr Freiheit des Urteils wird man den Erzählungen und Berichten Floerkes (wie jeder Mitteilung eines dritten) gegenüber haben dürfen, vollends aber seinen Schlußfolgerungen gegenüber und seinen Auffassungen, wo man außerdem immer mit dem Standpunkt einer bedingungslosen Verehrung Böcklins zu rechnen hat: „Böcklin und Schwind sind unsre einzigen originellen und unerschöpflichen Künstler; Böcklin ist niemands Schüler, aber er hat es vermocht, jeden zu verstehn, der ihm kongenial war, von allen und aus allem zu lernen, was seiner Fülle assimilierbar erschien.“ Sehr gütig von ihm, wird man denken, und besonders menschenfreundlich auch, daß Schwind da so mitlaufen darf. Eher verstehn wir die Erinnerung an Rubens, der die Natur packe, wo es gerade sei, und sie dann hinstelle; auch Böcklin bemächtige sich ihrer mit ähnlich gewaltiger Selbstverständlichkeit, wenn er auch nicht die hinreißende Kraft von Rubens habe. Dieser, heißt es an einer andern Stelle, scheine die Natur manchmal zu vergewaltigen, d. h. die Natur, die die „andern“ haben; in Wirklichkeit lasse er sie nur seinen Neuschöpfungszwecken dienen, und diese künstlerische Wahrheit

Digitized by Google

sei nun einmal alles in allem wahrer als alles vermeintliche Ab- oder Nachschreiben. Auf Rubens hätte ja auch noch in Bezug auf andres bei Böcklin hingewiesen werden können, z. B. seine Geringschätzung des Porträtierens. „Die elendeste aller Kunstgattungen, weil der Künstler dabei am meisten gebunden ist. Na überhaupt das Porträt — zum Glück hat van Dyck anderswo Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß er mehr konnte, als Porträtmaler sein.“ Bisher war man in Bezug auf van Dyck wohl andrer Meinung, und da das „anderswo“ doch nur noch auf seine religiösen Genrebilder gehn kann, so sagt der Ausspruch recht viel für den, der ihn gethan hat, für van Dyck aber natürlich gar nichts. Wer hier weiter denken mag, wird leicht einsehen, daß Böcklin vieles, was ihn an van Dyck anzog, auch bei Rubens finden konnte und gefunden hat — woran Floerke mit Recht erinnert, und nun begiebt sich das Seltsame, daß ein Geschlecht, das Böcklin Hymnen singt, mit dem lebensfrohen Rubens nichts mehr anzufangen weiß. Ist er nicht krank genug, denn das Gesunde hat ja für die hochgestiegnen Kulturen immer etwas Plebejisches, oder woher kommt es sonst?

Aber wir möchten zunächst einiges vorwegnehmen, was den Menschen Böcklin angeht. Neben köstlichen Geschichtchen stehn da ernste und treffende Betrachtungen von ihm. Wodurch soll man heute zum Schaffen angeregt werden! Wir „leben“ so wenig; wie wohnen wir und kleiden wir uns? Menschliche Formen, namentlich von Frauen, sehen wir nur bei Unglücksfällen. Die Familie haben wir nicht, sie hat uns. Die Kinder? Anfangs vielleicht viel Freude, aber später Kampf und Sorgen. Wodurch soll man einmal heller sehen, freudiger, leichter sich aussprechen? Da bleibt nur der Wein. „Nur der ist ein wirklicher Genuß, hilft uns gegen das Leben, trotzdem schaffen, und er schenkt einem noch manchmal Stunden, wo man den ganzen Kram vergißt und wunder glaubt, wer und wo man wäre.“ So denkt der hohe Fünfziger, der keine neuen Bekanntschaften mehr machen will, weil sie uns nur Gêne anflegen. „Heraus kommt dabei ja doch nie etwas Menschliches.“ Anderswo wird er lustig und witzig. Wenn jemand eine weiße Weste an hatte und sich darin besonders schön fühlte, pflegte er zu sagen: „Wie steht doch bei Cennino Cennini? Jedes unvernünftige Tier ist am Bauche weiß.“ Einstmals aber, als er in päpstlichen Zeiten außerhalb der Thore Roms mit seiner Frau spazieren ging, geriet er in eine bedenkliche Gegend, wo er von einer Engschlucht aus wirkliche Räuber mit schußbereiten Gewehren hinter Büschen lauern sah. Er erkennt die Gefahr, findet aber den Anblick so interessant, daß er der einige Schritte zurückgebliebnen Gattin zuflüstert: „Gieb mir die Hand und komm mal her, so was hast du noch nie gesehen, aber leise,“ und dann erst zieht er sich vorsichtig zurück. In seiner Villa oberhalb Florenz besucht ihn einmal ein Professor. Er führt ihn in den Garten, sie kommen an ein Loch, in das er seine Cigarrenstummel zu werfen pflegt: „Das ist meine Tabakplantage!“ „Ja, so geht das aber nicht, da müssen Sie Samen einlegen, wenn Sie Tabakpflanzen haben wollen,“ belehrt ihn der Gute.

Digitized by Google

Die Schriftgelehrten kommen überhaupt schlecht weg, bei ihm ebenso wie bei seinem Interpreten, z. B. der Züricher Archäologieprofessor, dem Böcklins Meerbewohner nicht antik genug sind, und der die Hälse seiner Schwäne „schön krumm" haben will, weil er nicht einsieht, daß der Künstler gerade da gestreckte Linien brauchte, wohinein sich natürlich nicht bloß Professoren, sondern auch Schwäne zu finden haben werden. So ein federschwingender Schulmeister weist allen Ernstes aus Meiers oder Müllers archäologischem Handbuch nach, daß die Sirenen gar nicht so ausgesehen haben wie die bei Böcklin, oder daß dessen Einhorn sein Horn anders trägt als das auf Seite so und so; der ärmste findet eben den Weg nicht aus seiner festgenagelten Überlieferung hinaus in das Reich der freien Phantasie, der Laune, des Künstlerhumors. Natürlich, denn wenn man den gefunden hat wie Floerke, so ist man ja auch schon lange kein richtiger Professor mehr. Floerke lehrt uns, daß die Ästhetik der Böcklinschen Bilder mit der des herrschenden Gelehrtentums wenig Ähnlichkeit habe. Die große Menge könne da nichts mit den gelernten Phrasen anfangen, und kein äußeres Hilfsmittel strecke aus einem Gemälde dem Bildungsmenschen die Hand entgegen, kein stupend gemaltes Kostüm, keine dramatische Erregung oder Charakteristik, weder Erbauung noch Patriotismus — jede Eselsbrücke fehlt, nur die Kunst waltet hier mit ihren eigensten Mitteln, allerdings sich höchster Deutlichkeit befleißigend, aber ihre Sprache vernimmt nicht der Verstandesmensch, sondern nur der „Sehende," sei es, daß er noch unbefangen anzuschauen vermag, was heutzutage kaum noch vorkommt, sei es, daß er sich den Bildungsstaub unsers Jahrhunderts wieder aus Augen und Herz gewischt hat, was auch nicht jedem mehr gelingt. Hoffnungslos schwer also dieses „Sehen," so gut wie unmöglich beinahe, und da die Brücke fehlt, so bleibt für den Verstandesmenschen, der sich zu diesem kunstpädagogischen Kursus anmeldet, nur das mit dem Esel als unangenehmer Nachgeschmack seines bisherigen Lebens zurück.

Was Floerke über Böcklins Art zu arbeiten und seine künstlerischen Absichten sagt, ist recht interessant, zum Teil deckt es sich mit den Mitteilungen Schicks, aber es geht weiter, manches ist bestimmter, andres ganz neu in dieser Ausführlichkeit. Man wußte, daß Böcklin gegen die Modellmalerei eingenommen war; jetzt hören wir, daß, so oft er selbst ein Modell gebrauchte, er dieses in einem besondern, zweiten Raume sitzen ließ, es sollte nur seine Erinnerung auffrischen, seine Phantasie möblieren, nicht aber sich vordrängen und als zufällige Erscheinung ihn von dem Ganzen seiner Vorstellung ablenken; auf dem Wege vom Nebenzimmer in das Atelier verlor dann der Eindruck von seiner schädlichen Stärke. Er malte auch in den Jahren, wo ihn Floerke kannte, schon lange, lange ohne Studien, früher hatte er viel nach der Natur gemalt und gezeichnet, aber später fand er, daß das Arbeiten vor der Natur unfrei mache und unfähig, Zufälliges auszuscheiden, und er tadelte und bespottete es an andern. Die meisten jungen Maler würden durch zu vieles Studienmalen verdorben, das sollte verboten werden; wer immer nur den augenblicklichen

Digitized by Google

Schein abmale, sei nachher im Atelier hilflos. Man müsse das Ding aus dem Gedächtnis malen können und ganz in der Vorstellung haben wie ein im Kopfe ausgerechnetes Exempel. „Wenn die Natur zwischen höchster Helligkeit und tiefster Dunkelheit für das menschliche Auge eine von 1 bis 100 angenommne Skala hat, so habe ich auf meiner Palette etwa eine von 45 bis 55, mein Mittel ist also 50, an das ich mich halten muß, wenn ich für Licht und Schatten ausreichen will." Schon darum könne man nicht nach der Natur malen, weil man da immer zu hoch griffe und nachher nichts mehr auszugeben hätte, also die Wirklichkeit erst recht nicht erreichte. Die Natur, die die Menge sieht, wollte Böcklin ja überhaupt nicht, und wenn ihm die Schreier nach Naturwahrheit Versehen vorwarfen, z. B. zu kurze Gliedmaßen eines Fabeltiers oder ein fehlendes Ohr, konnte er ihnen sagen: Wissen Sie denn, ob ein solches Wesen nicht auch mit solchen Gliedmaßen leben kann? oder: Es soll ja nur schreien und den Mund aufreißen, weiter nichts; hätte es noch ein Ohr, so guckten die Menschen dahin, und das würde dem Munde verloren gehn. Floerke findet auch den wie einen Rührlöffel in die Schulter gesteckten Arm einer Flora ganz zweckentsprechend, weil er an dieser Stelle ja nur diese eine Bewegung zu machen habe, und er meint, die ganze einsichtige Kritik habe trotz allem Böcklins ungeheure Naturnähe anerkannt. „Er lügt nicht, und wenn er lügt, ist es erst recht richtig!" Und wie ein hübsches Märchen voller Natur sei, so hätten seine Gestalten die Realität des Märchens, ihre eigne Phantasielogik und keinerlei Erfahrungslogik oder Beobachtungslüge (gutes Wort!). An einer andern Stelle läßt er ihn selbst sagen, er könne keine präzisen Umrisse machen und ziehe sich darum wissentlich auf rein malerische Wirkungen zurück, auf vage Vorstellungen aus dem Kreise dessen, was ihn beschäftige.

Das führt auf die Art seiner Zeichnung. Die ganze realistische, ermüdende Ausführlichkeit, lehrt Floerke, sei Unsinn, und er beruft sich dafür auf die Karikaturen Oberländers, denen schon wenige Striche den Ausdruck der vollen Wirklichkeit gäben und jedes Mehr an Zeichnung nur schaden würde, sowie auf die Japaner und die Chinesen, die aus drei Federn und etwas Draht einen ganzen Vogel machten, der viel mehr Vogel sei als alles, was die mühselige, an allem als gleichwertig klebende Imitation der Europäer zu wege brächte. Aber mit dieser Weisheit thut er seinem Meister doch keine große Ehre an, denn das ist eine billige Kunst: es ist allbekannt, daß Skizzen leichter lebendig wirken, und daß mit dem Ausführen erst die Schwierigkeit für den Künstler beginnt, sagt schon ein uralter, auf den Bildhauer Polyklet zurückgeführter Spruch.

In einem besondern kleinen Kapitel: Was ist Zeichnen? führt Floerke zu Gunsten seines Meisters aus, daß Zeichnen und Komponieren Schulmeisterbegriffe seien, beides liege implicite in jeder richtigen Malerei; Böcklin zeichne wie ein Maler und nicht wie ein Zeichenlehrer, der Umrisse mache. Oder ist das kein Zeichnen, wenn er alles, was er von der Form haben will, an seine

Digitized by Google

richtige Stelle, in richtige Funktion und wirksamen Zusammenhang setzt, keine Perspektive, wenn er, wie wenig andre, dem Raum und der Form durch die Farbe Ausdruck zu verleihen weiß, keine Komposition, wenn er Farben und Tonmassen gegeneinander und zum Ganzen abwägt? Zeichnen sollte eigentlich nichts weiter bedeuten als Projizieren der Form und des Raumes auf die Fläche, mit dem durch die Kunstgewöhnung erleichterten Scheine des Runden, Räumlichen, und wenn das Licht an seiner rechten Stelle sitzt, so ist das Terrain — bei Böcklin — auch ohne vorlaute Linienführung verständlich, aber was die Schulmeister Zeichnen nennen, ist Prunken mit akademischer Richtigkeit, die sich jeder Langweiler aneignen kann, „die mein Pudel auch lernen kann," sagt Böcklin. Das mag ja alles seine Richtigkeit haben, bis auf den Pudel selbstverständlich, ändert aber kaum etwas daran, daß Böcklin als Figurenzeichner nicht bloß unter Schulmeistern, sondern auch unter ganz unbefangnen Beobachtern, z. B. Freunden und Kennern der Tierwelt, anstößiger empfunden wird als mancher andre bedeutende Maler, d. h. als mancher von denen, die nicht nur „Umrisse machten" und kolorierten, wie die „Renaissanceonkel," sondern die auch nach seiner Meinung wirklich zu malen verstanden, wie die Holländer oder Rubens.

Daher kommt es doch, daß dem Uneingeweihten immer die Landschaft (und das Meer!) das Liebste an Böcklin ist, daß aber dann die Figuren, sobald sie über den Wert und das Maß der Staffage hinausgehn, nicht selten herausfallen, durch Form und Stellung auffallen, ihn befremden, bis der Böcklinmissionar kommt und ihm predigt, gerade so und nicht anders erfüllten sie die Aufgabe, die ihnen der Meister zugedacht habe. Die große Menge in Floerkes Sinne, zu der wir alle gehören, hat gegenüber der Gestaltenwelt Böcklins im ganzen, d. h. wo er nicht ganz bestimmt andre Typen gewählt hat, die Empfindung von etwas Italienischem oder Antikem, das häufig in das reine Griechisch umschlägt. Sie sagt sich dann wohl, das ist erklärlich bei einem Künstler, der meist im Süden lebte, und weil man dort viel griechische Kunst sieht, auch auf diese hingeführt wurde, aber sie wird diesen äußerlich Antikisierenden doch nicht gerade innerlich als nordischen, germanischen Geist begreifen und begrüßen. Im Kreise seiner Verehrer giebt man sich zwar neuerdings immer wieder die größte Mühe, ihn auf seinen Bildern „so durchaus deutsch" zu finden, sinnend und Sehnsucht weckend, er pflegt Todesgedanken, geht dem Schauerlichen nach usw., aber diese Art von Romantik, die teils allgemein modern, teils nicht einmal den alten italienischen Malern fremd ist, klingt doch nur selten bei ihm ganz scharf durch. Deswegen und weil das Italienische für den Eindruck eines Unbefangnen, der weniger denkt als sieht, bei ihm durchaus den Ton angiebt und die Haltung bestimmt, hat man ja im Gegenteil schon oft auf Böcklin die Formel „Renaissance der Renaissance" angewandt, ohne allen Vorwitz und nur zur Erläuterung für die Unmündigen, um ihnen zu sagen, daß seine Kunst ohne die Italiens und die der Alten nicht denkbar und eigentlich doch auch wohl nur für solche, die Renaissance und Antike kennen, verständlich sei.

Digitized by Google

Nun wird es gewiß überraschen, zu erfahren, daß Böcklin bloß die äußere Natur mit ihrem reinern Licht und den ungebrochnen Farben nach Italien hingezogen hat, daß ihm die Menschen dort, nicht nur die heutigen sondern auch die Renaissanceonkel, sogar von Herzen zuwider gewesen sind. Nur der Boden hat ihn beeinflußt, nicht das Menschentum, am allerwenigsten das der Kunst auf den florentinischen Bildern, die er um des Technischen willen studierte, und wenn er Motive daraus aufnahm, Gartenmauern, Nischen, schmale Teppiche mit Landschaftsausblick zu beiden Seiten, so wollte er mit solchen äußerlichen Mitteln die Einbildungskraft seines Publikums stärken; Entlehnung oder Anlehnung war das nicht, lehrt Floerke. Auch was man so Antike nennt, gab Böcklin nur, weil sich darin seine Phantasie freier bewegen konnte, ohne vorgeschriebne Kostüme und mit der Möglichkeit des Nackten; alles sind äußerliche Mittel, mit denen er Eignes und Persönliches geben wollte. „Wer sich nicht als Beschauer an ein Kunstwerk ausliefert, wer nicht gläubig mit gutem Willen, sondern kritisch (mit sozusagen bösem Willen!) herantritt, hat schon keine Berechtigung mehr mitzusprechen.“ Wir meinen nun aber doch ohne Bosheit nach wie vor, daß bei einem Kunstwerk entscheidet, nicht, was der Künstler damit gewollt oder sich etwa dabei gedacht hat, sondern was es im fertigen Zustande ist und wie es wirkt. Da kann es Wirkungen geben von der Unmittelbarkeit eines Naturklangs in der Lyrik — über die ist alles Reden überflüssig. Böcklins Kunst aber ist ein auf das höchste verfeinertes Erzeugnis, es hängt mit tausend Fäden an einer alten historischen Kultur und setzt Betrachter voraus, die mit diesen Bedingungen vertraut, also in irgend einer Weise vorgebildet sind. Nur die ganz feinen Kunstmenschen können sich einbilden, zu ihnen spräche Böcklin ohne weiteres, weil ihnen ihre eigne Bildung etwas selbstverständliches ist, und wo ihnen dann noch etwas nicht ganz geheuer vorkommt, da finden sie noch zum Überfluß bei Floerke irgend einen starken Spruch, z. B. „Nicht die Natur hat den Künstler, sondern er hat sie.“ Alle andern Menschen bedürfen zunächst, ehe sie hier an das Künstlerische kommen, der Zurückversetzung in die ihnen durchaus nicht geläufigen historischen Bedingungen, sie müssen doch wissen, warum es Böcklin so natürlich war, sich italienisch oder antik zu äußern, wie es Floerke für den Künstler findet, wie sie selbst es jedoch zunächst ganz und gar nicht finden — also einer Art von Schulmeisterei, mag es nun die vulgäre unsrer „verwissenschaftlichten Strebezeit“ sein, die Floerke so sehr verdrießt, oder seine eigne, eine Selekta für die Auserwählten, die schon viele Klassen hinter sich haben müssen. Wir denken uns etwa in die Lage eines Unterlehrers und versuchen uns in dem Pensum der höchsten, reinlichsten Stufe zurechtzufinden.

Ernster, gründlicher und zugleich umfassender in seinen Studien ist wohl kein Maler zu Werke gegangen, und mit dem sichern Urteil einer festen Bildung stand er über seinen Arbeiten, denn über alles forderte er sich Rechenschaft ab und ruhte nicht, als bis er zur Klarheit gekommen war. Wie unermüdlich er den Lichtwirkungen und der farbigen Erscheinung in der Natur



Digitized by Google

nachging, wie er an jedem Gegenstand immer wieder beobachtete und dann mit dem, was er schon in sich hatte, abrechnete, erfuhr man zuerst aus den Sammlungen Schicks. Floerke giebt das feiner abgeschliffen und in sachlich geordneten Gedankengruppen. Lichtdarstellung und Farbe (Kolorismus, wie die andern sagen, was aber Böcklin lächerlich klingt) sind ihm nicht Zweck, sondern Mittel, um seine volle Naturfreude auszudrücken, und sein ganzes Leben ist ein Kampf um den Erwerb dieser Mittel. In der Natur wird alle Form dem Auge nur offenbar in einem Licht von gewisser Stärke (Ton) und bestimmter Qualität (Farbe), und darum sah er Ton und Farbe als seine spezifischen Ausdrucksmittel an; eine Kunst ohne Farbe, zeichnend oder plastisch, wäre für ihn undenkbar gewesen. In Italien fand er das hellere Licht, worin man nicht mogeln konnte wie in der dicken nordischen Luft, das Licht, das er suchte — er konnte in die stärkste Sonne sehen, und der Basler Ophthalmolog erklärte, niemals vollkommnere Augen untersucht zu haben —, und das ihn auf Deutlichkeit halten ließ, auf Einfachheit und Ruhe. Er spielt Harmonium, nicht Klavier, klare Motive von Bach und Händel; Wagner mag er nicht. Ebenso deutlich ist seine Kunst, seine Bilder sind nie überfüllt, die Hauptsachen bestimmt, alles Nebenwerk muß zurücktreten, immer bleibt hinter und zwischen den Gegenständen Luft und viel leerer Raum, der vertieft selbständig wirkt. Dazu ein fortwährendes Abwägen der Gegensätze von Hell und Dunkel, warmen und kühlen Tönen, positiven und neutralen Farben, ein Gegenüberstellen von Formen, die das Auge weniger oder mehr beschäftigen, runden, dreieckigen, ruhigen, unruhigen usw., die das Interesse wach halten, eine fortwährende Balance nach allen Seiten, ein Spiel mit zehn Kugeln. Es gehört dann also nur noch dazu, daß der Beschauer dieses Spiel auch verstehn lernt, eine Kunst, die wenigstens nicht für jedermann sein dürfte. Zu dem Bilde „Sieh, es lacht die Au“ bemerkt Floerke, an „allzuviele“ wende es sich „natürlich“ nicht, und über die Kunst für Alle, über das Galerievolk und Alles aus dem Volk und für das Volk haben die beiden weidlich miteinander geläſtert. — Und diesen Maler will man jetzt für die Volkskunst einschlachten!

In der Farbe war Böcklin ein Autodidakt, der ganz seine eignen Wege ging, mit voller Selbständigkeit und der Fähigkeit, zu unterscheiden, wo etwas zu lernen war, z. B. bei den Altdeutschen und den Flamländern, und wo nicht, z. B. den koloristisch bewußtlosen Malern des florentinischen Quattrocento. Farbenmensch durch und durch, wie er war, lehnte er die ästhetischen Verkehrtheiten der Renaissance, mit denen das ganze Unheil angefangen habe, vor allem ihre farblose Skulptur, höhnend ab. Die sei ein Mißgriff, ein Mißverständnis der dummen Theoretiker und Handwerker der Renaissance, die aus sich selbst nichts hatten, in der Natur nichts sahen, und, als ihnen der Zufall einige weißgewaschne Antiken in die Hände spielte, diese bewunderten, maßen, nachahmten und anpriesen, aber natürlich nicht begriffen. Denn wie sollten auch die Nachkommen der Etrusker und Römer in ihrem verwüsteten Lande ohne Tradition die klugen Griechen begreifen, die in Sonne und Farbe

Digitized by Google

schwammen und Teppiche webten inmitten einer bunten asiatisch-afrikanischen Welt: als ob diese genußfrohen, lebendigen Menschen eine bleiche, weiße Plastik hätten haben können! Aber Winckelmann siegte, und unsre Plastik blieb gespenstisch und tot bis auf den heutigen Tag, dafern nicht hin und wieder einer den Mut gefunden hat, sie zu bemalen, wie man die Ostereier bemalt. Die Frage ist klar, bemerkt Floerke, daß wir mit dem Bekenntnis zu der farbigen Skulptur die Renaissance aufgeben müssen; das hat man sich durchaus vor Augen zu halten, theoretisch wie praktisch ist es mit ihrem Lehramt aus. Wenn wir andern, denen das nicht so klar ist und auch nicht ganz so leicht sein würde, fragen, was wir dann dafür bekämen, so finden wir eine Antwort darauf vielleicht in folgendem Satz auf einer andern Buchseite: „Man kann hinter jedem Renaissance-Hinz und Kunz herlaufen und braucht doch kein Verhältnis zu Böcklin zu haben; man kann sogar die Regesten Michelangelos schreiben und braucht noch lange nichts von Kunst zu verstehn.“ Hier interessiert uns weniger die leicht zu erratende Adresse, an die die Worte gerichtet sind, als die Gleichung: Böcklin = Kunst.

In seiner Malerei sind nun entscheidend die ganzen, dreisten, offnen Farben (andre nennen sie manchmal schreiend), reine Farben ohne die Sauce, in der die Verlegenheits- und Verlogenheitsmaler ihr Nichtskönnen verbergen; sie sind in unsrer weiß-grau-schwarzen Zeit verdächtig und scheinen alleinstehend übertrieben, aber durch berechnete Gegensätze auf ein wahrscheinliches Niveau zurückgeführt, sollen und können sie die Leuchtkraft der Natur (unter dem italienischen Himmel) besser und wahrer wiedergeben, als die zahmen gebrochnen Palettentöne mit ihrem geringen Umfang es vermögen. Aber Farbe als Selbstzweck ist ihm Unsinn, und die heiligen Konversationen der Italiener sind ihm verächtlich, weil er in ihrem unzureichenden Kolorismus überall „Schnuseleien“ bemerkt. „Ton“ im heutigen Malerjargon ist ihm ein unfaßbares Ding, die alten Holländer haben ihn, und für einen Maler ist er ebenso selbstverständlich wie die Farbe, zwei Dinge, die da sein müssen, wenn überhaupt von Malerei geredet werden soll, implicite, als Mittel, mit denen die Aufgabe des malenden Künstlers erst anfängt. Als solche wird uns immer oder doch meistens hingestellt nicht die Wiedergabe der Natur, sondern *seine* Freude an ihrem Ausdruck, etwas Persönliches also, in das sich der Betrachtende zu finden und zu fügen hat — die bekannte Forderung der Hyperästhetiker, daß man sich als Nichtkünstler dem Kunstwerk hinzugeben und an den Künstler auszuliefern habe (wie es beispielsweise Konrad Fiedler an Hans von Marées that) — Kritik wäre da soviel wie Krittelei —, das einzig Gebotne ist Verstehenlernen, und wenn uns etwas nicht beigeht, so liegt das immer nur an uns Armen. Es ist ja auch sonst schon manchesmal öffentlich verkündet worden, nicht, daß Böcklins Farben das oder das Eigentümliche, sondern daß wir uns an sie zu „gewöhnen“ hätten, und in den äußerst seltnen Fällen, wo Floerke eine Ausstellung macht (nicht an den Farben, sondern überhaupt), hat er gleich eine erklärende oder bedingende Einschränkung zur Hand. Daß wir selbst

Digitized by Google

Böcklin ebenfalls für einen großen Farbenkünstler halten, ist hier nebensächlich, da der Leser nicht unsre Meinung, sondern ein Buch kennen lernen will: Floerke ist überkritisch und ablehnend, wo es sich nicht um Böcklin handelt, diesem gegenüber aber kritiklos, bis zur Unzurechnungsfähigkeit.

Auf die Frage, was Böcklin malt, würde mit Floerke am kürzesten zu antworten sein: Sich selbst oder sein Eignes, Erlebtes. Was er nicht malen will: Erbauliches, historische Erzählung, Patriotismus, Genre, Bildnis, ist ebenfalls bald aufgezählt. Das sind die Teile, in die die Theorie der Schulmeister die Kunst zerschlägt, er selbst schafft nur Ganzes, und auch wo es bestimmte Dinge zu sein scheinen, etwas sehr viel allgemeineres, die Sache schlechthin. Floerke giebt sich bei seiner Skizzierung von Böcklins künstlerischem Charakter und seiner Entwicklung die größte Mühe, mit immer neuen Wendungen hervorzuheben, daß man ja nicht auf den einzelnen Gegenstand zu sehr acht geben solle, wie er zu erklären sei; der Künstler hätte ja gerade so gut einen andern bringen können. Nur darauf komme es an, wie er mit seiner Darstellung wirken wolle, mit seiner eignen Empfindung auf andre Menschen, und das sei romantisch; im übrigen entwickle er sich vom Poeten (womit hier einer gemeint zu sein scheint, der immerhin noch etwas Substantielles wenigstens erfindet) allmählich zum reinen Maler, wobei wir aber nicht etwa denken dürfen, daß diesem nun die Farbe Zweck geworden wäre, denn das galt ihm ja, wie wir früher gesehen haben, für Unsinn. Floerke spricht in diesem Zusammenhang von den durchaus malerischen Anschauungen, denen allein jetzt Böcklins Phantasie gehorche, und die er im Bewußtsein seiner Mittel zu malerischen Vorstellungen zusammengeschlossen habe, während er für die frühere Stufe Böcklins die Entstehung des Bildes aus dem Subjektiven lehren zu wollen scheint. Dann heißt es auch wieder, er habe immer etwas zu erzählen (also jene Romantikerneigung!), aber das sei nur in sogenannte Handlung übersetzte Stimmung der Natur, die er belausche, er wolle damit nur seine künstlerische Naturbelebung verdeutlichen. Auf der spätern Stufe, der malerischen also, sei alles ruhiger, klarer und bei zunehmender Einfachheit sprechender geworden. Wenn nur diese Deduktionen auch klarer wären! Greifbar ist eigentlich doch nur, daß Böcklin ein hervorragender Farbenkünstler war, sagen wir sogar mit Floerke: der bewußteste und konsequenteste Farbenrechner seit den großen Tagen der unabgeblaßten Malerei, und daß man ihn mehr als alle andern einen Phantasiekünstler nennen kann, wie man ihn ja auch öfter in der letzten Zeit hat bezeichnen hören. Ob nun aber diese ganze Rechnung, auch die in Formen und Linien, für den Betrachtenden herauskommt und so zu ihm spricht, wie sie der Künstler beabsichtigte, das ist eine andre Frage. Was sollen z. B. auf manchen Bildern diese kalten und leeren Architekturen oder die glatten Ruinen und Felsen mit ihren monoton ausgeschnittnen Umrissen dem sagen, der nicht zu der Böcklingemeinde gehört und vertrauensvoll denkt: die wissens droben! Wie reich an herrlich erfundnen Sachen, die ohne weiteres wirken, sind da die verachteten Renaissanceleute! Oder wer findet bei Böcklin das starke Antikisieren

Digitized by Google

der Figuren auch da, wo es der Gegenstand gar nicht mit sich bringt, natürlich, und wer kann, auch wo das der Fall ist, mit seiner noch nicht trainierten Phantasie irgend etwas z. B. aus einer „Muse des Anakreon“ oder einer „Melancholia“ machen?

Und nun ferner die formalen Eindrücke, die Linienwirkung, das Dekorative, auf das alles in diesen Erörterungen immer wieder hingewiesen wird. Wenn hier der Adept manchesmal zweifelnd seine eigne Empfindung fragt, wenn er zu äußern sich unterfängt, ob nicht z. B. die fünfmal ausgeführte Insel der Toten eigentlich ein hohes Format gefordert hätte, so wird ihm höchstens von oben der Bescheid: Das verstehst du noch nicht. Ein „Böcklin und das Monumentale“ überschriebnes Kapitel schüttet einen ganzen Haufen kurzer Lehrsätze und Befehle aus im Tone eines „Du sollst und mußt glauben.“ Das Monumentale muß dekorativ sein; Böcklin ist, seit er für Schack gemalt hat, immer mehr Monumentalmaler geworden; die Kunst muß immer dekorativ sein; das Gegenteil hat uns die Renaissance gelehrt, in deren geistiger Gefolgschaft wir noch marschieren; sie brachte die Ateliermalerei, da liegt die Wurzel aller Mißverständnisse, aller Dekadence usw. Aber was soll uns noch weiter solche Dogmatik?

Renaissance und Dekadence! Als ob Böcklins eigne Kunst denn ohne die Renaissance hätte werden können und ohne sie, wenn man aufrichtig sein will, heute auch nur verstanden werden könnte. Paßt nicht sein Spott auf den Bildhauer Hildebrand, den „Hellenisten in Renaissancefance,“ auch auf ihn selbst, dessen Menschenfiguren für den unbefangnen Blick großenteils vom Italienischen aus und von der Renaissancegewöhnung her sich zum klassischen Altertum und sogar — Beispiele in Menge — zum reinen, strengen Griechisch der alten Vasenbildzeichner zurückgefunden zu haben scheinen? Noch mehr, wenn jemand sagte, ihm käme Böcklin in der Wirkung manchmal klassizistisch und archäologisierend vor, der hätte noch nicht so unrecht wie die, die da alles an ihm natürlich und notwendig finden wollen. Sich selbst und was man am meisten liebt, wer stellt sich denn überhaupt das einmal sachlich und ganz kalt vor Augen?

Allerlei anzügliche Anspielungen bei Floerke haben uns schon ahnen lassen, daß sich sein Meister in den Jahren jener Gespräche über seine Herkunft nicht völlig klar, daß er gegen seine Vorfahren — ja gewiß, das sind die Renaissanceonkel — mehr als billig verstimmt gewesen sein muß. Aber so deutlich, wie er in einzelnen Stunden hat werden können, wenn er sich ganz ausließ, das hätte sich doch niemand vorgestellt, bis er an dieses überraschende Kapitel in Floerkes Buche kommt. „Nein, dieser Kerl, wie heißt er doch — der Signorelli, etwas talentloseres habe ich nie gesehen; ich habe mich vergebens gefragt, warum um Gottes willen der Kerl das alles gemacht, wie er das ausgehalten hat. Nichts hat der Kerl zu sagen, keinerlei künstlerische Gedanken malerischer oder plastischer Art, keinerlei Freude an irgend etwas, nicht einmal am Können, nichts von Komposition oder Anatomie,

Digitized by Google

lauter mühseliges geduldig nebeneinander gezeichnetes Zeug.“ Diesen Maßstab an Böcklins eigne Figuren zu legen wäre ein grausames Vergnügen. Aber unwillkürlich stellt man sie sich in Gedanken vor, und ihnen gegenüber dann die von Signorelli. „Was würden sie da für Haue kriegen!“ sagt Böcklin, aber natürlich in einem andern Zusammenhang, nämlich in einer köstlichen Stelle über Fritz von Uhdes Heiligenmalerei. „Ich möchte seinen Aposteln nicht wünschen, daß sie mal denen von Dürer in der Pinakothek begegneten; was würden sie da für Haue kriegen! Mit denen ist kein Spaß zu machen, das sind Fanatiker, verbohrte Menschen, denen glaubt maus. Aber Uhdes Krankenhäusler sollen hinausgehn in alle Welt? Die können froh sein, wenn sie heimkommen.“

Von den Florentinern will Böcklin gar nichts wissen. Die alttoskanische Architektur mit ihrer schwarz und weißen Dekoration beweist ihm, daß sie weder von Formen noch von Farbenwirkung etwas verstehn. Schwarze Säulen und Pilaster vor weißen Füllungen, da doch Weiß naturgemäß heraustritt und Schwarz zurückgeht, es also umgekehrt hätte gemacht werden müssen, was soll da wirken? Und die Renaissancefassade mit ihren paar ewig wiederkehrenden Motiven, Fensterumrahmungen und Gesimsbändern, die mit ihrer Dicke die Pilaster erdrücken, sodaß die gewollte Illusion oder die logische Übertragung (einer gegliederten Fenstermauer hinter einer freistehenden Säulenhalle) verloren geht, wie unkünstlerisch — Spielereien mit dem Material eines fertigen Baukastens, die nichts weiter sagen als: Sind wir nicht schön? — Nun ja, und wenn die logisch gedachten Architekturen auf Böcklins Bildern nicht einmal das sagen, wo bleibt dann da die Wirkung? „Diese Florentiner! Wenn man von den Niederländern kommt, Nacht wirds. Kinder sind sie. Beobachtungen machen giebts nicht. Nach fünfzig Jahren hat Ghirlandajo noch nicht gesehen, daß gewisse Farben immer vortreten, daß gewisse Rot in der Natur in verschiednen Entfernungen verschieden wirken; er aber setzt dasselbe hinten und vorn hin, also kein Raum und keine Ruhe. Und nicht einmal eine größere künstlerische Rechnung haben sie machen können, nirgends fällt ihnen etwas ein zur Sache; wo ein leerer Raum bleibt, wird ein Gewandschnörkel oder ein Blumentöpfchen hingemalt, ein einmal entdecktes Motiv, Teppich oder Mauer, unerbittlich weiter benutzt. Nie haben sie etwas zu erzählen, mitzuteilen; die Niederländer sind bis in die kleinsten Fingerspitzen voll. Kinder sind die Florentiner in der Kunst, ärmliche hohle Gesellen diese Botticelli usw.“ — Man sollte meinen, Böcklin hätte die Fresken der Sixtina niemals gesehen! „Wir haben da einen Perugino mit seinen ganz gewöhnlichen, gemeinen Atelier-gewandknitfen — und wenn gleich darauf Fra Bartolommeo sich eine Bettdecke hinlegt und sie nachmalt, wird der Kohl auch nicht fetter. Ich kann diese Kerle von Italienern nicht leiden. Ein Volk, das so jeden Begriff von Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Zuverlässigkeit bei sich ausgerottet hat, wo jeder einzelne so absolut nur an sich und an die Befriedigung seiner Eitelkeit denkt, kann nichts werden. Übrigens waren sie zur Renaissancezeit schon gerade so.

Digitized by Google

Stets frech, wie jeder, der unfehlbar, also kritiklos, lächelnd von sich überzeugt ist. Und der Majorität imponiert ein sicheres Auftreten immer, danach wird einer beurteilt, zudem sagten und schrieen sie es von jeher einander in die Ohren; daher die Rolle, die sie in Europa und besonders in dem schwerfälligen, derben oder bescheidnen Deutschland spielen konnten."

Wir wollen diese Blütenlese nicht weiter fortsetzen bis auf Tizian und Raffael und stellen ihr lieber die um so höhere Schätzung der Niederländer — der südlichen bis auf Rubens mit den reinen Farben, nicht der holländischen Saucemaler — und der Altdeutschen gegenüber. Daß ihm Rubens imponierte, versteht sich so sehr von selbst, daß es dafür gar keines Hinweises auf einzelne Bilder oder ganze Gruppen des einen oder des andern bedarf, wozu außerdem ja auch noch jedesmal die klügern Leute bemerken könnten, da seien doch andrerseits auch recht große Verschiedenheiten. Floerke erzählt, daß sich Böcklin bei Besuchen in den Uffizien nicht etwa nach den Florentinern umgesehen habe, sondern daß er außer nach den zwei großen Darstellungen aus dem Leben Heinrichs IV. von Rubens im Niobidensaal hauptsächlich nach Rogier van der Weyden und Memling lief, die er auf das höchste bewunderte, und da auf jeden von diesen beiden dort gerade ein Bild kommt, so konnte er wenigstens bald damit fertig sein. Auch so oft er in München war, ließ er sich zu seinem geliebten Rogier van der Weyden in der Pinakothek führen und demonstrierte dann an Lukas, der die Madonna zeichnet, die Luft in dem Zimmer, die wohlthuende Sauberkeit, das offne Fenster, die Reinlichkeit und Verständlichkeit des Landschaftsdurchblicks — ah! „Nein, dieser Rogier van der Weyden, bis ins letzte, kleinste hinein ist alles bei ihm belebt, alles durch und durch verstanden, alles künstlerisch, nichts gepfuscht. Und womit und wie das gemalt ist, ist nun vollends ein Rätsel usw." Noch rätselhafter ist diese Hingebung des dekorativen Großmalers an einen Miniaturisten, wie man Rogier beinahe nennen möchte, denn in den ganz kleinen Maßen ist er am glücklichsten, und bei Memling liegt die Sache ebenso, indessen die Natur spielt ja manches bunte Spiel, und es kommt auch noch besser: „Schauen Sie mal hin auf die Anbetung der Könige, man könnte meinen, das sei bloß so blau und rot usw. ikonographisch nebeneinandergesetzt. Und ich versichre, alles ist die klügste, nirgends ein Loch lassende Berechnung, ein Exempel, das auf jede Probe stimmt." Sogar die Farben genügen also hier dem Anspruchsvollen, der übrigens von seinem vieljährigen tiefen Studium der alten Maltechniken her neben seltnen Kenntnissen auch manche fixe Idee mit sich herumtrug. So erklärte er, wie wir von Schick wissen, Goldton, kühle Färbung und dergleichen für Kunstgelehrtengeschwätz, das seien allemal nur Zustände der Verderbnis eines Bildes, und bei Floerke sagt er, man könne ja kein altes Bild mehr auf seine Farbe hin beurteilen. Aber Rogier?

Außer bei den Flamländern findet er nur noch bei den Altdeutschen das, was er selbst in der Natur sieht und sucht, famos sind die Manuel Deutsch, Beham, Hans Baldung, Urs Graf usw. im Basler Museum, Holbein hin-

Digitized by Google

gegen ist bloß Porträtmaler und in allem übrigen ungeschickt. Auch diese Abwägung würde niemand nach der Böcklinschen Malerei allein vermuten, wobei höchstens der eine Hans Baldung auszunehmen wäre. Ob sich der Formenmensch gerade durch das Unausgeglichne bei den alten deutschen Malern angezogen fühlte, wie unsre ganz verfeinerten Überästhetiker mit Vorliebe das „Herbe“ suchen, oder hatte der Vielkönner seine Freude an dem Tasten der Ungeschickten? Anderswo sagt er: „Und mag ein Ding auch noch so ungeschickt oder verzeichnet sein, egal, ich will in jedem Strich den Willen sehen, das ist alles, Korrektheit nichts.“ Auf die Möglichkeit hin, daß wir recht gedeutet haben, fügen wir noch ein Geschichtchen hinzu, das unmittelbar vorher steht, von dem „kleinen Barth,“ einem Kinde also, das neulich einen Mann gezeichnet hatte, einen Mann, der hoch oben an der Wand einen Strich ziehn will. „Es war alles falsch daran, alles, aber den Strich zog er doch, und viel überzeugender vielleicht, als wenn alles von einem unsrer Durchschnittsmeister richtig gemacht worden wäre.“ Damit sind wir denn freilich auch auf die Stufe Max und Moritz hinabgelangt.

Das Wertvollste, was über Kunst gesagt werden kann, kommt von den Künstlern selbst, und die „Kunstgeschichte“ ist der Leute Verderben — wie oft haben wir das gehört von unsern Kunstpropheten der Gegenwart, die „ihren“ Künstlern einen Platz in der Geschichte der Zukunft zu sichern bemüht sind! Einige Schritte weiter, und der Künstler plaudert wie am Stammtisch oder im Schlafrock, ein großer Maler und gedankenvoller Unterhalter, der sich ganz ausgiebt, erklärend in seine eigne Kunst hineinleuchtet und mit schnellen Sarkasmen seine Genossen von einst und jetzt zu treffen weiß. Alles das merkt sich der Mann mit der Feder, der sich an der „verwissenschaftlichten“ Methode übergessen hat, er bringt es zu Papier und in Regeln und macht ein geistreiches Buch — ein bischen enfant terrible zwar, aber das können die Tempelhüter ja ablehnen, dann bleibt immer noch Wertvolles genug für die Gemeinde übrig, besonders diese ganz neue, auf den Wellen einer ungemessenen Lobeserhebung tanzende Wortkunst. Wenn nur der Kahn, den der Übermut schaukelt, nicht zuletzt noch umschlägt! Höher läßt sich wenigstens der Böcklinkultus nun nicht mehr treiben. Das wäre dann die symptomatische Bedeutung eines solchen Buches.

Außerdem wird es aber noch mit einem großen Teile seines Inhalts, auf den wir hier nicht näher eingehn können, für Leser von einiger Selbständigkeit des Urteils eine nicht bloß angenehme, sondern auch fördernde Unterhaltung sein. Es kommen in diesen Gesprächen beinahe alle an die Reihe, große und kleine, Künstler, Dichter und Musiker: Feuerbach, Lenbach, Leibl, Klinger, Hildebrand, Paul Heyse, Gottfried Keller, K. F. Meyer, Graf Schack, um nur einige anzuführen, erhalten scharfe Streiflichter; ebenso ganze Gruppen, wie die Pleinairisten, die Böcklin zu den ihrigen rechneten, die er aber für Packträger hielt, und in Bezug auf die Lichtquelle kann man oft nicht unterscheiden zwischen Böcklin und Floerke, vieles ist jedenfalls von diesem

Digitized by Google

allein, aber auch das ist lebendig und gescheit. So finden sich z. B. über die Tüfteleien von Hans von Marées und den Bienenfleiß seines Gönners und Interpreten Fiedler treffende Bemerkungen, die noch ein wenig weiter zu führen und auf Böcklin (dem ja auch die Bienen nicht gefehlt haben) anzuwenden allerdings dem Leser überlassen wird. Oft fragt man sich: Was hätte hierzu der Alte gesagt? Oft auch, ob dies und das auch nur Floerke so veröffentlicht haben würde. Nicht weil es meistens Aphorismen sind, denn solche ermüden und langweilen nur dann, wenn sie nichts Positives enthalten, diese aber enthalten immer etwas. Wir meinen auch nicht etwa, Floerke hätte untergeschoben, vielmehr scheint uns alles sehr in Böcklins Geist und Sinn gedacht zu sein. Aber die Unterhaltung geht auf Kosten Dritter, z. B. „Habemus papam, sagen die Herren Muther und Helferich. Wenn ihr wollt, so haben wir eine neue Kunst, sagten ihnen nämlich vorher die Herren Liebermann und Uhde“ — denen selbst man ihren Inhalt ja nicht mitzuteilen pflegt. Will man aber mit dem Drucke solcher Artigkeiten bis zum Tode aller Betroffnen warten, dann liest ein derartiges Buch überhaupt kein Mensch mehr.

# Kursächsische Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meißen

## 1. Elbfahrt nach Mühlberg

Eine Dampferfahrt auf der Elbe kann sich im allgemeinen mit einer Rheinfahrt nicht messen. Schon die Farbe des Wassers und die kühnern Gestaltungen der Berge, ferner der Hauch der Romantik, mit dem die Fülle geschichtlicher Erinnerungen die Rheinufer umkleidet, und nicht zuletzt auch das heitere, weinfrohe Treiben der Anwohner geben den Gestaden des Rheins einen Vorzug vor denen der „gelben“ Elbe, den kein Verständiger leugnen wird. Und doch ist auch die Elbe kein verächtlicher Strom. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl derer, die, auch nachdem sie an den wonnigen, von Burgen gekrönten Rebengeländen des Rheins und der Mosel geschwärmt haben, noch fähig sind, die bescheidnern Reize einer längern Elbfahrt mit Verständnis, ja teilweise mit Begeisterung zu genießen. Ich denke dabei nicht zuerst an die durch Steinbrucharbeit und übergroßen Zulauf etwas abgeblätterte Schönheit der felsigen Ufer zwischen Pirna und Herrnskretschen, der sogenannten „Sächsischen Schweiz,“ deren etwas einförmige Bizarrerie überdies auch von der modernen Kunst und dem modernen Landschaftsideal weit abseits liegt,*) sondern ich

*) Interessant ist das Urteil, das ein so selbständiger Geist wie Immermann schon im Jahre 1831 über die Sächsische Schweiz gefällt hat, nachdem er sie vom Uttewalder Grunde bis zum Prebischthor durchwandert hatte: „Entweder Aussichten auf ein weites, zerklüftetes



Digitized by Google

habe vorzugsweise die in reichstem Wechsel landschaftlicher Formation aufragenden Uferberge des böhmischen Mittelgebirgs von Leitmeritz bis Tetschen im Auge, deren natürliche Reize durch die mannigfaltigsten Formen des Anbaus und der Besiedlung noch erhöht werden. Wer diese wunderbaren Szenerien bei guter Beleuchtung auf dem behaglichen Elbdampfer durchfahren hat, oder wer einmal an einem schönen Frühlingsmorgen vom Gipfel der Hohen Wostroy oder im flirrenden Lichte des Mittags von der Dubitzer Kapelle bei Salesl oder bei den violetten Schatten des Sommerabends von der Ruine Kameik auf die Elblandschaft niedergeschaut hat, der wird unvergeßliche Eindrücke davon bewahren: es liegt manchmal ein italienischer Zauber auf dieser Landschaft, oft wähnte ich mich in die Sabiner- oder Volskerberge versetzt.

Auch die Elbfahrt von Dresden nach Meißen kommt immer mehr in Aufnahme. Den einen locken dabei die Ausblicke auf das weinbergumränderte Villenmeer, das sich auf dem rechten Elbufer nunmehr schon bis über Coswig stromabwärts zieht, den andern die sanftgeschwungnen wiesen- und waldbedeckten Höhen, die den Strom auf dem linken Ufer begleiten, den dritten die schon bei Schloß Scharfenberg in der Ferne auftauchende Silhouette des Meißner Doms und der Albrechtsburg und die feinen Linien der bacchusgesegneten Sparberge. Aber über Meißen hinaus dringt nur höchst selten ein Fremdling auf der Elbe vor. Man meint, daß aller Reiz einer Elbfahrt mit den Giebeln und Türmen der alten Markgrafenstadt versinke. Aber diese weitverbreitete Meinung ist, wie so viele andre, nichts als ein Vorurteil. Uns soll es nicht kümmern; wohlgemut besteigen wir am Nachmittag eines sonnigen Sommertags in Meißen den Dampfer zu weiterer Thalfahrt hinunter bis zur Grenze unsers menschenwimmelnden Sachsens und darüber hinaus in altsächsisches, jetzt preußisches Land; auch da giebt es liebliche Landschaftsbilder und Schauplätze einer tausendjährigen, reichbewegten Geschichte.

Kaum hat der Dampfer die „Knorre," eine unterhalb Meißens quer durch das Strombett liegende, für die Schiffahrt gefährliche Granitbarre, passiert, so winkt links aus Nußbaum- und Pappelwipfeln die einzige noch ungeborstne Wand der romanischen Kirche des ehemaligen Klarissinnenklosters „Zum heiligen Kreuz," dessen übrige Bautrümmer zwischen Gartenanlagen versteckt liegen. Dann folgt eine Uferlandschaft etwa desselben Charakters wie die zwischen Scharfenberg und Meißen: liebliche Auen zu beiden Seiten, darüber stattliche Höhenzüge, teils felsig, teils bewaldet, am Eingange der Seitenthäler wohlhäbige Dörfer mit schlanken Kirchtürmen; vom Fuße des

---

Bergterrain mit hervorragenden Felshörnern in abgestumpfter konischer Form oder labyrinthisches Thal, mauergerade aufsteigender Sandstein, viereckte, rundlich abgewaschne Quadern, wecken- oder sackartig übereinandergetürmt. Das steht oft in solchen Spitzen, in so schmalen Wänden einzeln, gesondert in die Lüfte, daß man kaum begreift, wie es nicht längst hat zusammenstürzen müssen. In Zacken springt es vor, in Thoren und Schwibbögen hat es sich übergebaut; einzelne Stücke sind zu Thale gestürzt. Darüberhin wuchern Moos, Farnkraut, Gebüsch; darunter rauschen, springen, zerschäumen wüste Waldbäche. Neben diesem Felsgeripp schauderhafte Abgründe, mit der düstern Tanne und Fichte besetzt, deren schwarze Nadel die Melancholie der Szene vermehrt. Nirgends etwas Heiteres und Liebliches, die Natur bei aller Größe wegen der stumpfen Form matt." Von der Bastei schreibt Immermann: „Es ist etwas Außerordentliches, aber nichts Schönes, und wenn man es einmal gesehen, hat man es genug wie alle starken Effekte" (Reisejournal II, Brief 10). Noch vor dreißig Jahren hätten wohl wenige diese Urteile Immermanns unterschrieben, neuerdings aber geben Tausende den sanften, beruhigenden Linien der erzgebirgischen Waldberge den Vorzug vor der felsigen „Romantik" des obern Elbthals; ja auch die grüne Ebne des norddeutschen Flachlands und die braune Heide begeistert nicht nur die Worpsweder Maler, sondern zahlreiche Wandrer. So unterliegt auch die Wertschätzung der Landschaft dem Zeitgeschmack und der Mode.

Digitized by Google

Golkwaldes schimmern das liebliche wein- und pfirsichbauende Diesbar und der vornehme Schloßbau von Seußlitz herüber, etwas weiter abwärts erglänzt auf einem mächtigen Felsen des linken Ufers die uralte Feste Hirschstein, einst eine starke Burg der Meißner Bischöfe. Eine dunkle Sage webt um die gewaltigen Mauern: hier soll im Jahre 1291 der Markgraf Friedrich Tutta, als er nach einer Jagd beim Bischof Withego rastete, von ihm mit vergifteten Kirschen bewirtet und infolgedessen plötzlich verstorben sein. Er wurde in dem gegenüberliegenden Seußlitz begraben, das damals eins der reichsten Jungfrauenklöster Mitteldeutschlands war, von dem aber außer der Kirche kaum eine Spur übrig geblieben ist.

Bald hinter Hirschstein werden die Uferhöhen niedriger und verflachen schließlich ganz und gar. Von Boritz und Nünchritz an tritt langsam der Typus der niederdeutschen Landschaft hervor: weitgedehnte grüne Wiesenflächen umgürten auf beiden Seiten den geräuschlos dahinziehenden Strom; sie werden durch einzelne Baumgruppen unterbrochen, die bis aufs Gras herab belaubt sind. Über die grüne Fläche her erglänzt dann und wann das große Segel eines Elbkahns oder eine weiße behäbige Windmühle wie in Holland; bei Biegungen des Stromlaufs erscheint das Gewässer oft seeartig, ein Eindruck, der noch verstärkt wird, wenn zufällig eine hoch mit Gras beladne Schaluppe, von einem kräftigen Weibe gerudert, an uns vorübergleitet; dann meint man wohl, an eine Bucht des Chiemsees versetzt zu sein. Luft und Licht sind hier und weiter abwärts, je mehr wir uns von der sächsischen Heimat entfernen, von besonderm Reize. Die Ruß und Geruch verbreitende Großindustrie des obern sächsischen Elbthals, die uns bis Meißen begleitete, liegt hinter uns, und die Brust dehnt sich im Genuß der reinen, weichen Luft, die durch das Wasser selbst an heißen Tagen in erträglicher Temperatur erhalten wird. Die Lichtwirkungen sind am schönsten am Spätnachmittag und bei Beginn des Sommerabends. Da ist die ganze Landschaft bald in goldnen, bald in blauen oder violetten Duft gehüllt; dabei zieht ein würziger Brodem vom Heu der nahen Wiesen oder von reifendem Getreide über das Verdeck; dann liegt die untergehende Sonne wie eine rotflammende Riesensäule im Grunde des Stroms. Und wenn gar erst der Vollmond heraufzieht und seine flimmernden Silberscheiben geheimnisvoll auf das leise rauschende Kielwasser des Schiffs legt, dann kannst du, schönheitstrunknes Menschenkind, bei der sanften Musik und dem sprühenden Tropfenregen der Räder hier an der sächsisch-preußischen Grenze ebenso gut wie an den Rebengestaden von Bonn oder Koblenz mit Klopstock schwärmen:

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin — —

Und welche Stille und Einsamkeit auf dem Schiffe um solche Stunde! Da giebt es kein Schieben und Drängen eingepferchter Massen mit heulenden Kindern, wie in der Nähe der Großstädte, sondern allein mit einigen heimkehrenden Landleuten wanderst du ungestört auf dem Deck hin und her, wenn du nicht gerade den Sonntag eines nahen Vogelschießens oder einer Kirmeß zum Reisetag erwählt hast.

In Riesa auf dem linken Elbufer wird die ländliche Stille für wenig Minuten wieder durch stärkern Verkehr unterbrochen. Hier, an der Schwelle des norddeutschen Flachlands, begrüßen wir das erste niederdeutsche Städtebild. Gäbe es noch eine Hansa, Riesa mit seinem weitausladenden Wasserturm und

Digitized by Google

seinem breit und trotzig aufragenden, mit hellgrünen Ziegeln gedeckten Kirchturme, mit seinen umfangreichen Hafen- und Quaianlagen und den zahlreichen im Strom verankerten Frachtkähnen müßte eine Hansastadt sein; es hat sich binnen wenigen Jahrzehnten aus einem unbedeutenden Landstädtchen in einen der wichtigsten Umschlageplätze des Elbverkehrs verwandelt und ist auf dem besten Wege, sich zu einem Kleinhamburg auszuwachsen.

Von Riesa abwärts ist der Charakter der Landschaft wieder rein dörflich; hier und da erheben sich über den Weidenbüschen des Ufers breitwipflige Kronen mächtiger Linden und Pappeln, aus denen Türme und Erker, vor allem aber die ziegelroten Dächer ansehnlicher Herrensitze hervorlugen. Dann erscheint wie eine Fata morgana über dem grünen Blachfeld die hochgieblige Kirche von Strehla und daneben das mit gewaltigen eckigen Türmen und Zinnen bewehrte Schloß, beide auf beherrschender Höhe. Das Strehlaer Schloß, seit sechs Jahrhunderten im Besitze der zum meißnischen Uradel gehörigen Familie von Pflugk, ist in seiner heutigen Gestalt in der Hauptsache ein Renaissancebau und zwar von so bedeutenden Dimensionen, daß es einem Thüringer Fürstensitze wenig nachgiebt; doch enthält es auch viel ältere, burgähnliche Bauglieder und geht in seiner Geschichte bis in die ersten Zeiten deutscher Siedlung zurück. Es ist auf einem gewaltigen Granitfelsen gegründet und wird schon zu Ottos des Großen Zeiten als Burgwarte erwähnt. Damals waltete der gewaltigste aller Slawensieger, der finstere Markgraf Gero, der uns in seiner Wildheit und Tücke wie ein zweiter Hagen aus dem Nibelungenliede erscheint, als dux et marchio wie am ganzen limes Sorabicus, so auch im Gau Dalaminzi an der Elbe. Seine Faust lag hart auf den Suphanen der Elbdörfer, er streckte sie aber auch auf die Lausitzer aus und drang bis über die Oder vor, um den Polenherzog Miesko zur Huldigung zu zwingen. Ein Menschenalter nach seinem Tode ist die ganze Situation zu Ungunsten der Deutschen verändert; schwarzhaarige polnische Pfeilschützen und Spießreiter tränken ihre Rosse in der Elbe. Dörfer und Höfe gehn in Flammen auf; das Häuflein der Deutschen ist in den Burgen zusammengedrängt, die stromab und stromauf von Meißen die Uferhöhen krönen. Meißen selbst fällt durch Verrat, Strehla wird vom Polenherzog Boleslaw Chrobry erobert und verbrannt. Wieder ein Menschenalter später siegt das Deutschtum an der mittlern Elbe endgiltig unter der straffen Staatskunst Heinrichs III. und mehr noch durch den von geistlichen und weltlichen Grundherren geförderten Zuzug kerndeutscher Kolonisten. Das Dorf Lorenzkirch drüben auf dem rechten Elbufer, das sich Strehla gegenüber mit seiner weißen Kirche und den roten Ziegeldächern stattlicher Gehöfte farbenfreudig die grüne Elbaue entlang zieht, enthält in seinem Namen wohl eine Erinnerung an diese Kolonisation. Der heilige Laurentius erscheint nämlich in Mitteldeutschland besonders da als Schutzpatron einer Kirche, wo ein Ort von niederdeutschen, insbesondre von flämischen Einwandrern gegründet worden ist. Flämische Kolonisten aber sind im elften Jahrhundert allerwärts an den Gestaden der Elbe von Magdeburg bis in die Gegend von Mühlberg; besonders die geistlichen Herren bedienten sich ihrer zur Gründung deutscher Dörfer auf slawischem Boden. Lorenzkirch hält noch heute auf seinem weitgedehnten Anger alljährlich einen weitberühmten, namentlich von den Landleuten besuchten Markt ab, dessen Ursprung mit der alten kirchlichen Bedeutung des Platzes als Wallfahrtsort zusammenhängt. Ein wenig abwärts von Strehla und Lorenzkirch zieht sich eine interessante Felsklippe, der Nixstein, quer durch das Bett der Elbe. Die Phantasie des Volks ist geschäftig gewesen, ihn mit allerhand Sagen zu schmücken. Er ist das

Digitized by Google

steinerne Thor zu einem wunderbaren, unterirdischen Nixenschloß voll von Schätzen und Perlen. Aus ihm kommen in hellen Sommernächten öfters Nixen hervor und beteiligen sich als weißgekleidete Jungfrauen am Tanze im nahen Strehla. Aber kurz vor Mitternacht müssen sie in ihr feuchtes Element zurückkehren. Zwei verliebte Jünglinge, die zweien von ihnen durch die Elbwiesen nachschlichen, sahen noch, wie sie beim zwölften Glockenschlage die menschliche Gewandung von sich warfen und hohnlachend in die offne Pforte des Steins mit ihrem Fischschwanz hineinschlüpften. Jahrelang soll auch die „hilfreiche Frau" aus Strehla im Nixenstein verkehrt haben; sie wurde öfters des Nachts von einem Manne, der wie ein alter Schiffer aussah, aus ihrer Wohnung abgeholt und in den Stein geleitet, um kreißenden Nixen beizustehn, und danach reich belohnt entlassen. Später verriet sie thörichterweise ihr Geheimnis den Nachbarinnen und verlor dadurch ihre beste Einnahmequelle. Aber auch ungerufen kann ein Menschenkind in das Nixenschloß eindringen. Es muß nur ein Sonntagskind weiblichen Geschlechts sein und muß am 29. Februar nachts trocknen Fußes — gewöhnlich ist er um diese Zeit mit Eis bedeckt oder überflutet — an den Stein gelangen und dort anklopfen.

Die letzte Strecke sächsischen Landes zeigt links einen fruchtbaren Wiesenstreifen, rechts einen sandigen, mit dürftigen Kiefern bestandnen Dünengürtel; dann passiert das Schiff bei dem Orte Katzschhäuser die sächsisch-preußische Grenze. Nicht weit davon auf einer Anhöhe steht eine weithin sichtbare Steinsäule, die an einen der wichtigsten Momente der deutschen Geschichte erinnert. Hier überschritt am 15. Juni 1866 der preußische General Herwarth von Bittenfeld mit der Elbarmee den Strom, um durch Besetzung Sachsens die Niederwerfung Österreichs und damit die Lösung der deutschen Frage vorzubereiten. Es ist eine wundersame Ironie der Weltgeschichte, daß fast an derselben Stelle dreihundert Jahre früher Karl V. die Elbe in entgegengesetzter Richtung überschritt, um durch Zertrümmerung des mächtigsten protestantischen Staats die Vorherrschaft eben dieses fremdländisch-katholischen Geistes im Reiche zu sichern, der 1866 endgiltig von der Teilnahme am Aufbau des deutschen Nationalstaats zurückgewiesen werden mußte. Der schlichte Wiesenplan der Domäne Borschütz wird zum grandiosen Schauplatz des Weltgerichts, wenn man die trennenden Schranken der Jahrhunderte und des Raumes in Faustische Nebel versenkend sich folgendes Bild vor die Seele stellt: Karl V., eine zarte, fast gebrechliche Gestalt mit fahler Hautfarbe, in goldschimmerndem Harnisch und burgundischer Feldbinde auf seinem Schlachtrosse, umgeben vom Herzog Alba und andern spitzbärtigen spanischen Granden, den venezianischen Gesandten, spanischen Arkebusieren, neapolitanischen Kürissern und leichten italienischen Reitern begegnet nordwärts reitend den südwärts marschierenden blauen Bataillonen Wilhelms I., pommerschen Grenadieren und märkischen Landwehrleuten, geführt vom kriegerischen Adel desselben Brandenburger Landes, aus dem Karl V. nicht nur ein kleines Hilfskorps, sondern sogar den Kurprinzen beim Heere hatte. Welch einen verwunderten Blick müßte dieser, der nachmalige Kurfürst Johann Georg, mit seinem graubärtigen Epigonen Wilhelm, müßten Alba und Herzog Moritz mit Bismarck und Moltke austauschen!

Ein Volk aufflatternder Kiebitze reißt uns mit lautem Geschrei aus unsrer Träumerei in die Wirklichkeit zurück und lenkt den Blick auf die Uferbüsche, aus denen die schwarzweißen Vögel, seit 1815 die berufnen Grenzer in diesen Gefilden, durch das Geräusch der Räder unsers Dampfers aufgescheucht wurden. Da fällt uns ein grundsätzlicher Unterschied in der Bauweise der preußischen Schutzdämme gegen die sächsischen auf. In Sachsen wird der Strom

Digitized by Google

durch Dämme eingeengt, die parallel zur Stromrichtung laufen, in Preußen baut man Paralleldämme nur da, wo das natürliche Ufer nicht hoch genug ist, um eine Überschwemmung tiefliegender Landstrecken zu verhüten, übrigens aber schiebt man, ähnlich wie an der Meeresküste, steinerne Buhnen rechtwinklig zur Stromrichtung gegen die Flut vor. Die sächsischen Strombeamten sind nicht wenig stolz auf das bessere Ansehen und die bessere Erhaltung ihrer Paralleldämme, die preußischen Buhnen dagegen gewähren, wie man sagt, der jungen Brut der Fische in dem zwischen ihnen liegenden Gewässer eher ein Asyl gegen die verderblichen Wellen der Raddampfer, die die Fischbrut auf den Strand schleudern.

Noch immer begleitet das bei jeder Biegung des Stroms wieder hervortretende Bild der hochragenden Akropolis von Strehla aus duftiger Ferne unsre Fahrt; nordwestlich davon erstreckt sich stundenweit ein dunkler Waldstreifen, der zu dem großen Sitzenrodaer Forst hinüberleitet, in dessen Mitte weltvergessen das Städtchen Schilda schlummert, die Heimat der reizenden Schildbürgergeschichten und des genialen Feldherrn Gneisenau. Bei sinkender Sonne fährt unser Dampfer in den langen, schmalen Hafen von Mühlberg ein. Dieser ist eigentlich das alte Elbbett, das bis an die Stadt hinan schiffbar ist, weiterhin aber in einen sumpfigen Graben verläuft, seitdem vor fünfzig Jahren, um die Stadt vor Überschwemmungen zu behüten, von Lößnig bis über Köttlitz hin ein neues Strombett eröffnet worden ist.

Mühlberg (zuerst 1228 urkundlich als Moleberch = Grenzburg genannt) gehört auch zu der Kette der Elbburgen, die wie Briesnitz, Pesterwitz, Meißen, Zadel, Zehren, Boritz, Strehla, Torgau u. a. seit der Zeit der sächsischen Kaiser die rechts und links vom Strom seßhaften Slawen zu beherrschen bestimmt waren und zugleich eine Operationsbasis nach den Lausitzen hin bildeten. Doch gehört Mühlberg nicht zu den ersten Gründungen dieser Art und ist wohl auch nur von bescheidner Wichtigkeit gewesen. Interessant ist der heute noch erkennbare Grundplan der Stadt. Ihre nördliche Hälfte, die Altstadt, besteht aus dem rechteckigen Markte und den ihn umgebenden Straßen und ist von der südlich liegenden, an den Hafendamm angelehnten Neustadt durch einen Wall und doppelte Stadtgräben getrennt, ein Beweis dafür, daß die Neustadt erst angelegt worden ist, als die Altstadt schon mit einer vollständigen Befestigung umgeben war. Auch die Stadtherren waren verschieden: im Jahre 1295 saß in der Altstadt Otto der Jüngere von Ilenburg (Eilenburg, Eulenburg), in der Neustadt dessen Vasallen, die Gebrüder von Pack. Auch ein zeitgenössischer Berichterstatter über die Schlacht von Mühlberg (1547) spricht davon, daß damals „beide stettlein alles sampt dem Kloster rein ausgebrannt worden."

Westlich vor der Altstadt lag die Burg, castrum Mulberg (1272), von der beide Städtlein den Namen haben. Sie war von quadratischem Umriß, durch Wälle und breite Wassergräben vor Feinden geschützt. Auf ihren Grundmauern steht jetzt das vom Herzog Moritz 1545 erbaute Schloß, ein schlichter Renaissancebau in anmutenden Verhältnissen mit quadratischem Hofe. Die tiefen Wassergräben sind längst ausgetrocknet, aus ihnen sind stattliche Bäume emporgewachsen, deren grüne Wipfel die weißen Erker und roten Dächer überragen; aber noch führt die schwere Bohlenbrücke (einst Zugbrücke) über den Graben zu dem dunkeln, mit Eisen beschlagnen Holzthore, das dem Besucher geheimnishütend entgegenschaut. Ich traf in dem sonst so stillen Gemäuer ein merkwürdiges Treiben an. Die Kapellenthür, an der noch unter dem sächsischen Kurhute der verschlungne Namenszug eines Friedrich Angust prangte, war weit geöffnet, und aus dem kleinen Heiligtum, worin der Tradition nach einst

Digitized by Google

Johann Friedrich der Großmütige vor der Mühlberger Schlacht um Sieg gebetet haben soll, zogen buntgeschmückte Scharen fremdländischer Mädchen mit spitzenbesetzten, weißen Hauben, rotseidnen Schürzen und grünseidnen Bändern im Haar — Weihrauchduft erfüllte den Raum, und hie und da kniete noch eine andächtige Beterin mit dem Rosenkranze —, es waren die zahlreichen polnischen Mägde der benachbarten großen Güter, die sich in der Mühlberger Schloßkapelle zu ihrem Gottesdienste zusammengefunden hatten. Ich mußte trotz des tiefen Friedens, den das ganze malerische Bild atmete, doch der wilden polnischen Spießreiter des Boleslaw Chrobry gedenken, die vor neun Jahrhunderten dieselben Gefilde mit Mord und Brand heimsuchten. Die heutige Invasion der Polen in die innersten Gebiete deutscher Kultur scheint bei weitem ungefährlicher zu sein, aber in Wahrheit giebt auch sie zu schweren Bedenken Anlaß. Überdies wandelt hier der Katholizismus auf flinken Sohlen: denn wir sahen alsbald den Herrn Kaplan und seinen Ministranten auf dem Fahrrade enteilen, vermutlich um noch anderwärts eine solche „fliegende" polnische Gemeinde zu versorgen. — Die Bürgerhäuser Mühlbergs haben außer dem Erdgeschoß meist nur ein Stockwerk, einige zeigen noch hübsche Renaissanceportale; sehr viele haben an der Front einen uralten Weinstock, der die ganze Wand mit Grün umkleidet.

Am Neustädter Rathaus ist noch ein schöner, überaus künstlich gegliederter spätgotischer Giebel vom Jahre 1549 erhalten; dieselbe Giebelkonstruktion kehrt an einem zum Bezirke des ehemaligen Klosters Marienstern gehörigen Gebäude wieder. Dieses Kloster, an der Nordostecke der Altstadt, ist 1228 von zwei Brüdern aus der Familie Ileburg gestiftet und von Markgraf Heinrich dem Erlauchten von Meißen bestätigt worden. Es war ein Nonnenkloster des Cisterzienserordens und bot den zahlreichen unvermählten Töchtern des umwohnenden Adels, den Ileburg, Pack, Köckeritz, Maltitz, Heynitz, Carlowitz u. a. ein Asyl, den streitbaren und trunkfesten Männern dieser Häuser aber eine sichere Ruhestatt in geweihter Erde. Im Jahre 1539, beim Regierungsantritt Heinrichs des Frommen, drang die Reformation unter dem Einfluß der thatkräftigen Herzogin Katharina (einer Mecklenburgerin) auch in diese stillen Mauern. Aber die Nonnen von Marienstern waren anders gesinnt als die von Nimbschen, von denen eine dem großen Erzketzer sogar ihre Hand zum Ehebunde reichte: sie schleuderten zornentbrannt Fackeln in die bedrohte Kirche und in das Refektorium und waren nur schwer mit der neuen Zeit auszusöhnen. Heute ist aus dem Kloster Marienstern das Rittergut Güldenstern geworden, das noch zahlreiche Bauten des Klosters in sich schließt; vor allem aber ist die Klosterkirche erhalten, ein Bauwerk des romanisch-gotischen Übergangsstils aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, an den nach Westen zu ein späterer Bau mit einem in diesen Gegenden selten vorkommenden Backsteingiebel — nach Art der nordischen Gotik — angeschoben ist. Gegenwärtig betreibt man die Wiederherstellung der etwas in Verfall geratnen Kirche, auch der Kaiser hat aus seiner Privatschatulle ansehnliche Mittel dazu gespendet. Hoffentlich bleibt bei den geplanten Umbauten etwas von der Romantik des alten rosenbewachsenen Klosterfriedhofs erhalten, der in seiner gegenwärtigen Verwilderung ein stimmungsvolles Gehäuse der reichen mittelalterlichen Welt bildet, die dort und unter der Kirche selbst begraben liegt. Nur wenig Gedenksteine (1351 Äbtissin Jutta von Ilenburg, 1361 Friedrich von Maltitz, 1373 und 1376 die Brüder Otto und Johannes von Wettin, Burggrafen zu Golssen) haben sich davon in der Kirche erhalten; andre sind, wie ich höre, bei den Umbauten zu Tage gekommen.

Digitized by Google

Der Mühlberger Stadtgeist offenbart sich aber nicht nur in diesen und andern alten Denkmälern, sondern auch im Wesen und Treiben seiner heutigen Bewohner. Ein rühriges, frohgemutes, selbstbewußtes Bürgertum, noch nicht verfälscht durch eingewanderte Arbeitermassen und, bei dem gänzlichen Mangel an Großindustrie, auch ohne tiefgreifende soziale Unterschiede erquickt hier den, der über die ganz andern und nicht bessern Zustände unsrer sächsischen Fabrikstädte oft bedenklich den Kopf geschüttelt hat. Die Mühlberger sind sich auch ihrer besondern Art bewußt, denn „bei uns in Mühlberg“ oder „wir Mühlberger“ hört man sie oft sagen. Gehoben wird dieses Bürgertum noch durch eine starkausgeprägte Liebe zur Heimat und durch einen gewissen historischen Sinn, der hier durch mancherlei geschichtliche Erinnerungen, besonders aber durch die seit Jahrhunderten fast unveränderten Verhältnisse des Handels und Wandels großgezogen worden ist. Diese Gesinnung äußerte sich in diesem Jahre in der Veranstaltung eines vom 6. bis 8. Juli abgehaltnen „Heimatsfestes,“ wozu alle in der Fremde weilenden Mühlberger eingeladen waren.*) Ein solches Heimatsfest, das gelegentlich wohl auch schon anderwärts versucht worden ist, ist ein schöner Brauch; er ist entsprungen aus der natürlichen Regung des Herzens gegen die Folgen des großen internationalen Weltverkehrs und gegen eine gewisse Art moderner Vaterlandslosigkeit; er begegnet sich aber auch mit dem Zuge unsrer Zeit zum Volkstümlichen, der sich in den zahlreichen Vereinen für Volkskunde und dergleichen offenbart. Und wenn sich patriotisch gesinnte Männer, geistliche und weltliche Behörden den Kopf darüber zerbrechen, wie man an Stelle des modernen alkohol- und rohheitsschwangern Feiertagsradaus etwas den alten verschwundnen, harmlosen Volksfesten Entsprechendes neu erschaffen könnte, so mögen sie getrost den Gedanken der Heimatsfeste aufnehmen, der sich an die edelsten Seiten des Menschen wendet und den niedern Instinkten den Boden streitig macht.

Verbunden mit dem Mühlberger Heimatsfeste war eine Ausstellung von Altertümern, die von den Mühlberger Behörden, von den alteingesessenen Familien und dem Adel der benachbarten Güter gleichermaßen mit Erzeugnissen des ältern Kunsthandwerks, mit Kostümen und Schmuckgegenständen aus vergangnen Tagen, mit Pergamenturkunden, Briefen und Raritäten aller Art beschickt war. Der gedruckte Katalog wies über 1300 Nummern auf. Es sei fern von mir zu behaupten, daß die meisten oder auch nur eine größere Anzahl der ausgestellten Gegenstände für einen Fremden, der wertvollere und umfangreichere Sammlungen dieser Art kennt, sehenswert gewesen sei. Aber darauf kommt es auch gar nicht an. Der Wert dieser Ausstellung liegt vorzugsweise in dem Nutzen, den sie den Mühlbergern selbst und namentlich den Ausstellern gebracht hat: Hunderte von Menschenseelen sind hier einmal nachdrücklich auf Wesen und Wert der Vergangenheit hingewiesen worden, für Hunderte hat sich durch Beachtung und Betrachtung eines alten Zinnkrugs oder eines alten Schnitzwerks oder eines alten Kleides, das bisher verachtet im staubigen Winkel der Bodenkammer lag, oder durch Auffrischung einer alten Familientradition ein Band geknüpft hinüber zu Großvater und Urgroßvater, das sie mitten unter den Wirrsalen der Gegenwart, oft ohne daß sie es merken, festhält an dem geschichtlich Gewordnen, an dem Streben, das Be-

*) Bei dieser Gelegenheit ist auch eine 85 Quartseiten umfassende Festschrift: Geschichte und Denkmäler der Stadt Mühlberg a. E. von W. Ehrke, Diakonus, erschienen, die eine mit Sachkenntnis, Geschmack und Wärme geschriebne Heimatskunde der Stadt enthält. Diese Schrift kann nach Ton und Inhalt geradezu als ein Muster für derartige Publikationen bezeichnet werden.

Digitized by Google

stehende soweit als möglich zu erhalten. Und überdies bot die Mühlberger Ausstellung auch dem verwöhntern Fremdling wenigstens eine interessante Abteilung: die Sammlung von Studien und Bildern des bekannten Schwarzwaldmalers Wilhelm Hasemann, der (geb. 1851) ein Mühlberger Kind ist. Er hat zwar die Heimat verlassen, und sein Pinsel verherrlicht jetzt die Tannen und die Bauern des Kinzigthals, aber die Lust zur Kunst ist ihm doch in seiner malerischen Heimat aufgegangen, und die ersten Bilder, die er schuf, stellen Szenen aus dem Mühlberger Leben und Typen aus der Mühlberger Bevölkerung dar.

Wer die intimsten Kundgebungen des Mühlberger Stadtgeistes genießen will, muß auch einmal einen Abendschoppen im Ratskeller einnehmen. Dort kam ein redseliger Alter an unsern Tisch, weil ihm, wie er selbst bekannte, die Neugierde, zu erfahren, wer wir wären, fast das Herz abdrückte. Wir beharrten aber trotzig auf unserm Inkognito, obwohl er sich als Veteran aus dem amerikanischen Bürgerkriege (1861 bis 1864) auf die „allgemeinen Menschenrechte“ und schließlich auch auf die Aufklärung Friedrichs des Großen berief. Als auch diese historischen Reminiszenzen uns unser Geheimnis nicht entlockten, zeigte er sein wahres Herz und brach uns „Überstrehlaischen“ gegenüber in einen begeisterten Lobpreis seiner Vaterstadt aus, an der er als weltbefahrner Mann dreierlei rühmte: erstens, sie habe zwar ein Amtsgericht, aber Gott sei Dank keinen Rechtsanwalt; ein solcher müsse in Mühlberg verhungern, da die Bürger alles untereinander schlichteten; zweitens, Mühlberg habe weder eine Fabrikesse noch einen Bahnhof; und drittens, ein einziger Gemeindediener genüge, Sicherheit und Ordnung in der Stadt bei Tag und Nacht aufrecht zu erhalten, und dieser habe seit länger als einem Jahre keinen Menschen festgenommen.

Neidisch verließen wir nach solchen Eröffnungen den gastlichen Ratskeller und wanderten beim Silberscheine des Mondes durch die stillen Gassen unserm stillen Gasthause zu. Dampfpfeife, Eisenbahn und geschwärzte Gesichter müder Fabrikarbeiter lagen wie ein böser Traum hinter uns. Wir schliefen sanfter und friedlicher als seit langer Zeit, und auch am Morgen weckte uns nicht die „Elektrische,“ sondern das harmlose Gezänk des Gänserichs mit dem Hofhunde. Glückliches Mühlberg!

# Im Kampf ums Leben

Erzählung von Johann Skjoldborg

Hoch oben in Jütland, dort wo die Wogen des Skagerraks unaufhörlich ans Ufer schlagen, ziehn sich ins flache Land hinein langgestreckte, wellenförmige Hügelketten von Flugsand, die seit Jahrhunderten dort angeschwemmt und zusammengeweht worden sind. Von den ebnen Flächen zwischen diesem Sandgebirge steigt der Rauch aus einsam liegenden Hütten auf, und dort zieht der Pflug des „Nybyggers,“ des sich neu ansiedelnden Bauern, seine Furchen.

Von Urzeiten her liegt dort unbebautes Land für jungen Mut und junge



Digitized by Google

Arme, für die, denen der goldne Zauberschlüssel nicht zu teil geworden ist, der das Eingangsthor zu den fetten Weiden aufschließt, wo alles in Hülle und Fülle wächst. Dort ist keine menschliche Hand, die das Wasser ableitete, das durch den unfruchtbaren Küstensand rinnt und rieselt, wie es will, und eine braune Rostfarbe auf den Grashalmen zurückläßt, die in der leichten Strömung hin und her schwanken: ein herrenloses Land für die Tiere des Feldes und das kriechende Gewürm.

Von weit draußen kommt ein einsamer Wandrer auf einer solchen Düneneebne dahergeschritten. Seine Gestalt scheint in dieser Natur, wo die Menschenspuren so klein und so selten sind, fast zu verschwinden. Aber fest und sicher tritt er auf, als hege er keinen Zweifel daran, daß er sich diesen Boden unterthan machen werde. Die kecke Spannkraft der Jugend ist in seiner Haltung und der frische Takt des Lebensmuts in seinem Gang. Und wenn man den kühnen Blick in den braunen Augen dieses Ansiedlers sieht, dann versteht man, daß hier eine Kraft leuchtet, die mächtiger ist als die Natur.

Zu dem mit Heidekraut gedeckten Hause, wo er seinen Herd aufgerichtet hat, richtet er seine Schritte, und gebückt tritt er durch die niedrige Thür.

Na, was hat denn Jens Nörgaard gesagt? fragte ihn seine Frau. — Ja, antwortete Sören, während er seinen Friesrock auszog und ihn an einen Nagel im Balken hängte, er will das Geld stehn lassen, bis wir ein ordentliches Darlehen vom Kreditverein bekommen. — Das ist ja schön! — Freilich! Sören fuhr sich mit der Hand durch die Haare und sah zum Fenster hinaus. Ja freilich! — Mir scheints, als ob du noch etwas auf dem Herzen hättest, Sören! — Ich? Nein! Es giebt ja immer was — aber nein . . . — Doch doch, du denkst an etwas Bestimmtes, Sören! Was ist es? — Er schaute sie freundlich an. So, denke ich an etwas Bestimmtes? — Sie rückte ganz nahe zu ihm hin und sagte eindringlich: Ja, etwas ganz Bestimmtes.

Er lächelte. Dann aber sagte er ausweichend: Was hatte ich nur sagen wollen — ach —, ist Niels Pind heute nicht hier gewesen? Er hatte doch davon gesprochen, ich sollte ihm einen Graben ziehn helfen. — Nein, aber . . . — Es ist wahr! Die alte Ane Sofie hat sich heute nacht erhängt, habe ich im Dorfe drüben gehört. — Was, sie hat sich erhängt? — Ja, Hunger und Schmutz und Ungeziefer haben sie ja beinahe aufgefressen, und heute wäre sie ins Armenhaus gekommen. Da wollte sie nun nicht hinein, und so hat sie sich heute nacht erhängt.

Lieber Gott! Das arme alte Ding! Sie war doch sonst immer so ordentlich! — Der heilige Per meinte, jetzt brate sie ganz gewiß in der Hölle, und es klang so, als wäre das etwas ganz Behagliches, aber . . . — Na ja . . . der heilige Per! — Nun muß ich aber hinaus, Ane, und heute abend noch ein Stück umgraben! rief Sören und sprang rasch auf. — Wäre es da nicht besser, du zögest deine Werktagskleider an, Väterchen? . . . Das arme alte Ding! schloß sie nachdenklich.

Als die Sonne glänzend rot hinter den Dünen am Meeresufer hinabgesunken war, machte auch Sören Brander Feierabend. Das Blut pochte in seinen Adern, und der Schweiß perlte ihm von der Stirn; müde setzte er sich auf die Ofenbank.

Still war es draußen und still auch hier drinnen; eine rechte Feierabendstille, wo das Tagestreiben in Abendruhe atmet, und die Gedanken leicht zu Träumen werden — besonders bei einem Manne, der in seinem Ansiedlerhause sitzt und dem Gesang seines Weibes über der Wiege lauscht, in der ihr Erstgebornes liegt.

Lange saß Sören so da. Es klang so viel Hoffnung aus den Tönen, und es wurde ihm beim Zuhören ganz andachtsvoll zu Mute, obgleich es doch nur ein

Digitized by Google

Liedchen war. Noch lange, nachdem der Gesang verstummt war, sprach keins von beiden ein Wort — es war fast, als seien sie bange, etwas zu verscheuchen.

Schließlich sagte Sören leise: Ich habe heute auch mit meinem Vater gesprochen. — Er verschwieg allerdings, daß er ihn auf der Straße taumelnd gefunden und nach seiner Wohnung gebracht hatte, denn noch immer fühlte er die brennende Schamröte, die ihm der Spießrutengang an den vielen neugierigen Augen vorüber in die Wangen getrieben hatte. Deutlich stand das traurige Bild des alten verkommnen Mannes wieder vor seiner Seele, wie er haltlos auf den Stuhl gesunken war mit dem stumpfen Blick, dem schwächlichen Lallen und den leicht hervorquellenden Thränen des Trinkers, die ihm über die Wangen hinabliefen. Aber zugleich hatte er es tiefer als je zuvor gefühlt, daß dieser Mann sein Vater sei, und daß sie beide zusammengehörten.

Wie geht es ihm denn? fragte Sörens Frau teilnehmend. — Ach — wie es ... — Er wohnt doch noch beim Schweden? — Ja, und die Bäcker-Karen auch, antwortete Sören mit niedergeschlagnen Augen. Das ist kein guter Aufenthalt für so einen alten Mann, Ane. — Nein, allerdings nicht. — Ich möchte auch nicht haben, daß er ins Armenhaus käme, denn das würde ihm schrecklich sein, dem Alten! — Sörens Stimme zitterte und hatte den reinen, echten Klang, der immer die Worte begleitet, die aus einem warmen und guten Herzen kommen.

Ane erhob sich unwillkürlich, setzte sich auf seine Kniee, schlang ihren Arm um seinen Hals und spielte mit seinem Haar. Jetzt wußte sie, was seine Gedanken vorhin so in Anspruch genommen hatte. Nach einer Weile, und nachdem eine ganze Reihe Erwägungen an ihrer Seele vorübergezogen war, sagte sie: Ich weiß nicht, Sören, sollen wir nicht versuchen, ihn zu uns herauszunehmen?

Da antwortete er froh: Ist dirs recht, liebe Ane, dann habe ich nichts dagegen. — Wir werden schon durchkommen! meinte sie. — Ja, im Essen macht es ja nicht so viel aus, aber ... — Am schlimmsten sind wir mit den Betten dran, aber wir wollen es in Gottes Namen versuchen. — Er drückte sie innig an sich.

Was hat denn Jens Nörgaard sonst noch gesagt? fragte sie. — O, er war ganz aufgeräumt. Ich mußte seinen Viehstand besehen. ... Und dann wollte er mir einen Mooranteil verkaufen. — So! — Aber wir haben schon sowieso genug Arbeit. Wir sollten ja eigentlich im Sommer ein wenig bauen — da kann der Alte dabei helfen! Und dann — wenn wir dann ein paar stärkere Ochsen oder eine Kuh oder auch zwei kaufen könnten, dann bekämen wir es gut, Ane! rief Sören und wiegte sie auf seinen Knieen. — Könnten wir dann nicht auch noch etwas Hausrat anschaffen? — Ja freilich, und wenn wir noch mehr umgerodet haben, Land haben wir ja genug, dann reichte es vielleicht auch zu einem Pferd, und was würdest du zu einem Federwagen sagen? Natürlich nur einen ganz billigen ... — Das wollen wir lieber erst abwarten! Kommt Zeit, kommt Rat, Sören! Wir wollen ... — Aber es wäre doch gar nicht so undenkbar, daß wir einmal ein Pferd bekämen, was? — Nein, gewiß nicht! — Sie lächelte. Aber ich meine trotzdem ...

Er verschloß ihr den Mund mit einem Kuß. Es war vielleicht gar nicht so dumm, daß wir hier heraus auf die Düne gezogen sind — und übrigens boten sich ja auch keine andern Stellen! bemerkte Sören, während er seine Jacke aufknöpfte, um zur Ruhe zu gehn.

Als er dann schon eine Weile ruhig dagelegen hatte, sagte er noch: Ane, ich wäre recht froh, wenn wir den Alten hier draußen bei uns hätten!

* * *

Sören hatte auch in seinen Jünglingsjahren die dem Brandergeschlechte angeborne Neigung zu einem lustigen Leben gehabt. Weit und breit war er der

Digitized by Google

fröhlichste Bursche gewesen, der beste und vergnügteste Kamerad, und zwar so ganz und gar, so aus unmittelbarer junger Herzenslust heraus, daß er alle andern mit sich fortriß. Er gab sich dem Vergnügen mit redlicher Leidenschaft und mit solcher Ausdauer hin, daß er nur ungern innehielt, ehe er an der äußersten Grenze und bei seinem letzten Heller angekommen war. Dafür war er aber auch immer das Triebrad in seiner Gesellschaft gewesen. Wohl hatte er jederzeit seine Pflichten tadellos erfüllt, aber erst in der Spinnstube und nicht bei der Arbeit fand er die sprudelnde Lebhaftigkeit, die zu seiner Lebenslust stimmte. So waren Jahre vergangen, in Übermut, Spiel und lustigen Streichen. Für Sören glitten sie dahin, wie die Stunden eines Sommertags für ein Fohlen, dem noch nie ein Zaum angelegt worden war.

Dann war der Wendepunkt eingetreten. An einem schönen Tage, im Juni war es gewesen: im Kratholmer Wald bei Fjordby, wo Sören damals diente, war Jahrmarkt und Volksfest. Auf dem Festplatz wanderten die Leute mit aufgeknöpften Wämsern umher und schnauften vor Wärme, denn die Sonne brannte auf die Waldlichtung hernieder. Von den Waffelbäckereien und den Kochherden stiegen Rauch und Dampf auf. Der Tanzplatz war eine hüpfende, wirbelnde Masse wie ein brodelnder Topf, und darüber stand die schwere Luft und zitterte vor Hitze zwischen den Baumstämmen. Zechen und Lärmen und zuletzt Prügelei.

Sören war vom Weg abgekommen und über raschelndes Laub und brechende Zweige den Wiesenabhang, der sich dort zwischen dem Wald und dem Fjord ausbreitet, hinabgetaumelt. Hier an einem rieselnden Bache, wo einige runde Steine als Brücke dienten, sank er zwischen den gelben Butterblumen nieder und schlief ein.

Er wachte davon auf, daß etwas Kühles seine Stirn berührte. Neben ihm saß Ane, ein nasses Taschentuch in der Hand. Sie hatte das Kleid aufgeschürzt, und ihr geblümtes schwarzgrundiges halbseidnes Kopftuch lag ein Stück weiter weg neben ihrer grauen Sommerjacke mit den großen braunen Knöpfen. Jede Einzelheit hatte sich ihm deutlich eingeprägt. Das Gras war feucht von frisch gefallnem Tau, der Bach rieselte und plätscherte über den steinigen Grund hin, und vom Zeltlager her klang Hornmusik durch die Abendkühle.

Alle diese Eindrücke drangen klar zu seinem Bewußtsein, denn er war jetzt so wach wie noch nie zuvor. Das kam daher, daß das schöne junge Mädchen neben ihm saß, sie beide ganz allein hier auf der grünen Wiese.

Und als er ihr reines Gesicht über sich herabgebeugt sah, da hätte er sich an sie anklammern mögen und sie tausendmal um Verzeihung bitten, obgleich sie ihm eigentlich fremd war — aber sie hatte so wunderschöne Augen. Und da war es ihm, als ob etwas, was bis jetzt tief in seinem Innern geschlummert hatte, nun zu Licht und Luft und Leben erwache, und als ob dieses Leben nun in froher Lust darüber, daß es geboren worden war, emporquelle. Er schaute sie verwundert an, als ob sich ihm eine Lichterscheinung offenbare, und doch wußte er ganz genau, daß es niemand anders war als Ane, Per Madsens von Svingelev Tochter, mit der er schon über ein Jahr lang auf demselben Hofe diente.

Sie nahm seine Mütze vom Rasen und setzte sie ihm auf. Ihm war es dabei, als ob ihre Hand sein Herz berühre. Dann gingen sie miteinander einsame Feldwege, die zwischen Korn und hohem Grase dahinführten. Und die Sommernacht war so hell und so voll süßer Düfte gewesen!

Und diese Liebe zu Ane hatte dann den Wendepunkt in seinem Leben herbeigeführt. Und von da an hatte er die leichtsinnigen Wege seines Geschlechts verlassen, und jetzt saß er in seiner Kätnerhütte und ließ seine Gedanken in das verhüllte Land der Zukunft schweifen. Er that es mit ängstlichem Bangen, denn das

Digitized by Google

wußte er wohl, da draußen in den dunkeln, pfadlosen Gegenden, da stand die große Aufgabe, die niemand umgehn kann, und wartete auf ihn, das Leben in der einen Hand und in der andern den Tod. Es wurde Sören ganz feierlich zu Mute, denn der Ernst des Lebens trat ihm nah.

Rund um seine Hütte breitete sich das schweigsame Land, das aus Heidekraut und Porsch, sickerndem Wasser und rinnendem Sand bestand. Aber es war ihm, als ob die Büsche und das Stichelgras ihm flüsternd von einem Leben erzählten, das unter ihren Wurzeln verborgen liege, von einem schlummernden Leben, das er wecken solle. Jeder Fußbreit Land zog ihn an sich, und er fühlte, daß er hier zu lebenslangem Dienste gefesselt sei. Vielleicht war ihm das alles nicht so ganz deutlich bewußt, aber ähnliche Gedanken und Gefühle waren es doch, die damals den Unterstrom in seinem Gemüte abgaben.

Ich glaube, ich will einen Schutzzaun um unser Eigentum pflanzen, Ane! sagte Sören eines Tages zu seiner Frau. — Meinst du, er werde wachsen? fragte sie. — Es muß auf alle Fälle versucht werden. — Das könntest du allerdings, erwiderte sie und sah auf. — Eine Reihe Bäume die Grenze entlang, das würde gut aussehen, was? fuhr er fort, indem er lustig vor sich sah. — Ja, wenn sie nur wachsen wollen! — Es müßte natürlich Erde eingegraben werden, und dann ein großer Graben darum. Dann würden wir es aber auch schön bekommen, und die Leute könnten schon von weitem sehen, wo wir wohnen! fügte er hinzu und schaute sie lächelnd an.

Sie lächelte auch, aber ein klein wenig schüttelte sie doch den Kopf dazu. — Nun, es wird schon werden, wenn Gott will, und Ole will, und das Zeug will, wie Fuhrmann Ole zu sagen pflegt! schloß er und ging in den Stall zu seinem Vieh.

Hinter einer alten dicken Torfmauer standen zwei kleine Ochsen, zwei alte Kühe und ein Kalb. Sie stampften vergnügt in ihren Ständen, als Sören die Arme voll getrocknetes Strandgras hereinkam, und begannen sogleich begierig zu fressen. Während sie die Halme kauten, liebkoste er sie, kraute sie und redete mit jedem von ihnen. Dann aber versank er in Gedanken, und erst spät kam er wieder in die Stube, wo er sich mit der Bemerkung, wenn es nur halbwegs möglich sei, so müsse im Sommer gebaut werden, am Tisch niederließ. — Übrigens glaube ich, daß das scheckige Kalb ein prächtiges Stück Vieh geben wird, fügte er kurz nachher hinzu. — Das wäre ja herrlich! — Ja, ich glaube es gewiß!

Und wieder nach einer Weile sagte er: Ane, sing einmal eins von den Liedern deines Vaters, das klingt so hübsch in der Dämmerung!

Das Kind an der Brust wiegte sie den Takt mit dem Oberkörper und sang: Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!

* * *

Schon gegen Ende Februar schmolz in diesem Jahre der Schnee, und gleich war Sören Brander draußen mit seinem Klaftermaß. Er maß kreuz und quer, überlegte und teilte ein und versuchte es auf die eine und auf die andre Weise. Auch droben auf der hohen Düne, die ihm gehörte, wanderte er lange umher und schaute sich nach allen Seiten um.

Er war nicht groß und auch nicht besonders stark, aber alle seine Bewegungen waren eigentümlich, hurtig und elastisch, und in dem etwas bleichen Gesicht, das von einem krausen Vollbart eingerahmt war, leuchteten ein paar offne Augen, die von Thatkraft glänzten.

An einem Sonntag, nicht lange darauf, als der Frost noch nicht ganz aus

Digitized by Google

der Erde war, arbeiteten zwei Männer eifrig auf Sören Branders Marſcheide. Es war früh am Tage, kühl und neblig, und der weiße Reif hing noch an den Heidebüſchen. Nach und nach brach aber die Sonne doch ſtärker und ſtärker durch, funkelte auf den Tauſenden von Reifkryſtallen und ſog Dampf aus der aufgeworfnen Erde. Es war der Kampf zwiſchen Tag und Nacht, Winter und Frühling, ein Geburtsfeſt für das Kommende. Und nun begann es auch über Sörens Zukunftsplänen zu dämmern, an die er heute feſter glaubte als je. Leichthändig brauchte er ſein Werkzeug, aber die Gedanken ſchienen den Händen noch weit vorauszueilen.

Der Arbeiter Jens Berg, der Sören half, war eine ſchwerfälligere Natur, ging aber unverdroſſen drauf. Er hatte einen breiten Rücken, auf dem ſich die Hoſenträger über einem blaugeſtreiften Blauſenhemd kreuzten. Sein Spaten ſtach mit einem Stoß mitten durch die Wurzeln, und rund um ihn herum häuften ſich die Erdſchollen auf, als arbeite eine Maſchine. Er war ein außerordentlich ſtarker Mann.

Hat Peter Kiebitz nicht auch verſprochen, dir zu helfen? fragte er, indem er ſeine Arme auf dem Spaten ausruhen ließ. Die knochigen Hände waren mit langen dunkeln Haaren bedeckt. Ein ſtarker Vollbart wuchs über ſein ganzes Geſicht, und dick und dicht und lang hing ihm das Haar über die Stirn nieder. Zwiſchen all dieſem Haarwuchs aber ſaß ein Paar gutmütige Augen und lächelte voll guter Laune. — Doch, ich denke, er wird wohl gleich hier ſein! antwortete Sören und ließ ſeine Blicke über den Graben hinſchweifen. — Er liegt wohl noch in ſeinem Neſt, der Kiebitz! — O, er iſt ſonſt immer ein fleißiger Arbeiter, und feſt iſt er wie ein Baumſtamm. Aber ſeit er ins Armenhaus gekommen iſt, ſcheint ihm alles einerlei zu ſein. — Er hat ja auch den ſchweren Leibſchaden, erwiderte Jens und ſpuckte in die Hände. Und dabei hat er wahrſcheinlich auch nicht viel Freude im Haus, fügte er hinzu, indem er den Spaten mit ſeinem Holzſchuh in die Erde ſtieß. — Ich glaube doch, daß ſie flink genug iſt, ſeine Frau. Aber eine Krone den Tag für faſt ein Dutzend Menſchen, das macht ſo etwa einen Groſchen für jeden; damit iſt ſchwer auskommen, Jens. — Hm! Das ſoll wohl wahr ſein! Jens ſtach einen großen Spaten Erde aus. — Da haben wir unſern Mann! rief Sören und lachte; und wir werden auch gleich hören, was er denkt! — Ja Peter! Jens ſchob die Mütze in den Nacken und lachte. Er iſt nicht beſonders gnädig. Er fährt noch gerade ſo auf wie früher, der arme Kerl, und nimmt den Mund noch eben ſo voll wie ein Gutsbeſitzer, aber ſeine gute Laune ſcheint er ſich doch zu erhalten, und da —

Peter Kiebitz näherte ſich mit ſeinem Spaten über der Schulter. Ein Loch an ſeinem einen Holzſchuh war mit einem alten Stiefelſchaft geflickt, und ſeine blauen Drillichhoſen hatten auf den Knieen große ſchwarze mit langen weißen Stichen aufgenähte Flicken. Aber er ſang fröhlich vor ſich hin und that, als ob er in der allerbeſten Laune wäre.

Nun, was haſt du denn eigentlich mit dem hier im Sinn? fragte er und warf ſich dabei in die Bruſt. — Ich möchte nur verſuchen, Peter, ob ich nicht mein Feldſtück einzäunen und für etliche Bäume rajolen könnte — hier gegen Weſten vorerſt einmal! antwortete Sören und wies die Richtung mit der Hand. — Bäume! ſagte Peter. Hm! Hier wachſen meiner Lebtage keine Bäume! Gott mag wiſſen, wie Menſchen auf ſolche Gedanken kommen! Er ſpuckte verächtlich ſein Priemchen aus und ſtieß mit dem Spaten in den Boden, als wolle er alle Dummheit, die auf dieſem erbärmlichen Erdklumpen zu finden war, entzweihacken. Darauf knüpfte er ſein wollnes Halstuch auf und ſtopfte ſich ein Stück friſchen Kautabak in den Mund. Ha ha! Der Graben iſt wahrhaftig nicht ſo breit, daß nicht ein Froſch drüber huppen könnte. — Jens Berg hob den buſchigen Kopf

Digitized by Google

und antwortete: Ich glaube ganz gewiß, daß ein Kiebitz bequem hier liegen kann, und wenn er die Flügel spreizt. — Da begann Peter eine Melodie vor sich hinzupfeifen und grub mit den beiden andern um die Wette.

Nach einem anstrengenden Tage saßen die drei Arbeiter am Abend in Sörens Stube bei einander. Die Möbel waren unangestrichen, und das kleine Zimmer sah leer und armselig aus. In der Ecke über dem Ofen hing auf einem Stück benähter Sackleinwand Sörens Rasiermesser; der einzige Wandschmuck waren außerdem zwei Nürnberger Bilderbogen biblischen Inhalts mit Goldrändern. Die Männer nahmen erwartungsvoll am Tische Platz. Eine gute Aufwartung war nämlich der einzige Lohn, den die beiden Häusler für den Freundschaftsdienst, den sie Sören geleistet hatten, beanspruchten. Zuerst kam nun ein Laib Weißbrot auf den Tisch, dann eine Flasche Kornbranntwein und ein dampfend heißer Speckpfannkuchen in einer eisernen Pfanne, die vorsorglich auf eine zusammengelegte Zeitung gesetzt wurde, daß sie den weißgescheuerten Tisch nicht beschmutze.

Das ist einmal ein herrliches Essen, Leute! sagte Peter Kiebitz und wischte sich das Fett von den Mundwinkeln. — Sören schenkte ein. Gieß einen Tropfen in die Gurgel, Peter, du wirst sehen, wie das gut thut. — Ach! So ein guter dänischer Schnaps, der liegt so ruhig im Magen! Das ist ganz was andres, als all der Kognak und Fuselschnaps, den der Prokurator in sich gefüllt hat, denn das mußte ihm absolut die Eingeweide durchfressen, sollte man denken. — Wie lange warst du eigentlich bei Prokurator Vindfeld im Dienst, Peter? fragte Jens Berg, um Peter auf sein Lieblingsthema zu bringen. — Acht Jahre! Sage und schreibe acht Jahre! Und im letzten hatten wir den großen Prozeß mit dem Justizrat! fügte er hinzu. Ob der Prokurator seine Sache verstand? Peters Gesicht war wie versteinert vor Erstaunen. Ob er seine Sache verstand? Ja da kannst du ruhig drauf schwören. Der Justizrat zum Beispiel, der war damals in seinem sonnenklaren Recht, da herrschte gar kein Zweifel darüber. Und doch mußte er zu Kreuz kriechen! rief Peter und schlug mit der Faust auf den Tisch. Dann neigte er sich vor und flüsterte, während er mit den Augen zwinkerte: Wir kannten ja die Kniffe, versteht ihr? — Du hättest damals das Examen machen sollen, warf Jens Berg hinterlistig ein. — Ja freilich hätte ich das thun sollen! Aber die Jugend, Jens! antwortete Peter mit einem bedauernden Achselzucken. Und dann die Weisheit, weißt du. ... Nein, aber ich danke Gott doch für meine juristischen Kenntnisse et cetera! Damit war Peter an der Zeit angekommen, die der Glanzpunkt seines Lebens war.

Aber, Sören, daß du das alles, wovon du da redest, durchsetzen willst, das mit der Anpflanzung et cetera! rief Peter später am Abend. Nein, zum ..... Ja wenn du ein Mann wärst wie der Prokurator oder einer von diesen andern Protzen! Aber du bist und bleibst doch immer nur ein Hungerleider, jawohl! schloß er und schlürfte sein Glas aus.

Aber Sören entwickelte seine Gedanken mit solchem Eifer und mit solcher Wärme, daß schließlich die beiden Häusler mit fortgerissen wurden. Zum Schluß sagte aber Peter Kiebitz doch mit ziemlich sicherm Ton: Du magst sagen, was du willst, Sören! An dem Tage gebe ich dir eine rote Kuh und hundert Thaler dazu.

Das wäre schon die Probe wert! Ja das wäre wirklich die Probe wert! wiederholte Sören und nickte.

Nachdem die drei fleißigen Arbeiter auf diese Weise den Sonntag verbracht hatten, trennten sie sich, und alle drei krochen in ihre Betten, um am nächsten Morgen wieder rechtzeitig auf ihrem Felde zu sein.

* * *

Digitized by Google

Das Futter in Sören Branders Scheune nahm besorgniserregend ab, und die gehörnten, langhaarigen Rinder brüllten, sobald jemand in die Stallthür kam, aber meist ließen sie die Köpfe hängen und starrten schläfrig in die leeren Krippen.

Aber eines Tages drang ein ganz eigentümlicher Luftzug durch die undichten Wände, der die Wiederkäuer veranlaßte, die Nacken in die Höhe zu heben und in ihren Ständen unruhig zu werden; endlich öffnete sich auch die Thür des dunkeln Torfschuppens, und die Winterstricke wurden losgebunden. Das scheckige Kalb streckte die Nüstern in die Höhe und sog den erfrischenden Duft der zarten Feldkräuter mit solchem Wohlbehagen ein, daß es auf seinen schiefen Beinen wankte, während seine Blicke in Wolluft schwammen, und der Speichel ihm vom Maule troff.

Über allem lag es wie eine Weissagung von etwas Herrlichem, das nun kommen sollte. Die Vögelchen, die im Heidekraut bauten, flogen eilig hin und her und sammelten Hälmchen für ihr Nest. Da beschloß Sören, beim Kaufmann in der Stadt anzufragen, ob er ihm das Material zu einem Anbau auf Borg geben wolle.

Nun wurde das mit Heu gepolsterte Joch und das neue Geschirr, das Sören im Winter mit Hilfe seines Vaters verfertigt hatte, hervorgeholt, der Sonntagsanzug wurde herausgekramt und an den Nagel im Balken gehängt; und die steifen, hohen Stiefel wurden noch am Abend mit Thran eingeschmiert, daß am nächsten Morgen, wenn die Reise losgehn sollte, alles bereit wäre.

In der Nacht aber lag er auf seinem Lager und warf das Deckbett von sich; er konnte es nicht aushalten vor Hitze, meinte er. Die Berechnungen, Pläne und Sorgen, die ihm den ganzen Winter lang Tag für Tag durch den Kopf gegangen waren, waren es, die ihn nun unruhig machten. Jetzt, in der Stunde der Entscheidung, kamen sie alle auf einmal daher und drängten sich wie ein heißer Strom durch sein Gehirn.... Der Torfschuppen war eben viel zu klein und zu unzweckmäßig, er würde überhaupt nicht mehr lange Stand halten. Und er mußte doch ein Dach über Vieh und Ernte haben, wenn nicht das Ganze um ihn zusammenbrechen sollte.... Vielleicht hätte er sich eben hier draußen auf dem nackten Boden doch nicht niederlassen sollen ohne einen Pfennig in der Tasche, aber er hatte dem Drang nun einmal nicht widerstehn können, der ihm keinen Frieden gelassen hatte, bis er die Sache angepackt hatte.... Nein, durch mußte er, und wenn es ihm den Hals brach! Das war der einzige Weg, sich und den Seinigen eine Zukunft zu schaffen!

Er hatte ja schon ein paar zusammengesparte Kronen daliegen, aber zehn Ellen Haus mit Bauholz, Dach und Arbeitslohn! Da mußte er Schulden machen ... Aber wenn es dann so ging, wie er es sich ausgedacht hatte, und einigermaßen glückte, wenn er Gesundheit und Arbeitskraft behielt, daß er die Sache recht in Gang brächte, und wenn ihm sonst nichts zustieße und er ein ordentliches Darlehn vom Kreditverein bekäme — dann konnte es doch auch gehn ... Es mußte ja freilich täglich für sechs Münder Brot her, und wenn jedes das seinige haben sollte, dann ... Aber er wollte alles daransetzen und das Spiel wagen!

Wenn er aber verlöre, wenn die Stunde käme, wo unbezahlte Rechnungen und unerfüllte Versprechungen ihn umringten — wenn er daran dachte, dann wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte vor den dunkeln Schatten.

Endlich kam der Schlaf und führte ihn dahin, wo Traum und Wirklichkeit ineinanderfließen, und wo die Einbildungskraft die herrlichen Schlösser baut, die nicht mit Händen gemacht sind.

Bei Sonnenaufgang setzte Sören die Ochsen in Gang. Durch das Heidekraut liefen vielerlei Wegspuren nebeneinander her, aber Sören Brander kannte die richtige und fand sich auf die sandige Landstraße, die ihn zu seinem Ziele führte.

Digitized by Google

Die Sonne strahlte durch die frische Luft, und ringsumher tönte der Morgengesang der Vögel. Sonst hörte man nichts, als den knirschenden Laut des Flugsandes unter der Drehung der Räder und Speichen.

Während dieses einschläfernden Dahinfahrens versank Sören wieder in seine Berechnungen.

Guten Morgen, Sören! rief ihm Jens Peter Klit zu, der seine Kühe auf die Weide getrieben und eben die letzte angebunden hatte. Willst du zum Kaufmann? — Sören fuhr auf. Ja — brr! Ja, ich habe gedacht, ich wollte mir im Sommer ein Stück Haus bauen. — Nun, Glück zu! Ja, ich habe es nun hier eigentlich so ziemlich satt. . . . Ho ho! . . . Man kommt so sachte zu Jahren, und da taugt es nichts mehr für einen, hier auf den Dünen zu sein. Nun habe ich mich vierzig Jahre lang mit den Binsen und dem Heidekraut herumgeschlagen, und habe sie endlich soweit bändigen können, aber! . . . sobald man nur ein wenig nachläßt, nimmt das Dreckzeug gleich wieder überhand. . . . Wer hat denn deinen Wagen beschlagen? Schmied Skräm? Du müßtest eigentlich den Wunderschmied zu so was nehmen, der versteht es verdammt gut, wie man es machen muß, daß ein Wagen leicht läuft! Ja die jungen Tage, das ist eine schöne Zeit, Sören! schloß Jens Peter. Na, glückliche Reise!

Die große Frage war jetzt, ob Sören auf Borg bekam. Da stand er nun im Laden und schielte nach der Kontorthür, durch die der mächtige Mann eintreten mußte. Nun erschien er, verschwand aber sofort wieder; er fuhr heraus und hinein und schwänzelte um einen Großbauern aus Hagerup — die Konkurrenz machte ja auch ihm zu schaffen. Den Häusler von der Düne sah der Kaufmann kaum an, und Sören konnte sein Anliegen nicht vorbringen, die Worte blieben ihm im Halse stecken. Da traf es sich glücklich, daß Jens Nörgaard aus Lendum, von dem Sören seinen Bodenanteil gekauft hatte, dazu kam. Durch sein Dazwischentreten wurde die Sache rasch ins Reine gebracht, und bald konnte Sören mit dem befreienden Gefühl, daß das Schlimmste nun überstanden sei, aufladen.

Für die magern Ochsen, die sozusagen durch den Sand kriechen mußten, war es eine harte Arbeit, den schwer beladnen Wagen heim zu ziehn. Immer wieder blieben sie stehn, um zu verschnaufen, aber vorwärts ging es doch durch die einsame Moor- und Dünenlandschaft. Die Sonne sank, und der Tag ging zur Rüste; alle Laute verstummten, nur der leise Atemzug der Natur war noch zu vernehmen, während der Wagen weiter und weiter durch die Stille dahinschlich.

Die Ochsen wankten vor Müdigkeit, schließlich konnten sie sich nicht mehr weiter schleppen. Mitleidig betrachtete sie Sören und dachte, wie gern er sich für sie einspannen würde, wenn es etwas nützen könnte. Dann lockte er sie mit freundlichen Worten und ermunternden Zurufen wieder ein Stück vorwärts.

Endlich bog er in sein Heideland ein, und er konnte sein Haus durch den lichten Nebel der Sommernacht erkennen.

Mancherlei und seltsame Gedanken waren es, die in seinem Herzen aufstiegen, als er mit dieser Ladung an seinem Heim, das seine Zukunft barg, ankam.

Noch viele Fuhren mußten gefahren werden!

* * *

Der neue Wirtschaftsbetrieb mit dem Anbau und dem Viehbestand kostete vorerst mehr, als er eintrug, sodaß Sören zu gewissen Zeiten des Jahres noch auf Erwerb ausgehn mußte. Aber er ging nicht dahin, wo er nur den gewöhnlichen Tagelohn erlangen konnte. Er war ein kluger Kopf und hatte es schnell heraus, wo er einen Akkord abschließen konnte, der ihm eine gute Einnahme versprach. Es



Digitized by Google

konnte aber eben immer nur dazwischen hinein geschehn, daß er sich auf diese Weise Arbeit verschaffte, denn wirklich lange konnte er doch nicht von Hause weg sein, wenn er in seiner eignen Wirtschaft nichts versäumen wollte. Und dies, sein eignes Heim, war sein Augapfel, alles, was er nur zusammenscharren konnte, warf er in seinen Betrieb hinein, denn er glaubte an die Zukunft, an den Sieg, die Ernte und die goldnen Äcker.

Aber in den ersten Jahren, wo Sören so auswärts arbeitete, und Ane wie eine Fremde in dem einsamen Dünenhaus mitten auf den Feldern saß, da stellte sich das Gefühl des Verlassenseins bei ihr als Gast ein. Von den öden Heidestrecken und den leeren Dünen kam die Einsamkeit zu ihr hereingesickert. Was sie auch that, um sie fernzuhalten, war wie in den Strom geworfen, sie sickerte und sickerte immer stärker und stieg empor wie die Flut in der Dunkelheit. Da lief sie manches liebe mal auf die Hügel nach Süden hinaus, wo sie den Kirchturm ihres Geburtsorts sehen konnte; dort stand sie, die Hand über den Augenbrauen, und starrte und lauschte, wenn die Sonne zur Ruhe geläutet wurde, aber bis hier heraus auf die Düne drang der Ton keiner Glocke.

Den Fremdling, der sich da draußen niederläßt, ergreift, wenn er allein in einem schweigenden Hause sitzt, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft, obgleich die großartige Natur dort auch ihre ganz eigentümliche Schönheit hat. Wohl sind die Dünen grau und öde, die Heidehügel schwer und düster, und das Moos, worauf der Fuß tritt, sieht verwelkt aus. Aber ein Sommertag bringt Verwandlungen. Da wirkt hier draußen die Beleuchtung mehr als an irgend einem andern Orte. Wenn die Sonne hoch steht, fluten ihre Strahlen auf die offne Landschaft herab und wachsen zu einem Meer von Licht an, das sich zwischen den weißen Ufern am Horizonte wiegt. Es flimmert und blitzt von den Fensterscheiben und den weißgetünchten Häusermauern zurück, von allem, was einen Widerschein zu werfen vermag. Weit draußen im Norden schweben die Dünen wie lichte Wogen, die kaum den Boden zu berühren scheinen; eilige Hitzewellen jagen einander, wohin das Auge sich wendet, und weit ringsum sieht man durch ein flimmerndes Strahlennetz ferne Hügel, Häuser und Windmühlen in der hellen, funkelnden Luft schwimmen.

Aber wenn die Sonne sinkt, da erst sieht man dieses Land in seiner vollen Schönheit. Dann hat sich die Luft müde gezittert. Das Lichtmeer bettet sich zur Ruhe, Sandbänke und Dünen nehmen wieder feste Gestalt an, und doch sind sie weich in ihren Umrissen wie die Rundung lebendiger Glieder, und umhüllt von dem sanften Schein der sinkenden Sonne legt sich das Land zur Ruhe wie in ewigem Frieden.

An einem solchen Sommertag war Ane im Unterrock draußen bei den Kühen und Schafen — Sören war weg zu einem Kanalbau. Aber wenn sie ihn auch schmerzlich vermißte, so hatte sie doch keinen Raum mehr für die Sehnsucht der frühern Tage nach menschlicher Gesellschaft. Drüben an der Giebelseite des Hauses saß ja der alte Brander mit der Messingbrille auf der Nase und hobelte das Holz für den Anbau, während die Kinder mit den Spänen spielten, die sich auf dem Boden ringelten. Und außerdem hatte sie ja auch das Vieh zu besorgen.

Sie wunderte sich nur, daß dieses auf dem unfruchtbaren Boden hier draußen genügend Futter fand, denn in ihrem Geburtsort, da ging den Kühen das Gras fast bis an die Kniee, und das Korn stand dort so dicht, daß sich kaum eine Schlange durchwinden konnte. Hier dagegen hatte man doch seinen eignen Grund und Boden und sozusagen festen Fuß für sich und Sören. Aber der Pflug stand zu dieser Zeit still und wartete, die jungen Baumpflanzen ließen die Blätter hängen, und das Feld lag kalt und tot da, denn Sören war fort ... Wenn er nur wenig-

Digitized by Google

stens gesund blieb, dann ging es schon, und sie konnten erreichen, was sie sich vorgesetzt hatten . . . aber sie wagte fast nicht mehr darüber nachzudenken, denn sie wußte wohl, an was für einem dünnen Faden die Gesundheit hängt, wie sorgfältig man sein muß, daß so ein zerbrechliches Gut nicht in Stücke geht, und oft wurde ihr angst und bange, es könne der Tag anbrechen, wo alles auf einmal zerstört würde.

Solche Gedanken zogen durch ihre Seele.

Indessen brannte die Sonne mit heißen Strahlen auf den Rücken der Tiere, die mit hochgehobnem Schwanze nach allen Seiten hin auseinanderstoben. Alles von der Familie, was nur den Fuß rühren konnte, eilte hinterher. Der Alte warf die Brille weg und die Holzschuhe ab; denn wenn die schweren Hufe den Roggen niedergetreten hätten, wäre es ihm gewesen, als hätten sie ihm das Herz zertreten; in jedem einzelnen kleinen Halm konnten doch ein paar Körner für das tägliche Brot des Sohnes erhalten bleiben.

Nach dem Essen, das aus Kartoffeln und Mehlbrei bestand, und nach einem kleinen Mittagschläfchen griff der Alte aufs neue nach seinem Handwerkszeug. Und während er die Späne vom Holze hieb, gedachte er jedes freundlichen Worts, jedes milden Blicks und jeglicher Nachsicht, die ihm die jungen Leute erwiesen hatten; mit jedem Nagel, den er einschlug, heftete er einen guten Wunsch für die Zukunft der Seinigen fest, und ein Stück wurde mit einem Segensspruch von dem Greise an das andre zusammengefügt, während die Schatten länger und länger wurden. Die Häuser und die Windmühlen standen im Osten klar umrissen auf dem festen Boden, während die Küste gegen Westen in bläulichem Nebel unter dem purpurfarbnen Himmel lag. Der alte Mann ließ seine Arme ruhen, sah zu der sinkenden Sonne hinüber und dachte an den Abend, der über jedem Leben dunkelt.

* * *

Der träumerische, violette Schimmer, der im September über der blühenden Heide liegt, hatte das Auge mit seiner bestrickenden Schönheit erfreut. Aber jetzt lag die weite Heide verwelkt da, verdorrte Grasbüschel stachen zwischen dem abgeblühten, rotbraunen, von Wind und Wetter zerzausten Heidekraut hervor. Das langhaarige Vieh stampfte frei auf dem frisch eingesäten Roggenacker und den umgepflügten Stoppelfeldern umher und suchte Ersatz für die entschwundne Fülle. Die Schafherden trieben sich umher, wohin der Weg sie führte, und jeden Tag mußten die Kinder springen und sich bei den Nachbarn nach verlaufnen Widdern erkundigen.

Draußen in den Dünen war man eifrig damit beschäftigt, den losen Sand zu dämpfen, der die Felder bedrohte, von denen sich die Dünenbewohner nähren mußten — ein Kampf mit dem Flugsand, von dem die Überlieferungen so viele Berichte von entsetzlichen Verheerungen, von machtlosem Widerstand und verlornem Land enthalten! Sören Brander schaffte Heidekraut herbei, und Jens Berg warf es in den fließenden Dünensand hinein. Die Kinder rissen Schilf aus, das dann die Frauen, die Peter Kiebitz anführte, an den bedrohten Stellen einpflanzten.

Draußen, vom Meer herein, fuhr der Wind sausend zwischen die Sandberge und pfiff durch die blaugrünen Halme des Stichelgrases. Die Regengüsse des Spätherbstes rauschten von den dunkeln Wolken herab und tropften von den ausgefransten Röcken der Frauen. Die Kinder rieben sich die von Kälte und Feuchtigkeit aufgelaufnen Hände. Peter Kiebitz steckte sich ein besonders großes Stück Kautabak in den Mund und zankte mit den Frauen, die ihm allerdings mit ihren Neckereien die Führerschaft schwer genug machten.

Digitized by Google

Die Dünen und Sandflächen, über die der Sturm dahinfuhr, indem er Regen und Sand zu einem Nebel durcheinanderpeitschte, breiteten sich in großen Zügen wie eine Gebirgslandschaft mit Bergkuppen und ausgebrannten Kratern an der Küste hin, während das Meer gegen das schaumbedeckte Ufer donnerte, und der herbstliche Himmel wie eine offne Schleuse alles Unwetter herabsandte.

Gegen Mittag wurde es ein regelrechter Orkan, und jeder eilte seinem Heim zu, wo ihm Stücke von Giebeltorf und alter Dachdeckung um die Ohren flogen. Nun galt es, alle Kräfte einzusetzen, um die wankenden Hütten, die wie geängstete Tiere bebten, zu stützen.

Nachdem sie sich die Mützen fest auf den Kopf gebunden hatten, halfen sich die Männer gegenseitig, alles, was nur irgend Gewicht hatte, auf die Dächer zu schaffen, und alles, was nur immer Widerstand leisten konnte, als Stützen einzurammen. Die Frauen und die Kinder aber saßen ängstlich in den Stuben und zitterten vor dem entsetzlichen Unwetter, das durch die Räume heulte.

Sören Brander hatte seine ganze Kraft auf seinen neuen Anbau verwandt, und die Äcker lagen deshalb von Wasser vollgesogen wie die Schwämme und mußten des Grabenziehens harren. Aber er war noch nicht ganz fertig damit — und nun kam der Orkan! Er heulte durch den Schornstein, riß Thüren auf und schlug Thüren zu, daß der Kalk von den Lehmwänden herunterpolterte; er packte alle losen Gegenstände und führte ein paar leere am Brunnen stehende Eimer in die Heide hinaus. Er drang durch die Öffnungen des halb fertigen Gebäudes und stemmte sich von innen gegen das Dach, daß sich das Lattenwerk bog, und man jeden Augenblick darauf gefaßt sein mußte, daß er es mit sich fortreißen und nach allen Seiten hin zerstreuen würde, und daß das nackte Sparrenwerk wie ein großes Skelett einstürzen würde.

Sören, Ane und der Vater legten eifrig Hand an, wußten aber kaum, was sie thaten, so von Entsetzen erfüllt waren sie in ihrer Ohnmacht dieser daherfahrenden Gewalt der ungezähmten Natur gegenüber, die rücksichtslos alles zerschmettern zu wollen schien, was mit so vieler Mühe, unter Sorgen und bangen Hoffnungen errichtet worden war.

Die Nachbarn schleppten Baumstämme, Bretter und andre zweckentsprechende Gegenstände herbei. Emsig liefen die Leute hin und her, doch wußten die wenigsten, wo sie angreifen sollten. Peter Kiebitz focht mit den Armen und kommandierte nach allen Seiten, aber bei dem Sturmgetöse konnte niemand verstehn, was er sagte, und niemand kümmerte sich darum. Stroh wirbelte durch die Luft, das Haus ächzte ununterbrochen in allen Fugen und stöhnte unter den gewaltigen Windstößen.

Von Zeit zu Zeit trat Ane unter die Thür, aber ihre Röcke wickelten sich sofort um ihre Beine, daß sie kaum den Fuß rühren konnte und fast nicht zu stehn vermochte, zumal in den Umständen, in denen sie gerade war.

Als ihr Mann einmal eilig an ihr vorbeirannte, rief sie ihm mit thränenerstickter Stimme zu: Ach Gott, Sören! Aber er hörte sie nicht, sah sie nicht einmal, sondern eilte, mit einem Seil auf das Dach zu kommen. Der Alte, der Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten, lief jammernd umher und wischte sich immerfort die Thränen aus den Augen.

Der Sturm raste wie ein tobendes Meer, worin jeder andre Ton und Lärm untergeht. In steigenden und fallenden Wogen donnerte er gegen die Hütte, die einem Schiffe beim Scheitern glich. Oben auf dem Dache saß Sören mit zerrissenen Kleidern, unbedecktem Kopf und wild flatterndem Haar um das todbleiche Gesicht — als ob er auf der letzten Planke dahintriebe.

Dann kam die Nacht, wo man nichts mehr thun konnte. Aber niemand

Digitized by Google

konnte oder mochte ruhig im Bett liegen; lauschend, spähend und sich vorwärts tastend arbeiteten sich die dunkeln Gestalten um die wankenden Häusermauern. In der düstern, stürmischen Nacht wachten die Eigentümer über die baufälligen Häuser, die ihr einziger Reichtum waren.

Am nächsten Morgen wurde die Zerstörung offenbar: eingestürzte Schornsteine, aufgerissene Dächer, zerschmetterte Fenster, zusammengebrochne Mauern, umgeworfne Torfhaufen, das waren die traurigen Spuren des Sturms. Auch bei Sören Brander hatte er beträchtlichen Schaden angerichtet.

Und der Winter stand vor der Thür.

(Fortsetzung folgt)

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aufgetrutelter Brathahn. Großvaters Koch wußte, daß der alte Herr kein Freund von aufgebratnem Stückfleisch oder Geflügel war. Aufgebratnes, außer Kartoffelklößen, ist auch ein elender Fraß. Baumann, so hieß der Künstler, war deshalb, wenn früh der Speisezettel für den Mittagstisch beraten wurde, die Meldung, daß es „Phönix" als Braten geben würde, immer etwas peinlich. Wenn vom Enkel auf den Großvater geschlossen werden darf, war zwar in einem solchen Falle kein wilder Ausbruch von Entrüstung zu befürchten, aber ein ermüdeter schlaffer Zug um die Mundwinkel, dem Köche, wenn sie ein Gericht vorschlagen, ungern begegnen. Eines Tags, wo es schon überhaupt nicht gut gegangen war, fragte Großvater nach dem Braten, um sich daran für die andern Gerichte, die ihm nicht behagten, schadlos zu halten. — Aufgetrutelter Brathahn, Freilich Gnaden, sagte Baumann scheinbar unbefangen, als wenn er nicht wüßte, daß das die Sache kaum besser machen würde. Der Phönix freilich machte die Sache nicht besser, aber daß Baumann mit der Zunge daneben gefahren war, hätte dem alten Herrn, der für die Art Spaß Sinn hatte, gedünstete Leber und Maccaroni annehmbar gemacht. Seitdem erschien bei ihm und später bei seiner Tochter der da capo Indian jedesmal als „aufgetrutelter Brathahn" auf dem Tische.

Großvater hatte Recht: wenn es einmal ein Truthahnsgespenst gab — und warum hätte es das bei Leuten, die keine „Barone" waren, nicht geben sollen? —, so war es besser, das Gespenst kalt als hors d'oeuvre zu essen, und Baumann konnte sich da seine pikanten Bratentunken, die er dem Aufgetrutelten mit auf den Weg gab, ersparen.

La délimitation de la frontière franco-allemande*) ist auch aufgetrutelte, über hellem Feuer rasch wieder angebratnes Konservegeflügel: vor vierzehn Jahren gemachte Aufzeichnungen über vor dreißig Jahren Geschehenes. Wenn der Verfasser, Oberst Laussedat, den Inhalt seiner Konservebüchse kalt auf den Tisch gebracht hätte, wären die gepfefferten Tunken nicht nötig gewesen, mit denen er sein Aufgetrutelte servierte: ein Vorwort (avant-propos), eine Einleitung (introduction) und — mehr kann man unmöglich verlangen — auch noch eine feierliche Verabschiedung vom Leser (adieu au lecteur). Wir sind zufälligerweise ziemlich genau mit dem bekannt, was sich deutscherseits bei der in Frage kommenden achtzehnhunderteinundsiebziger

*) La Délimitation de La Frontière Franco-Allemande par le Colonel Laussedat. Paris, Ch. Delagrave.

Digitized by Google

Grenzregulierung in Brüssel, Berlin und Frankfurt a. M. hinter den Kulissen abgespielt hat, und teilen im wesentlichen den Standpunkt des Verfassers, indem wir — man darf in solchen Dingen nicht zu deutlich sein — die deutschen Kommissare um den ihnen gewordnen Auftrag nicht beneiden. Aber daß uns demungeachtet der Abschied vom Obersten, mit dem wir meistens in re übereinstimmen, so außerordentlich leicht geworden ist, und daß wir sein adieu an lecteur und das poetische Zitat: j'ai vu sur tes flancs nus etc. ohne Rührung gelesen, auch die auf dem Buchtitel angebrachte Wiedergabe der berühmten Rothschen Medaille: Patria non immemor ohne erneutes Mitgefühl betrachtet haben, liegt nicht an dem Brathahn, der wirklich ein Stück Geschichte und für skrupulöse Deutsche nicht gerade ein das Selbstgefühl erhöhendes ist, sondern an den Tunken, dem Vorwort, der Einleitung und dem Adieu.

Der Oberst sagt auf Seite 94, wir Deutschen hätten eine ganz andre Art zu denken und zu fühlen als die Franzosen, und meint damit selbstverständlich, daß wir uns mit der unsern vor der seiner Landsleute verstecken müßten. Dabei ist mir klar geworden, wie recht er in einer Beziehung mit dem hat, was er sagt, wenn auch nicht gerade mit dem, was er meint, denn ein deutscher Offizier würde das Buch des Obersten auch nach seiner Verabschiedung kaum veröffentlicht haben, er würde Bedenken gehabt haben, die dem Obersten nicht beigekommen sind: er und seine Landsleute denken und fühlen, wie er sich ausdrückt, anders als wir Deutschen.

Er hat sich, das wissen wir, vor dreißig Jahren in der That bei der damaligen Grenzregulierung als ein Mann von Einsicht und Charakter gezeigt, und hat dadurch große Verdienste um sein Land erworben: wie nett wäre es nun, wenn das die spätern Generationen nur aus dem Munde dritter erführen und nicht aus dem von ihm selbst geschriebnen Buche, das mit der großen Mehrzahl der Staatsmänner, denen er als Grenzregulierungskommissar beigeordnet war, sehr hart ins Gericht geht und deshalb wohl mehr vor das Forum des französischen Gefühls als das des deutschen gehört.

Abgesehen hiervon wimmelt das Buch von abfälligen Urteilen allgemeiner Natur über Deutschland, den Fürsten Bismarck und die deutschen Kommissare, die er durch Verwendung liegender Schrift jedesmal ausdrücklich als ihm oktroyierte, von ihm als solche nicht anerkannte Kollegen bezeichnet. Er bedient sich, wo er vom General Stranz und einer Dame, der Schwester des Feldmarschalls von Manteuffel, spricht, und auch später Seite 91 gewisser Ausdrücke, von denen wir eigentlich glaubten, daß man, wenn man einer gewissen Gesellschaft angehörte, davor von der Seite eines derselben Gesellschaft angehörenden schon um der Form willen sicher wäre. Wir haben bei einer andern Gelegenheit gesagt, wie dankbar wir dafür sind, daß uns französische Verleger solche mit besonderm animus gegen Deutschland geschriebne Bücher zuschicken, und wir möchten, recht viele Deutsche wollten sich die Zeit nehmen, solche Bücher durchzublättern. Der dadurch gewonnene Einblick in die gegenwärtige Stimmung gebildeter französischer Kreise würde wesentlich dazu beitragen, dem denkenden Teile des deutschen Volks klarzumachen, auf welchem Vulkane wir stehn, und in wie kindischer Weise ein Teil von uns darauf herumtändelt.

Was der Oberst gegen die Deutschen im allgemeinen sagt und durch die Wahl überaus gepfefferter Bezeichnungen und Epitheta zu verstehn giebt, kann füglich unerörtert und unerwidert bleiben, denn ebensowenig wie es da, wo es sich um internationale Beziehungen handelt, dem Einzelnen verwehrt sein kann, von einer ganzen Nation die möglichst ungünstige Meinung zu haben und das auszusprechen, ebensowenig ist von dem betreffenden Volke zu erwarten, daß es sich veranlaßt finden sollte, von einer solchen Meinungsäußerung auch nur die entfernteste Notiz zu nehmen.

Digitized by Google

Nur auf eine von dem Obersten auf Seite 16 in der Einleitung gemachte Bemerkung möchte ich eingehn, weil ich darauf, was mich anlangt, ganz kategorisch antworten kann. Er sagt: „Was übrigens heute wie damals jedermann weiß, ist, daß diese Grenze nicht ewig bestehn kann. Denn wenn sie doch bestehn bliebe, so könnte man Frankreich ebensogut gleich aus der Zahl der Großmächte streichen und es zur Anerkennung des deutschen Prinzipats veranlassen. Glücklicherweise sind wir noch nicht so weit, und trotz der Prüfungen, durch die wir hindurchgegangen sind, und die uns noch bevorstehn, braucht man kein Prophet zu sein, daß man den Augenblick kommen sieht, wo der Stern Preußens erbleichen wird, und wo seine Hegemonie den deutschen Völkern, denen sie sich unter nicht wiederzuerwartenden Umständen aufgedrängt hat, unerträglich werden wird. Sie ist es schon."

Nein, ewig wird diese Grenze allerdings nicht bestehn, das wissen wir Deutschen auch, und da ich kein Prophet bin, so getraue ich mir darüber, wie lange sie gelten wird, keine Vermutung auszusprechen. Auch der preußische Stern wird, wie so viele andre leuchtende Gestirne, einmal verbleichen, das ist richtig, aber unerträglich oder lästig, Herr Oberst, ist mir und meinen Landsleuten die Hegemonie des preußischen Staats durchaus nicht. Es handelt sich bei dem, was ich Ihnen mitteile, nur um das kleine Königreich Sachsen; Bayern, Württemberg und Baden, von denen die Friedenspräliminarien am 26. Februar 1871 mit unterzeichnet worden sind, Mecklenburg, Oldenburg, Hessen, die thüringischen Staaten, die freien Städte mögen Ihnen selbst sagen, wie sie von Ihrer oben wiedergegebnen Behauptung denken, und Sie werden, fürchte ich, als Feind Deutschlands von dem Ergebnisse Ihrer Umfrage wenig erbaut sein. Auf uns Sachsen, das getraue ich mir Ihnen hiermit schriftlich zu geben, kann der Kaiser von Deutschland genau so sicher rechnen, wie auf seine Brandenburger und Pommern. Je größer die Opfer an Selbständigkeit sind, die das Land und sein Fürst für die Einigkeit und das Deutsche Reich haben bringen müssen, um so fester sind uns Deutschland und sein Kaiser ans Herz gewachsen.

Sie sollten sich darüber freuen, Herr Oberst, denn Ihren Landsleuten verdanken wir nach jahrhundertelanger Geringschätzung und Mißhandlung unser höchstes Gut, unsre Einheit, und wenn, was nicht in Frage ist, und was ich nur, um mich recht deutlich zu machen, jeder Möglichkeit zuwider als eine Eventualität behandle, je zwischen Preußen und den übrigen deutschen Staaten Mißhelligkeiten auszubrechen drohten, so würde ein einziger Blick nach Westen genügen, uns an die Gefahren der Zwietracht zu erinnern. Denn die böse Fee hat unserm sonst so gesegneten und glücklichen Volke den sich von Generation zu Generation forterbenden Fluch in die Wiege gelegt, daß es kein Haus unter Dach und Fach bringen kann, ohne vor dem Feuerschein gallischer Brandfackeln zu zittern, und daß bei jeder Knabentaufe bange und sorgenvoll das Gebet zum Himmel steigt: Herr, bewahre ihn gnädiglich vor den tödlichen Streichen unsrer Nachbarn.

# Litteratur

**Die Erde und das Leben.** Eine vergleichende Erdkunde von Professor Dr. Friedrich Ratzel. Erster Band. Mit 264 Abbildungen und Karten im Text, 9 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1901

Es wäre Anmaßung, wenn wir dieses Werk empfehlen wollten, die Empfehlung besorgt der berühmte Name des Verfassers. Nur unsre Freude darüber wollen wir in ein paar Zeilen aussprechen. Wenn vor fünfzig Jahren schon der gute

Digitized by Google

Schacht den verständigen Schüler, der ihn geschenkt bekam, hoch beglückte, welches Entzücken wird da erst den Primaner von heute erfüllen, der Ratzels vergleichende Erdkunde auf seinem Platze unter dem Christbaum findet. Nicht daß dieses Werk für Primaner geschrieben wäre; nur der reife Mann vermag den tiefen Zusammenhang aller Erd- und Himmelsgebilde, der darin aufgezeigt wird, zu erfassen. Aber ein vorläufiges Verständnis erschließt es auch schon dem reifern Jünglinge. Der reife Mann aber, der nicht gerade Fachmann ist und nach der Studienzeit den Fortschritt der exakten Wissenschaften nur an der Hand von populären Zeitschriften verfolgt hat, wird aus dem Buche inne werden, wie viel ihm bei dieser unvollkommnen Art Selbstbelehrung entgangen ist, wie viele seiner von der Schulzeit herstammenden Ansichten überholt sind, und wie sehr ihm, wenn er den Zusammenhang mit dem Wissen der Gegenwart nicht verlieren will, ein Werk not thut, das alle Forschungsergebnisse eines großen, weit verzweigten Gebiets zusammenfaßt. So werden beim Lesen der Abschnitte über den Sonnenkörper, über das Erdinnere, über die Natur der vulkanischen Erscheinungen die meisten finden, daß sie eine Menge Irrtümer zu berichtigen haben.

Ratzel führt die von Karl Ritter in die Bahn geleitete vergleichende Erdkunde ihrer Vollendung entgegen. Er zerreißt und zerhackt nicht das Lebendige und vertellt nicht die Stücke in Fächer, weder in topographische, noch in Sachkategorien, behandelt die Erdkunde weder nach Ländern noch so, daß das Physische vom Geistigen und die einzelnen Gebiete des Physischen voneinander getrennt werden, sondern er läßt uns überall ein Ganzes sehen, zu dem Weltall und Erdball, Mineralisches und Organisches, Tier-, Pflanzen- und Menschenleben zusammenwirken. So kommt es, daß wir z. B. ein Fischerdorf am Mekong, den Hafen von Pillau und den von Newyork, dann die Absbacher Steine, ungarische Basaltfelsen und tiroler Dolomiten nahe beisammen finden. Was Illustrationen dazu beitragen können, geographische Gegenstände zu veranschaulichen, das ist hier durch meisterhaft ausgeführte Karten, Grundrisse, Profile, Landschaftsbilder geleistet. Wer nie im Leben Gelegenheit hat, eine bestimmte Bodenform, z. B. die Karren- und Karstform, mit eignen Augen zu sehen, gewinnt hier eine so deutliche Vorstellung davon, daß ihm zur vollständigen Kenntnis der Sache nichts Wesentliches mehr fehlt. Der vorliegende erste Band des Werks zeigt zuerst in einer Geschichte der Geographie, wie die Entdeckungen und die geographische Wissenschaft in Wechselwirkung miteinander fortgeschritten sind, und behandelt dann die Erde und ihre Umwelt; die Wirkungen aus dem Innern der Erde; Land und Wasser, Festländer und Inseln; die Küsten; Gesteine, Schutt und Erdboden; Verwitterung und Erosion; Bodenformen und das von ihnen abhängige Leben. Der zweite Band soll dem Wasser in seinen verschiednen Aggregatzuständen, der Luft und dem Leben in beiden gewidmet sein.

---

**Der Preis der Grenzboten wird vom 1. Januar 1902 an auf 6 Mark für das Vierteljahr ermäßigt (für das einzelne Heft auf 50 Pfennige). Unsre Freunde und Leser bitten wir, die Grenzboten bei diesem Schritte, mit dem sie ein größeres Wirkungsgebiet zu erobern hoffen, nach Möglichkeit zu unterstützen.**

---

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Vorausſetzungslos

**Ein ehrliches Wort zum „Falle Spahn“**

Bei dem Streite über die Berufung des katholiſchen Hiſtorikers Spahn an die Univerſität Straßburg iſt in dem Proteſte Theodor Mommſens und in den Zuſtimmungserklärungen, die ihm von einigen Univerſitäten zugegangen ſind, mit Nachdruck von der „Vorausſetzungsloſigkeit“ der Wiſſenſchaft geredet worden. Gegen die Gleichſetzung dieſes Begriffs mit „Wahrhaftigkeit,“ die Mommſen ſelbſt in einer zweiten Erklärung allerdings abgeſchwächt hat, hat ſchon in Nr. 48 der Grenzboten eine berufne Stimme Einſpruch erhoben. Aber es lohnt ſich doch noch, der Frage etwas näher zu treten: Giebt es überhaupt eine vorausſetzungsloſe Wiſſenſchaft?

Die Antwort iſt kurz und rund: Nein, denn es giebt keine vorausſetzungsloſen Menſchen. Jeder Menſch iſt ein Kind ſeiner Zeit, er lebt in und von einer beſtimmten geiſtigen Atmoſphäre, er ſaugt aus ihr ſeine Anſchauungen; nur dem Genie iſt es erlaubt, ſich bis zu einem gewiſſen Grade von ihr zu befreien, neue Bahnen zu finden und zu weiſen, die in eine neue, andre Lebensluft hinüberführen, aber von der, die es zunächſt umgiebt, geht auch das Genie aus. So ſind alle politiſchen und ſozialen Theorien, ſie mögen von noch ſo abſtrakten, „vorausſetzungsloſen,“ aprioriſtiſchen Sätzen auszugehn ſcheinen, thatſächlich doch nichts als die theoretiſchen Niederſchläge der politiſchen und ſozialen Entwicklung ihrer Zeit, als Folgerungen aus ihr oder als Bekämpfung. Wenn Plato, gewiß ein genialer Menſch, in ſeinem „Staat“ die Philoſophen, d. h. die Denkenden, zur Herrſchaft beruft, alſo einer Geiſtesariſtokratie die Leitung übergeben will oder auch einem „philoſophiſchen“ Monarchen, ſo erſcheint das als eine ganz abſtrakte Folgerung aus ſeiner Ideenlehre, denn es fand in den Zuſtänden der griechiſchen Welt kein Analogon, und doch iſt dieſes Ideal ebenſo ſehr aus den eignen Erfahrungen, dem Widerſpruch des geiſtvollen Mannes gegen die zügelloſe und unfähige Demokratie ſeiner Vaterſtadt Athen entſtanden, und er hat mit ſeinem „Staat“ die römiſche Hierarchie, den modernen Beamtenſtaat und das abſolute Königtum der Auf-



Digitized by Google

klärungszeit vorausgeahnt, wie er denn keineswegs reiner Theoretiker war, sondern bekanntlich den freilich mißglückten Versuch machte, in Dionysios II. von Syrakus einen „philosophischen" Herrscher zu erziehn. Ebenso scheint es nur reine Abstraktion zu sein, wenn später J. J. Rousseau, vom glücklichen Naturzustande der Menschheit in allgemeiner Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit ausgehend, die Volkssouveränität und eine vom Volk eingesetzte, ihm verantwortliche Regierung predigte, ein Ideal, das dann in Frankreich erst die Republik des Konvents, dann der Bonapartismus verwirklicht hat, aber praktisch ist er von dem demokratischen Gemeinwesen seiner Vaterstadt Genf bestimmt worden. Wenn endlich Hegel sagt: „Alles, was ist, ist vernünftig," so schwebt ihm der preußische Staat seiner Zeit vor Augen: er war ihm mit seiner Herrschaft eines ausgezeichneten hochgebildeten Beamtentums die verwirklichte Vernunft. Auch die abstrakteste und doktrinärste aller sozialen Theorien, die der modernen Sozialdemokratie, eine Spätgeburt des Rousseauschen Idealismus, beruht doch thatsächlich auf dem Gegensatz zum modernen Kapitalismus und Industrialismus.

Unzweifelhaft giebt es ferner eine scharf ausgeprägte christliche Weltanschauung, die uns beherrscht oder sich uns wenigstens überall fühlbar macht. Für sie steht Christus im Mittelpunkt der Weltgeschichte, diese geht erst auf ihn hin, dann von ihm aus, die Entwicklung der Menschheit wird von einer allwaltenden Vorsehung nach einem uns freilich gar nicht oder nur in Umrissen erkennbaren Plane geleitet, der Mensch selbst aber ist ein sich selbstbestimmendes, also sittlich verantwortliches Wesen. Wer diese Weltanschauung nicht hat, dem zerfällt die Geschichte in zusammenhanglose Thatsachenreihen, sie hat kein Ziel, und der Mensch ist der Spielball des blinden Zufalls oder einer unentrinnbaren Notwendigkeit unterworfen, also unfrei und unverantwortlich. Für diese Auffassung ist der Untergang der antiken Kultur schlechthin ein namenloses Unglück, der Sieg des Christentums und der Germanen im Westen, des Islams und der Araber im Osten ein trostloser Rückfall in die Barbarei. Es giebt ebenso unzweifelhaft eine spezifisch theokratische Weltanschauung, die ihre Heimat in Asien hat und noch heute dort herrscht; nach ihr besteht für das ganze irdische Leben eine von der Gottheit eingesetzte Ordnung, es ist also gar keine Entwicklung möglich, vielmehr ist alles, was von ihr abweicht, Abfall von Gott und Verfall. Wer im Banne dieser Weltanschauung steht, für den verwandelt sich die ganze Geschichte in die Kämpfe zweier Prinzipien, des guten und des bösen, des Gottesstaats und der Sünde; für den unendlichen Reichtum der Menschennatur kann er gar kein Auge haben. Deshalb ist z. B. die mittelalterliche Geschichtschreibung über den Standpunkt der Konstruktion und der Chronik niemals hinausgekommen, und sie ist unfähig, die Persönlichkeit zu begreifen. Es giebt endlich unleugbar eine evangelisch-protestantische und eine katholische Auffassung der Geschichte. Sie ist gegenüber der vorchristlichen Zeit im wesentlichen indifferent, aber gegenüber dem Mittelalter und der Neuzeit keineswegs. Der katholische Historiker kann in dem Kampfe zwischen Papsttum und Kaisertum nur eine Auflehnung der Staatsgewalt gegen die von Christus eingesetzte Hoheit des römischen Bischofs

Digitized by Google

sehen, der die Grenzen seiner Macht gegenüber dem Staate kraft seiner Souveränität nach seinem Willen ziehn kann, und er wird kaum umhin können, diese Betrachtungsweise auch auf die modernen Verhältnisse zu übertragen, jedenfalls bei der Beurteilung etwaiger Konflikte zwischen Staat und Kirche innerlich auf der Seite der Kirche stehn. Er wird ebenso die Reformation als eine unvermeidliche Folge der Zustände in der Kirche am Schlusse des Mittelalters begreifen können, aber ihr inneres Recht und den ungeheuern Fortschritt, den sie nicht in allen, wohl aber in sehr entscheidenden Beziehungen gebracht hat, wird er schwerlich vorbehaltlos zugestehn. Der protestantische, namentlich der deutsche Historiker wiederum wird den Kampf des Kaisertums als einen Streit um die Grundlagen des deutschen Staats und der nationalen Einheit verstehn und darüber vielleicht in die Gefahr kommen, das relative Recht des Papsttums zu unterschätzen, oder die katholische Kirche, aus der die Reformation hervorging, zu schwarz zu malen. Sogar in der Beurteilung der gesamten deutschen Geschichte stehn oder standen sich die Gegensätze scharf gegenüber. War die Kaiserpolitik des Mittelalters berechtigt oder nicht, förderlich oder verhängnisvoll für die Nation? War es ein Segen oder ein Unsegen für Deutschland, daß Preußen emporkam und schließlich Österreich ausschied? Wie stark beeinflußt auch der politische Parteistandpunkt ganz unbewußt das Urteil über die Vergangenheit! Man kann z. B. ohne Übertreibung sagen, daß sogar Mommsen seine römische Geschichte vom Standpunkte des Liberalismus der fünfziger Jahre aus geschrieben hat. Solche Verschiedenheiten der „Voraussetzungen“ sind also keineswegs gleichgiltig für die Auffassung und Darstellung der Geschichte. Oder um ein Beispiel aus der Theologie herauszugreifen: wer das Wunder leugnet, der wird in einer Reihe neutestamentlicher Erzählungen von vornherein nur fromme Legenden sehen; ist der aber „voraussetzungslos“? Es stehn eben überall Prinzipien einander gegenüber, und Prinzipien, unbeweisbare, aprioristische Leitsätze, lassen sich eigentlich nicht widerlegen. Wenn einer an der Möglichkeit der neutestamentlichen Wunder festhält, so kann ihm der Naturwissenschafter zehnmal sagen: Nach unsrer Erfahrung giebt es keine Wunder, kann es gar keine geben; der Theolog wird immer sagen können: Eure Erfahrung ist so beschränkt, eure Kenntnis von der Natur noch so oberflächlich, daß ihr zwar die Bedingungen genau angeben könnt, unter denen sich ein Streichhölzchen entzündet, aber durchaus nicht wißt, warum es das thut; wie wollt ihr über die Möglichkeit von Wundern urteilen! Daß die theokratische Weltanschauung vielfach verderblich gewesen ist, das kann man beweisen, aber ist sie deshalb falsch? Haben nicht auch andre Weltanschauungen Verderben genug in die Welt gebracht? Logisch beweisbar ist auch die christliche Weltanschauung nicht, ist keine Religion; nur aus ihren Früchten kann man ihren Wert erkennen, aber welche Früchte sie trägt, das hängt mindestens ebenso sehr von den Menschen ab, die sich zu ihr bekennen, wie von ihren Lehren. Die Wahrheit kann natürlich nur eine sein, aber wir Menschen erkennen nicht ihr reines, volles Licht, wir sehen es immer nur gebrochen in farbigen Strahlen.

Digitized by Google

Also: eine Voraussetzungslosigkeit giebt es im strengen Sinne des Worts nirgends, am wenigsten in den Wissenschaften historischen Charakters. In jeder ausgedehntern Darstellung, die den großen Zusammenhängen der Dinge gerecht werden will, wird sich die Grundanschauung des Bearbeiters geltend machen. Aber ist Auffassung und Darstellung nicht voraussetzungslos, die Forschung, die Sammlung des Materials soll es allerdings in dem Sinne sein, daß sie nicht von vornherein ein bestimmtes Ergebnis erwartet, daß sie vielmehr nur das, was sie wirklich findet, sieht und mitteilt, daß sie am wenigsten etwas erweisen will, was irgend welchen Parteirücksichten dient, und daß sie alles ehrlich ausspricht, auch was geltenden Meinungen und Parteizwecken widerspricht. Wenn ein Historiker neue Forschungen über den Ursprung des Siebenjährigen Kriegs anstellt, so soll er sie nicht etwa mit der Absicht führen, zu erweisen, daß Friedrich der Große politisch der Angegriffne oder der Angreifer gewesen sei, und wenn ein andrer die Quellen zur innern Geschichte Deutschlands um 1500 studiert, dann soll er nicht die Tendenz haben, alles in der katholischen Kirche schwarz oder weiß zu finden. Seine Grundanschauung wird natürlich in beiden Fällen auch auf die Beurteilung seiner Quellen einigermaßen einwirken, man wird deshalb besser nicht von Voraussetzungslosigkeit, sondern von Tendenzlosigkeit der Forschung reden, und das Streben danach ist allerdings gleichbedeutend mit Wahrhaftigkeit, der obersten, der heiligsten Pflicht aller Wissenschaft.

Nun leugnet niemand, daß in diesen Beziehungen zwischen Protestanten und Katholiken ein großer Unterschied besteht, daß der katholische Forscher einem starken kirchlichen „Rechtszwange“ unterliegt, den der Protestant nicht kennt. Denn die katholische Kirche ist die große Heils- und Erziehungsanstalt, die zwischen Gott und dem Menschen vermittelt, und ohne die dieser nicht zu Gott gelangen kann, sie muß also ihre Gläubigen in allen Beziehungen bevormunden, sie ist oder will sein die Herrschaft der Mündigen, der Priester über die Unmündigen, die Laien. Der Protestant fühlt sich seinem Gott unmittelbar gegenüber, er beansprucht deshalb Gewissens- und Denkfreiheit, er fühlt sich mündig und keinem kirchlichen Rechtszwange unterworfen, der dem Wesen seiner Kirche widersprechen würde. Darin liegt die Überlegenheit der protestantischen, die „Inferiorität“ der katholischen Wissenschaft, die niemand peinlicher empfindet als gebildete Katholiken. Wenn ein katholischer Forscher beweisen könnte, der Apostel Petrus sei niemals in Rom gewesen, also sei die theoretische Grundlage der päpstlichen Macht als der Nachfolgerin seines bischöflichen Amts hinfällig, so würde das ein Angriff auf das Papsttum und auf die ganze Kirche sein, den diese niemals dulden könnte. Wenn dagegen ein protestantischer Forscher zu dem Ergebnis käme, die Rechtfertigungslehre, das „reale Prinzip“ des Protestantismus, sei zwar die Lehre des Paulus, aber durchaus nicht die Lehre Christi, so würde er zwar in manchen Kreisen Anstoß erregen, aber kein Mensch würde ihn aus der Kirche ausschließen wollen. Umgekehrt hat vor jeder Lehre der katholischen Kirche, die „dogmatisch abgeschlossen“ ist, jede Forschung Halt zu machen. Der Protestant sagt mit Luther: „Hie

Digitized by Google

stehe ich, ich kann nicht anders," und fordert persönliche Widerlegung mit „gewissen, klaren Gründen," der Katholik muß sagen: „Ich unterwerfe mich der Autorität, denn sie ist zugleich die überlegne, die höhere Einsicht, ohne daß sie sich die Mühe giebt, mich noch besonders zu widerlegen." Diese Prinzipien scheinen unversöhnlich, und sie sind es auch — als Prinzipien, aber manches, was sich grundsätzlich ausschließt, muß sich im Leben vertragen und verträgt sich auch. Zunächst giebt es doch zahlreiche und ausgedehnte Forschungsgebiete, die von der Kirchenlehre gar nicht berührt werden. Der Jesuitenpater Secchi in Rom ist der größte Erforscher der Sonne geworden, und die italienische Archäologie ist der deutschen durchaus ebenbürtig. Es giebt vor allem innerhalb und außerhalb Deutschlands genug bedeutende katholische Historiker, auch auf Wissensgebieten, auf denen sich Konflikte mit der Kirche ergeben könnten, wie von den Verstorbnen der Bischof Hefele mit seiner großen Konziliengeschichte einer war oder F. W. Kampschulte mit seinen trefflichen, in der That ganz unbefangnen Werken über die Universität Erfurt im Verhältnis zum Humanismus und zur Reformation und Calvins Kirche und Staat, von den jetzt Lebenden z. B. der Kirchenhistoriker Franz X. Kraus, Moritz Ritter in Bonn mit seiner Geschichte Deutschlands in der Zeit der Gegenreformation, Karl A. Cornelius in München mit seinen Arbeiten zur Reformationsgeschichte, Nikolaus Paulus ebendort mit seinen Forschungen zu derselben Zeit, der den klerikalen Verdächtigungen Luthers scharf entgegengetreten ist, und — Martin Spahn mit seiner trefflichen Biographie des streitbaren Theologen Johannes Cochläus. Zu der „Objektivität" von Rankes Päpsten werden sie sich schwerlich erheben, aber es ist die Frage, ob diese Art der Geschichtschreibung das einzige Ideal ist. Jedenfalls dürfen wir, wenn wir von katholischer Geschichtschreibung hören, nicht immer nur an Janssens durch und durch tendenziöse Deutsche Geschichte denken. „Wer die Arbeiten (katholischer Historiker) mustert, sagt ein hervorragender evangelischer Theolog, die seitdem geliefert worden sind, gewahrt mit Freuden einen sichtlichen Fortschritt von tendenziös-konfessioneller Gebundenheit zu unbefangner, objektiver Geschichtschreibung." Diesen Fortschritt sollen wir nicht hemmen, sondern fördern, und wir fördern ihn, wenn wir ihn offen anerkennen. So werden beide Parteien, ohne von ihren religiösen Überzeugungen etwas aufzugeben, zunächst auf wissenschaftlichem Gebiete einander näher kommen, einander verstehn und achten lernen, und dabei wird nicht nur die Wissenschaft gewinnen, sondern auch unser nationales Leben. Denn wir Deutschen, das einzige große konfessionell gespaltne Kulturvolk, von dem schon im Reiche ein volles Drittel nun einmal katholisch ist, haben das allerdringendste Interesse daran, daß die vernünftigen und patriotischen Männer hüben und drüben die Fanatiker und Hetzer auf beiden Seiten zurückdrängen, daß wir Protestanten den Katholiken nicht immer vorrücken: Ihr seid unfrei, Sklaven Roms, eure Wissenschaft ist „inferior," und daß die Katholiken Rücksichten auf unsre Empfindungen nehmen und z. B. auf die Zurückberufung der Jesuiten ehrlich verzichten, da diese nun einmal dem protestantischen Volke als seine bösen Feinde gelten, daß mit einem Worte auf beiden Seiten nicht bei jeder passenden

Digitized by Google

und unpassenden Gelegenheit immer das hervorgehoben wird, was uns trennt, sondern das, was uns gemeinsam ist, das Vaterland und die trotz alledem doch übereinstimmende christliche Weltanschauung.

Von hier aus wird nun wohl auch die Berufung des katholischen Historikers Martin Spahn neben der des Protestanten Friedrich Meinecke nach Straßburg in einem etwas andern Lichte erscheinen, als die Proteste Theodor Mommsens und einer großen Anzahl von Professoren deutscher Universitäten zunächst zugeben wollen. Gewiß, Spahn ist als Katholik berufen worden, und er hätte den Ruf, wäre er das nicht, vielleicht nicht erhalten, obwohl gegen seine wissenschaftliche Tüchtigkeit gar nichts eingewandt werden kann, aber er ist für katholische Geschichte so wenig berufen worden wie Meinecke für protestantische. W. Giesebrecht und H. Sybel wären von König Max nach München vermutlich auch dann berufen worden, wenn sie Katholiken gewesen wären, aber sie waren eben doch Protestanten, und vielleicht war das in den Augen des Königs sogar ein Vorzug, weil er sich von ihnen eine größere Unbefangenheit versprach, als von seinen katholischen Bajuvaren, die niemals über die blauweiße „Reichsgrenze" hinausgekommen waren. Jedenfalls sollte aber ihre Ernennung keine „Konfessionalisierung der Wissenschaft" im protestantischen Sinne bedeuten, obwohl sich die echten und gerechten Münchner über diese „Ketzer" und „Fremden" seiner Zeit gerade so aufgehalten haben, wie jetzt andre Leute über den Katholiken Spahn. Immerhin verdient hervorgehoben zu werden, daß die Zustimmungserklärungen zu Mommsens Protest alles andre sind, als eine einmütige Kundgebung der deutschen Universitätslehrer.

Eine Reihe der deutschen Universitäten hat sich überhaupt gar nicht gerührt, und unter den Namen der Leipziger Professoren fehlt etwa ein Dutzend sehr ansehnlicher, sehr gewichtiger Unterschriften. Man sollte denken, wenn die Freiheit der Wissenschaft durch den katholischen Geschichtsprofessor in Straßburg wirklich so schwer bedroht ist, dann hätte ein Sturm der Entrüstung von Königsberg bis Bonn und von Kiel bis Tübingen brausen müssen, oder ist das bei den Hunderten von Professoren, die nicht unterschrieben haben, etwa Charakterschwäche und Liebedienerei? Das behauptet doch im Ernste kein Mensch. Wie sich Spahn mit seiner schwierigen Aufgabe abfinden wird, das ist seine Sache. Seine katholische Weltanschauung mag er natürlich vertreten, wo sie hingehört, wenn er nur nicht seine wissenschaftliche Ehrlichkeit verleugnet, denn mit schließlich doch berechtigter Rücksicht auf die katholische Studentenschaft ist er berufen, und man kann sagen: so gut wie etwa eine evangelisch-theologische Fakultät Professoren positiver und liberaler Richtung umschließt, wie sie geradezu den einen wegen dieser, den andern wegen jener Richtung beruft, also ihn darauf auch bis zu einem gewissen Grade verpflichtet, damit die Studenten nicht einseitig gebildet werden, sondern verschiedne Anschauungen miteinander vergleichen können, so gut können auch Historiker verschiedner Konfessionen gedeihlich nebeneinander wirken, wie es in München, Würzburg, Bonn längst der Fall ist, und es kann auch protestantischen Studenten gar nichts schaden,

Digitized by Google

wenn sie einmal einen Katholiken über Geschichte hören. Wir kennen einander überhaupt noch viel zu wenig.

Aber freilich, diese Berufung ist, horribile dictu, ein Zugeständnis an das Zentrum. Gewiß, das ist sie, und wer alle Konzessionen an diese Partei verwirft, der muß natürlich auch diese als eines der vielen „traurigen Zeichen der Zeit" bedauern, der hat aber freilich auch kein rechtes Verständnis für die Lage der Regierung. Es frommt nicht, alte Wunden aufzureißen, aber Thatsache ist es eben doch, daß das Zentrum seine Stellung als ausschlaggebende Partei den Liberalen verdankt, als diese sich in ihrem Doktrinarismus 1879 dem Fürsten Bismarck für die Durchführung seiner nationalen Steuer- und Wirtschaftspolitik versagten, ihn damit zwangen, den unseligen Kulturkampf, dem gerade sie zugejubelt hatten, mit einer Reihe von Konzessionen, jedenfalls nicht als Sieger, zu beenden, und die konservativ-klerikale Mehrheit zu bilden, die seitdem den Reichstag beherrscht. Die Verwandlung aller andern Parteien in wirtschaftliche Interessenparteien und das Schwinden des alten, zuweilen doktrinären, jedenfalls aber lebendigen Idealismus hat dann die Stellung des Zentrums noch mehr befestigt, und heute kann keine Mehrheit zustande kommen ohne das Zentrum, d. h. also, das Deutsche Reich kann nicht mehr regiert werden ohne, geschweige denn gegen das Zentrum. Das ist sehr beschämend für die andern, aber alle Klagen und alles Schimpfen schafft diese leidige Thatsache nicht aus der Welt, und die Reichsregierung muß mit den Thatsachen rechnen, nicht mit Klagen und Wünschen, mit der Macht, nicht mit der Ohnmacht. Die Zukunft des Reichs beruht in der That zu einem nicht geringen Teile darauf, daß die katholischen Deutschen, die das Kaisertum eines protestantischen Herrscherhauses mit Mißtrauen begrüßten und eben deshalb das Zentrum begründeten, die dann durch den Kulturkampf schwer gereizt wurden, sich nicht als Auchdeutsche, als Deutsche zweiter Klasse fühlen, sondern als Volldeutsche, daß sie darum unter Umständen auch in Rom diesen nationalen Standpunkt energischer zur Geltung bringen, als es bisher offenbar meist geschehn ist, und einen größern Einfluß auf die italienische Oberleitung ihrer Kirche gewinnen, als sie bis jetzt wohl haben. Es besteht ja nicht die geringste Gefahr, daß wir unsre katholischen Landsleute in eine ähnliche Lage versetzen, wie die katholische Reformation in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Protestanten, die schließlich ausländische Hilfe annahmen, weil das Reich ihnen ihr Recht versagte, beides zum Verderben Deutschlands. Aber wir haben so furchtbar unter dem konfessionellen Zwiespalt gelitten, daß es die heiligste Pflicht beider Parteien ist, seinen Einfluß auf unser öffentliches Leben möglichst zu beschränken. Bei Strafe der Vernichtung dürfen wir konfessionelle Politik nicht treiben. Man kann annehmen, daß der Kaiser eben jenes Ziel beharrlich verfolgt und z. B. in der Ernennung des „Altdeutschen" Benzler zum Bischof von Metz wie des Weihbischofs Zorn von Bulach für Straßburg ein großes Zugeständnis vom Vatikan erlangt hat, denn im Sinne des französierenden Klerus der Reichslande sind diese Berufungen wahrhaftig nicht gewesen. Da konnte es ihm auf die Ernennung eines katholischen

Digitized by Google

Historikers für die Universität des überwiegend katholischen Reichslands nicht so sehr ankommen. Trotzdem bleibt die sachliche prinzipielle Berechtigung des Mommsenschen Protestes gegen die „Konfessionalisierung" der Wissenschaft bestehn, ja er kann der Regierung einen Rückhalt gegen zu weit gehende Ansprüche des Zentrums geben.

Beinahe noch schlimmer als diese Konzession an das Zentrum ist für manche allerdings die Oktroyierung Spahns, den die philosophische Fakultät Straßburg nicht nur nicht vorgeschlagen, sondern geradezu abgelehnt hat. Dagegen hat ihr Dekan, der Archäolog Adolf Michaelis, soeben im Hamburger „Lotsen" einen entrüsteten Protest gerichtet und zugleich die schwersten Anklagen auch gegen die preußische Unterrichtsverwaltung erhoben, daß sie seit neunzehn Jahren durch bureaukratische Eingriffe das Vorschlagsrecht der Fakultäten gekränkt, durch Reverse die Freiheit der Wissenschaft beschränkt habe. Gewiß hat er damit einer unter den Professoren weitverbreiteten Stimmung Ausdruck gegeben, aber ehe man von der preußischen Regierung fordert, daß sie diese im erregtesten Tone vorgebrachten Beschuldigungen widerlege (was sie inzwischen unternommen hat), muß man von Michaelis erwarten, daß er sie durch einzelne Beispiele, die ihm natürlich nicht fehlen werden, näher begründe (was er bis jetzt nicht gethan hat). Jedenfalls zeigt sich auch hier, daß sie selbst aus Professorenkreisen nicht unwidersprochen bleiben; Adolf Harnack in Berlin hat sich soeben in der Nationalzeitung aufs nachdrücklichste gegen den „animosen Angriff" von Michaelis erklärt. Die übliche Besetzung der Lehrstühle auf den Vorschlag der Fakultäten als der sachkundigen, also kompetentesten Organe hat gewiß ihre großen Vorzüge; aber niemand wird leugnen, daß es dabei zuweilen recht menschlich zugeht, daß Cliquenwesen, Vorurteile und persönliche Rücksichten keineswegs immer ausgeschlossen sind. Wenn also die Regierung, die doch wohl auch Sachverständige außerhalb der beteiligten Fakultät zur Verfügung hat, dann und wann zu einer Oktroyierung schreitet, wozu sie gesetzlich befugt ist, so kann das unter Umständen unvermeidlich und wohl begründet sein. Hält sie es z. B. für notwendig, in eine ausschließlich orthodoxe oder liberale theologische Fakultät einen Vertreter der entgegengesetzten Richtung einzuschieben, den die Fakultät ablehnt, dann wird sie ihn eben oktroyieren. Ähnlich hat in Straßburg der Kaiser gehandelt, und zwar auf Vorschlag des Statthalters, des Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, mit Zustimmung des Reichskanzlers und des preußischen Kultusministeriums. Darüber geht weder die Freiheit der Wissenschaft noch auch nur die Selbständigkeit der Universitäten zu Grunde. Diese sind doch auch nicht mehr ganz die freien, auf sich selbst ruhenden und sich selbst erhaltenden Korporationen des Mittelalters, sondern auch Staatsanstalten, für die der Staat große Opfer bringt, und sie sind nicht nur für die Pflege der reinen Wissenschaft da, sondern auch für die Lehre. Darum muß der Staat auch das Recht haben, gelegentlich in die ihnen sonst gewährte sehr weitgehende Selbständigkeit einzugreifen, wenn es sein dringendes Interesse verlangt, und wenn er anarchistische Lehrer, die den Staat als solchen prinzipiell verneinen, nicht dulden könnte, so wird er

Digitized by Google

dann und wann auch einmal eine Professur gegen den Willen der Fakultät besetzen dürfen. Ganz rein können eben die Eigenschaften der Universitäten als selbständiger Korporationen und als Staatslehranstalten niemals ineinander aufgehn, das praktische Leben zwingt hier wie überall zu Kompromissen. *

# Das englische Königtum

Von Hugo Bartels

(Schluß)

Bis 1688 waren die Ausgaben des Hofs von den Staatsausgaben nicht getrennt, und eine Zivilliste wurde erst unter Wilhelm III. eingeführt. Verglichen mit den frühern Beträgen, 700000 Pfund Sterling unter Wilhelm und 900000 Pfund Sterling unter Georg III., erscheint die heutige Zivilliste sehr mäßig. Es darf aber nicht übersehen werden, daß sie früher mit einer großen Masse von Gehalten belastet war, die seitdem entweder als überflüssig und der Bestechung dienend abgeschafft oder vom Staat übernommen worden sind.

Unter der Königin Viktoria stand die Zivilliste auf 385000 Pfund Sterling. Davon waren 131260 Pfund Sterling für Gehalte bestimmt, 172500 Pfund Sterling für den Unterhalt des Hofs, 13200 für Wohlthätigkeitszwecke, 8040 für besondre Ausgaben und 60000 für die Privatkasse der Königin. Für Edward VII. ist die Zivilliste auf 470000 Pfund Sterling erhöht worden, wovon 110000 Pfund Sterling in die Privatkasse des königlichen Paares fließen. Die Königin, die als besondre konstitutionelle Person gilt (schon in der angelsächsischen Zeit hatte die Gemahlin des Königs eine Ausnahmestellung vor andern Frauen), erhält daraus für sich die Summe von 30000 Pfund Sterling, der König den Rest von 80000 Pfund Sterling. Zum Ausgleich für die Bewilligung der Zivilliste muß der Inhaber des Thrones auf die alten, an Wert geringern Kroneinkünfte verzichten. Nach radikaler Anschauung ist dieser Verzicht unnötig, da die Einkünfte aus den Kronländereien und gewissen Gefällen und Gerechtsamen nicht dem Könige gehören, sondern dem Staat. Praktischen Wert dürfte die Frage aber niemals haben. Denn solange die Briten sich im Glanze einer Krone sonnen wollen, müssen sie auch für die Kosten des Hofhalts aufkommen; sollte es ihnen dagegen einfallen, sich ohne König zu behelfen, dann würde es diesem recht schwer fallen, auch nur einen roten Heller des sogenannten Kroneinkommens zu erhalten.

Auch mit der jüngsten Erhöhung erscheint die Zivilliste nicht sehr groß. Die Privatkasse erfährt aber einen nicht zu verachtenden Zuschuß aus den dem Könige zustehenden Einkünften des Herzogtums Lancaster, die sich im Laufe der langen Regierung Viktorias verzwölffacht haben und gegenwärtig nach



Digitized by Google

Abzug aller Verwaltungskosten usw. mehr als 60000 Pfund Sterling Reinertrag abwerfen. Dem Könige stehn also über 140000 Pfund Sterling zur persönlichen Verfügung.

Bei dem Mangel eines besondern Vermögens des königlichen Hauses hat ferner das Parlament neben der Zivilliste, die nur für den König und seine Gemahlin bestimmt ist, auch Mittel für den Unterhalt der Prinzen und Prinzessinnen zu schaffen. Edward VII. hatte als Prinz von Wales 40000 Pfund Sterling Einkommen, die Prinzessin von Wales 10000. Dazu kamen die Einkünfte des Herzogtums Cornwall, aus denen der Prinz 1899 fast 67000 Pfund Sterling erhielt. Der neue Thronerbe, der Herzog von Cornwall und York, tritt nun in den Genuß der Bezüge von Cornwall, aber bei ihrem gegen früher ungemein höhern Wert hat das Parlament ihm ein geringeres Jahrgeld von nur 20000 Pfund Sterling ausgesetzt. Die Herzogin von Cornwall erhält dieselbe Summe wie früher die Prinzessin von Wales, nämlich 10000 Pfund Sterling.

Für die drei Töchter des Königs sind je 6000 bestimmt, und für die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses nach dem Hinscheiden der Kaiserin Friedrich, deren 8000 Pfund Sterling jetzt wegfallen, 64000 Pfund Sterling.

Ohne die Ruhegehalte für die Dienerschaft der verstorbnen Königin zu rechnen, die im Betrage von 25000 Pfund Sterling von der Privatkasse abgesetzt und vom Staate übernommen worden sind, fließen also der königlichen Familie aus öffentlichen Mitteln 582000 Pfund Sterling zu und mit Einschluß der beiden Herzogtümer fast 700000 Pfund Sterling.

In Wirklichkeit ist aber das Einkommen als weit höher zu veranschlagen (ganz abgesehen natürlich von den Privatvermögen), da es vielen Lasten nicht unterworfen ist, die von den Zivilisten andrer Fürsten getragen werden müssen. Die Unterhaltung der Schlösser und Gärten, soweit sie nicht persönliches Eigentum sind, wie Balmoral, Osborne und Sandringham, geschieht auf Kosten des Staats. Bei deutschen Fürsten gilt ferner die Unterstützung der Kunst als eine Ehrensache. Seit Heinrich Julius von Braunschweig hat besonders die dramatische Kunst bei ihnen jederzeit freigebige Förderung gefunden. Der König von Preußen unterhält mehrere Theater, der König von Großbritannien und Irland und den überseeischen britischen Gebieten auch nicht ein einziges. Ein Hoftheater ist nie Brauch gewesen, und die Unterstützung, die der Hof der dramatischen Kunst angedeihen läßt, beschränkt sich auf das Mieten einer Loge in einigen Theatern Londons. Die Gunst, die andern Künsten zu teil wird, läßt gleichfalls keinen Anspruch auf Mäcenatentum aufkommen. Eine Reihe von Werken der Bildhauerkunst, wie sie Kaiser Wilhelm der Stadt Berlin gestiftet hat, sucht man in London vergebens.

Dagegen kann sich Großbritannien eines fest angestellten Oberhofreimeschmieds rühmen, der für sein Pegasusreiten die Summe von 72 Pfund Sterling erhält anstatt des Fasses Wein, womit sich seine Vorgänger zur Zeit des lustigen Monarchen Karls II. zu hehren Lobgesängen begeisterten. Wie lange dieses Amt noch bestehn bleiben wird, ist fraglich. Nach Tennysons Tode

Digitized by Google

hatte es den Anschein, als sollte es eingehn, und bei dem jüngst zu Tage getretnen Eifer, überflüssige Hofämter abzuschaffen und den bestehn bleibenden die Gehalte zu beschneiden, ist es nicht unwahrscheinlich, daß Alfred Austin der letzte Hofdichter ist.

Viele der Sinekuren, die seinerzeit dem dritten Georg die Behauptung seiner Selbstherrlichkeit ermöglichten, sind längst aufgehoben worden und vergessen. Auch die ältesten Leute können sich des Oberhofbratenwenders nicht mehr erinnern. An andre hat erst die neuste Zeit das Messer gelegt. Die edle Kunst der Falknerei, über die weiland Kaiser Friedrich II. eine berühmte Abhandlung schrieb, gehört am englischen Hofe erst seit kurzem zu den brotlosen Künsten. Nicht, daß sie vom Hofe gepflegt worden wäre; denn der Falkenbeize, die noch heute von einigen Landedelleuten geübt wird, stand der Hof fern. Aber der Herzog von St. Albans, ein Nachkomme Karls II. und der Eleanor Gwynn, bezog als erblicher Oberfalkenmeister von einem für sein Dasein dankbaren Volke ein kleines Taschengeld von jährlich 895 Pfund Sterling, das erst 1891 durch eine Kapitalzahlung abgelöst worden ist. Mit dem Regierungsantritt Edwards VII. ist auch das Amt des Meisters der Hirschmeute eingegangen, was nur von den wenigen bedauert wird, denen das Hetzen eines zahmen Hirsches Vergnügen macht. Ebenso ist die Zahl der Hofkapläne, die vierzig betrug, herabgesetzt worden, und im Anschluß daran ist die deutsche Gemeinde, die seit zweihundert Jahren ihren Gottesdienst in der Kapelle des St. Jamespalasts gehalten hat, in ziemlich rücksichtsloser Weise an die Luft gesetzt worden.

Verglichen mit der Zeit Georgs III. ist die heutige Hofhaltung sehr vereinfacht. Die Pagen der Hintertreppe muten einen sonderbar an als eine Erinnerung an die Tage, wo Karl II. sein fröhliches Leben in Whitehall verbrachte. Auf der Hintertreppe kam auch John Hnddleston zu dem sterbenden König, um ihn in den Schoß der allein seligmachenden Kirche aufzunehmen. Über die Hintertreppe machte Jakob II. seine Anschläge gegen die englische Kirche. Damals bedeutete die Hintertreppe etwas, heute nichts mehr, und ihre Pagen sind nicht länger die Hüter von Staatsgeheimnissen. In derselben Weise haben die übrigen Posten im Haushalt an Wichtigkeit eingebüßt. Eine Beeinflussung der Regierung durch Stellenverleihung ist nicht mehr möglich. Die untergeordneten Stellen bedeuten nichts außerhalb der Paläste, und die großen Hofämter werden von der jeweiligen Regierung besetzt.

Jakob I. hatte gut sagen, man dürfe nicht darüber streiten, was der König könne und was nicht. Es ist gerade der strittigste Punkt in der englischen Verfassung. Eine Verfassungsurkunde, ein Pergament, das die Rechte des Königs und der Unterthanen festlegte, giebt es so wenig wie ein bürgerliches Gesetzbuch. Die britische Verfassung, das britische Recht setzt sich zusammen aus einer Unzahl von Parlamentsakten, anmutig gemischt mit dem ungeschriebnen Gewohnheitsrecht. Aber der Hauptgrundsatz der britischen Verfassung ist in keiner Parlamentsakte enthalten, sondern liegt wie überall in den thatsächlichen Machtverhältnissen. Wenn der König von Großbritannien

Digitized by Google

und Irland seine Flotte meistbietend versteigern wollte, es giebt kein Gesetz, das ihm das untersagt; doch er würde schwerlich einen Hannibal Fischer finden, obwohl dem Buchstaben des Gesetzes nach die Flotte ihm gehört. Was ihn hindert ist nichts, als daß er nicht kann. In einem Falle wie diesem liegt das Nichtkönnen offen zu Tage, da könnte auch der russische Zar nicht. Aber es giebt viele Fälle, wo frühere englische Könige konnten, während der gegenwärtige nicht mehr kann, ohne daß ein Gesetz den Weg sperrte. Manches unbestreitbare Recht des Königs ist durch Nichtgebrauch verfallen und durch eine Gewohnheit abgelöst worden, der sich der König fügen muß, weil er nicht mehr die Macht hat, sich ihr zu widersetzen.

Soweit das geschriebne und verbriefte Recht in Frage kommt, ist jede Parlamentsakte ein Teil der Verfassung. Zu Rechte bestehn alle, die nicht förmlich durch eine andre widerrufen sind. Aber die meisten der ältern sind auch veraltet und vergessen und werden nur einmal bei Gelegenheit von einem findigen Rechtsanwalt ausgegraben. Andre, wie die Magna Charta, haben bloß noch geschichtlichen Wert, da ihre Bestimmungen in spätere Gesetze übergegangen sind. Die für die Stellung des Königtums wichtigsten Gesetze sind die Bill of Rights vom Jahre 1689 und die Act of Settlement von 1700.

Diese Gesetze bedeuten eine große Einschränkung der königlichen Macht, am meisten das von 1700, das die Würde des zur Thronfolge berufnen welfischen Hauses zu einem Königtum von Parlamentsgnaden macht. Die legitime Geburt des Sohnes Jakobs II. konnte wirklich von keinem vernünftigen Menschen bezweifelt werden, und auch nach seinem Ausschlusse hatten die Nachkommen der Herzogin Henriette von Orleans, der Tochter Karls I., noch ein besseres Recht als der Enkel der Kurfürstin von der Pfalz. Die welfische Thronfolge war nur möglich durch ein Gesetz, das die katholischen Nachkommen Jakobs I. ausschloß, und wenn das Parlament mit Umgehung dieser die Welfen auf den Thron zu berufen das Recht hatte, so kann es sie oder ihre koburgischen Nachfolger auch wieder absetzen.

Als die Königin Viktoria einmal an Lord John Russell die Frage richtete, ob er wirklich, wie ihr berichtet worden sei, für den Unterthan das Recht beanspruche, den Befehlen des Souveräns den Gehorsam zu verweigern, antwortete Lord John freimütig: „Gegenüber einem Souverän aus dem Hause Hannover muß ich die Frage bejahen."

Ob nun die Gehorsamsverweigerung berechtigt ist oder nicht, der Wunsch, es zu thun oder das regierende Haus mit einem andern zu tauschen, wird nur von dem kleinen Häuflein sentimentaler Jakobiten geteilt. Das Parlament kann sich jedenfalls nicht beklagen. Auch Georg III. herrschte nur mit seiner Hilfe, und bisher ist es noch nicht in der Lage des Zauberlehrlings gewesen und hat bereut, die Welfen gerufen zu haben.

So wichtig die oben genannten Gesetze von 1689 und 1700 sind, so sehr sie den feudalen Charakter des alten Königtums berühren, die alten Formen haben sie unangetastet gelassen. So ist das englische Königtum von heute eine Mischung von Altem und Neuem, von Mittelalter und Neuzeit, Feudalismus

Digitized by Google

und Kapitalismus. Der Herzog von Marlborough hat alljährlich dem König eine französische Lilienflagge für den Besitz von Blenheim zu entrichten, einer ähnlichen Leistung unterliegt der Herzog von Wellington für das Lehn von Strathfieldsaye, ein Zeichen, wie sehr die feudale Anschauung noch in die Neuzeit hinüberreicht. Solcherlei feudale Verpflichtungen, in denen sich die persönliche Gefolgschaft des Lehnsträgers gegen den Lehnsherrn ausspricht, giebt es noch viele. Doch bei diesen Zeichen der feudalen Form des Königtums hat es sein Bewenden. Zivilliste und Staatsbudget sind mit wirklichem Feudalsystem unvereinbar.

Die Aufgaben des Staatsoberhaupts sind sich in allen Ländern, welche Verfassung sie auch haben mögen, gleich. Der Präsident einer Republik hat den Staat ebenso zu vertreten wie ein absoluter Monarch. Unterschiede finden sich nur in dem Maße des Gewichts, das vom Staatsoberhaupte selbst in dieser Vertretung ausgeübt wird, und darin steht der König von England sogar hinter dem Präsidenten der Vereinigten Staaten. Cleveland konnte aus persönlicher Machtvollkommenheit in der Venezuelafrage dem Kongresse eine Botschaft senden, die beinahe England und die Vereinigten Staaten zum Kriege getrieben hätte. Ein König von England kann sich ähnliches nicht erlauben.

Der Form nach ist der König von England im Besitz einer Machtfülle wie nur irgend ein Herrscher, wie der despotischste seiner Vorgänger. Als alter feudaler Lehnsherr gilt er als der einzige wirkliche Eigentümer des ganzen Grund und Bodens. Nach außen vertritt er den Staat, sendet und empfängt Gesandte, schließt Verträge und Bündnisse, macht Krieg und Frieden. Er ist der oberste Richter, ist der Quell aller Ehren, verleiht Orden und Standeserhöhungen. In seiner Hand liegt die Leitung des Handelsverkehrs, die Bestimmung von Maß und Gewicht, die Münzprägung und das gesamte Geldwesen. Er ist der Oberbefehlshaber aller Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, er allein kann Heere und Flotten ausrüsten und Festungen bauen. Was geistliche Dinge angeht, so ist er das Haupt der englischen Kirche. Die Einberufung, Vertagung und Auflösung des Parlaments liegt in seinem persönlichen Ermessen, und wenn das Parlament Beschlüsse faßt, die ihm nicht genehm sind, so kann er sie verwerfen.

So stellt sich das englische Königtum in der Theorie dar, aber in der Praxis bleibt davon nicht viel übrig. Bis zur Vertreibung der Stuarts lag die ausführende Gewalt des Staats lediglich in der Hand des Königs, der in der Wahl seiner Ratgeber keinen Beschränkungen unterlag. Das Parlament mußte sich gefallen lassen, wen der König zu berufen für gut fand. Der geheime Rat, der an der Spitze der Regierung stand, war gebildet nach dem Gefallen des Königs, nicht des Parlaments. War dieses mit der Regierung unzufrieden, so konnte es die Bewilligung von Geldern von der Abstellung der Mißbräuche abhängig machen, oder auch, wie im Falle des Earl of Strafford, dem Minister den Prozeß machen. Das Parlament vermochte also höchstens das Werkzeug einer ihm nicht genehmen Politik zu strafen, nachdem das Un-

Digitized by Google

heil geschehn war; das Unheil zu verhindern war es unfähig. Die Declaration of Rights, die Wilhelm III. vorgelegt wurde und später zur Bill of Rights wurde, konnte ebenfalls nur die Rechte der Unterthanen darlegen. Ein Einfluß des Parlaments wurde erst angebahnt durch den Beschluß des Unterhauses, Auflagen nur von Jahr zu Jahr zu bewilligen, nicht mehr wie früher auf des Königs Lebenszeit. Wilhelm III. hatte die ehrliche Absicht, nach dem Gesetz zu regieren und den Rechten der Engländer nicht zu nahe zu treten. Dieser Beschluß des Unterhauses traf ihn darum schwer; eine weitausschauende Politik, wie er sie im Auge hatte, erschien dabei unmöglich. Doch das Unterhaus blieb hartnäckig, und deshalb verfiel Wilhelm auf den Ausweg, seine Räte aus dem Parlament zu nehmen oder dort eintreten zu lassen, um auf diese Weise im Parlament selbst ständige Verteidiger und Stützen seiner Politik zu haben.

Unter einem Manne wie Wilhelm lag darin keine Gefahr, und die Mehrheit im Parlament bestimmte ihn nicht in der Wahl seiner Minister. Aber was unter Wilhelm und der Königin Anna ein bequemes Mittel war, das Parlament für die königliche Politik zu gewinnen, wurde unter den ersten Welfen der Weg, das Parlament über den König zu erheben und allmächtig zu machen. Die ersten beiden George ließen die Whigs nach Belieben schalten, und unter ihnen ging die ausführende Gewalt zum größten Teile an die ursprünglich nur beratende und gesetzgebende parlamentarische Körperschaft und in ihr an einen Ausschuß der Mehrheitspartei über. Der Theorie nach liegt die Gewalt auch heute noch beim König und dem geheimen Rate. Darum wird ein neuer Minister sofort in den geheimen Rat berufen; doch die Mitgliedschaft des geheimen Rats ist kaum mehr als ein leerer Titel. Die wirkliche Gewalt ist bei dem Parteiausschusse, von dem das Gesetz nichts weiß. Kein Gesetz ordnet an, daß die Regierung den Mitgliedern der Mehrheit des Parlaments zufällt. Das Verfassungsrecht kennt einen Premierminister so wenig wie ein Kabinett, und nirgends giebt es eine Bestimmung über die Zahl der das Kabinett bildenden Minister (sie hat in den letzten zwanzig Jahren zwischen vierzehn und zwanzig geschwankt).

Der Kabinett genannte Ausschuß des Parlaments führt die Geschäfte nicht auf Grund des Gesetzes, nicht einmal auf Grund einer königlichen Verordnung, sondern nur durch das Recht der Macht, das aber durch lange Gewohnheit eine Art von Gesetzlichkeit erlangt hat. Die englische parlamentarische Regierung beruht demnach nicht auf einem feierlichen, weisen Abkommen zwischen König und Volk, sondern hauptsächlich auf der Unfähigkeit der ersten beiden George. Das allein sollte allen doktrinären Schwärmern für ein konstitutionelles Königtum nach englischem Muster zu denken geben. Bloß wo ähnliche Verhältnisse vorliegen, können ähnliche Ergebnisse erzielt werden. Wo es ein kräftiges Königtum giebt, das seine Aufgabe ernst auffaßt und erfüllt, anstatt wie die beiden George die Hände in den Schoß zu legen, da ist keine Aussicht auf Parlamentsherrschaft.

Im Vereinigten Königreiche ist nun die ausführende Gewalt soweit in

Digitized by Google

die Hände einer Partei des Parlaments übergegangen, daß der König nicht einmal einer Sitzung des Kabinetts beiwohnen darf, also jedes Einflusses auf die Beratungen bar ist. Der geheime Rat des Königreichs kann nur unter dem Vorsitz des Königs tagen, im Kabinett, einem Parteiausschuß hat der König nichts zu suchen. Das Kabinett beschließt ohne ihn, und er hat nichts zu thun, als die Beschlüsse gut zu heißen, die der Welt dann als seinem Willen entsprungen vorgeführt werden. Dafür hat er den Vorzug der Unverantwortlichkeit, vermöge deren die Minister für alle Regierungshandlungen einzutreten haben.

In allen innern Verwaltungszweigen ist der König thatsächlich nur ein Schaustück. Das schönste Recht der Könige, das Recht der Gnade, wird vom Minister des Innern ausgeübt.*) Der König braucht kein Todesurteil zu unterzeichnen, der Minister allein prüft den Fall und entscheidet, ob das Gesetz freien Lauf haben oder Gnade walten soll.

Am meisten Spielraum würde dem König in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten bleiben, die ihrer Natur nach öffentlicher parlamentarischer Behandlung erst unterliegen können, wenn feste Thatsachen vorliegen. Aber auch hier ist die Macht des Königtums auf ein verhältnismäßig geringes Maß zusammengeschrumpft. Wilhelm III. war der letzte König, der selbst das Auswärtige leitete, Wilhelm IV. hat sich noch 1835 geweigert, die vorgeschlagne Ernennung des ersten Lords Durham zum Botschafter in St. Petersburg zu vollziehn. Seitdem liegt die auswärtige Politik ganz in den Händen des Staatssekretärs, ohne dessen Zugegensein der Monarch mit Vertretern fremder Mächte nicht verkehrt. In andern Ländern haben Botschafter und Gesandte häufige Unterredungen mit dem Fürsten, bei dem sie beglaubigt sind, in Großbritannien dürfen sie sich nur an den Minister wenden.

Palmerston als Minister des Auswärtigen verhehlte seine Geringschätzung der monarchischen Spitze so wenig, daß er oft unterließ, die Königin von seinen Schritten vorher zu verständigen. Die Königin war völlig im Recht, wenn sie sich über solche Rücksichtslosigkeit bei Lord John Russell, dem Premierminister, beklagte. Palmerston steckte seinen Rüffel ein, doch ohne sich zu bessern, und setzte seiner Eigenmächtigkeit die Krone auf, als er dem Grafen Walewski seine Billigung des napoleonischen Staatsstreichs aussprach, dem gemessenen Befehle der Königin zuwider. Der Ungehorsam gegen die Königin würde ihm nicht viel geschadet haben, da das britische Volk in allem, was vom Hofe ausging, die Hand des Prinzen Albert zu erkennen glaubte; was Palmerston zum Rücktritt zwang, war der Umstand, daß das ganze übrige Kabinett, Russell an der Spitze, für eine abwartende neutrale Haltung war, und seine voreilige Anerkennung des Dezembermanns mißbilligte. Bei der

*) Um der jungen Königin Viktoria das Peinliche eines Todesurteils zu ersparen, wurde bald nach ihrem Regierungsantritt bestimmt, daß in Zukunft ein Bericht an sie nicht mehr nötig sein sollte. Übersehen hatte man dabei, daß englische Gesetze auf der Insel Man keine Geltung haben. Im Jahre 1872 kam die Königin in die Lage, ein in Man gefälltes Todesurteil bestätigen zu müssen.

Digitized by Google

Königin war Palmerston gewiß nicht beliebt. Nichtsdestoweniger mußte sie ihn 1855, nur drei Jahre später, und ein zweitesmal 1859 als Premierminister die Zügel der Regierung ergreifen sehen. Als Premierminister ist Palmerston gestorben.

Anders als Palmerston verfuhr Disraeli. Seine orientalische Klugheit scheint ihn besonders befähigt zu haben, auf die Eigenheiten der Königin einzugehn und sie persönlich für seine Pläne zu gewinnen. Ohne Zweifel war Disraeli der weisere von beiden; denn wenn auch das Königtum nicht stark genug ist, die feste Politik eines vom Parlament gestützten Ministers zu hintertreiben, so ist es doch besonders gegenüber auswärtigen Höfen eine zu wertvolle Stütze, als daß ein einsichtsvoller Mann es nicht lieber an seiner Seite sehen sollte. Der Schwerpunkt der Macht wird dadurch nicht verschoben. Die Politik, die befolgt wird, ist und muß die des Ministers sein, der nicht der Krone, sondern dem Parlament verantwortlich ist.

Wenn der König mit der vom Minister eingeschlagnen Politik nicht einverstanden ist, so steht es ihm zu, den Minister oder das ganze Ministerium zu entlassen und Männer zu berufen, die eine andre Politik zu unterstützen bereit sind. Es ist aber fraglich, ob er Mitglieder des Parlaments bereit finden würde, die Aufgabe und damit auch die Verantwortlichkeit für die Entlassung ihrer Vorgänger zu übernehmen, es sei denn, daß die Stimmung des Landes dem neuen Kabinett Erfolg an der Wahlurne verspräche. Es ließe sich denken, daß sich der König und der Minister des Auswärtigen auf eine auswärtige Politik einigten, die mit den Ansichten der Mehrheitspartei nicht übereinstimmte. Aber auch dann müßten sie sicher sein, in kurzer Zeit die öffentliche Meinung für sich zu haben. Dasselbe Vertrauen auf ein Einschwenken der öffentlichen Meinung müßte eine fremde Macht haben, die bei der Verfolgung dieser Politik zu Abmachungen und Verpflichtungen bewogen werden sollte. Sonst hinge alles in der Luft. Denn das, was jeglicher auswärtigen Politik erst Gewicht giebt, das fehlt dem britischen Könige, die Verfügung über die Streitkräfte des Landes. Eine Politik, wie sie in den Jahren von 1861 bis 1866 von König Wilhelm I. von Preußen und Bismarck durchgeführt wurde, ist in Großbritannien unter den gegenwärtigen Verhältnissen völlig undenkbar.

In Deutschland gehört der Bestand des Heeres zur Reichsverfassung. In Großbritannien ist sein bloßes Dasein von der alljährlichen Zustimmung des Parlaments abhängig. Die Mannszucht, die den Eigenwillen beschränkt und den Soldaten zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, hebt das Heer aus der Masse der Bevölkerung heraus. Ohne Mannszucht ist ein Heer unmöglich. Aber das Meutereigesetz, auf dem die Mannszucht des britischen Heeres beruht, muß seit 1688 alljährlich erneuert werden. Man glaubte dadurch am besten allen Übergriffen der Krone vorzubeugen. Wenn also der König eine dem Parlament nicht genehme Politik versuchen wollte, dann brauchte dieses bloß die Erneuerung des Gesetzes zu versagen und dem Heere damit die gesetzliche Grundlage zu entziehn. Dann könnte ein Gemeiner seinen Obersten vor der

Digitized by Google

Front durchprügeln, und dem Obersten stünde kein Mittel zur Verfügung, den Gemeinen zu bestrafen, als ihn vor einem Polizeigerichtshofe wegen thätlicher Beleidigung seiner privaten Persönlichkeit zu verklagen. Wahrscheinlich wäre ein solcher Fall freilich nur in einer Lage, die einen Bürgerkrieg unvermeidlich machen würde.

Das preußische Heer ist eine Schöpfung der preußischen Könige. Die preußischen Herrscher sind vor allem Soldaten. Von den englischen Königen aus dem Welfenstamme kann man nur sagen, daß sie erst zu allerletzt Soldaten waren. Georg II. ist der einzige, der noch selbst zu Felde gezogen ist. Die kriegerische Thätigkeit Georgs IV. beschränkte sich darauf, daß er behauptete, in hervorragender Weise an der Schlacht von Waterloo beteiligt gewesen zu sein. Von einem persönlichen Einfluß der Könige auf das Heer ist dagegen nichts zu spüren. Die Fürsorge für das Heer, die erste Befugnis eines germanischen Königtums, haben sie andern überlassen und sich mit der Verteilung von Orden und Kriegsdenkmünzen begnügt.

Die Flotte hat den Welfen noch weniger Teilnahme abgenötigt. Mit einer Unterbrechung von anderthalb Jahren (1827/28), wo der Herzog von Clarence, der spätere Wilhelm IV., die Würde eines Großadmirals bekleidete, haben alle Flottenangelegenheiten seit 1708 in den Händen eines besondern Ausschusses, der Lords der Admiralität gelegen.

Das Heer dagegen hat immer eine persönliche Spitze gehabt in einem Oberbefehlshaber, der bis 1861 nur dem König verantwortlich war. Drei Prinzen des Welfenhauses, die Herzöge von Cumberland, York und Cambridge, haben den Posten bekleidet, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Nachfolger des Earl Roberts wieder ein Prinz sein, der Herzog von Connaught. Wenn sich also den Königen kein großer militärischer Eifer nachrühmen läßt, so hat wenigstens das königliche Haus enge Fühlung mit dem Heere behalten.

Die Abhängigkeit des Heeres vom Parlament läßt sich nicht wegleugnen. Aber es ist doch der einzige Zweig des Staatslebens, wo das Königswort noch etwas ohne das parlamentarische Ja und Amen auszurichten vermag. Der Einfluß, den das Parlament auf die innere Verwaltung des Heeres ausübt, stammt erst von der Zeit des Krimkriegs her. Bei aller sonstigen Nachlässigkeit und Nachgiebigkeit, die dem Parlament die ausführende Gewalt in die Hände spielte, hatten die Welfen doch das Heerwesen festgehalten. Seine Verwaltung wurde von einem Kriegssekretär, secretary at war, geleitet, der wie der Oberbefehlshaber nur unter dem Könige stand. An diesen Verhältnissen ernstlich zu rütteln fiel niemand ein, da sie sich bewährt hatten. Jedermann war fest überzeugt, daß nur Wellingtons Siege in Spanien Napoleons Macht gebrochen, daß Wellington allein Waterloo gewonnen hätte. Folglich war alles vortrefflich. Der Krimfeldzug legte aber Schäden bloß, die nicht einfach mit einem Ausschußbericht abgethan werden konnten. Ein König hätte vielleicht persönlich eingegriffen und für die Erhaltung kriegerischer Tüchtigkeit gesorgt, vielleicht auch nicht. Sogar das preußische Heer ist einst auf den Lorbeeren des großen Friedrich eingeschlafen. Was auch ein König vielleicht hätte thun



Digitized by Google

können, von der Königin Viktoria konnte man eine persönliche Überwachung des Heerwesens nicht verlangen. Aber eine gänzlich unverantwortliche Heeresleitung ging nicht länger an, und so machte man es mit ihr wie mit andern Sachen und stellte sie unter das Parlament. Man schuf den neuen Posten eines dem Parlament verantwortlichen und von der jeweilig herrschenden Partei bestellten Staatssekretärs für den Krieg und zog den alten des Kriegssekretärs ein.

Bei oberflächlicher Betrachtung scheint damit die königliche Gewalt über das Heer gänzlich in die Hände des Parlaments gefallen zu sein. Aber die Befugnis des dem Parlament entnommenen zivilistischen Staatssekretärs erstreckte sich gesetzlich nur auf die Verwaltung, nicht auf Kommando, Mannszucht und Beförderung. Diese Dinge sind der Krone vorbehalten, und nur ein Kabinettbefehl vom 11. Oktober 1861 verfügt, daß sie unter der Verantwortlichkeit des Staatssekretärs zu versehen seien. Danach hat zwar der Staatssekretär die ausschlaggebende Stimme in allem, was das Heer angeht, und der Oberbefehlshaber, gegenwärtig Earl Roberts, ist sein Untergebner, aber nur solange, als ein neuer Kabinettbefehl nicht etwas andres anordnet. Das Parlament hat nichts damit zu thun, wie sich 1870 zeigte, als aus königlicher Machtvollkommenheit, dem Parlament zuwider, die Käuflichkeit der Offizierstellen abgeschafft wurde.

Mit nichten also verzichtete die Königin Viktoria auf das königliche Recht des Oberbefehls, und daß sie es auch nicht als durch Nichtgebrauch eingerostet und erloschen betrachtete, das bewies sie durch die letztwillige Anordnung eines militärischen Leichenbegängnisses auf einer Kanonenlafette. Als Haupt der bewaffneten Macht wollte sie zu Grabe getragen werden, mit allen dem Haupte des Heeres gebührenden Förmlichkeiten, die sonst ihrem Wesen so wenig zusagten. Ihr Begräbnis war eine feierliche Wahrung der königlichen Rechte über das Heer.

Ihr Nachfolger kann sich nun als Haupt des Heeres und der Flotte bethätigen — wenn er will. Dem Heere könnte es jedenfalls nicht schaden, wenn er es thäte. Die parlamentarische Verwaltung hat dem Heere keineswegs den Segen gebracht, den man von ihr erwartete. Unter ihr kann sich Unfähigkeit ebenso breit machen wie früher, nur daß die Behandlung militärischer Angelegenheiten vom parteipolitischen Standpunkt aus der Unfähigkeit einen noch weitern Spielraum läßt. Das hat der gegenwärtige, schon ein halb Dutzend mal für beendet erklärte und doch nicht zu Ende kommende Krieg in Südafrika schlagend bewiesen. Die Offiziere des Nachrichtendienstes hatten dem Minister sehr genaue Aufschlüsse über die Stärke der Buren, die Anzahl und Art ihrer Geschütze gegeben. Aber aus parteipolitischen Gründen verschloß sich die Regierung der Einsicht und begann den Krieg mit völlig unzureichenden Mitteln, in der eiteln Hoffnung, den Gegner durch eine militärische Parade einzuschüchtern, und als dies nicht verfing, da zeigte sich, wie wenig die Heeresverwaltung auf einen ernsten Waffengang vorbereitet war, in wie leichtsinniger Weise sie ihre eigne Kraft überschätzt, die des Feindes unterschätzt

Digitized by Google

hatte. Mißverhältnisse, wie sie in diesem Kriege zu Tage getreten sind, finden wohl nicht ihresgleichen. Zwei Jahre nach dem Beginn der Feindseligkeiten hat die fünffache Übermacht Großbritanniens mehr als 75000 Mann, etwa 30 Prozent ihres Bestands eingebüßt, und der Prozentsatz der Toten ist 7. Für jeden Buren, der die Büchse ergriff, hat das britische Heer schon anderthalb Mann verloren, fast für jeden Buren in britischer Gefangenschaft ist ein britischer Soldat in die kühle Erde gebettet worden.

Reform des Heeres ist jetzt der allgemeine Ruf. Aber nur eingefleischte Optimisten glauben, daß die gegenwärtige Verwaltung etwas Brauchbares schaffen wird. Es ist leicht genug auf dem Papier drei Armeekorps in schlagbereiter Ausrüstung und Ausbildung aufzustellen. Die Soldaten lassen sich unter dem Werbesystem nicht aus der Erde stampfen, besonders jetzt, nachdem bekannt geworden ist, wie den Soldaten der Yeomanry, der freiwilligen Reiterei, der Sold vorenthalten wird. Es ist vieles, vieles faul im englischen Heere, und Reformen sind nötig. Aber durchgreifende Reformen unternehmen heißt ein Wespennest aufstören, und davor schreckt ein Parteiminister zurück.

Wie bisher können die Dinge nicht weiter gehn. Der Parlamentarismus nimmt mehr und mehr die Züge eines Zerrbilds an. Auf der einen Seite eine schwache Minderheit, die sich durch innern Hader noch mehr schwächt; auf der andern Seite eine Mehrheit, deren Schwäche gerade in ihrer Stärke liegt. Von keiner regierungsfähigen Opposition bedroht, fehlt der herrschenden Partei der Ansporn zu staatsmännischer Arbeit. Mit den ungeheuern Summen, die der südafrikanische Krieg schon verschlungen hat und noch verschlingen wird, könnte nicht nur eine Alters- und Invalidenversicherung, sondern auch der Auskauf der irischen Großgrundbesitzer und eine Lösung der irischen Landfrage durchgeführt werden. Doch für soziale Fragen hat die Jingopartei kein Herz. Sie zieht eine unglückselige Eroberungspolitik vor, die das Heft der Gewalt einem engen kapitalistischen Ringe überantwortet. Wenn der britische Imperialismus seiner hochtönenden Phrasen entkleidet ist, bleibt nichts übrig als der selbstsüchtige Kapitalistenring, dessen ganze Staatskunst in brutaler Gewalt besteht, und der sich bisher nur dadurch ausgezeichnet hat, daß er einen groben staatsmännischen Fehler durch einen noch gröbern übertrumpft. Im Innern wie im Äußern überall dieselbe kurzsichtige Interessen- und Klassenpolitik, unter der der Fortschritt versumpft, das Wohl des Staats verkümmert.

Dem Parlamentarismus ist die wachsende Macht des kapitalistischen Imperialismus nicht minder gefährlich als dem Königtum. Im alten Rom hat der Imperialismus die Freiheit des römischen Bürgers vernichtet, den Senat zu einem gefügigen Werkzeuge gemacht und das ehrwürdige Amt der Konsuln zu einer Posse herabgewürdigt. Der britische Imperialismus strebt demselben Ziele zu. So wenig wie in Rom Senat und Konsulat abgeschafft wurden, so wenig brauchen die kapitalistischen Drahtzieher in Großbritannien die bestehenden Formen zu zerstören. Gegenüber dem Ringe der Machthaber bedeuten die britischen Senatoren schon jetzt nicht mehr viel. Eine geschickte Preßmache sorgt dafür, daß Neigung zu Selbständigkeit niedergehalten wird.

Digitized by Google

Der britische Bürger ist trotz der politischen Erziehung, die ihm nachgesagt wird, auch nicht weiser als andre Leute. Auf das, was ihm sein Leibblatt auftischt, schwört er ohne viel Kritik wie auf ein Evangelium. Nun sind die meisten Zeitungen imperialistisch, folglich sind auch die meisten Wähler imperialistisch, und das muß ein Parlamentarier bedenken, bevor er sich der Parteileitung unangenehm macht.

Die parlamentarische Regierungsweise hat diesem Zustande nicht vorzubeugen vermocht, sie hat ihn eher herbeiführen helfen. Wird sie fähig sein, den Schaden zu heilen und der Krisis zu begegnen, der die Dinge in Großbritannien zustreben? Wird sie imstande sein, sich aus der bequemen manchesterlichen Weise des Fortwurstelns aufzuraffen, die dem gewissenlosen Streber Thür und Thor öffnet? Das sind Fragen, die nur die Zukunft beantworten kann.

Wenn es gelingt, wieder zu gesunden Verhältnissen zu gelangen, dann wird das Verdienst nicht dem Parlamentarismus gebühren, sondern einem starken Charakter, stark wie Cromwell, sonst käme er gegen die Parteien nicht auf.

Doch warum sollte die Heilung und Besserung nicht von oben ausgehn, vom Throne, der über den Parteien steht? Großbritannien braucht einen Mann auf seinem Königsstuhl, einen ganzen Mann, einen wirklichen König, der es versteht, sich gegen seinen Nebenbuhler, König Mammon, zu behaupten. Die Würde soll nicht den Mann zieren, sondern der Mann die Würde. Auf den Mann kommt es an. Noch hat die Krone Rechte genug, daß sie ihrem Träger Spielraum zur Bethätigung seiner Kräfte geben kann. Das Rüstzeug des Königtums ist durch lange Ruhe verrostet und verstaubt; aber es würde sich lohnen, es wieder aus dem Winkel hervorzuholen und zu nutzen.

Der König brauchte keinen Staatsstreich zu begehn, er brauchte die Grenzen, die ihm durch die Gesetze gezogen sind, nicht zu überschreiten, er brauchte bloß die Fesseln eines übertriebnen Konstitutionalismus abzuschütteln, der ihm verwehren will, eine eigne Meinung zu haben, wie jeder andre Brite.

Die Königin Viktoria bestieg den Thron, als sie kaum dem Kindesalter entwachsen war; ohne Welterfahrung mußte sie sich ganz der Leitung ihrer Ratgeber überlassen, und sie befand sich wohl bei einer streng konstitutionellen Regierungsweise, die ihr Mühen und Sorgen ersparte, denen nur eine starkgeistige Frau gewachsen gewesen wäre. König Edward ist in reifen Jahren auf den Thron gelangt und kennt die Wege der Welt. Er kann sich ohne andre Hilfe seine eigne Meinung über alle Fragen der Staatsleitung bilden, als Mann kann er schon ganz anders auftreten als seine Mutter. Ferner sichert ihn die Stärkung des monarchischen Gefühls vor der feindseligen Beurteilung, die seinem Großoheim Wilhelm IV. widerfuhr.

Es ist bequem und angenehm, alle Verantwortlichkeit auf die Minister abschieben zu können, aber für einen thatkräftigen, selbstbewußten Charakter muß die Rolle eines unverantwortlichen Schaustücks drückend und beschämend sein.

Digitized by Google

Nichts hindert den König, den ihm als oberstem Kriegsherrn zukommenden Einfluß auf das Heer zur Geltung zu bringen. Nichts verpflichtet ihn, allem zuzustimmen, was die Parteipäpste in ihrem Kabinett genannten Parteiausschusse zu beschließen geruhn. Er wäre in seinem Recht, wenn er dem Kabinett die Anerkennung verweigerte und verlangte, daß alle Staatsangelegenheiten unter seinem Vorsitz in einem aus den Ministern bestehenden Ausschusse des geheimen Rats verhandelt würden. Das gäbe ihm gebührenden Einfluß auf die Führung der Staatsmaschine, ohne den Rechten des geringsten seiner Unterthanen Abbruch zu thun, und wenn er ganz von seiner hohen Aufgabe erfüllt wäre, würde er sich Geltung zu verschaffen wissen. Er brauchte deswegen keine Revolution zu fürchten. Die Engländer sind konservativ, und solange er die Gesetze achtet, ist sein Thron sicher.

Wenn König Edward wollte, die Zeit ist günstig, das Königtum wieder zu einer den beiden Häusern des Parlaments gleichberechtigten und gleichwertigen Macht zu erheben. Aber wird er wollen, fühlt er noch die Kraft in sich, den Widerstand der Parteipäpste zu überwinden? Er ist in einem Alter, wo sich die meisten Menschen nach Ruhe sehnen, und nach menschlichem Ermessen kann ihm keine lange Regierung beschieden sein.

Nach ihm würde sich jedoch auch seinem Nachfolger Gelegenheit bieten, und für das Königtum ist es wichtig, daß schon auf zwei weitere Geschlechter der Mannsstamm des Hauses Koburg gesichert erscheint. Wenn nämlich der Herzog von Cornwall und York keine Nachkommenschaft hätte, dann ginge die Krone wie aus dem welfischen Hause auch aus dem koburgischen und an die Tochter der Prinzessin Luise und des Herzogs von Fife, die Lady Alexandra Duff über.*) Von einer Königin aus dem Hause Duff, das erst 1735 die Peerswürde und 1889 die Herzogswürde erlangt hat, würde kaum eine Behauptung, sicherlich keine Geltendmachung der alten Rechte der Krone erwartet werden können.

Die Heirat der Tochter Jakobs I. mit dem Pfalzgrafen erschien den Engländern als nicht ganz standesgemäß für eine englische Prinzessin, in dem Prinzen Albert sahen sie einen Hungerprinzen, dem schon zuviel Ehre geschah, wenn das Parlament ihm statt der beantragten 50000 Pfund Sterling die Summe von 30000 Pfund Sterling gewährte, die Vermählung der Prinzessin Viktoria mit dem zukünftigen preußischen Thronerben galt ihnen als eine ganz außerordentliche Herablassung. Welches Maß der Achtung würde da einer Königin aus dem Hause Duff gezollt werden?

Glücklicherweise hat der Herzog von Cornwall und York schon drei Söhne und eine Tochter. Zwar von den neunzehn Kindern der Königin Anna überlebte kein einziges die Mutter, und von den fünfzehn Kindern

*) Die Aussichten des Herzogs von Connaught sind gleich Null. Nach der bestehenden Thronfolgeordnung, die freilich vom Parlament geändert werden kann, muß die gesamte männliche und weibliche Nachkommenschaft des Königs ausgestorben sein, bevor sein Bruder nachfolgen kann. Herrschte das salische Gesetz, dann wäre der Herzog von Cumberland König, und die Stelle der Königin Alexandra würde von ihrer Schwester Thyra eingenommen.

Digitized by Google

Georgs III. hinterließen nur drei ebenbürtige Nachkommenſchaft; aber es liegt keine Veranlaſſung vor, ſchwarz zu ſehen. Fürs erſte iſt die Thronfolge in gerader männlicher Linie als geſichert anzuſehen. Für eine Stärkung des engliſchen Königtums iſt jedenfalls ein langer ununterbrochner Mannesſtamm ſehr zu wünſchen, und andre Völker können ſich dieſem Wunſche von ganzem Herzen anſchließen. Ein ſtarkes Königtum in England iſt eine weit beſſere Gewähr des Weltfriedens als ein ſchwaches, unter dem ein von einem Kapitaliſtenringe geſtützter Parteipolitiker den Staatsmann ſpielen und ungeſtraft Gut und Blut und Ehre des Landes in wilden Abenteuern vergeuden darf.

# Hellenentum und Chriſtentum

## 2. Die nachhomeriſche Religion

Die homeriſchen Gedichte ſind wegen ihres geringen Umfangs ein leicht zu bewältigender Stoff; man bedarf keiner Gelehrſamkeit dazu, zu ermitteln, welchen Aufſchluß ſie über die Kulturzuſtände und Gedankenkreiſe der Heroenzeit gewähren, ich habe deshalb Nägelsbachs Homeriſche Theologie ungeleſen gelaſſen, obwohl mir das gleich zu nennende andre Werk dieſes Gelehrten durch wertvolle Fingerzeige genutzt hat. Aber wenn man ein richtiges und zuverläſſiges Urteil über die nachhomeriſche Religion der Griechen gewinnen will, muß man die ganze griechiſche Litteratur beherrſchen. Da ich das nicht erreichen kann, mußte ich zu den Werken von Fachgelehrten meine Zuflucht nehmen und habe Jakob Burckhardts Griechiſche Kulturgeſchichte*) und Nägelsbachs Nachhomeriſche Theologie geleſen. Beide haben meine aus einer kleinen Auswahl von Werken der Alten gewonnene Anſicht zwar in untergeordneten Einzelheiten berichtigt, im großen und ganzen aber beſtätigt und durch reichliche Ergänzung ihrer mangelhaften Grundlagen befeſtigt; namentlich die ungeheuern Fülle von Belegſtellen, die Nägelsbach geſammelt hat, habe ich dies zu verdanken.

Homer offenbart ſein Dichtergenie u. a. auch darin, daß er unter den Volksgöttern eine Auswahl getroffen hat, ſodaß der Leſer nicht durch eine übermäßige Menge von Namen und Geſtalten verwirrt wird, ſondern es nur mit einer ziemlich überſichtlichen Geſellſchaft zu thun hat. Denn die unzähligen Namen, die uns in der Theogonie begegnen, hat Heſiod gewiß nicht erfunden; wenn auch er als Götterſchöpfer genannt wird, ſo bezieht ſich das doch wohl nur auf die genealogiſche Anordnung der dem Volke längſt vertrauten Ge-

*) Burckhardt ſoll die Verdffentlichung der unter dieſem Titel von ſeinem Neffen herausgegebnen Studien durch letztwillige Verfügung verboten haben, weil er ſie für unreif hielt; ihren Wert als Sammlung von Quellenſtoff beeinträchtigt die Unfertigkeit nicht.

Digitized by Google

stalten. Auf eigne Faust wird er höchstens eine Anzahl von Abstrakten, von Thätigkeits- und Leidensbegriffen wie Hunger, Schwermut, Schlacht, Gefecht und Eid zu Göttern gemacht haben. Daß die Zeugungen, Kämpfe und Unthaten der alten Götter Personifikationen von Naturvorgängen sind, sieht man bei einzelnen ganz deutlich, so wenn die in Hesiods Weltkreise berühmtesten Ströme als Kinder des Okeanos aufgezählt werden. Die Entthronung der alten Götter durch die Olympier ist bald als Sinnbild der Bändigung wilder Naturkräfte durch den Menschen und der Aufrichtung einer gesetzlichen Ordnung, bald als Erinnerung daran aufgefaßt worden, daß der Kult älterer, wüster, orientalischer Gottheiten durch den der griechischen verdrängt worden sei. Nägelsbach verwirft beide Erklärungen; die erste, weil zum ältern, titanischen Göttergeschlecht auch Themis und Prometheus gehören, das Recht und die aus der Vernunft hervorgehende menschliche Kultur; die zweite, weil schlechterdings kein Beweis dafür erbracht werden kann, daß die Griechen in der pelasgischen Zeit andre, orientalische Götter verehrt hätten, obwohl nicht bloß in jener alten, sondern auch in späterer Zeit manches Orientalische und Ägyptische, wie die Kuhgestalt der Io, die Zwölfzahl der Thaten des Herakles, der Orgiasmus der Dionysosfeste in die Mythologie und den Kultus der Griechen eingedrungen ist. Vielmehr deutet, wie schon bemerkt worden ist, so manches an, daß Zeus, der indische Himmelsgott Dyaus, nicht bloß der erste, sondern ursprünglich der einzige Gott der griechischen Arier gewesen ist, so der uralte dodonäische Spruch: Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein. Die Titanengeschichten, meint Nägelsbach, seien ein Produkt der Grübelei. Weil die Götter nicht ewig, sondern entstanden und dabei als menschenähnliche Personen gedacht wurden, mußte man zu ihnen Eltern, Großeltern, Stammbäume hinzudenken und einen Grund ersinnen, warum die alten Götter, die doch nicht gestorben waren, nicht mehr regierten. Die Naturmythen, die zeigen, wie die Elemente auseinander hervorgehen und einander verschlingen, boten den Stoff dar für die Genealogien.

Abgesehen von der bedenklichen Bereicherung des Göttergeschlechts durch immer neue Gestalten erfuhr die Vorstellung von der Gottheit nach Homer keine wesentliche Veränderung mehr. Die Menschenähnlichkeit der Götter wurde so stark betont, daß Heraklit die Menschen sterbliche Götter und die Götter unsterbliche Menschen nennen durfte. Außerordentlich befestigt wurde der Glaube an die menschenähnliche konkrete Individualität der Götter durch die Plastik. Diese gewaltige und unvergleichliche Leistung des griechischen Geistes brachte auf dem Gebiete der Religion ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor. Einerseits wurde durch die Schönheit der Götterbilder die Gottesidee veredelt, alles Häßliche, Gemeine, Rohe, Wüstphantastische und Teuflische, das die orientalischen Fratzen darbieten, davon ausgeschieden. Nur das Edelste und das Höchste, was der Mensch zu denken vermag, wurde im Götterbilde verkörpert. Von der ursprünglichen Vorstellung, wonach die Götter nichts andres waren als die Elemente, die großen Naturkörper und Naturerscheinungen, blieb gar nichts mehr übrig, seitdem die Bildhauer das Werk des Homer, der die Götter

Digitized by Google

mit Worten gemalt hatte, vollendeten. Aber diese ästhetische, geistige und moralische Erhöhung der Gottheit war doch zugleich eine Erniedrigung. Die vollständige Durchführung der Vermenschlichung bedeutete eine Beschränkung. Wie konnte man sich die in Menschenleibern eingeschlossene göttliche Kraft als Herrn der Natur denken? Jeder von diesen Göttern war höchstens ein König, der in einem begrenzten Bezirk herrschte und nur in solcher Begrenzung Macht übte. Und da das Volk, wie immer und überall, das Bild für das Wesen zu halten geneigt war, verfiel es in den plumpen Aberglauben der Bilderanbetung, der es zum Gespött der jüdischen Monotheisten machte. Auch die Gebildetern, die nicht geradezu das Bild für den Gott hielten, glaubten doch, daß dieser in dem Tempel, wo sein Bild stand, irgendwie anwesend sei, und daß er bei der Entfernung des Bildes den Ort verlasse. Ja, es kam vor, daß man einen Gott, dem man nicht recht traute, durch Ankettung seines Bildes an den Ort zu fesseln versuchte. Und wenn dann das angerufne Bild in Nöten nicht half, so bekannten die weniger Frommen offenherzig, sie hätten es satt, taube Bildsäulen anzuflehn oder unsichtbare Götter, die weiß Gott wo wären; sie wollten sich fortan lieber an mächtige Menschen wenden, die sichtbar, gegenwärtig und nicht aus Holz oder Stein wären, sondern Ohren hätten, zu hören. Mit solchen Worten hat sich ein Schmeichler, dessen Name unbekannt ist, an Demetrius Poliorketes gewandt. Namentlich aber dem philosophischen Streben nach Vereinheitlichung der Gottheit hatte die Plastik ein unübersteigliches Hindernis geschaffen. „Als in den herrlichen Werken der bildenden Kunst die Gottheiten jede nach ihrer besondern Weise dem Auge sich gleichsam leibhaftig darstellten, wurde der Polytheismus durch die tägliche Anschauung in den Gemütern mit Macht befestigt.“ (N.) Burckhardt hält doch dafür, daß die Vorteile, die die Plastik der Religion gebracht habe, überwogen hätten. Gerade sie mache es offenbar, daß die griechische Religion noch eine andre Quelle gehabt habe als die Furcht vor den Naturgewalten: die Liebe zum Schönen, Vollkommnen und die Sehnsucht danach. „Sodann ist nicht zu bezweifeln, daß die Nation diese hohe Kunst als einen Besitz betrachtet haben wird wie ihren Kultus, daß ferner die Kunde von der gewaltigen Überlegenheit der griechischen Götterbilder über die aller Völker ringsum weit verbreitet gewesen sein muß, und daß auch hierin das Hochgefühl des Hellenen gegenüber von allen Barbaren und Halbbarbaren seine reichliche Nahrung fand. . . . Dies schöne Göttervolk stand in Tempeln und heiligen Bezirken, auf den Gassen und Plätzen der Städte und auch draußen im Freien bis in die Waldeinsamkeit hinein. Von ihrer Empfindung diesem allen gegenüber haben die Griechen keine Worte gemacht, und inwieweit das Kultbild eines Tempels die Gottheit selbst sei, hat etwa einmal ein Zweifler, aber nie das Volk selbst erörtert. Dem Mythus mit Erklärungen zusetzen konnte jeder Sophist; das Volk aber wird wenigstens geahnt haben, daß diese Bilderwelt seine eigne Geschichte in größerm Sinn enthalte. Noch in einer weitern Beziehung blieben Religion und Kunst bei den Griechen lange verbündet. Das Weihgeschenk an ein Heiligtum hatte sich bei den Griechen vom materiellen Werte befreit; an die Stelle der Goldschätze gallischer Tempel, der Goldbarren des Lyderkönigs

Digitized by Google

war hier mehr und mehr das Kunstwerk getreten. Und nun vergegenwärtige man sich neben der künstlerischen die religiöse Wirkung jener unermeßlichen Menge der Anatheme, von der bescheidnen Exvototafel in einem kleinen Tempel, einer Herrenkapelle bis zu den oft gewaltigen Gruppen mythologischen, allegorischen, historisch-politischen Inhalts, welche den heiligen Bezirk von Olympia und die Terrassen von Delphi füllten! Aus diesen Weihgeschenken sprach vor allem nicht mehr die Angst, welche die Gottheit durch Stoffwert gewinnen will, denn hiervon hatte eine hohe Kunst die Gemüter losgesprochen."

Das Gepräge der Schönheit, die in der Darstellung der Gottheit völlig gesiegt und alles Unwürdige ausgeschlossen hatte (wenn die Gottheit nicht in edler Menschengestalt dargestellt werden soll, dann darf sie gar nicht dargestellt werden, sagt Novalis), wurde nun dem gesamten Kultus aufgedrückt. Die Opferhandlung, auf die sich bei Homer der Kultus beschränkt, und die an sich doch bloß eine Schlachtung war, wurde mehr und mehr von ihrer künstlerisch gestalteten Umrahmung verdeckt. Jeder Ort hatte seinen Tempel oder auch viele Tempel, der Tempel war das Haus des Götterbildes, und die täglich geübte Kulthandlung bestand im Gebet vor dem Götterbilde. Das gesprochne, dann das gesungne Wort, endlich die dramatische Handlung samt Festaufzügen, Tänzen und Pantomimen machten den feierlichen Gottesdienst aus. Dieser Kultus, schreibt Burckhardt, „war vor allem kurzweilig, wie es schon der Mythus war. Das Volk und die Jugend waren hier voran, und von Kindheit an und auch bei den Ärmsten war der Götterdienst das schönste, was es gab." Wie die Alten darüber dachten, mögen zwei Aussprüche aus den Zeiten bekunden, wo der Götterglaube schon verfiel, während der Götterdienst fortfuhr zu blühn. Strabo schreibt 10, 3: „Gemein haben dies die Griechen mit den Barbaren, daß sie während der Festruhe heilige Handlungen vornehmen, und zwar teils mit Enthusiasmus (oder Orgiasmus), teils ohne solchen, teils mit, teils ohne Musik, bald geheimnisvoll, bald öffentlich. Zu allem diesem leitet die Natur selbst an. Denn die Ruhe zieht den Sinn von den menschlichen Geschäften ab und erhebt ihn zum Göttlichen. Die Begeisterung nähert ihn dem Zustande des Sehers. Die mystische Heimlichkeit aber macht die Gottheit ehrwürdig, indem sie lehrt, daß sich das Wesen Gottes der Wahrnehmung entzieht. Die Musik endlich bringt uns durch den Genuß, den alles Schöne gewährt, der Gottheit näher. Denn es ist wohl schön gesagt, die Menschen ahmten die Gottheit dann am vollkommensten nach, wenn sie Wohlthaten erwiesen; richtiger aber ist es, daß sie am gottähnlichsten sind, wenn sie glücklich sind, und das ist der Fall, wenn sie Feste feiern, musizieren und philosophieren." Und Plutarch de superstitione schreibt: „Ergötzender ist kein Aufenthalt als der in den Heiligtümern, keine Zeit als die der Götterfeste; nichts, was man sonst hören oder sehen kann, erfreut so wie das, was wir von Göttersachen hören oder selber vollziehn mit Jubel, Tanz, Opfern und Weihen. Da, wo die Seele die Gottheit besonders nahe glaubt, da am ehesten löst sie sich von Trauer, Furcht und Gram und überläßt sich willig der Freude bis zu Trunkenheit, Scherz und Gelächter. Bei Opfern und Auf-



Digitized by Google

zügen werden von Fröhlichkeit und Wonne erhoben der Greis und die Greisin, die Mühlsklavin, der Arme, der Hausssklave und der Ackerknecht, und Opfermahle sind wonniger als Königsmahle." Schon die Prozession, mit der jedes Fest begann, meint Burckhardt, möge ein beneidenswerter Anblick gewesen sein. Hier haben wir den Schlüssel zur Unverwüstlichkeit des griechischen Heidentums und des — Katholizismus! Der Kultus durchdrang eben das ganze Leben der Griechen in dem Maße, daß Nägelsbach sagen darf, profane Ergötzlichkeiten habe es überhaupt nicht gegeben. Jede Mahlzeit wurde, wie auch jede Schlacht, durch Libationen und den Päan zu einem Gottesdienste geweiht, jeder Tag wurde mit Gebet begonnen und geschlossen, keinem Familien- und Gemeindefest fehlte die gottesdienstliche Weihe; daß die Theateraufführungen Kulthandlungen waren, ist allgemein bekannt. Die Griechen waren also wirklich das frömmste aller Völker, wie übrigens schon jeder Schüler zu erkennen vermag, wenn er die Anabasis liest. Und wie mit dem stolzen hellenischen Nationalbewußtsein, so verschmolz der Kultus auch noch mit dem Lokalpatriotismus. Die besondern Mythen, Heiligtümer und Kulte jeder Stadt wurden nach Burckhardt von ihren Bürgern als ein Reichtum geschätzt (wie in gut katholischen Ortschaften die schönen Kirchen, die Schutzpatrone und Patronatsfeste), und diesem Gefühl gegenüber machten sich alle Aufklärer und Gottesleugner nur lächerlich. Auf die Frage: Was hatten die Griechen an ihren Göttern? antwortet Burckhardt: „Unausssprechlich vieles, indem sie aus der Anschauung des gesamten Volks hervorgegangen und dann von dessen höchsten Kräften menschlich ausgebildet und zum verklärten Spiegel der Nation gestaltet worden waren; aber nur sehr mäßiges, sobald es sich um moralische Vorbildlichkeit und um Trost handelte." Daß die Griechen keine Priesterkaste hatten, die ihre Mythologie hätte in ein System bringen und in kanonischen Schriften niederlegen können, auch keine von Priestern erteilte Belehrung beim Gottesdienste, das hatte ebenso wie die Götterbildnerei seine guten und seine schlimmen Folgen. Der Mangel an erbauender Belehrung beim Gottesdienste drückte diesen zu einem bloßen, gewiß vielfach recht rohen Volksvergnügen herab, bei dem für die Erhebung, Läuterung und Besserung der Seele meistens gar nichts oder weniger als nichts herauskommen mochte. Andrerseits darf der Vorteil nicht unterschätzt werden, daß kein unfehlbares Lehramt den Fortschritt der Philosophie hemmte, und daß, als die griechische Religion ihre Aufgabe erfüllt hatte und dem Christentum weichen mußte, der überlebten Religion nicht außer der Anhänglichkeit des Volks an seinen Kult auch noch ein orthodoxer Glaube als Stütze diente.

Wie jede Stadt, so hatte auch jedes Haus seine besondern Götter und Gottesdienste. Plato wollte diese Hausgottesdienste als Brutstätten des Aberglaubens unterdrückt wissen. Wenn nun Burckhardt, der überhaupt von der Polis viel Schlimmes zu sagen weiß, das für Wahnsinn erklärt, weil der Herd mit den Götterbildern die einzige Zuflucht gewesen sei für Leute, die einmal der furchtbaren Polis entrinnen wollten — hier wenigstens habe sie nicht eingreifen können —, so scheint er mir ebenso wie die meisten Staatsweisen durch das doppelsinnige Wort Staat irre geführt worden zu sein, das sowohl

Digitized by Google

für den antiken Stadtstaat wie für den modernen Großstaat genommen wird. Trotzdem daß die griechische Polis ihre Bürger weit mehr in Anspruch nahm als der moderne Großstaat seine Unterthanen, bin ich überzeugt, daß diese Bürger die Lasten, Opfer und Beschränkungen, die ihnen ihre Polis auferlegte, nicht als Druck empfunden haben; aus dem einfachen Grunde, weil sie selbst die Polis waren und alle Zwangsmaßregeln, denen sie unterlagen, von ihnen selbst ausgingen. Selbstbeherrschung empfindet der, der sie übt, nicht als Druck. Die geringe Anzahl der Staatsgenossen, die Gleichartigkeit ihrer Bildung, ihrer religiösen, politischen und moralischen Anschauungen und ihres nationalen Empfindens und die thatsächliche Gleichberechtigung aller schlossen die Möglichkeit aus, daß Gesetze hätten zustande kommen können, die von allen Bürgern oder von der Mehrzahl als Zwang empfunden worden wären, und vor denen sich manchmal in das unantastbare Heiligtum des Hauses zu flüchten sie das Bedürfnis gefühlt hätten. Vielmehr waren sie nirgends lieber als in der Öffentlichkeit und betrachteten, wie Nägelsbach mit vielen Aussprüchen belegt, die Polis als ihre größte Wohlthäterin, der sie Schutz, Familie, gute Erziehung, ihren ganzen Schatz an geistlichen und sittlichen Gütern und vor allem auch das so höchst erfreuliche Religionswesen, die Feste und Götterkulte verdankten. An innern Unruhen, die bald durch die Vermögensunterschiede, bald von einzelnen Ehrgeizigen hervorgerufen wurden, fehlte es ja nie und nirgends, aber wenn die eine Partei von der andern unterdrückt wurde, so war eben die feindliche Partei die Unterdrückerin, nicht die Polis; der Zwang wurde dann von Personen gegen Personen geübt, nicht aber kam es vor, daß der Staat seinen Mitgliedern Dinge zugemutet hätte, die gegen das religiöse Empfinden oder gegen die Lebensgewohnheiten einer Minderheit gegangen wären; in beidem waren ja alle jederzeit einig. Im modernen Großstaat dagegen mit seinen religiösen, nationalen, Sprach- und Bildungsgegensätzen, seinen einander tausendfach widersprechenden Standes-, Wirtschafts- und Lokalinteressen ist eine Regierung, die nicht in jedem Augenblicke die Mehrheit ihrer Unterthanen vor den Kopf stieße, nicht täglich die Interessen und die Empfindlichkeiten von Millionen verletzte und in ihre Lebensgewohnheiten eingriffe, nicht die Wünsche von Hunderttausenden kreuzte, gar nicht denkbar. Hier wird also der Staat von der großen Mehrzahl immer als eine fremde Macht, als ein Zwingherr angesehen, den man, gelinde gesagt, nicht liebt, und den sich der gutgesinnte Bürger nur eben als das kleinere Übel — das größere ist die Anarchie — gefallen läßt. Unter diesen Umständen kann es vorkommen — und es kommt wirklich hie und da vor —, daß sich ein Teil des Volks, der sich zurückgesetzt oder gedrückt fühlt, vorm Staat in die Kirche rettet, die ihm den mangelnden gemütlichen Herd ersetzt, und daß er, nur weil er die Kirche hat, den Staat ertragen zu können vermeint, daß er aber, wenn ihm die Kirche geraubt wird, den Staat nicht mehr gutwillig erträgt, sondern sein erklärter Feind wird, nicht Feind der Gegenpartei im Staate, sondern des Staats selbst. Die Geschichte sagt uns zwar, daß die jeweilig ungünstiger Gestellten in den Zeiten des Feudalismus und der Kleinstaaterei weit Schlimmeres zu erdulden hatten als heute, aber nicht

Digitized by Google

die Geschichte bestimmt das Empfinden der Masse, sondern die Erfahrung der Gegenwart. Und so trifft denn die Kritik, die Burckhardt am alten Plato geübt hat, weit weniger diesen als eine Reihe moderner Staatsmänner und Staatsbeamten.

Wenn schon die Menschen der heroischen Zeit über das Wesen der Gottheit und die Widersprüche in den Vorstellungen von Gott nachgedacht haben, so versteht es sich von selbst, daß diese Denkarbeit in den nachfolgenden rationalistischen und philosophischen Zeiten methodisch betrieben wurde. Zu einem festen und sichern Ergebnisse gelangte sie nicht, am wenigsten zu einem solchen, das die Philosophen und das Volk gleicherweise befriedigt hätte. Je klarer den Philosophen die Einheit der Welt und des in ihr waltenden Geistes wurde, desto fester klammerte sich dieses an seine Göttergestalten und schleppte zuletzt auch noch Barbarengötter herbei. Einer Ausgestaltung der Lehre von der Weltregierung fehlte die Grundlage des Glaubens an die Weltschöpfung, und was die Vorstellung von den sittlichen Eigenschaften der Gottheit betrifft, so fand man sich über die zahllosen irdischen Vorkommnisse, die der Gerechtigkeit Gottes zu widersprechen scheinen, nicht hinweg. So sind denn die Schriften der Alten erfüllt von Klagen über das Unglück der Guten, das so Manchem Zweifel einflöße an der Gerechtigkeit der Gottheit. Davon, daß jedes Verbrechen Strafe nach sich ziehe, ist man im allgemeinen fest überzeugt. Solon meint, Zeus mache es nicht so wie der Mensch, der sofort dreinfahre, wenn einer seiner Untergebnen etwas Unrechtes thue, aber verborgen bleibe ihm keiner, der aus Übermut frevle, und er bringe den Frevel ans Licht; nur büße der eine früher, der andre später, „ja wenn sie selbst auch flohen, und nimmer sie mehr faßte der Götter Urteil, kommt es doch endlich einmal, und schuldlos büßen die Unthat eigne Kinder noch ab, oder das nächste Geschlecht“; eine Ansicht, die viel erörtert wurde. Oft wird die Überzeugung ausgesprochen, daß die Gottheit einen innerlichen Haß gegen das Böse hege, nicht etwa bloß über die Verletzung einer äußerlichen Satzung zürne. Weil sie selbst die Gerechtigkeit liebt, weil Themis dem Zeus innig verbunden ist, darum hat sie die Gerechtigkeit auch als das Gesetz aufgestellt, wonach die Menschen ihr Leben zu regeln haben. Hesiod rät seinem ungerechten Bruder: „Du, o Perses, vernimm mit wohlaufmerkendem Herzen: nur der Gerechtigkeit folg, und gänzlich vergiß der Gewaltthat! Solch ein Gesetz ward den Menschen von Zeus Kronion geordnet. Fische der Flut, Raubtier' und krallichte Vögel des Himmels hieß er fressen einander, dieweil sie des Rechts ermangeln; aber den Menschen verlieh er Gerechtigkeit, welche der Güter edelstes ist.“ Dem neunzehnten christlichen Jahrhundert blieb es vorbehalten, als neuste und höchste Offenbarung der Wissenschaft die Lehre zu vernehmen, daß das den Raubtieren gegebne Gesetz auch für die Menschenwelt gelte, und seine getreue Beobachtung die eigentliche Moral sei.

Alle guten Gaben ohne Ausnahme, die geistigen wie die leiblichen, die den Staaten und die den Einzelnen zu teil werden, stammen von den Göttern, und das Glück, das Athen eine Zeit lang genoß, wurde für eine Belohnung seiner Frömmigkeit angesehen. Außergewöhnliche Gutthaten werden wohl auch

Digitized by Google

durch ein Wunder belohnt. Der Redner Lykurg erzählt, bei einem Ausbruch des Ätnas habe ein Sohn seinen alten Vater auf dem Rücken fortgetragen und sei, durch die Last am schnellen Laufen gehindert, von der Lava ereilt worden. Da habe es sich gezeigt, wie gnädig die Gottheit den Guten gesinnt sei: der Feuerstrom habe sie in einem Kreise umflossen, und gerade diese beiden allein seien gerettet worden.

Immerhin bleibt nach der Erfahrung die betrübende Thatsache bestehn, daß zwar dem Frevler die Strafe, nicht aber dem Guten die Belohnung sicher ist. Das führt zur Ausbildung der bekannten Lehre vom Götterneide. Daß die Gottheit verbrecherische Hybris nicht duldet, das muß jeder in der Ordnung finden, und dem Wort im Magnifikat der Jungfrau Maria: Er stürzt die Gewaltigen vom Thron und erhöht die Niedrigen, begegnet man öfter bei den Alten. Aber daß auch solche Glückliche und Angesehene, die nichts verbrochen haben, ins Unglück stürzen, das erforderte eine besondre Erklärung. Man dachte sich die Sache so, daß die Götter allein das Recht hätten, erhaben und ununterbrochen glücklich zu sein, und daß der Mensch, der auf eine ähnliche Stellung und auf ungetrübtes Glück Anspruch mache, in ihr Privilegium eingreife und die den Menschen durch die Weltordnung gesetzte Grenze überschreite. Die Götter üben also gewissermaßen Polizei in der Welt und versetzen jedem etwas, der die von ihnen gezogne Linie überschreitet; doch beschränken sie sich nicht darauf, sondern führen positive Pläne durch. Xenophon ist der Ansicht, daß ein göttlicher Ratschluß den Athenern die Seeherrschaft, den Lacedämoniern die Beherrschung des Festlands zugeteilt habe; und wenn Artabanus, der anfänglich dem Xerxes von dem Zuge gegen Griechenland abgeraten hat, durch einen schrecklichen Traum bekehrt dazu rät, weil die Götter den Untergang der Hellenen beschlossen und den Xerxes zum Werkzeug erkoren hätten, so will Herodot mit dieser Erzählung ohne Zweifel lehren, daß allerdings die Götter den Xerxes zur Ausführung eines großen Planes erkoren hätten, dessen Endziel freilich nicht die Vernichtung, sondern die Erhöhung der Hellenen gewesen sei. Was immer die Menschen Gutes und Großes zustande bringen, das vollführen sie entweder als Werkzeuge der Götter in deren Auftrage oder wenigstens nicht ohne ihre Hilfe. Wenn also Herodot die Athener als die Retter Griechenlands preist, da sie den König zurückgetrieben hätten, so unterläßt er nicht, hinzuzufügen: nächst Gott (*μετά γε θεούς*). Hier und da findet sich auch die Ansicht, wenn Dinge geschähen, die der Gerechtigkeit widersprechen, so läge das daran, daß sich die Götter um die Handelnden und Leidenden nicht gekümmert hätten. Die Durchführung der Idee einer göttlichen Weltregierung, zu der so viele schöne Anläufe genommen wurden, scheiterte eben an der ungenügenden Macht von Wesen, die nicht als Schöpfer der Welt, sondern als gleich den Menschen aus dem Urstoff entstanden gedacht wurden.

Immer aber wird daran festgehalten, daß doch ihre Macht sehr groß und ihr Walten mit der Weltordnung, deren Ursprung in Dunkel gehüllt bleibt, auf das innigste verflochten sei. Darum wird der Atheos, der die Gebote der Götter nicht achtet, ihren Dienst vernachlässigt oder gar in Titanenübermut die göttliche Weltordnung zu durchbrechen versucht, nicht bloß für einen Ver-

Digitized by Google

brecher, sondern für einen Narren angesehen. Das Gegenteil solcher Narrheit sind die Tugenden, deren sich der Durchschnitt der Griechen auf den Rat ihrer Weisen befleißigte: Frömmigkeit, Besonnenheit und Gerechtigkeit. Die griechische Frömmigkeit bestand in der gewissenhaften Verrichtung der vorgeschriebnen oder herkömmlichen Opfer und Gebete, in der Teilnahme an den Festversammlungen, in der fleißigen Erforschung des Götterwillens durch die mancherlei Praktiken der Mantik und namentlich durch Befragung der Orakel. Menschenopfer waren in Zeiten großer Gefahr oder Bedrängnis nicht selten, doch scheint die Schlachtung eigner Kinder seit dem mythischen Opfer in Aulis nicht mehr vorgekommen zu sein, und wie dort war man froh, wenn sich die Gottheit mit einem stellvertretenden Opfertier begnügte. Man schlachtete nicht zum Vergnügen, aus Grausamkeit Menschen, sondern weil man wie Abraham einem ausgesprochnen Götterwillen gehorchen zu müssen glaubte. Auch bei Städtegründungen forderte der Aberglaube manchmal, daß geopferte Menschen unter der Mauer begraben würden. Die hellenische Eusebie war also an sich Werkheiligkeit, aber sie blieb keineswegs ohne Beziehung auf Gemütsstimmung und Sittlichkeit. Man begreift nicht, wie Döllinger behaupten konnte, die Griechen hätten von einem sittlich Bösen im Unterschied vom physischen Übel und von Sünde in unserm Sinne nichts gewußt und im Gebet nur materielle Güter begehrt, wenn man bei Nägelsbach die Volke von Zeugnissen für das Gegenteil findet. Zum Opfern werden reine Hände und ein reines Herz gefordert. Nicht darf der Gottheit etwas dargebracht werden, woran Sünde klebt, z. B. ungerechter Erwerb. Damit nicht ein unheiliges Wort den Lippen entfahre, ist strengstes Schweigen vorgeschrieben; Verbrecher wie Mörder und Ehebrecherinnen, Menschen von anrüchigem Lebenswandel wie die Hetären bleiben von der heiligen Handlung ausgeschlossen. Des Xenophon Schrift Hipparchikus beginnt mit den Worten: „Beim Opfer muß man die Götter zuvörderst bitten, sie möchten verleihen, daß man denke, rede und thue, wodurch man ihnen angenehm, sich selbst, den Freunden und der Stadt lieb und nützlich wird.“ Pindar, der hochangesehene, schließt einen seiner Siegerpreise mit der Bitte um *αἰδῶ*, ein Wort, das heilige Scheu, den Inbegriff aller Tugenden bezeichnete, und für Hieron bittet er, Zeus möge ihm verleihn, immer den Pfad des Rechts mit geradem Blick zu erspähn. Das Bewußtsein der Sündhaftigkeit aber bewegte die Griechen tief und lebhaft; sogar wenn sie ihre Sünde auf Bethörung durch eine Gottheit zurückführten, lehnten sie die Verantwortung dafür nicht ab, ja sie erklärten wohl die Bethörung selbst schon als eine gerechte Strafe für ein früheres Vergehn, die den Sünder entweder durch neue Verschuldung zur Selbsterkenntnis und Besserung führen oder einem gerechten Strafgericht überliefern sollte. (Das schreckliche neunte Kapitel des Römerbriefes von der Verwerfung Esaus und der Verstockung Pharaos widerstrebt unserm sittlichen Empfinden stärker als alles, was die Griechen über diesen Gegenstand spekuliert haben.) Mit der richtigen Stellung zur Gottheit, die durch das Wort Eusebie ausgedrückt wird, ist auch schon die Sophrosyne gegeben, das richtige Verhalten innerhalb der Menschenwelt. Die gewöhnliche Übersetzung, Besonnenheit, drückt nur eine einzelne Äußerung der Sophrosyne aus. Das Wort kommt von *σῶς* und

Digitized by Google

bedeutet also die Gemütsverfassung des geistig gesunden Menschen. Der geistig gesunde und dabei mit hellem Blick begabte Hellene ist vor allem kein Thor, der mit dem Kopfe durch die Wand will. Er kennt die Grenzen seines Vermögens und seiner Befugnis und hält sich streng innerhalb deren, weiß auch, daß diese Grenzen je nach Lebensalter und sozialer Stellung wechseln, weshalb sich beim Jüngling die Sophrosyne als Bescheidenheit äußern soll. Diese Sophrosyne schließt also auch die Gerechtigkeit schon ein, mäßigen Lebensgenuß aber nicht aus. Sie versteht eben aus dem schlechten irdischen Leben das Beste zu machen, was sich daraus machen läßt. Dazu gehört wesentlich die Scheu vor aller Hybris, die die Götter herausfordern könnte, und daß man niemals wie der dumme Hund in der Fabel das Fleisch, das man hat, aus dem Maule fallen lasse, um nach einem Scheingebilde zu schnappen. Ist dein Los erträglich, mahnt Theognis, so rüttle nicht dran, sondern bleibe zufrieden; ist es schlimm, so suche es mit ruhiger Beharrlichkeit zu bessern.

Aber der Grieche, vorzüglich der wegen seiner Milde, Gütigkeit und Barmherzigkeit (πραότης) gepriesene und sich selbst beräuchernde Athener, bleibt bei der Gerechtigkeit nicht stehn, sondern rühmt sich seiner Philanthropie, seiner Menschenliebe, im Gegensatz zu den grausamen Barbaren. Er weist darauf hin, daß bei ihm die scheußlichen Strafweisen der Asiaten nicht gebräuchlich sind, daß er jedermann liebreich und freundlich behandelt und Hilfsbedürftigen gern Hilfe leistet. Den Nebenmenschen nennt er den Nächsten (ὁ πλησίον). Alle, die sich nicht selbst helfen können, stehn unter dem Schutze der Götter, und ihnen beizustehn, ist eine Pflicht, deren Erfüllung nicht etwa als ein opus supererogatorium des Edelmuts angesehen, sondern von der Gerechtigkeit gefordert wird, wie das auch bei den Juden der Fall war; hütet euch, daß ihr eure Gerechtigkeit nicht vor den Menschen übet, sagt Christus und meint damit das Almosengeben. So erkennt also der Hellene dem Reisenden das Recht auf Gastfreundschaft, dem Armen und dem Greise das Recht auf Gewährung des Unterhalts zu. Von Volksherbergen der Armen spricht schon Hesiod (Werke und Tage V. 493 und 501). In den Gerichtsreden werden mehrfach Männer erwähnt, die einen großen Teil ihres Vermögens teils auf Leistungen für den Staat (Liturgien), teils auf Privatwohlthätigkeit verwandt haben. Nach Isokrates ist Bettel eine Schande für die Stadt. Man lasse es also, sagt er, jedenfalls stark übertreibend, aber doch wohl ein allgemein anerkanntes Ideal zeichnend, in Athen gar nicht dazu kommen. Es herrsche da zwischen Reichen und Armen die schönste Eintracht. Diese, weit entfernt davon, die Wohlhabenden zu beneiden, seien vielmehr um deren Häuser so besorgt wie um ihre eignen, da sie wüßten, daß jener Wohlfahrt auch ihnen solche verbürge. Die Reichen aber sähen über die Armen nicht hochmütig hinweg, erachteten es vielmehr als eigne Schande, wenn jemand in der Stadt Not leide, und sorgten für die Bedrängten, indem sie ihnen entweder Landgütchen wohlfeil verpachteten oder ihnen in Handel und Gewerbe Verdienst verschafften. So sei der gerechte Besitz gesichert, der Genuß allen gemeinsam gewesen. Merkwürdigerweise behauptet Nägelsbach Seite 261, die hellenische Nächstenliebe sei nicht als freie Bethätigung eigner, auch ohne das Gesetz vorhandner

Digitized by Google

Stimmung dem Herzen entstammt, sondern nur aus Achtung vor dem Gesetz geübt worden. Man habe eben jedem Berechtigten: dem persönlich berechtigten Freunde, Verwandten und Wohlthäter, dem politisch berechtigten Mitbürger, dem göttlich berechtigten Hilflosen das Seine gegeben. Die Cyropädie allein schon, die ganz und gar vom Geiste der Menschenfreundlichkeit durchweht ist, genügt, davon zu überzeugen, daß die griechische Philanthropie nicht kalte, berechnende Gesetzlichkeit war, sondern aus dem Herzen quoll. Diese Philanthropie war Freude am gesunden, schönen und guten Menschen und ein Verhalten, das sich bei solcher Stimmung von selbst ergiebt. Daß man den Barbaren für den natürlichen Feind ansah, steht mit dieser Philanthropie nicht in Widerspruch, sondern ist in ihr begründet. Denn da reines und vollkommnes Menschentum nur bei den Hellenen zu finden war, so mußte jeder Freund dieses Menschentums der Feind von Barbaren sein, die Hellas mit dem Untergange bedrohten. Begründet dagegen ist Nägelsbachs Ansicht, daß die Hellenen die Gottesliebe weder im subjektiven noch im objektiven Sinne gekannt haben. In den Göttern wurde zwar Wohlwollen gegen einzelne Lieblinge, aber nicht allgemeine Menschenliebe vorausgesetzt, deshalb liebte man die Gottheit nicht, sondern verehrte und fürchtete sie bloß und leistete ihr Gehorsam. Jedoch ist auch hierin der Abstand des Hellenentums vom Christentum bei weitem nicht so groß, wie ihn die christliche Phraseologie erscheinen läßt. An die Liebe des Gottes zu glauben, den die Orthodoxie lehrt, der die ungeheure Mehrzahl der Menschen zu ewigen Qualen geschaffen hat, ist für Denkende ein Kunststück, das zu allen Zeiten nur wenige fertig gebracht haben, und heutigentags, wo wir die Weltgeschichte und das Universum überschauen, erscheint der Geist, der all dieses Ungeheure und zum Teil Furchtbare gewollt und geschaffen hat, als ein so gewaltiger und erhabner, daß sich niemand versucht fühlt, ihn wie einen guten Freund, einen Bräutigam oder einen lieben Papa zu herzen und zu küssen, eine Thatsache, die auch Hilty öfter hervorhebt. Die konventionellen Gebetbuchphrasen, die von Millionen kindlicher Seelen gedankenlos nachgestammelt werden, entscheiden natürlich die Frage nicht, wo aber wirklich etwas erscheint, was wie warme, leidenschaftliche Gottesliebe aussieht, da lauert gewöhnlich unheimlicher Fanatismus oder gefährliche Schwärmerei im Hintergrunde. Der nüchterne Durchschnittschrist ist zwar überzeugt, daß alle Güter aus Gott stammen, daß also vor allem der Güter größtes, die Liebe, ein Grundbestandteil seines Wesens sein müsse, aber Gott zu lieben vermag er nicht anders, als wie es das Neue Testament an mehreren Stellen lehrt und erlaubt, in seinen irdischen Erscheinungsformen: in den Brüdern, in der menschlichen Person Jesu.

Vollkommen richtig ist es, wenn Burckhardt meint, die Griechen seien in ihrer Blütezeit schlechter gewesen als in der trotz aller Leidenschaft und Gewaltthat so reinen homerischen Welt. „Hier waltet eine noch nicht durch Reflexion zersetzte Empfindung, eine noch nicht zerschwatzte Sitte, eine Güte und ein Zartgefühl, woneben das ausgebildete Griechentum mit all seiner geistigen Verfeinerung seelisch roh und abgestumpft erscheint.“ Er hätte aber daran denken sollen, daß der Kulturfortschritt mit der Menschenanhäufung zu-

Digitized by Google

sammen immer und überall einen Doppelprozeß unvermeidlich macht, der zwei entgegengesetzte Erscheinungen erzeugt. Einerseits nämlich verfeinert er das Denken und Empfinden sowie die Sitten, andrerseits aber macht er die Menschen durch die Erschwerung des Lebens und die Vermehrung der Kollisionsfälle boshafter und ersetzt die offnen und gewaltsamen Rechtsverletzungen durch heimliche Sünden und durch Thaten der Hinterlist. Burckhardt selbst meint bei einer andern Gelegenheit, der Mensch sei das bösartigste Tier, weil er mehr Hindernisse zu überwinden habe als irgend ein andres. Auch das ist richtig, was er außerdem bemerkt, daß die Hellenen mehr Geschmack am Guten als Kraft dazu gehabt haben. Aber das ist allgemeines Menschenlos, d. h. das Los der gut und edel angelegten Menschen, wie die unzähligen Sprüche von den zwei Seelen und den zwei Willen beweisen. Und der Geschmack darf nicht gering angeschlagen werden, sondern macht gerade das Wesen des Menschen aus. Wer mehr Geschmack am Blutvergießen als an der Philanthropie hat, der wird sich doch wohl in der Regel anders benehmen als der geborne Philanthrop. Wo der Geschmack am Guten vorhanden ist, da wird es, mag das Fleisch auch noch so schwach sein, am Willen und an der That nicht gänzlich fehlen; wo der Geschmack am Guten fehlt, da kann gar kein Wille zum Guten vorhanden sein. Endlich hat Burckhardt auch Recht mit der Bemerkung, die Griechen hätten wie alle entwickelten Völker zweierlei Ethik gehabt, eine von den Bessern wirklich geübte, und eine von den Philosophen in Form von Postulaten aufgestellte. Aber dieses Zurückbleiben der Volksmoral hinter der Idealethik berechtigt noch nicht dazu, Schlüsse aus den Schriften der Dichter und Philosophen auf die Volksmoral für unzulässig zu erklären, wie das einige Rezensenten der drei Spaziergänge mit Berufung auf den heutigen Abstand zwischen Poesie und Leben gethan haben. Heute haben wir in einem ganz andern Sinne zwei Moralen, indem sich Unzählige äußerlich zu einer offiziell geltenden Moral bekennen, die sie vor ihrem Gewissen nicht anerkennen und im Geheimen verlachen. Wir haben außerdem nicht eine theoretische Moral, sondern viele solche, während die Griechen nur eine hatten. Wie ernst es ihnen mit dieser war, obwohl sie im Leben herzlich schlecht befolgt wurde, beweisen folgende zwei Vorkommnisse. Bekanntlich wurde in den Stücken des Euripides vieles sehr anstößig gefunden, was zwar an sich bedenklich, aber der Lage und dem Charakter der Personen angemessen, also ästhetisch gerechtfertigt ist; um diese Angemessenheit kümmerte sich das Volk gar nicht. So wurde das Wort des Hippolytus heftig getadelt: „Nur die Zunge, nicht mein Geist hat geschworen.“ Dieses Wort, schreibt Nägelsbach, „ist an Ort und Stelle nicht nur höchst passend, sondern auch vollkommen sittlich, indem der reine Jüngling, als er das ihm mitzuteilende Geheimnis nicht zu verraten schwur, allerdings nicht meinte, auf Geheimhaltung eines schweren Frevels vereidigt zu werden. Nichtsdestoweniger wurde es dem Dichter zum Verbrechen gemacht, dies Wort dem Hippolytus in den Mund gelegt und dadurch dem Volke die Möglichkeit zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß man beim Schwur Wort und Gedanken trennen könne,“ also daß Mentalreservation erlaubt sei. Die



Digitized by Google

sogenannte Jesuitenmoral ist recht eigentlich ein Erzeugnis des spitzfindigen Griechengeistes, und in der Römerzeit waren die Griechen durch das Gegenteil von Wahrhaftigkeit und Treue bekannt. Andrerseits aber war ihre sittliche Empfindung so fein und so stark, daß sie den sophistischen Eidbruch schon verurteilten, wenn er ihnen auch nur scheinbar gegenständlich wurde. Und als das Volk im Bellerophon eine Verherrlichung des Goldes zu hören bekam, stürmte es die Bühne und wollte den Dichter samt den Schauspielern hinauswerfen. Enripides bat, man möge doch erst abwarten, was der Mann für ein Ende nehme, der das Gold zu seinem Abgott gemacht habe, „aber eben auf das Endschicksal des Bekenners verwerflicher Grundsätze kam es dem Volke gar nicht an, man wollte so etwas auf der Bühne überhaupt nicht ausgesprochen wissen." (Nägelsbach.)

(Schluß folgt)

# König Johann von Sachsen

### Zu seinem hundertsten Geburtstage

Die gegenwärtig lebende Generation hat vom König Johann kaum noch ein klares Bild. Seit seinem Tode sind fast dreißig Jahre vergangen, seine Lebenszeit reicht bis an den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück, und populär, volkstümlich ist er niemals gewesen. Und doch ist seine Regierung eine der ereignisvollsten und wichtigsten in der ganzen sächsischen Geschichte. Als er geboren wurde, am 12. Dezember 1801, war das alte heilige römische Reich deutscher Nation im Zusammenbrechen und das Kurfürstentum Sachsen ohne jeden festen Anhalt; als er starb, am 29. Oktober 1873, da war das neue Deutsche Reich ruhmvoll erstanden, und das Königreich Sachsen, obwohl kleiner als das alte Kurfürstentum, eines der kräftigsten und wirksamsten Glieder am Körper des nationalen Gesamtstaats. Diese ungeheure Umwandlung, innerlich und äußerlich die stärkste, die jemals unserm Volke beschieden gewesen ist, hat Johann nicht nur selbst mit Bewußtsein erlebt, sondern auch zu einem nicht geringen Teile mit herbeiführen helfen. Als Hintergrund aller seiner Jugenderinnerungen erschien ihm selbst späterhin das Bild unaufhörlicher Truppendurchmärsche; er hat als elfjähriger Knabe dem Franzosenkaiser gegenübergestanden, als kaum zwölfjähriger die Schreckenstage der Dresdner Schlacht und die Gefangennahme des greisen Königs Friedrich August nach der Leipziger Völkerschlacht mit erlebt, später die Teilung Sachsens und die wehmütige Heimkehr des Oheims. Aber mehr als durch das alles ist seine Entwicklung durch das innige, schlichte Familienleben im Hause seines Vaters, des edeln Prinzen Maximilian, im Kreise zahlreicher Geschwister und Verwandter bestimmt worden, das von der steifen spanischen Etikette um die Person des königlichen Oheims

Digitized by Google

wohlthätig abstach. Dem geliebten Vater, seiner Lehre und seinem Beispiel bekannte er das Beste zu verdanken, was in ihm war, einen festen Anker für das ganze Leben. Dem Bildungsgang des Prinzen hatten allerdings die unruhigen Zeitumstände etwas Unregelmäßiges gegeben, aber sein klarer Geist faßte schnell und scharf, er holte vieles durch emsiges Selbststudium nach und erwarb sich schließlich eine sehr umfassende und vielseitige Bildung. Sie trug natürlich ganz den litterarisch-ästhetischen Charakter dieser Zeit, die noch unter der Nachwirkung der klassischen Periode unsrer Dichtung stand, sie wurzelte also fest im klassischen Altertum und fand eine Art Abschluß in einer längern Reise durch Italien 1821/22. Hier wurde Prinz Johann auch zuerst auf Dante aufmerksam, dessen Divina Comedia fortan sein Lieblingsstudium, der Gegenstand einer mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug unternommnen Übersetzungs- und Erklärungsarbeit geworden ist. Noch einmal, 1838, besuchte er Italien, daheim aber nahm er mit seinem Bruder Friedrich August (König seit 1836) an der schönen Entfaltung des künstlerischen und litterarischen Lebens dieser Jahrzehnte in Dresden eifrig Anteil und sammelte gern geistreiche Künstler und Gelehrte in einer zwanglosen Abendgesellschaft um sich, wie später König Max von Bayern. Daneben aber bereitete er sich, seit dem Tode seines ältern Bruders Clemens 1822 dem Throne um einen Schritt näher gerückt, durch eifrige Teilnahme an den Arbeiten des Finanzkollegiums und durch juristische Studien für eine politische Wirksamkeit vor.

So war er gereift und in sich abgeschlossen, als die Notwendigkeit, eine solche zu übernehmen, plötzlich an ihn herantrat. Ein feiner und scharfer Geist, erfüllt von einem unstillbaren Bildungsdrange bis an sein Ende, beobachtete Prinz Johann Menschen und Dinge still mit unbestechlichen Augen, von den Vorurteilen seines Standes ganz frei und von Parteimeinungen völlig unberührt, ohne eine Spur von eigensinnigem Festhalten am Alten, nur weil es alt war, empfänglich für alles Neue, was ins Leben eindrang, und doch seine Lebenskraft besonnen prüfend. Aber dieser Fürst, der jung gelernt hatte, mit der überlegnen Ruhe und zuweilen auch mit der heitern Laune eines Weisen die Welt zu beurteilen, war doch ein Mann von tiefer und inniger, ja weicher Empfindung und ein gläubiger Sohn seiner Kirche, nur daß seiner milden und vorurteilslosen Art die Duldsamkeit gegen andre Konfessionen natürlich war. Für einen Staatsmann großen Stils hatte er bei aller sittlichen Festigkeit vielleicht zu wenig Stahl und ein so feines Rechtsgefühl, daß er schwer über einen auch unvermeidlichen Bruch des geltenden Rechts hinwegkam, aber er war unbedingt zuverlässig, standhaft und treu. Alles in allem ein Geist und ein Charakter, der das Gepräge dieser stillen, dem äußerlichen politischen und wirtschaftlichen Leben noch wenig zugewandten, auf die allseitige und tiefe Ausgestaltung der Persönlichkeit gerichteten, lyrisch gestimmten Zeit nach den Befreiungskriegen in jedem Zuge trug, eine harmonische, wahrhaft vornehme Natur, wie sie unsre härtere und zur That drängende, aber auch unruhige, zerfahrne, hastige Gegenwart nicht mehr hervorbringt.

Als nun eine neue Zeit für Sachsen kam, der starre, altständische Staat sich in einen modernen Verfassungsstaat verwandelte, auch seine Verwaltung

Digitized by Google

von Grund aus umgestaltete und schließlich 1834 der großen deutschen Wirtschaftsgenossenschaft des Zollvereins beitrat, da war Prinz Johanns milde vermittelnde und doch innerlich feste, klare Natur im Landtage ganz an ihrem Platze, die einen vorwärtsdrängend, die andern zügelnd das große Werk zu fördern und zum glücklichen Abschlusse zu bringen; ja er übernahm selbst das Oberkommando der seit 1830 zur Aufrechterhaltung der Ordnung gebildeten städtischen Kommunalgarden. Aber weitere Kreise wußten auch damals so wenig von ihm, daß er ohne jeden Grund als Gönner der Jesuiten galt und die sich damals neu erhebende konfessionell-protestantische Gesinnung in Leipzig am 12. August 1845 im groben Mißverständnis sogar eine tumultuarische Demonstration gegen ihn veranlaßte, die ohne sein Wissen und Willen einen blutigen Ausgang nahm. In den stürmischen Bewegungen der Jahre 1848/49 ist er außerhalb der Ersten Kammer wenig hervorgetreten. Er ließ aber seinen ältesten Sohn Albert, dessen Erziehung er liebevoll geleitet und vorurteilsfrei protestantischen Männern anvertraut hatte, 1849 freudig gegen Dänemark das Schwert ziehn. Die Dresdner Maitage erfüllten ihn mit tiefem Kummer; ob er aber mit der scharfen Reaktion, die ihnen folgte, innerlich einverstanden war, ist mehr als zweifelhaft, und von der Wiederherstellung des Bundestags, die alle diese Wirren jammervoll abschloß, hat er wenig erwartet.

Da rief ihn der jähe Tod seines Bruders am 9. August 1854 plötzlich gegen alle Voraussicht auf den Thron. Im Lande ohne Sympathie, ja mit Mißtrauen begrüßt, hat er durch eine pflichttreue, wohlwollende Regierung bald die einen entwaffnet und die andern gewonnen. Charakteristisch ist ihr einerseits die nachdrückliche, auch gesetzliche Förderung der industriellen Entwicklung des Landes, andrerseits die weitere Ausdehnung der unmittelbaren Staatsthätigkeit. Mehr und mehr fielen die Schranken des freien Verkehrs durch das Gewerbegesetz 1861, die Abschaffung der Elbzölle 1863, den Ausbau aller Hauptlinien des Eisenbahnnetzes. Die neue Gerichtsverfassung von 1855 übergab die gesamte Rechtspflege ausschließlich staatlichen Gerichten, ein neues Strafgesetzbuch wurde 1856 in Kraft gesetzt, ein treffliches Bürgerliches Gesetzbuch 1865; die stark vermehrten Schullehrerseminarien erhielten 1858, die neu emporwachsenden, sich mit der Zunahme der Industrie und des Handels rasch vermehrenden städtischen Realschulen 1860, die Gymnasien 1870 neue Regulative, die Landesuniversität Leipzig entwickelte sich nach langer Stagnation zu einer der ersten Hochschulen Deutschlands, daneben entstand ein ausgedehntes technisches staatliches Unterrichtswesen, und endlich trat nach dem Gesetz von 1873 auch die Volksschule unter die unmittelbare fachmännische Aufsicht staatlicher Organe. Aber an dieser gesteigerten Staatsthätigkeit gewährte die Reform der Verwaltung 1873 der Bevölkerung einen größern Anteil, wie schon 1868 die Kirchenvorstands- und Synodalordnung am Kirchenregiment.

Die Gewissenhaftigkeit König Johanns hat an allen diesen Arbeiten lebhaften, persönlichen Anteil genommen, und auch seine auswärtige, d. h. deutsche Politik hat er viel mehr selbst gemacht, als man lange geglaubt hat; er ließ zwar seinem geschäftsgewandten Minister Freiherrn F. von Beust für gewöhn-

Digitized by Google

lich freie Hand, aber die Zügel hielt er selbst immer fest, und in allen entscheidenden Augenblicken hat er in der That selbst entschieden. Er wußte sehr gut, daß der Deutsche Bund den nationalen Bedürfnissen nicht genüge, aber er wollte ihn nicht zerstören, sondern auf friedlichem Wege weiter bilden, sodaß beide Großmächte darin nebeneinander Platz fänden. Unzweifelhaft unterschätzte er also die Stärke der Gegensätze, aber von dieser Überzeugung aus wurde er der eigentliche Leiter des Fürstentags 1863, entschied er sich für das Erbrecht Friedrichs von Augustenburg an Schleswig-Holstein, ergriff er 1866 die Waffen für den Bundestag. Die Tapferkeit seiner Truppen auf den böhmischen Schlachtfeldern erwarb ihm die Achtung, seine und seines Sohnes, des Kronprinzen Albert, erprobte Zuverlässigkeit und klare Festigkeit das Vertrauen des Siegers, und ungeschmälert trat Sachsen in den Norddeutschen Bundesstaat ein, pünktlich und auf den verschiedensten Gebieten alles durchführend, was die werdende Gesamtverfassung der Nation verlangte. Als dann 1870 die große Entscheidungsstunde schlug, da erneuerte der Kronprinz mit seinem 12. Armeekorps den alten Waffenruhm im nationalen Kampfe, und König Johann ging bereitwillig auf die Idee der Kaiserkrone ein, die dann Ludwig II. nur unter starkem Drucke wirklich angeboten hat. So erlebte er als siebzigjähriger Greis mithandelnd die Neubegründung des Reichs, das der Knabe halb unbewußt hatte untergehn sehen, und seine letzte große Genugthuung war die Begründung des Dreikaiserbündnisses, das Österreich wieder in nähere Beziehungen zu Deutschland brachte.

Erst die Reichsgründung hat dem deutschen Fürstenstande, der glänzendsten Aristokratie der Welt, seine natürliche Stellung gegeben und damit seine natürliche Aufgabe, nämlich statt seine Thätigkeit auf die engen Grenzen der Heimat zu beschränken und gelegentlich um Gebiets- und Rechtsfragen die Nation zu zerreißen, gemeinsam an ihrem Wohle und ihrer Größe zu arbeiten. Zu den besten Männern dieses Standes wird allezeit der Prinz und der König Johann gerechnet werden müssen.

# Im Kampf ums Leben

Erzählung von Johann Skjoldborg

(Fortsetzung)

Die Hohlwege durch die Heide und die undeutlichen Wegspuren durch tiefen Sand und über holprige Hügel waren die einzige Verbindung zwischen den Dünen und der Außenwelt. Doch hatte man noch nie gehört, daß jemand durch Umwerfen zu Schaden gekommen wäre, denn niemand versteht es wie die Dünenbewohner, mit einem Paar Ochsen auf grundlosen Wegen vorwärts zu kommen, niemand hat wie sie die Fähigkeit, sich durch die Dunkelheit der Nacht mit der größten Seelenruhe weiter zu fühlen und dahin zu gelangen, wohin er soll.

Digitized by Google

Aber wenn die Hebamme geholt werden mußte, dann wandte man sich doch am liebsten an Niels Pind, den Krösus der Dünen und deren ältesten Ansiedler. Er hatte jederzeit ein Paar wohlgenährte Pferde in Bereitschaft, und in solchen Fällen hatte er niemals ein Nein im Munde, so barsch auch dieser vorsichtige Pfennigfuchser sonst sein konnte.

An einem Herbstabend nun war dieser Niels Pind unterwegs, um Madame Hansen, die Hebamme, zu Sören Brauders Frau zu fahren. Da aber Niels schon betagt war, und draußen dichte Finsternis herrschte, war Jens Berg mitgefahren. Es war nämlich so stockdunkel, daß man wie ein Blinder jeden Augenblick in Gefahr war, an irgend etwas anzustoßen. Trotzdem fuhr der Wagen in dem Hohlweg, der so tief war, daß man ihn unmöglich verfehlen konnte, rasch vorwärts. Da plötzlich hielten die Pferde von selbst an. Um keinen Preis waren sie weiter zu bringen. Niels ging rund um das Gefährt herum, konnte aber nichts Außergewöhnliches entdecken. Madame Hansen begann mit lauter Stimme den Herrn im Himmel anzurufen, aber Niels fragte Jens, ob er nicht etwas Stählernes in der Tasche habe. Dieser antwortete, ja, er habe ein Messer, das der Wunderschmied gemacht habe, er könne aber nicht dafür einstehn, wieviel Stahl daran sei. Ein Versuch sollte aber doch damit gemacht werden. Niels schlug mit dem Messer auf die Deichselspitze und versuchte dann aufs neue, die Tiere vorwärts zu bringen. Unmöglich!

In diesem kritischen Augenblick raschelte es dicht vor ihnen im Heidekraut, einige blökende Schafe und Lämmer erhoben sich vom Wege, und nun trabten die Pferde willig weiter. Niels Pind stieß ein paar ärgerliche Laute aus, aber Jens Berg lachte so, daß er sich schüttelte auf dem Wagenstuhl.

Indessen herrschte draußen in Sören Brauders Hütte große Sorge. In der einzigen Stube standen eine Kommode, zwei unangestrichne Betten und eine Schlafbank zum Aufklappen, auf der die Kinder des Nachts lagen. Maren, Peter Kiebitzens Frau, war wegen des bevorstehenden Ereignisses zugegen. Sören und sein Vater gingen abwechselnd hinaus und lauschten ängstlich auf herannahendes Wagengerassel.

Es zeigte sich nach einiger Zeit, daß die Hebamme es für durchaus notwendig hielt, daß der Doktor geholt werde.

Sören lief quer über Gräben und Sandhügel zu Jens Back auf dem Breiten Sande; das war der nächste Nachbar, der Pferde hielt, aber er wohnte mindestens eine Viertelstunde weit weg. Das Blut hämmerte wie Trommelschlag in Sörens Ohren. Drei Meilen bis zum Arzt — und dann konnte dieser möglicherweise weg sein! — Drei Meilen zurück — und indessen konnte Ane sterben! . . . Er lief und lief, daß er stolperte und zu Boden fiel. Sechs Meilen! Sechs lange Meilen! — Ach, diese Wege! — Diese Dunkelheit! — Vielleicht acht, zehn, vielleicht zwölf Stunden . . . Herr Gott im Himmel! rief er laut, wenn sie nun von mir und den Kleinen wegstürbe! Und so raunte er aufs neue, als gälte es das Leben. . . . Und Jens Back ist bei allem so entsetzlich langsam! . . . Sechs Meilen! . . . Sören konnte an nichts andres denken, während ihn die Angst durch die stockfinstre Nacht vorwärts jagte.

Bis Jens Back aus dem Bett gekrochen war, sich zunächst genügend gestärkt und dann den Wagen angespannt und geschmiert hatte, setzte sich Sören ermattet und schweißtriefend auf einen im Hof stehenden Schubkarren, während die Gedanken ihm wirr durch den Kopf sausten, wie wenn ein Schwarm Menschen wild durcheinander schriee.

Unterdes saßen die Hebamme und Maren Kiebitz beisammen und tranken Kaffee, denn die Kranke schien ein wenig eingeschlummert zu sein. Die Schlafbank mit den am Rande herausstehenden Strohhalmen sah aus wie ein Nest, worin die

Digitized by Google

Jungen lagen und in den Federn wühlten. Die Luft in der Stube, die von den vielen Menschen schon an sich stickig war, wurde von dem glühenden Ofen so erhitzt, daß sie einem förmlich auf den Wangen brannte. Eine Petroleumlampe, deren Flamme aus einem zersprungnen Glas rauchte, beleuchtete die Stube.

Nein, wenn ich nicht einen Tropfen Kaffee haben kann, sagte Maren Kiebitz, indem sie ein Stück Zucker kaute, dann ist es mir nicht behaglich. — Die Hebamme nickte zustimmend, während sie in ihren dampfenden Kaffee blies. — Es waren nicht einmal soviel Bohnen da, daß man eine ordentliche Tasse Kaffee kochen konnte, fuhr Maren flüsternd fort.

Jetzt erhob sich der alte Brander von seinem Bett, auf das er sich unausgekleidet geworfen hatte, und fragte traurig: Wie wird es wohl werden, Line? — Die Hebamme hoffte das Beste, wenn nur der Doktor bald komme. Als hierauf der Alte die Stube verließ, neigte sie sich zu Maren und fragte sie, wie es denn jetzt mit dem alten Brander stehe. — Wenn er Branntwein bekommen könnte, wäre es wohl so ungefähr wie früher, aber hier haben sie ja nichts übrig, das kannst du dir doch denken! Ich habe neulich einmal für sie gewaschen, fuhr Maren flüsternd fort, Sören hat gerade drei Hemden, und mit denen muß man vorsichtig zu Werke gehn, das versichre ich dir; ja, Gott weiß, daß man das muß! Aber großartig soll es doch werden, natürlich! Er baut eine Scheune, und er pflanzt Bäume, aber die Leute sagen auch, er komme darum nur ein bischen früher ins Armenhaus. . . . Noch ein kleiner Schluck gefällig?

Ane erwachte und wimmerte. — Der arme Tropf, sagte die Hebamme, nun gehts wohl los! — Gottes Wille geschehe, müssen wir eben sagen, fügte Maren Kiebitz mit zum Himmel gerichteten Augen und über der Brust gefalteten Händen hinzu.

Die leidende Frau stieß die Jammerrufe aus, die vor allen andern Lauten herzzerreißend sind. Da trat der Alte an das Lager und streichelte sachte Anes auf der Bettdecke liegende Hand. Er streichelte sie immer wieder und sagte dabei immerfort: Liebe Ane, liebe Ane!

Rund herum war finstre Nacht. Nur aus der kleinen Stube blinkte das Licht heraus, das brannte, um Wache zu halten, wo Leben und Tod miteinander um den Sieg kämpften. — Gegen Morgen kam der Arzt. Er schaute sich hilflos um in dem überfüllten Raum, denn es schien nicht einmal soviel Platz zu sein, daß er seinen Pelz ablegen konnte.

Sören und der Vater gingen mit den weinenden Kindern hinaus in die Scheune, aber sogar da hörten sie die Weh- und Klagetöne, die von wilder Todesangst erfüllt waren. Und da geschah etwas Merkwürdiges mit Sören. Ihm war, als sei er ganz allein mit Gott droben im Himmel, und da meinte er zu fühlen, daß eine ganz neue, bis jetzt verdeckte Schicht in seinem Innern aufbreche, etwas, von dessen Dasein er bis jetzt gar keine Ahnung gehabt hatte; und es nahm Gestalt an, trat frei vor Gottes Angesicht und sagte: Du mußt mir meine Ane lassen, lieber Gott, sonst geht es schlecht mit mir!

Darauf wurde es ihm wunderbar ruhig zu Mute.

Eine Stunde später atmete ein neues Leben unter Sörens Dach. Aber, sagte der Arzt, vor allem Ruhe und Diät. Und dann müssen Sie wirklich auch für ein besseres Bett sorgen, denn dieses ist nicht genügend für die arme Frau.

Gegen Morgen, als die Lampe erlosch, und der erste Morgenschimmer durch die betauten Scheiben drang, kam Peter Kiebitz, um zu fragen, wie es gehe. Er bekam einen Schluck Kaffee, und Maren sagte zu ihm, er solle ein paar von den Kindern mit nach Hause nehmen, da Ane Ruhe haben solle. — Das wolle er gern thun, erwiderte Peter. — Wir können sie schon irgendwo unterbringen, sagte Maren, und wir könnten Ane wohl auch unser Unterbett leihen, nicht wahr? — Das versteht sich von selbst, antwortete Peter, während er seinen Kaffee schlürfte.

Digitized by Google

Die nach einer angstvoll durchwachten Nacht natürliche Schläfrigkeit ergriff jetzt die Hausbewohner, und alle legten sich für ein Weilchen zur Ruhe.

* * *

Nach einem wütenden Sturm aus Nordosten hielt ein rauher und bitter kalter Winter seinen Einzug an der nackten Küste und herrschte mit strenger Hand über den niedern Häusern hinter den Dünen.

Sobald sich nur ein einziger aufgetauter Fleck an den dicht zugefrornen Fensterscheiben zeigte, ließ der Winter ihn sofort wieder zufrieren, daß ja kein Sonnenstrahl in die Hütte dringen konnte, und wenn sich jemand im Freien sehen ließ, peitschte er ihm Schnee und Hagel ins Gesicht, oder die Kälte riß ihm die Haut wund, wo sie nicht in Wolle gehüllt war; alles, was Gefühl und Leben hatte, suchte Schutz vor des Winters harter Gewalt.

Die Dünenbewohner hielten sich in Stall und Stube, in Scheune und Schuppen, ja auch in dunkeln Kellerräumen auf, während der Winter an den Vorräten von Salzfleisch und Futter zehrte. Und wenn der Hausvater am Abend beim Lichtschein das Vieh versorgte, schloß er Thüren und Luken, schauderte zusammen und seufzte: Gott sei dem Armen gnädig, der nicht Haus noch Heim hat!

Sören Branders Frau mußte das Bett hüten. Während dieser ganzen Zeit sah sie fast nie das liebe Sonnenlicht. Die kurzen Tage bestanden eigentlich nur aus ein paar Dämmerstunden, aber die Nächte waren um so länger. Wenn Ane nicht schlafen konnte, lauschte sie auf die vielen Atemzüge in der engen Stube und fragte sich ängstlich, ob die Kleinen auch nicht frören. Alle Kleider waren schon zu Bettstücken gemacht worden, denn diese hatten sich nicht mit der wachsenden Kinderschar vermehrt, und es war so kalt, daß sie zusammenschauderte, so oft sie den Arm unter der Bettdecke hervor in die Nachtluft streckte. Auch konnten sie sich jetzt, da sie keiner Nachtwachen mehr bedurfte, nicht mehr erlauben, den Ofen nachts brennen zu lassen; denn die Feuerung kostete zu viel Geld. Sören schlief fest an ihrer Seite; er hatte viele Nächte bei ihr gewacht und war ungefähr einen Monat lang nicht aus den Kleidern gekommen, sondern hatte nur ab und zu ein wenig geschlummert, wenn ihn die Müdigkeit überwältigt hatte.

Ach, wie von Herzen gut war er gegen sie gewesen! dachte sie, und sie deckte ihn sorgsam zu. . . . Wenn sie doch nur bald wieder aufstehn könnte! Es wäre so schrecklich notwendig für das ganze Haus. Das bischen Vorrat von Pökelfleisch draußen im Salzfaß war gewiß schon allzusehr zusammengeschmolzen. Und die Milch! Und die Butter! Auch wurde gewiß nichts so recht nach der Art gethan. . . . Maren Kiebitz war ja willig und immer bereit, ein wenig auszuhelfen; aber es war doch nicht weit her mit dem, was sie that. . . . Und die Reinlichkeit! Ach, daß sie auch gerade jetzt im Bett liegen mußte, wo doch jeden Tag so viel geleistet werden sollte, das war wirklich recht hart! Und es war gewiß auch ein großer Verlust obendrein! Armer, lieber, guter Sören! — sie strich ihm unwillkürlich leicht über die Haare. . . . Ach ja, der liebe Gott konnte auch hier helfen! Ob es nun etwas nützte oder nicht, sie konnte es eben nicht unterlassen, ihm alles, was sie drückte und quälte, zu erzählen. Und wenn alle um sie herum schliefen, und nur sie allein wachte, da konnte sie eigentlich am allerbesten mit ihm reden. Allerdings fühlte sie es gut, daß sie nicht so gläubig war, wie sie es eigentlich hätte sein sollen, und wie es so viel andre waren; aber sie konnte es nicht besser machen, und jetzt, wo es auf so vielen Seiten eng um sie wurde, kam es ihr vor, als ob hier noch die einzige offne Stelle für einen Lichtstrahl sei.

Wenn sie nur erst wieder gesund wäre! Sie waren ja noch junge Leute und konnten sich dann gewiß auf irgend eine Weise durchbringen. Es konnten es ja

Digitized by Google

nicht alle Menschen gleich gut haben, und das Leben ging eben nicht immer auf ebnem Wege dahin — das hatte ihr ohnedies niemand je versprochen. . . . Ach ja, sie war so müde und konnte es doch nicht lassen, an so vielerlei zu denken, denn die Nächte waren so unendlich lang!

Beim ersten Morgengrauen kroch Sören aus dem Bett und machte Feuer im Ofen an. Dann mußte das Essen gekocht werden, und es gab hundert andre Kleinigkeiten, die gethan werden mußten. Die vollen Milchschüsseln standen in der Stube auf dem Tisch und auf der Kommode, aber trotzdem war die Milch gefroren, und ihre Oberfläche war mit Staub bedeckt, der seinen Weg dahin gefunden hatte, obgleich die Schüsseln mit alten Zeitungen zugedeckt waren. Die Milch sog Tag und Nacht all den Rauch und die schlechte Luft in der Stube ein, und die Sahne stand alt und zusammengeschrumpft in einem Topf unter dem Ofen.

Der Großvater half Sören treulich bei allem, so gut er konnte, und wie undeutliche Gestalten glitten sie in dem Nebel der halbdunkeln Stube aus und ein, der von dem Staub herrührte, den die in dem Bettstroh spielenden Kinder aufjagten, und von dem Rauch des verwitterten Kachelofens. Alle Tage lief es Sören von dem ewigen, rastlosen Herumrennen im Haus, das mit der weiblichen Arbeit verbunden ist, wie Ameisen durch die Beine, und manchmal verdunkelte sich sein Blick vor Mißmut und Unzufriedenheit, die von der Übermüdung herrührten. Aber wenn er dann zu Ane hinübersah, deren blasses mageres Gesicht auf dem schmutzigen Kopfkissen lag, und aus dem ihm ein so warmes dankbares Lächeln entgegenleuchtete, da rann es ihm wie ein Freudenstrom durchs Herz, der allen Mißmut fortschwemmte, und dann rührten sich seine Beine wieder willig und leicht. Wenn es ihn durchfuhr, daß dieses Licht, das für ihn brannte, vor kurzem am Erlöschen gewesen war, dann stieg ein Gefühl des Glücks in ihm auf, und er mußte zu ihr hingehn und ihr einen Kuß geben. Aber sofort nahmen ihn wieder die vielerlei und verschiednen Anforderungen der notwendigsten und wichtigsten Lebensbedürfnisse in Anspruch. Darum hatte er eigentlich gar keine oder doch herzlich wenig Zeit, an etwas andres zu denken, als wie er das Feuer auf dem häuslichen Herde erhalten solle. Und doch hätte er jetzt beim Herannahen des Zinstermins wohl Grund gehabt, sich den Kopf zu zerbrechen, aber teils hatte er keine Zeit dazu, und teils war er zu müde und zu überwacht dazu, und außerdem fühlte er in dieser Zeit eine wahre Scheu davor, seine Gedanken überhaupt auf Geldangelegenheiten zu lenken. Er wußte es ja wohl, daß ihm eine Abrechnungsstunde bevorstand; er fühlte es, wie man bei gewissen Zeichen fühlt, daß ein Gewitter im Anzuge ist — aber noch zogen die Wolken in der Ferne hin.

* * *

Der strenge Winter hatte jedes lebende Wesen in seine Zufluchtsstätte gejagt; aber jetzt war die natürliche Ordnung wieder hergestellt. Die Sonne herrschte aufs neue, das Wild sprang wieder lustig auf Feldern und Wiesen, und hie und da streifte ein Jäger auf den Hügeln. Auch die Dünenbewohner krochen aus ihren Hütten hervor, und über die glänzende Schneedecke hin zog jeder seinen mit Säcken beladnen Handschlitten zur Mühle, während die Schweine zu Hause einen Spektakel machten, als ob sie seit vierzehn Tagen kein Mehl mehr bekommen hätten.

Sörens Frau konnte sich nun wieder des Hauswesens annehmen, sodaß er freier zu atmen vermochte, aber nun tummelten sich die Gedanken in seinem Gehirn und konnten nicht zur Ruhe kommen.

Er ging ins Freie und sah die Scheune, die Dämme, die Anpflanzung, alle die kleinen Anfänge, die nun eingeschneit vor ihm dalagen. Ob er sie wohl fortsetzen durfte, wenn der Frühling seinen Einzug hielt? Aller Wahrscheinlichkeit



Digitized by Google

nach würde er bis dahin seine sieben Sachen zusammenpacken und mit Frau und Kindern dem Ort Lebewohl sagen müssen, wo er nun doch Wurzel geschlagen hatte. Denn die Forderungen alle, die nun auf ihn eindrangen, gingen über seine Kräfte ... der Kaufmann! der Doktor! der Apotheker! die Zinsen ... und zum Verkaufen, um bares Geld zu bekommen, hatte er fast nichts mehr! — Wenn er sich jetzt noch halten konnte, dann mußte ein Wunder geschehn! ... Das einzige, was allenfalls hergegeben werden konnte, war das Schwein; das war allerdings zum Einsalzen bestimmt, doch das ging eben diesesmal nicht. Aber was nützte das viel? ... Nirgends war Arbeit zu bekommen, mit der bares Geld hätte verdient werden können, überall war die Erde noch fest zugefroren. So drängten sich die Gedanken Tag und Nacht und Nacht und Tag unaufhörlich, und je weiter die Jahreszeit vorwärtsschritt, desto verwickelter und aussichtsloser erschien ihm seine Lage. Zu solchen Zeiten graben sich tiefe Furchen in die Gesichter der armen Leute und machen sie alt, weil die Sorgen den ganzen Tag auf Nerven und Muskeln einwirken. Wohl ging Sören mit rastlosem Fleiß seiner täglichen Arbeit nach, aber er hatte alle Freudigkeit verloren, denn es lag wie ein unleidlicher Druck und eine Bürde auf ihm, und alles kam ihm hoffnungslos und zwecklos vor. So ließ er den Kopf hängen.

Was ihm in seinen jungen Jahren einst bei jenem Waldfest von Kratholm geschehn war, das war wie ein schaffendes „Werde!" für das öde Land seiner Seele gewesen, sodaß es in ihr zu grünen begann, und eine neue Welt aus der Tiefe auftauchte. Seit dieser Zeit hatten sich seine Fähigkeiten und Kräfte gesammelt und um einen festen Mittelpunkt geordnet, um das Ziel, das er sich gesteckt hatte. Das hatte ihm die stolze Haltung gegeben, darum hatten seine Gedanken sich gedreht, das hatte gleichsam alles festgehalten und in seine Dienste genommen, was in seiner Natur gegoren hatte und hatte kämpfen und wagen wollen. Aber all das andre in seiner Natur, was hatte nachgeben wollen, die bösen Lüste und das Gemeine, das hatte nun vergessen und machtlos hinter ihm gelegen bei seinem Drang, sich vorwärts zu bringen.

Jetzt wachte das Vergessene wieder auf. Jetzt war er nahe daran, den Glauben zu verlieren; jetzt, wo Halt und Sammlung mit dem versinkenden Ziel dahinschwanden, jetzt drängte es aus allen Ecken hervor in den verschiedensten Gestalten, die jede ihre lockende Stimme hatten. Jetzt war es nicht mehr das eine allein, was er wollte: vorwärts um jeden Preis! Jetzt fühlte er aufs neue die alten wogenden Strömungen aus der Jugendzeit in seiner Brust, den Drang nach sorglosem, rauschendem Vergnügen.

In dieser Stimmung und in einem solchen Gemütszustand kam er eines Abends an Bolle-Mettes Hütte vorüber, und ehe er sich dessen selbst recht bewußt geworden war, hatte er mit der Hand auf die Klinke gedrückt und war eingetreten. Diese Frau, deren dicke, sinnliche Lippen und lederartige Haut einen gemeinen Eindruck machten, und deren schwarze, unruhige Mausaugen vor Begehrlichkeit funkelten, verstand es immer, Kunden in ihr Haus zu ziehn, das eine wohlbekannte Winkelkneipe war. Ihre hauptsächliche Kundschaft bestand jedoch aus einem bestimmten Kreise zweifelhafter Existenzen der Umgegend, die bei ihr den gewünschten Unterschlupf fanden.

Von da an kam Sören öfters dorthin. Am nächsten Tage bereute er es bitterlich, aber obgleich er wußte, daß seine Frau zu Hause darüber weinte, und der Gedanke daran ihm ins Herz schnitt, obgleich er hinter sich den sanften, innigen Ruf einer zärtlichen Stimme zu vernehmen meinte, wurde er doch wie von einer überwältigenden Macht vorwärts getrieben. Seine Gedanken jagten ihn, seine Pulse flogen, der Wille wurde mächtig, und bald saß er wieder zwischen den Stammgästen in Bolle-Mettes Stube. Da war der „Schwede," ein Raufbold mit

Digitized by Google

einem Habichtsgesicht, einem gierigen Blick und einer unverhältnismäßig langen Nase. Da war der „Lumpensammler," dessen glänzendes, aufgedunsenes Gesicht wie ein Schwamm mit blauschwarzen Poren aussah, und da war auch der „Schäferfriedrich," dem der Landrichter niemals seine Diebereien nachweisen konnte. Alle sahen Sören gern, wenn er zur Thür hereinstürmte, als ob ihm jemand auf den Ferien sei, dann fing das Pulver Feuer, das wußten sie.

Gieb mir hundert, gieb mir tausend, gieb mir hunderttausend gleich, braun gebratne Teufel gieb mir droben aus dem Schwedenreich! schrie der Schmede und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Bald war dann das Trinkgelage in vollem Gange, der Lumpensammler sang ein Kartätschenmacherlied, der Schwede spielte die Begleitung dazu, indem er auf den Tisch trommelte, und der Schäferfriedrich blies die Tuba mit den Lippen.

Aber daheim saß Sörens Frau, und die Angst bebte ihr in allen Nerven. Nicht einmal wenn Sören in ihrer Nähe war und sich ihr mit freundlichen Worten und flehenden Blicken nahte, wollte die Angst von ihr weichen. Alle ihre Bekümmernisse verschwanden nun in der Finsternis dieser großen Sorge, wie eine Schar schwarzer Vögel in einem pechschwarz heraufziehenden Gewitter verschwindet. Über diese Dunkelheit suchten sich ihre Gedanken zu erheben, aber in diese Finsternis sanken sie wieder hinab. Zuerst hatte das Unglück sie wie ein schneidendes Schwert ins Herz getroffen; nachher war es ihr, als ob Stein auf Stein von der Schutzmauer ihres Heims abbröckle, die sie umgab, und sie sah schon im Geiste voraus, wie das so fortgehn würde, bis sie, von den letzten zusammenstürzenden Resten umgeben, in all ihrer Blöße eine Beute bedauernder und mitleidiger Augen werden würde. Es war ihr, als höre sie unaufhörlich das Einstürzen des Grundes, worauf sie ihr Glück gebaut hatte. Und wie ihre Angst stieg, sah sie weder Weg noch Steg, nirgends war sicherer Grund für den Fuß, und ringsum nur schwankendes Moor. Und die Zeit schleppte sich endlos hin.

Wenn sie einsam in ihrer Hütte saß, warf sie sich oft auf die Kniee und rief Gott im Himmel um Hilfe an. Aber ihr Kummer wuchs mit jedem Tage, der kam, und das Leben wurde immer wirrer. Aber sie erlahmte doch nicht in ihrem Gebet in all diesen Tagen und Wochen; alle ihre Gedanken, ihr ganzes Sein und Wesen vereinigten sich im Gebet und Seufzen nach Erhörung. Und da überkam sie allmählich eine Gemütsruhe, wie sie sie früher nie gekannt hatte. Da fand sie nach und nach einen festen Grund, der ihre Geduld wunderbar stärkte. Und so hatte sie Kraft gefunden, den schweren Weg weiter zu wandern. Aber der Kummer begleitete sie doch den ganzen Tag, und in der Nacht saß er neben ihrem Lager und starrte sie an, sobald sie erwachte.

* * *

Eines Morgens wachte Sören auf, nachdem er am vorhergehenden Abend erst spät aus der Winkelkneipe nach Hause gekommen war. Es war sauber und gefegt in der Stube, aber ganz still und leer; das regelmäßige Ticken der alten Wanduhr war der einzige Laut. Er war nicht durch fröhliches Kindergeplauder zum Behagen des Daheimseins geweckt worden, denn kein Mensch war im Zimmer. Es war eine Stille, die ihm das Gefühl der Einsamkeit verursachte; es fiel ihm aufs Herz, daß er sich die, die seinem Herzen am nächsten standen, mehr und mehr entfremde, sodaß sich eine immer größere Kluft leer und totenstill zwischen sie legte.

Die Schamröte stieg ihm, während er darüber nachdachte, ins Gesicht. Er drehte sich gegen die Wand, und Reuethränen flossen ihm über die Wangen hinab. . . . Jetzt mußte es ein Ende haben! — Und doch, wie oft schon hatte er

Digitized by Google

sich das vorgenommen, und wie oft war der gute Vorsatz wieder vergangen! ... Aber jetzt!

So drängten sich die Gedanken, während das einförmige Ticktack der Uhr ihn mahnte, wie die Zeit gleichgiltig und ohne Gefühl für den Kampf in der Menschenbrust ihren ewigen Gang geht, einerlei, ob das Leben oder der Tod den Sieg davonträgt.

Er sprang schnell auf und kleidete sich an. Im Laufe des Tages wurden nicht viel Worte gewechselt; obgleich er demütig umherging und auswich und sich klein machte, blieb es doch schweigsam um ihn herum, und auch wenn es sich um die alltäglichsten Dinge handelte, hatten die Worte einen traurigen Klang, wie in einem Hause, wo ein Mensch im Sterben liegt. Am nächsten Tage war es geradeso. Da meinte Sören, das gehe doch zu weit; er runzelte die Stirn und trat fester auf. Draußen in der Scheune traf er den Vater, der den Mund bewegte, als ob er etwas sagen wollte.

Hm! Du willst dir doch nicht das Trinken angewöhnen? — Sören lachte spöttisch. Der Vater sah ihn mit dem Ausdruck eines schuldbewußten Kindes an, und während ihm Thränen in die rotumränderten Augen traten, sagte er mit bebender Stimme: Es ist sehr gefährlich, wenn man sich das angewöhnt, mein Sohn. — Bah! erwiderte Sören und entfernte sich. — Ach nein, es ist nicht gut! seufzte der Alte.

Aber Sören sagte zu seiner Frau: Man könnte vielleicht meinen, es sei eine Leiche im Haus; was ist denn los? — Sehr ernst, aber ganz ruhig erwiderte Ane: Das weißt du ebenso gut wie ich. Und mir graut vor der Zukunft. Ja, Sören, so ist es. — Zukunft? An sie habe ich wohl ebenso viel gedacht wie du! — Willst du sie etwa in der Gesellschaft mit denen verbringen, die du bei Bolle-Mette triffst? — Davon brauchst du — er stieß einen Fluch aus — doch wahrhaftig nicht so viel Aufhebens zu machen, erwiderte er mit finsterm Gesicht. — Wenn du so fortmachst, wirst du der Mann nicht, den du dir gedacht hast, Sören. — Was für ein Mann hätte ich denn werden wollen, hm? — Du hast einmal anders gedacht, Sören! Weißt du, daß ich stolz auf dich gewesen bin? Wenn ich dich reden hörte und sah, wie du die Dinge angriffst, dann dachte ich, du seist der tüchtigste Mensch auf der ganzen Welt — das habe ich dir vielleicht noch nie gesagt.

Bei diesen Worten leuchtete es in Sörens braunen Augen hell auf. Dann sah er vor sich hin und sagte wie in Gedanken verloren: Wir sind zu arm! Wir kommen nie auf einen grünen Zweig. — Wenn du meinst, ich fürchte mich davor, eine arme Frau zu bleiben, so täuschst du dich. — Er sah seine Frau aufmerksam an und sagte: Ein armer elender Stümper, der der Gemeinde zur Last fällt, vielleicht ins Armenhaus kommt! Ein verachteter Lump, ein verpotteter Tropf ohne Recht und ohne Macht! Fürchtest du dich nicht davor? — Nein, erwiderte sie, das macht mich nicht unglücklich, das will ich schon tragen, solange wir es miteinander thun. Aber wenn du nach der Seite gehn willst, wo Bolle-Mette wohnt, dann werde ich mich grämen. — Er fuhr auf. Hast du etwa Grund gehabt, dich wegen meiner zu schämen? rief er mit blitzenden Augen und trat drohend vor sie hin. — Ane sah ihn ruhig an. Du machst mich nicht bange, Sören! Auf der ganzen Welt giebt es nur eins, was mich bange machen könnte, sagte sie mit erhobnem Kopfe, das wäre, wenn du ... ein Mensch würdest, den ... ich nicht mehr achten könnte; ja, das ist das einzige, vor dem ich Angst habe.

Wie der Blitz war Sören aus der Stube draußen. Der alte Brander ging still im Hause des Sohnes umher. Auch ihn drückten schwere Gedanken. Er schaute zurück auf sein vergangnes Leben und fand leicht den dunkeln Punkt. Und da fragte er sich, ob sich wohl solche schlimmen Neigungen vererben könnten. Ob

Digitized by Google

das Unglück, das nun des Sohnes Haus bedrohte, als ein Fluch über sein weißes Haupt kommen mußte. Da raffte er den letzten Rest seiner Geistes- und Körperkräfte zusammen, um das seinige dazu beitragen, daß der Untergang ferngehalten würde. Er hatte von jeher geschickte Hände gehabt und sich früher eine ganz hübsche Einnahme damit verschafft, daß er kleine Körbe aus den Wurzeln der Dünengewächse geflochten hatte, die er abrindete und trocknete. Später hatte er auch große Körbe zum Torftragen aus Wacholderzweigen verfertigt. Jetzt saß er vom frühen Morgen bis spät in die Winternacht hinein unermüdlich an dieser Arbeit. Kälte, Altersschwäche und die Folgen seines frühern Lebenswandels schüttelten an dem gebrechlichen Körper, aber es war, als ob etwas von dem Eifer seiner Jugendzeit wieder in seinem Blute aufwalle, und als ob er jetzt die Versäumnis eines ganzen Lebens einbringen müsse. Es dauerte nicht lange, daß er den jungen Leuten ein paar Kronen aushändigen konnte; da wurde Sören auf seine Arbeit aufmerksam. Das könnte vielleicht eine Rettungsplanke sein, dachte er. Die Reiser ließ Gott ja umsonst draußen wachsen, und wenn sie nun alle miteinander, Ane, er und die Kinder zugriffen, dann müßte eigentlich ein schönes Stück Geld verdient werden können.

Bald war die kleine Stube in eine ganze Werkstatt verwandelt. Der schwarze Lehmboden war mit grünen und dürren Abfällen bedeckt, und kleine Bündel Wacholderreisig erfüllten den engen Raum mit ihrem eigentümlich durchdringenden und säuerlichen Duft. Während die andern Dünenbewohner um diese Winterzeit auf der Ofenbank hinduselten, konnte Sören Brander eine Ladung Körbe nach der andern zum Kaufmann fahren. Es zeigte sich, daß das Korbflechten eine nicht unbedeutende Einnahmequelle war, die gerade in der größten Not hervorgequollen war.

Die Augen des alten Brander leuchteten in heller Freude. Aber bald nahte sein letztes Stündlein. Die Anstrengung der letzten Zeit war zu groß gewesen; er wurde immer hinfälliger, und als die erste Frühlingsahnung über das Land zog, starb er.

Gerade vor dem Verscheiden hatte er mit seinen abgemagerten Fingern noch die Hand des Sohnes gedrückt und geflüstert: Versprich mir! Versprich mir, daß ... — Ja, ich verspreche es! antwortete Sören und drückte ihm die Hand. — Ja, dann — er atmete schwer — ich fürchtete, es könnte sich vererben. — Darauf hatte er die Schwiegertochter herangewinkt und ihr die andre Hand gereicht, und dann war das Lebenslicht in seinen Augen erloschen.

Aber diese Worte, daß es sich vererben könne, von einem Sterbenden ausgesprochen, der wohl gerade den letzten Überblick über seine Lebensrechnung hielt, von einem Geiste geflüstert, der über der geheimnisvollen Schwelle zwischen Leben und Tod hinschwebte, und der vielleicht darum sah und hörte, was andre nicht sahen und hörten, diese Worte weckten in Sörens Seele viele Gedanken über den Ernst des Lebens und dessen Zusammenhang mit den andern Geschlechtern, denen, die vorausgegangen waren, und denen, die kamen.

Immer seltner ging er nun in die Winkelkneipe, besonders seit dem ernsten Gespräch mit Ane. Bei diesem Wortwechsel war ihm klar geworden, daß er seine Frau noch nicht ganz gekannt hatte, denn als sie an dem Tage gesagt hatte, daß nichts auf der Welt sie zu schrecken vermöchte, da war es ihm gewesen, als ob sie vor seinen Augen wachse und größer würde, als er geglaubt hatte, daß sie sei. Der Blick, mit dem sie ihn da angeschaut hatte, war wie der Schein eines innern Lebens gewesen, das er bis jetzt nicht recht gekannt hatte, obgleich sie nun schon so lange zusammen gelebt hatten. Und er selbst? Ja, wie oft hatte er nicht gefühlt, daß aus der Tiefe seines Herzens neue gute und böse Schichten auftauchten — wie sich immer neue Erdschichten zeigen, wenn man den Boden umgräbt. ... Vielleicht

Digitized by Google

ging es so fort. Und vielleicht gab es überhaupt keinen Boden in einer Menschenseele!

Nur vor einem fürchtete sich Ane, aber sie sollte sich nicht mehr fürchten, er wollte schon einen Riegel vorschieben! Er wollte zeigen, daß er nicht nur aus Brei sei! Und damit rollte er seine Spannkraft wie eine Feder zusammen.

* * *

Lendum-Nörgaard war ein neugebauter Bauernhof. Die im Viereck aufgeführten Gebäude, deren zahlreiche Fenster und Thüren ebenmäßig geordnet waren, umgaben einen großen gepflasterten, so rein gekehrten Hofplatz, daß ein Vogel kaum ein Strohhälmchen für sein Nest hätte finden können.

Aus dieser Residenz sandte der mächtige Großgrundbesitzer Botschaft an Sören, er solle bei einer dringenden Arbeit unverzüglich mit Hand anlegen. Es vergingen aber mehrere Tage — Sören wollte nämlich die letzte Last Körbe des Winters abliefern —, ehe sich der Häusler in der mit Ölfarbe angestrichnen Wohnstube einfand, wo Jens Nörgaard saß und sich durch die Stiftszeitung buchstabierte, während er dabei langsame Züge aus seiner Meerschaumpfeife that.

Du scheinst es ja gegenwärtig streng zu haben, begann Jens Nörgaard spitzig, indem er die Zeitung sinken ließ. — Ja, erwiderte Sören bestimmt. — Pflanzst du vielleicht wieder Bäume? Solche Narrenstreiche könntest du füglich bleiben lassen. Du kommst bei Gott damit noch ins Armenhaus! Das sagen andre auch! — So, thun sie das? — Jawohl; und dann möchte ich auch bestens gebeten haben, daß du dich auch einstellst, wenn man nach dir schickt. — So, das möchtest du, Jens Nörgaard? Sören zog die Augenbrauen zusammen. — Ja, beim Satan, das will ich! — Da gehören doch wohl zwei dazu! — Willst du mir etwa trotzen? fuhr Jens auf. Du wirst doch wohl noch wissen, wessen Geld auf deinem Hause steht? Ich will dir schon den Nacken beugen, Alterchen! — Den Nacken beugen! rief Sören mit dunkelrotem Gesicht. Nein, da bist du nicht der rechte Mann dazu.

Jetzt wurde Jens Nörgaard bitterböse; er erhob sich in seiner wohlgenährten Breite von seinem Stuhl und schrie: Dann kannst du mir auch mein Geld heimzahlen, du erbärmlicher Hungerleider. — Meinst du, ich solle mich vor dir beugen, weil du mit einem Brotlaib in jedem Arm und mit einem Speckschnitt im Maul geboren bist? — Mein Geld! schrie Jens Nörgaard. — Dein Geld! Ja, das sollst du bekommen, du Puterhahn, entgegnete Sören und verließ die Stube.

Nein, du kannst dich kratzen, Freund Jens! sagte Sören halblaut vor sich hin, als er durch das Thor ging, und er spuckte in einem großen Bogen aus. Aber ehe er die Düne erreicht hatte, war er sich schon vollständig klar darüber, wie schwierig seine Lage jetzt war. Vom Kreditverein konnte er ja wohl ein Darlehn erhalten, aber was dann noch fehlte?

Hätte ich nachgeben sollen, Ane? — Das wäre allerdings das klügste gewesen, aber . . . — Das schlimmste, was uns passieren könnte, wäre, daß er uns das Haus nähme. — Das wird er nicht gleich thun! — Ja, wenn ich ihn nur um gut Wetter bitten wollte — denn im Grunde ist er ganz gutmütig, der Tropf! Aber so wahr ich Sören heiße, ich will nicht sein Sklave sein. Doch nun muß ich wohl das Vieh versorgen.

Als die Thür sich hinter Sören geschlossen hatte, kam eine Frauensperson am Fenster vorüber. Ane sah gleich, daß es Volle-Mette war, und da stand diese auch schon in der Stube.

Ist Sören daheim? fragte sie, während sie mit ihrer dicken Stumpfnase in der Luft schnupperte. — Ja! antwortete Ane leise, aber mit funkelnden Augen.

Digitized by Google

Was willst du von ihm, du schlechtes Weib? — Ach, es wäre ja möglich, daß wir eins oder das andre miteinander zu reden hätten! erwiderte das dicke Weib grinsend. — Sören ist im Stall, wenn du mit ihm sprechen willst. Ich aber sähe dich lieber von hinten als von vorn.

Darauf sank Ane auf die Bank nieder, und es durchschauerte sie heiß und kalt. Gleich darauf hörte sie Sören laut sprechen, und durch das Fenster sah sie Mette schnell fortgehn. Sören rief: Nie wieder werde ich einen Fuß in dein verdammtes Loch setzen, und nun versuch es, noch ein einzigesmal über meine Schwelle zu kommen!

Da seufzte Ane erleichtert auf. Aber was wollte denn das Weib von Sören? Was hatten sie miteinander? Ach Gott, heute stürmte gar so vieles zugleich auf sie ein! Was konnte Mette gewollt haben?

Es dauerte eine ganze Weile, bis Sören behutsam die Thür öffnete und in die Stube trat, wo Ane noch immer todesblaß auf der Bank saß. Was wollte sie? fragte sie flüsternd. — Ich bin ihr acht Kronen schuldig, die ich nach und nach verkneipt habe. Das sollen aber auch die letzten gewesen sein, antwortete er leise aber fest. Als er dann aufblickte, leuchteten ihm ihre Augen wie zwei klare Brunnen entgegen, auf deren Grunde die wahre Liebe wie echte Perlen ruhte. Da trat er zu ihr und sagte mit bebender Stimme: Vor dir will ich mich beugen! — Und Ane umschlang ihn und drückte ihren Kopf an seine Brust.

* * *

Die große Frage war jetzt, woher das Geld kommen sollte. Wenn Sören sich überlegte, ob er sich an Jens Nörgaard wenden sollte, dann war es ihm zu Mute, als ob er wie ein Lasttier unter das Joch müsse, und dieser Gedanke war ihm entsetzlich. Wohl hätte er sich niemals davor gescheut, ordentlich ins Zeug zu gehn, aber er mußte selbst bestimmen können, was geleistet werden sollte; hingegen nach des Herrn Jens Nörgaards Peitschenknall zu springen, das kam ihm unerträglich vor.

So zog also Sören Brander seine besten Kleider an und machte sich auf den Weg, ein Darlehn zu erlangen.

Ach das Geld kann ja Jens Nörgaard ganz gut auf dem Haus stehn lassen! antwortete der erste, an den er sich wandte. — Allerdings, aber . . . — Und er schlägt ein solches Ansuchen auch nie ab! — Freilich nicht, aber . . . — Außerdem ist es auch das einzig Richtige, da er dir den Boden verkauft hat. — Ja, aber . . . — Was aber? — Wir haben uns ein wenig überworfen, Jens und ich! — Ha ha! Ja wenn deine Mittel dir das erlauben, dann bist du nicht so sehr zu beklagen. Was hat es denn gegeben? — Sören erzählte es. — Aha! Nun, darein mußt du dich eben finden. In deiner Lage darf man den Nacken nicht zu steif machen. — Aber wenn man einem auch ein paar Groschen schuldig ist, so sollte man doch noch das Recht haben, seinen Kopf so zu tragen, wie es einem beliebt. Auf alle Fälle habe ich die größte Lust dazu. — Du bist doch noch sehr jung, Sören! Nein, geh du nur wieder zu Jens Nörgaard, dann kommst du am leichtesten aus der Zwickmühle.

Aber Sören richtete seine Schritte zu dem nächsten, wo er auf Erhörung hoffen durfte. Den ganzen Tag machte er seinen Bettelgang von Hof zu Hof. Und obgleich er sich jedesmal, wenn er die Hand wieder auf eine Thürklinke legte, weit weg wünschte, fiel es ihm doch nicht ein, seinen Vorsatz aufzugeben; sein junges heißes Blut trieb ihn vorwärts. Spät am Abend kam er zu Jens Möller. Er traf ihn in seiner Tischlerwerkstatt, wo er, die Messingbrille auf der Nasenspitze balancierend, saß und schnitzte.

Digitized by Google

Möller veränderte weder die Miene noch die Stellung, sondern arbeitete mit seinem Schnitzmesser ruhig weiter, bis Sören sein Anliegen mit so warmen und beredten Worten, als ihm seine schwierige Lage eingab, vorgebracht hatte. Dann erst schaute Möller-Jens mit ein paar kalten grauen Augen über die Brillengläser weg und sagte mit Grabesstimme: Ich habe in meiner eignen Familie Arme genug. — Damit preßte er seine dünnen Lippen fest zusammen und äußerte kein Wort weiter. Nur die kalten grauen Augen sahen Sören starr an und schoben ihn gleichsam rückwärts zur Werkstatt hinaus.

Drei Tage lang erfuhr Sören Brander, wie schmerzlich es ist, von einem zum andern gehn zu müssen und überall ein Nein zu hören, das Leid dessen, der auf Borg gehn muß. Mit schwerem Herzen, müde und matt wandte er sich wieder seinem Hause auf der Heide zu. Schwer waren seine Schritte. Aber als er die offne Ebne erreichte, und die frische Seeluft ihm um das Haupt wehte, da verflogen die traurigen Gedanken. Das Vogelgezwitscher klang, als fordre es ihn zu Arbeit und Wirksamkeit auf; vor seinen Augen dehnten sich die unbebauten Flächen, die auf die Kraft seines Armes warteten, und zwischen den verwelkten Blättern hervor lugten schon die jungen Frühlingstriebe. Er konnte nicht sorgen, denn in seiner Seele fühlte er das keimende, sprießende Frühlingsleben. Und doch — wo das Geld herkommen sollte, das war noch immer die große Frage, deren er sich nicht entschlagen konnte.

Einige Tage später, als Jens Berg bei Sören war, und sie sich über ein Abkommen zum Torfgraben besprachen, das sie mit einer Ziegelhütte abgeschlossen hatten, berichtete Sören, daß ihm Niels Pind nun das fehlende Geld versprochen habe. Und ich hatte es von ihm gar nicht erwartet — so ein Hautschinder! Verstehst du es, Jens? fragte Sören. — O ja, ich kenne meine Leute! antwortete Jens. Niels Pind gehört zu denen, die so einen armen Schlucker, den sie in ihren Klauen haben, bis auf den letzten Blutstropfen aussaugen, und dann denken sie noch obendrein: Leiste ich den Leuten einen Dienst, so thun sie mir auch gern einen Gefallen. — Na ja, sagte Sören mit strahlenden Augen, zunächst ist es wenigstens überstanden. . . . Jetzt möchte ich nur gleich tüchtig ins Zeug gehn! — Meinetwegen können wir morgen anfangen. Und wenn Ane helfen will, dann können ja eure Kleinen zu den unsern hinüberkommen, erwiderte Jens.

Früh am nächsten Morgen zog die kleine Schar mit geschärftem Handwerkszeug bewaffnet zur Arbeit aus. Jeder der beiden Männer schob einen Schubkarren vor sich her, Ane trug einen Korb mit Pfannkuchen und Vesperbrot, und ein paar kleine Buben, die noch ganz verschlafen waren, trippelten nebenher, während die Lerchen singend von den Sandhaufen und aus dem Gebüsch aufflogen, wo der Zug vorbeikam.

Das flache heidekrautbewachsene Dünenland verlor sich allmählich in dem langgestreckten Moor gegen Nordosten, wo die Aussicht weit draußen am Horizont von zahllosen schwarzen Torfhaufen begrenzt wurde, hinter denen die rosig angehauchten Wolken mit reichen Versprechungen und Verheißungen zu leuchten schienen. Als dann die Sonne höher und höher stieg, warfen die Männer Halstuch und Weste ab, die Spaten schnitten in die glatte, fette Torferde, und Ane fuhr den Torf — der von den Kindern zuerst auf- und dann wieder abgeladen wurde — von der Grube nach dem Trockenplatz. Und wie sich die Torflagen um ihn häuften, und Sören die Schaffenskraft durch seinen jungen Körper strömen fühlte, nickte er vor sich hin und murmelte: Den steifen Nacken, Jens Nörgaard! Nein, du bist nicht der Mann dazu, Sören Brander zu beugen!

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Theodor Roosevelt.** Über die Persönlichkeit des durch die Ermordung des Präsidenten Mac Kinley an die Spitze der Vereinigten Staaten gelangten bisherigen Vizepräsidenten Theodor Roosevelt ist verhältnismäßig wenig bekannt. Die Tagespresse wußte in der Hauptsache zweierlei von ihm zu berichten: daß er hervorragenden Anteil am Kriege gegen Spanien genommen hatte, namentlich durch Formierung der Rough riders, und daß er keine politische Persönlichkeit, sondern seiner Zeit namentlich deshalb zum Vizepräsidenten gewählt worden sei, weil er keiner bestimmten Partei angehöre und deshalb nicht irgend welchen Einfluß auf die von Mac Kinley geleitete Politik auszuüben gewillt sein werde.

Es ist unter diesen Umständen interessant, zu beobachten, wie schnell sich diese Anschauungen in den Vereinigten Staaten zu Gunsten Roosevelts gewandt haben, und wie sich die hervorragendsten Blätter beeifern, den neuen Präsidenten nach jeder Richtung hin als bedeutenden Mann und Politiker zu charakterisieren. Da diese Schilderungen Roosevelts zugleich das Bild eines echten Amerikaners und amerikanischen Lebensgangs entrollen, so dürfte es auch für den deutschen Leser nicht ohne Interesse sein, den kurzen Auszug eines Artikels über Roosevelt kennen zu lernen, den die größte und augenblicklich wohl einflußreichste amerikanische Zeitschrift: The American Monthly Review of Reviews in ihrem Oktoberheft veröffentlicht. Die Zeitschrift schreibt:

„Theodor Roosevelt hat nur einen Fehler, sagte vor weniger als zwei Jahren ein bekannter Politiker Newyorks, er ist nicht imstande, eine Lüge zu sagen.“ Dieser Ausspruch war ebenso wahr als naiv. Theodor Roosevelt hat nie gelernt, etwas Unwahres zu sagen oder zu thun; sein Charakter ist nicht kompliziert, sondern überaus schlicht; man kann es in ein Wort zusammenfassen: Theodor Roosevelt ist „echt“ (genuine), das heißt, er ist natürlich und nicht gemacht, offen und nicht versteckt, wahrhaft und nicht falsch. Alle seine andern Eigenschaften fallen unter seine Wahrhaftigkeit. Sein Privatleben, seine öffentliche Thätigkeit, seine Art zu denken, zu sprechen und zu handeln sind die eines echten, wahrhaftigen Mannes. Die einfachste und natürlichste Interpretation von Roosevelts Worten und Handlungen ist allemal die richtigste.

Roosevelt ist heute Präsident der Vereinigten Staaten, weil seine Mitbürger wünschten, daß er Präsident werde; es ist kein politischer Zufall, sondern seine Partei und eine Majorität des Volks wählten ihn zum Vizepräsidenten, weil sie ihn eines Tags als Präsident wünschten und brauchten. An dieser Thatsache kann niemand zweifeln, der einen Einblick in die verschiednen Meinungen der Nationalversammlung von 1900 gehabt hat. Mac Kinleys Name und Ruf stand fest; die Versammlung betrachtete ihn als außerhalb der Diskussion stehend und gewährte ihm freudig und einhellig die Wiederwahl, die er reichlich verdient hatte; sie galt als selbstverständlich. Aber von diesem Standpunkt aus sah die Versammlung und die republikanische Partei in die Zukunft, und diese nahm die Gestalt von Theodor Roosevelt an. Andre Männer waren hochgeachtet und sehr beliebt; wieder andre schienen sich durch ihr Temperament besser für die Verpflichtungen des Vizepräsidenten zu eignen, aber da es galt, ein großes und ehrenvolles Amt auszufüllen, so erkannte man hierzu Roosevelt als den Mann der Zukunft, als den rechten Mann. Als er seine große Rede hielt, um die Wiederernennung Mac Kinleys zu unterstützen, da war es für niemand ein Zweifel, daß er im Jahre 1904 der Nachfolger sein werde. Roosevelt wurde Vizepräsident, weil dies in diesem Augenblick



Digitized by Google

das höchste Amt war, das ihm offen stand, und weil er als Präsident in Aussicht genommen wurde. Es handelte sich deshalb jetzt nicht um ein politisches Ereignis, sondern es geschah — unglücklicherweise zu bald und unter zu schrecklichen Umständen — das, was vor mehr als einem Jahre schon in Rechnung gezogen wurde.

Roosevelt ist der erste aller Präsidenten der Union, der in einer der Großstädte Nordamerikas geboren und erzogen wurde, und er ist dem Alter nach der jüngste Mann, der den Präsidentenstuhl je bestiegen hat, denn er hat erst am 27. Oktober dieses Jahres das dreiundvierzigste Lebensjahr erreicht. Nur drei seiner Vorgänger wurden Präsident, ehe sie fünfzig Jahre alt waren. Seine Familie ist seit mehr als zweihundert Jahren eng verknüpft mit der geschäftlichen und politischen Entwicklung von Newyork, und er selbst ist ihr Historiograph in dem von ihm verfaßten Werke: Historic Towns Series. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung an der Harvard-Universität, wo er die Rechte studierte; dann vertrat er während drei Perioden einen Stadtbezirk im Unterhaus der gesetzgebenden Versammlung; war mit fünfundzwanzig Jahren Delegierter im Nationalkonvent; führte ein Farmerleben am Missouri, wo er alle Arten von Sport trieb, dabei studierte und Werke über Geschichte sowie Bücher über Sport, über Politik und über Litteratur schrieb; er verlah das Amt als Zivilkommissar (civil-service commissioner) in Washington, als Präsident der Polizeikommission in Newyork und kehrte dann nach Washington zurück als Assistenzsekretär des Marinedepartements. Am spanischen Kriege nahm er als Freiwilliger teil und leistete glänzende Dienste; dann übernahm er für zwei Jahre das schwierige und verantwortungsvolle Amt des Gouverneurs des Staats Newyork*) und fand währenddes noch Zeit, eine kritische Interpretation über Cromwell und die Geschichte des von ihm für den spanischen Krieg aufgestellten Regiments zu schreiben. Endlich präsidierte er während einiger Tage als Vizepräsident dem Senate der Vereinigten Staaten.

Die Review fügt, wohl nicht mit Unrecht, hinzu, daß ein derartiger training nur in Amerika denkbar sei.

Es wird weiter hervorgehoben, daß Th. Roosevelt einer der wenigen Männer sei, in denen der Gelehrte und der Politiker vereinigt sind. Die Review erzählt: Als eines Abends im Juni 1900 in Philadelphia seine Zimmer angefüllt waren mit einflußreichen Männern, die darüber berieten, ob seine bevorstehende Wahl zum Vizepräsidenten weise sei, und eine ungeheure Menschenmenge in fröhlicher Stimmung auf der Straße hin- und herwogte, da saß Roosevelt in einem nach innen liegenden Zimmer allein und in die Lektüre des Thucydides vertieft. He was resting.

Roosevelt hat sich zu seinem Wahlspruch gewählt: Strenuous Life (tapferes, thätiges Leben). Es wird dies oft mißverstanden; für ihn bedeutet es das Gegenteil von einem Leben voll selbstsüchtiger Nachsicht, voll unfruchtbarer Träumerei und voll sorgloser Vernachlässigung der persönlichen und der bürgerlichen Pflichten. Das Strenuous Life Roosevelts ist nicht das thätige Leben des Soldaten, noch viel weniger ein Leben voll Lärm, Streit und Zank. Er ist vor allem ein Mann des Friedens und hat lange Zeit die Einsetzung von Schiedsgerichten als das beste Mittel betrachtet zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen den Völkern. Er verabscheut den Krieg, außer wenn es unehrenhaft wäre, in diesem Augenblick Frieden zu schließen. Er nahm selbst teil am Kriege gegen die dringenden Bitten seiner

*) Governor of New York. Jeder Staat erwählt einen governor, dessen Pflichten, Gewalt und Würde nach den Verfassungen der einzelnen Staaten in mancher Beziehung den Pflichten usw. des Präsidenten der Vereinigten Staaten entsprechen. Mit auswärtigen Angelegenheiten haben sie natürlich nichts zu thun. Ihrem Range nach stehn sie in erster Reihe nach dem Präsidenten und Vizepräsidenten, den Justices of the supreme court, den Kabinettsministern und den Bundessenatoren.

Digitized by Google

Familie und seiner intimen Freunde, nicht aus Liebe zum Kämpfen oder aus Ruhmsucht, nicht aus Ehrgeiz, sondern weil er es für seine ernsteste Pflicht hielt. Große Denker, große Poeten und Künstler, große Geschäftsleute sind weit mehr seine Helden als die größten Feldherren der ganzen Welt zu Land oder zur See.... Für ihn führte der Philosoph Kant, der nie sein Geburtsland verließ, und dessen achtzig Lebensjahre nur dem Denken und dem Lehren der Ergebnisse seines Denkens gewidmet waren, ein ebenso „tapfres Leben" — strenuous Life — wie Cromwell, Napoleon oder Lincoln. Ein Leben, das nicht zum Ausdruck kommt, das der Menschheit keinen Nutzen schafft, das nach keinem hohen Ideal hinstrebt, ist kein „tapfres Leben" in Roosevelts Sinn.

Roosevelt glaubt, daß die Welt eine gute Welt sei, daß sie durch eine göttliche Vorsehung geleitet werde, deren ewige Absichten gerecht sind, und er setzt unbedingtes Vertrauen in das gesunde Rechts- und Ehrgefühl seiner Mitmenschen.

Roosevelts Verwaltung als governor von Newyork war originell in ihrer Art, streng in ihren Grundsätzen und immer beispiellos reich an Erfolgen. Nie erließ er eine unpassende Anordnung, und es gelang ihm, einen Stamm tüchtiger und würdiger Männer zum Eintritt in den Staatsdienst zu bewegen, obgleich es für manche von ihnen ein großes Opfer erheischte.

Bei dem Antritt des Amts fand er die Verwaltung des Staats als eine nur von politischen Grundsätzen geleitete vor; er gestaltete sie zu einer geschäftsmäßigen und praktischen. Er konnte nicht die Verfassung und die Gesetze ändern, noch konnte er Anhaltspunkte finden zur Bestrafung derer, die ihre dienstliche Stellung benutzten, um den Staat zu betrügen, aber was er konnte, und was er auch that, das war, daß er einen Beamten (a comaissioner of public works) anstellte, der ihm in der straffsten Durchführung seines Werks zur Seite stand.

Die Ausarbeitung des umfassendsten und besten bürgerlichen Gesetzbuchs des ganzen Landes war seinem Entwurf und seiner Mitarbeit zu verdanken, und er setzte es durch, daß die ganze Verwaltung in der Hand *seiner* Partei vereinigt wurde, sodaß hierdurch das Projekt, die Newyorker Polizeiverwaltung unter die Kontrolle des Staats Albany zu stellen, vereitelt wurde. Er ermöglichte es, daß eine Revision der Verfassung der Stadt Newyork in die Hand genommen wurde, und beauftragte damit die geeignetsten Männer, sodaß sie voraussichtlich am 1. Januar 1902 zur Geltung gelangen wird. Es erscheint als ein einfacher Akt der Gerechtigkeit, zu sagen, daß Roosevelt als governor die ganze Art der Verwaltung so gehoben und die öffentliche Meinung so wohl unterrichtet hat, daß künftige Gouverneure *das* sehr leicht finden werden, was früher unmöglich erschien. Die zwei Jahre einer gewissenhaften, geschäftsmäßigen Leitung der Regierung eines großen Staats waren eine unschätzbare Vorbereitung auf den Präsidentenposten.

Roosevelts Zartheit und Milde, seine Anhänglichkeit an sein Vaterland und an seine Familie, seine Liebe zu Kindern und zu Tieren, seine Freude am Sport und an Spielen aller Art im Freien, sein edles Bestreben, überall zu helfen, wenn es gilt, eine Last zu erleichtern — das sind Züge, die ihn hervorragend liebenswürdig machen. Er hat in hohem Grade den persönlichen Zauber, den man manchmal als „persönlichen Magnetismus" bezeichnet und der sich bei amerikanischen Politikern wie Henry Clay, James Blaine und William Mac Kinley in so reichem Maße geltend machte.

„Nichts, schließt der Artikel der Review, ist so bezeichnend für Th. Roosevelt, als die Thatsache, die Mr. Riis erzählt, daß er kurz nach dem Erscheinen seines Buchs: How the Other Half Lives auf seinem Schreibtisch eine Karte von Roosevelt fand mit den Worten: »Ich habe Ihr Buch gelesen und bin gekommen, um Ihnen zu helfen.« Dieser gewissenhafte, ehrenfeste, erfahrne, liebenswürdige Mann ist nun »gekommen zu helfen« unsrer großen Nation und seiner eignen — einer

Digitized by Google

Nation, die voll Vertrauen ist zu ihrer Ehrlichkeit (truth) und ihrer Macht, demütig in ihrem großen Kummer um den, der von ihr gegangen ist." v. W.

Zur Universitätsfrage. Eine Zuschrift. Die Grenzboten haben auch in dieser Frage wie in so vielen andern die gewohnte besonnene Haltung eingenommen, die dem Blatt so hohe Achtung in den Kreisen gewinnt, wo man über die Parteischablone hinausdenkt. Mommsen hat sich von seinem feurigen Temperament in einer zum Teil berechtigten Erregung zu einer Erklärung hinreißen lassen, die, auch nach ihrer Einschränkung, der Logik nicht standhält. „Vorurteilsfrei" identifiziert er mit „konfessionslos" und sofort auch mit „wahrhaftig." Er übersieht, daß auch der Atheismus eine „Konfession," ein Bekenntnis ist, das noch dazu voller Vorurteile stecken kann. Er kennt das religiöse Bekenntnis nur als Einschränkung und Hemmnis des wissenschaftlichen Denkens und übersieht, daß die Konfessionalität, mag sie sein, welche sie wolle, oft gerade das Endziel des möglichst unvoreingenommnen Forschens ist (ich sage: möglichst unvoreingenommnen Forschens — denn irgendwie ist jeder durch Anlage, Erziehung, Umgebung beeinflußt, und ganz kann niemand aus der Haut fahren). Wir gläubigen Christen oder gar Katholiken sind ja gewohnt, daß man unsre religiöse Gesinnung nur als rudimentäres Überbleibsel aus dem Kinderglauben mitleidig belächelt, aber ich möchte doch wissen, ob man das auch auf einen Leibniz, Newton, Locke anwenden will, und ob nicht eher Baco recht hat, wenn er meint, ein leichter Schluck aus dem Born der Wissenschaft könne von Gott abführen, kräftigere Züge aber führten zu ihm zurück. Es gehört heutzutage viel Gelehrsamkeit dazu, ein überzeugter Christ bleiben zu können; man wirds dann aber auch, wenn von der Schablone natürlich auch manches fällt. Jedenfalls ist die Wahrheit keine so ausgemachte Sache, daß man dekretieren könnte: Wer einer Konfession angehört, tangt nicht für die Hochschule! Das gerade sollte der Vorzug der deutschen Universitäten sein, daß hier jede Richtung, wenn ihre Vertreter nur wissenschaftlich hervorragend sind, Platz finde; eben durch den Antagonismus mannigfacher Anschauungen wird am ersten die Wahrheit gewonnen; sie halten sich im Gleichgewicht und hindern die Einseitigkeit. Oder will Mommsen Historikern wie Funk, Kraus, Knöpfler, Ehrhard das Prädikat von Historikern ersten Ranges bestreiten, weil sie Katholiken sind? Will er ihnen den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit machen und sie auf Grund ihres gläubigen Bekenntnisses für objektive Forschung unfähig erklären? Allerdings ist die Färbung, die Beurteilung bei ihnen in manchen Dingen katholisch, aber ist sie denn deshalb immer unrichtig? ist denn die Geschichtschreibung nicht in vielem zur Annäherung an den positiven oder katholischen Standpunkt gekommen (ich erinnere bezüglich der Reformation an Adolf Menzel, Maurenbrecher; dabei gebe ich ausdrücklich zu, daß Janssen und Pastor der Reformation nicht das gebührende Recht lassen)? Wenn manchenorts Professuren für Konfessionsangehörige reserviert sind, so ist das nichts so Entsetzliches; nur sollte der Inhaber eine tüchtige wissenschaftliche Kraft sein. Man kann doch einem Theologen nicht zumuten, Philosophie bei einem Pantheisten oder Materialisten zu hören oder Geschichte bei einem prinzipiellen Gegner seiner Überzeugung, ohne die Lehren an dem Gegengewicht eines theistischen Dozenten regulieren zu können. Übrigens lege ich auf konfessionelle Dozenturen keinen Wert. Wir Reformkatholiken wären durchaus zufrieden, wenn nur freier Wettbewerb in der Wissenschaft rein auf Grund der Leistungen geboten wäre. Aber ist das denn der Fall? Üben nicht gerade die Fakultäten ihr Berufungsrecht oft im parteiischen Sinne aus? In Bonn wehrte sich die protestantisch-theologische Fakultät gegen zwei positive Kandidaten; es zeigte sich aber, daß diese wissenschaftlich weit bedeutender waren, als die von der freisinnigen Fakultät protegierten. Und ist denn einmal ein noch so hervorragender katholischer Gelehrter von den Universitäten Leipzig, Halle, Jena, Heidelberg, Rostock usw. berufen worden?

Digitized by Google

Ganz berechtigt ist aber die Opposition gegen Männer, die auf Grund der Zugehörigkeit zu einer politischen Partei ausgewählt werden. Es ist schon seltsam, wenn politische Erwägungen und kirchendiplomatische Gründe (Fühlung mit dem Vatikan, Kompensation gegenüber politischen Diensten) bei wissenschaftlichen Anstellungen ausschlaggebend sind, und kein Mensch wird es einer Akademie übel nehmen, wenn sie dagegen protestiert; noch empörender aber ist es, wenn dabei nicht einmal die Besten der Konfession, sondern Mediokritäten gewählt werden, die nichts geleistet haben. Die Zentrumspartei hat ihren Einfluß in den Staaten in diesem Sinne wiederholt geltend zu machen gewußt. Die katholische Universität Washington hatte zwei deutsche Professoren (Schröder und Pohle) abgesetzt, weil ihre Leistungen ungenügend und ihr Verhalten anstößig war; sie wurden sofort durch das Zentrum zu Professoren an deutschen Universitäten befördert; also was in Amerika unbrauchbar befunden wird, ist für eine deutsche Universität gut genug. Damals aber kam kein Mommsen und entrüstete sich wegen „Degradation einer Hochschule." Zu bemerken ist noch, daß beide Männer der rückständigsten Richtung des jesuitischen Katholizismus angehören und wissenschaftlich Nullen sind; besonders Schröder hat in seinem langen Leben nichts geschrieben als ein Pamphlet gegen Franz Kraus, den Kirchenhistoriker, und ein kriechendes jesuitisches Machwerk für den Papst: „Amerika und die römische Frage," worin er beweisen wollte, daß die Amerikaner für Wiederherstellung des Kirchenstaats schwärmen. In Bayern übt der hessische Baron Hertling seinen für Lyceen und „katholische Professuren" an der Universität allmächtigen Einfluß in der Art aus, daß kein Reformer, wenn er auch noch so bedeutend ist, Anstellung finden kann. Der Verfasser des „Pseudo-Dionysius," Koch aus Tübingen, einer der ersten Kirchenhistoriker, wurde zu Gunsten eines Landpfarrers, der nicht einmal den theologischen Doktortitel hat, zurückgewiesen; dieser war Amanuensis des Würzburger Domherrn Braun, des großen Schelltötters, und arbeitete für ihn die Geschichte des Würzburger Seminars aus. Ein Naturforscher, der schon acht Jahre Assistent am zoologischen Institut ist, die höchste Qualifikation hat und erst jüngst in der Akademie der Wissenschaften in München seine Forschungen publizierte, mußte hinter einem Schützling des Regensburger Bischofs zurückstehn, der den Forscher für zu liberal fand. Die Regierung sträubte sich anfangs gegen den Neuling, ernannte ihn aber doch; denn Zentrum ist Trumpf bei uns! Daß unsre politischen Abgeordneten Schädler, Pichler, Daller die höchsten Würden inne haben, ohne auch nur eine Rezension für ein Fachblatt geliefert zu haben, weiß jeder. Ich selbst bin durch die jetzige Richtung von jeder Anstellung ausgeschlossen, obwohl der bayrischen Regierung die Urteile von Autoritäten wie Falkenberg, Rudolf Encken, Vorländer, Siebert usw. über meine Werke bekannt sind. Und da sucht man jetzt allerorten nach einem katholischen Professor für Philosophie! So behandelt der Katholizismus seine eignen Kräfte! Und soweit muß es kommen, wenn die Politik und die Koterie regieren. Wir Reformer, die wir alles, was Geist hat im deutschen Katholizismus, in unsern Reihen haben — kein Theolog von Bedeutung gehört zum Zentrum —, genießen nirgends, nicht im Staat, nicht in der Kirche Schutz unsrer Rechte; wir, die eine Versöhnung und Überbrückung der Konfessionen anstreben, die das ultramontane Prinzip aus der Kirche ausmerzen wollen, werden unter Zulassung der „freien Forscher" und der protestantischen Kreise vergewaltigt und den katholischen Zeloten ausgeliefert! Welcher Gegner des undeutschen Zentrums hat jemals für uns national und fortschrittlich Gesinnte ein Wort eingelegt? Wir sind eben nur Katholiken, und zwar kirchentreue, trotz der Behandlung, die uns die Hierarchie angedeihen läßt. Ich hoffe, daß wenigstens der Herausgeber der Grenzboten diesen Notschrei aufnimmt.

München, Sonnenstraße 6/5 Dr. Joseph Müller,
Redakteur der Renaissance, Zeitschrift für Kulturgeschichte, Religion und schöne Litteratur

Digitized by Google

Sächsische Volkskunde. Die Dresdner Gehestiftung, deren längst anerkannte Verdienste um geräuschlose Bildung unsers Lobes nicht mehr bedürfen, veranstaltete nach dem Plane eines ihrer Dozenten, Robert Wuttke, im Winter 1898/99 eine Reihe von Vorträgen über Gegenstände des sächsischen Volkstums; sie wurden dann umgearbeitet und zu einem stattlichen Bande vereinigt, der nach Jahresfrist unter dem Titel: Sächsische Volkskunde mit 270 Abbildungen usw. herausgegeben von Robert Wuttke (Dresden, Schönfeld) erscheinen konnte und heute schon eine zweite Auflage erlebt hat. Gewiß ein ungewöhnlicher Erfolg, wie er nur einzutreten pflegt, wenn einem richtig erkannten Bedürfnis Geschick und schnelle Energie entgegenkommen. In demselben Verlage ist jetzt eben auch ein kleines Buch dieses Inhalts von einem Leipziger Lehrer, Paul Benndorf, erschienen, das nur wenig Groschen kostet und in knapper Fassung übersichtlich und anschaulich die sächsische Volkskunde als Lehrstoff in der Volksschule vorführt (mit 64 Abbildungen). Wir haben es mit lebhaftem Vergnügen gelesen und empfehlen es, nicht den Lehrern, die es ja selbst zu finden wissen werden, sondern allen den andern Menschen, denen es nicht minder nützlich sein wird. Viele haben ja nicht einmal eine Vorstellung davon, was man überhaupt in einem solchen Buche zu suchen hat, und denken vielleicht: Der Bauer ist kein Spielzeug für mich, sondern höchstens ein unangenehmer kleiner Agrarier, aber alles, was in der nivellierenden Kultur unsrer großen Städte noch individuell geblieben ist an uns Menschen, das hängt ja irgendwie mit den natürlichen Eigenschaften unsers Volksstamms zusammen, und der hat seine Wurzeln draußen auf dem Lande. Darum ist es gut, daß unsre Gebildeten sich wieder um diese Dinge zu kümmern anfangen, um ihre Herkunft und um die Vorzeit ihres Landes, und wenn sie ihr Volk wirklich kennen lernen und sich z. B. nicht einbilden, daß wir Sachsen im hervorragenden Sinne poetisch angelegte Menschen seien, was neulich ein übrigens recht kluger Mann uns gegenüber standhaft behauptete, wenn sie ferner auf ihre Stammeseigentümlichkeiten halten und das Verschiedne in den einzelnen deutschen Landen, worauf des Deutschen Vielseitigkeit und ein Teil seiner Kraft beruht, erhalten und vom Reiche gewahrt wissen wollen, so hat das sein Recht, bis an die Grenze alles schädlichen politischen Partikularismus natürlich, wofür man diese Pflege der Volkskunde am liebsten als Ersatz ansehen, und wenn es ginge, auch noch als Gegenmittel oder Ventil anbieten möchte. Benndorfs Buch giebt den Stoff in zwei Hauptabteilungen (Älteste Zustände und Volksleben), dort die älteste Geschichte, die Art der Besiedlung und das Städtewesen, hier Sitten und Gebräuche, Sagen, Volkslied und Mundart, Wohnung und Trachten. Wir haben bei ihm auf bequeme Weise so viel gelernt, daß wir uns zu einem Verbesserungsvorschlag für die sicher bald zu erwartende zweite Auflage ermutigt fühlen. Die Anordnung der verschiednen Besiedlungsformen würde an Übersichtlichkeit gewinnen, wenn der „Rundling“ Fig. 42 mit dem dazu gehörenden Text nach Seite 24 geschoben und dort vor das „Straßendorf“ gesetzt, wenn ferner deutlich gesagt würde, daß das „Haufendorf“ in Sachsen äußerst selten, das „Reihendorf“ dort wohl nur im Wald und im Gebirge vorkommt, und daß Hohenhaide bei Taucha Fig. 55 kein reines Straßendorf, sondern eigentlich eine Verbindung von Rundling und Straßendorf darstellt. Sodann haben wir das Gefühl, daß in einem Buche über Volkskunde die Sprache unbedingt natürlich und so einfach wie möglich, auf den ersten Blick verständlich sein müßte. Ein im Juristenstil gebildetes Satzungeheuer wie: „Damit entfiel aber auch die eigentliche Veranlassung zur Gehöftebildung, und mit dieser der Grund, das Gebäude etwa nach der Tiefe rechtwinklig zur Straße zu stellen“ muß ich mir erst von seinen hohen Stelzen herunterholen, platt auf die Erde legen und Wort für Wort in schlichtes Deutsch umsetzen, ehe ich mir nur überhaupt irgend etwas dabei denken kann. Der Verfasser hat zwar dieses Kunstwerk glücklicherweise

Digitized by Google

nicht selbst gebaut, sondern es aus dem großen Werke über die sächsische Volkskunde genommen, es muß ihm aber doch wohl recht schön geklungen haben. Natürlich, denn geht es nicht eigentlich uns allen so? Daß das Einfache nicht nur möglich, sondern beinahe immer auch das Schönste ist, diese Einsicht kommt uns gewöhnlich erst ganz zuletzt, wenn uns die Ehrfurcht vor dem hohen Schulreiten abhanden gekommen ist, und wir das Komische nur noch als das empfinden, was es ist. In unserm sonst vortrefflich ausgearbeiteten Kodex des sächsischen Kirchenrechts steht z. B. unter Sätzen, die sich zugleich als Instruktion an die Heimbürginnen, also höchst schlichte Menschenkinder, richten, die Wendung: Alsdann (nämlich wenn alle die genannten Kennzeichen nicht sicher sind) verschreitet sie, will sagen die Heimbürgin, zur Besichtigung des Toten. Man stelle sich doch dieses „Verschreiten" einmal recht lebhaft und sinnlich vor die Seele, oder denke es sich etwa in einer Zeichnung, dann hat man buchstäblich den bekannten einen Schritt zum Lächerlichen, der keineswegs in den Absichten dieser ernsten Frau gelegen hat. Und nun noch eine spaßhafte Kleinigkeit, deren Erwähnung dem Verfasser nur zeigen soll, wie ernst wir seine Worte nehmen. Bei Gelegenheit des Neujahrwünschens bemerkt er, daß die einfachen Glückwunschkarten in letzter Zeit durch Bilderpostkarten mehrfach verdrängt worden seien, und eine Anmerkung sagt uns weiter, daß neuerdings solche Bilderpostkarten mit Widmung oder auch nur mit Zeichnung sogar zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten versandt werden. Sollen das die Schulkinder nachmachen? Gewiß nicht, denn der Verfasser wird mit uns der Meinung sein, daß das massenhafte Verschicken von Bildern anstatt beschriebner Karten im Grunde nichts andres ist als eine gedankenscheue Faulheit. Die verdient doch aber sicherlich nicht in einer Volkskunde erläutert zu werden.

Bunte Holzschnitte. Es ist eigentümlich, daß sich in einer Zeit, wo der Holzschnitt durch die neuen mechanischen Vervielfältigungsverfahren seinem Aussterben nahegebracht wird, noch eine Blüte an diesem Kunstzweig entwickelt hat, die an Schönheit und an Feinheit der Technik alles überstrahlt, was er je hervorgebracht hat. Wir meinen die Knöflerschen Farbenholzschnitte, auf die wir schon wiederholt aufmerksam gemacht haben. Freilich ist diese Art Holzschnitt kein Kunstzweig, der sich weit verbreiten kann; es gehört eine Übung und eine Fertigkeit dazu, wie sie nur die Brüder Knöfler haben; nachmachen kann es ihnen niemand, und alle Versuche, Ähnliches herzustellen, die gemacht worden sind, nehmen sich neben ihren Arbeiten wie Stümperei aus — sie sind eben Künstler und stehn als solche allein für sich. Deshalb sollte sich jeder, der Freude an ihrer Kleinkunst hat, ihre Blätter sammeln. Ihr Verleger, J. Schmidt in Florenz, hat uns wieder etliche neue zugeschickt. Eines der schönsten überhaupt, die aus der Knöflerschen Werkstatt hervorgegangen sind, eine sehr feine Madonna in Blumenrahmen von dem jetzt lebenden Maler N. Barabino, ein größeres Blatt, ist ein wahres Wunder von Zartheit und Farbenschöne; man glaubt beim ersten Blick nicht, einen Holzschnitt vor sich zu haben, so weich gehn die Farben ineinander, aber die merkwürdige Klarheit und Festigkeit macht sich doch sofort als der besondre Reiz dieser Technik bemerkbar. Kleinere Blätter geben die Madonna Sistina und die Madonna del Granduca von Rafael und dessen drei Predellen von der Kreuzabnahme, Glaube, Liebe, Hoffnung (elfenbeinfarbig auf grünem Grund), den bekannten lautespielenden Engel von dem Madonnenbild in Lucca von Fra Bartolommeo, die Krönung Marias und eine Verkündigung von Fra Angelico wieder, mit gleich vollendeter Technik. — Ein Verzeichnis der sämtlichen bei Schmidt erschienenen Blätter kann man bei jedem Buch- und jedem Kunsthändler haben.

Digitized by Google

# Litteratur

**Das Tierleben der Erde.** Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. Drei Bände mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Berlin, Martin Oldenbourg

Wir sprachen nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen dieses Buchs die Hoffnung aus, daß es ein Führer zu tieferm Naturverständnis werden möge; die Auffassung der Tierwelt in ihrer Umgebung oder ihrer Umwelt, die sowohl in dem geographisch angeordneten Text als in den Tiere, Pflanzen und Landschaften vereinigenden Illustrationen durchgeführt war, schien zu solcher Hoffnung zu berechtigen. Es macht uns große Freude, heute das vollendete Werk mit der Mitteilung anzuzeigen, daß sein Programm in ausgezeichneter Weise durchgeführt worden ist, sodaß nun das nach Text und Abbildungen vorzüglichste Werk über die Tierwelt vor uns liegt. Kuhnerts Zeichnungen sind fast Stück für Stück meisterhaft, die Farbentafeln sind fast alle prächtig gemalt und ausgeführt. Im Text sind Schilderung und Systematik streng abgegrenzt; diese ist in einen Anhang verwiesen und durch ein sehr ausführliches Register vervollständigt. Um so freier kann sich die Erzählung der Verbreitung, der Lebensgewohnheiten und der Schicksale der Tiere bewegen, die in wohlthuender Weise von unsern nächsten Bekannten im mitteleuropäischen Feld und Wald ausgeht, besonders auch die Tierwelt der menschlichen Ansiedlungen eingehend darstellt und in immer weitern Kreisen Erdteil für Erdteil, Küsten- und Meeresbewohner behandelt. Das Werk im ganzen ist für weitere Kreise zu teuer (40 Mark); der Verleger würde sich ein Verdienst durch die Veranstaltung einer Sonderausgabe der Farbentafeln für die Schule erwerben.

**Blütengeheimnisse.** Eine Blütenbiologie in Einzelbildern von Georg Worgitzky. Mit 25 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner, 1901

An sieben Beispielen von Pollen- und Nektarblumen, sieben von Immen- und Falterblumen, fünf von Insektenblütlern mit besondern Einrichtungen, fünf Windblütlern werden die merkwürdigsten Vorrichtungen zur Befruchtung der Pflanzen beschrieben. Die Beispiele sind unsrer heimischen Flora entnommen. Dazu ist dann noch eine allgemeine Betrachtung über denselben Gegenstand gefügt. Er gehört ja zu den merkwürdigsten im ganzen Bereich des Lebens unsrer Erde und verdiente eine derartige vertiefte Darstellung. Auch das kann nur mit Freude begrüßt werden, daß die von der zünftigen Gelehrsamkeit so lange mißachteten und totgeschwiegnen Grundarbeiten auf diesem Gebiet durch Kölreuter und Sprengel in das gehörige Licht gesetzt werden. Denn die Vorgänge der Insektenbefruchtung der Blüten mußten erst durch Darwin und Fritz Müller nachentdeckt werden, ehe sich unsre zahllosen deutschen Botaniker bequemten, die Verdienste jener Männer des achtzehnten Jahrhunderts anzuerkennen. Die Darstellung in dem vorliegenden zierlichen kleinen Buch zeugt von einer warmen Liebe zur Natur, wenn sie auch nicht den Ansprüchen aller sinnigen Blütenfreunde gerecht werden kann. Was der Verfasser an den Blüten nicht zu erklären vermag, ist nämlich auffallend zurückgedrängt. Daß er die Klatschrose ziegelrot und die Heckenrose keusch blaßrot nennt, macht den Eindruck mangelnden Sinns für die rätselhafte Farbenherrlichkeit und die Farbenabstufungen in jeder einzelnen Blüte. Und doch liegt gerade in dem, was man Schöpferphantasie nennen könnte, das eigentlich Staunenswerte der Blüte. Jedoch, wer wird heute einem biologischen Werk oder Werkchen einen Vorwurf daraus machen, daß es in der Natur „ein Triebwerk“ sieht?

---

**Der Preis der Grenzboten wird vom 1. Januar 1902 an auf 6 Mark für das Vierteljahr ermäßigt (für das einzelne Heft auf 50 Pfennige). Unsre Freunde und Leser bitten wir, die Grenzboten bei diesem Schritte, mit dem sie ein größeres Wirkungsgebiet zu erobern hoffen, nach Möglichkeit zu unterstützen.**

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Moral und Politik

Als Friedrich Nietzsche zuerst mit seiner Forderung des „Jenseits von Gut und Böse“ an die Öffentlichkeit trat, hatte der Satz dieselbe Wirkung wie jedes Schlagwort, das die Menschen durch die Neuheit seiner Fassung verblüfft. Vor allem übersah man, daß es in seiner allgemeinen Fassung von einer durchaus falschen Voraussetzung ausging, und daß zweitens, wo es auf Wahrheit beruhte, diese früher schon viel besser gesagt worden war.

Der neuste Philosoph — oder ist auch er schon überholt worden? — will beweisen, daß die Moral nicht bloß ihrer formalen Ausgestaltung, sondern ihrem eigentlichen Wesen nach einer fortwährenden Veränderung unterworfen, und daß sie deshalb als Maß für die Wertschätzung menschlichen Handelns gar nicht zu verwerten sei. Wenn das der Fall wäre, müßte es um die Entwicklung der Menschheit sehr schlimm stehn. Denn diese würde dadurch der Einheitlichkeit entkleidet werden, ohne die eine Evolution zu immer höhern Daseinsformen undenkbar ist. Wie alle menschliche Erkenntnisthätigkeit, so ist auch die Moral eine unteilbare Einheit, die nur aus sich heraus die feinere und freiere Gestaltung ausbildet.

Nach Nietzsche ist allein die Furcht die Mutter der Ethik, mit deren Wert sich derzeit noch die Menschheit so maßlos brüste. Aber mag der Urkeim, aus dem sie hervorging, noch viel roher und formloser sein, so nimmt das doch den Thatbestand nicht hinweg, daß die Einheit ihrer Geburt für alle Menschheit dieselbe ist, und daß, wenn hier und da Ausnahmen auftauchen, diese nur scheinbar sind und in Wirklichkeit die Regel bestätigen. Wie denn auch die Erscheinung der Farbenblindheit und der Umstand, daß sich der eine oder der andre in die Logik des Einmaleins nicht fügen will, an der Wahrheit des Monismus nichts ändern können.

Mit der Berechtigung oder vielmehr mit der Notwendigkeit der Moral im Haushalt alles Menschentums hat es also seine volle Richtigkeit, und wenn trotzdem Nietzsche andre Regulative in den Gang des Lebens einsetzen



Digitized by Google

wollte, so hat er dieses Unterfangen schwer büßen müssen. Das Sittengesetz ist einmal mit dem Menschen geboren und soll ihm zur Richtschnur dienen; nur darauf kommt es an, daß er es nicht nach außen, sondern nach innen, daß er es nicht gegen andre, sondern gegen sich selber wendet. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Damit ist nicht gesagt worden, daß alles Urteilfällen vom Übel sei, sondern es soll nur dem einzelnen Menschen die Handhabung einer Waffe entwunden werden, die zweischneidig den, der sie führt, mit derselben Schärfe trifft wie den, auf den sie fallen soll.

Auch dahin geht nicht die Absicht, dem bürgerlichen Richter die ihm übertragne Handhabung des öffentlichen Rechts vor willkürlichen Eingriffen zu sichern, sondern der Verwirrung zu steuern, die entstehn muß, wenn der eine sich zum moralischen Wegweiser des andern machen will. Glaubst du an die Unfehlbarkeit des moralischen Prinzips, und bist du der Überzeugung, daß seine allgemeine Befolgung die Ordnung und den Frieden unter den Menschen zur Folge habe, so wende seine Schärfe zuerst gegen dich selber, und dann siehe zu, wie es kommt. Deinem Nachbar gegenüber, der mit dir auf demselben Wege ist, halte dich fein säuberlich jenseits von Gut und Böse, aber in der Abrechnung mit dem eignen Ich stelle dich mitten hinein. Mit dem Gewissen, das in dich hineingepflanzt wurde, ist dir ein Zeiger gegeben, der unfehlbar den Unterschied zwischen dem einen und dem andern feststellt und dich nie unsicher läßt, was du zu thun hast. Handelst du hierin mit dem nötigen Ernst, so wird dir eins klar: nach der Not, die du mit dem eignen Leibe hast, verstummt die Lust, dich auch mit dem deines Nächsten zu befassen.

Das ist keine neue, sondern eine sehr alte Weisheit, deren festgeschlossene und in sich zusammenhängende Sätze sich zu den Aphorismen Nietzsches verhalten wie die starken Maschen eines Fischernetzes zu den grauen Fäden des Spinngewebes. Die Spinne hatte es auf andres als auf Fliegen abgesehen, aber trotzdem ging ihr nichts besseres ins Netz, und schließlich blieb sie selbst drin hängen. Nichts für ungut; aber wenn man ein eisernes Gefüge zerschlagen will, dann muß man einen schweren Hammer und einen noch stärkern Arm haben, sonst fliegt der Hammer zurück und zertrümmert den eignen Schädel. Nietzsche wollte die bürgerliche Moral vernichten, die eine Wirklichkeit außer ihm ist und deshalb nicht zu töten war, und statt ihrer die Herrenmoral aufrichten, die nicht ins Leben eingeführt werden konnte, weil sie nur in seinem Kopfe existierte. Übermenschen? Im Sinne Nietzsches hat es nie solche gegeben, oder waren sie da, Gewaltmenschen, die nur ihren brutalen Willen als Gesetz gelten lassen wollen, dann ist die Menschheit auf die eine oder die andre Weise mit ihnen fertig geworden.

Wohl aber hat es zu allen Zeiten große Menschen gegeben, die die Führer ihrer Völker waren, Männer, deren Schritte unter denen von ihresgleichen hallten, aber deren Köpfe weit über die der größten hinausragten. Das sind die Menschen, in deren Köpfen und Herzen sich alles zusammenfindet, was in andern nur vereinzelt Platz hat, Männer, die deshalb auch das Zeug in sich haben, das Alte zu vernichten und das Neue herauf-

Digitized by Google

zuführen, die „Verschlinger von Formeln," die den Wein in neue Schläuche fassen, die den Tempel abbrechen, aber ihn auch in wenig Tagen wieder aufbauen können. Solcher hat die Menschheit von Zeit zu Zeit nötig, damit nicht unter der Macht der alles bezwingenden Gewohnheit das Leben stockig und faul werde, damit nicht die Not in den Ställen des Augias über alles andre hinauswachse. Wollt ihr auch diese Menschen unter den Zwang einer Sittlichkeit stellen, die einmal Wert hatte, aber ihn verlieren mußte, weil das Feuer ihres Innern nicht mehr durch die Rinde dringen konnte?

Besser, ihr thut es nicht, weil ihr euch an eine vergebliche Arbeit machen würdet. Gerade sie hat die Natur, oder der Weltwille, oder Gott, wie ihr immerhin sagen möget, aus vielen auserkoren, um ein neues Feuer in der Welt anzuzünden. Ein neues? Nein, sondern um die alte, bloß kalt gewordne Glut durch Zuführung gleichartiger, aber feinerer Elemente neu zu entfachen, daß sie helleres Licht und bessere Wärme unter die Menschen ausstrahle. Wenn ihr auch sie unter das alte Gesetz beugen wolltet, dann würdet ihr Kreuze aufrichten müssen, um sie zu Tode zu martern, und Scheiterhaufen entflammen, um ihre Leiber zu verbrennen, aber Wirkung würdet ihr keine andre haben als die, daß von Scheiter- und Marterholz die Geister der Getöteten in noch hellerer Verklärung emporstiegen und zur Nachfolge aufriefen. Laßt euch warnen durch die Kriege, die der Fanatismus wachrief, in denen er Länder verwüstete und ihre Städte in Asche legte, in denen er das Blut von Millionen und aber Millionen vergoß und doch nichts andres erreichte, als daß aus Schutt und Asche die neue Aussaat um so kräftiger in die Halme und um so leuchtender in die Blüte schoß.

Für diese Heroen einer idealen Welt brauchte Nietzsche die Satzungen der bürgerlichen Moral nicht zu zerreißen, denn sie kamen selbst und kommen immer noch auf höheres Gebot, nicht um das Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen. Ihrer erhabnen Weisheit gegenüber erklingt seine Umwertung der Werte wie das Lallen eines unmündigen Knaben, und neben ihrem Handeln ist die Verkündung seiner Herrenmoral wie das Säbelrasseln eines miles gloriosus. Aber auch für die Führer der Nationen auf den realen Gebieten des Lebens hätte es der Nietzschischen Anstrengung der Umwertung nicht bedurft, freie Bahn für ihr Wirken zu schaffen.

Vor allem sei auch hier daran erinnert, daß das Sittengesetz nicht dazu da ist, als Prokrustesbett für die Glieder andrer zu dienen, sondern daß es nur Wert hat in den stillen Abmachungen des Einzelnen mit sich selbst. In den Ausstrahlungen des privaten Lebens giebt das die beste Deckung, und soweit es nicht reicht, springt das Richteramt ein, das mit Drohung und Strafe das Mit- und Gegeneinander der Menschen ausrichtet. Könnte das individuelle Gewissen mit seinen Regungen und das öffentliche Recht mit seinen Satzungen auch über die Grenzen des Einzellebens hinausreichen, so wäre in demselben Maße wie für die Sicherheit des privaten Daseins auch für die der Allgemeinheit gesorgt. Aber es liegt auf der Hand, daß hier mit ganz andern Voraussetzungen gerechnet werden muß.

Digitized by Google

Der Staatsmann, dem die Sorge für das Ganze auf die Schultern gelegt ist, hat es mit Notwendigkeiten zu thun, die hoch über die Forderungen hinausgehn, mit denen das bürgerliche Recht seine Paragraphen begründet. Diese Gebundenheit liegt auf der einen Seite in den Rücksichten, die der Lenker des Staats auf die Potenzen des eignen Gemeinwesens zu nehmen hat, und auf der andern in denen, die ihm von dem Lebenswillen einer fremden Nationalität aufgezwungen werden. Zwischen innern Gärungen und von außen drohenden Gefahren muß er das Staatsschiff, beladen mit den Interessen der Nation, durchführen: neben der Stärke ist möglichste Beweglichkeit des Fahrzeugs das erste Erfordernis. Darf sie ihm dadurch versteift werden, daß ihm in das Gangwerk seines Steuerruders die Regeln einer unverrückbaren Moral gewunden werden?

Nicht, als ob ein Staatsmann nicht mit der Summe aller moralischen Tugenden geschmückt sein dürfte, aber sie dürfen nur da nicht werkthätig ins Spiel der Kräfte eingemischt werden, wo sie nicht am Platze sind. Im politischen Leben, da wo es bloß materielle Interessen durchzusetzen gilt, hat die Moral nur dann einigen Wert, wenn es darauf ankommt, den auf Grund des gleichen Vorteils geschlossenen Verträgen die höhere Weihe zu geben. An und für sich hat diese kein Gewicht, doch sie kann, solange die Interessen zweier kontrahierender Mächte zusammengehn, die Stärke des Kitts, der die beiden einigt, vermehren; geht aber die reale Grundlage in die Brüche, so flattert auch die Idee von dannen. Freilich ist es eine Wahrheit, daß auch im Zusammenleben der einzelnen Menschen unter dem starken Drange die Notwendigkeit den Sieg über die Freiheit davonzutragen pflegt, aber es ist auch eine Möglichkeit, und sie ist tausendmal Wirklichkeit geworden, daß die freie Selbstüberwindung, statt den Tod zu geben, das eigne Leben wegwirft. Hier liegt der Unterschied: der einzelne Mensch kann oder muß, wo er unter dem äußersten Zwange die Wahl hat, das eigne Ich aufgeben, der Staat, der die Zusammenfassung aller ist, darf es nicht.

Daß in den Keim des Menschendaseins auch die Möglichkeit einer Sittlichkeit gelegt wurde, die über die Grenzen irdischer Unvollkommenheit zu Gott führt, ist eine Thatsache, die kein denkender Mensch leugnet; aber es ist ein Fehler, dieses moralische Vermögen als allem andern voraufgehendes Regulativ in das Leben und in die Beziehungen der Völker zu einander stellen zu wollen. Der Urheber des Christentums wendet sich mit seiner Predigt an den einzelnen Menschen, aber Sokrates belehrte den Charikles und den Kritias und viele andre, die es gern hörten, darüber, wie ungerecht und unmoralisch es vom atheniſchen Staate gehandelt sei, durch die von Jahr zu Jahr gesteigerte Vermehrung seiner Streitmittel die Ruhe seiner Nachbarn zu stören. Wie verhängnisvoll das für die Wohlfahrt nicht bloß des atheniſchen, sondern des ganzen griechischen Volkes gewesen ist, das wird man allgemein erst dann klarer erkennen, wenn sich unsre jetzige höhere Schule von den Vorurteilen frei gemacht haben wird, in denen sie noch immer im Hinblick auf antikes Leben befangen ist. Was hat die noch so fein ausgeklügelte Ethik, und wenn es die des Sokrates ist, mit dem biologischen Gesetz des Interessenkampfes zu

Digitized by Google

thun? Hüllt einen Staat in den besten Tugendmantel, den ihr auftreiben könnt, trotzdem wird sein Nachbar, der noch nicht ganz die Bestie in sich unterdrückt hat, bei aller Bewundrung, die er für die fremde Vortrefflichkeit hegt, ohne einen Augenblick zu zaudern, wenn die Gelegenheit da ist, zermalmend über den Kopf des Thoren wegschreiten. Ob ein solcher Gewaltstaat nicht wohl hinterher auch noch die moralische Formel finden würde, wonach er so habe handeln müssen, wie er gethan hat?

Der Mann des Staats, der das ihm untergebne Ganze nicht zu irgend welcher seelischen Beruhigung zu führen hat, sondern unter allen Umständen dessen irdische Wohlfahrt sichern soll, darf nicht von den Bedingungen jener, sondern muß von den Voraussetzungen dieser ausgehn. Als Themistokles angesichts des drohenden Perserkriegs die Priesterschaft des delphischen Tempels durch geschickte Anwendung von schnödem Gelde veranlaßt hatte, den der athenischen Politik gewiesenen Rat, den er selbst auf dem Wege der Hintertreppe sehr formlos in das Heiligtum hineingeschafft hatte, vorn in aller Form wieder herauszulassen, da war sein Verfahren ein solches, wie es ihm durch die Lage der Welt im allgemeinen und seiner Vaterstadt im besondern vorgeschrieben war. Hätte er seine Mitbürger anders als auf dem Wege der Bestechung dahin bringen können, die Zeichen der Zeit zu verstehn, ihre Zukunft aufs Meer zu legen und in die Weltstellung einzurücken, so hätte er gewiß den geraden Pfad nicht verlassen, um zum Ziele zu gelangen. Es war nicht seine Schuld, daß zwischen einer hilfsbedürftigen Priesterschaft und einer unverständigen Bürgerschaft der Weg krumm ging. Hätte er trotzdem geradeaus gehn wollen, so wäre seine Thorheit so groß gewesen wie die seiner altgläubigen Mitbürger, die den Burgfelsen auf den Rat des Orakels mit einem hölzernen Pfahlwerk verschanzten.

Was wollt ihr Prediger einer „unentwegten" Moral, die hier gelten soll, was sie dort gilt? Was im rein persönlichen Verhältnis vom Themistokles gut gehandelt gewesen wäre, das wäre in seiner Vertretung des athenischen Staats nicht bloß eine Dummheit, sondern ein Verbrechen gewesen. Wenn ihr über alle andern hinaus die höhere Einsicht vom Besten des euch anvertrauten Gemeinwesens habt, so sollt ihr euch durch nichts, auch durch den krummsten Weg nicht abhalten lassen, die Gedanken, die ihr habt, in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Gründe, die den Staatsmann zwingen, sich im Gedränge des politischen Lebens nicht von den Sätzen der Moral umstoßen zu lassen, sind dieselben, von denen der Privatmann gehalten wird, sich in den Auseinandersetzungen mit seinesgleichen nicht um eines Haares Breite von ihren Vorschriften zu entfernen. Von den gegenüberliegenden Endpunkten sichern beide durch ihr Verhalten die Festigkeit der Grundlage, worauf die Menschen stehn. Denn mit der Staaten bildenden Kraft in der Menschheit ist überhaupt erst die Möglichkeit einer allgemein verpflichtenden Sittlichkeit gegeben, und nur durch das Beispiel, das der Einzelne mit dem Verzicht auf das eigne Begehren giebt, wird der starke Anstoß zu moralischem Fortschreiten ins Leben hineingetragen.

Daß Themistokles den Staat der Athener durch eine Täuschung in die

Digitized by Google

seinem wirklichen Lebensdrange entsprechende Richtung gebracht hat, ist ihm von den Lobrednern einer starren Moral niemals verziehn worden. Ihr sittlicher Unwille — oder war es nebenbei noch etwas andres? — hielt sich hinter der gegen ihn gerichteten Anklage versteckt, daß er an der Verräterei des Pausanias Anteil gehabt habe. Wem kommt hierbei nicht die Feindschaft in die Erinnerung, mit der nach dem siegreichen Kriege mit Frankreich die konservative Partei in Preußen den Fürsten Bismarck*) verfolgte? Konservative Leute, die die persönliche Gereiztheit und das Parteiinteresse von ihren religiösen und moralischen Überzeugungen nicht zu trennen verstanden, sondern im politischen Kampfe munter das eine für das andre ausspielten. In Athen war dies für Themistokles insofern viel schlimmer, als sich die am Alten hangende Partei nicht erst von ihm loszusagen brauchte, sondern mit dem Vorteil althergebrachter Gegnerschaft die groben und die feinen Register der Verleumdung gegen ihn ziehn konnte.

Themistokles hatte das Geld, weil er es auf verfassungsmäßigem Wege in seiner Vaterstadt nicht bekommen konnte, bei der Gelegenheit genommen, wo es zu haben, und keine parlamentarische Kontrolle zu besorgen war. Er hatte es nötig, um den Wagen zu schmieren, auf dessen Bock er saß, und der sonst schwer aus der Stelle zu bringen gewesen wäre. Aber ist denn dies mit den Gesetzen des Staats im besondern und mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit im allgemeinen vereinbar? Auch dann vereinbar, wenn der Vorteil des Staats dafür spricht, und wenn die widerrechtlich eingezognen Gelder nur zu dessen Nutzen verwandt wurden? Es wäre besser gewesen, wenn die Athener den Unregelmäßigkeiten ihres damaligen größten Staatsmannes nachträglich Indemnität verliehen hätten, aber sie bestanden auf ihrem Schein und wunderten sich über das große Vermögen, das er besaß, während er im Beginn seiner Laufbahn über nichts zu verfügen gehabt hatte. Hat man nicht auch in unsern Tagen die Verdächtigung gehört, daß die Erhöhung gewisser Zölle nur dem Umstande das Leben verdankte, daß sie dem Waldreichtum eines Fürsten von Salamis zu gute kam?

Vielleicht wäre es klüger von Themistokles gewesen, den Unmut seiner Mitbürger nicht durch die Schaustellung seines Reichtums zu reizen, aber ob ihm andrerseits die Enthaltsamkeit und die Armut des Aristides über die Fährlichkeiten seines Lebens hinweggeholfen hätten? Alles das sind müßige Fragen, weil sie keine Wirklichkeit hinter sich haben. Themistokles hatte einmal seine Freude an materiellem Besitz. Ohne sie kann er gar nicht gedacht werden, weil er den starken Sinn für die Realitäten des Daseins hatte und ihren Wert besser als ein andrer zu schätzen wußte. Muß denn immer und überall der Reichtum der Tugendübung im Wege sein? Oder liegt es an euerm moralischen Maßstabe, den ihr wie ein Szepter in der Hand tragt, und der hier soweit reichen soll wie dort?

In der französischen Geschichte macht sich die Tugendlehre moralisierender

*) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen II, Seite 142 bis 161.

Digitized by Google

Historiker noch immer viel mit dem größten Manne der großen Revolution zu schaffen. Der Graf Mirabeau stand sehr unter dem Druck der Lebensbedürfnisse, von denen ein Diogenes in seiner Tonne keine Ahnung hat. Daß Mirabeau sie hatte, macht freilich der Betrachtung weniger Beschwerde als die Art und Weise, wie er während einer kritischen Wendung im Gange der Revolution den Forderungen des Tages gerecht zu werden suchte. In dem starken Geiste Mirabeaus allein lagen die Mittel, die der wilden nationalen Empörung Frankreichs Halt zu gebieten vermochten, Halt mit dem Ergebnis, daß in gleicher Weise dem Volk und dem Könige sein Recht wurde. War es ein Unrecht, daß Mirabeau diese Mittel dem zur Verfügung stellte, der sie zu seinem Vorteil und dem des Ganzen anwandte? Vielleicht könnte man auch von einer Pflicht sprechen, aber mag das dahingestellt bleiben. Ob Pflicht oder Recht, beide konnten dadurch nicht in ihr Gegenteil verkehrt werden, daß auf die Darbietung eines idealen Werts das materielle Äquivalent geleistet wurde.

Für Leute, die an einer gewissen Hypertrophie ihres moralischen Bewußtseins leiden, hat vor allem die Thätigkeit des Handels etwas anstößiges. Deshalb, weil sie nur an den schnöden Gewinn denken, den der eine von den an dem Geschäfte beteiligten in die Tasche steckt, und es nicht wissen oder vergessen haben, daß der Umtausch von Besitz das natürlichste Ding von der Welt ist. Kein Mensch vermag ohne den Umsatz fertig zu werden, der etwas eignes für etwas fremdes weggiebt. Sogar die Moralisten, die ihre Lehren auf dem Markte des Lebens absetzen, heimsen für ihre Predigt mindestens Lob und Bewundrung ein. Sokrates, der für seinen Unterricht keinen Lohn in Form von klingender Münze nahm, blieb deshalb nicht ohne Bezahlung, und eine Thorheit ist es, diese geringer einschätzen zu wollen als das Gold, das die Sophisten einsackten.

Jeder nimmt für seine Ware das, was er für sich nötig hält, und Mirabeau nahm für seine Geistesschätze das Gold des Königs hin. Nicht, als ob er sie feil gestellt hätte, sondern es traf sich so, daß der eine dieses und der andre jenes gebrauchen konnte. Ich kann euern, meinen, unser aller Staat in einem Grunde verankern, der nicht nachgeben wird; wollt ihr mir dafür meine kleinen Sorgen abnehmen, so soll euch das frei stehn. Niemand sonst hat ein Vorkaufsrecht auf meine Habe. O der Thorheit, die in der Geschichtschreibung noch immer davon spricht, daß Mirabeau an einer bestimmten Ecke seines Lebens seine Gesinnung geändert habe, daß er „ein Söldling des Hofes“ geworden, seinen „Patriotismus feilgeboten“ habe, und was dergleichen Anschuldigungen mehr sind. Als nach seinem Tode zuerst die Verbindung bekannt wurde, in der er mit dem König gestanden hatte, da war es erklärlich, daß die Männer, die mit ihm die Revolution heraufgeführt hatten, ihn des schnöden Verrats an den gemeinsamen Grundsätzen ziehen und die Gebeine des „Abtrünnigen“ aus dem Grabe im Pantheon wegrissen. Aber seitdem sind die Leidenschaften verraucht, und alle, die einst mit ihm gekämpft und sein Thun geschmäht haben, sind ihm dahin nachgefolgt, wohin er so früh voran gegangen war.

Digitized by Google

Die Girondisten, Danton, Robespierre, alle von Ideen angefüllt, zu deren Realisierung das Material entweder schwer aufzutreiben oder nur mit der Willenskraft der einzelnen Persönlichkeit gegeben ist.

Dagegen setzte der Staatsgedanke, der im Gehirn Mirabeaus Form gewonnen hatte, weder Forderungen voraus, die überhaupt die Menschen nicht leicht erfüllen können, noch den einzelnen Mann, der allein wie Cromwell das Gebäude zu halten vermag. Mirabeaus Staat war auf Wirklichkeiten aufgebaut, von denen die Menschen überhaupt leben. Es ist eine müßige Frage, ob er, wenn der Tod ihn nicht überrascht hätte, sein Werk durchgeführt haben würde, aber es ist genug, zu wissen, daß es durchgeführt werden konnte, so glänzend, wie nur jemals ein Gedanke lebensstark wie die Athene aus dem Kopfe eines Menschen in die Realität des Lebens übergesprungen ist. Je weiter die bewegliche Gegenwart von dem festliegenden Punkte damaliger Vergangenheit wegrückt, um so deutlicher drückt sich diese Wahrheit dem betrachtenden Geiste ein: warum will er sie mit andern Betrachtungen trüben, die deshalb unberechtigt sind, weil sie mit dem Gegenstande nichts zu thun haben? Nur dieses eine mag noch gesagt sein:

Wenn Mirabeau über die Notwendigkeit des Anfangs der Revolution mit andern in Übereinstimmung war, so war dieses Zusammentreffen für seine Person etwas zufälliges und verpflichtete ihn keineswegs, in der Bestimmung des Endes der Bewegung von ihnen abhängig zu sein. Wie er souverän in der Ansage des Kriegs war, so war er selbstherrlich in der Ankündigung des Friedens. Wenn denn nun einmal der Ausdruck gebraucht werden soll, so gab Mirabeau eine Ware hin, die sein alleiniges Eigentum war, und an die sonst niemand einen Anspruch machen konnte. Was er dafür einhandelte, kann jedem und muß vor allem dem Historiker gleichgiltig sein, der seine Betrachtung jenseits von Gut und Böse zu halten hat.

O ihr Trödler mit alten Kleidern, die ihr einem Themistokles und einem Mirabeau die alte eingeschrumpfte Jacke über die gerade gewachsenen Glieder ziehn wollt! Möchtet ihr nicht auch einem Robert Walpole an den Kragen und ihn zum Stillsitzen zwingen, damit ihr ihm eure Zwangsstiefel anziehn könnt? Wenn der griechische Staatsmann die Priester eines heidnischen Gottes besticht, so ist es am Ende so schlimm nicht, aber der englische machte ehrenwerte Mitglieder des Unterhauses dadurch in ihrer Überzeugung irre, daß er ihnen Hundertpfundnoten unter die Servietten ihres Tischbestecks legte, und höchst ehrwürdige Bischöfe der anglikanischen Kirche verlockte er zur Sünde durch die schimmernde Aussicht auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury. Ja aber was sollte denn der Lenker der britischen Staatsgeschäfte, die durchaus von der Stelle mußten, in damaliger Zeit machen? War er denn für die höchst irdischen Begierden unter der geistlichen Amtstracht der Bischöfe verantwortlich, und wenn er es nicht war, sollte er denn die Rolle des Predigers in der Wüste spielen? Sollte er diesen ehrwürdigen Hirten der Herde zurufen: O ihr Otterngezüchte, die ihr das Heiligtum meines Vaters zu einem Kaufhause macht?

Digitized by Google

Zu einer Seelsorge in diesem höchsten Sinne fühlte Walpole weder den Beruf in sich, noch hatte er in seiner amtlichen Stellung dazu die Verpflichtung. Dagegen lag es ihm ob, den englischen Staatswagen aus einem holprigen, steilen Hohlwege auf die freie, ebne Fahrstraße zu bringen. Wenn christliche Diener am Wort in irdischem Lederzeug besser anzogen als in geistlichem Rüstzeug, dann waren sie als Vorspann ebenso gut zu gebrauchen wie die heidnischen Worthalter im Tempel des Gottes Apollo. Laßt uns doch vorsichtig in der Handhabung unsrer moralischen Meßrute sein. Im Privatleben wollen wir sie nur an die eignen krummen Glieder legen, und aus den Notwendigkeiten der Politik, die aus einem andern Grunde auf ein andres Ziel gehn, wollen wir sie ganz weglassen. Wenn hier überhaupt ein Richter sein muß, reichen denn da der Erfolg oder der Nichterfolg und das strafende Gewissen nicht aus? Frei und selbstherrlich ist der Gang der Gedanken: mögen sie einen Augenblick aus der englischen Geschichte in die der französischen Revolution zurückkehren. Als Danton in dem wilden Totentanz, dem er selbst den beschleunigten Schritt gegeben hatte, in das Gefängnis geführt worden war, von wo er den langen Rückblick auf eine revolutionäre Thätigkeit und den kurzen Ausblick auf das Schafott hatte, da sagte er: „Um diese Zeit habe ich das Revolutionstribunal einsetzen lassen; ich bitte deshalb Gott und die Menschen um Verzeihung; allein es lag nicht in meiner Absicht, es zur Geißel der Menschheit zu machen.“ Sollen wir dem noch etwas hinzufügen und diesem zuckenden Gewissen gar noch die moralischen Fußtritte geben? Besser ist es zu schweigen. Schweigen ist häufig die beste Umgebung für die Not unsers Daseins.

Den großen Männern der Staatskunst ist meistens das Dasein eine Not. Das kommt von dem Zwiespalt, in den sie mit sich selber geraten, wenn sie in der ihnen obliegenden Vertretung der Gesamtinteressen die Grundsätze hintansetzen müssen, die in der Behauptung des eignen Ichs nicht vernachlässigt werden dürfen. Von Friedrich dem Großen weiß man zur Genüge, daß er in den nach außen gerichteten gewaltsamen Anstrengungen für das Gedeihen seines Staats keineswegs die Befriedigung gefunden hat, nach der seine Seele dürstete. Ihm standen die Mittel, die er im Rat und im Felde anwenden mußte, nicht im richtigen Verhältnis zu dem Zweck, den er im Auge hatte. Aus zahlreichen Niederschriften und Briefen geht hervor, wie sehr er unter diesem Gegensatz, für den es keine Lösung gab, litt. In seinen privaten Bemühungen um das Wohl des ihm untergebnen Volks deckten sich im ganzen Mittel und Zweck, aber in den Dingen der auswärtigen Politik und des Kriegs tröstete er sich für die Notwendigkeit, in die er gestellt war, nur mühsam mit dem Gedanken, daß er sich als Opfer auf dem Altare des Vaterlands zu betrachten habe.

Ja, er und alle andern, die seinesgleichen sind, sind als Opfer dazu ausgesucht, die Sünde derer, für die sie arbeiten, auf sich zu nehmen und sie selber frei zu halten. Die harte Pflicht ist es, die uns hier oben hingestellt hat und uns zwingt, auf steilem Pfade mit lautern oder unlautern Mitteln



Digitized by Google

der krönenden Höhe zuzustreben. Das solltet ihr bedenken und zugleich euch erinnern, daß wir müssen und gar nicht anders können, weil es in uns gelegt ist. Statt dessen kommt ihr mit euerm Prokrustesbett und wollt uns die starken Glieder abhacken, die wir doch nötig haben, zu vollbringen, was ihr selber nicht könnt. Meint ihr denn nicht, daß wir gern zu euch hinabstiegen, um mit euch im Schatten des Thales zu wandern und sanfte Tugenden zu üben, statt hier oben harte, oft mitleidlose Arbeit zu verrichten, die das menschliche Fühlen verletzt? Daß ihr es doch einmal versuchen möchtet, zu uns empor zu dringen und zu erfahren, wie eisig und dünn die Luft um uns herum ist, wie verlassen und einsam unser Pfad, weil uns kein Verständnis begleitet!

Auf einsamer windiger Höhe des Teutoburger Waldes steht das Standbild des Cheruskerfürsten Hermann, in seiner einfachen, erhabnen Größe ein Denkmal deutsch-nationaler Kunst, wie ihm kein zweites an die Seite gestellt werden kann. Obgleich es sich von antiker Kunst so frei und fern hält, wie sich der germanische Flügelhelm von dem Helm des Achilles unterscheidet, so liegt doch die Tragik dort, wo sie hervortreten muß, auf dem Antlitz des Römerbezwingers mit nicht geringerer Deutlichkeit ausgegossen als in den schmerzzerrissenen Zügen des Laokoon. Was will der deutsche Künstler mit dieser Gestalt seines deutschen Helden sagen? Frei steht die Figur auf der Wölbung des Eichwaldes, aus dessen Kronen sie emporgewachsen zu sein scheint. Von der Fußsohle steigt in feinen aber starken Linien sichtbar durch Sehnen und Muskeln die Kraft aufwärts, erscheint in breiten Ablagerungen um Hüften und Brust, schwingt sich sieghaft hinauf in den hochgehobnen Arm, der das Schwert trägt, und strahlt in heldenhaftem Ausdruck des unbezwinglichen Willens in Miene und Gebärde.

Einheitlich ist dieses Werk vom Zeh bis zum Scheitel, und im Antlitz liegt die höchste Spannung. Aber was soll der schmerzlich herbe, fast störende Zug um die Nasenflügel und den Mund des Germanenfürsten? Wer Kleists Hermannsschlacht gelesen hat, der weiß Bescheid. Derselbe Schmerz, der aus den Worten der Thusnelda spricht, wie sie den Todesschrei des in der Umarmung ihres Bären sterbenden Septimius hört, zuckt auch um die Lippen des von Bandel geschaffnen Standbildes. Es war meine Bestimmung, das Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien, niemand anders konnte die That ausführen. Stolz darf ich mich meines Sieges rühmen, und kein Römer soll, solange ich lebe, ungestraft die deutsche Erde da betreten, wohin mein Blick gewandt ist. Aber warum war der Kampf nicht möglich ohne den Widerspruch so vieler meiner Landsleute, und warum der Sieg nicht, ohne daß ich den Feind mit Tücke und Falschheit umgarnte? Gilt auch hier das Gesetz, daß auch die großen Thaten der Menschheit nur unter Sünde und Schmerz gezeugt und geboren werden können?

An der Schwelle unsrer Geschichte steht Hermann der Cherusker, und an der Grenze, wo unsre Gegenwart und die Vergangenheit ineinander fließen, Fürst Otto von Bismarck. Es war nicht nötig, daß ihr diesem andern Einiger Deutschlands mit euern moralischen Vorhaltungen das Leben sauer machtet.

Digitized by Google

Seine Seele war fein genug gestimmt, daß sie den tiefen Zwiespalt fühlte, der sich zwischen den in der Höhe liegenden Wegen der großen Politik und den Niederungen des privaten Lebens durchzieht. Oder meint ihr, daß sie nicht zart genug war, aus sich selbst den bittern Schmerz zu empfinden, daß er in der Höhe nicht handeln durfte wie in der Tiefe? Bismarck hat mit gutem Grunde sein letztes Werk Gedanken und Erinnerungen genannt. Erinnerungen daran und Gedanken darüber, daß das Leben des Staatsmanns nicht ihm selber, sondern seinem Volke gehört, und daß von diesem Fundamentalsatze aus Gesetz und Pflichten ganz anders werden als die, nach denen sich das Leben in seinen persönlichen Beziehungen regeln soll.

Ein Buch voll des ergreifendsten Inhalts. Das Herz will dem Fürsten brechen, weil gerade die, die ihm am nächsten stehn, das Gebot der Notwendigkeit, unter dem er steht, nicht anerkennen wollen, und seine Seele will vergehn, daß er seinen Herrn zwingen muß, zu thun, was zum Nutzen des Ganzen unabweisbar ist. Im Gastmahl des Plato ist uns die Klage eines großen Atheners erhalten, der es beweint, daß er den von Sokrates ihm vorgeschriebnen Pfad der Tugend habe verlassen müssen, da er durch des Philosophen und Freundes Lehre gehindert sei, die Angelegenheiten der Athener zu betreiben. Gut, daß es ihm wie dem Fürsten Bismarck von einem Gott gegeben war, zu sagen, was er litt. Es ist der einzige Ausweg, den die Heroen der Politik vor sich sehen, aus dem furchtbaren Dilemma herauszukommen: die Generalbeichte, die sie ins Ohr der Menschheit hauchen, damit sie Absolution von ihr erhalten. Die Herrenmoral Nietzsches, die sie darüber hinaus heben soll, ist ein Unding, und wer es nichtsdestoweniger versucht, sie als Gesetz in die Welt einzuführen, schleudert wie die Titanen Felsblöcke, die zermalmend auf den eignen Leib zurückfallen. Arnold Fokke

# Hellenentum und Christentum

## 2. Die nachhomerische Religion

(Schluß)

Zu den Gebieten, auf denen die doppelte Wirkung des Kulturfortschritts bei gleichzeitiger Zunahme der Volksdichtigkeit sehr auffällig hervorzutreten pflegt, gehört auch das geschlechtliche und das Familienleben. Einerseits drängt bei den Gebildeten die Verfeinerung jede gröbere Auffassung des Geschlechtsverkehrs zurück und verbirgt sie wenigstens, wo sie sie nicht zu überwinden vermag, und die Liebe treibt zarte Gemütsblüten hervor, von denen ein Teil die Gestalt lyrischer Gedichte annimmt. Andrerseits wird die Festigkeit des Ehebundes von außen und von innen erschüttert, indem der im Denken geübte

Digitized by Google

Geist die Notwendigkeit der Unauflöslichkeit der Ehe, der ehelichen Treue und die Verpflichtung dazu hinwegvernünftelt, die müßige Phantasie die Vorstellung neuer abwechslungsreicher Genüsse ersinnt, der Reichtum die Mittel zur Befriedigung dieser wie der andern künstlich erzeugten Bedürfnisse gewährt, und ein zahlreiches Proletariat sei es von Sklaven, sei es von freien Lohnarbeitern entsteht, dessen Lebensverhältnisse ein in jeder Beziehung vollkommnes Familienleben von vornherein ausschließen. In Griechenland vernichtete der Prozeß zunächst die Innigkeit des ehelichen Lebens: die Frau wird aufs Haus beschränkt, der Mann sucht seine Lebensaufgaben, seine Unterhaltung und sein Vergnügen außer dem Hause, und die Frau hat nicht mehr, wie in der Heroenzeit, als gleichberechtigte Genossin den Vorsitz in der Männergesellschaft. Doch wird heute die Herabwürdigung der Frau in der Blütezeit Griechenlands meist übertrieben. Daß die Tragiker die Ehe würdig auffassen, und daß bei Aristophanes die Ehe der Kleinbürger nicht viel anders aussieht als bei uns, ist in den drei Spaziergängen gezeigt worden. Auch habe ich eine Stelle aus Xenophons Hiero angeführt, wo die Ansicht ausgesprochen wird, die Gesetze mehrerer Staaten erlaubten darum dem Ehemanne, die Todesstrafe an dem Ehebrecher sofort und selbst zu vollziehn, weil dieser das hohe Gut der Freundschaft zwischen den Gatten vernichte, die nach dem Verfliegen der sinnlichen Liebe zurückbleibe. Nägelsbach bringt noch mehrere Stellen bei, in denen die Ehe als die innigste Lebensgemeinschaft beschrieben wird, und die gemütvolle Art und Weise, wie Ischomachus nach seinem Bericht in Xenophons Ökonomikus die junge Gattin zu seiner Gehilfin in der Verwaltung des Hauses erzieht, kann noch heute als Vorbild dienen. (Unter anderm schärft er ihr auch die Pflicht ein, erkrankte Sklaven gut zu pflegen.) Was die Liederlichkeit betrifft, so gereicht es den Griechen immerhin noch zur Ehre, daß ihre Geschichte nur zwei Beispiele von wirklicher Bigamie kennt (eines dieser Verhältnisse war durch politische Rücksichten erzwungen: die Gattin des spartanischen Königs Anaxandridas war unfruchtbar, und der Eurysthenidenstamm drohte zu erlöschen). Successive Polygamie mag freilich, durch die Leichtigkeit der Scheidung ermöglicht, öfter vorgekommen sein; aber das war nach Matth. 22, 23 bei den Juden in ihrer allerfrömmsten Zeit erst recht der Fall, und Hieronymus erzählt von zwei christlichen alten Leuten, die einander heirateten, nachdem jedes von beiden eine unglaubliche Anzahl von Gatten begraben hatte. Von einer Liederlichkeit der Ehefrauen, wie sie die italienischen Novellisten (auch Ariost) und die deutschen Schwankdichter, hoffentlich übertreibend, schildern, findet man in der griechischen Litteratur bis zum Untergange Griechenlands keine Spur. Was dann später im Schmutz der Großstädte des römischen Reichs auch von Menschen griechischer Abkunft verübt worden sein mag, haben die eigentlichen Hellenen nicht mehr zu verantworten.

Jedes Volk hat in jedem längern Abschnitte seines Lebens einen oder mehrere Schandflecke aufzuweisen. Als solchen vermag ich jedoch die Parteiungen in den griechischen Städten und die Fehden der Städte untereinander nicht anzuerkennen. Burckhardt scheint geneigt, wie Döllinger darin einen

Digitized by Google

Schimpf zu sehen, obwohl er doch bei seiner genauen Kenntnis der Renaissance gewußt haben muß, daß es im mittelalterlichen Italien nicht anders zugegangen ist. Unaufhörliche Fehde zwischen den Gemeinwesen derselben Nation ist bei Kleinstaaterei der natürliche und unvermeidliche Zustand, dem im christlichen Europa bekanntlich erst die allgemein durchgeführte Großstaatbildung ein Ende gemacht hat. Die noch übrigen Kleinstaaten werden von den Großstaaten gezwungen, Ruhe zu halten, und über benachbarte Kleinstaaten herzufallen, unterläßt jeder Großstaat aus Furcht vor den andern. Wie es einem Kleinstaat (Kleinstaat der Einwohnerzahl nach) auch heute noch ergehn kann, wenn er keinen Großstaat zum Patron hat, sehen wir in Südafrika. Die Großstaaten aber werden von Angriffen aufeinander nicht allein durch das ungeheure Risiko abgehalten, sondern auch durch den Umstand, daß der moderne Verkehr die Völker durch tausenderlei Interessen miteinander verknüpft, und daß ein sehr ansehnlicher Teil ihrer Interessenkonflikte unblutig, in Zollkriegen ausgekämpft werden kann. Unterlagen die Griechen gleich allen andern Völkern der traurigen Notwendigkeit, sich im Kampf ums Dasein selbst zerfleischen zu müssen, so blieben sie sich wenigstens der Schlechtigkeiten bewußt, die sie dabei begingen. Wie mühen sich die Thebaner, als sie die Zerstörung Platääs fordern, diese Forderung nicht allein vor den Lacedämoniern, sondern auch vor ihrem eignen Gewissen zu rechtfertigen! Nägelsbach bringt aus Thukydides Beispiele davon, wie man mutiger oder verzagter kämpfte, je nachdem man ein gutes oder ein schlechtes Gewissen hatte, und erinnert besonders daran, wie nach Xenophon (Griechische Geschichte II, 2, 3 und 10) nach dem Unglück bei Ägospotamoi die Athener verzweifelten, weil sie sich bewußt waren, kleinere Städte ohne hinreichenden Grund gemißhandelt und dadurch dieselbe Behandlung verdient zu haben.

Als einen wirklichen Schandfleck, der durch nichts entschuldigt werden kann, habe ich die Sklavenfolter bezeichnet. Darüber ist nun an seinem Ort gesagt worden, was zu sagen war; Nägelsbach und Burckhardt scheinen auch nicht viel mehr davon zu wissen. Was die Sklaverei im allgemeinen betrifft, so meint Nägelsbach, bei der großen Zahl der Sklaven würden sie eine beständige Gefahr für den Staat gewesen sein, wenn das grausame Recht, d. h. ihre Rechtlosigkeit*) nicht durch Religion und Sitte gemildert worden wäre. Das sei aber vielfach geschehn. Eben weil das Gesetz sie nicht schützte, hätten sie zu den Personen gehört, die die Gottheit in ihren Schutz genommen habe. Die enge Hausgemeinschaft habe das übrige gethan, und im höchsten Grade merkwürdig sei es besonders, daß der freigeborne Knabe einem Sklaven in Obhut gegeben wurde, der als Pädagoge sogar die Vollmacht gehabt habe, seinen Zögling mit Schlägen zu züchtigen. Die Lacedämonier, die in keinerlei gemütlichen Verkehr mit ihren Heloten getreten zu sein scheinen, halfen sich bekanntlich dadurch, daß sie deren Zahl von Zeit zu Zeit durch Niedermetzelung

*) Die jedoch nicht absolut war: es gab Gesetze zum Schutze des Lebens und sogar der Keuschheit der Sklaven und zum Schutz vor übermäßigen Mißhandlungen.

Digitized by Google

verminderten. Übrigens ersehe ich aus einer Anmerkung Eyths zu seiner Platoübersetzung (Gesetze I, 7), daß die Richtigkeit der gewöhnlichen Erklärung des Wortes Krypteia angezweifelt wird, da bei Plato das Wort bloß eine sehr beschwerliche militärische Übung zu bezeichnen scheint.*)

Ehe noch das griechische Nationalleben seine Blüte voll entfaltet hatte, fing die Religion an, einer Umbildung und zugleich der Zersetzung zu verfallen. Die Umbildung ging vom bösen Gewissen und von der Furcht vor dem Jenseits aus. Und hier kommen wir nun zu einem Element der Religion und der Ethik, das die Griechen wirklich aus dem Orient empfangen haben. Nach Herodot stammt der Unsterblichkeitsglaube aus Ägypten, nach Pausanias von den Indern und den Chaldäern. Beide haben Recht. Die indische und die ägyptische Form dieses Glaubens war die Seelenwandrung; diese wurde aber nur von einzelnen Philosophen, von Pythagoras, Plato und einigen ihrer Schüler angenommen, vom Volke (das dafür die Metamorphosen liebte, als eine neue Begründung der Naturbeseelung) zurückgewiesen. Dagegen fand der ägyptische Glaube an ein Totengericht und an Belohnung und Bestrafung aller Menschen nach ihrem Verdienst ziemlich allgemein Eingang. Pindar führte diesen Glauben in die Litteratur ein. Auch er wird wie der homerische Achill durch den Traum bestimmt, an die Seele als ein Wesen zu glauben, das unabhängig vom Leibe bestehn könne. Aber anstatt wie Homer in der Seele bloß ein wesenloses Schattenbild des Leibes zu sehen, hält er sie für etwas über den Leib Erhabnes. Die Seele schlafe, wenn die Glieder wirken, aber wache, wenn sie schlafen, sagt er ganz orientalisch-neumystisch; und da sie dann zukünftige Dinge verkündige, so beweise sie dadurch ihre höhere Abstammung. Sie sei also ein Teil des göttlichen Geistes und lebe fort, wenn der Leib zerfällt. Bei den Tragikern erscheinen alle verstorbnen Helden als bewußte Wesen, die von der Unterwelt oder vom Elysium aus auf der Oberwelt fortwirken. Bestraft aber werden nach dem neuen Glauben, der rasche Verbreitung im Volke findet, nicht mehr bloß einzelne große Frevler wie bei Homer, sondern alle, die sich im Leben irgendwie vergangen haben und nicht in einem Mysterienkult gereinigt und entsühnt worden sind. Wiederum waren es Künstler, die auch diesen neuen Glauben den Gemütern tief einprägten; diesesmal allerdings die Maler. Burckhardt schreibt: „Als das Volk von Knidos in Delphi eine Halle mit Wandgemälden stiftete, gehörte wohl ein Unterweltcyklus mit allerlei Höllenstrafen schon zum üblichen Vorrat der Malerei, und die Maler, wie z. B. hier der große Polygnot von Thasos, waren recht eigentlich die Wissenden [man sah — nicht mit Unrecht — im Künstlergenie die Stätte göttlicher Offenbarungen]; den Knidiern aber mochte es auch recht sein, wenn der Bosheit auf Erden etwas bange gemacht wurde.

*) Burckhardt schreibt III, 294: „Es würde sich lohnen, den Sklaven der Poesie und seine Geschichte von Eumäus, dem Wächter des Agamemnon, den Pädagogen und Ammen der Tragödie über den Davus hin bis auf Leporello und Figaro durchzugehn." Ich habe mit meinem Versuch in den drei Spaziergängen einen Anfang zur Lösung der Aufgabe gemacht, die Burckhardt hier stellt.

Digitized by Google

Man sah da einen Vatermörder, der von dem Ermordeten gewürgt wurde, einen Tempelräuber, dem ein weiblicher Dämon einen Trank eingab, von dem seine Züge scheußlich entstellt wurden, endlich einen wirklichen, mit Namen bekannten Teufel, den Eurynomos, von dem es hieß, daß er den Toten das Fleisch abfresse. Die, deren ganze Schuld darin besteht, daß sie sich nicht in die Mysterien haben einweihen lassen, werden nur damit gestraft, daß sie Wasser in zerbrochnen Gefäßen tragen müssen. Im Athen des vierten Jahrhunderts pflegten dann die Maler die Gottlosen im Hades darzustellen in Begleitung wenigstens von schrecklichen allegorischen Gestalten, von Fluch, Lästerung, Neid, Aufruhr und Hader." In welche Gemütsverfassung die schwächern Seelen durch solche Vorstellungen mit der Zeit gerieten, hat Plutarch in seiner Abhandlung über den Aberglauben beschrieben: „Wer die Götter nur noch fürchtet, der fürchtet dann alles: Erde, Meer, Luft, Stürme, Träume. Auch im Schlaf, der sonst den Sklaven seines Herrn vergessen macht, wird eine solche Seele verfolgt von peinigenden Bildern und Erscheinungen. Da fällt man den Beschwörern und Goëten und den Zauberweibern in die Hände. Wer nun unsre angestammten erhaltenden und gnädigen Götter nur noch fürchtet, der wird überhaupt keinen Gott mehr finden, den er nicht fürchten müsse. Der Abergläubische dehnt dieses Gefühl auch über den Tod aus und ist voll Sorge vor Leiden, die ohne Ende währen möchten; Pforten zum tiefen Hades sieht er sich öffnen, Abgründe gähnen und Feuerströme glühen; schreckliche Gestalten von Richtern und Züchtigern erscheinen, Stimmen lassen sich vernehmen. Jedes Ungemach, das einem solchen zustößt, bedeutet ihm einen Schlag der strafenden Gottheit. Da setzt er sich denn draußen in Lumpen hin, oder wälzt sich nackt im Schlamme und bekennt laut, was alles für Sünden und Nachlässigkeiten er begangen hat, wäre es auch nur, daß er dieses oder jenes Verbotne gegessen oder einen Weg betreten hätte, vor dem ihn die Gottheit gewarnt hat. Im besten Falle sitzt er daheim, umgeben von Opfern und Zaubermitteln, und alte Weiber kommen und hängen an ihn, wie an einen Kleiderhaken, was sie an Amuletten nur auftreiben können. So fürchtet er denn bald die Artemis, bald den Apoll oder die Hera, ganz besonders aber die syrische Göttin, die jeden mit Geschwüren und Leberabzehrung verfolgt, der einmal Sardellen ißt."

Nun, das war unter den ersten römischen Kaisern; in der klassischen Zeit haben sich die Griechen ihre Heiterkeit ja bewahrt. Aber ernstliche Besorgnisse wegen des Jenseits wurden auch damals doch schon vielfach gehegt, und allen lag daran, nach dem Tode vor gnädige und versöhnte Götter zu treten. Darum fanden die Weihe- und Sühnepriester großen Zuspruch, die sich Orphiker nannten und ihren Geheimkult an einen neuen Dionysos, den chthonischen, anknüpften, obwohl ihre Lehren und Gebräuche aus dem Orient stammten. Sie veranstalteten auch Straßenaufzüge, mit denen sie, bekränzt, Schlangen in den Händen schwingend, tanzend und heulend für ihre Sekte Reklame machten, und die Regierungen erlaubten dieses Treiben und verstaatlichten es zum Teil. Doch beschränkten sich die Orphiker nicht auf Äußerlichkeiten, sondern predigten

Digitized by Google

und forderten innere Reinheit, Buße und Bekehrung, indem sie die Forderung mit der Lehre von einer allgemeinen Sündhaftigkeit aller Menschen begründeten, von der die Griechen bis dahin nichts gewußt hatten. Wie viel nun von dieser neumodischen Frömmigkeit echt und wie viel heuchlerischer oder aus Gewinnsucht getriebner Humbug gewesen sein mag, das lasse sich, meint Burckhardt, heute nicht mehr ausmachen. Aber daß Euripides, ohne ausgelacht zu werden, den reinen Jüngling und ehrlichen Asketen Hippolytus auf die Bühne bringen konnte, scheine doch zu beweisen, daß das Ideal asketischer Sündenlosigkeit Eingang gefunden hatte und von einzelnen ernstlich erstrebt wurde. Die Eleusinien hingen zwar ohne Zweifel mit den orphischen Weihekulten zusammen, werden aber von Burckhardt als eine ganz eigentümliche Schöpfung des athenischen Geistes geschildert, dem sich nichts andres vergleichen lasse. Die exoterische Feier war ein auf verschiedne Zeiten verteiltes großartiges Volksfest mit Aufzügen, Szenerien und dramatischen Darstellungen von solcher Schönheit, daß sich die Griechen etwas schöneres nicht vorstellen konnten. Den Stoff dazu lieferten bekanntlich die Schicksale der von Pluto geraubten Kore, die Klagen ihrer sie suchenden Mutter Demeter, die Einführung des Getreidebaus in Attika und die Wiederbelebung des zerrissenen Jacchos oder Dionysos Zagreus. Vom esoterischen Bestandteile der Feier, der in einem großartigen und überaus schönen Gebäude, dem Anaktoron oder Telesterion, stattfand, wissen wir nichts, als daß Heiligtümer vorgezeigt wurden, daß den Eingeweihten ein großes Licht erschien, und daß diese Lichterscheinung der Schlußeffekt eines Vorgangs war, den Plutarch mit den Worten beschreibt: „Zuerst Irrgänge und mühevolles Umherschweifen und bange, erfolglose Wanderungen in der Finsternis; dann unmittelbar vor dem Ende alle Schrecknisse: Schauder und Zittern und Angstschweiß. Da bricht ein wunderbares Licht hervor; freundliche Gegenden und Wiesen nehmen uns auf; wir hören Stimmen, schauen Tänze und empfangen einen feierlichen Eindruck von heiligen Worten und Erscheinungen.“ Also ein Ritus, der veranschaulicht, wie der Fromme durch das dunkle und mühevolle Erdenleben zu den Freuden des lichten Himmels aufsteigt. Daß uns nichts genaueres darüber berichtet worden ist, erscheint um so wunderbarer, als zuletzt alle Athener eingeweiht waren, und auch jeder Fremde in die Zahl der Mysten aufgenommen wurde, der einen athenischen Weihepaten stellen konnte; und diese Unzähligen, sie haben, bis auf Pausanias, alle geschwiegen, nichts von dem verraten, was sie geheim zu halten sich verpflichten mußten! Das so neugierige und neidische Griechenvolk, schreibt Burckhardt, „hat sich bekanntlich bis zur christlichen Zeit niemals unter irgend ein Banner gesammelt, um das Adyton eines Mysterientempels zu erstürmen. Daneben denke man sich die Lage eines Geheimdienstes in unsrer Zeit, um zu wissen, was dies heißen will.“ Weiterhin sagt er: „Nach Aristoteles gilt von allen Mysterien, daß der Geweihte nicht etwas zu lernen, sondern zu erleben habe. Auch wird als Gewinn nicht Erkenntnis gerühmt, sondern Stimmung, Lösung vom Gram wegen des früher Erlittnen, dann ganz besonders bessere Hoffnung des Geweihten wegen eines glücklichern

Digitized by Google

Lebensausgangs, da man nicht werde in Finsternis und Schlamm zu liegen kommen wie die Uneingeweihten. Laut einer dem Plato fälschlich zugeschriebnen Schrift haben im Jenseits unter den Seligen die Geweihten den Vorsitz und begehn auch dort ihre heiligen Bräuche — welche, erfährt man auch an dieser Stelle nicht. . . . Gewiß haben das [solche Hoffnungen, und die Bedingungen, unter denen ihre Erfüllung verheißen wurde] ernste Gemüter rein empfunden. Einmal, nach dem ersten Treffen Thrasybuls gegen die dreißig Tyrannen, hat die Erinnerung an Eleusis beruhigend gewirkt, indem der Mysterienherold eine schöne Versöhnungsmahnung aussprach und auf die großen Weihen als ein Band des athenischen Volks hinwies. So viel konnte zur Ehre von Eleusis immer gesagt werden, daß von allen Feinden, die in Attika eingefallen sind, kein einziger gewagt habe, dieses Heiligtum zu verletzen." Den ersten Angriff beklagt im zweiten christlichen Jahrhundert der Redner Aristides: es war — wahrscheinlich von Christen — Feuer im Anaktoron angelegt, „das Verborgne entblößt" worden. Nach Alarichs Einfall wird das Heiligtum nicht mehr erwähnt.

Während sich die hellenische Religion beim Volke mehr und mehr mit orientalischen Elementen füllte und demnach umwandelte, barbarisierte, fiel sie bei den Denkenden der Zersetzung anheim. Wie nicht der Jüngling, sondern erst der gereifte Mann wieder die Kindesseele versteht, so verstand das jünglinghafte Griechenvolk der perikleischen Zeit seine eignen Götter nicht mehr. Man wußte nicht, daß diese und ihre Handlungen und Schicksale ursprünglich nur Symbole von Naturkörpern und Naturvorgängen gewesen und darum ihre Mordthaten und Ehebrüche ganz unanstößig seien. Man nahm großen Anstoß daran und forderte, daß von der Idee der Gottheit alles Unwürdige fern gehalten werde. Der erste, der jeden Anthropomorphismus verwarf und einen strengen und reinen Monotheismus verkündigte, war Xenophanes (etwa von 560 bis 480), von dessen Schriften sich allerdings nur dürftige Bruchstücke erhalten haben. Aus diesen erfährt man, daß er dem Homer und Hesiod vorgeworfen hat, sie hätten alles, was Menschen zur Schmach gereicht, wie Diebstahl, Betrug und Ehebruch, den Göttern angedichtet. Er lehrte, es sei gleich gottlos, die Götter für geboren, wie sie für sterblich zu halten; in jedem Falle müsse eine Zeit angenommen werden, wo sie nicht seien. Gegen den Anthropomorphismus überhaupt wandte er sich mit der Bemerkung, daß sich die Äthiopier ihre Götter schwarz und stumpfnasig, die Thrazier die ihren rötlich und blauäugig dächten, und daß, wenn die Löwen, Pferde und Ochsen zeichnen könnten, sie ihren Göttern Löwen-, Pferde- und Ochsengestalt geben würden. Der eine Gott aller Götter und Menschen sei den Menschen weder der Gestalt noch dem Verstande nach ähnlich; *οὖλος ὁρᾷ, οὖλος δὲ νοεῖ, οὖλος δὲ τ' ἀκούει*, ganz sieht, denkt und hört er, also sein Wesen ist Intelligenz, und er bedarf keiner Organe, die ihm sein allumfassendes Wissen erst vermitteln müßten. Unter den Dichtern war Pindar der erste, der lehrte, man dürfe von den Göttern nichts Unwürdiges weder denken noch aussagen. Es kam die fortschreitende Naturerkenntnis hinzu, die die immer noch fortbestehende Ver-



Digitized by Google

bindung zwischen den einzelnen Göttern und gewissen Naturkörpern oder Naturerscheinungen endgiltig löste. Anaxagoras entthronte den Helios, indem er lehrte, daß die Sonne eine glühende Masse irdischen Stoffs sei. Mehr noch, glaubt Nägelsbach, wird es ihm übel genommen worden sein, daß er die wunderbaren Vorzeichen, die im Leben der Alten und sogar in ihrer Politik eine so große Rolle spielten, natürlich erklärte. Dem Perikles, erzählt Plutarch, wurde einmal der Kopf eines Widders gebracht, der nur ein Horn hatte, und zwar mitten auf der Stirn. Der Wahrsager Lampon erklärte: „Jetzt giebt es noch zwei Mächtige in der Stadt, den Perikles und den Thukydides, aber die ganze Macht wird auf den einen übergehn, dem dieses Zeichen zu teil geworden ist." Da zerhieb Anaxagoras den Kopf und zeigte, wie das Gehirn die Seitenräume des Schädels leer gelassen und in der Mitte der Stirn zusammenfließend eine nach vorn gerichtete Spitze gebildet habe; das sei die Ursache der Monstrosität. Vielleicht wäre er trotz seiner Ketzereien nicht eingekerkert worden, wenn man in ihm nicht den Perikles hätte treffen wollen. Auch von dem ungefähr gleichzeitigen Diagoras, der als Atheist für vogelfrei erklärt wurde (er soll durch ein straflos gebliebnes Verbrechen zuerst an der Gerechtigkeit und dann am Dasein der Götter irre geworden sein), glaubt Nägelsbach, daß nicht die philosophische Lehre der eigentliche Gegenstand der Anklage gewesen sei, sondern sein Angriff auf den Kultus. Den samothrakischen Mysterien schrieb man die Kraft zu, daß sie die Teilnehmer vorm Untergange im Schiffbruch bewahrten. Als nun Diagoras die Votivbildnisse der Geretteten im Heiligtum sah, spottete er: Die Ertrunknen lassen sich eben nicht malen. Und in Beziehung auf die Eleusinien wird berichtet, er habe die Geheimnisse allgemein bekannt gemacht, geringschätzig davon gesprochen und vom Empfange der Weihen abgeraten. Protagoras sagte in einer Schrift, ein zuverlässiges Wissen von den Göttern sei an sich und wegen der Kürze des Menschenlebens so schwer zu erlangen, daß er nicht zu sagen vermöge, ob sie seien oder nicht seien (nach einer andern Quelle: wie sie seien oder nicht seien). An dieser Schrift haben die Athener das erste Beispiel einer Verbrennung ketzerischer Bücher gegeben. Wenn die Athener die Sophisten beschuldigten, durch die Untergrabung der Volksreligion auch die Sittlichkeit zu gefährden, wenn sie alle Philosophen für Sophisten erklärten und von ihrer Beschuldigung Männer nicht ausnahmen, die es sich gerade zur Lebensaufgabe gemacht hatten, durch Reinigung der Gottesidee auch die Sitten des Volkes zu bessern, so handelten sie nach demselben Grundsatze, den in der christlichen Zeit die orthodoxen Kirchen bei der Verteidigung ihrer in sittlicher Beziehung keineswegs unanfechtbaren Lehren befolgt haben, samt den Staatsregierungen, die den Kirchen ihren Schutz angedeihen ließen. Der Grundsatz heißt: quieta non movere, und er ist weder falsch noch unberechtigt. Die Sitten, Gewohnheiten und Glaubensmeinungen eines Volkes machen ein Ganzes aus, ein festverwachsenes Geflecht, das jeden einzelnen trägt und einhegt und sein Handeln zu einem großen Teile bestimmt. Der gemeine Mann handelt, abgesehen von Fällen, wo starke Leidenschaft oder Not ihn veranlassen, über die

Digitized by Google

Stränge zu schlagen, wie er die andern handeln sieht, und wie es hergebracht ist, und untersucht nicht, ob und wie weit dieses hergebrachte Handeln der Theorie seiner Religion entspricht oder widerspricht. Fängt er aber erst einmal an zu untersuchen, zu vernünfteln, dann steht ihm bald nichts mehr fest, und es fällt ihm gar nicht schwer, seine Berechtigung zu jeder Schandthat zu beweisen. Nicht den reinen Sinn des philosophischen Forschers, der aus den edelsten Beweggründen den Volksglauben kritisiert, eignet er sich an, sondern nur das Recht der subjektiven Entscheidung über alle Fragen der Theorie und der Praxis, und der in seinem Innern entscheidende Richter ist natürlich nicht eine höhere von Gott erleuchtete Weisheit, sondern seine höchst unerleuchtete Selbstsucht. Das sind die unvermeidlichen Gefahren jeder Kritik des Bestehenden. Die Richter des Sokrates sind allerdings wahrscheinlich nicht durch solche staatsmännische Erwägungen bestimmt worden, sondern durch die persönlichen Kränkungen, die sie von ihm erlitten hatten, indem er ihnen allen der Reihe nach zum Bewußtsein gebracht hatte, wie dumme Kerle sie seien, sie auch wohl öffentlich vor vielen Zeugen lächerlich gemacht hatte. Natürlich dürfen sich die Philosophen und die Forscher durch die von ihnen nicht gewollten übeln Folgen ihrer Kritik von dieser nicht abhalten lassen; jeder thue, was seines Amtes ist: der Staatsmann, der Kirchenmann suche das Bestehende zu halten, so lange es sich halten läßt, der Forscher, der Kritiker greife an, was er als schädlich, als unhaltbar oder der Erhaltung unwürdig erkannt hat; was die einander entgegenwirkenden Kräfte zuguterletzt zustande bringen sollen, das bestimmt die Gottheit.

Burckhardt schreibt die Verurteilung des Sokrates dem Aristophanes aufs Konto; so viele Jahre habe dessen Denunziation in den Wolken nachgewirkt, in denen er die ganze Philosophie als Wolkengebilde, als eiteln Dunst verspottet und speziell den Sokrates als sophistischen Jugendverderber charakterisiert hatte. Aber den Euripides hat er viel hartnäckiger und wütender befehdet, und diesem ist nichts geschehn. Das Verbrechen dieses Dichters war in den Augen des konservativ-patriotischen großen Satirikers, daß er die Zweifel, die das Gemüt der Gebildeten bewegten, auf die Bühne brachte, z. B. in den Worten des naiven Jünglings Ion: „Tadeln muß ich Phöbus wohl! Was fällt ihm ein? Jungfraun freit er mit Gewalt und läßt sie ziehn! Zeugt heimlich Kinder und verläßt sie sterbend! Strafen ja die Götter auch, wenn eins der Menschenkinder schlimm geartet ist; wie wär es billig, daß ihr uns Gesetze gebt und selbst gesetzlos handelt?“ Es kommt nicht darauf an, ob es tiefer sittlicher Ernst oder Frivolität und Effekthascherei gewesen ist, was den Dichter bestimmt hat, den Widerspruch zwischen der Mythologie und den Forderungen der Sittlichkeit wirkungsvoll darzustellen; daß er im allgemeinen die Sittlichkeit gegen die Mythologie vertritt, kann nicht bestritten werden. Als das einzige sittlich anstößige unter seinen Stücken habe ich in den Spaziergängen die Bacchantinnen bezeichnet, weil der Dichter hier auf die Seite des Weingotts zu treten scheint, der den König Pentheus dafür, daß er sein Volk vor wüstem orgiastischem Treiben zu bewahren versucht, mit einem grausamen

Digitized by Google

Tode bestraft. Jetzt erst erfahre ich aus Nägelsbach, daß dieses Stück, das letzte des Dichters und erst nach seinem Tode aufgeführt, eine Palinodie bedeutet. Nachdem er schon in einem frühern Drama, von dem nur noch Bruchstücke übrig sind, gemahnt hatte, der Mensch möge sich nicht in seinem Verstandeshochmut für weiser halten als die Götter, habe er in den augenscheinlich gegen die Sophistik gerichteten Bacchen zeigen wollen, wie alles, auch das in mancher Hinsicht berechtigte Vernünfteln, an der Macht der Gottheit zu Schanden wird. Nach menschlichem Verstande that Pentheus wohl daran, daß er wilde Zügellosigkeit und den Kult eines weibisch üppigen neuen Gottes in seinen Staat nicht wollte eindringen lassen. Seine Schuld aber bestand darin, „daß er dieses sein menschliches Denken und Meinen der objektiven Wirklichkeit des Gottes gegenüber nicht aufgiebt, daß er trotz dessen Wundern und Machterweisungen, in denen er sich als Gott bewährt, auf seinem Sinn beharrt. Nachdem Pentheus alle Vorstellungen des Gottes schnöde zurückgewiesen hat, beginnt dieser den hartnäckigen Frevler zu bethören; der vollberechtigte Gott siegt über des Menschen nun nicht mehr berechtigten Unglauben, und der Wahnsinn menschlicher Verstandesanmaßung gegen den Realismus göttlicher Kräfte wird in wirklichen Wahnsinn verwandelt, der den vernunftstolzen König, noch bevor er untergeht, zum Gespötte macht.“ So hätte denn Euripides, ein umgekehrter Talbot („Unsinn, du siegst!“), sein reiches Leben und Streben mit einem credo, quamvis absurdum est geschlossen! Wie freilich Aristophanes, der in mehreren seiner Stücke den Hermes, in den Vögeln alle Götter des Olymp die lächerlichsten Rollen spielen läßt, sich für berufen halten konnte, Euripides gegenüber die Religion der Väter wieder zu Ehren zu bringen, ist schwer zu begreifen. Sein komischer Genius, denke ich mir, wird stärker gewesen sein als seine Frömmigkeit; fiel ihm ein guter Witz, eine komische Situation ein — und was kann es komischeres geben, als einen Gott in komischer Situation! —, so konnte er sich einen solchen Einfall nicht verkneifen, mochte dabei auch die Frömmigkeit zu Schaden kommen. Und da die Athener für ihr Leben gern lachten, so haben sie dem Dichter wegen seiner Götterpossen nicht gezürnt; an einem Philosophen, der sie langweilte oder ärgerte, ihre Gottesfurcht durch ein Todesurteil zu bewähren, fiel ihnen nicht schwer; einem Komiker, der sie auf Kosten der Götter amüsierte, das Handwerk zu legen, haben sie sich wohl gehütet. Übrigens, meint Burckhardt, trauten sie wohl ihren Göttern ein so dickes Fell zu, wie sie selbst hatten.

So trennten sich denn die Volksreligion und das Denken voneinander, und je mehr sich dieses in den kleinen Kreisen der Philosophen von dem Treiben der Massen abwandte, desto roher und geistloser mußte jene werden. Die Geistlosigkeit verkörperte sich unter anderm in der Gestalt der Tyche, deren Kult überhand nahm. Nicht mehr von erhabnen Mächten wie Zeus und den Moiren dachte man sich das Menschenschicksal abhängig, sondern von einer launischen Glücksgöttin, die sich nicht wesentlich vom blinden Zufall unterschied. Indem sich dann jede Stadt ihre eigne Tyche beilegte, in deren Kolossalstatue sie sich selbst, ihren eigentümlichen Genius verherrlichte, wurde

Digitized by Google

der Tychekultus mehr und mehr zur eiteln Selbstanbetung. Die eleusinischen Mysterien dürften zuletzt die einzige Gelegenheit gewesen sein, bei der sich die Gelehrten und das Volk im Anschauen von Symbolen, die auf ein besseres Jenseits hinwiesen, eins zu fühlen vermochten. — Die griechische Religion, dürfen wir rückblickend sagen, entstand durch Absonderung aus der arischen Naturreligion und erfaßte frühzeitig das geistige, vernünftige und sittliche Wesen der Gottheit. Zur vollkommnen Gottesidee durchzudringen wurde sie gehindert durch die Erinnerung an ihren naturalistischen Ursprung und durch die allzuweit durchgeführte Vermenschlichung und Individualisierung der Gottheiten. Das edle und reiche Gemüt der Hellenen, das alle Blüten echten höhern Menschentums erzeugte, schmückte damit auch ihre Gottheit und legte bei fortschreitender Denkarbeit in deren Wesen und Walten alles, was der christliche Katechismus hineinlegt, aber da es keine religiöse Autorität und keinen von einer solchen abgefaßten Lehrkanon gab, so blieben die schönsten und tiefsten Gedanken der Denker und Dichter Meinungen einzelner, während die Volksreligion verwilderte und vielfach in einen sinnlosen Aberglauben ausartete, der trotz geschmackloser Häufung von Göttergestalten, Weihungen und Sühnezeremonien nicht zu gewähren vermochte, was man suchte: das Gefühl der Entsündigung und Erhebung über die Widerwärtigkeiten des Erdenlebens durch den zuversichtlichen Glauben an eine vernünftige Weltregierung und an die Lösung der Erdenwirren im Jenseits. Es fragte sich nun, ob der griechische Geist imstande sein werde, aus sich allein eine verbesserte Religion zu erzeugen, in der sich das Volk und die Denker aufs neue hätten zusammenfinden können.

## Briefe eines Zurückgekehrten

8

Heute hörte ich in der Universitätskirche zu X einen berühmten Pfarrer und Professor über den Bergpredigtspruch predigen: Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Es war die Rede von der Macht, die die Sanftmut übt, und es wurden natürlich die nächstliegenden Beispiele angezogen, die weltüberwindende Macht des Christentums und die Macht des Weibes. Ich dachte mir, daß in unsrer weltpolitischen Zeit auch noch andre Anwendungen hätten gemacht werden können. Daß kein Volk auf die Dauer mit Gewalt allein andre Völker beherrschen kann, daß es unsern deutschen Methoden, andre Völker zu beherrschen, vielfach an der ruhigen Sanftmut gebricht, die nicht der Ausdruck der Schwäche, sondern der größten Sicherheit des Willens und der vollsten Selbstbeherrschung ist, das wären sehr zeitgemäße

Digitized by Google

Auslegungen gewesen gerade bei dieser Zuhörerschaft, in deren Studentenreihen so mancher zukünftige Beamte, vielleicht auch ein künftiger Kolonialstaatsmann saß. Wir besitzen nur das, was uns nicht besitzt. Nur die Eigenschaften befähigen uns, ein klar erkanntes Ziel auf dem kürzesten Wege zu erreichen, die wir sicher in den Zügeln haben. Beim Vergleich der germanischen Völkerzweige erschienen mir immer die Deutschen und die Holländer durch die Verbindung von Phlegma und Erregbarkeit ausgezeichnet. Am Tropenkoller laborieren sie beide mehr als andre. Ich teile nicht die naive Ansicht eines amerikanischen Professors, der in dem systematischen Betrieb der Leibesübungen den einzigen Grund sieht, warum sich die Anglokelten besser in der Hand hätten. Er sagt: Das tägliche Messen der Kräfte birgt die Gefahr der rohesten Prügelei, wenn nicht feste Regeln eingehalten werden; ich kann mich nicht der Gefahr aussetzen, daß mein Gegner beim Fußball Hand an mich legt, wenn ich nicht ganz genau weiß, daß er gewisse Grenzen nicht überschreiten wird. Insofern jedoch die Spiele, in denen Entschlossenheit und Kraft den Ausschlag geben, auf die Selbstzucht heilsam zurückwirken, ist auch in dieser Ansicht ein Körnchen Wahrheit.

Aber die ganze Wahrheit liegt doch wo anders. Daß der Einzelne sich der Gesamtheit schuldet, diese Erkenntnis muß uns ganz durchdringen. Wir haben sie noch viel nötiger als andre Völker, denn wir sind durch unsre geographische Lage und durch die keilartige Einzwängung unsers Volkstums zwischen Slawen und Romanen, endlich durch die Unmöglichkeit, verpaßte Gelegenheiten zu überseeischen Verjüngungskolonien noch einmal zu finden, gezwungen, Kräfte für die elementaren Fragen von Sein oder Nichtsein aufzuwenden, die andre sparen können. Ja wenn es uns gelingt, uns noch Jahrhunderte gesund zu erhalten, während andre dem Greisentum unrettbar entgegensiechen, können sich auch die äußern Daseinsbedingungen noch einmal günstiger gestalten. Aber einstweilen kommt es doch vor allem darauf an, daß wir uns die eigentümliche Lage des Deutschen Reichs und Volkstums vollständig klar machen und uns und die, die uns nachfolgen, dafür erziehn. In überseeischen Ländern wird sich voraussichtlich kein Gebiet den Deutschen erschließen, wo sie durch Ackerbaukolonisation ein geschlossenes Deutschland aufbauen könnten. Ich sage ein geschlossenes, gerade weil ich für Millionen Deutsche die Hoffnung hege, daß sie z. B. im gemäßigten Südamerika, und zwar noch viel weiter südlich, als sie jetzt in Argentinien und Chile leben, und auf den kühlen Hochländern des tropischen Amerika in zerstreuten Gruppen Gedeihen finden werden. Die besten Gelegenheiten sind vor Jahrhunderten verloren worden, und kein noch so scharfes Schwert nimmt den Anglokelten Nordamerika und den Russen Nordasien ab. Die Vereinigten Staaten von Amerika und das Reich des weißen Zaren können zu Grunde gehn, die Amerikaner und die Russen wachsen fort wie das Gras ihrer Steppen. In Südamerika können noch viele Millionen Deutsche Raum finden, in Australien einige Millionen, in Südafrika einige Hunderttausende. Aber alle diese nur neben und zwischen andern Völkern, deren Auswandrerströme neben und zwischen den Deutschen und neuerdings sie an Zahl weit über-

Digitized by Google

treffend denselben Zielen zufluten. Darauf kommt es nun also an, daß die Deutschen im gedrängten Wettbewerb mit andern Völkern ihr Gedeihen finden, wobei sich unfehlbar Unterschiede an Kraft des Schaffens und sogar des einfachen Beharrens herausstellen werden, die mit der Zeit aus dem Völkerdurcheinander ein Völkerübereinander machen müssen. Vielleicht ist die größte Frage auf diesem Gebiet die der Zukunft des romanischen Amerikas. Wird es dem immer mächtiger anschwellenden Strom italienischer Auswandrer gelingen, in Südbrasilien und den La Plataländern die dort vorhandene, noch dünne romanische Bevölkerung zu erneuern? Wenn, wie wir glauben, nicht, so sorge Deutschland beizeiten, sich dort eine solche Summe von festgewurzelten Interessen zu schaffen, daß der unverschämte Anspruch Nordamerikas, auch südlich vom Golf von Mexiko zu herrschen, ohne weiteres zerschellt. Das kann freilich nur die Tüchtigkeit der Deutschen als geschlossene Volkspersönlichkeit vom Gesandten bis zum deutschen Rinderhirten im Gauchogewand schaffen; aber nicht bloß die Tüchtigkeit der Herz- und Armmuskeln, sondern auch die liebenswerten Eigenschaften eines Nationalcharakters, die verhindern, daß die Achtung des Schwächern in Furcht und Haß ausarte.

In Europa liegt die Zukunft Deutschlands in der Erhaltung seiner Machtstellung und in der Festhaltung aller Volksgenossen: zwei Aufgaben, die man immer mehr als auf einer Linie stehend anerkennen wird; hier muß uns die Verletzung unsrer Volksgrenze so empfindlich sein wie die kleinste Beschädigung unsrer Staatsgrenzen. Ferner liegt es aber Deutschland vermöge seiner geographischen Stellung ob, seine volle Kraft an den Zusammenschluß der mitteleuropäischen Mächte zwischen den Weltmächten England, Rußland und Nordamerika zu setzen. Und diese Aufgabe ist die wichtigste und vielleicht nicht die schwerste von den dreien. Das sind Aufgaben, die so verschiedne, fast widerstrebende Kräfte zur Arbeit rufen, daß man mit den alten Regeln, die aus der unendlich viel einfachern Geschichte der ältern Mächte Europas oder der Kolonialgeschichte Hollands oder Englands oder gar der römischen, auf die man uns auch noch hinweisen möchte, bei uns nicht auskommt. Unser Fall liegt viel verwickelter als alle frühern, denn von der gemeineuropäischen Krankheit der Völkerzerklüftung und Völkerverfeindung ist Mitteleuropa am schwersten heimgesucht, und während wir für die Welt draußen freien, weiten Blick und große Auffassungen nötig haben, will uns der Hader der Nationalitäten, der Konfessionen und der wirtschaftlichen Interessengruppen kleine Geister und enge Herzen anerziehn, wozu die liebe Presse, die von der Dummheit und den schlechten Neigungen ihrer Leser viel bequemer und einträglicher lebt als von den guten, aus besten Kräften beiträgt.

Aus klein wird kleinlich. So geht es in der Sprache, und so geht es in der Sache. Kleine Verhältnisse machen kleine Leute. Es gehört ein Geist von einer gebirgsquellhaften Tiefe und Frische dazu, auf der Schusterbank Welträtsel zu lösen, wie Jakob Böhme. Wie mußte Bismarck wachsen, um mit fünfzig eine deutsche und mit siebzig Jahren eine Kolonialpolitik zu machen, die beide er mit dreißig und vierzig noch gar nicht hätte begreifen können! So

Digitized by Google

ist denn auch in den gesamteuropäischen Dingen die Saat weitausgestreut, aus der kleine Gemüter aufwachsen, und sie streut sich wie Unkraut mit beschwingten Samen immer neu aus.

Wir haben es in Amerika drüben allerdings sehr leicht, die deutsche Nationalitätenpolitik engherzig zu nennen, wenn wir sie mit dem Weitoffenstehn aller Thore des großen Landes vergleichen, durch die Einwandrer jeder Rasse, Sprache und jedes Glaubens frei einziehn, ausgenommen die Chinesen und die Japaner, ausgenommen ferner die armen Teufel, die gar nichts haben, und die Räudigen und sonst Unheilbaren. Stelle ich mich aber in die Mitte dieses meines alten Landes und sehe die 220000 Franzosen in Elsaß-Lothringen, hinter denen zweihundertmal so viel Franzosen in Westeuropa wohnen, so erwäge ich, wie nötig für Deutschland in Ermanglung andrer, natürlicher Grenzen ersten Ranges die feste und sichere Hinstellung seines Volkstums in diesem Meer von Völkern ist, das von allen Seiten anschwillt; da begreife ich dann recht gut, daß man thut, was möglich ist, aus diesen Franzosen Deutsche zu machen. Die deutsche Politik in Nordschleswig findet noch weniger Beifall als die reichsländische. Es mag sein, daß sie noch öfter zu kleinlichen Mitteln greift, die niemand billigen mag. Aber diese 139000 Dänen sind in ihrer Weise geradeso unbequem wie die Franzosen. In gewissem Sinne sind diese 360000 Menschen im Westen und Norden eine größere politische Gefahr als die zehnmal zahlreichern Polen, denn sie stützen sich auf Staatswesen ihres eignen Volkstums, denen sie auch politisch früher angehört haben, und zu denen sie noch immer ihre Sympathien hinüberziehn. Man soll zwar diese Gefahr nicht übertreiben, da ja die Masse jedes Volkes glücklicherweise mit den Sorgen und Freuden ihres Lebens viel zu sehr beschäftigt ist, als daß sie die Vertiefung und die Leidenschaft an die nationale Frage hinzubringen vermöchte, von denen wir manche Angehörigen der höhern Klassen beseelt finden. Aber jedenfalls ist die allmähliche Gewinnung dieser teils sich widerwillig, teils sehr passiv stellenden Nordschleswiger und Elsaß-Lothringer eine wichtige Aufgabe, die nicht bloß unsern Politikern und Beamten, sondern insofern jedem Einzelnen von uns gestellt ist, als die am sichersten zum Siege führende Waffe die Überlegenheit in Kultur und Sitte ist, die sich unwillkürlich die Anerkennung ihrer Überlegenheit erzwingt. Und das ist eben der Punkt, wo diese Nationalitätenfragen, die neben andern klein zu sein scheinen, mit den großen Fragen zusammenhängen, die die Zukunft eines Volks überhaupt betreffen.

Seitdem die Vertretung von Pennsylvanien noch vor der Unabhängigkeit beschloß, es seien ihre Verhandlungen nur in einer Sprache zu führen, und dazu die der englischen Minderheit erkor, ist im „Lande der Freiheit" daran festgehalten worden, die Ökonomie der Zeit und der geistigen Arbeit verlange, daß in einer politischen Gemeinschaft, wie verschiedensprachige Gruppen sie auch zusammensetzen mögen, eine Sprache das gemeinsame Mittel der Verständigung und des Verständnisses, des tiefern Sichverstehns, Sichkennenlernens sei. Das wird als Forderung des Staates und wie etwas Selbstverständliches hingenommen. Andres erfordern die Bedürfnisse des täglichen Lebens, andres die

Digitized by Google

höhergestimmte humanitäre und politische und wissenschaftliche Meinungsäußerung. Man greift zur Muttersprache, die schon im Namen an die familienhafte Geschlossenheit des Stammes erinnert, der seiner Natur nach unter dem Staat steht, um an das Mitleid aller für unglückliche Volksverwandte zu appellieren, die allerdings vielleicht kein Wort in dieser Sprache schreiben können, man bespricht in ihr die Interessen der Schule und der Kirche, die über die engen Grenzen der Völkerbruchstücke hinaus bis an die der Menschheit reichen, und verständigt sich in ihr vor allem über das, was die Ausgewanderten mit der Heimat noch zusammenhält. In dieser Weise haben nicht bloß die Deutschen, sondern innerhalb dieser wieder sogar die Luxemburger ihre besondre Litteratur und Presse in Amerika gepflegt, und so neben den Iren die Gälen und die Waliser und unzählige andre. Sogar unter den Anglokelten haben politisches Bewußtsein Bruchteile dieser Familien ausgebildet, die sich in der fernen Inselheimat nicht als Volkspersönlichkeiten fühlten. In dieser Weise bildeten sich die fest zusammenhaltenden Nachkommen der schottisch-protestantischen Einwandrer in Nordostirland, kurzweg Irish Scotchmen, Irische Schotten, genannt, zu einem ebenso thätigen wie selbstbewußten Völkchen mit einer ganz respektabeln Litteratur aus, über die man sich in des liebenswürdigen Whittier Prose Works unterrichten kann. Niemand kümmert sich politisch um all das, da von allen die Voraussetzung stillschweigend anerkannt wird, dem Staat werde gegeben werden, was er braucht, und der Verkehr werde sich das seine ebenfalls zu schaffen wissen.

Hoffentlich kommt man in ähnlicher Weise auch in Deutschland und Österreich-Ungarn dazu, die Staatsnotwendigkeit scharf gegen das Lebensbedürfnis der untergeordneten Glieder, der Stämme abzugrenzen.

Die wichtigsten Fragen alle ziehn in Deutschland langsam nach Osten hin. Dort liegt die größte Gefahr, der Zug des Ostens nach Westen, der nur über Deutschland weggehn kann; und auch die größte Zukunft. Leider stehn wir auch hier im Bann einer Geschichte, die uns in den polnischen Angelegenheiten eine Politik aufnötigt, die wir offenbar nicht gewählt haben würden, wenn wir überhaupt hätten wählen können. Dem großen eurasischen Slawentum, das vom Dnjepr bis zum Stillen Ozean reicht, ein westeuropäisches entgegenzustellen, das stark genug war, um die Verwirklichung des allslawischen Gedankens zu hindern, lag im Interesse Mitteleuropas. Es ist die Politik, die Österreich-Ungarn unter manchen Schwankungen und Fehlgriffen befolgt, und zu der wir uns gemeinsam mit ihm auf der Balkanhalbinsel bekennen, soweit wir es für nötig halten, dort Stellung zu nehmen. Vor allem diente ja bekanntlich auch die Einpflanzung einer deutschen Dynastie in Rumänien diesem Gedanken mit großem Erfolge. Es ist weiter bekannt, wie im Norden schon von dem Rückfluten der Deutschen nach Osten im frühen Mittelalter an die Bedingungen für eine Einschiebung polnischer und litauischer Staaten zwischen Deutschen und Russen durch eine Ineinanderdrängung der Wohnsitze besonders der Deutschen und der Polen erschwert und durch den Zerfall des polnischen Staats unmöglich gemacht wurde. Dort grenzt nun



Digitized by Google

Deutschland politisch an Rußland, aber das deutsche Volkstum ist durch das polnische und das litauische vom russischen getrennt. Wird die großslawische Idee das Polentum für sich gewinnen? Oder werden die historischen Erinnerungen und die Gegensätze zwischen dem Christentum des Westens, das von Rom, und dem des Ostens, das von Byzanz ausging, jede Verbindung auch in Zukunft unmöglich machen? Die Deutschen schmeicheln sich, es werde so sein, und nehmen Mickiewiczs Dichterwort: „Es ist ein alter Haß im slawischen Geschlechte" für ein wahres Wort.

Ich begreife, daß sie es glauben wollen, aber mit meinen alten Augen, die an amerikanische Dimensionen gewöhnt sind, sehe ich die Unterschiede nicht so groß, und da ich so viele Völkerunterschiede sich habe verwischen sehen, kann ich nicht so fest gerade an die Dauer dieser glauben. Wenn man die hinreißende Macht gesehen hat, womit räumlich große politische Gedanken auf die Gemüter der Menschen wirken, legt man größere Maßstäbe auch an die europäischen Verhältnisse. Wie in Amerika zuerst der Staat von Meer zu Meer, dann der Grundsatz „Amerika den Amerikanern," endlich der Gedanke einer großen pazifischen Politik, den man in Europa noch immer nicht recht erfaßt hat, schwungradgleich die politischen Auffassungen in Bewegung und im Wachsen erhalten hat, ist im höchsten Grade lehrreich. Es ist ja möglich, daß kleinere Differenzen, wie die alten zwischen Nord und Süd, oder die neuern zwischen den atlantischen und den Mississippistaaten, darüber nur eingeschlummert sind. Aber jedenfalls schlummern sie einstweilen sehr tief. Wenn ich nun sehe, wie den großen politischen Gedanken die großen wirtschaftlichen Entwürfe folgen und auch nicht etwa bloß Entwürfe bleiben, so muß ich jenen eine schöpferische Kraft zuerkennen, die durch gewaltige Werke wie die Pazifikbahnen oder den Interozeanischen Kanal oder die Kanäle im Seengebiet vereinigend wirken. Ich meine, in Amerika gelernt zu haben und diese Lehre auf Europa anwenden zu dürfen: die Kunst der Politik besteht zu einem sehr großen Teil darin, die politischen Konflikte aus engen Räumen, wo sie sich wie Geschwüre einfressen, herauszuführen. Darin liegt das Heil, das die Erweiterung der Räume der Welt gebracht hat. Es ist keine Beschwörung der Übel, aber eine für lange hinaus heilsame Verteilung. Auch das gesunde Wachstum der Staaten neigt dazu, sich in bestimmten Richtungen zusammenzudrängen und in andern dafür zurückzubleiben. Beschränkten Erwägungen, fast Instinkten folgend, ging der ungelenkte Strom deutscher Auswandrung ein Jahrhundert lang nach dem Norden der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Daß er so viel Größeres für das ganze Deutschtum in Osteuropa, Vorderasien, Südafrika und Südamerika leisten konnte, sah damals kein einziger „Staatsmann" ein, d. h. keiner erkannte die Aufgabe, die von Rechts wegen die größte hätte sein müssen. Einstweilen sehe ich nur einige wenige fortgeschrittne Geister in ganz Mitteleuropa an der Arbeit, ihre Volksgenossen zu lehren, Völker- und Staatengrenzen zu Gunsten eines größern Zukunftsgebilds weniger zu betonen, als das, was Völker und Staat einigt. Auffallenderweise verschließen sich diesem Streben am allermeisten die, die inner- und außerhalb Deutschlands einen hervorragend unpolitischen

Digitized by Google

Götzendienst mit dem Namen Bismarck treiben. Als ob nicht gerade Bismarck, zu Zeiten bewußt, zu Zeiten instinktiv, in der Herausbildung des Reichs aus dem Zollverein, in der Tripelallianz und in der Kolonialpolitik dem gesunden Trieb: Heraus aus der Enge! so mächtig gedient hätte. Auf die Gefahr hin, daß man mir die Eigenschaft eines Realpolitikers abspricht, muß ich erklären, daß ich den zehnten Teil der Worte und der Tinte, die in der sentimentalen Burenbegeisterung verschwendet worden sind, auf den mitteleuropäischen Zollverein verwandt als eine ungemein glückliche nationale Anlage betrachten würde. Für mich giebt es überhaupt in der europäischen Politik westlich von der Weichsel keine größere Frage als eben diese des Zusammenschlusses der Völker und der Staaten, die zum Teil seit Jahrtausenden nur Gegensätze unter sich anerkannt haben, zu einem Bunde, der zunächst ihre wirtschaftlichen Interessen gegen die Riesen im Osten und Westen kräftig vertritt. Welcher Macht Europas ist aber diese Frage näher gelegt, als dem im Herzen des Erdteils liegenden Deutschland? Ich wage zu behaupten, daß seine eigne Zukunft noch mehr als die von Mittel- und Westeuropa von der Stellung abhängt, die es dazu einnimmt.

## Blau und Weiß

Diesesmal bedeutet „Blau und Weiß“ nicht die bayrischen Landesfarben, sondern die Uniform eines stolzen sächsischen Kavallerieregiments, der Dresdner Gardereiter, von denen zwei Schwadronen bis in die sechziger Jahre hinein in Pirna lagen; dort und in Dresden, wohin dann diese zwei Schwadronen verlegt wurden, spielt eine soeben bei Fr. Wilh. Grunow erschienene zweibändige Erzählung von Georg Stellanus, dem Verfasser des früher in demselben Verlage herausgekommnen prächtigen Buches „Weihnachten auf Wildegg.“ Damals haben wir in den Grenzboten auf die vollendete Kunst dieser ganz einzigen Erzählung aufmerksam gemacht, die historisch wirkende Stilhöhe in der Führung der Haupthandlung, die verschwenderische Fülle der aus den verschiedensten Lebensgebieten gegriffnen Einzelschilderungen, die Sicherheit einer glänzenden, mit neuen Wendungen überraschenden Diktion, die gleichsam spielend das Äußerste wagt und dabei immer völlig korrekt bleibt. Eine solche Vereinigung so vieler Vorzüge in einem Buche, das unter Dutzenden von (äußerlich!) seinesgleichen den Weg in die Öffentlichkeit macht, setzt nicht nur die Bildung langer Jahre voraus, sondern vor allem auch eine Kenntnis der Welt, eine Übersicht bis zu ihren Höhen und ragenden Gipfeln, von denen die meisten nur nach Hörensagen erzählen, weil man nur von einer bevorzugten Lebensstellung aus nahe an sie hinantreten kann, und was sich nun aus alledem Besondres für ein solches Buch ergiebt, auch dieses wirkliche (nicht bloß sogenannte) Vornehme,

Digitized by Google

nicht nur der einzelnen Personenrollen, sondern auch der Haltung im ganzen, das zu unterscheiden und nach Gebühr zu schätzen fordert ja wohl im allgemeinen etwas mehr Muße und ruhiges Nachdenken, als sich die meisten Leser in unsrer elektrotechnischen Zeit zu gönnen vermögen. Freilich auch ein gewisses Maß von gutem Geschmack, das z. B. von einem zu verlangen unbillig wäre, der sich an Maikäferkomödien ergötzen kann oder gar selber solche „dichtet." Wer dieser Blumen eine brach, begehre die andre nicht. Wir glauben, daß Georg Stellanus in diesem Punkte unsre Ansicht teilen wird, und wir meinen ein wenig in seiner Seele gelesen zu haben, als wir eine Stelle seines neusten Buches „aktuell" zu verstehn suchten. Er liebt es vielfach, in der Weise Jean Pauls oder auch Wilhelm Raabes, Betrachtungen des Erzählers in den epischen Bericht einzustreun, und einmal meinen wir auch so etwas von einer Abrechnung mit Andersdenkenden, anders Urteilenden (die man auch wohl Rezensenten nennt) herauszuhören, was uns so gelungen und so fein gedacht vorkommt, daß wir es verkürzt hierher setzen müssen.

Ist es dem Leser aufgefallen, daß wir uns gar zu gern ein wenig verweilen, wenn wir mit angenehmen Menschen zusammen sind? Nicht wahr, ja? Eine Schwäche ist das freilich, aber keine Sünde, und manchmal werden wir breitspurig, weil wir denken, daß sich der Leser, durch geniale Schriftsteller verführt, von irgend einer Sache einen falschen Begriff machen könnte; dann kann der Leser entscheiden zwischen den Genialen, die sich Menschen und Verhältnisse zurechtdrechseln, wie sie sie brauchen, und uns, die wir uns bescheiden mit der Wiedergabe dessen begnügen, was wir wirklich gesehen haben. Unser kleiner, hier geschilderter Kreis sieht dem Bilde, das die Genialen von derlei für ihre Leser zu entwerfen pflegen, nicht gerade sehr ähnlich; es fehlt alles Ungeheuerliche, was uns in den Büchern jener bestrickt, und es finden sich nur Leute, die, ohne es zu wollen, Virtuosen auf einem Instrument geworden sind, das die Genialen mitunter nicht aus nächster Nähe kennen, dem Instrument der als Selbstzweck gepflegten, den Lebenslauf eines Individuums ausmachenden Geselligkeit. Es ist nicht unsre Absicht, das Ding aus allen Tonarten zu prüfen, denn der Rat des Knaben mit der schönen lichten Gabe: Tages Arbeit, abends Gäste! gefällt auch uns besser, wir wollen nichts weiter, als ein richtiges Bild geben, damit der Leser sieht, warum die Leute in diesem Gesellschaftskreise so einfach und durchsichtig waren und nicht so kompliziert, absurd und verzwickt, wie sie uns bisweilen von den Genialen, aber zum Beispiel nicht von Balzac geschildert werden. Die Virtuosität der Leute, die in Geselligkeit machen, besteht in einer durch lange Gewöhnung erreichten erstaunlichen Sicherheit, in einem feinen Auge für die Schattierungen dessen, was man zu leisten hat und was man beanspruchen kann, in einem zum Instinkt gewordnen Takt, der sie lehrt, unter allen Umständen dem Schicklichen vor dem Grotesken, egoistisch Genialen, dem Durchschnittsmenschen vor dem Übermenschen den Vorzug zu geben. Dazu kommt in den meisten Fällen neben feinen, anmutigen Formen eine besondre Fertigkeit und Ausdauer in Besprechung des Alltäglichen; man glaubt immer etwas Wichtiges zu hören, was doch bei

Digitized by Google

späterm Nachdenken so klein und spärlich erscheint, daß man nicht begreift, wie es so zuversichtlich hat ausgeboten werden können. Der erste Eindruck, den das vollendete Zusammenspiel einer Anzahl ihre Rollen meisterhaft beherrschender Künstler und Künstlerinnen auf jeden machen muß, der nicht von Vorurteil, Klassenhaß oder verletzter Eitelkeit geblendet wird, ist der einer wohlthuenden Einfachheit und Natürlichkeit, eines mühelosen Bestrebens, sich und andern das Leben so angenehm wie möglich zu machen durch Rücksichten und billiges Abwägen aller Verhältnisse. Es geht alles so glatt, Szenen macht und Sottisen sagt man sich nicht, weil es nicht Sitte ist; wenn man lügt, so geschieht es, um die Fiktion eines ewig heitern Himmels aufrecht zu erhalten; für Leute mit einem anspruchsvollen Ich und überschwänglichem Ideenreichtum ist dieses fein abgewogne Leben nichts. Es werden den Leuten Dinge zur andern Natur, die der Außenstehende für Ziererei halten kann. Widersprechen können sie ebensowenig, wie wir auf die Diele spucken könnten, und für das, was man nicht sagen darf, weil es eine ihnen nur ganz allgemein als X vorschwebende Person verletzen könnte, haben sie einen nach allen Richtungen hin ausgebildeten sechsten Sinn. Wir sprechen hier übrigens, bemerkt Stellanus zu den Personen seiner Erzählung, selbstverständlich nur von den Leuten, die 1866 in diesem Hause beisammen waren. Seitdem sind Maß und Gewicht völlig verändert, wir sind anglisiert, amerikanisiert, und einer, der zum Diner die Treppe heraufkommt und eben mit seinem Automobil die Fußgänger dezimiert hat, wird es auch in der Unterhaltung mit den Rechten seines Nachbars nicht sehr genau nehmen. Den Fortschritt, er mag aussehen, wie er will, zu beklagen, ist nicht weise, vorwärts blicken ist die Parole, aber das schließt das rein historische Behagen am Vergangnen nicht aus.

Dieser zweite Band von Weiß und Blau, der das Leben hoher und höchster Kreise seit der Verlegung der zwei Schwadronen in die Residenzstadt behandelt, mit erkennbarer Beziehung auf Dresden, aber so, daß nicht mit Fingern gezeigt wird, sondern alles Äußerliche leicht verändert worden ist, bringt uns innerhalb einer wahrhaft souveränen Schilderung, die in jede Einzelheit eindringt, auch die Entwicklung des eigentlichen Romans, zu dem der erste Band nur das Vorspiel giebt. In Pirna, wo die schweren Reiter noch in Bürgerquartieren liegen, fühlen wir uns wie auf dem Lande und sind unter dem Volk. Die handelnden Personen sind einige Offiziersburschen mit ihren Verwandten und Verhältnissen, dann einige Personen höhern Standes, ein junges Offiziersehepaar und ein Referendar, ein reiches englisches Fräulein und ein noch reicherer, menschenscheuer Holländer, beide mit einer geheimnisvollen Vergangenheit, die sämtlich später mit in die Residenz hinüberziehn und dann in dem Roman zu spielen haben, bereiten sich zunächst noch sehr zurückhaltend auf ihre spätern Rollen vor, sodaß das Milieu des ersten Bandes wesentlich volkstümlich ist. Wir haben uns manchmal während des Lesens gefragt, welcher dieser beiden sachlich und im Ton verschieden gestimmten Bände vorzuziehn sei, und darauf vom Standpunkte dessen, der die Kunst der Beschreibung auf ihre Wirkung ansieht, keine Antwort finden können, denn der Ver-

Digitized by Google

faſſer iſt in beiden Bereichen zu Hauſe, und er zeichnet dort und hier gleich ſcharf, lebendig und farbig. Auf dem niedern Gebiete, wo die „Dragonder“ und ihre Schätze und deren Behüterinnen handelnd auftreten, oder die Ackerbauer, die ihre Kinder in dem Landſtädtchen beſuchen, könnte er manchen Konkurrenten haben, auf jenem höhern kaum einen, denn die, die es ihm da in der Kenntnis gleichthun könnten, machen ſich als Schriftſteller mit den äußern Nichtigkeiten des Lebens zu ſchaffen, während er, wo er dieſe Äußerlichkeiten behandelt, ſie uns ſubſtantiell vorführt und mit einem Realismus, als hätte er ſelbſt dieſe Feſte mit geleitet, die Quadrillen koſtümiert, die lebenden Bilder geſtellt, dem Empfange der allerhöchſten Herrſchaften in den Palaſträumen ihrer Vaſallen ſelbſt mit beigewohnt. Was ein gutdreſſierter Offiziersburſche vermag, wie es in einem einfachen Haushalte hergeht, was die Toilette der Frauen nach den verſchiednen Gelegenheiten erfordert, wie ſich in den Zimmereinrichtungen der Charakter ihrer Bewohner ſpiegelt, was die alte und die neue Zeit in dieſen und andern Dingen unterſcheidet, alles das wird bis in die kleinſten Beziehungen unſerm Nachdenken nahe gebracht; es wird dann aber doch nur als die Umwelt des Lebens, Denkens und Handelns dieſer Kreiſe geſtaltet, das die Form eines vielfach verſchlungnen modernen Geſellſchaftsromans annimmt. Es geht über unſer Vermögen, von dem glänzenden Gewebe aller dieſer hin und her geführten Fäden, der Annäherungen und Trennungen und Wiedererkennungen, der Verwicklungen und Löſungen in der Kürze, deren es hier bedürfte, unſern Leſern eine Vorſtellung zu geben. Vieles erinnert uns an die Kunſt des Schilderers von „Weihnachten auf Wildegg,“ aber dort werden wir manchmal entrückt in die Gefilde der dichtenden Romantik, während wir hier trotz den wunderſamſten Verkettungen immer den feſten Boden einer beſtimmten Wirklichkeit unter unſern Füßen fühlen. Wohlthuend berührt die hohe Lebensauffaſſung, wir haben immer mit anſtändig denkenden Menſchen zu thun, und die wenigen zweifelhaften Elemente wagen ſich nicht zu weit vor. Ein exotiſches junges Frauenzimmer läßt ſich in ein gräfliches Haus einführen, den Hauptſammelplatz der feinen Welt von Blau und Weiß, und trägt zum Akte der Vorſtellung als das Neuſte von Pariſer Lebensart ein in jeder ſeiner Phaſen meiſterhaft dargeſtelltes Hinwelken und ſofortiges Wiedererblühn bei, das die Rolle eines Knickſes vertritt; der Hausherr macht ein Geſicht, als ob er zu enge Stiefel anhätte, und ſcheint durch die Art, wie er gleich nach der Vorſtellung in eine ſteinerne Anteilloſigkeit verſinkt, andeuten zu wollen, daß er lieber nichts mit dieſem Schmetterling zu thun haben möchte. Die Hauptperſonen ſchwimmen auch keineswegs alle in Luxus und Reichtum, vielmehr haben gerade die, auf deren Führung der Verfaſſer am meiſten Nachdruck legt, ſehr mit dem Zuſchnitt enger Verhältniſſe zu rechnen, und die allgemein in dieſen Kreiſen herrſchende Anſchauung iſt die, daß die Werte des Lebens tiefer liegen. Dieſe ſind auch nicht etwa bloß bei den Vornehmen zu ſuchen, ſondern ſehr weit unten zu finden, wo nur immer die Hauptſache vorhanden iſt, das feine Gefühl oder richtiger die feine Geſinnung. Der reiche holländiſche Sonderling, dem alles rings um ſein ſorglich eingefriedigtes Beſitztum fremd iſt, kommt

Digitized by Google

allmählich mit zwei Rekruten, die auf dem kleinen Nachbargrundstück in Quartier liegen, auf einen behaglichen Fuß zu stehn, er hat mit dem richtigen Gefühl, das Leuten seiner Art eigen ist, herausgefunden, daß er in guten Händen ist, Übergriffe und Taktlosigkeiten hat er von ihnen nicht zu befürchten. Nach dieser Richtung hin völlige Sicherheit zu gewähren, ist das Monopol aller wirklich feinen Leute, sie mögen gesellig einer höhern oder niedrigern Stufe angehören. Die Unfähigkeit, über diesen wesentlichen Punkt in jedem einzelnen Falle zu einem klaren Urteil zu kommen, verleitet eine Menge Menschen zu dem doppelten Irrtum, daß sie denken, sie seien geborgen, wenn sie ihren Umgang recht hoch oben suchen, oder gefährdet, wenn sie das Gegenteil thun. Nur vorurteilsfreie Menschen mit klarem Blick wählen in solchen Lagen richtig, und ein solcher war demnach der Jonkheer, den uns der Verfasser zeichnet, trotz allen seinen Sonderbarkeiten. Und wieviel Takt und richtiges Gefühl durch das unbeholfne Gerede der Offiziersburschen und ihrer Heimatsgenossen durchsickert, das ist manchmal geradezu rührend.

Aber wir sind ja alle nicht mehr naiv genug, den Inhalt eines solchen Buches bloß als Geschichte oder Fabel in uns aufzunehmen, und wenn wir uns in diesem Falle immer wieder ein Bild machen müssen von dem Manne, der mit seinen Gedanken hinter dem Buche steht und die Fäden, die er in sicherer Hand hält, durcheinander spielen läßt, so wandelt uns etwas wie Ehrfurcht an, sollen wir sagen vor dieser zentralen Weisheit, oder vor dem weiten Umblick und dieser Fülle von Kenntnis und Erfahrung, an die kein weiteres Lob hinanreichen würde. So möchten wir nur noch sagen, daß wir zu den sichern Lesern von Blau und Weiß zunächst die zahlreichen Freunde der in den letzten Jahren so schön aufgeblühten sächsischen Volkskunde rechnen. Sie finden in dem ersten Bande des Guten so viel, daß ihr Herz lachen wird. „Es ist eine eigne Sache um die Lindenblüte. Als Thee wirkt sie kühlend, beruhigend und heilsam, als frischer Duft direkt vom Baume weg ist sie das Gefährlichste, was es geben kann. Tausendsasa Lenz, der übelbeleumundete und vielfach steckbrieflich verfolgte, der unter hundert Fällen neunundneunzigmal daran schuld ist, wenn die Mädchen nicht an die Zeit denken, bekränzt sich besonders gern mit Lindenblüte.“ Und nun folgt ein abendlicher Wandel in bunter Reihe durch die Baumalleen von Pirna unter den Klängen eines zur Ziehharmonika gesungnen volkstümlichen Liedes von dem poetischen Werte der einigen unsrer Leser vielleicht bekannten Nationalhymne von Großenhain, dessen ganzen Zauber man nur empfinden konnte, sagt der Verfasser, wenn es die dritte Schwadron sang mit ihrer unnachahmlich gläubigen und genußreichen Versenkung. „Mancher wird sich mit Wehmut der Zeiten erinnern, als er noch halb träumend einstimmte, wenn die Kolonne im weichen Sande geräuschlos dahinschackerte, und die Kameraden sangen: Ach, ihr Herz war wund und selig usw.“ Wir denken uns also ferner das reizend gebundne Buch auf den Weihnachtstischen der einstigen und jetzigen Gardereiteroffiziere und endlich mit Rücksicht auf den Inhalt des zweiten Bandes, als eine Art höherer Volkskunde, in den Händen aller derer, die für diese geistvoll gezeichneten Bilder aus dem

Digitized by Google

Leben der Dresdner Gesellschaft von ehemals Sinn und Geschmack haben. Unsern Maikäferfreunden aber gönnen wir außer ihren eignen Insipiditäten auch noch die mancherlei andern, mit denen die Moderne den heurigen Weihnachtsmarkt zu beschicken angefangen hat.

# Im Kampf ums Leben

Erzählung von Johann Skjoldborg

(Fortsetzung)

Der Winter ist ein gieriger Mann. Er verschlingt nicht allein das blühende Leben des Sommers, er verzehrt auch den Sommerverdienst der armen Leute. Darum müssen sie, die allein von ihrer Hände Arbeit leben, in jedem Frühjahr auf demselben Punkte wieder anfangen, bis die Ermattung kommt, die so viele leichtsinnig und gleichgiltig macht.

Für die, die auf den fetten Landstrichen wohnen, wo sich die wohlgebauten Höfe hinter einem Wall von hohen Heuschobern und Kornhaufen verbergen, und wo gutgenährtes Vieh in den mit Stroh gestreuten Ständen wiederkäut, für die kann der Winter eine angenehme Abwechslung sein. Sie können in ihrer warmen Ofenecke sitzen und aus silberbeschlagnen Pfeifen rauchen, die sie vom Großvater geerbt haben, und sie können des Nachts tief in die Federbetten sinken, deren Überzüge auf dem Webstuhl ihrer Mutter gewoben worden sind. Aber für die Ansiedlersleute draußen auf der Heide und dem Dünensand ist der Winter ein unwillkommner Gast. Sie haben nicht von den Eltern gekommne Wohlhabenheit, nicht volle Fleischfässer und keinen festgegründeten Kredit, auf den sie sich stützen könnten. Und der Winter hemmt alle Wirksamkeit, die sie doch zu ihrem Ziele bringen sollte; er jagt die Männer ins Haus und zwingt sie zu einem Stillleben in ihren vier Wänden.

Sören Brander kam immer noch leichter durch den Winter als die andern Dünenbewohner, denn das Korbflechten, wozu der Vater vor seinem Tode noch den Anstoß gegeben hatte, war nun zu einem Erwerbszweig geworden, der das ruhige Leben der Winterzeit mit Emsigkeit erfüllte und allmählich Geld in den Beutel schaffte. Als die Tage kamen, wo der Frost alle Arbeit im Freien unmöglich machte, und der Schnee überall die Erde zudeckte, erhob sich Sören, lange ehe es Tag wurde, von seinem Lager und schwang beim Schein einer Laterne den Dreschflegel. Bei Tage ging er dann hinaus auf die Heidehügel, wo das zarte Grün des Wacholderstrauchs aus dem Schnee hervorsah. Er schüttelte die Zweige, daß der Schnee herunterrieselte, dann fühlte er den verkrümmten Verzweigungen nach, schnitt mit seinem Hakenmesser ab oder riß Busch um Busch mit der Wurzel aus, sodaß seine Hände zuletzt ganz aufgerissen waren, band das Gewonnene in Bündel, die dann die Ochsen auf dem Schlitten heimfuhren. Von dem Tage an, wo das Korbflechten seinen Anfang nahm, bis der Frühling einzog, duftete das ganze Haus nach Wacholder. Und dieser Wacholderduft hielt bei den Eheleuten die Erinnerung an den alten Brander wach, und Sören wie Ane dachten, daß das doch eine recht gesegnete Stunde gewesen sei, wo sie ihn zu sich ins Haus genommen hatten.

Aber der Sommer! Nein, da braucht das arme Volk keine Feuerung, und die Kinder brauchen keine warmen Kleider, und wer kein Haus hat, findet leicht

Digitized by Google

ein Obdach. Der Sommer ist froh und gut! Der Sommer gehört den Kindern und den Armen. Und der Sommer ist die Zeit der langen Arbeitstage.

In den hellen Sommernächten schloß die Sonne die Augen nur zu einem ganz kurzen Schlummer, und der Dünenbewohner war ebenso wach wie die Sonne. Wenn die großen Sandflächen gepflügt und durchgehackt werden sollten, dann mußte er die Muskeln tüchtig anspannen und sich den lieben langen Tag fest ins Zeug legen. Zu dieser Zeit lebte er unter freiem Himmel, und das Haus war nur ein Zufluchtsort zum Schlafen und zum Essen.

Weithin auf dem nackten, flachen Lande, wo die weißgetünchten Häuser im Sonnenlicht glänzten, gab es nicht einen einzigen schattenspendenden Baum, außer bei Sören Branders Hütte. Dort aber ragten an der Feldscheide hin mehrere Reihen Bäume über die Umgebung. Allerdings waren viele davon mit Moos überzogen oder verdorrt; aber doch standen sie da als das Zeichen einer zähen vorwärtsdringenden Willenskraft. Das waren die ersten Truppen, die ins Feld rückten, um den unfruchtbaren Boden zu erobern. In der Nähe des Hauses lag eine Gruppe niederer Sandbänke, Flugsand, den der Westwind in vielen Jahren aufgehäuft hatte. Allmählich hatten sich diese Sandhaufen mit einer grünen Pflanzendecke überzogen, in die der Sturm in der letzten Zeit an vielen Stellen Löcher gerissen hatte, und in diesen Löchern wirbelte der Sand bei starkem Wind wie in einem kochenden Kessel herum und flog über den Rand hinaus. Hier und da auf diesen Sandbänken hatte Sören versuchsweise Nadelholzbäume gepflanzt. Das waren die Plänkler, die sich vorzufühlen hatten. Ein angefangner Graben deutete darauf hin, daß hier ein größeres Stück Land eingenommen werden sollte.

Über den hohen, den Garten umgebenden Erdwall streckten Weidenbäume ihre schlanken Zweige empor, und im Garten gab es mit Thymian und Majoran bepflanzte Beete. Ein Stück vom Hause entfernt stand Ane mit aufgeschürztem Rock und arbeitete mit der Hacke, während Sören weiter draußen, hinter den Korn- und Kartoffelfeldern, nach der braunen Heide zu, mit dem Ochsengespann neuen Boden umbrach. So wie die Sonne auf ihrer Bahn vorwärts schritt, und das Wasser dem Strande zufloß, so machte sich dieses Menschenpaar die Erde unterthan, während ihnen der Schweiß über die sonnverbrannte Haut hinablief. Die harte Arbeit machte den Rücken rund und beugte die hohen Gestalten; von der beständigen Anstrengung wurden die gelenkigen Glieder steif, und Sörens Hände so hart wie Hornhaut. Hier war das Leben mit all seinem Widerstand, die Erde mit ihrem Trotz, sie aber hatten die Zähigkeit des Willens, die Gemütsruhe und die Körperkraft, die in diesen Kampf eingesetzt werden mußten.

Kein Laut einer andern menschlichen Thätigkeit drang zu ihren Ohren, keine andern Stimmen als die der Natur tönten um sie, ja nicht einmal sich selbst konnten sie zurufen, und in dieser Stille führten sie da draußen, jedes auf seinem Platze, treulich und ausdauernd mit ihrem Handwerkszeug, das ebenso blank war wie das Schwert des besten Ritters, den täglichen Kampf. Und diese Leute gewannen hier draußen, auf der Grenzscheide der Kultur, der rauhen Düne Sieg auf Sieg ab, sie entrissen ihr Stück auf Stück, das sie ihrem Gebiet hinzufügten und dem des Vaterlandes.

Wenn dann der Friede kam — der Friede des Sommerabends, so ließen sie die Waffen ruhn und machten einen Gang an der Hecke ihres Schutzzauns entlang. Draußen liefen Hasen und Rebhühner, denn in dieser friedlichen Umgebung fühlten sich die Tiere sicher; da innen aber wuchsen die Früchte ihres angestrengten Fleißes aus dem Sande. Und wenn sie so gingen, fanden sich ihre Hände, und ihre Herzen schlugen mit freudigen Schlägen, und wenn der Abendtau fiel, war es ihnen, als ob der Segen des Himmels auf ihrer Hände Werk herabträufle. Aber wenn die Dunkelheit anbrach, gingen sie hinein und schliefen den ruhigen Schlaf der Fleißigen und der Genügsamen.

* * *



Digitized by Google

Jedes Frühjahr geschieht eine kleine Auswandrung von Jungen aus dem Dünenlande nach andern Gemeinden. Sobald die Buben einen Knüppel heben und einen Strick knüpfen können, nehmen sie zum erstenmal Abschied vom Vaterhaus. Und wenn der Winterroggen eingesät und das Vieh im Stall angebunden ist, dann kommen die kleinen Auswandrer wieder heim, die Ausbeute des Sommers in klingender Münze in der Tasche. Das ist so sicher wie der Zug der Vögel.

Sören Brander hatte jetzt zwei solche kleine Burschen, deren Heimkehr ein Fest für die niedre Hütte war. Die glänzenden Augen machten es hell in der Stube, wenn die Familie wieder am heimatlichen Herd vereinigt war. Dann kam die Schulzeit. Lange vor Tag war Ane auf, um das Frühmahl im Ofen zu kochen; und Kleider gab es auch immer, die getrocknet, Strümpfe, die gestopft werden sollten, und das Vesperbrot mußte hergerichtet werden. Die Kinder mußten ja in früher Morgenstunde aufbrechen, daß sie die weit entfernt liegende Schule zu rechter Zeit erreichten. Sie kamen erst wieder zurück, wenn das Licht schon angezündet war, und deshalb waren die Eltern oft in Sorge, wenn das Wetter schlecht war.

Eines Abends verdunkelte Schneegestöber die Luft, und ein heftiger Wind blies aus Nordosten. Sören zog ein Paar lange Strümpfe über seine Hosen, band sich ein Taschentuch um die Ohren und ging hinaus auf den Weg, der nach der Schule führte. Himmel und Erde flossen in der Dunkelheit zusammen, und ringsum war kein lebendes Wesen zu sehen. Sören beschleunigte seine Schritte, spähte nach allen Seiten und beugte sich öfters auf den Boden, um jede Erscheinung besser unterscheiden zu können. Vergebens. Wieder und wieder rief er die Knaben bei ihren Namen und lauschte dann mit angehaltnem Atem auf Antwort. Aber kein andrer Laut war zu hören als das stöhnende Sausen des Windes und der leichte Tanz der Schneeflocken. Da packte ihn die Furcht wie brennendes Feuer, und der Angstschweiß perlte ihm auf der Stirn, wie er vorwärtseilte und immer wieder laut nach den Kindern rief. Aber er kannte jeden Erdhaufen in dieser Gegend, und er wollte nicht nachlassen, bis er alles abgesucht hatte, und wenn es auch die ganze lange Winternacht dauern sollte. Endlich fand er die Knaben hinter einer eingesunknen Schafhürde, wo sie Schutz gesucht hatten. Aber an diesem Abend hatte Sören mehr über das Recht und die Ansprüche der Kinder nachgedacht, als er es in all den verflossenen Jahren seines Lebens gethan hatte.

Den ganzen Winter lag hoher Schnee draußen, oder es war so unergründlicher Morast, daß kurze Beine unmöglich durchkommen konnten. Gar keine Art habe doch dieser Unterricht, dachte Sören Brander, und er grübelte oft über diese Frage beim Korbflechten.

Eines Abends, als die Kinder schlafen gegangen waren, sagte er zu seiner Frau: Ich muß immerfort an unsre Kinder denken, Ane! Wie die Tiere auf dem Felde wachsen sie auf, ohne irgend einen Anteil an menschlicher Aufklärung. — O, die kommenden Zeiten werden ihnen noch manches andre verweigern als das. — Gerade deshalb, meine ich, sollten wir sie nicht so laufen lassen. — Was könnten wir denn thun? — Wenn ichs nur wüßte! — Im Winter können sie ja nicht in die Schule gehn, und im Sommer müssen sie doch fort und etwas verdienen. — Ja freilich, gab Sören zu, und er griff nach einem neuen Wacholderzweig. — Aber sie können doch nichts dafür, daß sie armer Leute Kinder sind! — Dafür können wir auch nichts. — Nein. Wenn wir ihnen nur hier zu Hause etwas bieten könnten! — Es ist nicht so leicht, arm zu sein, Sören, weder so noch so. — Nein, aber ich meine, wenn wir ernstlich wollten ... wenn wir ... ich meine eben doch, es müßte etwas gethan werden. — Wie sollte das zugehn? — Ja, mein Schatz, das ists ja gerade, was ich nicht recht weiß, erklärte Sören, und er wanderte in der Stube auf und ab, während Ane die Kleider der Kinder, die auf Tisch und Bank herumlagen, durchsah und ordnete.

* * *

Digitized by Google

Eines Abends wanderten in der Dämmrung mehrere Männer langsam über die Dünen. Im Zwielichte konnte man nur die Umrisse der Gestalten unterscheiden. Sie kamen von verschiednen Seiten, und vor Sören Branders Haus liefen ihre Fußspuren zusammen. Sören hatte nämlich zu einer wichtigen Beratung eingeladen, wie das Sitte war, wenn es sich um eine Frage handelte, die das allgemeine Wohl betraf. Die bedächtigen Männer ließen sich in der kleinen Stube nieder, wo sie gerade Platz fanden, und bald war diese mit Tabaksrauch erfüllt, was aber die Versammlung nicht zu bedrücken schien, deren wettergebräunte, bärtige Gesichter in friedlicher Laune leuchteten, während scherzhafte Worte gewechselt wurden.

Dann räusperte Sören sich und begann: Ich habe gedacht, ob wir nicht den Gemeinderat dazu bewegen könnten, uns hier auf der Düne eine Schule zu bauen. Es giebt ja jetzt eine ganze Anzahl Kinder hier, und der Weg nach der Stadt ist gar so weit. — Niemand gab eine Antwort darauf. Die Männer dampften aus ihren Pfeifen, hoben langsam die Augenlider und schielten einander an. — Eine Schule! sagte endlich einer; dann herrschte aufs neue vollständiges Schweigen. — Wieder nach einer Weile fragte einer seinen Nachbar: Hast du ein wenig Rauchtabak bei dir, Per Christian? — Nun, ich weiß nicht, was ihr dazu sagt! begann Sören aufs neue. — Keine Antwort. Es war so still im Zimmer, daß man es hörte, wenn einer auf den Boden spuckte. — Hat keiner von euch gehört, ob Per Friedrich geständig ist? fragte endlich einer. — Nein, keiner wußte etwas darüber, aber infolge dieser Frage belebte sich das Gespräch zu allerlei Vermutungen und Bemerkungen, bis Sören den Maurer Jens fragte, was denn er über die Schulfrage denke. — Der Angeredete zog die buschigen Brauen in die Höhe und fragte quer über den Tisch hin: Was meinst denn du, Peter Kiebitz? — Ach, es hat wohl keinen Wert, wenn wir uns mit dem Ministerium und den Hochgestellten wegen solcher Dinge einlassen. — Ja, du mußt es ja wissen, sagte der Maurer und blinzelte listig dabei, du hast ja beim Prokurator gedient. — Mehrere grinsten bei diesen Worten. — Um der Sache näher zu kommen, bemerkte nun Sören, daß er meine, sie könnten hier auf der Düne ebensogut als an andern Orten eine Schule haben. — Wer soll sie denn bezahlen? fragte Niels Pind und faßte dabei den Geldbeutel in seiner Tasche. — Der Gemeinderat natürlich, wie anderwärts auch. — Darauf geht der Gemeinderat seiner Lebtage nicht ein! rief Peter Kiebitz. Ich kenne ihn! — Sollen wir es nicht lieber beim alten lassen? Es giebt ja doch bloß Widerwärtigkeiten, bemerkte Niels Pind und schob seine Pelzmütze auf das andre Ohr. — Darauf sagte der große Ais vom Breiten Sande, der dastand und seinen Kopf an den Deckenbalken drückte: Ich meine, wenn es von jeher so gewesen ist, so kann es auch so bleiben. Unsre Kinder sollen doch weder Pfarrer noch Schulmeister werden. — Jetzt sagte Sören Brander mit Wärme: Das ist auch gar nicht die Absicht, aber ich habe so bei mir gedacht: Nun vergeht ein Tag nach dem andern, und deine Buben wachsen heran, und es wird nicht mehr lange dauern, daß sie sich einen Dienst suchen müssen. Und wenn dann die Zeit kommt, wo sie etwas ausrichten sollen, um sich selbst irgendwo eine Heimstätte zu gründen, so ist das nicht leicht für so arme Burschen. Aber wenn sie außerdem, daß sie arm sind, auch noch dumm und unwissend sind, so ist es noch viel schwerer für sie ... Und ich meine, wir sind doch ihre Eltern und haben gewissermaßen eine Verantwortung für sie. — Ja, allerdings! sagte einer. — Ja, das kann ja ganz wahr sein! fügte ein andrer hinzu. — Pause. — Niels Pind lüpfte die Mütze über dem Ohr, schob ein paar Finger darunter und kratzte sich, während er sagte: Ich glaube zwar, sie kommen ebenso gut durch, ob sie nun lesen und schreiben können: darauf kommt es nicht an. Und die Steuern nehmen zu. — So, du meinst also, das sei einerlei! rief Sören. Darf ich dann vielleicht fragen, warum Niels Piesens Martin jetzt auf dem Enghof sitzt? Weil er einen guten Kopf und

Digitized by Google

Verstand hatte und mit Kubikmetern und was dazu gehört rechnen konnte. Mit seinen Straßenbauten hat er sich die Mittel verdient, ja, bei Gott! Und solche Beispiele giebt es viele. Wenn die Leute von der ganzen Gelehrsamkeit nicht einen Pfifferling verstehn, dann können sie zum Dreschflegelschwingen und Spatenstechen ja allenfalls gut sein, aber sie bleiben sicher und gewiß ihr Leben lang Mistfinken, die in das erste beste Loch fallen, und es bleibt ganz dem Zufall überlassen, was aus ihnen wird. Das ist meine Meinung! schloß er, indem er seine braunen Augen rundum über die Versammlung hingleiten ließ. — Allgemeines Schweigen. — Wie müßte denn eigentlich so etwas gemacht werden? fragte schließlich einer. — Ein paar von uns müßten natürlich die Sache in die Hand nehmen, antwortete Sören. — Nun, dann wollen wir es ihn doch versuchen lassen! sagte der Maurer Jens. — Und Jens Berg könnte mitthun, er hat ja die meisten Kinder! fügte ein andrer hinzu und zündete sich ein Streichholz an. — Ja, das ist wohl das Schlaufte! entschied Jens Bak gähnend.

Auf diese Weise also waren Sören Brander und Jens Berg zum Ausschuß in der Schulfrage erwählt worden. Es dauerte auch gar nicht lange, daß die Sache dem Gemeinderat vorgelegt wurde. Dieser verhielt sich jedoch sehr vornehm und konnte sich jedenfalls nicht näher auf die Sache einlassen, ehe eine schriftliche Eingabe von den Bewohnern vorlag. Ihr da drüben auf der Düne tragt doch wenig genug zu den Gemeindeabgaben bei, so große Forderungen zu stellen, hatte der Vorsteher in etwas vorwurfsvollem Ton gesagt, während er mit geschäftsmäßiger Miene in dem Protokoll blätterte. Und vom allgemeinen Gelächter begleitet hatte Jens Nörgaard bemerkt, daß Sören wohl König auf der Düne werden wolle.

Es wurde Abend, und es wurde Mitternacht, und noch immer saßen die beiden Ausschußmitglieder in der abgelegnen Dünenhütte und grübelten. Sie starrten auf das vor ihnen liegende weiße Papier, bis ihnen ihr eignes Gehirn wie ein unbeschriebnes Blatt Papier vorkam. Aber gegen Morgen hatten sie doch nach mehreren vergeblichen Versuchen die schwierigen Worte und Buchstaben zusammengebracht, die dazu bestimmt waren, in Reih und Glied die feindlichen Schanzen einzunehmen. Dieses mühselig verfaßte Aktenstück kam jedoch nach längerer Zeit mit dem Bemerken zurück, daß man wegen mangelhafter Begründung keine Rücksicht darauf nehmen könne. Und obgleich eine solche beigefügt gewesen war, schlug der Gemeinderat den Antrag doch bestimmt ab. Aber als Sören dann in einer neuen allgemeinen Sitzung Bericht erstattete, herrschte in dieser Versammlung von schweigenden Männern nur eine Meinung über das weitere Schicksal der Schulfrage. Man merkte an dem energischen Funkeln der Augen, an der stillen, aber unüberwindlichen Hartnäckigkeit, die sich in den Falten um den Mund kundgab, daß die Schulfrage damit nicht abgethan war. Sie fühlten nämlich instinktmäßig, daß derselbe Widerstand, den sie vom täglichen Kampfe ums Dasein her so gut kannten, sie auch hier zurückhalten wolle, er, der wie ein böser Kobold immer gerade da im Wege stand, wo sie vorwärts wollten. Und gerade weil sie in ihrer angebornen Kraft den Trieb hatten, sich mit dem Rücken gegen zu stemmen, war es eine natürliche Folge, daß die Schulfrage bis aufs äußerste durchgeführt werden sollte. Jetzt, wo sie einmal mit angegriffen hatten, hatte keiner im Sinn, wieder loszulassen, ebensowenig wie es einem von ihnen eingefallen wäre, von Pflug oder Spaten wegzulaufen, womit sie den Dünenboden urbar machten. Sobald also der Vorschlag ausgesprochen wurde, sich direkt an den Pfarrer zu wenden, fand er auch allgemeinen Beifall.

* * *

Das Pfarrhaus lag vier Meilen weit drinnen im Lande; deshalb stellte sich Jens Berg am festgesetzten Tage zu guter Zeit bei Sören Brander ein, und zwar in seinem schönsten Sonntagstaat: dick mit Fett eingeschmierten Schaftstiefeln, deren Oberleder voll Risse und Sprünge war, grauen Beinlleidern und einem Friesrock,

dessen große, mit grünlichem verblichnem Band eingefaßte Seitentaschen wie zwei halbgeöffnete Handkoffer gähnten. Ane ermahnte Sören, behutsam in die dünnen Tuchhosen zu schlüpfen, denn das sei ein mürber Staat, jetzt wo er alt sei; und dann band sie ihm das Halstuch um. Vergiß nicht, daß die Kühe am westlichen Ende des nördlichen Ackers stehn sollen! sagte Sören, während er einen seiner Hosenträger loser schnallte.

Die beiden Ausschußmitglieder schlugen sofort einen schnellen Schritt an, und nach einem mehrstündigen Gang erreichten sie den Ravnstruper Krug, der höchst einladend an der staubigen Landstraße lag und mit seinem ovalen roten Schild am Giebel über der Hausthür die Vorübergehenden zum Eintreten lockte. — Zwei Schnäpse und eine Flasche Bier! bestellte Sören, indem er seinen Stock in die Ecke der Schenkstube stellte. Darauf ließen sich die beiden am Fenster nieder und packten ihren in blaugewürfelte Taschentücher eingewickelten Mundvorrat aus. Als sich die umfangreiche Wirtin entfernt hatte, sagte Jens: Glaubst du, daß durch den Fettklumpen eine Kugel durchginge? — Das kann man nicht wissen, erwiderte Sören bedächtig, aber ich bezweifle es wahrhaftig. — Ich glaube, sie würde ap—se—lut im Speck stecken bleiben. — Wenn sie nicht etwa aus so einem neuen gezognen . . . — Hahaha!

Nach einem kurzen Aufenthalt wurde die Reise fortgesetzt. Je weiter südwärts die beiden Wandrer kamen, desto kleiner wurden die Hügel, desto bebauter die Ebnen und zahlreicher die menschlichen Wohnungen. Nicht länger standen die Hünengräber wie schwarze Silhouetten gegen den Himmel auf den mit Heidekraut bedeckten Hügelkämmen; grasgrün tauchten diese in dem wogenden Korn unter, und drinnen zwischen den stattlichen Höfen der Bauern lag das übersatte Vieh wiederkäuend in den üppigen Kleefeldern. Hier sieht es wahrhaftig anders aus als draußen auf der Düne! rief Sören, indem er stehn blieb und sich umschaute. — Ja, da hast du Recht! Aber dieser Boden ist auch fast nicht mit Geld aufzuwiegen; den muß man eigentlich geerbt haben. Aber wer mit Ochsen fährt, kommt schließlich doch auch mit! Was, Sören? — Ja natürlich, aber . . . — O, Sören! rief Jens, indem er sich an einen Grabenrand setzte, du mußt mir helfen, meine Stiefel ausziehn, ich kann es bei Gott in dem Lederzeug nicht mehr aushalten! — Jens band die Stiefel dann mit seinem Strumpfband zusammen und hängte sie über die Schulter. Die letzte Strecke des Wegs legten sie zurück, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Schließlich bemerkte Jens: Es soll eine schlimme Karnallje sein! — Ja, so heißt es! Nun mußt du aber deine Stiefel wieder anziehn, ehe wir zu ihm kommen.

Es wurde den beiden ziemlich schwer, ihr Anliegen bei dem hochwürdigen Herrn vorzubringen, der überdies zum Ausgehn bereit vor ihnen stand. — Was wünschen Sie? fragte er. — Sören: Wenn der Herr Propst Zeit hätten, möchten wir gern ein Wörtchen mit dem Herrn Propst reden. — Propst: Bitte, nehmt Platz, aber ich habe Eile. — Jens: Die haben wir übrigens auch. Wir sollten heute abend wieder zu Hause sein, und der Weg ist nicht gerade kurz, Herr Propst. — Propst: Woher seid ihr? — Jens: Ich glaube, man heißt es meistens die Lendumbüne. — Sören: Wir möchten bei uns draußen gern eine Schule haben. — Propst: Eine Schule! — Hm! — Heutigentags meint jeder, er müsse eine Schule gerade vor der Thür haben! (Geht im Zimmer auf und ab.) Und wenn man ihm dann eine Schule giebt, dann versäumen die Kinder sie in unerhörter Weise. — Sören: Wir dachten, der Herr Propst könne uns vielleicht einen Rat geben, denn es muß doch auch dafür Recht und Gesetz geben. — Propst: Einen Rat! Ich will euch etwas sagen, meine guten Leute; erstens bin ich kein Advokat, und zweitens bin ich nicht allmächtig, erwiderte der Propst und sah etwas ungeduldig auf seine Uhr. Aber die beiden Häusler, die gewohnt waren, eine Sache nicht gleich beim ersten Widerstand aufzugeben, saßen so ruhig auf des Propsts Stühlen, als ob sie gedächten, zunächst da sitzen zu bleiben.

Digitized by Google

Sören: Wenn sich auch nichts darüber im Gesetz findet, so ist es doch gewissermaßen nur recht und billig, denn es kann doch wirklich nicht die Absicht sein, daß unsre Kinder wie Heiden aufwachsen sollen, nur weil wir so weit draußen wohnen. — Propst: Freilich steht im Gesetz etwas darüber, mein guter Mann. — Sören: Wir selbst sind ja unwissende Leute, aber der Herr Propst könnte es uns doch sagen, wenn der Herr Propst so gut sein wollte. — Jens: Ja, wir sind unwissend, aber wir hätten doch nichts dagegen, wenn unsre Kinder ein wenig klüger würden, Herr Propst. — Sören: Und wir meinen, der Herr Propst werde es darin mit uns halten, daß unsre Kinder etwas besser unterrichtet werden sollen. — Jens: Jawohl, denn sehen Sie, der Gemeinderat, der wollte ja nicht gleich — hm — so hineinspringen. — Propst: So, ihr seid also schon beim Gemeinderat gewesen? — Ja freilich sind wir das, antwortete Jens, den Mund voll Kautabak. — Propst: So—o? — Sagt mir doch, wie weit habt ihr eigentlich bis zu eurer Schule? — Sören: So eine Meile wird es wohl sein. — Propst: Eine Meile! Eine Meile? — Sören: Meinst du nicht auch, daß es bis zu den letzten Häusern gut so weit ist, Jens? — Jens: Vom Maurer bis zu den nördlichen Hügeln ist es eine gute halbe Meile, das weiß ich, und von da bis zur Schule ist es noch eine Viertelmeile. Ja, eine kleine Meile, das wird gerade passen. — Eine Meile! wiederholte der Propst halblaut und ging dann wieder im Zimmer auf und ab. — Jens: Ja ja, das ist ein ordentliches Stück Weg, Herr Propst, das man seine kleinen Kinder bei Wind und Wetter in die Schule schicken soll. — Propst: Wieviel schulpflichtige Kinder sind denn da? — Sören: Es werden wohl an die zwanzig Stück sein. — Jens: Und wir sind junge Leute, wenigstens die meisten von uns, da giebt es immer mehr. — Propst: Hm, hm!

Nachdem noch verschiedne Fragen gestellt und beantwortet worden waren, schloß der Propst mit den Worten: Schickt mir nun euern Antrag ein nebst all den Gründen, die für eure Sache sprechen, dann wollen wir sehen. . . . Aber ihr werdet wohl durstig sein nach dem langen Marsch . . . oder möchtet ihr auch etwas essen? — Ach, wir danken recht schön, höchstens einen Bissen Brot, obgleich es fast eine Schande ist, es anzunehmen, erwiderte Jens Berg und schob seinen Mundvorrat tiefer in die Rocktasche. Der Propst ging hinaus.

Jens flüsterte: Na, meinst du nicht, daß der Mann gar nicht so schlimm ist, Sören? — Ja, im Anfang . . . ich weiß nicht recht; aber ich glaube doch, er ist ein wohlwollender Mann.

Darauf ließen sie die Augen im Studierzimmer umherschweifen, um zu sehen, wie es bei einem Propst aussehe. — Jens: Nein, so viele Pfeifen habe ich doch mein Lebtag noch nicht gesehen. . . . Was ist wohl das für ein Ding, das dort drüben hängt? — Sören: O, solche Leute haben so viele künstliche Sachen. — Jens: Was meinte er wohl damit, daß er weder ein Advokat noch allmächtig sei? — Sören: Pst! Da kommt er. — Jens: Wenn wir nur erst wieder draußen wären, daß ich meine Stiefel ausziehn könnte. Sie drücken mich ganz verflucht am großen Zeh!

Der Propst fragte sie nachher, als sie etwas zu essen bekamen, ob sie auch einen Schnaps haben möchten. — Mäßig genossen ist alles dienlich, Herr Propst! antwortete Jens mit vollem Munde. — Jetzt müßt ihr aber nicht allzu hoffnungsvoll sein, denn die Sache hat viele Schwierigkeiten, sagte der Propst freundlich, als sich die beiden Ausschußmitglieder verabschiedeten. — Nein, das versteht sich von selbst. So etwas geht ja nicht so schnell, das braucht Zeit, Herr Propst. Und Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut worden, wie geschrieben stehet, schloß Jens Berg und schüttelte dabei Seiner Hochwürden kräftig die Hand. So endete der Besuch beim Propst.

Digitized by Google

Da kam die Zeit, wo in Sörens Verhältnis zu den Dünenbewohnern eine Veränderung eintrat. Zu gewissen Jahreszeiten wurde jegliche Grenzscheide aufgehoben, und das ganze Dünengebiet wurde dann zu einem allgemeinen großen Weideplatz für alles Vieh. Sobald die letzte Garbe unter Dach gebracht war, wurden die Tiere losgelassen, die nun nach Belieben umhertreiben konnten von dem Augenblick an, wo am Morgen die Stallthür aufgemacht worden war, bis zum Abend, wo jeder sein Eigentum suchte und heimtrieb. Das war althergebrachte Sitte, und niemand war es bis jetzt eingefallen, sie aufzuheben oder sich dagegen aufzulehnen. Es war eines der Herkommen, die im Laufe der Zeiten in aller Stille zu einem heiligen und unverletzlichen Gesetz werden.

Aber nun wuchsen Sören Branders Baumreihen heran und machten einen Strich durch das ganze Herkommen, ja sie verlangten sogar, daß auf sie Rücksicht genommen werde. Wie eine trotzige Brustwehr schob sich Sörens eingezäuntes Gebiet in dieses Freiland vor; mit seinen Gräben und Dämmen wollte Sören die Gütergemeinschaft abschneiden und die Dünenleute Gesetz und Ordnung lehren. So wurde es wenigstens aufgefaßt.

Im Anfang hatten die Leute kein Gewicht darauf gelegt; die ganze Anpflanzung war ja jahrelang klein und unansehnlich gewesen, und sie meinten, die sonderbare Laune, in dem unfruchtbaren Sand Bäume zu pflanzen, werde dem Manne, wenn er älter werde, schon von selbst vergehn. Als aber Sören im Laufe der Jahre sein Gebiet da und dort weiter ausdehnte, da merkten sie doch, daß es sich um etwas Ernsthaftes handle, und sie erkannten nun, daß Sören mit dem Alten gebrochen hatte und ihnen allen zum Trotz seinen eignen Weg gehn wollte. Aber von dieser Stunde an wurde er ihnen gewissermaßen ein Fremder, und seine Anpflanzung eine Auflehnung gegen die bürgerliche Gemeinschaft.

An den scheelen Blicken, den stummen Mienen, den mürrischen Worten und an hundert andern Kleinigkeiten merkte Sören wohl, daß der Krieg sich näherte, der Krieg, worin er gegen alle, und alle gegen ihn sein würden. Da stand er und starrte über die Hecke hinweg ins Land hinein. Vor seinen Augen dehnten sich die grauen Dünen, auf die sich ein Nebel von Flugsand und Abendtau herabsenkte, und darüber ein drohender Herbsthimmel, dessen wetterschwangere Wolken in wilder Hast dahinjagten, als ob sie nicht recht wüßten, wo sie sich entladen sollten. Ja — und da lagen rings herum die zerstreuten Hütten, deren Thüren sich in kurzer Zeit vor ihm verschließen würden.

Das hatte mit zu seinem Reichtum gehört, daß er sich des Abends mit den Nachbarn in einer behaglichen Dämmerstunde aussprechen konnte, daß er in Not und Unglück einer hilfreichen Hand und eines teilnehmenden Herzens sicher war und sich mit diesen Menschen durch das Zusammenleben und gemeinschaftliche Bande verbunden fühlte. Nun aber mußte er fürchten, daß ihm diese Schätze entrissen würden. Und außerdem war er arm. Sollte er da nicht lieber die Waffen strecken und sich die Thüren offen erhalten? Aber wie ging es dann mit den lichten Gedanken, die so oft wie ein frischer Windhauch durch seine Seele gezogen waren? Auf dem Posten eingeschlafen würden sie ihn finden, so deuchte es ihn. Diese Gedanken, die wie schöne Träume durch sein Gemüt gezogen waren, wenn ihm das Joch auf dem Nacken lag, sie, die sich immer wie fröhliche Gäste einfanden, wenn er und Ane matt und müde waren, sollte er denen die Thür verschließen? Das, worauf er hoffte, sah wohl gering aus, aber es wuchs doch heran; sollte er der wachsenden Hoffnung selbst ein Grab graben? Nein, denn dann hätte er keine Ruhe und keinen Frieden mehr! So wog Sören das eine gegen das andre ab, während er draußen stand und über den Zaun hinausschaute.

Eines Tages kam Jens Berg zu ihm und sagte im Laufe des Gesprächs: Du solltest es lieber aufgeben, die Leute können die Pflanzerei nicht leiden. — Ich dächte doch, ich hätte das Recht, mit dem Meinigen zu thun, was mir beliebt. —

Digitized by Google

Selbstverständlich hast du das; aber die Leute können es nun einmal nicht leiden. — Willst du mir nicht sagen, warum? — Ja, das ist nicht so ganz leicht. Du siehst es ja nicht gern, daß dir das Rindvieh zu nahe kommt, und den Leuten gefällt es nicht, daß der alte Weidebrauch wegen so ein paar lumpiger Reisigbüschel aufgehoben werden soll. — Wenn ihr andern auch so ein paar lumpige Reisigbüschel pflanzen würdet, dann würde die Düne bald anders aussehen. — Jens schüttelte den Kopf. — Aber es muß noch etwas andres im Wege sein? forschte Sören weiter. — Ja, da ist ja auch dein Ackerbau und so allerlei. Es ist gerade, als ob du viel klüger sein wolltest als die andern. — Wir wollen doch wohl alle miteinander am liebsten unserm eignen Kopfe folgen; wozu hätten wir ihn sonst auch? — Hm — ja freilich! erwiderte Jens und spuckte aus. Aber du hast dich im ganzen genommen ein wenig von ihnen zurückgezogen, was, Sören? — Sören gab keine Antwort. — Und die Leute reden nichts Gutes von dir, besonders seit du die Pflanzung angefangen hast. — Willst du mir nicht aufrichtig antworten, Jens; wer hat nun deiner Ansicht nach Recht, ich oder die andern? — Jens kratzte sich am Ellbogen und wand sich ein wenig: Das ist das Traurige dabei. Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht eigentlich denke, daß du Recht hast, das heißt, gewissermaßen. Aber trotzdem, Sören! Gieb es auf und laß daraus werden, was da will, du erlebst doch keine Freude daran! — Wenn ich etwas angefangen habe, dann mache ich es gewöhnlich auch fertig! erwiderte Sören mit bestimmtem Ton. — Ja ja, nun kannst du es dir ja überlegen. Ich dachte bloß, ich sollte es dir sagen, schloß Jens und erhob sich.

Sören ging draußen zwischen seinen Bäumen umher. Jeder hatte seine eigne Geschichte, die nur er kannte. Bei jedem Schritt, den er machte, tauchte eine neue Geschichte auf, als wende er die Blätter in einem Buche um. Und dann lauschte er dem Hauch der Erinnerungen, der durch die schwankenden Zweige zog. Da waren Bäume, die ihre Zweige wie Fahnen in die Luft hoben, und da waren andre, die sich verbergen zu wollen und um ihr Leben zu bitten schienen. — Als Sören wieder in die Stube trat, sagte er: Ich weiß doch nicht, Ane . . . — Um meinetwillen sollst du nichts aufgeben, Sören. Ich denke, ich halte schon mit dir aus! — Und so wurde der schwere Kampf der Einsamen beschlossen.

* * *

Sören Brander stand wie auf Wacht in einem feindlichen Lande, um das, was ihm gehörte, gegen Gewalt zu schützen. Trotzdem wurden jeden Tag seine Hecken durchbrochen; spitzige Hörner wurden durch die lose Sanderde der Dämme gestochen, die dann zerbröckelte und wie Nebel um brüllende Viehköpfe stob; jeden Tag sah er die Früchte seines Fleißes niedergetreten, jeden Tag begann aufs neue dasselbe Treiben. Und dabei war er sicher, daß ringsherum Schadenfreude herrschte, und die Nachbarn sich ins Fäustchen lachten. Da erhoben sich endlich das gekränkte Rechtsbewußtsein und der harte Trotz in ihm, und er entschloß sich zu einem Angriff, vor dem er bis jetzt immer zurückgebebt war. Am nächsten Tag nahm er die ersten Viehstücke fest. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht auf der Düne und erregte einen wahren Sturm von bösen Worten und hartem Urteil. Nun waren es nicht mehr die Viehscharen allein, die gegen ihn losgelassen wurden. Denn so gutmütig die Bevölkerung dort im allgemeinen ist, so gehässig kann sie doch gegen den sein, der sich gegen die Gesetze ihres Landes und gegen altes Recht auflehnt. Nun lauerten die bösen Augen mit der größten Wachsamkeit des Morgens wie des Abends auf alles, was Sören Brander that, und sobald ein Mißgriff entdeckt wurde, gab man den Schuldigen öffentlich dem Spott und der Schande preis.

Als Sören das erste Auslösegeld für die festgehaltnen Tiere in der Hand hielt, drehte er es mehrere male um. Das Gesetz erkannte es ihm als rechtmäßiges Eigentum zu, darüber war kein Zweifel; und doch brannten diese Kronen

Digitized by Google

ihre Wangen waren, in die sich schon Runzeln eingegraben hatten. Sie ist auch müde, die Ärmste! dachte er und küßte sie, während ihm die Thränen aufstiegen.

Als sie ins Haus gingen, begann er plötzlich zu schwanken, und Ane rief entsetzt: Du wirst doch nicht krank werden! — Das ist nicht unmöglich! — Er mußte sich auch sogleich ins Bett legen, ein heftiges Fieber brannte in seinen Adern. Gott sei uns gnädig! sagte Ane und setzte sich zu ihm. Gott Vater hoch im Himmel wohnt! — Gott Vater hoch im Himmel wohnt, Sören! — Ja, er wohnt wohl recht hoch droben! flüsterte Sören und warf sich unruhig auf seinem Lager hin und her. — Sören! Soll ich nicht jemand bitten, den Doktor zu holen! — Wen wolltest du denn darum bitten? — Darf ich nicht? — Nein! antwortete Sören fast barsch. Das mußt du mir versprechen — oh! — Sie reichte ihm etwas zu trinken und starrte dann unverwandt durch die kleinen Fenster hinaus, während sie an all die Thüren dachte, die ihnen nun verschlossen waren, und an die Nacht, die bevorstand!

Gegen Mitternacht redete Sören im Fieber. Hörst du denn nicht, wie sie ins Eis hauen! rief er heftig. — Was ist das für ein Gerede! — Doch, sie hauen uns ab, sodaß wir vom Lande schwimmen und nie wieder auf festen Boden kommen. — Still, still, still! — Hörst du nicht, wie die Axt klingt! rief er wieder, indem er sich jäh aufrichtete. Hörst du es nicht? — Ja ja, aber leg dich nun ruhig wieder nieder! — Mit einem Lächeln, durch das das Bewußtsein durchschimmerte, sank Sören wieder zurück. Aber gleich darauf fuhr er wieder auf und focht wild mit den Armen in der Luft. Dann legte er sich wieder nieder und jammerte: Gefesselt haben sie mich, daß ich nie wieder ein Glied rühren kann. . . . Und nun treiben wir hinaus auf die gräßliche dunkle Winterflut. . . . O, warum willst du mich nicht befreien? . . . O, nimm doch ein Messer und schneide die Stricke durch!

So ging es fort die Nacht durch, endlich wurde er ruhiger. Früh am Morgen wachte er auf und konnte nur mit Anstrengung die schweren Augenlider heben. Im Scheine des schwachen Tagesgrauens und der kleinen Lampe sah er Ane auf dem Stuhl neben seinem Bette sitzen, wo sie der Schlaf auf ihrem Wachtposten überrascht hatte. Das bleiche, von wirrem Haar umrahmte Gesicht war auf die Brust herabgesunken. Die magre linke Hand lag in ihrem Schoß, und mit der rechten hielt sie den Bettpfosten umschlungen. Er dachte daran, daß diese jetzt so eingesunkne Brust einst hoch und rund, und daß diese graue farblose Haut einst blühend gewesen war. Und doch kam es ihm so vor, als ob sie seinem Herzen jetzt viel näher stehe als damals, sie, sein treuer, nicht wankender Kamerad.

Mit inniger Liebe weilte sein Blick auf ihrem Antlitz, auf dem der Kampf des Lebens seine Spuren zurückgelassen hatte, und auf dem seine und ihre Lebensgeschichte verzeichnet stand, und dann schlummerte er mit einem glücklichen Gefühl wieder ein.

(Schluß folgt)

# Weihnachten vor Paris

Von Georg Stellanus

„Vaater! — Vaater!! — Vaahter!!! — Na da läßt d'es bleiben. — Frau Hahn machte es nichts aus, daß ihr Mann mitunter nicht kam und auch nicht antwortete, wenn sie ihn rief. Sie wußte, das war nicht bös gemeint. Er hörte, daß er gerufen wurde, aber wenn es ihm gerade nicht paßte, ein freundliches: Hier, Mutter! daran zu wenden, so unterließ ers. Die Gesellen und die Jungen sahen dabei recht, wer Herr im Hause war, und daß er nicht zu kommen und zu antworten brauchte,

Digitized by Google

damit er nicht grimmig wird, wenn er dahinter kommt, daß die Personen dieses kleinen Intermezzos keine Helden noch Heldinnen, sondern knapp Mittelgut, zum Teil sogar Ausschuß sind. Wir werden ein andermal für diesen Mangel aufzukommen suchen und bei einer spätern Galavorstellung unsre allernobelsten Puppen aus der Kiste holen.

Die Hahns — die Hähne, wie man in Meißen sagte — waren zu keiner Zeit Wolkenschieber oder Tugenddrachen gewesen. Der leichte Schatten von Verbummlung, der — Gott und die Innung mögen uns die Sünde verzeihen — Bäcker so besonders gut kleidet, war immer vorhanden gewesen, und wenn die Lebemänner der Stadt und der Umgegend sich so gern bei Hahns zu einem Stückchen Kuchen — das war der Ausdruck — einfanden, so war es nicht bloß der Kuchen und der Wein, die ihnen mundeten, nein, es war vor allen Dingen die über dem Lokal schwebende behagliche Bummelatmosphäre, die den Zuspruch so ständig und das Verhältnis der Gäste zur Wirtsfamilie so innig machte. Der Leser muß uns nicht mißverstehn. Marquis Posa und Torquato Tasso stehn auch uns höher als Hahns, wenigstens reden wir uns das ein und thun unser Möglichstes, unsern Geschmack auf die Höhe idealer Anschauung hinaufzuschrauben, aber nett waren die beiden Hähne, Vater und Sohn, in ihrem etwas banausischen, animalischen Wohlbehagen doch. Schon allein der schlendernde Gang, wenn sie hinten aus der Backstube vorkamen, um in der Gast- oder in der Wohnstube etwas Stärkendes, meist in tropfbar flüssiger Gestalt zu sich zu nehmen, und der erfreuliche Friede, der von ihnen ausging, wenn sie fragten, wie es einem gehe! In den heiligen Hallen des Hahnschen Hauses kannte man weder Eile noch Wettbewerb, auch sonst fand sich in ihnen nichts vor, was an die schreckliche, unter Thränen zur Welt gekommne Idealforderung des wiedergebornen oder gar des Übermenschen hätte erinnern können.

Unser väterlicher Freund, als wir noch auf dem St. Afraberge an der Brust der Alma mater lagen, war der damalige Vater und spätere Großvater gewesen, aber der war 1870 schon zu seinen Vätern und Großvätern versammelt worden. Wie er noch da war, lautete der weise Rat, den er den bei ihm verkehrenden „Schellern" zu geben pflegte, dahin, man solle sich Zeit nehmen, und jeder solle seinen Kuchen in Ruhe verzehren: Hintergeschlungnes gedeihe einem nicht. Und in der That, wenn wir uns umsehen und uns fragen, was uns der verzehrende Feuereifer genützt hat, so wird es uns klar, daß er Recht hatte. Wir hätten das, was wir erreicht haben, auch erreichen können, wenn wir uns Zeit genommen und unsern Kuchen in Ruhe verzehrt hätten.

Karl hatte seinen Kuchen immer in Ruhe gegessen, und wenn er nicht zu den privilegierten Sterblichen gehörte, die sich Herz und Gewissen mit der Zehngebotefeife fleckenrein zu scheuern verstehn, so hatte das nicht daran gelegen, daß es ihm an der nötigen Muße zu dergleichen Selbstreinigungsakten gefehlt hätte. Denn für das „Gewerge" und dafür, daß es zu keiner Zeit im Laden an Brot, Semmeln und Kuchen fehlte, hatten die Gesellen und die Jungen zu sorgen. Die Hähne, Vater und Sohn, sahen, obwohl sie von früh bis abend wie echte Bäcker mit Mehl bestäubt und nur halb angezogen waren, die Arbeit doch nur als diletto an, handhabten sie, wie man nach einem guten Diner das Billardspiel traktiert, als verdauungbefördernde Leibesübung. Jeder Bekannte, der als Gast vorsprach, um seinen Durst zu löschen, war, je nach seinem Alter, für Vater oder Sohn Veranlassung zu einem Abstecher ins Gastzimmer und zu einer sich namentlich in tropfbar flüssiger Form empfehlenden Stärkung.

Es ist nicht nötig und auch nicht ratsam, bei der Schilderung solcher Zustände und Sitten sehr auf Einzelheiten einzugehn. Der sachkundige Leser fühlt ohne Zweifel schon aus diesen wenigen Andeutungen heraus, wie es bei Hahns zuging, und der nicht sachkundige braucht sich die Sache nicht weiter schlimm vorzustellen.

Digitized by Google

zu thun gehabt hatten. Die Eiermüllern hieß sie, weil sie außer mit Geflügel und Bettfedern auch mit Eiern handelte.

Sie war eine nette, adrette Frau von vierzig Jahren, der man allgemein scharfen Blick für die preisbestimmenden Eigenschaften des gens gallina und ein gesundes Urteil in allen den Fällen zutraute, wo es sich darum handelte, sich über den moralischen oder sonstigen Wert junger Männer schlüssig zu machen. Sich darüber schlüssig zu werden, war — wir brauchen das kaum zu sagen — in der Regel der Wunsch junger dem andern, schönern, obwohl schwächern Geschlechte angehörender Wesen. Sie nahm nach dieser Richtung hin in den Kreisen, mit denen wir es hier zu thun haben, die Stellung eines weiblichen Börsensensals ein, und menschenfeindliche Kreaturen gaben ihr Schuld, daß sie für gefühlvolle Huldigungen reputierlicher junger Leute persönlich nicht ganz unempfänglich wäre. Wir können über diesen letzten Punkt keine Auskunft erteilen; für unsre Erzählung kommt auch nicht er, sondern eine andre Schwäche der Frau Müller in Betracht. Es war nämlich ihr Steckenpferd, für Liebende Partei zu ergreifen und ihnen, wo es ihrer Überzeugung nach ehrbarerweise geschehn konnte, behilflich zu sein.

Ihr Handel führte sie überall ein, und — waren es ihre geräuschlosen Bewegungen, war es ihr vertrauenerweckendes und verschwiegnes Wesen? — überall wiederholte sich dieselbe Erscheinung, daß man Frau Müller als eine von der Natur gewollte und vorgesehene Vervollständigung der Haushaltsmitglieder ansah: sie kam und ging, setzte sich oder stand herum, sprach oder schwieg, ohne daß man den Eindruck gehabt hätte, es sei ein dem Haushalt fremdes Element gegenwärtig. Der Umstand, daß sie auf diese Weise überall zu Hause war, gab ihr Gelegenheit, den Liebespostillon zu machen, so oft der eine oder der andre ihrer Schützlinge eines solchen bedurfte, und ihr gegen die Korrespondierenden keine Bedenken beigingen. Wenn der Ruf der jungen Dame, die schrieb, oder an die geschrieben wurde, nicht einen ganz wolkenlosen Himmel aufzuweisen hatte, war sie unerbittlich; mit den jungen Schäfern und deren Himmeln dagegen, hieß es, nehme sie es nicht so genau: bei ihnen setze sie sich bisweilen über die schwersten im Abzug begriffnen Gewitterwolken hinweg. Sie hatte heute im Hahnschen Hause zwei geheimnisvolle Briefchen abzugeben, eins aus der Stadt, das Fräulein Hermine Lehmann an einen Bäckergesellen, den sogenannten lahmen Paul (es gab außer ihm auch einen langen und einen kleinen) gerichtet hatte, ein zweites weitgereistes, das ihr von dem vor Paris liegenden Eugen Zeisig unter doppeltem Couvert zugeschickt worden und für die jüngere der beiden Kuchenmamsells, Fräulein Bertha Weber bestimmt war. Wir werden von beiden Amornimmsaufdeineflügelsendungen noch weiter hören: für den Augenblick heften wir uns an Frau Hahns Sohlen, die sich der Backstube zugewandt und Frau Müller eingeladen hatte, einstweilen in die Küche zu gehn, wohin sie ihr in wenig Minuten folgen würde.

Eben im Begriff, die Backstubenthür zu öffnen, traf sie mit Vatern zusammen, der sich erkundigen wollte, warum sie ihn gerufen hätte. Da sie ihn nicht erschrecken wollte, so erzählte sie ihm, der Postbote habe einen Brief von Eugen gebracht, der wahrscheinlich irgend einen Weihnachtsauftrag enthalte, über den sie aber im ersten Augenblicke thörichterweise etwas erschrocken gewesen sei: deshalb habe sie nach ihm gerufen. Wenn er mit ihr vor (d. h. in die Wohnstube) kommen wolle, so könnten sie den Brief gemeinschaftlich lesen. Mit Vaters Kaltblütigkeit war es, wenn es sich um Karl handelte, nicht weit her. Der Junge war für ihn so sehr der Mittel- und Angelpunkt der geschaffnen Welt, daß ihm schon die entfernteste Möglichkeit, es könnte dem Jungen etwas geschehen sein, weit beunruhigender war, als wenn die Erde ein wenig unter seinen Füßen gebebt hätte. Er wurde denn auch heute, wie das seine Gewohnheit war, wenn ihm etwas zu Herze ging, sofort heftig und machte seiner Frau Vorwürfe, daß sie den Brief nicht aufgemacht und ihm nachher dessen Inhalt mitgeteilt habe. Wenn er nicht so in der „Wurre“ ge-

Digitized by Google

Nun wußte zwar der Prinz als Armeekorpskommandeur außer vielem andern auch, wo Karls Oberst war, und diesem war allerdings gemeldet worden, Karl sei allem Vermuten nach in Paris gefangen, aber trotz des väterlichen Interesses, das er an jedem seiner Schützen nahm, hörte doch auch seine Allwissenheit an den Thoren von Paris auf. Der Gouverneur der Stadt hatte es unterlassen, ihm Karls Pariser Adresse mitzuteilen, vielleicht weil er, wie sich die Rothosen in uns etwas seltsam vorkommender Weise ausdrücken, andre Katzen auszupeitschen hatte. In den Herbstmonaten, wo man den Genüsseshyänen noch Aufträge geben konnte, wäre das vielleicht nicht unterblieben; jetzt, seit den letzten Ausfällen, die der Chef des Großen Generalstabs in anerkennender Weise als „im großen Stile" unternommen bezeichnet hatte, waren die Beziehungen zur Stadt und zu deren Gouverneur frostig geworden wie das Wetter, das auch dem Sport der für die Beschießung des Mont Avron nötigen Erdarbeiten hinderlich war. Wer von deutschen Soldaten in Paris unfreiwilligen Aufenthalt genommen hatte — und es waren Gott sei Dank so wenige, daß sich der Pöbel an ihrem Anblick nicht sattsehen konnte und sie förmlich als einen Ersatz für die ihm weggegessenen Käfigbewohner des Jardin des Plantes betrachtete —, wurde als „vermißt" geführt und blieb vermißt, bis ihn sein Regiment oder Bataillon im Wege der Auswechslung wiedererlangte.

Aber alles das brauchte Herrn Gustav Hahn nicht so bekannt zu sein, wie es denen war, die mit der Sache mehr zu thun hatten, und er glaubte, wenn er einmal Karls Adresse in Erfahrung gebracht habe, so werde er, als Zuave oder als Marketenderin verkleidet, nach Paris „rin" können. Als Spion offiziell gehängt oder volkstümlich gelyncht zu werden glaubte er nicht befürchten zu müssen, da das Motiv seines Unternehmens jedem verständigen Menschen einleuchten und die Richtigkeit seiner Behauptung ja gleich auch durch Herbeirufung Karls nachgewiesen werden würde.

Dem ihm von Frau Hahn gemachten Einwande, daß er nicht genug „französisch" könne — das war eine milde Form, den Thatbestand zu konstatieren —, begegnete er mit der Frage, ob sie etwa glaube, daß vor Paris für Geld und gute Worte keine Dolmetscher zu haben wären, und auf ihren Vorschlag, unter allen Umständen wenigstens Paul mitzunehmen, ging er ein.

Wenn es sich darum handelte, etwas Verständiges zu thun oder zu leisten, waren nie der lange oder der kleine Paul gemeint, sondern immer der lahme. Er war als kleiner Junge von einem Kirschbaum gefallen und hatte die Sache, um seine Eltern nicht zu erschrecken, verheimlicht. Seitdem lahmte er, aber der Sturz schien auch in seinem Kopfe und in seinem Herzen eine Schüttelung hervorgebracht zu haben, um derentwillen man, wenn wir von richtigen Voraussetzungen ausgehn, vielen Leuten einen Fall vom Kirschbaume wünschen möchte. Alles Wohlwollende und Menschenfreundliche in ihm war bei dem Fall zu oberst gekommen, Eigennutz und Unverstand waren zu Boden gesunken.

Paul wäre sogar geradezu unheimlich gewesen, wenn er mit allem, was er für andre leistete, Erfolg gehabt hätte: man hätte da wirklich eine zu Erfüllung einer höhern Mission mit übernatürlichen Kräften ausgestattete Persönlichkeit vor sich zu haben geglaubt, was sehr ungemütlich ist, während so mit Rücksicht auf den Umstand, daß er mit dem Guten, was er that, zuweilen schlimm buk, das rein Menschliche im Rechte blieb. Er war, da er erst zwanzig Jahre alt war, noch nicht in dem Alter, wo Menschen zu Vormunden gewählt werden, sonst wären die Bestallungen für dieses Ehrenamt von allen Seiten gekommen. Er trug die „großen" Geldbriefe auf die Post, er verstand Kunden, die das ganze Jahr nicht zahlten, zu mahnen, ohne daß sie infolgedessen einen andern Bäcker mit ihrer Kundschaft beehrten, was namentlich für den andern hart gewesen wäre, er war der selbstverständliche Mitwisser aller Liebesabenteuer und Dummheiten — das ist bekanntlich unter Umständen zweierlei —, in die das backende und verkaufende

Digitized by Google

jungen ins Hahnsche Geschäft gebracht. Drei Jahre später war er Witwer geworden — der Müller natürlich, nicht der Junge — und hatte vor zwei Jahren wieder geheiratet, seiner Tochter Hermine zulieb, damit diese an der Stiefmutter einen Ersatz für die ihr durch den Tod entrissene mütterliche Freundin hätte. Aber er hätte auch ebensogut gleich einen richtigen Drachen mit schuppigem Schwanz und Glühaugen heiraten können. Das wäre für die arme Hermine nicht halb so schlimm gewesen als dieser menschliche und doch so unmenschliche Drache, den man nicht loswerden konnte, während Drachen mit schuppigen Schwänzen und Glühaugen regelmäßig von geharnischten Rittern erlegt werden.

Von den sonstigen Ränken und Kniffen der Dame können wir schweigen, da wir glücklicherweise nur von weitem mit ihr zu thun haben werden: aber das Eine, daß sie Hermine mit ihrem Neffen, einem sehr versoffnen und etwas krummbeinigen Mühlenburschen in Jahna verheiraten wollte, konnten ihr ihre Stieftochter und deren Paul schlechterdings nicht vergeben. Auch wenn der von seiner Tante protegierte junge Müllergeselle nicht „sehr versoffen und etwas krummbeinig," sondern — eine bei weitem günstigere Sachlage — nur „etwas versoffen und sehr krummbeinig" gewesen wäre, hätte man in ihm das um jeden Preis zu bekämpfende, weil sich ihren Zukunftsplänen in den Weg stellende Element gesehen.

Wenn Herr Lehmann zu Hause war, durfte der verhaßte Freier nicht erscheinen, weil er in Verkennung der Sachlage und im Taumel bacchantischer Lust seinen Werbungen zu sehr den Charakter von Überrumpelungen gegeben hatte, aber sobald der Schindelmüller den Rücken drehte und eine Geschäftsreise antrat, erschien das Scheusal wieder. Auch diesesmal war die Angst vor ihm der Grund gewesen, warum Hermine an Paul geschrieben hatte. Herr Lehmann war nach Leipzig gefahren, und der sofort benachrichtigte und eingetroffne Neffe seiner Frau war in den letzten vierundzwanzig Stunden schlimmer gewesen als je. Nicht daß die Oform der Beine noch ausgesprochner gewesen wäre als bisher — wenigstens hatte Hermine davon in ihrem Briefe an den geliebten Paul nichts erwähnt —, aber das nicht nüchtern sein war schlimmer als je, und das Berennen der Festung, dem der Drache die Unterstützung einverständigen Zusehens und Geschehenlassens lieh, sehr beunruhigend gewesen.

Da er — so überlegte Paul — mit dem Prinzipal „fortmachte" — der Zug, mit dem sie zunächst bis Leipzig fahren wollten, ging abends sechs Uhr —, so mußte der Müllergeselle vorher unschädlich gemacht werden, und das konnte nach Lage der Sache nur im Wege des Faustkampfs geschehn. Der Vergleich mit dem kleinen David und dem Riesen Goliath liegt zu nahe, als daß wir ihn für irgend einen Christenmenschen oder Israeliten mit jubelndem Heureka aus der Requisitenkammer hervorzuholen brauchten. Die Sache schien aber, vielleicht in Ermanglung einer Hirtenschleuder, nicht den uns im Bericht des Alten Testaments so anmutenden und rein befriedigenden Verlauf genommen zu haben, denn als sich Vater Hahn im letzten Augenblick entschloß, das Coupé allein zu besteigen — allein, d. h. in Gesellschaft von wir wissen nicht wie viel Dutzend Paketen und Hüllen —, war Paul, der kurz nach vier Uhr „hatte ausgehn müssen," noch nicht zurückgekehrt.

Wenn er doch noch „auftauchte" — auf eine mögliche Fahnenflucht seinerseits hatte nur der lange Paul angespielt und war damit sehr schlecht angekommen —, wenn er doch noch auftauchte, sollte er mit dem Nachtzug nachkommen und seinen Prinzipal, der am andern Morgen weiter wollte, in „Stadt Hamburg" aufsuchen.

Paul war auch wirklich einige Zeit nach Abgang des Zugs aufgetaucht, aber in beklagenswertem Zustande, „zu Marmelade verhauen," wie sich der lange Paul auszudrücken für gut befand, eine schadenfrohe Äußerung, für die er noch an demselben Abend von dem übrigen Personal in etwas gethan wurde, was keinen sehr hübschen Namen hatte, im Wesen aber wie ein Ei dem andern dem glich, was wir Verruf nennen.

Über den Zweikampf selbst erfuhr Frau Hahn das Wesentliche nicht durch Paul,

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die englischen Handelskrisen. Bernstein hat mit seiner Kritik der Verelendungs- und Katastrophentheorie Recht gegen Marx, aber er hat sich wie die meisten Menschen durch den Aufschwung der fünf Jahre 1895 bis 1899 verleiten lassen, die nächste Zukunft ein wenig zu rosenfarben zu malen. Heute stecken wir schon wieder einmal in einer ziemlich fühlbaren Krise drin, und der erbitterte Kampf um die bevorstehende Erneuerung der Handelsverträge beweist, daß ungefähr die Hälfte aller politisierenden Deutschen die Erweiterung des Markts für eine Lebensbedingung hält. Und auch deren Sicherung würde noch nicht die Besorgnisse verscheuchen, die alle festländischen Staaten Europas wegen der Konkurrenz der unter günstigern Bedingungen produzierenden Vereinigten Staaten hegen. (Daß diese günstigern Bedingungen allesamt auf eine: den Besitz überschüssigen, mit Fruchtbarkeit und Mineralschätzen gesegneten Bodens zurückzuführen sind, kann nicht oft genug wiederholt werden.) Unter diesen Umständen hat ein Buch über Handelskrisen wieder Aussicht, beachtet zu werden, wenn es wirkliche Belehrung bietet. Das ist der Fall bei dem Werke eines in gutem Deutsch schreibenden Russen: Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England von Dr. Michael von Tugan-Baranowsky, ehemaligem Privatdozenten der Universität St. Petersburg. Mit zwei Figuren im Text und zwölf Diagrammen (Jena, Gustav Fischer, 1901). Das erste Kapitel deckt in den Widersprüchen der kapitalistischen Wirtschaft die Grundursachen der Krisen auf; das glauben wir selbst in verschiednen Grenzbotenaufsätzen schon gründlicher gethan zu haben. Die folgenden drei Kapitel sind die wertvollsten. Sie erzählen die Entstehung und den Verlauf der Handelskrisen und der mit ihnen in Wechselwirkung stehenden Geldkrisen Englands im neunzehnten Jahrhundert. Die englische Wirtschaftsgeschichte ist nicht in dem Sinne typisch, daß alle Kulturstaaten oder gar alle Länder der Erde dieselbe Entwicklung durchlaufen müßten, aber sie ist doch typisch für alle Länder, die thatsächlich dieselbe Entwicklung einschlagen, und zwar in dem Grade, als sie dieses thun. Wir geben hier kurz nach dem Verfasser die Entstehungsursachen der Krisen an oder vielmehr die verschiednen Anstöße, die in jedem einzelnen Fall die der kapitalistischen Wirtschaft immanente Spannung zwischen Angebot und Nachfrage zum Explodieren brachten. Die Zeit der der neuen Wirtschaftsform eignen periodischen Schwankungen beginnt mit dem Jahre 1823. In diesem Jahre wurde die Unabhängigkeit der Staaten von Süd- und Zentralamerika anerkannt, und das englische Kapital stürzte sich auf das dort eröffnete neue Absatzgebiet, dem man eine glänzende Entwicklung prophezeite. Die gehegten Erwartungen erfüllten sich nicht, und die auf sie gegründete Überspekulation hatte schon 1825 einen Krach zur Folge. In den ersten dreißiger Jahren boten die Vereinigten Staaten ein sehr günstiges Feld dar für die englische Ausfuhr, Kapitalanlage und Spekulation. Der neue Aufschwung wurde gefördert durch gute Ernten, die so reichlich ausfielen, daß fast gar kein Geld auf die Einfuhr von Brotgetreide verwandt zu werden brauchte. Das englische Kapital beteiligte sich lebhaft an der Landspekulation, die der wirtschaftliche Fortschritt des jungen Gemeinwesens jenseits des Ozeans hervorrief. Der Präsident Jackson that jedoch 1836 dieser Spekulation Einhalt, und das hatte zunächst eine Anzahl von Bankbrüchen in England zur Folge. Jedoch blieb auch diese Krisis, da die Festlandsstaaten noch nicht genügend industriell entwickelt waren, daß sie in das Getriebe hineingezogen worden wären, auf England beschränkt. In den folgenden drei Jahren bewirkten schlechte Ernten und starke Getreideeinfuhr, sowie eine große Krisis in den Vereinigten Staaten und der Zusammenbruch der Bank von Belgien einen Goldabfluß, der 1839 eine Geldkrisis erzeugte, die aber

Digitized by Google

neue Fabriken gegründet und neue Bahnen gebaut, damit werde die Hoffnung auf gewinnreiche Anlage allgemein geweckt, der Kurs und der Zinsfuß in die Höhe getrieben, bis der Spekulationsbau zusammenbreche. So erklärten sich zwei Erscheinungen: daß der Eisenbahnbau nicht stetig, sondern stoßweise fortschreite, und daß die Eisenpreise genau mit der Geschäftslage auf- und abwärts schwankten, wie er in seinen Diagrammen zeigt. Dabei scheinen uns jedoch zwei wichtige Umstände nicht gebührend hervorgehoben zu sein. Erstens, daß es doch zuguterletzt der Konsum ist, der entscheidet, denn wenn die mit den neuen Maschinen erzeugten Waren und die neuen Verkehrsmittel konsumiert würden (Eisenbahnen und Elektrizitätswerke werden durch Benutzung verbraucht), so könnte keine Handelsstockung eintreten. Zweitens (was er allerdings, aber nur nebenbei einmal erwähnt), daß sich England gerade durch das, was ihm in den letzten Jahrzehnten noch Gewinn gebracht hat: die Maschinenausfuhr und die Anlegung neuer Verkehrsanstalten im Ausland (früher waren es Baumwollenwaren) die Konkurrenten groß zieht und die Wurzeln seiner eignen wirtschaftlichen Existenz abschneidet. Der Verfasser glaubt übrigens, daß es mit dem industriellen Monopol Englands ein für alle mal vorbei sei, daß sein Handel unaufhaltsam zurückgehe, und daß ihm besonders die Ausschaltung seiner Vermittlerrolle einen Schlag versetzt habe, den es nicht verwinden könne; jetzt besorgten alle Staaten den Absatz ihrer Produkte und ihre Einfuhr selbst ohne Vermittlung Englands. Der letzte Abschnitt des Buchs behandelt die sozialen Wirkungen der Handelskrisen. Zur englischen Elendsgeschichte wird da einiges neue oder wenigstens bis jetzt bei uns nicht bekannte Material beigebracht. Besonders interessant ist das Kapitel über den Baumwollenhunger der sechziger Jahre. Die hohnvollen Reden der konservativen Lords über das Gebaren der Fabrikanten und die Angaben über die Unfähigkeit der brotlos gewordnen Maschinenspinner, sich mit Muskelarbeit ihr Brot zu verdienen, würden unsern deutschen Lords ausgezeichnet gefallen, wenn sie sich herabließen, das Buch eines Sozialisten zu lesen; denn das ist der Verfasser, aber er schreibt gar nicht hetzerisch, sondern streng akademisch.

Praktische Musiker und Musikforscher. Als am 3. September Friedrich Chrysander zur Ruhe gegangen war, schienen auch seine Gegner unter dem Eindruck zu stehn, daß die deutsche Musik einen schweren Verlust erlitten habe; nun aber glauben sie sich wieder rühren zu dürfen. Eine vielgelesene Leipziger Tageszeitung hat die erste Gelegenheit, die sich in der Aufführung von Händels Judas Makkabäus durch das Gewandhaus bot, benutzt, gegen den letzten Teil von Chrysanders Lebenswerk, seine praktischen Einrichtungen Händelscher Oratorien, einen kräftigen Vorstoß auszuführen. Der Musikredakteur des Blattes dankt dem Gewandhaus, daß es die Mode, die diese Einrichtungen emporhebe, nicht mitmache, erklärt, daß Chrysanders Accompagnement dilettantisch, sein Prinzip der historischen Rekonstruktion haltlos sei, und kommt zu dem Schluß, die Musikforscher sollten von den Bearbeitungen überhaupt die Hand lassen, sie seien bei den praktischen Musikern viel besser aufgehoben.

Da die Grenzboten schon frühzeitig für Chrysander eingetreten sind, wirds ihnen erlaubt sein, über diesen Ausfall auch ein Wörtchen zu sagen. Nur nebenbei mag bemerkt werden, daß der Redakteur sich mit dem Kompliment an das Gewandhaus versehen hat. Das allgemeine Verhältnis dieses Instituts zur alten Musik mag unerörtert bleiben, aber im Jahre 1895 hat es sich bekanntermaßen bemüht, von Chrysander die Einrichtung der „Deborah“ zur Aufführung zu erhalten. Auch das wollen wir übergehn, daß der Redakteur über die Möglichkeit historischer Rekonstruktion im Irrtum ist und von den Forderungen, die Chrysander z. B. über die Stärkeverhältnisse von Chor und Orchester aufgestellt hat, nichts zu wissen scheint. Nur seinen Versuch, mit dem Gegensatz von praktischen Musikern und Musikforschern zu operieren, wollen wir uns etwas näher ansehen. Eigne Er-

Digitized by Google

# Litteratur

Für den Freund deutschen Landes und Volkes hat der Naturalismus, der in der schönen Litteratur so trübe Wogen treibt, den Vorteil einer treuen Schilderung von Menschen und Schauplätzen gebracht, wie sie die Dorfgeschichte vordem nicht kannte. In den Meraner Skizzen: Anno dazumal und heute von Carl Wolf (Innsbruck, A. Edlingers Verlag, 1901), dem Verfasser des bekannten Volksschauspiels vom Andreas Hofer, hören wir die Meraner Spießbürger und -bürgerinnen, Gassenbuben und Saltner ihre Meinungen und Urteile über Welt und Menschen im unverfälschten Etschthäler Deutsch abgeben und erhalten zum Schluß noch eine aktenmäßige Schilderung des Entstehens und Aufblühens der Meraner Volksschauspiele. — Aus diesem südöstlichen Winkel, der jedem lieb bleibt, der einmal darin weilte, versetzt uns Dr. Heinrich Hansjakob in einen südwestlichen, der uns viel näher liegt, wo wir aber doch noch vieles mit und von dem bewährten Freund und Schilderer des Volks lernen können. Verlassene Wege nennen sich die diesjährigen Tagebuchblätter (Stuttgart, Adolf Bonz und Comp., 1902), die eine Wagenfahrt auf stillgewordnen Landstraßen aus dem Breisgau über den Schwarzwald in die Baar, durch den Hegau und Linzgau ins Donauried und von da zurück durch Hohenzollern und den württembergischen Schwarzwald ins Kinzigthal erzählen. Ungemein stimmungsvolle Landschaften und stille Menschen, die weltabgeschieden leben, schildert uns Hansjakob, den ja gerade die Gabe auszeichnet, das Kleinleben der Menschen zu verstehn wie wenige, sich hineinzuleben und es dann aus einem dichterischen Mitempfinden heraus darzustellen. Wenn wir auch aus mancher Sentenz und manchem Urteil den Geistlichen heraushören, spricht doch immer der Mann aus dem Volke zu uns. Eben diesem sehen wir auch gern kleine Geschmacklosigkeiten nach, wie das mehrmals wiederholte Bekenntnis, daß er seine Geschichten nicht schriebe, wenn er nicht das Geld so nötig brauchte. Indessen, Hansjakob ist auch darin ein echter Alemanne, daß er etwas vom Geld hält, und wenn er seiner Abneigung gegen Münzsammlungen und seiner Schätzung „wirklichen" Geldes offne Worte leiht, wissen wir zum Glück, daß er es am meisten schätzt, weil es ihm erlaubt, Bedürftigern davon zu geben.

Zoologische Plaudereien. Von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. Mit Zeichnungen von Dr. Etzold, E. de Maes und andern. Zweite Reihe. Leipzig, A. Twietmeyer

Marshall ist der tiefste, aber auch der vielseitigste und formgewandteste populäre Darsteller des Tierlebens in unsrer Litteratur. Wir setzen statt jeder Empfehlung, die er nicht mehr nötig hat, den Eingang zu „Der Leipziger Spatzen Not und Klage nach Einrichtung der Markthalle und der elektrischen Straßenbahnen. Ein ornithologisches Phantasiestück": „Der alte König Salomo hatte viele Schätze, beiderlei, in wirklicher und in übertragner Bedeutung, große Macht und erstaunliche Weisheit. Darin unterscheide ich mich gar sehr von seiner längst Allerhöchst verstorbnen Majestät, aber in einem Punkt habe ich doch eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm — ich verstehe nämlich auch die Sprache der Vögel. Ja die verstehe ich, besonders die der Spatzen. Ob ich die der wahrscheinlich krummschnäbligen Jerusalemer Spatzen würde begriffen haben, ist mir allerdings sehr zweifelhaft. Die Sprache der Leipziger Sperlinge ist besonders hübsch, sie schleicht sich so weich ins Ohr und ins Herze hinein; denn die lieben Vögelchen bieben und greischen, während sie wo anders piepen und kreischen."

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Fürsten in Oppeln und Ratibor zeitweilig sogar tschechisiert, wie denn die Amtssprache in einzelnen Landesteilen bis zur preußischen Besetzung auch tschechisch blieb, da Österreich trotz des hussitischen Beigeschmacks einer tschechischen Dienstsprache doch national viel zu gleichgiltig war, als daß es sich seiner deutschen Pflicht erinnert hätte.

Friedrich der Große führte zwar mit einem Federzuge die deutsche Volksschule auch in Oberschlesien ein, aber er konnte den deutschen Unterricht nicht durchsetzen, da sich weder Lehrer noch Schüler fanden. Erst im folgenden Jahrhundert wurde die Friedrichsche Absicht zur That, jedoch scheiterte die deutsche Volksschule an der polnischen Kirche, obschon der Glaube nicht national begrenzt ist, noch sein sollte. Aber gerade der deutschen Geistlichkeit in Oberschlesien war es vorbehalten, das absterbende Polentum immer wieder neu zu beleben und dadurch in einer Stärke zu erhalten, die es auch noch für die großpolnische Bewegung empfänglich macht. Die Staatstreue der oberschlesischen Polen mit ihrer stark gemischten Nationalität geriet ins Wanken, und der preußische Unterthan wurde zum fanatischen Großpolen. Natürlich ist diese Entwicklung noch nicht überall vollendet, aber die gefährlichen Anfänge sind aus Russisch-Polen und Galizien über die Grenze getragen worden, nachdem die wirklichen Polen Posens den Boden unter katholischer Flagge vorbereitet hatten. Jetzt verleugnet natürlich die deutsche Geistlichkeit das giftige polnische Hetzblatt „Katolik," das das Volk über die Kirche stellt und die unbedingte Gefolgschaft der Pfarrer fordert, aber die Förderung des Polentums durch die Pflege seiner arg entarteten Sprache in Oberschlesien kann die Geistlichkeit nicht bestreiten, auch wenn sie persönlich deutsch gesinnt oder national gleichgiltig ist.

Auf dem linken Oderufer herrscht die deutsche Sprache, nur dicht an dem Strome hat sich die polnische Mundart noch durch den Verkehr über den Fluß erhalten. Auf dem rechten Oderufer sind die Städte deutsch, das Land zunehmend polnisch bis zur großpolnischen Grenze im Osten und Südosten. Die Geistlichkeit hat bei verschiedner Abkunft eine deutsche Erziehung im Breslauer Seminar genossen und ist nach der Sprache überwiegend deutsch, auch die Träger polnischer Namen sind längst in ihrer Bildung verdeutscht. Die meisten beherrschen das Wasserpolnische nur in dem Maße, daß sie eine dem ländlichen Zuhörerkreise angemessene Predigt höchst einfachen Inhalts halten und notdürftig ein Gespräch mit den Bauern führen können. Die Pfarrer machen aus diesem Sprachmangel gar kein Hehl, aber die notwendige Folgerung ziehn sie nicht daraus, daß sie sich überhaupt nur der deutschen Sprache bedienen. Das Wasserpolackische ist freilich so mit deutschen Worten und Satzwendungen durchsetzt, daß sein Gebrauch nicht schwer fällt. Vielleicht findet darin auch die bedauerliche Thatsache ihre Erklärung, daß sogar Landräte und die deutschen Wirtschaftsbeamten deutscher Großgrundbesitzer, wie diese selbst, wasserpolnisch mit den Leuten sprechen, statt zu verlangen, daß die Kreisinsassen und die von ihnen abhängigen Tagelöhner deutsch reden.

Bis zum vierzehnten Lebensjahre, der Grenze des gesetzlichen Volksschul-

Digitized by Google

Wer die verdummte Menge gesehen hat, die, bis zu 40000 Menschen anschwellend, auf dem Annaberg lagert und keine Spur wirklich religiösen Empfindens verrät, der muß sich sagen, daß die Kirche weniger auf das Verständnis ihrer Anhänger als auf die rohe Zahl, wie sie sich auch zusammensetzt, Wert legt. Die Zusammenpferchung einer so großen Menge auf kleinem Raume hat außerdem große sittliche Gefahren im Gefolge, die gar nicht geleugnet werden können. Diese Wallfahrer sind meist arbeitsscheue Tagediebe, die wochenlang auf der Landstraße liegen und der Arbeit aus dem Wege gehn. Der Zulauf aus Galizien und Russisch-Polen wirkt natürlich auch polonisierend auf die Umgebung dieses Wallfahrtorts, was der Geistlichkeit nicht entgehn kann. Die Wallfahrt ist ein polnisches Volksfest und dient zur Verbrüderung des politisch getrennten Polentums in seiner kirchlichen Zusammengehörigkeit. Wir wissen aus dem Wreschener Prozeß, daß die katholische Kirche polnischer Zunge geflissentlich polnisch und katholisch als untrennbare Einheit hinstellt und dem Volke das Deutschtum als den protestantischen Kirchenfeind schildert. Die deutschen führenden Zentrumsblätter, die „Kölnische Volkszeitung“ und die „Germania,“ verbreiten in Leitartikeln offen diese gut polnische Anschauung, sodaß man dann eine solche bewußte Fälschung der wirklichen Verhältnisse der deutschen Geistlichkeit kaum übel nehmen kann. Es ist ja die althergebrachte Schwäche des deutschen Priesters, seine Kirche über sein Volkstum und seinen Staat zu stellen. Der Kampf des deutschen Kaisertums gegen Rom beruht auf diesem Gegensatz der Gefühle, dessen sich kein Pfarrer eines andern Volkes jemals schuldig machen würde. Es ist ein eigentümliches Vorkommnis, daß auch der deutsche Gustav Adolf-Verein evangelische Gemeinden in Ungarn unterstützt hat, deren Kirchenobern das Deutschtum ihrer Sprengel gewaltsam magyarisierten.

Natürlich kommt dem deutschen Pfarrer Oberschlesiens diese vaterlandsfeindliche Haltung seiner Kirche gegenüber dem eignen Volkstum nur dunkel zum Bewußtsein, und er denkt sicherlich nur an seine polnischen Beichtkinder, denen er ohne den Gebrauch ihrer Muttersprache nicht zum Herzen sprechen zu können glaubt. Er vergißt völlig, daß gerade seine Kirche keinen Volksunterschied kennt, und daß die stark mit deutschem Blut vermischten Polen doch die deutsche Staatssprache völlig beherrschen. Er selbst entwöhnt sie aber in der Kinderlehre und in der Predigt ihrer deutschen Bildung und wirft sie in ihre polnische Unkultur zurück. Jetzt droht freilich der großpolnische Agitator mit der bedingungslosen Unterwerfung der Kirche unter das Polentum, während bisher die Geistlichkeit die Massen regierte, aber noch halten das Zentrum und die deutschen Pfarrer Oberschlesiens zum Polentum, zum Schaden ihres eignen Volks, aus Angst vor dem Verlust der bisher so verläßlichen Wahlkreise. Die Geistlichkeit leugnet gar nicht den Mangel an Staatsinteresse, an dem es sonst katholische Priester außerhalb Deutschlands nirgends fehlen lassen, sie entschuldigt aber diese vaterlandslose Haltung damit, daß ihr der Staat im Kulturkampf gewaltsam die Vaterlandsliebe ausgetrieben habe, als er ihr die Orts- und Kreisschulaufsicht nahm und ihr mit offenbarem Mißtrauen begegnete. Diese Thatsache ist freilich unbestreitbar und hat sicher auch manchen

Digitized by Google

nischen Religionsunterrichts und Gottesdienstes auf. Religiöse Unterweisung und Erbauung in polnischer Sprache könnten aber nur dann gefordert werden, wenn die Gläubigen des Deutschen nicht mächtig wären, was thatsächlich nicht der Fall ist. Die Pflicht der Regierung bei ihrer gegenwärtigen klarern Polenpolitik ist es aber, die Erfolge der Volksschule auch für die Erwachsenen zu sichern und ihre Früchte nicht durch deutsche Pfarrer verderben zu lassen. Obschon die oberste Kirchenbehörde wie der Dorfgeistliche im allgemeinen nicht undeutsch gesinnt sind, kann es leider nicht geleugnet werden, daß noch manche fanatisch polnische Geistliche im Amte sind, wenn auch ihr Treiben dem Fürstbischof sicherlich nicht genehm ist. Die Regierung muß aber reinen Tisch machen und fordern, daß die Kirche nicht zur Dienerin der großpolnischen Bewegung wird, sondern offen die deutsche Farbe in ihren Amtsverrichtungen bekennt. Und so muß als Mindestmaß des kirchlichen Entgegenkommens die deutsche Kirchensprache auf dem ganzen linken Oderufer und die Einführung des deutschen Konfirmandenunterrichts, sowie der abwechselnden deutschen Predigt auf dem rechten Oderufer verlangt, in den Städten aber vom polnischen Gottesdienst überhaupt abgesehen werden, da diese hinreichend deutsch geworden sind. Sonst wird Oberschlesien ein nationalpolnisches Gebiet, und wir erleben dieselben Zustände wie in Posen. — Der Reichskanzler hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Zeit der Polenverhätschlung vorbei ist, und daß dem Deutschtum der starke Arm der Staatsgewalt nicht fehlen wird. Die Miquelsche Absicht soll also mit den Machtmitteln des Staats durchgeführt werden. Auch auf kirchlichem Gebiet ist dieser nicht wehrlos, wenn nur die Regierung festen Willen hat.

Kurd von Strantz

## Miquel und Bennigsen

Es wird immer offenbarer, daß die eigentlichen Worthalter der nationalliberalen Partei keineswegs mit der Rede zufrieden sind, die der Vater der Fraktion am Grabe seines Freundes Miquel gehalten hat. Man kann sich darüber wundern, aber Grund dazu ist nicht vorhanden. Schon seit den Heidelberger Tagen im Jahre 1887, wo Miquel, noch nicht Staatsmann im Dienst, das Stichwort der Sammlungspolitik ausgab und damit die große Politik im Bismarckischen Stile zu treiben begann, war seine Stellung an der Spitze der Partei erschüttert. Was wollte man auch mit einem Parteiführer, der die Grundparagraphen des nationalliberalen Prinzips im Stich ließ und mit der Rechten paktierte, wo es doch darauf ankam, die Linke wieder zu gewinnen?

Laßt ihn hinfahren. Es ist die Großmannsucht. Er will sein Leben an eitle Bewundrung setzen! So lautet in den Räubern das Wort über Karl Moor, als er seinen Ruhm nicht mehr in den Thaten seiner Bande fand, und ähnlich war das Urteil über Miquel, als er einsah, daß nicht alle

Digitized by Google

beiden Mitarbeitern Bismarcks wird sein Ehrgeiz nur von der Sache getragen. Deshalb wird auch die Miquelsche Finanzverwaltung wie die eines Colbert und eines Walpole, doch ohne deren Flecken durch die Jahrhunderte strahlen. Seine Rechnung war rein, rein bis zu dem Augenblick, wo sein Kaiser ihn entließ, und rein bis zur letzten Stunde, wo der Tod ihn verabschiedete.

Was konnte bei dieser Gelegenheit der Freund besseres vom Freunde sagen, als die Wahrheit, die Wahrheit, die den einen ehrt wie den andern, und die unter edeln Menschen der Freundschaft festester Kitt ist? Miquel hat niemals im Banne politischer Dogmen und Formeln gestanden, so lauten die Worte, die Rudolf von Bennigsen dem verewigten Freunde ins Grabe hinein nachgerufen hat. Worte der Freundschaft am Grabe, aber über dieses hinaus fallen sie um so wuchtiger auf die Nachwelt, als sie keineswegs mit der Ausschließlichkeit von dem gelten, der sie gesprochen hat, und weil sie deshalb als das vollgiltigste Zeugnis für die Ehre dessen zu halten sind, dem zum Lobe sie gesprochen wurden. Noch fügte Bennigsen hinzu: „Dazu war sein Wissen zu reich, zu umfassend, die lebhafte Phantasie seines Geistes viel zu bedeutend, um in engen Schranken wohnen zu können. Das ist ihm vielfach zum Vorwurf gemacht worden, auch von seinen Freunden, namentlich als er Minister geworden war."

Daß zu diesen politischen Freunden, die mit Miquels Annahme des Ministerpostens nicht einverstanden waren, seiner Zeit auch Bennigsen gehört hat, ist außer allem Zweifel. Vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet war das bedauerlich, politisch war es fast wie ein nationales Unglück. Ob freilich mit dem Zusammenhalten der beiden die Fehler, die früher schon verschuldet worden waren, wieder hätten gut gemacht werden können, ist eine andre Frage. Nichtsdestoweniger wäre damit dem Zentrum sein Einbrechen in die entscheidende politische Stellung schwerer gemacht worden.

Von dem Augenblick an, wo die beiden in die politische Arena eintreten, gehören sie durch eine lange Reihe von Jahren unzertrennlich zusammen. Der eine tritt aus den Reihen des stolzen hannoverschen Adels in die bürgerliche Opposition über, und der andre macht mit seiner Schrift über die Ausscheidung des hannoverschen Kammerdominialguts (Leipzig, 1862) jede Aussöhnung mit der Regierung unmöglich. Als im Jahre 1859 mit dem Frieden von Villafranca Preußen wie auf dem Pariser Kongreß nach der Beendigung des Krimkriegs beiseite geschoben werden sollte, und damit die Frage der deutschen Einigung abermals in dem Staube der Frankfurter Bundestagsakten vergraben zu werden drohte, da riefen die beiden den deutschen Nationalverein ins Leben, der mit noch nicht dagewesener Klarheit in seinem Programm der Politik Bismarcks vorarbeitete. In dasselbe Kapitel gehört es, wenn Bennigsen im Mai des Jahres 1866 seinen sogenannten Urantrag auf Anschluß Hannovers an Preußen stellte, und einige Tage später sein Freund Miquel diesen verteidigte. Während der folgenden Jahre waren sie innerhalb und außerhalb der Parlamente die eifrigsten und einflußreichsten Förderer der Bismarckschen Absichten, und der Ausbau der Reichsgesetzgebung trägt vorzugsweise den Charakter ihres Geistes.

Digitized by Google

Nationalliberalen, hat aber wohl in ihren Reihen eine Erklärung gefunden. Die Erzählung, die diese bringt, gipfelt darin, daß Bennigsen den Freund bei einem Besuche, den er ihm nach langjähriger Entfremdung gemacht hätte, noch unter dem starken Eindrucke seiner Entlassung angetroffen habe. Diese sei ungemein ungnädig gewesen, Miquel habe das Palais des Kaisers als gebrochner Mann hinter sich gelassen. Das Nähere müsse noch Geheimnis bleiben, aber Bennigsen, der die nötigen Aufzeichnungen gemacht habe, werde, wenn es Zeit sei, nicht damit zurückhalten.

Diese Erzählung trägt, wenn auch nicht den Stempel der freien Erfindung, doch sehr den der tendenziösen Färbung an sich. Daß sich bei Gelegenheit des Besuchs — oder wurde er gerade deshalb gemacht? — die beiden ausgesöhnt haben, ist selbstverständlich, ebenso, daß Miquel gerade dem wiedergewonnenen Freunde das nötige Material zu geeigneter Veröffentlichung übermacht haben wird; aber der „gebrochne Mann" ist ein Unsinn. In diesem Falle kann die „Gebrochenheit" nur zwei Voraussetzungen haben, entweder einen Ehrgeiz, der sich nicht von der Sache habe leiten lassen, oder die direkte Unredlichkeit, aber für Miquel ist weder die eine zutreffend noch die andre. Auch eine über das Maß hinausgehende Erschütterung paßt nicht in das Gemüt eines Mannes, der mehr, als man anzunehmen geneigt ist, durch Philosophie gestählt war. Miquel spielte um einen großen Einsatz: daß dieses Spiel für ihn verloren gehn konnte, dessen war er sich jeden Augenblick gewärtig. Impavidum ferient ruinae.

Unter diesen Umständen bleibt nichts andres übrig, als für den Zustand der Gebrochenheit, der den Leuten nun einmal als thatsächlich gilt, aber es in Wirklichkeit nicht zu sein braucht, eine andre Erklärung zu finden. Es ist natürlich, daß die Aussöhnung der beiden Staatsmänner nach der Entlassung Miquels ohne weiteres in der Partei nur wenig Entgegenkommen finden mußte, und daß sich ein williges Verständnis für die Sache erst dann einstellen würde, wenn man der Meinung sein konnte, daß der Freund dem Freunde in der Not zu Hilfe geeilt sei und seinem Seelenschmerze die aufrichtende Hand geboten habe. Nicht als ob damit der Glaube erweckt werden sollte, daß hier eine Fiktion Bennigsens vorläge, aber es ist erklärlich, daß er gern dem sich aufdrängenden Bedürfnis der Menschen entgegenkam, weil es ihm in seiner Stellung zwischen dem Freunde und der Partei von Belang war. Auch für die Grabrede, die für den Fraktionsgeist geradezu unverständlich ist, mochte die fromme Legende von der Hilfsbedürftigkeit des gewesenen Ministers rettend eintreten.

Eine Legende, die im Aberglauben und in der Unzulänglichkeit alles Menschentums ihren Grund hat, aber nichts andres als eine Legende. Gewiß haben beide Freunde das Bedürfnis gehabt, sich wieder zu finden, und wie bedauerlich sie an und für sich war, so gab doch die Entlassung Miquels dazu den besten Anlaß. Der gewesene Minister hatte jetzt seine Erfahrung, wie früher der Oberpräsident sie gemacht hatte; gleiches Geschick führt auch weniger kongeniale Naturen zusammen. Daß aber in dem frischern Schmerz

Digitized by Google

# Über die Germania des Tacitus

Nachdem der vierte Band von Müllenhoffs großem Lebenswerke, der deutschen Altertumskunde, der den Kommentar zu des Tacitus Germania enthält — nach des Verfassers Tode und mit dem Abschluß des Jahrhunderts —, erschienen ist, scheint auf dem Gebiet der Germaniaforschung, Einzelheiten natürlich abgerechnet, ein gewisser Stillstand eingetreten zu sein. Somit dürfte denn der Zeitpunkt gekommen sein, wo es angezeigt ist, auch einem weitern Leserkreise etwas von dem Ergebnis dieser umfangreichen und tief gehenden Forschungen mitzuteilen. Nicht als ob es beabsichtigt wäre, einen Auszug aus dem Ganzen zu geben oder den Text der Germania kapitelweise durchzugehn — dazu fehlt schon der Raum, abgesehen davon, daß es den Leser ermüden würde —, nur was in der groß angelegten Einleitung des Werks ausgeführt ist, soll hier zur Sprache kommen, insbesondre die Fragen erörtert werden, was Tacitus mit seiner Germania gewollt und beabsichtigt hat, welche Quellen er benützt hat, welche Glaubwürdigkeit ihm zukommt, endlich welche Schicksale die Schrift im Laufe der Zeit erlebt hat.*)

Es hat lange Zeit als eine ausgemachte Wahrheit gegolten, Tacitus habe seine Schrift über Deutschland in der Absicht abgefaßt, seinen Landsleuten, den Römern, in der Schilderung des germanischen Lebens einen Spiegel vorzuhalten, worin sie die Entartung ihrer eignen Zustände hätten erkennen sollen. Darin liegt unzweifelhaft ein Stück Wahrheit. Denn es fehlt nicht an bittern Ausfällen, Seitenhieben und Anspielungen auf die in Rom herrschende Verderbnis der Sitten, auf die Habgier, die Zerrüttung des Familienlebens, den Luxus und was dergleichen mehr ist, und die Einfachheit und die vermeintliche Reinheit der germanischen Sitten wird an mehreren Stellen nachdrücklich betont. Aber solche Anschauungen lagen nun einmal in der Stimmung der Zeit. Die Neigung, die Völker des Nordens in einer idealen Beleuchtung zu betrachten, war im Grunde ein altes Erbe, das die Römer von den Griechen übernommen hatten. Die ersten Ansätze dazu finden sich schon in der Homerischen Dichtung; es sind zunächst die fabelhaften Hyperboreer, von denen man erzählte, daß sie in seliger Unschuld dahinlebten, dann die Skythen, und zuletzt, als sie mehr und mehr in den Gesichtskreis der römischen Kulturwelt traten, die frischen und unverdorbnen Naturvölker Germaniens.

*) Die Bezeichnung Germania findet sich erst in jüngern Handschriften. In den besten Handschriften lautet der Titel der Schrift: de origine et situ Germanorum, eine andre Handschrift erweitert ihn noch durch den Zusatz: moribus ac populis.

Digitized by Google

von der Voraussetzung aus, die allerdings der Gewißheit nahezu gleichkommt, daß die Germania im Jahre 98 veröffentlicht worden ist. Am 27. Januar dieses Jahres war Kaiser Nerva aus dem Leben geschieden, nachdem er den Spanier Trajan adoptiert, zum Mitregenten ernannt und zum Konsul designiert hatte. Zu der Zeit des Regierungswechsels hielt sich der neue Imperator an der Ostgrenze des Reiches, in Köln auf, weil die Verhältnisse hier infolge der Mißregierung Domitians in arge Verwirrung geraten waren. Abhilfe zu schaffen war allerdings Trajan der rechte Mann. Er stellte vor allem die unter Domitian gänzlich verfallne Mannszucht bei den Truppen wieder her und erreichte ohne größere kriegerische Unternehmungen, daß sich die ansässigen Germanenstämme der Autorität des römischen Namens wieder fügten und, wie Plinius in seiner Lobrede auf den Kaiser Trajan hervorhebt, vor dem Tribunal des römischen Imperators erschienen, um seine Entscheidungen entgegenzunehmen. Die Befestigungen der Rheinstädte wurden verstärkt, und die colonia Trajana, das jetzige Xanten, gegründet, die Anzahl der Legionen um zwei vermehrt, und die schon von Domitian begonnene Grenzsperre energisch weiter geführt. Alle diese Maßnahmen hielten den Cäsar einstweilen am Rhein fest. Inzwischen trug man aber in Rom sehnliches Verlangen nach seiner Rückkehr. Denn auch hier gab es mancherlei zu thun und zu ordnen. Mit welcher Ungeduld die Ankunft des neuen Imperators erwartet wurde, zeigen besonders zwei um diese Zeit verfaßte Epigramme des Martial. Das eine lautet:

Den preis ich glücklich, dem vergönnt, zu schauen
Im Glanz der nordschen Sonne Romas Held.
Wann kommt der Tag, wo sich des Marsfelds Plan
Mit Menschen füllt, die Bäume man erklimmt,
Aus allen Fenstern Weiberköpfe schaun?
Wann wird des Staubs zu harren Wonne sein,
Der in der Ferne wirbelt, wann ganz Rom
Auf der Flaminischen Straße wartend stehn?
Wann naht der Reiter und im bunten Kleid
Des Nils braunfarbger Sohn, wann wird das Volk
Einstimmig rufen: „Sehet her, er kommt“?

Und in dem andern ruft der Dichter den Vater Rhein an, er möge nicht dulden, daß aufsässige barbarische Hirten ihre Karren über seinen Nacken führten, sondern da er einmal die goldnen Hörner wiedergewonnen habe, als Römer an beiden Ufern dahinbrausen, den Trajan aber — so wolle es sein Herr, der Tiber — seinem harrenden Volke nach Rom zurückführen.

Nun schließt Müllenhoff so: Wenn Tacitus, der sich als Staatsmann in verschiednen hohen Stellungen bewährt hatte — er hatte eben erst im Jahre 97 nach dem Tode des als Krieger wie als Staatsmann und als Mensch gleich hochgeschätzten Virginius Rufus mit dem Nerva zusammen das Konsulat bekleidet, der überdies zu Trajan mindestens gute Beziehungen hatte, wenn er ihm nicht gar persönlich nahe stand —, wenn Tacitus gerade in dieser einigermaßen kritischen Zeit es unternahm, eine Schrift über Deutschland zu veröffentlichen, so müssen es schwerwiegende Gründe gewesen sein, die ihn dazu

Digitized by Google

Politiker, oder was wahrscheinlicher ist, der Historiker die Feder führte, jedenfalls war in der Lage der Dinge ein ausreichender Anlaß gegeben, die Blicke der Römer wieder einmal nach Deutschland zu lenken und die Zustände dieses damals so merkwürdigen Landes gründlich zu beleuchten.

Daß schon vor Tacitus verschiedne Schriften über Deutschland erschienen sind, ist allgemein bekannt. Cäsars Bericht über Gallier und Germanen kennt jeder, der die Tertia eines Gymnasiums besucht hat. Livius hat aus guten Quellen — er war am Julischen Hofe wohlgelitten und ein besondrer Günstling der Livia — die Feldzüge des Drusus in Germanien dargestellt. Aber diese Bücher, es sind die letzten seines großen Geschichtswerks, sind verloren gegangen, und es sind nur noch kümmerliche Inhaltsangaben davon übrig, wozu dann freilich noch die Reflexe bei Dio Cassius kommen, der fast zweihundert Jahre später geschrieben und aus Livius geschöpft hat. Des Livius Geschichtswerk wurde fortgesetzt von dem kenntnisreichen Aufidius Bassus, dann folgt das schon erwähnte Werk des Plinius über die germanischen Kriege, das wichtiger als alle seine Vorläufer schon deswegen war, weil Plinius, da er bei der römischen Reiterei in Deutschland gedient hatte, Land und Leute aus eigner Anschauung kannte. Alle diese mit Ausnahme der Kommentarien Cäsars verschwundnen Schriften wird natürlich Tacitus gekannt haben, den Cäsar nennt er bekanntlich in seiner Germania und bezeichnet ihn als den summus auctor, aber eigentlich benutzt für seine Darstellung hat er sie außer dem Plinius schwerlich. Daß er auch Plinius großes naturgeschichtliches Werk herangezogen hat, beweist die bekannte kleine Episode über den Bernstein, die offenbar aus Plinius geschöpft ist. Noch andre heute verlorne Schriften mögen unserm Autor bei seiner Arbeit vorgelegen haben: wenn er gelegentlich irrige Angaben bekämpft oder bezweifelt, mag er sich auf ältere uns unbekannte Geschichtschreiber oder Archäologen beziehn. Aber im ganzen steht Tacitus in seiner Darstellung offenbar auf eignen Füßen. Nicht die Vergangenheit will er schildern, sondern er will, wie Müllenhoff mit Recht hervorhebt, darstellen, wie es zu seiner Zeit in Deutschland aussah.

Wenn nun aber Tacitus unzweifelhaft mehr von Deutschland weiß als alle seine Vorgänger, so entsteht die Frage, woher denn seine überlegne Kenntnis stammt. Ist er etwa wie Plinius selbst in Deutschland gewesen? Das ist schon früh behauptet und auch von Neuern wiederholt worden, und in der That klingen manche der in der Germania vorkommenden Angaben so, als ob sie von einem Augenzeugen herrührten. Aber wenn dem so wäre, wenn Tacitus wirklich das von ihm beschriebne Land aus eigner Anschauung sei es als Soldat, sei es als Beamter kennen gelernt hätte, so würde er kaum unterlassen haben, seinen Lesern dies an irgend einer Stelle seiner umfangreichen Schriften zu verraten. Nun aber giebt es keine Stelle in den Werken des Tacitus, aus der man schließen könnte, daß er das Land jenseits und diesseits des Rheins betreten habe. Er sagt freilich auch nicht das Gegenteil, und die meisten seiner Äußerungen werden, wie gesagt, mit der Gewißheit eines Augenzeugen gemacht. Aber darin folgt der Autor nur der Weise, die bei der

Digitized by Google

jeher ein ununterbrochner Verkehr, Beamte und Offiziere kamen und gingen; germanische Söldner dienten schon damals in den römischen Heeren, und auch Abgesandte germanischer Völkerschaften waren keine Seltenheit in Rom. Man brauchte nicht erst Deutschland zu bereisen, um sich über des Landes Brauch und Sitte zu unterrichten.

Somit kann des Tacitus Bericht als eine Geschichtsquelle ersten Ranges gelten. Der Autor hat darin ein Bild des germanischen Lebens gegeben so getreu, als in jenen Zeiten nur möglich war, viele seiner Nachrichten sind durch die Zeugnisse der altgermanischen Dichtung und andre Überlieferungen bestätigt worden. Auf die fragwürdigen Angaben der römischen Gelehrten läßt sich Tacitus selten ein, durch eine einschränkende Bemerkung, wie memorant oder quidam opinantur, bezeichnet er sie gewöhnlich als unverbindliche Hypothesen; wo er selbst nichts genaueres hat ermitteln können, setzt er wohl im offnen Eingeständnis seiner Unkenntnis ein parum comperi, und der letzte Satz der Germania beginnt mit den Worten cetera iam fabulosa, um mit der Bemerkung: quod ego ut incompertum relinquam zu enden. Wenn seine Angaben mehrfach von denen Cäsars abweichen, so hat man wohl diesen die größere Glaubwürdigkeit zugeschrieben, weil Cäsar ja mit den Germanen persönlich in enge Berührung gekommen ist, oder sich mit der Annahme geholfen, daß während der hundertfünfzig Jahre, die zwischen den Kommentarien Cäsars und der Germania des Tacitus liegen, in dem Glauben und der Sitte der Germanen wesentliche Änderungen eingetreten seien. Damit will man unter anderm die abweichenden Berichte über die Religion der Germanen erklären, die Cäsar bekanntlich als einen reinen Naturdienst schildert, bei dem die Sonne, der Mond, das Feuer verehrt worden seien, während Tacitus schon manche der auch sonst beglaubigten Einzelgötter, den Wodan, den Donar, den Ziu, die Nerthus kennt. Dem gegenüber macht Müllenhoff erstens mit Recht geltend, daß so tief gehende Änderungen in der Denkweise eines Naturvolks einen größern Zeitraum verlangen als den von ein- bis zweihundert Jahren; dann führt er den Beweis, daß die Kenntnis des Tacitus von den deutschen Angelegenheiten nicht nur umfangreicher, sondern auch gründlicher als die Cäsars gewesen sei. „Tacitus, sagt er, hat die reife, langjährige Kenntnis für sich, bei jenem liegt der Beginn der Berichterstattung vor.“ Cäsar, sagt er weiter, habe eingehende Studien über Deutschland weder machen können, noch machen wollen; in dem ausführlichen stark politisch gefärbten Bericht über seine gallischen Feldzüge seien die Angaben über die rechtsrheinischen Nachbarvölker nur eine kurze Episode, überdies habe er sich viel zu sehr auf die nicht immer zuverlässigen Mitteilungen seiner gallischen Umgebung verlassen. Aus solchen Quellen wird auch wohl die famose Jagdgeschichte von dem Elchtier geflossen sein, von dem Cäsar ganz unbefangen erzählt, es sei ohne Gelenke, halte deswegen gegen einen Baumstamm gelehnt stehend seine Nachtruhe und werde dann durch Umsägen oder Ausgraben des stützenden Baumstamms zu Falle gebracht und gefangen. Kurz, Cäsar, meint Müllenhoff, hat an der Germanenwelt nur ein flüchtiges Interesse genommen, wogegen Tacitus

Digitized by Google

aus einem benachbarten Kloster entliehn hatte. Eine weitere Handschrift der Germania war im Mittelalter in der Bibliothek des hochberühmten Klosters Corvey vorhanden, und man kann annehmen, daß sie eine Abschrift der Fuldenser gewesen ist. Sie ist aber mit den andern Schätzen des Klosters, die zum unersetzlichen Schaden für die Wissenschaft durch die Ungunst der Zeiten in alle vier Winde zerstreut oder vernichtet worden sind, verloren gegangen. Eine Abschrift davon ist aber schon im fünfzehnten Jahrhundert nach Italien gelangt, woraus alle die Handschriften stammen, in denen der Text der Germania vorliegt. Wie diese Verpflanzung zustande kam, ist merkwürdig genug und soll deshalb in Kürze mitgeteilt werden. Seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Wellen des Humanismus in Italien zu fluten begannen, hatte man dortzulande angefangen, auf Handschriften römischer Autoren Jagd zu machen. Der berühmte Humanist Francesco Poggio unternahm im Jahre 1414 mit Unterstützung und im Auftrage des Florentiner Nobile Nicolaus de Nicolis eine förmliche Forschungsreise durch Deutschland und brachte auch mehrere bis dahin in Italien unbekannte Schriften, darunter höchst wertvolle, nach Italien zurück. Bald nahmen sich auch die Päpste der Sache an. Von Nikolaus V. (1447 bis 1455) wurde ein gewisser Enoch von Ascoli nach Frankreich und Deutschland gesandt, Handschriften zu sammeln und nach Italien zu bringen. Dem Deutschmeister Ludwig von Erlichshusen wies er ein Schreiben des Papstes vor, worin es hieß, Seine Heiligkeit wünsche, daß ein Buch weggeschafft würde (surripiatur), damit eine Abschrift davon genommen werde. Das fragliche Buch ist aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, sicherlich die Germania, nach der schon Poggio vergeblich geforscht hatte, und die Bücherei, der sie angehörte, sicherlich keine andre, als die des Klosters Corvey. Daß es dem Abgesandten gelungen ist, seinen Auftrag auszuführen, ist schon bemerkt worden, und unmöglich ist es nicht, daß er noch weiter gegangen ist, als sein Auftrag lautete, und die Handschrift selbst entführt hat. Im Jahre 1470 erschien die Germania zum erstenmal in Venedig im Druck, zusammen mit einigen andern Taciteischen Schriften, dann gesondert 1473 in Nürnberg.

Ähnlich wie der Germania ist es auch einer Handschrift der Taciteischen Annalen ergangen, die zu den Schätzen des Klosters Corvey gehörte. Sie wurde im Jahre 1508 gestohlen und nach Italien gebracht. Papst Leo X. soll dem Überbringer 500 Dukaten dafür gezahlt haben. Wahr oder nicht, jedenfalls hat Leo aus dem Diebstahl kein Hehl gemacht; es existiert noch jetzt ein Schreiben von ihm an den Erzbischof Albrecht von Mainz, worin erwähnt wird, daß die ersten fünf Bücher der Kaisergeschichte des Tacitus durch Diebstahl entwandt und durch viele Hände gegangen wären, bis sie zuletzt in die seinigen gelangt seien. Leo hat die Unterschlagung, deren er sich schuldig wußte, später in eigner Weise wett gemacht: er hat dem deutschen Kloster ein schön gebundnes Exemplar der eben erst (1515) im Druck erschienenen Handschrift gesandt und ihm zugleich einen ewigen Ablaß gewährt — das ist dieselbe humorvolle Deferenz, die ein andrer Leo, nämlich Leo XIII.,

Digitized by Google

Schirmenitz erreichte, schon einen Tagemarsch von 25 bis 30 Kilometern hinter sich, und ein noch größerer nebst einem Kampfe stand noch für denselben Tag bevor. Karl war nämlich auf die Kunde, der Kurfürst habe bei Mühlberg ein Lager aufgeschlagen, von fast jugendlichem Ungestüm erfaßt, gegen Albas Rat plötzlich mit dem Plane hervorgetreten, durch einen Geschwindmarsch bis zur Elbe vorzurücken, den Fluß zu forcieren und den Kurfürsten mit seinem Heere zu fangen. Deshalb war er viele Stunden vor Tagesanbruch — etwa nachts zwei Uhr — aus den nordwestlich von Lommatzsch liegenden Dörfern Jahna und Hof, seinem Quartier am 23. April, abmarschiert, sodaß seine Kolonnen, Alba und Herzog Moritz voran, seit Vormittag acht Uhr über Strehla im Gelände von Paußnitz und Schirmenitz eintrafen. Nun ließ er vorläufig Halt machen und das Lager aufschlagen. Warum er dies gerade hier that, erkennt jeder, der das Gelände mit Augen sieht. Die schon oben erwähnte, sich nordwärts ziehende Hügelkette senkt sich hier in einem ostwärts geneigten Plateau zur Elbe hinab; dieses Plateau aber endigt bei Schirmenitz in einer langen, von der Straße markierten, nordwärts gerichteten Randlinie so jäh, daß ein 5 bis 6 Meter hoher fast senkrechter Absturz entsteht, an dessen Fuß sich der Schirmenitzbach durch die Aue schlängelt. Diese Aue setzt sich ohne weitere Faltung des Geländes ostwärts fort bis zu den den Strom begleitenden Uferwiesen. So bildet also der Rand des Plateaus bei Schirmenitz einen von der Elbe her fast unangreifbaren, wie durch einen hohen künstlichen Wall befestigten Lagerplatz von großer strategischer Wichtigkeit. Deshalb spielt der Name Schirmenitz eine große Rolle nicht nur am Tage der Schlacht, sondern auch noch nachher: hierher kehrte der siegreiche Kaiser trotz der 25 bis 30 Kilometer betragenden Entfernung vom Schlachtfelde zurück, weil er sich nur hier vor jedem unvermuteten Angriff sicher fühlte; in die Nähe von Schirmenitz (nach Außig) brachte er seinen Gefangnen, hier rastete er mit dem ruhebedürftigen Heere zwei volle Tage, bis er am 27. April in der Richtung auf Wittenberg aufbrach. Das Plateau bei Schirmenitz, auf dem damals sein Heer drei Tage lang lagerte, heißt bis auf den heutigen Tag bei den Bauern der „Speensberg," d. h. der Spanierberg. Diese und andre Mitteilungen, insbesondre auch eine wichtige Stelle aus den Pfarrakten, verdanke ich Herrn Pfarrer Freytag in Schirmenitz.

Karl selbst und sein Bruder Ferdinand, König von Böhmen und Ungarn, nahmen ihr Quartier in der Pfarre bei Mathäus Umlauf, dem ersten protestantischen Geistlichen der Gemeinde. Ein passenderes Quartier war undenkbar; denn die Pfarre liegt am äußersten Rande des oben geschilderten Plateaus mit freiem Überblick über das ganze sich nach Außig und Mühlberg hin erstreckende Wiesengelände. Vor der Pfarre standen noch bis vor kurzem zwei mächtige, uralte Linden, die möglicherweise in ihren jungen Tagen die ganze fremdartige Szenerie, die diese Kriegsereignisse für das stille Dorf mit sich brachten, geschaut haben; leider war der eine der beiden ehrwürdigen Bäume wenig Tage vor meiner Ankunft von einem starken Sturme umgebrochen worden. In der Pfarre selbst ist ein älterer Teil mit niedrigern Zimmern erhalten, der nach seiner Bauweise sehr wohl aus dem Zeitalter der Reformation stammen kann; das größte Zimmer dieses Baus gilt nach einer von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Tradition als das, worin der Kaiser und sein Bruder gewohnt hätten. Natürlich läßt sich nicht feststellen, ob diese Tradition wirklich vollkommen der Wahrheit entspricht.

Die lange Kette von kriegerischen Ereignissen, die sich am 24. April 1547 zwischen Schirmenitz und dem fast 30 Kilometer weiter nördlich liegenden Südrande der Lochauer Heide abspielten, Kämpfe, die man in der Regel unter dem Namen der Mühlberger Schlacht zusammenfaßt, ist in den neuern Geschichts-

Digitized by Google

etwa um zwei Uhr, die Verfolgung des Feindes in der Ordnung aufnahm, daß eine Vorhut unter Alba und Herzog Moritz voraus ritt, und der Kaiser selbst mit dem „gewaltigen Haufen“ folgte. Die Kaiserlichen ritten östlich von der Rückzugslinie der Sachsen, also über Burxdorf und Langenrieth in der Richtung auf Saxdorf, doch so, daß sie durch westwärts vorgeschickte Husaren die Verbindung mit dem Feinde herzustellen bestrebt waren.

Zunächst hatte der Zug der Sachsen noch Flankendeckung, solange er sich durch die langgestreckte Gasse der drei zusammenhängenden Dörfer Lehndorf, Coßdorf und Wenzendorf bewegte. Als er aber etwa um vier Uhr in das teilweise offne Gelände zwischen Wenzendorf und Lönnewitz herauskam, schwärmten schon einzelne Husaren und leichte Reiter hinter der Nachhut und an die rechte Flanke heran. Sie wurden mehrmals mit leichter Mühe zurückgetrieben, aber während nun die Kurfürstlichen Schmerkendorf und von da aus Falkenberg erreichten, wuchs mit jeder Viertelstunde die Gefahr, daß sie von den immer zahlreicher vorstoßenden Reitern Albas und Moritzens überflügelt, von Süden, Osten und Norden zugleich gepackt würden. Nun beginnt aber hinter Falkenberg eine etwa 2 Kilometer breite grasige Ebne, die sich, allmählich schmäler werdend, zwischen zwei südwärts von der Lochauer Heide vorgestreckten Waldzungen nordwärts dehnt. Hier, an der Schwelle des großen nordwestwärts auf Lochau (Annaburg) und von da nach Wittenberg leitenden Waldes, bot sich den Sachsen nach der Meinung ihres schnell zusammengetretnen Kriegsrats noch einmal genügende Flankendeckung, um durch einen Vorstoß der Reiterei gegen die nachdrängenden Feinde der Artillerie und dem Fußvolk einen kleinen Vorsprung zu verschaffen und dann unter dem Schutze der schon hereinbrechenden Nacht den Rückzug ruhiger fortzusetzen. Es war etwa um sechs Uhr. Aber eine Angriffsbewegung eines Teils der sächsischen Reiter ging zu früh vor sich, ehe die übrige Aufstellung fertig war; noch verhängnisvoller war es, daß die begonnene Angriffsbewegung durch einen Gegenbefehl abgebrochen wurde. Denn den Augenblick, wo sich die sächsischen Reiter wandten, erspähten Alba und Moritz zu einem furchtbaren Stoße, der die feindliche Reiterei in wilder Flucht auf das Fußvolk zurückwarf und auch dieses zur Auflösung brachte.

Unterdessen rückte auch die kaiserliche schwere Reiterei, die ursprünglich den rechten Flügel bilden sollte, aber bei Beginn des Kampfes durch einen vor der Front liegenden Sumpf an der Aktion gehindert worden war, hinter den Geschwadern Albas und Moritzens ins Gefecht, und es begann ein furchtbares Gemetzel unter den sächsischen Reitern und Fußknechten. Der Kurfürst selbst, von den meisten seiner Getreuen verlassen, versuchte nordostwärts in der Richtung auf Herzberg auszubrechen, wurde aber in dem Schweinart, einem von sumpfigen Gräben durchzognen Walde, nach tapfrer Gegenwehr gefangen. Die Stelle, wo dies geschah, muß der Ausgangspunkt sein, wenn man das Schlachtfeld genauer, als es bis jetzt von irgendwem geschehn ist, bestimmen will. Sie ist durch eine ununterbrochne Tradition noch heute bekannt. Der Kurfürst erschien den umwohnenden protestantischen Bauern und Gutsherren als ein Märtyrer seines Glaubens, mit scheuer Ehrfurcht besuchten sie die Stelle im Walde, wo er gefangen worden war, und machten sie durch einen Stein kenntlich, geradeso, wie man das Gehöft im Dorfe Außig und den Namen des Besitzers festhielt, bei dem er die ersten Tage seiner Gefangenschaft verbrachte.*) Später trat eine Messingplatte an die Stelle des Steins, die 1854

*) Leutinger de Marchia, Lib. V, § 27: Locus, ubi captus est, singulari hodie memoria et veneratione apud incolas colitur certisque notis monstratur. In den Schirmenitzer Pfarrakten steht unter den Nachrichten über das Dorf Außig: „In diesem Dorf befand sich 1547

als der Kurfürst herannaht, mehrmals bitten, den blutüberströmten Mann nicht mit einem Wutausbruche zu empfangen, die dargebotne Hand weist er mit höhnenden und kalten Worten zurück, und als er nachts gegen 2 Uhr vor der Pfarre von Schirmenitz vom Rosse stieg, rief er den Seinigen mit cynischer Roheit zu: „Rüstet mir das Mahl, denn ich bin den ganzen Tag auf der Jagd gewesen und habe ein Schwein gefangen, das sehr fett ist." Es heißt in den Venezianischen Depeschen vom Kaiserhofe (Wien, 1892) II, Seite 237: Gionto Cesare all' alloggiamento et smontato da cavallo, tutto allegro disse, par quanto si affirma, alli sui: „Preparatemi da cena, però che tutto hoggi son stato a cazza et ho preso il porco, che è molto grasso." Nicht nur die Zurückdrängung des Protestantismus, sondern die Vernichtung jedes selbständigen Reichsfürstentums ist sein Ziel, das Reich soll in die spanische Weltmonarchie eingegliedert werden. Daher die treulose, allem damaligen deutschen Brauch hohnsprechende Behandlung Philipps von Hessen, die an Albas Verfahren gegen Egmont und Hoorn erinnert, daher die übermütigen Reden des spanischen Gefolges, die uns die Venezianischen Gesandten (S. 250) überliefern: „der Kaiser befinde sich jetzt an einem Ziele, wo kein Fürst mehr seinen Wünschen widerstehn könne. Also müsse sich ihm ein jeder fügen und gehorchen und müsse ihm die unumschränkte Herrschaft über die Welt überlassen," daher die heimtückische und gemeine Art, durch ein Kriegsgericht über Johann Friedrich ein Todesurteil fällen zu lassen und dadurch die Kapitulation von Wittenberg zu erzwingen. Die Schuld an diesen Vorkommnissen trägt allerdings der Kaiser nicht allein, sondern mit ihm thun es seine Räte und Beichtiger, in denen schon der Geist des Ignatius Loyola lebendig war; denn sie wollten ihn sogar mit dem Hinweise auf Gottes drohenden Zorn dazu überreden, den gefangnen Ketzer wirklich hinrichten zu lassen. So heißt es in den Depeschen aus dem Lager vor Wittenberg am 13. Mai 1547: Il frate, confessor di Cesare (Pedro de Soto) et il regente Figaroa (Dr. Johann Figueroa) si sono sforciati con ogni lor potere di persuadere che al Duca si togliesse la vita, et dicesi che hanno parlato a Sua Mtà Cesarea molto gagliardamente in questa materia, dicendo: „Che aspetta Vra Mtà che Iddio, che vi ha dato tutte queste vittorie solamente perchè favoreggiate alla religione christiana e perchè castighiate li nimici soi, venga anco personalmente in terra a dirviche habbiate a punire costui, che è stato capo di tanta heresia et così grande inimico alla vera religione di Christo?"

Eine Empfindung davon, daß man mit dem evangelischen Bekenntnis auch die nationale Freiheit verliere, äußerte sich sogar in den untern Schichten des Volkes. Mit Staunen und mit Grauen sahen die Deutschen dieser Zeit die gelbhäutigen, schwarzbärtigen, kraushaarigen Kriegsknechte und die bleichen Spitzgesichter der spanischen Offiziere und Geheimräte als Herren im Lande schalten; mit Ingrimm werden die Bauern von Panßnitz und Schirmenitz das Gelände, auf dem Karls Heer vor und nach der Mühlberger Schlacht rastete, als den „Spanierberg" verflucht haben. Und wie es in den Dörfern jenseits der Elbe herging, in denen Karls Reiter unmittelbar nach der Schlacht rasteten, erkennt man aus dem Berichte des Blumberger Bauern George Dorn an den Amtmann von Großenhain, wo es von den „Hyßpaniern" heißt, daß sie „mir alles das Meine am Gute, wiewohl ichs geringe achte, aber das Allerhöchste und Herzlichste, mein liebes Weib und Kinder angebunden, geschlagen und gezwungen zu sagen: Wo ist Geld, wo hastu Kleider, Betten, zinnen Gefäße und all dein Hausrat, das sie mit viel harten Schlegen sagen und alles anzeigen müssen und also alles genommen, Notzucht und viel Wunden, die nicht zu schreiben sein . . .," oder man lese die Schilderungen des Bartholomäus Sastrow (herausgegeben von Mohnike), der wenig Tage nach der Schlacht

Digitized by Google

kein Wälscher, sondern ein Deutscher. Die Italianer achtens vor ein gering Unehr, daß sie heut einem dienen und morgen zum andern fallen." Schon als Moritz mit der Vorhut des kaiserlichen Heeres am 24. April 1547 zwischen Saxdorf und Lönnewitz siegesgewiß über die Heide trabte und den Kurfürstlichen immer enger auf die Fersen kam, erwog sein feuriger Geist die Gefahr, die ein allzu starkes Anwachsen der spanischen Macht auch über ihn heraufführen mußte. Deshalb schickte er insgeheim den hessischen Rat Lersener, den er bei sich hatte, mit einem Trompeter hinüber zum Kurfürsten und ließ ihm sagen: „Der Kaiser sei da mit aller Macht, ihme (dem Kurfürsten) sei unmöglich, daß er diesen Tag darvon kommen möge; so er sambt denjenigen, die er bei sich habe, sich wolle ergeben, so wolle ich (Moritz) sehen und Fleiß haben, ob ich ihn und diejenigen, die er bei sich hat, bei der Kaiserlichen Majestät zu Gnaden bringen möge, wiewohl ers nicht umb mich verdienet habe." Darauf antwortete der Kurfürst: „Lersener, das seind Worte, da man Kranken mit trösten soll. Herzog Moritz meinet vielleicht, er habe Herzog Henrichen von Braunschweig hie," und dieser letzte Ausgleichsversuch scheiterte.

Was hat aber Moritz dabei beabsichtigt? Er wollte, daß sich der Kurfürst mit seinem Heere ihm ergebe, anstatt daß er vom Kaiser besiegt und gefangen wurde. Die Situation wäre dadurch wesentlich zu Gunsten der Deutschen verschoben worden. So sehen wir also, daß in demselben Augenblicke, wo der Kaiser und Moritz äußerlich innigst verbunden nach gemeinsamer Anstrengung die Frucht des Sieges pflücken, auch schon ein gegenseitiges Mißtrauen geschäftig ist, den Bund zu lockern und schließlich in sein Gegenteil zu verkehren.

Auf dem Brachfelde vor der Lochauer Heide wurde Deutschlands Freiheit zerschlagen, und zugleich der erste Gedanke zu ihrer Wiederherstellung gefaßt.

# Im Kampf ums Leben

Erzählung von Johann Skjoldborg

(Schluß)

Aber Sörens Wille war ebenso zäh wie die Wurzeln, aus denen er seine Körbe flocht. Wenn er auch bisweilen von Zweifeln heimgesucht wurde, so zog es ihn doch immer wieder mit der Kraft des Naturtriebs zu der sandigen Erde seiner Felder hin. Ihr schenkte er seine ganze gereifte Manneskraft, daß sie seine Träume zur Wirklichkeit mache. Früh und spät umgab er sie mit seiner Liebe, sodaß er sich, von den Menschen verlassen, mit der Erde, von der er genommen war, innig einlebte. Fröhlich wogte es in seinem Herzen auf, wenn der Pflug Scholle um Scholle wohlbestellter Erde umwandte. Und wenn er mit der Schaufel die regelmäßigen Vierecke, die durch schnurgerade Gräben abgegrenzt waren, glättete, strahlten seine Augen vor Freude über das vollendete Werk. Jahr um Jahr grub er sich im Sande weiter vor. Wohl war die Erde trotzig, wohl murrte sie, wenn das Pflugeisen durch den harten Heideboden schnitt, der ja auch in seiner tausendjährigen Ruhe gestört wurde — aber Sören meinte, das sei wirklich Lebensfreude und Lebensglück, hier Macht und Herrschaft zu gewinnen. Wenn sich ein Mensch auf solche Weise mit der Erde einläßt, dann lockt er alles aus ihr heraus, was

Digitized by Google

Nun, meinst du nicht, du könntest mit denen künftig im Wagen fahren? — Mir kommt es vor, als ob das eine das eine Hinterbein so sonderbar in die Höhe zöge. — Es nützt dir nichts, uns etwas weis machen zu wollen; da sind wir zu alt dazu! erwiderte der Dünne und schwang die Peitsche, daß die furchtsamen Tiere unruhig wurden. — Ich will dir nur sagen, lieber Freund, daß das eigentlich sogar das bessere von den beiden ist, sagte der Dicke in seiner stillen, treuherzigen Weise.

Nun kamen auch Ane und die Kinder heraus. Sie bewunderten die beiden Nordländer über die Maßen und wünschten von ganzem Herzen, daß sie ihr Eigentum würden. — Was meinst du, Ane? fragte Sören und spuckte mit nachdenklicher Miene auf den Boden. — Wäre es denn möglich? fragte sie etwas ängstlich. Von jeher war es ein Lieblingsgedanke von Sören gewesen, einmal ein Paar Pferde zu besitzen. Nun standen sie vor ihm, und er brauchte nur zuzugreifen. . . . Aber auf der andern Seite — sie würden Hafer kosten! Er hatte ja wohl einige ersparte Kronen daliegen, für die er streng genommen im Augenblick keine Verwendung hatte, aber es wäre eben doch zu gewagt gewesen! — Was soll denn der Tausch gelten? fragte er. — Ja, wenn du uns nicht die Ochsen, die graugesprenkelte Kuh und hundert Kronen bar bieten kannst, dann hilft es nichts, daß wir noch lange darüber reden! sagte der Dünne, während er sich wieder auf den Wagen setzte. — Nein, das wollte Sören nicht. — Wenn deine Ochsen mehr wert wären, mein Freund, würden wir dir auch mehr dafür geben, das mußt du doch selbst einsehen. — Die Händler zogen die Zügel an, die Nordländer hoben die Köpfe und scharrten auf dem Boden. Also adieu, guter Mann! — Fünfzig! rief Sören. — Brr! — Na ja, Glück zu! Es ist auch nicht immer von Vorteil, wenn man allzu fest auf seiner Forderung besteht.

So bekam Sören Brander die Pferde in seinen Stall, wenn er auch etwas an ihnen auszusetzen hatte. In der ersten Nacht nach dem Handel konnte er kaum schlafen, und am nächsten Tage verbrachte er die meiste Zeit bei seinen Nordländern. Während des Fütterns putzte und striegelte er sie. Es war von jeher eine Art Gottesdienst für ihn gewesen, seine Tiere zu putzen und zu pflegen. Seine Hand war geizig mit Schlägen aber verschwenderisch mit Liebkosungen, und der Stall war ihm ein Heiligtum, dessen Schwelle er mit einer Art Ehrfurcht überschritt.

Es dauerte nicht lange, da lugte auch Ane durch die Thür zu ihm hinein. — Wenn sie erst etwas mehr Fleisch auf den Knochen haben, dann sollst du sehen, Ane! sagte Sören, ging zu dem Stand und ließ die Hand über den dunkeln Streifen auf dem Rücken der Nordländer gleiten. — Mir kommt es vor, als ob der eine die Ohren so sonderbar zurücklegte. — Ja, ich weiß auch nicht recht, was es für ein Gesell ist! Sören kaute nachdenklich seinen Tabak. Aber gleich darauf lächelte er wieder und sagte: Nun haben wir also doch ein Paar Pferde bekommen, wer hätte das gedacht, Ane! — Ja, es ist herrlich! Und hältst du diese hier nicht auch für ganz besonders hübsch? Fahren wir nun wohl auf den Jahrmarkt nach Lendum? — Ja, das wollen wir, so wahr ich dastehe! Und Sören rieb sich vergnügt den Ellbogen.

* * *

Am Tage des Jahrmarkts schauten viele junge Leute beim Erwachen nach den Wolken aus, und viele hundert Augen glänzten freudig, denn das Wetter war gerade so, wie ein Jahrmarktwetter sein soll. Von allen Seiten strömten die Teilnehmer der weißen Zeltstadt an der Landstraße zu, wo der Jahrmarkt gehalten wurde. Auf dem Dünenweg kam Sören in raschem Trabe mit seinen Nordländern herangefahren. Die ganze Familie bebte vor stiller Freude über die Fahrt.

Das sind zwei, die etwas wollen! sagte Sören und zog die Zügel straffer an. Hü, hü! — Er überholte einen „Ochsenmann"; fast erschien es ihm wie ein

Digitized by Google

klopfte, wie bei einem Vogel, der den Flügelschlag des Geiers über sich merkt. Dann ergriff sie seine Hand und sagte tief bewegt: Sören, wollen wir nicht weit, weit weg von hier und von allem, was damit zusammenhängt? — Niemals! erwiderte er, ohne die Miene zu verändern.

Das waren die einzigen Worte, die während der Heimfahrt gewechselt wurden. Die Pferde flogen pfeilgeschwind dahin, als ob Sörens innere Unruhe sich durch die Zügel auch ihnen mitgeteilt hätte.

* * *

An einem Herbsttage schwang Sören Brander den Dreschflegel über dem neuen Saatroggen, der auf den Brettern der Tenne tanzte. Nicht einmal in seiner Wohnstube hatte Sören einen so schönen Fußboden; aber wenn es sich um die Reinlichkeit seiner Dreschdiele handelte, dann scheute er weder Ausgaben noch Mühe. So oft er diesen Raum betrat, wo sich der Segen der Felder im Tonnenmaß auswies, zog er zuerst seine blankgescheuerten, zu diesem Zweck immer bereit stehenden Holzschuhe an. Mit heiterm Ernst ging er hier herum, und sich seiner Verantwortung bewußt wachte er haushälterisch darüber, daß nichts verschwendet wurde.

Da stand er nun an dem naßkalten Tage wohlverwahrt unter Dach und Fach und freute sich über die reichen Körner, die unter seinem Dreschflegel hervorsprangen. Wenn der Ertrag auf diese Weise zunahm, würde er aller Wahrscheinlichkeit nach im nächsten Jahre wieder einen Anbau an sein Haus machen müssen. Ja ja, Gottes Segen war etwas Großes! Wenn er es nur auch noch lange aushielt! In der letzten Zeit hatte er so oft heftige Stiche im Rücken und Schmerzen in den Lenden gehabt. Aber es wäre ja Sünde, wenn er sich beklagen wollte, hier angesichts seines Hauses, das mit Gottes Gaben angefüllt, geradezu in jedem Winkel und Schuppen mit herrlichen Garben vollgepfropft war! Das war ja klar, warum er mehr erntete als die andern Dünenbewohner, dachte er weiter und lächelte; die Art der Bebauung machte ja so viel aus, und die andern hatten keine so richtigen . . .

In diesem Augenblick kamen seine kleinen Jungen herbeigelaufen und riefen ganz außer Atem durch die Luke herein, daß das Pferd in dem großen Graben an der Grenzscheide liege und zapple und trotz aller Anstrengung nicht allein herauskommen könne. Mit einem Schreckensruf warf Sören den Dreschflegel weg und lief in bloßen Strümpfen nach dem bezeichneten Orte. Rasch packte er das Tier bei der Mähne und zog aus Leibeskräften daran — aber es half nichts. Nun wurden die Kinder nach Seilen und Handwerkszeug nach Hause gejagt, und Ane stand auf dem aufgeworfnen Grabenschlamm, wiegte den Oberkörper hin und her und sagte: Was sollen wir nur thun? Was sollen wir nur thun? Dann wurde wieder aus Leibeskräften gezogen und gehoben, aber umsonst. — Ach Gott! seufzte sie. — Wenn es sich nur nicht ein Leid zufügt! sagte Sören. Wir müssen es noch einmal versuchen! — Aber nach jedem neuen Versuch sank das Tier wieder kraftlos zusammen, lehnte den Kopf an den Grabenrand und stöhnte in langen Atemzügen. Sören schaute wie hilfesuchend umher und seufzte dabei. Ein feiner Regen rieselte unaufhörlich durch die dicke neblige Luft herab, sodaß sich die langen Haare des Tieres glatt auf die Haut legten und die Rippen wie Faßreifen hervortraten, und so oft Sören einen Schritt machte, quoll das Wasser unter seinen mit Fries verzohlten Strümpfen hervor. — Hätten wir nur ein paar Männer hier, die mit angreifen könnten! dachte Sören. Aber er sagte nichts, sondern ließ nur seine Augen und seine Gedanken zu den Dünenhäusern hinüberschweifen. Sein Gesicht verfinsterte sich mehr und mehr.

Kurz darauf klagte Ane: Nein, Sören, wir können es nicht vollbringen, wir zwei allein! — Bei diesen Worten fuhr Sören heftig auf und rief mit funkelnden Augen: Faß noch einmal mit an! Nun muß es herauf! Und mit verzweiflungs-

Digitized by Google

seines Ackerbaus und seine persönliche Tüchtigkeit der erste Landwirt von ihnen war. Das alles konnten die Dünenleute in ihrem Herzen nicht leugnen. Dazu kam noch, daß die Einschätzungsbeamten bei der Revision der Darlehen vom Kreditverein seine Bewirtschaftung so ausgezeichnet fanden, daß das neue Darlehen Niels Pinds Ansprüche reichlich deckte, und daß Sören mitgeteilt wurde, durch die Baumpflanzung sei der Wert seines Eigentums in hohem Grade gestiegen. Im Laufe des Sommers wurde dann Sören ein Diplom ausgestellt, das von einem silbernen Humpen begleitet war, der folgende Inschrift trug: „Sören Brander für seine Baumpflanzung von der Diskontobank in Hjörring"; was alles im Amtsblatt gedruckt zu lesen war.

Nun hatte man ja keinen Grund mehr, das zu verbergen, was man dachte. Eines Tages traten Jens Berg und drei andre Männer langsam in Sörens Stube. Nach und nach rückten sie mit ihrem Anliegen heraus, nämlich ob Sören nicht so gut sein wollte und ihnen ein wenig Anweisung geben, denn jetzt wollten sie auch einen Versuch machen. Ihre Mienen und ihr ganzes Verhalten verrieten eine gewisse Zurückhaltung und Unsicherheit; die vorsichtigen Worte kamen heraus, als tasteten sie sich vor. Sören dagegen redete mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel übrig ließ, und seine Worte wurden von Blicken begleitet, die kein Hindernis zu kennen schienen. Was er in all den Jahren durchgemacht hatte, das hatte seine Gesichtszüge viel mehr entwickelt als die der andern. Die Kämpfe des Lebens hatten ihn zu einem mutigen und mündigen Manne herangereift.

So, jetzt wollt ihr also auch daran gehn! sagte er, indem er die Männer fest ansah. — Ja, es soll versucht werden. — Seht, da müßt ihr zuerst einen Anpflanzungsverein gründen, und dann will ich euch sagen, wie ihr es angreifen müßt! Aber das, was ihr pflanzt, muß eingehegt werden, hört ihr? — Das müßte es natürlich, lautete die Antwort. — Wenn es nur auch bei mir draußen wächst! bemerkte Anders Bak mit einem Seufzer. — Verschone uns mit solchem Gerede! Damit fertigte Sören ihn ab. — Aber der Boden ist eben bei mir so niederträchtig sauer, Sören! — Siehst du, Anders Bak, wenn etliche Bäume eingehn, müssen eben andre an ihre Stelle gepflanzt werden. Geht z. B. die Hälfte zu Grunde, dann mußt du die Hälfte nachsetzen, und gehn alle zu Grunde, dann mußt du eben wieder von vorn anfangen; das pflegt ja vorzukommen. Aber schließlich stehn sie doch da, wenn du nur willst, sagte Sören mit Nachdruck. — Hier, stopf dir eine Pfeife! Und nun können wir uns einmal draußen umschauen!

Es ist wahrhaftig ein Plaisir, das zu sehen, sagte Jens Berg, als sie aufs Feld hinauskamen. Sören wandte sich um und erwiderte halb im Scherz über die Schulter: Ich habe von jeher gemeint, es sei hübsch, wenn die Leute gleich sehen können, wo man wohnt — was? — Jetzt hast du aber wirklich ein schönes Haus! — Ja, es geht schon an.... Aber seht nun hierher! fuhr Sören fort und deutete auf die Binsen, die an dem Ackergraben lang wuchsen, und auf das Heidekraut, das da und dort wieder hervorsproßte. Das zeigt sich gleich, wenn man nicht die ganze Zeit an der Arbeit sein kann. Seit ich die verdammten Rückenschmerzen habe, kann ich nicht mehr fortmachen wie früher.... Und für einen allein ist hier ja viel zu überwachen! schloß er und zeichnete mit seiner Pfeifenspitze einen Kreis in der Luft. — Ja ja, die Düne ist schlecht und recht zugleich! sagte Jens und strich sich über seinen langen Bart. Wenn wir uns nur gerade so durchschlagen! — Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, erwiderte Sören. Ja, das ist so! Ich habe übrigens schon öfters gedacht, ob es nicht das klügste wäre, wenn die ganze Düne angepflanzt würde, und man uns dafür irgendwo anders einen guten Fleck Erde geben würde. — Die Düne wäre auch wirklich nicht ein Korn zu gut dazu! bemerkte Anders Bak und spuckte auf den Boden. Nein, nicht einen Deut zu gut! — Marschland ist sie freilich nicht! fügte Trine Lars hinzu und räusperte sich. — Es läßt sich schon leben hier, sagte Sören wieder das Wort

Digitized by Google

über die Lenden und freute sich über des Sohnes kräftige Hand und geschmeidige Glieder. Da war Jugend! Das war er gewissermaßen selbst wieder! Da war die Fortsetzung. . . . Und der Widerschein seines eignen jugendfrohen Lächelns legte sich über sein Gesicht.

Aber der Sohn war oft auswärts zu Vergnügungen und in Wirtsstuben, von wo er öfters in einem Zustand nach Hause kam, der düstre Erinnerungen in den Eltern wach rief. An solchen Abenden lagen sie schlaflos auf ihrem Lager, während die Gedanken rückwärts und vorwärts wanderten. Einstmals, vor vielen, vielen Jahren, da war auch jemand da gewesen, der ähnliche Ausflüge aus demselben Hause unternommen hatte. Keins hatte es vergessen. . . . Ja, wohl und gut hatte sich seither alles für sie gewandt! Aber man mußte doch so viel nachdenken, wenn man an einem solchen Abend ängstlich auf die Heimkehr des Sohnes wartete. Wie würde sich wohl das Leben für ihn gestalten? Und wie für die andern Kinder? Ach, die Wege der Zukunft kann niemand erforschen! Es ist nicht leicht für die Kinder armer Leute! Frühzeitig müssen sie hinaus und an verschiednen Orten dienen, immer sind sie bei fremden Leuten, immer wachsen sie unter fremden Augen auf. . . . Aber das ist eben das Los der Armen! So lagen sie da, ohne einschlafen zu können, und lauschten auf nahende Schritte. Oftmals hielten sie den Atem an, weil sie meinten, es bewege sich etwas, oder es fasse jemand nach der Thürklinke — aber dann war es nur der Wind gewesen.

So lagen sie da, von angstvollen Gedanken erregt und von den sonderbaren Lauten beunruhigt, deren eine einsame Nacht so viele hat. Es kam auch vor, daß sich eins von ihnen erhob und in den Stall oder in die Braustube oder an das Thor ging und in die Nacht hinausschaute. Es war ja ihr Kind, das sie von den dunkeln Wegen her erwarteten.

* * *

Endlich war Sören bettlägerig; er klagte über Schmerzen in der Brust und hustete — er konnte keine Ruhe finden. Wenn nun sein Auge das Licht dieser Welt nicht mehr sehen konnte? Wie würde dann die Dunkelheit sein? Wenn der Tod ihm das letzte Mark ausgesogen hatte, und nur noch die leeren Knochen übrig waren, und sein Körper der Verwesung anheimfiel? Eine ganze Reihe neuer Fragen waren es, die nun beständig auf ihn eindrangen, und deren er sich nicht entschlagen konnte.

Ane betete im stillen einfältig für seine Seele, und jeden Tag las und sang sie ihm aus dem Gesangbuch vor, auch sprach sie von Gott mit ihm als dem, der Leben und Tod und alle Gaben schenkt, und der eine gute Statt und ein weiches Lager für alle hat, die mühselig und beladen sind. Es deuchte ihn auch schön und gut, die alten feierlichen Worte und Töne zu hören — aber eine sichere Antwort für ihn enthielten sie doch nicht.

Dann kam eine merkwürdige Nacht. Wie ein Windhauch zog es über seine Seele hin, der seine geistigen Kräfte zu einer Klarheit weckte, die er bis jetzt nicht gekannt hatte. Es war der Flügelschlag des Todesengels. Und es war ihm, als ob er sein Leben von einer Entfernung aus sehe und nun an der äußersten Grenze des Lebens stehe. Von hier aus sah er alle Ereignisse seines Lebens auf einem Bilde zusammengedrängt. Da lag alles vor ihm ausgebreitet, von der ersten Zeit an, deren er sich erinnern konnte, bis zu dieser Stunde, das Kleine und das Große und das, was er längst in der Vergangenheit versenkt glaubte, wie die Steine im Wasser. Die Erinnerungen eines ganzen Lebens quollen in einem Nu hervor. Und diese Erinnerungen hatten die Gabe der Sprache. Aber schwere, vorwurfsvolle Worte waren es, die sie redeten, die schreckliche Sprache der Wahrheit; sie klagten an, sie verfluchten und verdammten, wie mit viel tausend Zungen schrieen sie auf ihn ein.

Von Entsetzen erfüllt drehte sich Sören auf die andre Seite — aber da sah

Digitized by Google

geben haben, die für ihn in dessen Gegenwart doppelt unbehaglich gewesen wäre. Es würde sich auch alles nach Wunsch für ihn gestaltet haben, da Vater Hahn noch immer sehr verschlafen war und den Brief seiner Ehehälfte bis zum andern Morgen beiseite legen wollte, wenn nicht der Schindelmüller, von Unruhe und Neugierde geplagt, durchaus auf der Stelle hätte wissen müssen, was auf seiner Mühle los gewesen war.

Du kannst 'en ja aufmachen, den Brief, sagte Vater Hahn, dem es nicht wie Lesen zu Mute war, und sehen, was los gewesen is. Der Hausknecht, der möglichst bald wieder in sein Bett wollte, war diensteifrig herbeigeeilt und hatte den ihm vom Vater Hahn eingehändigten Brief an das Bett gegenüber getragen, worin der Schindelmüller lag.

Also du erlaubst, Gevatter? — er war Karls Pate —, es werden doch keine Geheimnisse drin stehn?

Ach wo, mache nur, daß wir wieder zur Ruhe kommen.

Der Hausknecht, dem das aus der Seele gesprochen war, hatte sein Messer aus der Tasche gezogen und das Couvert säuberlich aufgeschlitzt, eines der damals noch üblichen langen schmalen Couverts, für deren Gebrauch die obere Hälfte des Briefbogens auf die untere herabgeschlagen und dann dieselbe Manipulation mit dem zusammengelegten Bogen wiederholt wurde, während man jetzt für die mehr quadratischen Umschläge den Bogen kreuzweise faltet. Das erste, was dem Schindelmüller auf dem noch vierfach zusammengelegten Bogen zu Gesicht kam, und wovon er auch unbegreiflicherweise die ersten beiden Zeilen vorlas, war ein Postskriptum: Wenn das Kind, das uns der Himmel schenkt, schon vor deiner Rückkehr ankommen sollte ...

Der Hausknecht hätte an einen auf den Schindelmüller im Komplott verübten Raubanfall glauben können, so jählings hatten sich der Vater Hahn aus seinem Bett und Paul von der Thür her auf den Brief gestürzt: wieder einer, der zweite in vierundzwanzig Stunden, der in zwei Hälften war. Paul hatte davon gehört, daß Boten bei ihnen entdeckte geheime Briefe verschlungen und verschluckt hatten. Dazu mußten sie offenbar entweder Krokodilsrachen oder mehr Zeit gehabt haben, als ihm gelassen war, und Vater Hahn hatte sich ja ohnehin der einen Briefhälfte bemächtigt, und zwar der größern und — wie sich sehr bald herausstellte — der, auf deren erster Seite der durch den Riß seines Prädikats „geliebter" beraubte Eugen prangte, während er in der Mitte der vierten, unmittelbar über dem verhängnisvollen Postskriptum, von seiner ihn innigst liebenden Bertha tausend Küsse empfing. Paul hatte bestürzt in seine Tasche gegriffen und daraus einen Brief hervorgeholt, der richtig nicht an Eugen Zeisig, sondern an den Vater Hahn adressiert war. Mit dessen Gattin, das wurde Paul sofort klar, wäre die Sache noch hundertmal schlimmer gewesen, weil ihr bei aller Herzensgüte der Sinn für das Komische abging, und es ihr auch — „da nicht in der Familie scheinend liegend" — an jeder Nachsicht für die menschlichen Schwächen von Kuchenmamsells fehlte. Der große Nietzsche hatte auch keine, sc. Nachsicht, nur daß er sein hartes Urteil über solche Fälle nicht auf Kuchenmamsells beschränkte.

Das erregte Aufeinanderlosreden, das es gab, als die beiden Männer nun auch „das Auge und die Nase" gewahr wurden, war unbeschreiblich. Der Hausknecht, der sein Bett „wie im weiten" sah, machte sich den unheimlichen Eindruck eines ringsum von den tobenden Meereswogen umbrandeten Felsens, indessen sah er doch ein, daß er bleiben und fürs erste entsagen mußte, Nummer eins, weil er das Licht hielt, und Nummer zwei, weil er ohne den jungen Menschen mit der so übel zugerichteten Nase, den er auf sein Zimmer führen sollte, nicht „fortkonnte." Der von Paul aus der Tasche gezogne zweite Brief mußte die Lösung des Rätsels geben: Vater Hahn hatte ihn zur Hand genommen und war damit rasch entschlossen zum Schindelmüller ins Bett gestiegen. Da saßen sie nun nebeneinander wie in

Digitized by Google

gewandt hatte, sofort als „Sechser“ erkannt und von dem Befragten — das schien so norddeutscher Brauch zu sein — mehr oder weniger mit der besondern Rücksicht behandelt worden, die dem Zirkusangust von der Seite des Stallpersonals zu teil wird. Es war keine in verletzender Absicht an den Tag gelegte Geringschätzung, o ganz und gar nicht, aber Paul, der von dem letzten Faustkampfe her noch etwas reizbar und händelsüchtig war und durch die Farbenpracht der auf seinem Antlitz aufgesetzten Palette zu witzigen Bemerkungen Anlaß gab, hatte mehr als einmal die Hand in der Tasche seines Jacketts geballt, um, wenn die Milchsuppe bei ihm überliefe, trotz seiner Mindermächtigkeit „aufzubegehren“ und lieber ehrenvoll zu sterben, als beschimpft zu leben. Der gute Junge, der im übrigen ganz unser Mann ist, wußte noch nicht, daß Großschnauzigkeit, ohne die nun einmal Einzelne wie Völker schwer vorwärts kommen, angeboren sein muß, wenn sie anmutig und wirkungsvoll sein soll, und daß deshalb noch Generationen über Generationen kleiner Paulkinder und Paulenkel bei dem herablassenden Stallpersonal in die Schule würden gehn müssen, ehe im norddeutschen Vokabularium der Sechser dem Sachsen Platz machte.

Um so größer war Vater Hahns und Pauls Jubel, als man in Frouard, wo nach vielstündigem Warten ihr über Metz gekommner Zug mit einem aus Avricourt eingetroffnen zur Weiterfahrt nach Châlons s. M. zusammengeschustert worden war, in einem Coupee dritter Klasse mit zwei engern Landsleuten zusammentraf, zwei Jeans, deren Padroni, vier Liebesgabenritter, etwas weiter hinten in einer ersten Klasse Skat spielten und rauchten. Vier Kavaliere hätten eigentlich nach dem Vorgang der Dumasschen Musketiere auch vier Diener haben sollen, aber wir sind im Verhältnis zu unsern Vorfahren, was Bedienung anlangt, notgedrungen sehr bescheiden geworden, und die vier Ritter hatten sich sogar eigentlich mit einem einzigen Jean begnügen wollen, dem braven Gottlieb, einem Burschen aus der reichen und fruchtbaren Lommatzscher Pflege, den man nach dem ersten Jahre wegen Krampfadern wieder von der Fahne entlassen hatte, und der seitdem bei dem einen von ihnen als Diener eine besondre Vertrauensstellung einnahm. Aber zu diesem einen war auf seine Empfehlung im letzten Augenblick eine Nummer zwei gekommen, in Bezug auf deren Geschlecht wir den Leser zu mystifizieren in Versuchung waren, ein Streich, der uns um so sichrer gelungen wäre, als wir ihm ja von den kleinen Händen und zierlichen Füßen des jungen Menschen und von allem andern, das einem scharfen Auge an seiner Figur auffallen konnte, nichts zu sagen brauchten. Sind doch bisweilen junge Damen als alte Herren und junge Burschen als alte Damen gestorben, nachdem einige von ihnen in den höchsten, andre in den breitern Schichten der Gesellschaft mit ihrer Umgebung in so vertrautem täglichem Verkehr gestanden haben, daß man sich fragt, wo diese die Augen und die doch sonst selten vermißte Spürhundsnase gehabt hat, daß man jahrelang neben einem Manne her leben konnte, den man für eine Frau hielt, oder umgekehrt neben einer Frau, die man auf Treu und Glauben für einen Mann gelten ließ, weil sie sich dafür ausgab?

Nein, wir ziehn vor, den Leser einzuweihen. Nummer zwei, Julius, wie ihn Gottlieb und die vier Ritter riefen, hieß „eigentlich“ Rosa und war die einzige Tochter der Frau Patzschmann, einer reichen Lommatzscher Bäuerin, auf deren sehr an ein Rittergut erinnerndem Gutshofe Gottlieb sechs Jahre gedient und sich auch, weil er schon als Junge soviel hatte leisten wollen wie ein ausgewachsener Knecht, den ersten Ansatz zu den oben erwähnten Krampfadern geholt hatte. Ein Brief von ihm, worin er Frau Patzschmann benachrichtete, daß er im Begriff sei, seinen „Herrn“ und drei von dessen Freunden, die mit Liebesgaben zum zwölften Korps nach Frankreich gingen, als Karawanenschech zu begleiten, war an demselben Tage angekommen, wie ein Feldpostbrief Eugen Zeisigs von der vierten von hundertundacht — beiläufig gesagt der dritte von derselben Hand und von demselben Tage, der uns begegnet —, durch den Fräulein Rosa zu ihrem sofort durch wildeste

Digitized by Google

Julius hatte kurzgeschnittnes Haar und trug wie Gottlieb eine Schirmmütze von dunkelblauem Tuch mit silbernem S. L. (Sächsische Liebesgaben), auch sonst war er ganz wie dieser gekleidet, und auf der Fahrt bis Mainz hatten die jungen Mädchen, mit denen Gottlieb und Julius im Coupé zusammengekommen waren, gar nichts bemerkt, sondern sich im Gegenteil allemal an Julius und nicht an Gottlieb gewandt, wenn sie die Zeit hatten wissen wollen, nach der sie bekanntlich von zwei jungen Burschen immer den fragen, der ihnen am besten gefällt. Von Mainz aus hatte es keine jungen Mädchen mehr im Coupé gegeben, und das nach der Zeit fragen hatte aufgehört, aber der Kuckuck weiß, wo die Landwehrleute auf den Etappen, die alten Etappenhasen, das Auge für dergleichen her hatten: Bemerkungen über die kleinen Füße und Hände, und was sonst an Julius auffallen konnte, waren doch ab und zu halblaut gemacht worden. Und allemal — das war doch wirklich zum aus der Haut fahren —, wenn sie konstatiert hatten, es müsse „e Mädel" sein, hatte es dann im Flüstertone und mit behaglichem Schmunzeln geheißen: Wahrscheinlich dem Dicken seine. Zum größten Pech war gerade er es, der die größten Tantalusqualen litt, und zu dem Julius das größte Vertrauen gefaßt hatte.

Dem Vater Hahn, der von der Lommatzscher Flamme seines Sohnes nichts wußte, war Julius anfänglich zwar nicht verdächtig, aber in verschwommner Weise bekannt vorgekommen. Er hatte Rosa vor fünf bis sechs Jahren in Lommatzsch gesehen, wie sie noch kurze Kleider und lange Zöpfe trug. Im Laufe des Gesprächs kam im Coupé auch darauf die Rede, daß Julius aus Lommatzsch war, und Vater Hahn fragte ihn nach seinen Verwandten, die Julius „ganz gut kannte und noch vor ein paar Tagen gesehen hatte." Bei dieser Frage war man bei dem Punkte angekommen, wo die Teilnehmer an dem bekannten Spiel rufen: Es brennt! Und als da Vater Hahn nichts gemerkt hatte, so war damit jede spätere Gefahr der Entdeckung vorüber gewesen, denn Julius war nun eine bekannte Größe für ihn geworden, ein sehr umgänglicher und netter junger Mann, wie er sich gleich einen ins Geschäft gewünscht hätte. Der „kleine Paul," der dumme Schlingel, dem er doch vorige Weihnachten eine silberne Uhr geschenkt hatte, war nicht halb so umsichtig, zuvorkommend und gefällig als der Julius: ob der je, wie eben Julius, auf den Gedanken gekommen wäre, an der Stationsplumpe die Gläser zu waschen, aus denen man Crassoer Roten getrunken hatte! Rauchen und sich rumrekeln, ja das konnte das junge Pack: wenn man dagegen den Julius ansah, der sich nicht gleich mit beiden Beinen von einer Sitzbank zur andern ausstrecken mußte und nicht einmal eine ihm angebotne Cigarre hatte rauchen wollen! Wir müssen das zugeben: der kleine Paul war allerdings eine Range. Aber wenn er wie Julius den Stift hätte heiraten wollen, hätte er sich sicher mehr zusammengenommen, das darf man doch auch nicht außer Betracht lassen.

Unser Paul, der mit der grüngelben und blaugrünen Palette im Gesicht, hatte nach den ersten zehn Minuten gewußt, woran er war, und so wäre es jedem nicht gerade auf den Kopf gefallnen gegangen, der in seiner Lage gewesen wäre. Denn er war natürlich, wie in jedem andern Falle, der sich in der Art im Hahnschen Hause zutrug, auch Karls Vertrauter in Bezug auf die Lommatzscher „Pussade" gewesen und hatte es mehr als einmal mit erlebt, daß dieser die Photographie des gegenwärtigen Julius, aber mit schönem langen Haar und einem Bolerojäckchen — damals in Lommatzsch dem Neusten — angeschmachtet und geküßt hatte. Das von Karl angebetete Bild war viel zu hübsch gewesen, als daß er, Paul, es trotz Herminen so leicht hätte vergessen oder Julius für jemand anders als dessen Original hätte halten können. Wenn man also wußte, was er wußte, brauchte man das Gras nicht wachsen zu hören, damit man sich unter den gegebnen Umständen die Fahrt der jungen Dame nach „Leber Galang" zusammenreimen und auf den von Gottlieb wie ein rohes Ei behandelten Kameraden einen Vers machen

Digitized by Google

beidem habe sie ihn erkannt, und — der Übergang war etwas rasch und unvermittelt — ob er glaube, daß sie sich als Marketenderin nach Paris werde einschleichen können?

Schwerer als der Meister, hatte Paul gemeint: denn, als Marketenderin verkleidet, würde der von den jungen Franzosen am Thore schwerlich behelligt, sie aber sicher „festgefahren" und dabehalten werden.

Aber, hatte sie gemeint, bei Lichte besehen würde sie doch eher wie eine Marketenderin aussehen als Karls Vater.

Der Begriff „bei Lichte besehen" war auf Etappenperrons nach fünf Uhr abends nur durch einen Riesenaufschwung der Einbildungskraft zu realisieren, aber Paul machte den Riesenaufschwung und sagte: Wenns aufs „eher wie eine aussehen" ankäme, da möchte sie schon recht haben, aber die Gefahr, das lasse er sich nicht ausreden, liege in dem „eher wie eine sein," und in der Beziehung sei sein Prinzipal offenbar im Vorteil. Die Franzosen, namentlich die jungen hätten doch auch Augen im Kopfe! Nein nein, sie solle nur ihn und den Alten machen lassen, sie würden Karln schon ausfindig machen, und wenn er bei Trochu im Fliegenschranke säße.

In Meaux hätte es beinahe einen peinlichen Auftritt zwischen der Liebesgabenkarawane und dem Etappenkommando gegeben, weil man schon den 24. Dezember schrieb und unter den Sachen, die die fahrenden Ritter konvoyierten, allerhand war, was man mit Hand und Mund spätestens bis zum heiligen Abend in Le Vert Galant abzuliefern versprochen hatte, und womit man noch immer unterwegs war. Da war denn diesesmal der Dicke mit seiner gutmütigen, komischen Verzweiflung der Retter in der Not gewesen. Eine Lokomotive bis Chelles konnte ihnen der Etappengreis nicht geben, erstens weil er selbst keine hatte, und zweitens weil kein Gleis frei war; das war chronisch. Aber einen zweispännigen Leiterwagen nach Le Vert Galant, seinen eignen, wie er sich ausdrückte, wollte er ihnen geben, damit sich der nette dicke Herr kein Leid anthäte, auf der Etappe, was eine Menge Weiterungen hervorrufen und ihm auch persönlich leid thun würde. Und so hatte man denn alles, was besonders eilte, sich selbst und den Bäckermeister auf den Leiterwagen des Etappenkommandanten gepackt und war — zum erstenmal, seitdem man französischen Boden betreten hatte —, beinahe schnell, über Claye, seinem Ziele, dem Stabsquartier des Generalkommandos zugefahren.

Gottlieb hatte man zur Beaufsichtigung des Transports zurückgelassen. Von Aufsicht zu reden verursacht uns in diesem Falle keine Verlegenheit, weil Liebesgaben ohne jede Heimlichkeit, mit geradezu wohlthuender Offenheit beschnuppert, beleckt und etwas aufgelockert wurden. Sie waren ja für die deutschen Landsleute vor Paris bestimmt, und zu denen gehörte man doch auch, sollte man meinen. Man bedenke Tabak, Cigarren, „Wurscht," Schinken, Fetttöpfe, Kornschnaps auf der einen, und die guten gesunden blaßroja Soldatenmagen auf der andern Seite: da hätte man ja eher eine Schüssel heißer, duftender welsh rarebits auf den Fliesen eines Rattenkellers für geborgen halten können als solche Delikatessen in einer unverschlossenen Lowry.

Auch Julius war bei Gottlieb am besten und am sichersten verwahrt — wie verdienstlich das von diesem war, davon mochte nur der dicke Herr von Broirad eine Ahnung haben. Paul hatte man dagelassen, nicht weil er zu bunt ausgesehen hätte — man war ja solange unterwegs gewesen, daß „Nase und Auge" schon wieder in Ordnung waren, und daß man kaum noch an einzelnen Stellen einen ganz blassen schwefelgelblichen Schein bemerkte —, sondern damit er auf die Hahnschen Proviantvorräte, die auch nicht von schlechten Eltern waren, ein wachsames Auge haben sollte.

Vier Stunden später finden wir den Vater Hahn auf dem Bock eines einfachen, gutgehaltnen, mit ein Paar Rappen bespannten offnen Halbfourgons wieder,

Digitized by Google

Gardegeneral, Exzellenz . . . , dem mier von unserm Oberschten ene Milchkuh hingebracht ham. — Glei ene ganze Milchkuh, bemerkte staunend der prinzliche Kutscher. — Na, er werd en doch keene halbe ham schicken sollen. — Aber ene Milchkuh, das will doch was heeßen. — Na, unser Obersch werd sich doch nich lumpen lassen und en preußischen Gardegeneral keene alte verhungerte Henne schicken. — Na, 's giebt ooch scheene Hennen, sagte unser Bäckermeister etwas verletzt. — Ulanen hatten doch der Exzellenz ihre Milchkuh ausgeführt, natürlich nich zum Schlachten, sondern höchst wahrscheinlich für eenen von ihren Offiziers. Das hatte de Exzellenz schrecklich gesuchst, weil s'er früh beim Kaffee fehlte, die Milch. Unser Obersch, der hatte das erfahren. 'S war gerade vor e paar Tagen e Verproviantierungskommando von en kleenen Streifzuge in der Umgegend zurückgekommen; da waren bei dem, was se mitgebracht hatten, ooch e paar Milchkühe derbei, und da ham mer se heite früh hingeschafft, die eene Milchkuh, weil mier doch Fleeschers sein. Die Freede vom Adjutanten hätten Se sehen sollen, Kutscher: glei nuff zur Exzellenz, melden. Na, miehr kriegten zu essen un zu trinken, was 'nein wollte, und an warmen Sachen — Liebesgaben natürlich —, was mer uns ufn Leib packen konnten. Ich habe alles dreifach drunter: mei eegnes Zeig un zwee Extragarnituren. — Nu, wenn ihr Fleischer seid, sagte Vater Hahn, sich abermals ins Gespräch mischend, da werdt ihr doch ooch Zeisigen kennen, Eugen Zeisig, von der vierten. — Ja, den kannten sie, un Barteln ooch. — Na, da würde er sie ja wohl wiedersehen, heute abend drüben in Villeparisis. Sie solltens nur immer Zeisigen und Barteln sagen, daß er da wäre, Bäckermeister Hahn aus Meißen, Karlen sein Vater. — Mier wern nich lange sin, fügte der Kutscher hinzu, ich habe nur was abzugeben unten in Livry; mier fahren nachends gleich hinter Clichy durchs Holz und kommen bei Courtry rein.

Es fing schon an zu dämmern, als Vater Hahn und der Kutscher kurz hinter Courtry einen kleinen Trupp Soldaten auf sich zugelaufen kommen sahen, Schützen, vornweg einen, der rascher lief als die übrigen, und sich gebärdete, als wäre er eben dem Tollhause entsprungen. — Sachte, sagte der Kutscher, seine Rappen parierend: Se wern noch Hals un Beene brechen, Herr Hahn.

Aber Vater Hahn hatte nicht gehört, war abgesprungen und seinem Schützen entgegengelaufen. Junge, Junge, ich dachte doch, du wärscht in Paris. — Vater. Vater, ich dachte doch, du wärscht in Meißen. Und der Mutter gehts gut? — Freilich, wird ersch gut gehn, wenn se ersicht weeß, daß mer dich wiederham.

Wenn er die Szene später schilderte, der gute alte Hahn, that ers nie, ohne den ihm gerade zunächst stehenden zu umarmen, um dem Auditorium eine Idee davon zu geben, „wie es gewesen war," und der, dens traf, bekam nicht bloß eine Idee davon, wie es damals gewesen war, sondern auch wie es sein würde, wenn er leichtsinnigerweise im Zoologischen Garten zu Vater Petz in die Grube stiege, um mit dem Brüderschaft zu machen. Auch des Kutschers pflegte Vater Hahn dann zu gedenken, der nach einem verstohlnen Blick in die soeben vergewaltigte Hand gesagt hatte: 's is mir nur lieb, Herr Stadtrat, daß S'en wieder ham, und der wahrscheinlich 's ganze Jahr solche Gelbbäcker würde fahren wollen.

Von Meaux war der Zug, der ursprünglich keine Lokomotive gehabt hatte, mit einer überraschend angekommnen Lokomotive doch noch bis Lagny gefahren, und es war mit der Abfahrt obendrein so rasch gegangen, daß Gottlieb beinahe zu spät gekommen wäre. Er war aber doch noch im letzten Augenblick eingestiegen, und nur Paul, der ihn überall gesucht hatte, war, richtig, sitzen geblieben. In Lagny war dann sofort alles unter Gottliebs Leitung per Wagen nach Clave expediert worden, Julius aber hatte sich einem nach Villeparisis zurückkehrenden Schützen angeschlossen. Dort hatte er Karl, der in der That ausgewechselt worden war, ermittelt und war in dessen Gesellschaft mit Zeisig, Bartel und den vier Fleischern dem Vater Hahn nach Courtry entgegengegangen.

Digitized by Google

Aber Vater, sagte Karl, wo denkst du denn hin! Eenen, der lahm is, kann doch unser Oberscht nich brauchen, un 's gloobts uns ja ooch keener, der Pauln sieht: wie e Mädel sieht der doch wahrhaftigen Gottes nich aus.

Man soll sich grundsätzlicherweise nie auf die Seite eines Sohnes stellen, der seinem Vater widerspricht, aber — unter uns gesagt — das allereinzigste mal hatte Karl doch Recht: wie ein verkleidetes Mädchen sah Paul nicht aus: nur allein die beiden auf der Schindelmühle in Aktion getretnen Fäuste. Welche Großmagd hätte etwas so ausgesprochen Männliches aufzuweisen vermocht? Und nun gar ein Fräulein Pauline, eine Bäckermeisterstochterfreundin? Aber so sind nun einmal Väter und ältere Hähne; sie denken, Söhnen und jüngern Leuten gegenüber müssen sie Recht haben, und deshalb sah auch — Vater Hahn wollte das Karl in allem Ernst gesagt haben, und dabei sollte es ohne Widerrede bleiben — Paul vielmehr wie „e Mädel" aus als Julius. Karl schwieg, und der neben ihm hergehende Zeisig taumelte etwas zur Seite, weil er auf den „Gungs," den ihm der Sohn des Recht behaltenden Vaters versetzt hatte, nicht vorbereitet gewesen war.

Es blieb also dabei: Paul sah mehr wie „e Mädel" aus als Julius, und man trat in das Haus, wo Karl und Zeisig in Quartier lagen. Vater und Schwester Rosa wurden dem Stabskoch Herrn Hunger übergeben, und die übrige Rasselbande eilte im Zotteltrabe davon, um von Claye alles, was Vater Hahn mitgebracht hatte, „rüberzuschaffen," ganz besonders aber die Stollen. Vielleicht fand man dort auch eine Spur von Fräulein Pauline.

Das große Haus, wo Karl und Zeisig lagen, war, obgleich es mehr wie der fürstliche Sitz einer gutartigen Zigeunerhorde aussah, das Regimentsstabsquartier, und wer uns von denen, die darin verkehrt haben oder da einquartiert gewesen sind, einen topographisch auch nur annähernd richtigen Grundplan seiner verschiednen Stockwerke zu geben imstande wäre, dem würden wir nicht bloß herzlich dankbar sein, sondern wir würden ihm sogar eine Prämie für hervorragenden Ortssinn und ausgezeichnete Orientierungsgabe zu verschaffen suchen. Es war ein Karawanserai, das mit seinen Gängen, Fluren, Treppen, Flügeln, Ställen, Schuppen und Winkelgelassen jeder Beschreibung spottete und wie ein guter Schwamm viel, viel mehr faßte, als man auf den ersten Blick geglaubt hätte. Wenn man sich erkundigte, wohnte eigentlich immer jedermann dort, auch die Bankette des Offizierkorps, zu denen bisweilen auch als sehr beliebte Gäste die befreundeten Bombenschmeißer erschienen, wurden da abgehalten, in Lokalen, die wir immer nach der einen Seite hin für absolut endlos gehalten haben.

Vermutlich — bestimmt können wirs nicht sagen — war das Grundstück in guter alter Zeit ein Einkehr- und Auspannungshaus „im großen Stile" gewesen; es lag an der Heerstraße und mochte zu Markt- und Wallfahrtszeiten „gerappelt" voll gewesen sein, mehr noch als an diesem 24. Dezember, wo doch einzelne Offiziere, der Oberst an der Spitze, jeder sein eignes Zimmer darin hatten. Wem es um den Beweis zu thun gewesen wäre, daß es bei gewissen von der Vorsehung im Punkte der Führung außerordentlich begnadigten Truppen Herzensdisziplin giebt, ohne daß für deren Einführung oder Erhaltung von irgend einer Seite auch nur die mindeste Anstrengung gemacht wird, der hätte dieses seltene Erzeugnis wahrhaft herzerfrischender Beziehungen zwischen Haupt und Gliedern in der alten Riesenspelunke finden können.

Wenn im ersten Stock des Hauptgebäudes drei Dammiche über den Korridor rasten, weil A irgendetwas mit B und C auszutragen hatte, und diese es vorgezogen hatten, den Austrag nicht abzuwarten, so konnte man darauf rechnen, daß der vernünftigste der drei, wenn sich die Jagd unversehens einer gewissen Thür näherte, den beiden andern vorwurfsvoll zurufen würde: Ihr dummen L.... sch, teepst doch nich so, wo er drinne sitzt un liest. Er war dann niemand Geringeres als der Oberst, „unser alter Oberscht," und er saß auch wahrscheinlich „drinne"

Digitized by Google

nicht recht war, und was die andern nicht thaten, das hätte er schon an sich nicht thun mögen, auch wenn er sich um die Strafe hätte herumschlängeln können. Nur das Allereinzigste sollte ihm der liebe Gott zu Liebe thun und ihm begreiflich machen, wie er sich heute mit seinem wiedererlangten Karl vor dem Lichterbaum, den sie unten zurecht machten, über die Geburt des kleinen Heilands freuen und dann gleich mit dem allernächsten Gedanken, der ihm durch den Sinn ging, ein Gelingen dessen wünschen solle, was er etwas allgemein „das Bombardement" nannte. Es war ihm zu Mute, als wenn er sich beinahe über Karl und den Lichterbaum nicht freuen könnte, weil ihm die andern „drinne" zu leid thaten. Oder war es vielleicht ein Mißgriff, wenn man zuviel überlegen, zuviel fassen, für zuviel verantwortlich sein wollte? Sein Vater war immer für sich Zeit nehmen, stille sein und sich zusammenhuscheln gewesen. Mir ist es immer, hatte er ihm manchmal gesagt, als wenn mir der liebe Gott gesagt hätte: Karl — sein Enkel hieß nach ihm —, sei ja artig, spiele recht schön und bleibe hübsch im Garten.

War das nicht wieder eine Anschauung, die von einem Irrtum ausging, weil sie sich Gott zu menschlich vorstellte? Wenn er in die einsame, sternenhelle Nacht hinaustrat und die kühlere, reinere Nachtluft einatmend sich bewußt wurde, daß jenseits des sich vor seinen Augen ergehenden Sternenheeres seit Jahrtausenden und Jahrtausenden andre noch fernere Sterne die ihnen von demselben Meister vorgeschriebnen Bahnen wandelten, da kam es ihm freilich vor, als wenn er etwas von dem zu ahnen anfinge, was Unendlichkeit sei.

Aber das war ja nur ein Vorgeschmack, und das Lebensrätsel löste ihm auch der gestirnte Himmel nicht. Jede Erklärung, bei der auch nur ein Eskimo oder Zulukaffer, als beim Start benachteiligt, zu kurz kam, war für ihn keine Erklärung. Wenn Gott ein Paradies hatte, so mußte jeder bei seiner Geburt ein Billet dazu in der Hosentasche haben, denn wo blieb sonst die Gerechtigkeit? Aber freilich, wie viele waren zu ihren Vätern versammelt worden, die nie eine Hose angehabt und nie Rosinenäpfelkuchen gekostet hatten! Und dann war der eklige Kerl, an den er schon um des lieben Gottes und des Ärgers willen, den er diesem verursachen mußte, gar nicht gern dachte, der Teufel. Den hätte er, wenn er der liebe Gott gewesen wäre, tüchtig beim Schwanze gepackt und ihm lieber 's Genick gebrochen als nichts. Hatte Gott mit dem Teufel nicht aufräumen wollen? Gekonnt mußte ers doch haben, da er allmächtig war? Erklärt wurde durch das Vorhandensein des Teufels viel, eigentlich alles, das war wahr, aber hübsch, daß er da war, war es deswegen immer noch nicht. Am Ende war sich zusammenhuscheln doch noch das einzig Wahre für einen Mann wie ihn. Sich an dem freuen, was er hatte, Gott dafür recht dankbar sein, seinen Nebenmenschen ihre Last ein wenig abnehmen, wo ers konnte, ohne Karl zu benachteiligen, und sich mit dem begnügen, was ihm der liebe Gott von sich zu wissen gethan hatte. Wenn das, was er erfahren hatte, nicht das Richtige war, so war er, Vater Hahn, doch eigentlich nicht daran schuld. Er wäre ja ebenso bereit gewesen, das Bessere für wahr zu halten, wenn es ihm gesagt worden wäre. Ja, er wollte sich zusammenhuscheln und sich ans Nächste halten, Gott von Herzen dafür dankbar sein, daß er ihm seinen Karl wiedergegeben hatte, und heute abend seinem und dem lieben Gott seinem Sohne zu Ehren „richtigen" Stollen essen, „richtigen" Roten trinken und fidel sein. Und seine Frau sollte den französischen Gefangnen in Drehsen für fünfzig Thaler warme Sachen schicken, denn sein Konfirmationsspruch war gewesen: Liebe Kindlein, liebet euch untereinander, und zu den lieben Kindlein gehörten die Engländer, Russen und Franzosen auch, das hatte ihnen auf Anfrage der Herr Pfarrer ausdrücklich versichert.

Als ihn die mit den Paketen von Claye zurückkehrende Rasselbande aus einem behaglichen Schläfchen weckte, in das er aus dem friedlichen Reiche seiner lebensphilosophischen Betrachtungen hinübergedämmert war, war es noch ein wenig dunkler

Digitized by Google

lichem, opferwilligem Eifer der ihm vor der Nase weggefahrnen fahrenden Habe seines Prinzipals nachgejagt und diese ihm immer um einen Etappenbruchteil vorausgewesen war, wie bei der Schmetterlingsjagd der Kohlweißling dem Schuljungen. Er hatte sich dreimal verirrt und war zweimal eingebrochen, einmal in eine Schneegrube, das andre mal in einen „nicht fest genug“ zugefrornen Graben. Von Le Vert Galant, wohin sie ihn schließlich „gewiesen“ hatten, nachdem er auch in Claye — sehr begreiflicherweise — das Gepäck nicht angetroffen hatte, hatte man ihn mit einer Ordonnanz, einem Gefreiten des Regiments, der auch mit heraufgekommen war, herübergeschickt, und hier war er nun, ein reizender, braver Bengel, gestikulierend, schwitzend, glühend, strahlend, aber als Fräulein Pauline für jeden andern als für einen Vater, der Recht hat, schlechterdings unmöglich. Gesetzt, es wäre einer der Anwesenden verrannt genug gewesen, dieses kostbare Exemplar eines wie ein junger Jagdhund dem eignen guten Willen erliegenden Jünglings für ein verkleidetes Mädchen, für die Freundin von Rosa Hahn zu halten, was hätte er von einer jungen Dame denken sollen, die sich zwar mit ihrer Freundin Sie, dafür aber mit Karl und den beiden Fleischern Zeisig und Bartel Du nannte und bei der Geschichte von der Kaffeemühle, die Zeisig zum besten gab, vor Entzücken in ein wahres Wonnegeheul ausbrach? An und für sich war ja die Geschichte, das wird uns jeder, der sie kennt, zugeben, durchaus harmlos und „sehr gut,“ aber sie zu würdigen oder auch nur zu verstehn setzte Bekanntsein auf einem Gebiete voraus, dessen grundsätzliche Reservierung zu der Errungenschaft der Klassikerausgaben für höhere Töchter geführt hat. Karl hatte sich denn auch während dieser Episode mit seiner Rosa in eine überaus sachliche Diskussion über Viehfütterung mit Schlempe geflüchtet und hatte es so auch den fünf andern erfahrnen Kammerherren, von denen der eine die Sache mit erlebt hatte, möglich gemacht, ihren Anteil am Spaße ungestört zu genießen und zu bethätigen.

Der Gefreite, der dem Vater Hahn als möglicher Zwangswerber nicht ganz geheuer war, brachte ihm von Le Vert Galant einen Brief mit, den Frau Hahn per Feldpost gesandt und dem Generalkommando ans Herz gelegt hatte. Herrn Bäckermeister G. Hahn aus Meißen, zu Händen Sr. Königlichen ... Gott sei Dank! rief Vater Hahn erfreut, da wird er doch gesehen haben, daß wir in Meißen wissen, was sich gehört.

In diesem Briefe, dessen Anfang Vater Hahn den ihm zunächst sitzenden vorlas, hoffte Frau Hahn, ihr Mann werde guten Erfolg haben und nicht zu wagehalsig sein; sie warnte ihn vor den Franktireurs, empfahl Paul, das Anziehn der warmen Unterbeinkleider nicht zu unterlassen — hörscht's, Paul ... ine? —, klagte über den langen Paul, der sich „wieder“ in einen warmen Pflaumenkuchen gesetzt habe, und berichtete, Bertha sei zu einer erkrankten Tante gereist, die ihrer Pflege dringend benötigt gewesen sei — oha! —, sie habe aber an ihrer Statt eine Cousine eingestellt, die ein sehr nettes Mädchen und ganz nach ihrem Geschmack sei. — Natürlich spindeldürr — und 's reene Panzerschiff. Da die zweite Hälfte des Kommentars nicht vom Vater Hahn, sondern vom lockern Zeisig stammte, so bekam dieser etwas zu hören, das wie ein gutmütiger und nicht ganz unverdienter Vorwurf klang. Vergangnen Sonnabend waren Schindelmüllers alle drei dagewesen, hatten Quarkkuchen gegessen und zwei Flaschen Roten getrunken und ließen grüßen. „Der alte Satan“ — das stellt unsern bescheidnen Drachen doch sehr in den Schatten — war wie ein Ohrwürmchen gewesen, und Hermine ließ ihrem Paul — ihrer Pauline — sagen, sie könne ihm — ihr nie dankbar genug sein, denn nach dem Ausspruche des Arztes habe sie dem krummbeinigen Goliath ein Paar falsche Rippen im Leibe zerschlagen. — Ein Prachtmädel, die Pauline. — Am Sonntag war dann Elisens Schwägerin, die Patzschmannen aus Lommatzsch „rübergekommen“ mit ihrem „Geschirre“ und hatte ... Hier brach Vater Hahn, der nicht Lommatzsch, sondern Lumtzsch ausgesprochen hatte, ab und

Digitized by Google

sagte „besoffen" — also so „besoffen" sei er noch lange nicht, daß er das „schnalle." Karl habe es sich nun einmal eingeredet, Julius sehe mehr „wie e Mädel" aus als Paul, und, das habe er von seiner guten Mutter, da müsse es auch so sein und danach gehn, und wenn die Welt darüber in Stücke fliege.

Karl, sagte Zeisig, du könntest ja dem Meester Fräulein Rosas Photegraphie weisen, wenn de nich schon alles runtergeschmatzt hast. — Das war auch wahr, und es stimmte auch alles, außer dem schönen langen Haar und dem Bolerojäckchen, die fehlten. Das war richtig, das sah auch Vater Hahn ein, der nun mit einem mal nicht wußte, wer zuviel getrunken hätte, er oder die andern? Aber wie käme denn Fräulein Patzschmann hierher, in Männerkleidung? Das ließ er sich doch auch nicht einreden, daß Frau Patzschmann so etwas zugegeben haben sollte. Warum er überhaupt nie etwas von der Sache erfahren habe? Er würde doch nie etwas dagegen gehabt haben. Im Gegenteil.

Meester, sagte Zeisig, in dem Briefe, den Sie uns nich ganz vorgelesen ham, da schtand wohl nischt weiter drinne?

Freilich stand noch „eine ganze lange Litanei drinne." — Da konnte man ja nachsehen. — Das war ein Gedanke. — Daß der Brief zu gleicher Zeit vom Vater Hahn, von Karl, von Julius und auch von Zeisig gelesen wurde, war — da beißt die Maus keinen Faden ab — ein Beweis, daß man allerseits etwas aus dem Häuschen war. Wir lassen es dahingestellt sein, wer es zuerst herausbuchstabiert hatte, daß Frau Hahn und Frau Patzschmann „in einem Aufwasch" alles besprochen hatten, und daß es nach Frau Hahns Meinung ein zum Himmel schreiendes Unglück wäre, wenn Karl etwas zugestoßen wäre, gerade in dem Augenblick, wo sich die Pforten der Glückseligkeit für ihn aufthäten: aber das stand fest, die brave Henne hatte sich dieses orientalischen Tropus bedient, den sie als festliches Klischee nur bei Verlobungen in Gebrauch nahm. Wer sich zuerst umarmte, waren nicht Karl und Rosa, obwohl sie den Weg wußten, sondern Rosa und Vater Hahn. Nu bist de doch noch meine Tochter geworden, schluchzte er, und obendrein e Mädel. Er weinte viel und lange: es werde ihm gut thun, meinte Zeisig, der ihn beim „Jubilieren" beobachtet hatte und die absorbierten Quantitäten kaum für möglich gehalten haben wollte. Das war wahrscheinlich die Ausführung des am Schlusse seiner philosophischen Betrachtung gefaßten Vorsatzes, dem lieben Gott recht danken, „richtigen" Roten trinken und fidel sein zu wollen.

Als Paul Karl gratulierte, meinte der: Da können wir gleich Doppelhochzeit machen. Von der dritten Hochzeit war zwar in dem Falle wegen des chronologischen Anstoßes nicht die Rede, aber Eugen dachte doch im stillen, so schön wie für die beiden andern würde es für ihn mindestens auch sein. Wenn nur hier schon alles zu Ende gewesen wäre, daß man sich gleich der Familie hätte widmen können.

Und nun hatte man Vater Hahn auch gestehn können, warum man ihm die Jagdgeschichte mit der Zwangswerbung hatte aufbinden müssen. Er war, nachdem das Thränenelend einmal nachgelassen hatte, so in seinem Gott vergnügt, daß er auch das verzieh. Recht hatte er doch gehabt, denn ausgesehen hatte Paul doch mehr „wie e Mädel," nur daß er eben keens gewesen war, und darauf kams eben gar nich an.

Man war aufgebrochen; Vater Hunger und Zeisig waren „mitgegangen." Zeisig der Gesellschaft wegen, der Stabskoch, um Madame Lemoine seine Landsleute selbst vorzustellen. Wie sie auf die Straße kamen, sagte er, auf ein erleuchtetes Fenster im ersten Stock zeigend: Er ist noch auf, er kanns nicht verwinden. Es ist, als wenns seine eignen Kinder gewesen wären, die er verloren hätte. Er konnte bei Tisch keinen Bissen hinunterbringen, und er ist auch gleich nach dem Kaffee fortgegangen, was er sonst nie that.

Vater Hahn hatte das nicht gehört, denn er ging mit Zeisig, und die andern vier waren ein Stückchen voraus.

Digitized by Google

Die Zahl der Schüler und der Klassen ist oft über das Doppelte und das Dreifache des frühern Standes gestiegen, die großstädtischen Gymnasien sind alle Doppelanstalten mit 30 bis 40 Lehrern und 500, 600, 700 Schülern (in Preußen obendrein mit Vorklassen), in oft überfüllten Klassen. Dementsprechend sind die Korrekturlasten und die Anstrengung, die der Lehrer in der Stunde selbst aufwenden muß, sowie die Verwaltungsarbeiten des Rektors, für deren Vermehrung gelegentlich auch noch die Behörden durch neue Ansprüche freundlich sorgen, gewachsen, und die Muße zu wissenschaftlicher Beschäftigung oder gar zu litterarischer Produktion verkürzt oder ganz zerstört, zumal da die sogenannte Normal- oder Pflichtstundenzahl unbegreiflicherweise nicht etwa herabgesetzt, sondern erhöht worden ist, zum Teil unter wohlwollender Mitwirkung eines Landtags. Erschwerend wirken noch die ungeheure Vermehrung des gelehrten Apparats, den heute fast jede wissenschaftliche Arbeit fordert, und den nur noch große Bibliotheken bieten, wie sie in Mittel- und Kleinstädten gar nicht zur Hand sind, das Sinken der Altertumswissenschaft in der allgemeinen Schätzung und sogar in ihrer Bedeutung für die Schule, die nicht mehr die alte Gelehrtenschule ist, die ganz überwiegende Rücksicht auf das administrative Geschick der Direktoren und die pädagogische Tüchtigkeit der Lehrer bei der Anstellung, und die daraus folgende Hochschätzung einerseits einer möglichst vielseitigen Verwendbarkeit, die es dem Kandidaten nahe legt, sich neben den beiden „Hauptfakultäten“ auch noch ohne jedes innere Interesse einige „Nebenfakultäten“ in oft weit voneinander abliegenden Fächern, etwa in Religion, Französisch und Turnen, zu erwerben, andrerseits die Einführung des „Seminarjahrs“ in Preußen neben dem längst bestehenden Probejahr, die auf einer von den Volksschullehrerseminarien eingeschleppten Überschätzung des Werts der „Methode“ für die höhern Unterrichtsstufen beruht und den jungen Lehrer in den besten frischesten Jahren zu einer halben, also unbefriedigenden Thätigkeit verurteilt. Aber auch die Universitäten tragen einen Teil der Schuld an dieser Verschlechterung und zwar durch zweierlei. Unter vier Jahren Studium kommt heute ein Philolog schwerlich zur Staatsprüfung, die ihn wieder ein Halbjahr kostet; hat er etwa, wie das heute meist geschieht, die Doktorarbeit noch vorher zu beenden und von dem Professor ein zu schwieriges Thema bekommen, worin ziemlich oft ganz unverantwortlich gesündigt zu werden scheint, so nimmt dieses seine beste Zeit semesterlang in Anspruch, hindert seine allgemeine wissenschaftliche Ausbildung zu Gunsten eines vielleicht ziemlich unfruchtbaren Spezialstudiums und schiebt den Termin der Staatsprüfung, also weitaus der Hauptsache, zuweilen unverhältnismäßig hinaus. Da nun bei den meisten vor oder nach der Studienzeit noch das Militärjahr liegt, so kommt ein junger Mann, der im günstigen Falle etwa mit 19 Jahren die Schule verlassen hat, im besten Falle mit 24 bis 25 Jahren zur Staatsprüfung — und in Preußen — mit 26 oder 27 Jahren, wenn das Glück gut ist, zu einer Hilfslehrerstelle; dann wird er zunächst natürlich in den untersten Klassen beschäftigt, kann von dem, was er auf der Universität gelernt und getrieben hat, gar nichts brauchen, muß vielmehr vieles lernen, was er dort nicht gelernt oder wieder vergessen hat, findet zu wissenschaftlichen Arbeiten kaum Zeit, in kleinen Städten auch kaum Gelegenheit, dagegen den Früh- und Abendschoppen angenehm und — versimpelt, wird zum Lehrhandwerker. Energischere, strebsamere Naturen unterliegen natürlich dieser Gefahr nicht, aber sie besteht für recht viele, und die Schuld daran trifft zum Teil die unnatürlich verlängerte Studienzeit, also die Universitäten, die zwar die reine Wissenschaft lehren, aber dabei den künftigen Beruf ihrer Studenten nicht vergessen sollen. Die zweite von Paulsen betonte Gewohnheit ist die heute thatsächlich bestehende zunftmäßige Abschließung der Universitäten. Wie in den alten Zünften der Lehrling zum Gesellen, der Geselle zum Meister aufstieg, so heute der junge Akademiker vom Privatdozenten zum außerordentlichen Professor und zum Ordinarius. Nur durch dieses Fegefeuer geht er zum Paradiese ein. Außer dieser Ordnung an eine

Digitized by Google

Abhängigkeit von gesellschaftlichen Verhältnissen und Funktionen besteht. Daß die Geldwirtschaft mit ihren ungeheuern umwälzenden Wirkungen eine Notwendigkeit für die Kulturentwicklung gewesen ist, und in welchem Grade das Geld das Leben erleichtert — versteht sich denen, die welches haben —, lehrt uns Simmel aufs deutlichste einsehen, aber er verbirgt uns auch nichts von den Schattenseiten des modernen Amerikanismus: der Charakterlosigkeit einer ganz geldwirtschaftlich organisierten Bevölkerung, der Gemütsleerheit des Menschen, dem Geldspekulation und Gelderwerb Religion geworden sind, der Zwecklosigkeit eines Daseins, dem jeder höchste Endzweck entschwunden ist und das, was seiner Natur nach nur Mittel, reines Mittel sein kann: das Geld und die Maschine, als einziger Lebenszweck übrig bleibt. Die Betrachtung der Teleologie führt den Verfasser zum aristotelischen Gottesbegriff zurück, indem er meint, Gott könne keine Zwecke haben, weil er keiner Mittel bedürfe, sondern alles, was er wolle, unmittelbar verwirkliche. Da sich das doch schon von Ewigkeit her so verhalten haben muß, erscheint die Möglichkeit einer Schöpfung, überhaupt eines Hinausgehns der göttlichen Substanz aus sich selbst, undenkbar. Daß die Auflösung aller persönlichen Abhängigkeiten folgerichtig zum Sozialismus führt, wird natürlich auch in dieser Darstellung klar, zugleich aber auch, wie utopisch das Ziel des Sozialismus und wie falsch seine heutige wissenschaftliche Grundlage ist: der marxische Wertbegriff und die Lehre vom Mehrwert. „Keine Zeile dieser Untersuchungen ist nationalökonomisch gemeint," sagt die Vorrede, aber auch der Nationalökonom zieht nicht geringen Nutzen daraus. So z. B. überzeugt uns Simmel davon, daß zwar die Tendenz der Entwicklung dahin geht, das Wertsymbol, das zugleich Mittel der Übertragung des Wertbesitzes ist, von seinem materiellen Träger, dem Edelmetall, abzulösen (je fester und wertvoller die gesellschaftlichen Beziehungen werden, desto gebrechlicher und wertloser darf ihr Symbol sein), daß aber diese Ablösung nie vollständig gelingen kann, sondern dem Symbol ein wenn auch noch so kleiner Rest von Substanzwert verbleiben muß, wie auch die sublimste Seelenliebe einen Erdenrest von Sinnlichkeit nicht abstreifen kann. Gelänge die Loslösung vollständig, wäre das Geld wirklich gar nichts mehr, als der Ausdruck und das Mittel der Beziehung der Menschen zu einander, ihres Aufeinanderangewiesenseins, „so würde es im Ökonomischen jene höchst merkwürdige Vorstellung verwirklichen, die der platonischen Ideenlehre zum Grunde liegt. . . . Die Dinge, nach ihrem ökonomischen Werte geordnet und verzweigt, bilden einen ganz andern Kosmos, als ihre naturgesetzliche unmittelbare Realität es thut. Wenn das Geld nun wirklich nichts wäre, als der Ausdruck für den Wert der Dinge außer ihm, so würde es sich zu diesen verhalten wie die Idee, die sich Plato ja auch substantiell, als metaphysisches Wesen vorstellt, zu der empirischen Wirklichkeit. Seine Bewegungen: Ausgleichungen, Häufungen, Abflüsse — würden unmittelbar die Wertverhältnisse der Dinge darstellen." Es ist charakteristisch für das Buch, daß darin kein Autor so oft genannt wird wie Plato und keiner so viel benutzt wird wie Ehrenberg, der Geschichtschreiber des Zeitalters der Fugger; man wird nicht leicht zwei Autoren finden, die so weit entfernt voneinander an den äußersten Polen der geistigen Weltachse stünden. Um von den vielen merkwürdigen Beziehungen, die Simmel aufdeckt, nur noch eine zu erwähnen, die mit der Papierwährungsfrage zusammenhängt: in der Schwärmerei der Sozialisten für ein Arbeitsgeld sind auch ihre antimonarchischen Instinkte wirksam, da das wertbeständige, unzerstörbare Gold ein Symbol der unsterblichen Erbmonarchie und ist die Geldwirtschaft die Zentralgewalt nicht wenig stärkt.

Frau Potiphar. In der Reichstagssitzung vom 5. Dezember sprach der Handelsminister Möller in Erwiderung auf eine Anzapfung Eugen Richters von Joseph als dem „Handelsminister des Herrn Potiphar," worauf ein Abgeordneter der deutschen Reformpartei (unter stürmischer, sich mehrmals wiederholender, an-

Digitized by Google

Reichs nach Moltkes Siegen über Österreich und Frankreich wies sich als Kenner seiner Landsleute und des Auslands, als Vaterlandsfreund und treuer Diener seines Königs und Kaisers aus. Der Korse war lange Zeit glücklicher Eroberer und stieg als solcher in Ehrgeiz und Herrschsucht zum Empereur der Franzosen empor.

Zur Einheitsmarke. Durch das ganze Reich herrscht berechtigte Freude über das Zustandekommen der für das Reichspostgebiet und für Württemberg geltenden Einheitsmarke, und wir Schwaben haben in den letzten Tagen mit Genugthuung erfahren, daß das wichtigste Verdienst an dieser Einigung dem frühern württembergischen Ministerpräsidenten von Mittnacht zufällt. Ein kleines Bedenken ist dem Schreiber dieser Zeilen nur wegen der beabsichtigten Aufschrift der neuen Marken aufgestiegen. War es schon bisher störend, daß Marken mit der Aufschrift „Reichspost“ in Württemberg und Bayern keine Giltigkeit hatten, so konnte man z. B. dem Ausländer gegenüber, der seine Verwundrung über diesen Zustand äußerte, sich zur Not damit salvieren, daß man auf die Nichtzugehörigkeit der beiden größten süddeutschen Staaten zur Reichspost hinwies. Die neuen Marken sollen aber die Aufschrift: Deutsches Reich tragen. Ja, wenn nun jemand nach dem 1. Januar 1902 von irgend einer nichtbayrischen deutschen Bahnstation aus ins Bayerland fährt, dort einen zu Hause mit Marke versehenen Brief in den Schalter legen will, aber bedeutet wird, daß der Brief als nichtfrankiert angesehen werde, und nun fragt: Sind wir denn nicht mehr im Deutschen Reich? Was soll und kann der für eine Antwort erhalten? Unsre guten Freunde, die Engländer, die so gern in Deutschland reisen und so gern deutsche Einrichtungen lächerlich zu machen suchen (man lese einmal das vor kurzem erschienene Buch eines ihrer beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller: Three men on the bummel, von Jerome K. Jerome), würden sich diese Merkwürdigkeit kaum entgehn lassen.

Der historisch-geographische Abreißkalender des Bibliographischen Instituts mit seinen tausenden von nützlichen und interessanten Notizen, Sprüchen und Versen und seinen hunderten von Landschafts- und Städteansichten, Porträts, ethnologischen, kultur- und kunstgeschichtlichen Darstellungen, Autographen, Münzen- und Wappenbildern ist, nunmehr zum sechstenmal, für das nächste Jahr erschienen. Für jedermann nützlich wird er insbesondre für unsre größern Jungen wieder eine Freude, ein Schmuck für ihre Arbeitsstube und das ganze Jahr eine Quelle von Belehrung sein.

HARMONIE ZU BERLIN

## Zur Beachtung

**Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 61. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.**

**Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.**

Leipzig, im Dezember 1901

**Die Verlagshandlung**

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Princeton Theological Seminary
32101 064095688

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google